(5 Bl. 13)

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

Zwei und vierzigster Jahrgang.

Erste Hälfte.

Januar bis Juni.

Heidelberg.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1849.

Nr. 1. HEIDELBERGER 1849

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Johann Jakob Wagner, Lebensnachrichten und Briefe. Von Dr. Philipp Adam und Dr. August Koelle, königlich preussischem Finanzrath. Ulm, Stettin'sche Verlagsbuchhandlung. 1849. 496 Seiten in 8.

Wenn nicht diese Jahrbücher nur Anzeigen der in denselben angeführten Bücher, nicht aber Kritiken derselben geben sollten, so würde der Verfasser dieser Anzeige sich nicht gerade das oben genannte Buch gewählt haben, theils weil der Verfasser nicht mehr lebt, theils, weil Philosophie nicht des Referenten Fach ist; eine Anzeige aber glaubt er dreist machen zu dürfen. Das Buch hat für den Referenten ein grosses Interesse gehabt, weil es unmittelbar in die Zeit des Sturms und Drangs der Philosophen und ihrer mehrentheils jedes ruhigen Urtheils unfähigen Schüler und Anbeter hineinführt und den Blick auf den Scharlatanismus, den Wagner unbewusst, andere mit Schlauheit trieben, richtet. Das Buch führt uns gleichsam in die Zeit hinein und lässt die Leute derselben selbst reden. Ref. urtheilt übrigens nur als Dilettant, er hat es nicht mit der Philosophie, sondern mit der Zeit zu thun. Die Herausgeber dieser Briefe sind Wagner's unbedingte Bewunderer, sie halten ihn für einen sehr grossen, von seiner Zeit durchaus verkannten Mann; darin stimmt Ref. nicht mit ihnen überein, er glaubt aber nicht verbunden zu sein, zu sagen, was er von Wagner hält und schon damals hielt, als Wagner (der ein Jahr älter war, als er) seine Rolle in Würzburg und Heidelberg etwas marktschreierisch spielte. Er hat auch keinen Beruf, über einen Mann zu urtheilen, der 1775 geboren, sich schon 1798 so weit über die gewöhnlichen Menschen erhaben fühlte, dass er seinen Freunde schreibt, es sei Keiner, auch nicht Einer in Göttingen, mit dem er sich verständigen könne. Es wäre gar zu anmassend, wenn man an einen solchen Riesen den Masstab legen wollte, der für uns anderen Zwerge passend sein kann. Die Herausgeber der Briefe erkennen die kolossale Grösse des Briefstellers vollkommen an. Ihr Lob lautet in der von Herrn Koelle verfassten und den dem Buche vorgedruckten Notizen einverleibten nekrologischen Nachricht von Wagner in der Allg. Zeitung von 1842, Beilage zum 8. März, folgendermassen:

Die neuere Philosophie hat dem schwäbischen Stamm ihre glänzendste Epoche zu verdanken (ja wohl). Fast zu gleicher Zeit liess die Vorsehung (tantae molis erat Sophistarum condere gentem!!) innerhalb eines kleinen Umkreises drei Männer geboren werden, die ihr Leben an die Vollendung der Philosophie setzten. Der Eine, Hegel, hat erst in Verbindung mit Schelling, dann, wie seine Jünger versichern (das ist ächt diplomatisch), über ihn hinausgehend, eine weitgreifende Bewegung veranlasst, die nach seinem Tode in den verschiedensten Schwingungen nachbebt (der Ausdruck ist nicht komplimentös für die junge Hegel'sche Schule). Schelling hat eben jetzt (1842) angefangen (und leider jetzt schon seit drei Jahren wieder aufgehört), die philosophia secunda (die Niemand versteht), die aus seiner mächtig in die Zeit eingreifenden philosophia prima (die sehr wenige Leute verstanden, aber desto mehrere bewunderten) hervorgegangen ist, nach langer Erwartung des Publikums zu eröffnen (und bald mit Schimpf und Schande zu schliessen). Der Dritte Johann Jakob Wagner — — erwartet (er kann lange warten) die vollendete Anerkennung der Resultate seines geistigen Lebens von der Zukunft; seine Freunde (wie die des Herrn Friedrich Rohmer) sind überzeugt, dass er diese finden werde und finden müsse.

Von welchen Grundsätzen die hier erwähnten Freunde Wagner's dabei ausgehen und wie sie das Religiöse dabei in Anschlag bringen, wird auf den beiden ersten Seiten der Vorrede näher bestimmt. Diese Herren gestehen in der Vorrede nochmals ein, Wagner's Zeitgenossen hätten es der Zukunft überlassen ihm die gebührende Stelle anzuweisen, es spiegle sich aber in den Briefen, die sie bekannt machen, eine ebenso seltene als hervorragede Erscheinung. Es fehlt, wird dann hinzugesetzt, der Geschichte nicht an einer glänzenden Zahl erhebender Beispiele — — — und zwar Männern und Frauen, die von ihrer religiösen Ueberzeugung so innig durchdrungen waren, dass sie nicht nur ihre ganze Existenz daran setzten, sondern dass diese ganze Existenz nur der Ausdruck derselben war; eine Vereinigung der Wissenschaft mit dem Leben; eine solche vollkommne Identificirung beider, wie sie sich bei Wagner offenbart, ist aber in gleichem Grade noch nicht da gewesen. Seine Philosophie, oder, wie er es selbst nannte, seine Wissenschaft war nicht etwa eine Lehre, wie man sie auf dem Katheder in gewissen Stunden oder in Schriften als ein wohlgeordnetes System vorträgt und von der man auf andere Gegenstände oder Arbeiten und Beschäftigungen übergeht, sondern wie sie ein Ergebniss des tiefsten Versenkens seines Geistes in Natur und Geschichte (wovon er, wohlzumerken, ganz und gar nichts

wusste, aber desto mehr darüber orakelte) war und aus einem wirklichen Schauen der Weltverhältnisse hervorging, so war sie auch in seine lebendigste Ueberzeugung übergegangen und beleuchtete wie das Licht die Gegenstände, so ihm das gesammte Leben.

Die Lebensnachrichten, welche den Briefen vorangesetzt sind, stimmen mit diesen Aeusserungen der Freunde Wagner's ganz überein; er hatte es von Kindesbeinen an auf das Geniale und Kolossale abgesehen, streifte von Einem zum Andern, wusste am Ende von Allem, hatte aber nie an einer Sache ausdauernd gearbeitet, und war, weil er im äussern Leben unbeholfen und unfähig war, in sich zurückgedrängt. Die Erscheinung ist aber in Deutschland nicht so selten, als die Herausgeber der Briefe zu glauben scheinen, weil junge Leute, die das Erbärmliche des gewöhnlichen Lebens und Treibens, der Lehrer, der Lehre und der Bücher fühlen, sich gar zu leicht selbst überheben, sich gross fühlen, ehe sie noch reif sind. Finden solche Leute, was nicht selten ist, weil doch Geist in ihnen sein muss, einen Kreis von Bewunderern oder Anbetern, dann sind sie auf immer verloren. Selbst Hamann, Johann von Müller und Jacobi, denen übrigens Ref. doch Wagner nicht beifügen möchte, der tief unter ihnen steht, gehören zu der Klasse Menschen, wovon wir hier reden, welche sich selbst überschätzend orakeln, statt zu reden wie andere Leute. Was den Mangel eines soliden Grundes bei Wagner angeht, so machte ihn schon in Göttingen der alte Heyne aufmerksam darauf, dass man, wenn man sich durchbilden wolle, eins nach dem andern treiben müsse. Es wird in den Notizen gesagt, Heyne habe ihm im Seminar zugerufen: Wagner, sie waren heute wieder in der Bibliothek und haben Saussure's Reisen in die Alpen geholt. Wo soll das hinaus? Treiben sie was sie wollen, aber fixiren sie sich. Feiner aber ebenso nachdrücklich als Heyne gibt Fichte, der gerade das Gegentheil von Heyne war, dem jungen Mann, der in der Jugend und im Alter stets fliegen wollte, ohne Flügel zu haben, zu erkennen, dass man um lehren zu können, erst müsse gelernt haben. Er schreibt ihm: „Sie haben Talente und Ihre Schriften, so unvollkommen sie auch sein mögen, werden gelesen und gekauft werden, das ist gewiss; denn es gibt unter den Schriftstellern ebensowenig vortreffliche als unter den Menschen überhaupt. Ich bemerke aber, dass es Ihnen noch überall an vollständiger Entwickelung und ruhiger Klarheit Ihrer Begriffe mangelt. Sie sind noch jung und haben noch Viel zu entwickeln, und darum können Sie jetzt schon unmöglich mit Ihrer Entwicklung am Ende sein, eben weil Ihr Geist nicht arm ist, eben weil Sie viel Talent haben. Weniges bringt

man bald und leicht in Ordnung, dieses in Ordnung zu bringen, fordert eine längere Zeit u. s. w."

Aus dem Folgenden sieht man mit Erstaunen, dass ein Mann wie Fichte ebenso unpraktisch war als Wagner, und dass Beide ein Selbstvertrauen und eine Einbildung von sich selbst hatten, die bei Wagner, der erst Student war und nie in irgend einer Wissenschaft irgend etwas Gründliches geleistet hat, viel weniger in Erstaunen setzt als bei einem so tüchtigen und wahrhaft gelehrten Mann wie Fichte. Der Letztere hatte in Preussen, in der Schweiz, in Jena viele Menschen gesehen und das Leben kennen gelernt; Wagner kam schwäbisch aus Schwaben, ward Seminarist bei Heyne, wollte Hofmeister bei Fichte's noch nicht 2 Jahre alten Knaben werden, und dieser hatte das sogar selbst ausgedacht. Er bereute seinen tollen Einfall, als Wagner im Begriff war, zu ihm zu kommen, und half endlich dem Heyne'schen Seminaristen durch seine Empfehlung zur Redaction einer Handelszeitung. Kann man etwas Verkehrteres denken? Besonders wenn man noch hinzusetzt, dass diese Handelszeitung von einem Kaufmann Leuchs in Nürnberg als Speculation begründet ward, und dass er sich seinen Redacteur durch die Allg. Literatur Zeitung suchte. Wir führen dies nur an, um zu zeigen, wie übel es war, dass Männer wie Fichte und Wagner, welche ihrer Zeit die Jugend mächtig anregten, dass auch Schelling und Hegel sich so hoch über das wirkliche und gewöhnliche deutsche Leben stellten, wo ihre Wirksamkeit so sehr nöthig und nützlich hätte sein können, um Geist in den Broderwerb zu bringen.

Die Folge der Lebensgeschichte beweist überall, dass ein Mann, der späterhin Alles lehren, Alles besser verstehen, Wissenschaft, Kunst, Religion, Geschichte und das ganze menschliche Leben von oben her beurtheilen und leiten wollte, in den Jahren, wo sich nach und nach der Geist eine Ansicht des Lebens bildet, nie einen ruhigen Standpunkt im Leben hatte. Als wandernder Literat oder hernach als vagirender Docent konnte er unmöglich das Leben der civilisirten Welt und die mannigfachen Verwickelungen des Lebens in derselben kennen lernen, und stets um Existenz und um Mittel dazu besorgt, konnte er unmöglich mit Ruhe und ohne Befangenheit ein Urtheil über göttliche und menschliche Dinge fällen, welches dem ruhigen, prüfenden, reifen Forscher der Wahrheit genügt hätte, der nicht durch kühne Reden und Hyperbeln getäuscht wird. Dass ein Wagner später, als die Schelling'sche, selten von irgend einem Studenten recht verstandene Lehre Mode ward, die Studenten entzückte, war ganz natürlich. Gerade weil sie das Leben und die Wissenschaft

nicht kennen und, wie Wagner, die Länge und Mühseligkeit des Weges, der zu ihr führt, scheuen, greifen sie nach Dem, was ihnen recht keck und kühn in dunkeln aber tönenden Worten als solche geboten wird. Der wievielste von den hunderten von Zuhörern, die wir um Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel versammelt gesehen haben, war im Stande, uns zu sagen, was er denn eigentlich gelernt habe? Welches Resultat des deutschen Nationallebens lässt sich mit Sicherheit auf die sogenannte transcendentale Lehre der Wagner und Consorten zurückführen? Wie ist es möglich, dass Leute, die auf der Erde nicht zu Hause sind, sich vermessen, den Himmel zu stürmen?

Wagner wandert, nachdem er ohne alle Aussicht, eine Familie ernähren zu können, ein ganz armes Mädchen geheirathet hat, von der Redaction in Nürnberg als Privatgelehrter nach Salzburg, wo damals medicinische Wissenschaft blühte und Schellings Philosophie Furore machte.

Ehe der junge Mann auch nur die Elemente der Chemie, Physik, Anatomie, Physiologie, Geologie, Naturgeschichte, Astronomie u. s. w., von denen jede ein ganzes Leben fordert, oberflächlich erlernt hat, will er die ganze Welt a priori construiren, oder, mit andern Worten, Wagner als junger Mensch unternimmt ein Werk der Art wie das ist, mit welchem v. Humboldt im allerhöchsten Alter seine Laufbahn schliesst. Aber das ist nicht genug, seine Freunde führen hintereinander eine bedeutende Zahl andere Schriften und Recensionen an, die er neben dem (in der Geburt scheiternden) Hauptwerk in Salzburg stans pede in uno geschrieben habe. Das erwähnte Werk führt den prächtigen Titel: „Von der Natur der Dinge.“ Wie weit über Alles erhaben der junge Mann sich fühlte, welche Bedeutung er auf sein Werk legte, sagt er in den folgenden Worten:

„Meine Naturtheorie schreitet stark vorwärts. Es ist mir gelungen, das System der geistigen Natur zu finden, und ich staune selbst, wie leicht und ungezwungen sich mir die sogenannten psychologischen Räthsel lösen. Mein System bringt solche Einheit in das Ganze und nähert das Tiefste und Höchste so sehr, dass mich diese Einfachheit des Universums oft zum Verachter alles Wissens macht (natürlich: Ars non habet osorem, nisi ignorantem), dessen höchste Kunst es ist, den Reichthum der Natur in armer Einfalt aufzulösen. Wahrlich, wer das Wissen ganz ermisst, fühlt erst recht seine Armuth“ u. s. w.

Die Art Philosophie und Rhetorik, welche Wagner trieb, galt damals in Baiern und in Franken vor allem andern Wissen, und war der Medizin einverleibt; doch stürmte er von Salzburg aus lange auf die

verschiedenste Weise die Münchner Behörden ganz umsonst, bis er sich endlich aufpackt und mit der Frau nach München kommt, ohne Anstellung oder Aussicht. Aber Audaces fortuna juvat; plötzlich wird ihm die Stelle eines Studiendirectors zu Coburg und eines ausserordentlichen Professors in Würzburg angetragen. Bei der Gelegenheit zeigt er doch soviel praktischen Verstand, dass er die erste Stelle, welche eigentlich die eines Rectors am Gymnasium war, ausschlug und im December 1803 als ausserordentlicher Professor der Philosophie nach Würzburg ging, wo er, wie es hier heisst, zum Mitdirector eines von der Regierung zu gründenden kritischen Journals bestimmt war. In Würzburg zeigte sich sogleich, als sich Schelling und Wagner einander begegneten, dass sie sich beim ersten Anblick abstiessen, wie die beiden Pole der Electricität, und dass, wie Wagner sagt, ein glühender Wettstreit auf dem Katheder eintrat. Darüber hätte Ref. Lust, einige Bemerkungen zu machen, er fürchtet aber, zu scharf zu werden, was für sein Alter nicht passt; er will daher nur einige Erläuterungen aus den Briefen beibringen. Zuerst geht daraus hervor, dass der famöse Kretschmann, der damals Coburg regierte, Wagner's ganz besonderer Gönner war, dass er ihm unter dem Titel der Studiendirection das Directorat des coburgischen Gymnasiums anbot. In Würzburg hatte er 800 Gulden Besoldung, blieb aber im offenen Kriege mit Schelling, der ihn, wie er pflegt, vornehm behandelte. Wagner sagt S. 210 in einem Briefe vom 18. März 1804, in welchem er zugleich die Wissenschaft und Schelling verachtet: „Schelling ist ganz Wissenschaft und weiter gar nichts, als was er damit verbindet, Ehrgeiz und Eitelkeit. Aus Ehrgeiz und Eitelkeit, beide unterworfen der Wissenschaft, construirst Du Dir den ganzen Menschen sehr richtig."

Wie man unter Montgelas auf dieselbe Weise wegen Obscurantismus in der Philosophie verfolgt werden konnte, wie unter Abel wegen Liberalismus, und wie Schelling verstand, zu beiden Zeiten den rechten Ton anzustimmen, lernen wir auch gelegentlich aus diesen Briefen Wagner's. Wagner hatte sich gegen Schelling erklärt, dafür war er, wie er in einem Briefe vom 20. Februar 1804 sagt, bei Montgelas des Obscurantismus angeklagt worden, Graf Thürheim hatte ihm schon mit Versetzung gedroht, als er plötzlich die Meinung änderte weil er erfuhr Wagner sei seit sechs Wochen zu Würzburg in der Mode. Um zu beweisen, dass man unter Montgelas wie unter Abel die Wissenschaft in Baiern als Dienerin der Politik und Polizei des Hofes betrachtete, wollen wir wörtlich die Stelle des zwei und sechszigsten Briefes Seite 218 bis 219 einrücken:

„Man hatte mich bei Montgelas des Obscurantismus angeklagt! Und wenn Graf Thürheim nicht gezaudert hätte, den Willen des Hofes zu vollziehen, so wäre ich vielleicht schon removirt.“ Er freut sich hernach in demselben Briefe, dass er sehr en vogue komme und in Würzburg ausgezeichneter Achtung geniesse.

Schon am 11. März 1804, also im zweiten Semester, sieht Wagner, wie misslich es um eine solche akademische vogue steht. Er schreibt: „Meine Collegienernte ist dies Mal schlecht ausgefallen.“ Die Schuld schiebt er hernach auf Schelling und auf die lockenden Künste dieses Mannes, auf dessen Boden er das Gebäude seines Ruhmes gegründet hatte, dem er aber in demselben Briefe ganz absagt. „Seine neueste Schrift“, schreibt er, „Philosophie und Religion, hat mich dahin gebracht, mich auf dem Katheder und in meiner Idealphilosophie von seinem Systeme ganz loszusagen, indem mich jene Schrift überzeugte, dass in seinem Systeme das nie lag, was ich hinein legte, so dass ich nun meine bisher gehabte Ansicht seines Systems als eine ihm ganz fremde und mir eigenthümliche erkenne, seine Ansicht aber als einen aufgewärmten Neoplatonismus streng verwerfe.“

Ganz komisch ist es, mit welcher Wichtigkeit Hr. Wagner diese leere Schulstreitigkeit behandelt, und welche Bedeutung die Regierung auf diesen Zank de lana caprina legt. Man sieht, es ist geradeso damit, wie mit den Kriegen der Scholastiker, den Verfolgungen der byzantinischen Kaiser und mit dem Treiben der Urheber der symbolischen Bücher. Er sagt: „Diese Verwerfung habe ich bereits auf dem Katheder ausgesprochen, und sie wirkt schon unter den Studenten; die Regierung sieht es gerne. Zwischen mir und Schelling ist also auch literarisch jacta alea, und es gilt Leben oder Tod. — — — Ich sehe ruhig dem Erfolge entgegen, der mich oder Schelling nothwendig vernichten muss.“

Man sieht indessen an Wagner, dass in jener Zeit (wir wissen nicht, ob es noch immer so ist) Dreistigkeit, Keckheit, Dunkelheit, Anmassung und Bombast auf deutschen Universitäten stets Glück machten, und bescheidener Ernst nie einen Mann auf den Lehrstuhl bringen, oder auch nur darauf erhalten konnte. Zugleich wird man auch aus den anzuführenden Stellen sehen, welch ein verzagtes und wiederum trotziges Ding das Herz eines nach Applaus jagenden Professors ist, und ferner, wie vorsichtig wir Laien sein müssen, uns irgend einem System hinzugeben, wenn die Schöpfer der Systeme so miteinander umgehen, wie wir sehen, dass damals geschah. Wir sehen hier, dass Wagner, der nie eigentlich Bedeutung gehabt hat, sowohl Schelling als Fichte als ihm

untergeordnete Geister behandelt, und dass der Tross der Studenten sich auf gut Glück zwischen Wagner und Schelling theilt. Die Studenten verlassen sogar Fichte, um Gott weiss wem zu huldigen. Zuerst, was Verzagtheit angeht. Als im Sommer 1805 die Studenten nicht anbeissen wollen, heisst es:

„Ich selbst bin alle Augenblicke in Geldverlegenheit und sehe mir durch Schelling einen grossen Theil meines wohlverdienten Wirkungskreises und Lohnes entrissen; auch kämpfe ich mit meiner eigenen und meiner Frauen Kränklichkeit; aber — —"

Im Wintersemester 1805 gehts wieder gut mit den Collegien, und die Buchhändler zeigen sich geneigt, Wagner's Bücher in Verlag zu nehmen; da ist denn am 17. September 1805 der Ton ein ganz anderer. Wagner schreibt:

„Meine Stellung im Publikum ist jetzt so gesichert, dass ich eine frohe Zukunft vor mir sehe, wenn nicht die kriegerischen Umstände die Musen störten. Durch meine in diesem Sommer gehaltenen Vorlesungen über Leben und Krankheit (man erinnere sich, das waren Röschlaub's und der andern philosophischen Aerzte Zeiten) ist mein akademisches Uebergewicht über Schelling auch bereits so weit entschieden, dass man anfängt, mich um Collegia zu ersuchen, die ich nicht angeschlagen habe, und die Schelling liest. Gehn die Vorlesungen diesen Winter ruhig fort, so will ich meinen Sieg durch öffentliche Vorlesungen über Göthes Faust vollenden. Fichte erwartet man nächster Tags hier auf einer Reise nach Berlin. Der gute Mann ist schrecklich desorientirt in der Welt, und wird noch sein eignes Absterben wehmuthsvoll ansehen müssen. Er fand in Erlangen Anfangs ein starkes Auditorium, das aber bald etwas nachliess, vielleicht gerade, weil das marktschreierische und affectirte Air, womit er jetzt seine Weisheit auskramt, die doch immer noch die alte ist, Viele disgustirt. Darüber aufgebracht, schalt er die Unfleissigen auf dem Katheder, und dies hatte die Folge, dass sein Häufchen klein wurde. Ich bin begierig, ob er mich besuchen wird, wenn er hier ist. Ich fürchte, unsere letzten Verhältnisse, ehe ich nach Nürnberg kam, möchten ihn davon abhalten, zumal da jetzt noch literarische Verhältnisse, die ihm nicht gefallen können, dazu kommen. Er ist ein Opfer seiner steinernen Einseitigkeit." Die Veränderung, welche die Abtretung des Landes, wo Wagner und Schelling vereinigt ihr Wesen trieben und Einer den Andern überboten, hervorbrachte, als der ehemalige Grossherzog von Toscana Würzburg erhielt, war für Wagner nachtheilig, obgleich er Alles wusste und Alles trieb. Von den Pandekten bis zur höhern Mathematik, von der

griechischen Grammatik (er gab in Salzburg die griechisch geschriebene Grammatik des Chrysoloras heraus) bis zur Theorie des Lichts und der Wärme, der Mathematik und der Anatomie war Nichts, worüber er nicht las und nicht Bücher schrieb. Die Mythologie und gelegendlich die Theologie und die Weltgeschichte hatte er zwar nur im Vorbeigehen studirt, er schrieb und redete aber darüber als ein Orakel. Man bezweifelte hernach in Würzburg (wo man ihn auch später pensionirte) die Orthodoxie dieser Mythologie. Bei dieser Gelegenheit theilt er seinem Freunde aus dem Buche die folgenden Sätze, nicht etwa als Vermuthungen oder als Wahrscheinlichkeiten, sondern als ganz unbestreitbare historische Wahrheit mit:

„Der Abrahamithische Monotheismus ist in Indien zu Hause, und Abraham ist blos die verjagte monotheistische Bramasecte. Die christliche Dogmatik von Dreieinigkeit und Versöhnung (welche allerdings in der Lehre Christi nicht, wohl aber der Apostel liegt), ist ebenfalls indisch und das mythisch historische von der Geburt des Jesukinde, vom Leben, Tod, und Auferstehung des Gottessohnes ist — Inhalt der heidnischen Mysterien." Er fügt entscheidend hinzu: „Du wirst einsehen, dass damit der christlichen Religion eine Revolution bereitet ist." Ueber Kanne's Mythologie muss er sein Urtheil geändert haben, denn er las hernach über Kanne; hier redet er sehr vornehm davon, doch ist das, was er sagt, durchaus richtig:

„Jetzt ist Kanne's allgemeine Mythologie erschienen. Ein genialisches Werk philologischen Witzes, das aber sehr stark neben der Wahrheit vorbeistreift."

Er ging damals mit einem Organon schwanger, von dem er im Januar 1806 schreibt: Er sei jetzt gerade dreissig Jahr alt, seine wissenschaftlichen Ansichten hätten sich in dem Jahre subjectiv vollendet und geschlossen, durch die künftige Erscheinung seines Organons werde die Spekulation nach seiner Meinung künftig für alle Welt geschlossen sein. „Dieses Werk", fährt er fort, „soll die Probe der Mathematik aushalten, eine Probe, welcher sich noch keine Spekulation unterwerfen durfte; es ist daher auch für mich die Spekulation mit der Idee des Organon geschlossen, und ich habe nun weiter keine Arbeit als die Ausführung dieser Idee, und dann die lebendige Welt und Naturkenntniss, an der ich und Tausende fortarbeiten werden, ohne sie erschöpfen zu wollen. Das Organon aber muss rein formal und ein geschlossenes Werk sein für alle Zeiten."

Fünfzehn Monate hernach (April 1807) ist gleichwohl noch keine

Aussicht für das Organon, denn Wagner schreibt: „Mit genauer Noth habe ich endlich einen Verleger erwischt, der mir zu Michaelis meine allgemeine Mythologie (ein reiches Werk) herausgibt. Du glaubst nicht, wie die Buchhändler kaput sind. An mein Organon ist vor der Hand nicht zu denken; erst muss meine Weltgeschichte fertig sein, das braucht Zeit." Schelling wusste sich besser durchzuhelfen als Wagner, der in Würzburg sehr übel daran war. Auf welche Weise die Verbündeten Schelling's es anfingen, ihn über dem Wasser zu halten, beschreibt Wagner (wahrscheinlich jedoch nicht ganz unpartheiisch) in den Briefen. Wir wollen eine Stelle anführen, um zu zeigen, wie multiplex die practica philosophorum ist, die der medicorum es von jeher ist. Es heisst S. 226: „Schelling gönne ich sein Glück herzlich. Ich für mein Theil wünsche blos eine Gehaltszulage; das Katheder ist mir Bedürfniss. Schelling scheint im Publikum noch viel Gewicht zu haben, weil er und seine Freunde im Publikum schallen und wiederschallen durch Hülfe der Jenaischen Literaturzeitung. Allein dieses Hülfsmittel wirkt so wenig, dass es nicht einmal vermochte, den armen Windischmann mit seinen Ideen vor dem Durchfallen zu schützen. Der Verleger sagt mir, dass das Werk überall wieder zurückgekommen und fast gar Nichts abgesetzt sei, so sehr auch Schelling es durch seine Recension und mündlich zu heben suchte."

Auch Wagner liess es an Thätigkeit, sich anzubringen, nicht fehlen. Ende Februar 1808 schreibt er in dieser Rücksicht: „Ich habe neuerdings ein paar Versuche gemacht, im Ausland anzuklopfen; aber blos, damit ich allerlei thue, wozu eben Veranlassung ist, nicht damit ich etwas Bestimmtes erhasche. So habe ich neulich meine Mythologie an Johannes von Müller geschickt, und dem Hugo in Göttingen dazu in der Vorrede ein Compliment gemacht; auch gehört zum Theil die Dedication an Heyne hierher; aber zum Theil nur. Denn schon lange war ihm dies Opfer der Dankbarkeit zugedacht, und ich wartete nur auf eine ihm dedicirbare Schrift. Neuerdings ist nun aber zu diesem reinen Opfer noch die Absicht hinzugekommen, weil ich hier zu wenig Bücher und Studenten habe; aber ich treibe dies Alles mit solcher Gleichgültigkeit, dass ich meist acht Tage darauf vergesse, an wen ich mich acht Tage vorher gewendet habe. Auch treibe ich das Entgegengesetzte; so bin ich Willens, dieser Tage zum Grossherzoge zu gehen mit meinem dicken Buche, und bei einigen Matadors bin ich gewesen. Wenn dies Alles ohne Erfolg bleibt, so denk ich nicht daran; ich passire damit meine Zeit.", —

Komisch ist, was er im 75. Brief von einem Professor der Materia medica, Köhler, erzählt, der mit ihm in der Wette über Göthe's Faust las und ihn selbst namentlich aufs Katheder brachte. Tragisch dagegen ist es, hier zu lesen, wie höchst nachtheilig Männer, die, wie Wagner, ein Redetalent, Geist und mannigfaltige Kenntnisse hatten, in der philosophisch tollen Zeit der ersten dreissig Jahre unseres Jahrhunderts auf das Studentenpublikum und auf die Literatur wirken mussten, wenn sie, mit unerhörter Keckheit, nicht blos Alles lernen wollten (das scheint uns sehr löblich und sogar, wenn das Wissen eines Mannes unserer Zeit nicht unvollkommen sein soll, nothwendig), sondern sich unterstanden, Alles zu lehren, über Alles orakelnd abzusprechen und über Jeden, der sich nicht in ihren socratischen Zuhörerkorb setzen wollte, die Nase zu rümpfen. Wir wollen eine Stelle dieser Briefe anführen, welche anschaulich machen wird, was wir gemeint haben. Seite 230:

„Ich arbeite immer meinem Ziele, Organon, Weltgeschichte, Naturgeschichte, entgegen. Vorzüglich an beiden erstern. Mit dem Organon habe ich es bereits so weit, Quadratwurzeln in Begriffen ausziehen und quadriren zu können; auch ist die Grundlage des Ganzen bereits fertig. Es geht aber entsetzlich langsam. Für meine Weltgeschichte sehe ich mich genöthigt, neben dem Geschichtschreiber auch den Geschichtforscher selbst zu machen, und so gebe ich einige geschichtforschende Werke vorläufig heraus. Jetzt bearbeite ich den Homer und Hesiod in meiner Ansicht. Diesen Sommer will ich das alte Testament in der Ursprache studiren. Dabei studire ich indische, persische und griechische Mythologie, denn in ihnen liegt doch die älteste Weltgeschichte. Diesen Sommer lese ich publice über griechische Mythologie nach Kanne. Sein Buch (Mythologie der Griechen. 1. Theil) wird Dich, wenn Du es ernsthaft studirst, überzeugen, dass bisher noch keine sichere Ansicht der griechischen Mythen existirte. Leider ist auch hier nur die Bahn gebrochen und nichts vollendet."

Ref. war sehr gespannt darauf, zu erfahren, wie Wagner seine Wirksamkeit in Heidelberg, wo er in der ersten Zeit unglaubliches Aufsehen machte, betrachtet habe; darüber geben die Briefe Nr. 99 f. Auskunft. Wagner ward in Würzburg Ende 1809 entlassen, behielt aber seine 800 Gulden als Pension und konnte hinreisen wohin er wollte; er schwankte zwar Anfangs zwischen Göttingen und Heidelberg, entschloss sich aber doch bald für das Letztere, wo damals ausser den Pandekten Mystik, Romantik und Schelling'sche Philosophie herrschten. Da er im hohen Grade geübt war, Aufsehen zu erregen und seinen Zuhörern die

Meinung einzuflössen, sie übersähen die Welt und würden in den Vorlesungen ihrer Professoren in kurzer Zeit fähig gemacht, de omni scibili et de quibusdam aliis Orakel zu formuliren, so musste er nothwendig mit dem Empfang in Heidelberg sehr zufrieden sein. Wir wollen, weil doch wohl wenige Leser der Jahrbücher den dicken, übrigens gut geschriebenen und anziehenden Band über und von Wagner durchlesen werden, aus dem Briefe Nr. 100 die Stelle anführen, worin er ganz naiv erzählt, wie er, noch ehe er angefangen hatte, eigentlich zu lesen, durch ein um Neujahr 1810 begonnenes Publicum alle Professoren beleidigte und die Studenten entzückte. Ref., der den guten Schwarz immer, wenn etwas Neues aufkam, mochte es sein was es wollte, sich hinzudrängen sah, findet ihn auch hier unter den Vordersten, das wundert ihn nicht, aber dass Wagner eine Bedeutung auf dessen Theilnahme legte, das befremdet ihn, obgleich Schwarz sehr berühmt und der beste Mann von der Welt war. Wagner schreibt seinem Freunde am 27. März 1810:

„Mein hiesiges akademisches Leben geht seinen guten Gang. Meine Zuhörer werden sich im nächsten Semester stark multipliciren, denn mein Beifall ist entschieden. Dazu wirkte vorzüglich ein Publicum, welches ich seit dem neuen Jahr über die vier Facultäten las, welches ausserordentlich besucht wurde. Sogar reiche Handelsleute, mehrere Kirchenräthe und der bekannte Pädagog Prof. Schwarz waren darin. Ich stellte für alle vier Facultäten und ihre untergeordneten Wissenschaften die Idee auf, von der sie ergriffen sein sollten, und stellte den herrschenden Schlendrian gegenüber. Dies erregte noch unter Theologen, Juristen, Medicinern und Philologen eine Art von Rangstreit, indem bald die Einen, bald die Andern sich getadelt oder gepriesen sahen, denn ich hob überall die zwei Seiten mit gleicher Unpartheilichkeit heraus. Durch diesen scherzenden Wetteifer gewann mein Collegium noch mehr an Interesse für die Studenten.“ Das ganz natürliche Resultat dieser weniger auf ernste Belehrung als auf Spektakelmachen berechneten sophistisch-rhetorischen Vorträge gibt er weiter unten in demselben Briefe auf folgende Weise an: „Mein Collegium über die vier Facultäten hat mir unter den Professoren ebensoviel Feinde gemacht, als unter den Studenten Freunde. Es ist nicht ein Professor hier, mit dem ich auf freundschaftlichen Fusse lebe. Mit Klüber komme ich zwar zuweilen zusammen, allein wir tanzen blos Menuette miteinander. Ich habe durch mein Collegium den Studenten einen Massstab zur Beurtheilung der Professoren und leitende Ideen zur Wahl ihrer Collegien gegeben. Beides dankt man mir allerdings wenig.“

Dass der Anatom Ackermann Wagner's Vorlesungen im Jahr 1812

besuchte, wundert Ref. gar nicht, aber auffallend war es ihm, dass der alte Langsdorf Wagner's Mathematik hörte, oder, wie sich Wagner ausdrückt: „dort sass er unter den Studenten mit seinem Sohne und seinem Freunde, dem Architekten.“ Es heisst hier in dem 103. Briefe von den Vorlesungen, die er hielt, er habe die Vornehmsten gehabt Dass Wagner sich einbilden konnte, diese verständen das, was uns, die wir Tag und Nacht studirten, ewig ein Räthsel blieb, ist eine unbegreifliche Selbsttäuschung des sonst sehr verständigen Mannes. Er sagt von seiner Wirksamkeit in Heidelberg im Jahre 1812: „In den letzten Zeiten fing die Frequenz meiner Vorlesungen an, wo nicht zahlreich, doch splendid zu werden. Es wurde Sitte, dass die Vornehmsten bei mir hörten; ich hatte auf diese Weise letzten Sommer sieben Grafen und einen Prinzen unter meinen Zuhörern. Das macht auf das hiesige, mir im Ganzen abgeneigte Publikum den Eindruck, den ich wünsche.“ Also ein Meister der Philosophie sucht durch leeres Vorurtheil Eindruck zu machen, oder legt Bedeutung darauf.

Der Prinz, von dem hier die Rede ist, war der jetzige Grossherzog von Baden, von dessen Verbindung mit Wagner auch in der vorgedruckten Biographie S. 15—16 die Rede ist. In der That scheint der Prinz Antheil an Wagner genommen zu haben, weil er, als er als Grossherzog zum ersten Mal in Heidelberg war, dem Ref. gesagt hat, er habe Geschichte bei Wagner gehört. Ref. hat ihn natürlich nicht fragen mögen, was das für Geschichte gewesen sei.

An guten Lehren, an genialen Einfällen sind übrigens diese Briefe des Wunderlichsten unter den wunderlichen deutschen Philosophen sehr reich; sie lassen sich gut lesen und sind unterrichtender als die Bücher Wagner's, die Ref. Gelegenheit gehabt hat, zu sehen. Er schreibt z. B. in Beziehung auf die in jener Zeit aufgekommene historische Jurisprudenz:

„Dass die Jurisprudenz jetzt ihre Richtung aufs Historische nimmt, sagt er, ist vortrefflich für ihren Untergang. Denn wenn es nicht mehr heisst, das ist die Lehre vom Besitz, sondern das war einmal der Römer Lehre vom Besitz, so ist klar, dass wir uns des fremden, erborgten Zeugs schämen und selbst Etwas machen müssen, und dass es mit unserer berühmten Wissenschaftlichkeit schlecht stehen müsse, wenn wir nicht etwas Originelles und Gediegenes hervorbringen könnten. Aber damit hat es keine Noth.“

Mit dem letzten Satze scheint er sagen zu wollen, „dafür sei er da.“

In Heidelberg war übrigens der Lärm bald vorbei, er packte daher ein, so bald Würzburg wieder Baierisch wurde. Wir finden ihn am

Ende 1815 wieder in Würzburg, die Regierung hatte ihn wieder in Activität gesetzt; aber ihm weder Zulage gegeben, noch seine Umzugskosten vergütet. Er begann sogleich wieder eine lärmende Thätigkeit. Er schreibt S. 277:

„Ich lese jetzt zwei Collegien (der Brief ist vom Dez. 1815) und zwar eins für das gebildete Publikum aus allen Ständen, über den Standpunkt der gegenwärtigen Cultur. Die Zahl meiner Zuhörer steigt über 200, und so könnte mir das Collegium aus meiner Finanznoth helfen, wenn nicht so wenige zahlende Zuhörer wären. Bei meinem Studentencollegium zahlt nur ein Drittheil, die Andern sind pauperes, bei diesen werden wohl nicht $^1/_3$ Zahlende sein. Dieses öffentliche Collegium findet indess gewaltigen Beifall im Publikum und ebensoviel Reaktion bei meinen Collegen. Man liegt mir aber von vielen Seiten an, alle meine Vorlesungen öffentlich zu machen, einmal, weil der Geist der Zeit wirklich verlangt, dass die Wissenschaft unter das grössere Publikum komme, und dann, weil meine Vorlesungen immer gedrängter und gewichtiger werden, so dass sie sich in der That mehr für Männer als für Jünglinge eignen. In meinem oben erwähnten Collegium sind auch Frauen, und namentlich auch die meinige."

Er trieb freilich die Sache hernach Jahre lang fort, und es fanden sich immer noch Leute, die ihn reden hören wollten, mit den Büchern scheiterte er aber gänzlich. Im Juli 1816 klagte er nämlich, dass das Buch, zu dessen Druck ihm Freunde das Geld liehen, gar keinen Absatz finde, und gibt sogar zu verstehen, dass es mit den Collegien auch nicht recht gehe. Damals hatte er die tetradische Theilung aller Materien ersonnen, und hielt auf dem Lande sogar eine Predigt, deren tetradische Abtheilung er mittheilt. Er tröstet sich aber über sein Schicksal in Würzburg, wo er denn doch endlich Ordinarius wurde. Er sagt in dieser Beziehung:

„Mein eigen Schicksal fängt an, milder zu werden. Meine Wissenschaft verfolge ich noch immer bis zu einer Kosmogenie, in welcher die Tetras,

Religion

Wissenschaft Kunst

Mathematik

ihre lebendige Darstellung in innigster Vereinigung ihrer Pole erhalten."

Ueber die Stimmung der gelehrten Welt, besonders in Süddeutschland, im Jahre 1817, gibt der hundert und zehnte Brief ganz vortreffliche

Andeutungen, wobei man zugleich sieht, dass Wagner doch im Ernst wollte, man solle ihn anerkennen, und dass er dies nicht erlangen konnte. Ein solcher Originalphilosoph hätte doch über die opinio vulgi hinaus sein sollen. Er schreibt:

„Baader in München hat jetzt ein Schriftchen sur l'Eucharistie drucken lassen, welches ein merkwürdiges Zeichen der Zeit ist. Derselbe hat von dem russischen Kaiser 5000, sage fünftausend, Dukaten bekommen, um eine Schrift über das Verhältniss der Menschheit zu Gott auszuarbeiten. Das heisst eine Frömmigkeit, die was einträgt! Vor einiger Zeit schrieb mir Kanne ebenfalls, dass ihm seine pietistischen Schriften mehr eintrügen, als seine wissenschaftlichen, zu denen er kaum mehr einen Verleger hätte finden können. Von Schelling erzählt man mir, dass er ebenfalls mystisire. In seiner kleinern Schrift über die samothrakischen Götter (einem Anhang zu seinen schon zehnmal angekündigten Weltaltern), die ich soeben lese, sagt er: dass die Wissenschaft auf einen gewissen Punkt gelangt, von der Geschichte nicht zu trennen sein möchte, und dass er daher künftig welthistorische Arbeiten liefern werde."

Was dann folgt, kommt uns vor, wie der Ausruf jenes Mannes, der einen Fremden im Irrenhause herumführte, und bis er an den kam, der sich einbildete, Gottes Sohn zu sein, überall sehr verständige Auskunft gab, dann aber ausrief: „Der hält sich für Gottes Sohn, der Unglückliche! Das muss ich ja besser wissen, denn ich bin ja Gott der Vater." Wagner fährt nämlich fort:

„Ich aber habe schon vor 32 Jahren die Weltgeschichte für eine Seite der Philosophie erklärt, und Niemand hat darauf geachtet. Ebenso will man jetzt auf meine Mathematik nicht achten, wahrscheinlich bis ein Anderer sie ausschreibt. Eschenmayer in seiner neu erschienenen Psychologie, einem Vieles berührenden Werke, hat sie doch einige Mal rühmend angeführt."

Von welcher Art die neue mathematische Philosophie war, mag folgende Stelle aus dem hundert eilften Briefe zeigen:

„Ich studire jetzt mit grossem Eifer die sogenannte höhere Mathematik. Auf diesem Wege habe ich auch vorige Woche die erste einfache Gleichung in Begriffen gefunden, die sich völlig auf algebraische Weise manoeuvriren lässt. Setzen Sie nämlich meine Ansicht von Mensch, Thier und Pflanze als erwiesen voraus; und nennen sie Mensch m, Thier b, Pflanze a, so gilt unter der Voraussetzung, dass der Mensch von dem Thiere blos durch den Charakter der Universalität = u differire, und die Pflanze als Gefässsystem das halbe Thier sei, dessen andere Hälfte im

Nervensystem = x liegt, folgendes etc." Mit dem algebraischen Exempel und dem, was folgt, wollen wir die Leser verschonen.

Wir vermuthen, dass das weibliche Auditorum und die männlichen Zuhörer mit weiblichem Charakter, die sich um Wagner sammelten, durch den Ton inniger Ueberzeugung, durch die Zuversicht und Dreistigkeit, mit welcher die Sachen vorgetragen wurden, durch die bunte Mischung der mannigfaltigsten Notizen aus allen Wissenschaften und Künsten angezogen wurden, sonst wär es unbegreiflich, dass er so viele Jahre lang geduldige Zuhörer und staunende Bewunderer gefunden hatte. Sehr Viel trug aber unstreitig bei, dass unter die wunderlichsten, völlig unverständlichen Perioden seiner Reden, einfache, die Sache mit einem Schlage treffende, dem gesunden Menschenverstande unmittelbar einleuchtende Sätze wie Blitze durchschimmerten, und dass Wagner der herrschenden, übermüthigen und hochmüthigen, gelehrten Kathederweisheit der ledernen aber mit Titeln und Orden prangenden Herren Hohn sprach. Wie so durchaus richtig urtheilt er über den damals überall vergötterten Johann von Müller, über den affektirten Styl und die affektirte Manier ganz im Vorbeigehen in dem einfachen Satz S. 279:

„Denn um körnigt und gediegen zu sein, muss man tief sein, und dies ist von Seiten des Geistes sowohl als des Gemüths eine seltene Sache, und es hilft Nichts, wie Johannes Müller in seinen allgemeinen Geschichten thut, die abgekneipten Perioden des Tacitus nachmachen zu wollen, wenn die Leerheit des Gedankens hinter der abgebissenen Rede hervorsieht." Seit dem Jahre 1819 scheint uns der Ton der Briefe kleinlauter als vorher, obgleich von Hegel, der uns damals in Heidelberg schon als Gründer einer neuen Schule, Stern erster Grösse schien, keine Spur ist. Wagner scheint gar nicht gewusst zu haben, was in Heidelberg vorgehe, oder haben die Herausgeber auch Alles unterdrückt, was sich auf Heidelberg bezieht; denn auch nicht einmal der Name Daub oder Creuzer, die damals so grosses Aufsehen machten, kommt in dem Buche vor. Wagner klagt übrigens über Nichtanerkennung; er wundert sich (ohne Hegel zu erwähnen), wie es möglich sei, dass man in ihm nicht die vierte Sonne am deutschen philosophischen Himmel erkennen wolle.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

J. J. Wagner's Lebensnachrichten und Briefe von A. Koelle.

(Schluss.)

Er tröstet sich und seine Freunde im hundert und vierzehnten Briefe mit folgenden Worten:

„Was man Ihnen in Betreff meiner Nichtanerkennung vom Publikum sagt, ist mit Erlaubniss der gelehrten Herren, die vermuthlich das Rechte nicht gern aussprechen wollen, reine Saalbaderei. Bei Kant, Fichte und Schelling war das Publikum noch wie ein Kind, das die Gluth, die es sah, durch Wedeln dabei beschwichtigen will; jetzt ist es so gescheit geworden, einzusehen, dass man dadurch die Gluth nur zur Flamme aufbläst, und will durch Stillschweigen über mich unterdrücken, weil es nach den drei Herren, die es glücklich wieder losgeworden ist, keinen vierten mehr zu brauchen glaubt, und nicht einsieht, dass dieser vierte, sobald er gekrönt worden, die Krone niederlegen würde.“

Er fand jedoch Schützer an einigen der angesehensten Beamten in Würzburg; z. B. der nachherige Bundestagsgesandte von Lerchenfeld und der Freiherr von Andrian, nahmen sich seiner an. Der Generalkommissär von Asbeck bewirkte um 1817, dass sein Gehalt auf 1200 Gulden erhöht ward, er nahm es aber seinen Collegen sehr übel, dass sie dagegen stimmten, dass er Professor der Geschichte werde. Vielleicht hätte er es mit mehr Recht werden können, als hundert Andere; so lange aber die alte Definition der Geschichte, historia est memoria rerum gestarum et causarum quibus eae continentur, galt, konnte er, selbst wenn man annimmt, dass er dem zweiten Theil der Definition entsprach, doch nimmer dem Ganzen entsprechen. Für Wagner's Philosophie hat Referent gar keinen Sinn, er sieht aber ein, dass, wenn er hätte herabsteigen und gleich andern Alltagsmenschen über Geschichte reden wollen, er allerdings ein guter Lehrer der Geschichte hätte sein können. Dazu würde er sich aber nie verstanden haben, er wollte Alles geistig schaffen, und vergass, dass die Geschichte den Weltlauf oder die Schöpfungen Gottes in der Zeit nur ruhig betrachten, nicht aber machen oder zurechtmachen soll.

Um zu beweisen, dass Wagner, wenn er gewollt hätte, durch Klarheit und praktische Lehre hätte nützlich sein können, will Ref. nur Einiges anführen, was in den Briefen vorkommt. Es ist z. B. Seite 311 von dem Lärm die Rede, der in den zwanziger Jahren über Religion gemacht ward, die nur allein im stillen, gläubiger Herzen, nie in dem der Schreier wohnt. Da zankten die Katholiken mit den Protestanten, unter den Ersten die Papisten mit den Episcopalen, unter den Zweiten die Rationalisten mit den Altgläubigen. Wagner schreibt Seite 311:

„Ich bin überzeugt, dass der Katholizismus sich wegredet; will er bleiben, so muss er nur schweigen und handeln. Der Protestantismus hatte gewonnen, sobald der Katholizismus sich mit ihm einliess.“ Ebenso treffend und in unsern Tagen in Erfüllung gegangen ist, was er über Oesterreich mehr andeutet, als gerade heraus sagt. „Papius (jetzt Direktor des Appellationsgerichts zu Aschaffenburg) sprach dieser Tage (1822. Jul.) einen österreichischen Beamten, der unter den wenigen Lauten, die er über politische Dinge von sich gab, auch äusserte: Wir kriegen halt über kurz oder lang auch Landstände. Solche kleine Notizen sind der Minutenzeiger auf dem Zifferblatte der Zeit, die Zeitungen zeigen höchstens die Stunden. Ein anderes Urtheil über die Zeit finden wir an einer andern Stelle, wo Wagner seinen bittern Gram darüber ausspricht, dass er, der sich im dreissigsten Jahr auf die höchste Höhe gestellt und ein speculatives Werk nach dem andern geschrieben, auf zwei Universitäten Furore gemacht hatte, im dreiundvierzigsten noch nicht die geringste Anerkennung gefunden hat, sondern weit weniger bewundert wird, als in der ersten Zeit. Er schreibt im 131. Briefe, Seite 312:

„Auch die Menschen, die der Zeit jetzt zum Werkzeuge dienen, und die man die Bessern und Liberalen nennt, wissen nicht nur nicht, was sie thun, sondern wollen es auch nicht wissen. Das gegenwärtige Menschengeschlecht hat eine ganz eigne Abneigung vor dem sich selbst Sehen, und eben darum vor meiner Wissenschaft, und wenn ich den Zeitgenossen ihre Gegenwart und ihre Zukunft im Spiegel zeige, so eilen sie, das Glas zu zerschlagen. (Er irrt sich, Niemand sah den Spiegel, also auch Niemand sein Bild.) Dieses Missverhältniss zu dem Publikum geht mir auch in das Privatleben nach und ist einer der Gründe, die mich zu der gänzlichen Zurückgezogenheit bestimmen, in welcher ich täglich mehr einwurzele. Dazu kommt, dass bei meinem Standpunkte und meiner Leichtigkeit mit den Lebensansichten zu spielen, der Umgang mit andern mich gewöhnlich ohne das Wechselgeben und Nehmen lässt, welches die eigentliche Seele des Umgangs ist. Die Leute, die mir begegnen, nöthi-

gen mich, in ihrer Sprache zu reden und sie darin reden zu hören, und wenn ich mich auch noch so sehr darein gebe, so komme ich doch um das fröhliche Spiel mit Ideen, welches allein Freude gewähren kann, und am Ende bin ich noch dazu müde, mir doppelten Zwang anzuthun. Meine Frau hat sich in mich hinein gelebt und so versteht sie mich mit wenigen Worten, und ich beschränke mich auf diesen Umgang, der mich in meinem Wesen lässt. S. 316 erklärt Wagner seinem Freunde, dass er eine exoterische und eine esoterische Lehre von Gott habe und giebt die Letztere folgendermassen an:

Gott ist die subjektive Seite des All und dieses ist die objektive Seite Gottes und beide allgegenwärtig und ewig. Der Lebensprozess des All ist ein Spiel mit beiden, wobei es zeitlich und räumlich zu Punkten (Individualitäten) kommt, in welchen dieses Spiel sich concentrirend wiederholt, wodurch das Selbstbewusstsein des Ganzen, an sich allumfassend in Momente zerfällt, die untereinander sich ergänzend das Totalbewusstsein wiedergeben. Daraus ist leicht abzusehen, was von diesen Punkten unsterblich sei — nichts als ihr Eingreifen in das Totalbewusstsein.

Bis zum Jahre 1824 bewegt sich Wagner auf der Universität ganz frei, in diesem Jahr beginnt das unselige System, nach welchem unter König Ludwig, um die Theologie heraufzubringen, die Wissenschaft polizeilich verfolgt ward. Es wird die Leser interessiren, Wagner darüber zu hören. „Wir hatten, sagt er Seite 344, diese Woche vier Facultätssitzungen über die Anträge der Regierung in Bezug auf eine Umwandlung des Studienwesens und der Disciplin an Gymnasien und Universitäten. Da die Fakultät nebst dem Professor der Philologie auch mich zum Referenten in dieser Sache ernannt hatte, so bekam ich viel zu thun. — — Aus den Anträgen, welche die Regierung gestellt, leuchtete es schon hervor, dass man alles mit einem Gewebe mechanischen Zwangs umspinnen will, indem man gegen die unerwarteten Ausbrüche der studierenden Jugend keinen andern Rath weiss, und wahrscheinlich wird man auch zur Handhabung solchen Zwangs keine bessern Werkzeuge wissen, als die Pfaffen, von welchen man glaubt, dass sie die Kunst besitzen, mit denselben Fesseln, welche den Leib binden, auch die Seele zu binden. Die Wahrheit dieser ganzen Tendenz schnitt mir tief ein, und da ich eben eine tiefe Arbeit an der Restauration meiner Logik hatte, welche gar keine Störung vertrug, so zerrissen mich jene sich so gewaltsam aufdringenden Ricktungen nach aussen fast bis zur zur Verzweiflung. — — Ich habe dem vorausgeahndeten Zwangsysteme schon im voraus so vieles nachgegeben, indem ich meine Collegien in

2*

zwei Semester und in Metaphysik, Logik, Anthropologie, theoretische und praktische Philosophie u. s. w. abtheile; es scheint aber leider, dies sei nicht genug und der Zwang werde sich künftig selbst auf Compendien, Hefte, ja sogar auf die Art des Vortrags erstrecken. Bei solcher Beeinträchtigung muss mir Beruf und Dasein verhasst werden." Im Jahre 1829 wird endlich das Organon, für welches er so lange und so emsig einen Verleger gesucht hatte, gedruckt; aber kein Mensch nimmt Notiz davon. Auffallend ist, dass auch in diesen Jahren sogar, wo Hegel als Lehrer und als Schriftsteller in Berlin ein so grosses Aufsehen erregte, der Name Hegel in den Briefen, die ausschliessend von philosophischen Studien handeln, auch nicht einmal genannt wird. Der gute Mann treibt das Ignoriren und die Selbstvergötterung so weit, dass er sogar eine Tetrade ersinnt, die ihn an die Spitze der neuern Philohophie bringt. Er schreibt nämlich 1834, S. 392: „Schelling hat schon seit 1809 die vier Weltalter als seine neue Philosophie ankündigen lassen. Er wird aber auf keinen Fall die Tetrade der deutschen Philosophie

Kant

Fichte Schelling

Wagner

damit abändern.

Im October 1834 ward er im sechzigsten Jahr pensionirt, was er, wie aus den Briefen hervorgeht, längst geahnet hatte, und da er Jahre lang an Gicht gelitten hatte, hätte wünschen müssen. Er schreibt indessen: „Die Massregel, die mich meines Berufs beraubte, war nicht eigentlich gegen mich gerichtet, sondern von allgemeiner Natur. Der gründliche Orientalist Fischer wurde aus der theologischen Facultät gleichfalls entfernt und in der philosophischen darf sogar Metz, dem nur der Vortrag der Mathematik noch gestattet blieb, nicht mehr Philosophie lesen, sogar nicht einmal Logik, indem für den Vortrag der Philosophie ein Professor Steingass am Gymnasium zu Frankfurt, ein Schwiegersohn von Görres, mit dem Monopol derselben bestimmt ist. Ich bin schon bei meiner ersten Pensionirung im Jahr 1809 das Opfer kirchlicher Bewegungen gewesen und so scheint es jetzt wieder zu sein."

Mit ächt philosophischer Ruhe spricht er sich übrigens über den Verlust an seiner ausserdem sehr geringen Einnahme aus, den er bei der Gelegenheit erlitt. Man sieht bei der Gelegenheit, wie unverantwortlich willkürlich in dem vorgeblich constitutionellen Baiern verfahren werden konnte, und wie wenig Vertrauen allen Gesetzen geschenkt werden darf, die blos auf dem Papier existiren. Er hatte erst 1833 zweihun-

dert Gulden Functionsgehalt zu den 1200 Gulden Standesgehalt erhalten, schon 1834 nimmt man ihm diese wieder und noch $^1/_{10}$ von den 1200 Gulden und alle Emolumente dazu. Erst in diesem Augenblick wagt Wagner endlich ein richtiges Urtheil über die Art Wissenschaft zu fällen, die er sein Lebenlang getrieben hatte, und sich selbst zu sagen, dass er stets nur Aufsehn erregt, nie eigentlich gelehrt und dauernd genützt habe:

„Dass mein Organon gelehrt werden sollte, schreibt er seinem Freunde, daran hast Du wohl recht, aber Ich kann es nicht lehren, weil mir die Kraft der freien Darstellung zu schwinden anfängt, und was hälfe es am Ende auch, wenn ich noch zehn Jahre vor einem so kleinen Publicum, als ich bisher hatte, lehrte? Und käme ich auf eine andere Hochschule, so brächte ich, wie mein Auftreten in Heidelberg beweiset, auch dorthin mein Schicksal mit, vor welchem die Leute davon laufen. Ich würde gefüllte Hörsäle ausleeren, nicht leere Hörsäle füllen. Man fühlt in meiner von dem Menschen und seinem Charakter nicht mehr zu trennenden und isolirt mit dem Geiste zu treibenden Wissenschaft dunkel die furchtbare Macht des All gegen die Willkür des Wurms, und man erschrickt davor, wie vor einem Gespenste.“ Referent fühlte das innigste Mitleiden mit einem Manne, der, wie die Briefe beweisen, ein Werk nach dem andern ausarbeitete, einen Katheder nach dem andern bestieg, um dem, was er für Wissenschaft hielt, Eingang zu schaffen und Anhang und Schüler zu finden, und im einundsechzigsten Jahre erkannte, dass er sein Leben verloren habe. Er fühlt durchaus nicht, dass er nur darum den unschätzbaren Gewinn, den der empirische Gelehrte im seligen Bewusstsein der langsamen, aber sichern Erreichung dessen, was ihm Zweck des Lebens war, stets findet, in seinem abstracten Wissen nicht gefunden habe, weil er das, was er in sich hatte, doch eigentlich ausser sich suchte. Dem, der die Menschen kennt, können sie äussere Güter rauben, innere sind ausserhalb ihres Bereichs.

Ganz hinten im Buche kommt endlich eine Stelle, woraus hervorgeht, dass Wagner in der That so beschränkt war, weder Hegel noch einen Hegelianer lesen zu wollen. Er beurtheilt nämlich Strauss Leben Jesu blos nach einem Bericht eines Freundes, und hat gar keine Lust das Buch zu lesen, weil er ja Alles das längst besser gewusst habe, als der Hegelianer. Wie wenig er aber wusste, welchen Weg Strauss genommen, geht daraus hervor, dass er meint, der Inhalt desselben sei durch du Puis, Plüche, Boulanger längst ins Publicum gekom-

men. Ref. will zum Schlusse der Anzeige noch die Stelle einrücken, worin Wagner ganz in den Tag hinein über ein Buch urtheilt, welches damals (1836) das grösste Aufsehen in Deutschland machte. Nachdem er gesagt hat, er kenne das Buch aus dem Briefe seines Freundes und aus einem Berichte in den Blättern für literarische Unterhaltung, fährt er fort:

Das sehr grosse Interesse aber, das ich an dem Buche nehme, bezieht sich keineswegs auf den Gegenstand, über welchen ich, wie Sie wissen, besser im Klaren bin, als der Hegelianer Strauss; ich interessire mich für das Buch, so wie für das Ihnen früher von mir charakterisirte Werk entgegengesetzter Richtung: Philosophie der Weltgeschichte u. s. w blos um der welthistorischen Ansicht unserer Zeit willen, in welcher mir das Straussische Werk als die Gränze des Protestantismus erscheint, die hier die letzte Autorität vollends abschüttelt, indess das andere Werk jesuitisch das Autoritätsgebäude durch kabbalistische Speculation noch zu stützen sucht. Was Strauss jetzt gemein macht, haben die Gelehrten, namentlich du Puis, La Pluche, Boulanger u. A. (nicht sie, sondern Toland und alle englische Deisten aus dem Ende des 17ten und dem Anfang des 18ten Jahrhunderts hätte er nennen sollen) als Hypothese längst in die Schule gebracht, und Strauss macht nun eine ernsthafte Untersuchung daraus, mit der er die Theologie ängstigt.

Mit tiefem Unwillen lieset man hernach, wie gemein die baierische Regierung, die Millionen an Kunst und Künstler verschwendete, mit alten Männern, wie der Verfasser war, umging. Sie wurden wie Bettler behandelt, und nachdem man sie über dreissig Jahre sich hatte abarbeiten lassen, hinter die Thür gestellt. Wir würden Wagner nie angestellt haben, wenn er aber einmal angestellt war, musste die Regierung grossmüthig sein und in ihm den besten Willen, den er wirklich hatte, und den Stand ehren. **Schlosser.**

Zur Geschichte der deutschen Diplomatik und Verfassung.

1. *Deutschlands auswärtige Politik von Wolfgang Menzel. Stuttgart. Kotta'scher Verlag. 1848. 47 S. 8.*

Eine bemerkenswerthe, psychologisch-historisch gar nicht leicht erklärbare Thatsache tritt in dem aufregenden und beruhigenden Verhält-

niss hervor, welches Frankreich seit den neuesten Zeiten, ungefähr seit dem Sturz Napoleons, zu den wälschen, besonders aber deutschen Nachbarsvölkern zeigt. Das im siebenzehnten Jahrhundert noch umlaufende Sprichwort: „wenn der Wettersee stürmt, so kräuselt sich der Bodensee", gilt nicht mehr; der enge Zusammenhang des grossen Germanenstammes, dessen nahe und ferne Glieder während des Mittelalters und noch zwei Jahrhunderte später mit einander fühlten und lebten, ist aufgelöst. Skandinavien steht sogar theilweise eifersüchtig und feindselig Deutschland gegenüber, ja, Russland darf nicht nur ungestraft Schwedens Finnland gewinnen und behaupten, sondern sich auch Dänemarks vergewissern und den trübseligen Schleswig-Holstein-Hader für seinen Nutzen, übrigens ganz nach Billigkeit und Recht, wie es die herkömmliche Diplomatik vorschreibt, ausbeuten. Die Umdrehung der Germanischen Achse zu Gunsten des Slaven- und Wälschthums ist so entschieden erfolgt, dass man hier auf St. Petersburg, dort auf Paris blickt; von jenem erwarten die Freunde der Ruhe, von diesem die Männer der Bewegung ihr Heil. Die Thoren! Denn wissen sie nicht, dass sie durch dergleichen Mitleidenschaft den Ruf ihres eigenen Volks schänden und mehr oder weniger Vasallendienst leisten? Im alten Rom, wo der Oberpriester des Mars bei öffentlicher Procession den untern Dienern vortanzte, hatte man den herkömmlichen Ausdruck: „Rührt sich der Erste, so rührt sich der Haufe ihm nach" *). Eben so gibt seit einer Reihe von Jahren Paris den Ton an; es ist das Barometer für gutes und schlechtes Wetter, für Sturm und Windstille; die Provinzen folgen in hergebrachter Abhängigkeit und auch die Nachbarslande wälscher und deutscher Zunge humpeln, so gut es gehen will, nach. Dabei kommen aber Führer und Chor selten zu Ende; inmitten der Bewegung stellen sich andere Gedanken und Wendungen ein, also dass nach kurzem Zeitraum die Dinge mit etwas veränderten Namen wiederum in dem alten Geleise gehen. Diesen grossen Kreislauf hat namentlich das vollendete Jubel- und s. v. Narrenjahr beschrieben; es begann für Frankreich mit der Februarrevolution und Republik, es endigt für dasselbe mit der Langeweile und der Bonapartischen Nachkonstruktion des republikanischen Kaiserthums. Natürlich kann Italien nicht zurückbleiben; es erhebt sich um das heilige Oberhaupt der Kirche geschaart unter dem Ruf: „Es lebe Pius! Es sterben die Deutschen!" für Unabhängigkeit, Einheit; es lässt in Folge einer von den Oesterreichern gewonnenen Feldschlacht die

*) „Praesul ut amtruat, inde et volgus redamtruat." Lucil. X, 28.

Waffen und entrollten Fahnen sinken, verjagt den Papst als Erbfeind der Freiheit aus Rom nach der Feste Gaëta. Und Deutschland? — Es beginnt mit dem Revolutionstanz der Volkshoheit und endigt mit dem fürstlichen Kehraus, ohne dass die sogeheissenen Märzerrungenschaften, die Früchte gegenseitigen Schreckens, einen erheblichen Widerstand leisten. Ja, seit Monden suchen die sechshundert Gesetzgeber in Frankfurt umsonst den Grundstein der Verfassung, das Haupt; kopflos geht ihnen das Jahr aus mit seinen Leiden und Freuden, seinen Soldaten und Steuern, seinen Klubbmännern und Zeitungsschreibern. Den Rahmen mit goldnem Rand, die Grundrechte, hat man glücklich zu Stande gebracht, aber die Hauptsache, das Bild, die Reichskonstitution, fehlt. Diese unverzüglich nach so langem Tagen und Rathen fordern Pflicht und Klugheit; Volk und Regierungen sind des Zahlens und Wartens müde; Wien, wo der Knoten tragisch, Berlin, wo er komisch entwirrt, zerhauen wurde, warnen mit stummer Beredsamkeit die Nationalversammlung; bei längerem Zaudern ist mit dem endlichen Versiegen der vom Volk gezahlten Jahrgelder ein sanftes Einschlummern höchst wahrscheinlich und die Rückkehr des doch verhältnissmässig kräftigen Bundestages in einer neuen, reformirten Ausgabe sogar eine Wohlthat. Denn auf Tausende, ja, auf Millionen Deutscher senkt sich am Abend dieses verhängnissvollen Jahres eine trübe Stimmung herab, welche am Anfang des kurzen Zeitabschnitts noch den Himmel offen und heiter sah. „Bei solcher Sachlage, ruft sie im übertreibenden Schmerz aus, scheint nur ein Wegzug zu helfen, und wie die Erde wieder neues Wachsthum erhält, wenn sie aus ihrer Lage kommt und von einer Stelle an die andere getragen wird, so scheint dem deutschen Volk ein Moses zu fehlen, der die Bessern in ein neues Vaterland entführt" u. s. w. *) Der endliche Abschluss des Verfassungswerkes ist aber auch nothwendig aus Rücksicht auf das Ausland, welchem theils ein provisorisches Zwischenreich (Interregnum) gerechtes Misstrauen erweckt, theils die Wege zu bösen Künsten, Griffen und Praktiken ebnet. Die entschlossene, umsichtige Selbsthülfe des Mittelalters, welches sich in der kaiserlosen Zeit zwischen dem letzten Hohenstaufen und dem ersten Habsburger durch freie Bünde und Genossenschaften wider Herrenlosigkeit und auswärtige Gefahr zu schirmen wusste, fehlt dem gegenwärtigen Geschlecht. Ihm gefällt weit mehr die Spitze der Zunge und der Feder, als die des Schwertes und der Lanze. Und dennoch ist, wie es diese Blätter schon vor Monaten mehrmals an-

*) Oberrheinische Zeitung No. 364.

deuteten, die Nähe einer grössern, wenn auch nicht langen und Principien verfechtenden Waffenentscheidung keineswegs unmöglich, sogar wahrscheinlich. Es ist daher nützlich, auch einmal den Blick von der innern Lage Deutschlands auf die äussere oder diplomatische zu richten. Dies hat Hr. W. Menzel, von dem milzsüchtigen Börne der Franzosenfresser benamset, in dem oben bezeichneten Büchlein auf zweckmässige Weise versucht. Es ist der Mühe werth, den Kern seiner Betrachtungen herauszuheben und mit etlichen, theilweise abweichenden Randglossen ohne Anspruch auf Neuheit oder prophetenartige Salbung auszustatten. — Der Verfasser beginnt mit einem merkwürdigen Urtheil des nordamerikanischen Präsidenten über die neue Ordnung der Dinge, welche der Wiener Congress (1815) festgestellt hatte. Die bisherigen Anstrengungen der europäischen Hauptmächte seien, lautet es, wider das einseitige Uebergewicht Frankreichs gerichtet gewesen. Von neuem müsse man die Gefahren der deutschen Einheitsidee bekämpfen und die in Deutschland schlummernden Kräfte niederhalten. Das sei die Aufgabe einer gemeinsamen und entschlossenen Politik. — Allein diese Aeusserung des Herrn James Madison, — denn so hiess der damalige Präsident, — ist ziemlich unschuldiger Art; denn die Amerikaner bekümmerten sich damals hauptsächlich um die Engländer, deren Angriff sie mit Mühe abgeschlagen hatten, und bedienten sich gegenüber Deutschland einer in jenen Tagen beliebten Phrase. Diese ist aber eben so unbedeutend, als die vor etlichen Wochen durch den Präsidenten Polck ausgebrachte Beglückwünschung Deutschlands, welches nach einer den Nordamerikanern ähnlichen Unionsverfassung strebe. Die Hauptursache des Misslingens deutscher Unionsversuche muss man nicht mit Herrn Menzel, welcher hier der Abladungs- oder Reinigungspolitik huldigt, bei den Fremden, sondern bei den Deutschen selber suchen. Es fehlen im entscheidenden Augenblick gewöhnlich Grossmuth, Aufopferungsfähigkeit und Sittenstrenge; daher kommt, weil der Eine aus pedantischem Eigensinn, der Andere aus Eitelkeit, der Dritte aus Gewinnsucht, die herkömmlichen Formen nicht aufgeben will, gewöhnlich nichts Gemeinsames zu Stande. Gott grüsst sein Volk, aber man dankt ihm nicht; das Hin- und Herrathen, das unschlüssige Abwägen aller Verhältnisse dauert so lange, bis der günstige Augenblick vorüber ist. Nur die Noth, oder ein gerechter und schwerer Krieg mit dem Auslande, oder ein allgemeiner Staatsbankerott können dieser, seit Jahren eingelernten Kleinmeisterei und Oertlichkeitspolitik Ziel setzen; der Fremde benutzt nur die Blössen, kann sie aber nicht erzeugen; denn sie liegen in dem neuern Volkscharakter, welchem

rasche Beschlussfähigkeit und Kraft, das Neue auszuführen, vielfach fehlen. Im Mittelalter, als Deutschland wie eine wirkliche Centralmacht handelte, bestanden diese Gebrechen, die Früchte der neuesten Zerrissenheit und Ueberverfeinerung, nicht; man debattirte bei vielen Zerwürfnissen nicht wie jetzt in Frankfurt a. M. seit acht Monaten über deutsche Einheit, sondern handelte. Wer nicht folgen oder gehorchen wollte, der fühlte den eisernen Arm, nicht den Glaceehandschuh, des Reichs; sogar der grosse Heinrich der Löwe mit seinem prachtvollen und mächtigen Nordland musste dem Blitzstrahl der im Süden aufzuckenden Einheit als Opfer fallen, ohne dass er sich darüber besonders verwunderte. Will man also Kaiser und Reich, so müssen auch Kraft und Mittel vorhanden sein, um den Widerspänstigen zu bändigen; das Ausland wird dazu schweigen. Fehlen aber Fähigkeit und Wille, die Sonderhoheit der einzelnen Fürsten und Völker dem Centralstaat aufzuopfern, so ist nichts natürlicher, als die Beibehaltung des Föderativprincips und die Restauration des alten Bundes in einer verbesserten Auflage.

Nachdem der Verfasser mit Recht das fahrlässige Benehmen gegen Spanien, Holland, Skandinavien, Ungarn, die natürlichen Bundesgenossen Deutschlands, beklagt und gerügt hat, geht er zu den einzelnen Ringen oder Kreisen über. Hinsichtlich der polnischen Frage wird die leichtfertige, empfindsame Weise tadelnd hervorgehoben, mit welcher das sogenannte Vorparlament, der Fünfzigerausschuss und die Presse auf Kosten Deutschlands bald die gänzliche, bald die theilweise Wiederherstellung des unglücklichen Volks behandelten, und ohne Plan oder Mittel phantastische Luftschlösser eben so rasch erbauten als zerstörten. „Die Sympathie, heisst es, für die polnische Sache gehört zu den parties honteuses der sogenannten öffentlichen Meinung, d. h. der einfältigsten Michelei in Deutschland.“ Diese Ansicht ist begründet, wenn man sie auf das unbestimmte, plan- und kraftlose Mitgefühl bezieht, aber falsch, wenn sie den richtigen Volksinstinct, welcher in dem Untergang Polens eine nie wegzuläugnende Gewaltthat erblickt, rügen oder herabsetzen will. Denn die von der Natur geschaffenen Nationalitäten enthalten etwas Heiliges, dessen Gepräge auch im Stande der tiefsten Erniedrigung nie ausgetilgt wird. — Warum kam z. B. Sparta unter die Tyrannis eines Nabis? Weil es vor Jahren die verbrüderten Messenier unter das Joch gebeugt, aber keine Mittel gewonnen hatte, die Volksthümlichkeit zu vertilgen. Denn nach etwa dreihundert Jahren kehrten die in aller Welt zerstreut lebenden, daheim leibeigenen Messenier unter dem Protectorat Thebens und des grossen Epaminondas in das Vaterland als freie

Männer zurück. Denn nie bleibt die Nemesis aus. Eben so schleicht Polen wie ein böser Schatten dem Tage Russlands und Deutschlands nach. Nicht die Sache also, sondern die Form, das heisst, die leere, wortreiche, thatenarme Sympathie verdient Tadel. Er trifft mit gleichem Recht die Halbheit, welche die preussische Regierung in Folge der Märzereignisse gegenüber dem Grossherzogthum Posen aufstellte; denn die neue Demarkationslinie dient weder den Polen noch den Deutschen; sie konnte, wie der Verfasser richtig bemerkt, als eine unbefriedigende Halbheit füglich unterbleiben. da ja die liberalen Errungenschaften auch auf die nicht-deutsche Bevölkerung übergingen. Wunderlich, aber von vielen Landsleuten getheilt erscheint die Russenfurcht, welche desshalb für den etwanigen casus belli Polen als eine Hinterthür offen behält. „Viel näher, heisst es S. 18, liegt die Gefahr, dass Russland, als Glied einer antideutschen (etwa mit den Franzosen abzuschliessenden?) Coalition, uns angreifen werde. Mithin müssen wir die Wiederherstellung Polens allerdings in Aussicht lassen und uns derselben von dem Augenblick an, in welchem wir mit Russland in Krieg gerathen, widmen." — Aber wenn nun die Polen nicht anbeissen, die Russen nicht kommen, was ist da zu thun? Die Sachen bestehen lassen, wie sie eben sind. Es gibt in Deutschland, wo man doch immer mit 45 Millionen Menschen um sich wirft, zwei seltsame Vogelscheuchen; Könige, Fürsten, Minister, Diplomaten und andere vornehme Conservative halten seit Jahren dem armen Volk die Franzosen, Zeitungsschreiber, liberale Gelehrte und ähnliche Leute die Russen als Schreckbilder vor. Das ist eben so unwürdig als lächerlich. Ein Volk, welches sich fühlt, thut seine Pflicht und scheuet Niemanden, spricht auch nicht viel von seiner Stärke, sondern verrichtet in aller Bescheidenheit Thaten. Das Predigen der Furcht verwirrt nur die Gemüther; man sollte es ein für allemal verbannen und über Bord werfen. Dagegen wird in dem Abschnitt: „walachische Frage" mit Recht die Gleichgültigkeit getadelt, welche Deutschlands Politik den Verhältnissen der Moldau und Walachei widmet und ruhig zusieht, wie hier die russische Schutzherrlichkeit allmälig in unbedingte Herrschaft übergeht, sich den Weg bis zu den südslavischen Völkern bahnt und den Handel der Donaumündung mehr und mehr nach Willkür leitet. Die walachischen Angelegenheiten gehören dem allgemeinen europäischen Völkerrecht durch Verträge an und fordern desshalb, dass nicht nur England, wie es geschah, sondern auch die übrigen Paciscenten Einsprache erhoben.

Bei Behandlung der illyrischen Frage sieht der Verfasser theils wiederum die Hand der Verderben brütenden Russen, theils bedauert er

lebhaft, dass in Folge der von Jellachich und den Kroaten geleisteten Dienste Oesterreichs Aufgehen in Deutschland gehindert werde. Die Unmöglichkeit des letztern patriotischen Wunsches ist schon frühe, als die sogeheissene deutsche Revolution in voller Blüthe stand, nachgewiesen worden; so wie die Sachen jetzt stehen, bleiben die Erhaltung des österreichischen Staatenverbandes und ein Schutz- und Trutzbündniss mit Deutschland die allein ausführbaren Angelpunkte der Politik. Eine völlige Lostrennung Ungarns aber würde abschwächend und verwirrend auf beide Seiten zurückgreifen; die gleichrechtliche Stellung der Magyaren zu den übrigen Gliedern der habsburgischen Staaten- und Völkerkonföderation bleibt ein zwar schwieriges, aber lösbares Problem, für welches Unterhandlung und Waffengewalt arbeiten müssen.

Was in dem Abschnitt: „lombardische Frage" (S. 26) entwickelt wird, verdient volle Beherzigung. Gestützt auf den von allen Grossmächten unterzeichneten Garantievertrag, kann Oesterreich, wenn es will, die Vermittlung Englands und Frankreichs abweisen, jenes etwa an die Lage Irlands, dieses an Algier erinnern. Dort wie hier würden sich die Besitzenden im Fall eines gedämpften Aufstandes die Einsprache des dritten Mittelmannes wahrscheinlich verbitten, obschon der französische Rechtstitel geradezu auf dem Uebergewicht des Eroberers ruht und keine allgemeine europäische Gewährleistung hat. Dabei zeigt gelegenheitlich der Verfasser, dass bei einem etwanigen Aufgeben der Lombardei und Venedigs über kurz oder lang Frankreich an den Platz Oesterreichs treten, den heiligen Stuhl für seine Zwecke gewinnen und päpstliche Befehle im katholischen Deutschland erlassen könnte, welche unbedingte Geltung hätten, sobald bei der erstarkten kirchlichen Emancipation vom Staat das placitum regium für Deutschland abgeschafft wäre (S. 29). Diese Ansicht wird vollkommen durch den Entwicklungsgang der Kurie bestätigt; sie diente Jahre lang in Avignon der französischen Kronpolitik und würde unter ähnlichen Zwangsverhältnissen es auch jetzt thun. Nicht ohne sehnsüchtige Spannung erwartete noch unlängst die leitende Macht der französischen Republik den aus Rom flüchtig gewordenen Papst; man erkannte die schlagende Wichtigkeit des Falls und bereitete sich mit allem Ernst für den Empfang der Konsequenzen vor. Hinsichtlich der Schweiz wird die in Folge der Flüchtlingssache eingetretene Spannung aufrichtig bedauert und gewünscht, man möge von deutscher Seite aus jedweden Konflict mit einem stammverwandten Volke meiden (S. 31). Bei diesem Anlass hätte der Verfasser, ohne Ungerechtigkeit zu begehen, die Farben noch stärker auftragen können. Man hat nämlich seit 1830

bei vielfachen Gelegenheiten von Seiten Deutschlands die gröbsten Fehler gegenüber der Eidgenossenschaft begangen und nichts gethan, um sich das Wohlwollen derselben zu erwerben. Wer will die Fluth von Noten zählen, welche seit 1830 bald von dem Bundestage, bald von einzelnen Regierungen, meistens über unbedeutende Flüchtlingssachen an die Schweiz gerichtet wurden? Letztere gewöhnte sich zuletzt an das Verhältniss, ungefähr wie der unverzagte Wanderer an Regen und Schneewetter. Das feindselige Benehmen in dem Sonderbundskriege und der Jesuitenangelegenheit liess einen Stachel zurück, welchen man nicht ganz bei dem besten Willen verwinden und herausziehen konnte. Jetzt, da sich die Dinge im erträglichen Geleise befinden, sollten sich Deutschlands Oberbehörden geflissentlich hüten, durch Gränzplackereien und Hemmnisse des Verkehrs den alten Hader wieder zu wecken und in ein neues, dann gewiss schlimmeres Stadium hineinzudrängen. Dagegen sollte sich der Frankfurter Reichstag an der von Parteien keineswegs befreiten Schweiz für die baldige Konstituirung ein Beispiel der Nachahmung nehmen und wenn auch kein Ideal, doch die bestmögliche Reform des Bundes thatsächlich darstellen. Durch derartige nachhaltige Politik erwirbt man sich weit mehr die Achtung der Umwohner, als durch grobe Noten und bezahlte Zeitungsartikel.

In Betreff der limburgischen Frage heisst es neben Anderem: Sie droht lediglich als Ambitionsfrage aufgenommen zu werden. Es ist freilich arg, dass eine Handvoll Holländer sich erlauben darf, Angesichts des grossen Deutschlands die deutsche Fahne in den Koth zu treten. Allein Holland ist zu klein, als dass seine Beleidigung von irgend einer Wichtigkeit wäre. Der deutsche Riese braucht nicht die Herausforderung jedes Zwerges anzunehmen. Die ganze Frage wird beseitigt, wenn man an die Wahrscheinlichkeit eines neuen Krieges mit Frankreich denkt. In diesem Falle wäre Holland ohne die deutsche Hülfe eine leichte Beute Frankreichs." — Aehnliche Gedanken und Aussichten werden hinsichtlich Belgiens und der Schweiz verkündigt; „die stolzen Schweizer würden, meint der Verfasser, um der systematischen Aussaugung durch Frankreich zu entgehen, gewiss gerne österreichische Tschackos und würtembergische Keppis, die stolzen Holländer gerne preussische Pickelhauben kommen sehen." Diese Art der Beweisführung ist äusserst schwach; denn die ächte Politik sucht schon vor der Gefahr Bundesgenossen auf und vergisst dabei nie, dass auch der Feind im Fall eines Krieges thätig sein wird. Abgesehen von dem letztern, welcher doch nur als Möglichkeit erscheint, würde es weit zweckmässiger sein, wenn

Deutschland im Frieden, sei es durch Handelsverträge oder auf sonstige Weise, jene Völker als Bundesgenossen zu gewinnen suchte. Pochen auf Einheit inmitten der Zwietracht und Zerrissenheit klingt fast wie Ironie, und das beständige Hervorholen der Millionen Streiter während des Friedens hat auch keinen rechten Sinn. Der gemeine Mann wird dadurch nur in Sicherheit eingewiegt, deren Enttäuschung gewöhnlich kostbares Lehrgeld fordert. Man kann in dieser Rücksicht an den Oesterreichern ein Beispiel nehmen; sie haben sich inmitten der Frühlingswirren ohne erhebliches Geräusch aufgerafft, in Italien nach manchem Glückswechsel gesiegt, den Talisman der wienerischen Revolutionstafel auf etwas rauhe Weise zerschlagen, Ungarn, welches den richtigen Weg verlor, zu befehden angefangen, und das Princip der gleichberechteten Nationalitäten an die Spitze der aus den Fugen weichenden Konföderation gestellt. Nach so langem Rathen wäre auch ähnliches Thaten für Deutschland an dem rechten Platz.

Frankreich seit der Februarrevolution gleicht immer noch einem Buch mit sieben Siegeln; es ist schwer zu lesen. Wer an einen raschen, durchgreifenden Fall der augenblicklich improvisirten und mit anerkennenswerther Energie definitiv abgeschlossenen Republik glauben wollte, möchte sich irren; eben so falsch dürfte die Ansicht sein, welche einen festen, auf Sitte, Gesetzen, Unterricht und Erziehung ruhenden Fortschritt des Freistaats erwartet. Es ist ein unkönigliches Land mit vielfach monarchischen Gewohnheiten und Einrichtungen, ja, mit der entschiedenen Neigung des Mehrtheils zur einheitsvollen, starken Regierung, zum militärisch-aristokratischen Princip, welchem das demokratische, durch die Ausschweifungen der Socialisten und Communisten (der Rothen) entstellt und herabgewürdigt, kaum auf die Länge hin das Gleichgewicht halten kann. Dazu kommt merkwürdigerweise das bald aufrichtige, bald angenommene Bewerben um Religion und Kirche; eine theokratische, bisher nur noch verschleierte Grundkraft tritt hinzu, sie kann, von schlauen, unsichtbaren Führern geleitet, in kritischen Augenblicken als ein furchtbarer Hebel des nur schlummernden Triebes nach aussen hin dienen, das Gefühl der Massen für erobernden Glanz entflammen, eine ultramontane, dem Royalismus der alten Schule wiederum verwandte Demokratie schaffen helfen, und somit allmälig wieder den Thron des Alleinherrschers aufrichten. Die stolzen Formeln „Ich der König“ und „Ich die Nation“ lösen, wenn Militärgeist, Demokratie und Theokratie ohne Durchbildung des Volks schalten, einander leicht ab und bereiten neue, unerwartete Krisen. Dazu kommt die von Traditionen, Schriftstellern, Denkmälern

u. s. w. unterhaltene, lebhafte Erinnerung an die Kaiserzeit. Während in Deutschland gar häufig das Volk der Jungen die Thaten und Helden des Befreiungskrieges nicht kennt oder mit Gleichgültigkeit betrachtet, schliesst sich bei den Franzosen das jüngere Geschlecht auf ganz naturgemässe Weise dem Standpunkt der ältern Generation an; man ehrt den Kaiser, seine Marschälle und Heere als Musterbilder grossartigen Unternehmungsgeistes, man beklagt die letzten Unbilden und betrachtet die in den letzten Friedensschlüssen von 1815 erlittene Gebietsminderung als Eingriff in das historische Recht der glanzvollsten, mächtigsten Militärdictatur *). Es gibt in Frankreich ehrliche, aufrichtige Republikaner, welche, wie der bisherige Präsident, General Cavaignac, den Frieden wollten und in ihm allein unter Vorbehalt der Nationalehre die Entwicklung des neuen, schwierigen Grundgesetzes erstrebten; die Zahl der ehr- und selbstsüchtigen Menschen, welche die Republik nur als Aushängeschild gebrauchen, ist aber in den höhern und mittlern Regionen vielleicht noch grösser; leicht können sie so gut als die abgefeimten, lauernden Royalisten und Theokraten den stillen Kriegscultus in die Oeffentlichkeit einführen und den alten Napoleon, sei es nun als Kaiser oder als Kaiservikar lebendig machen. Das souveräne Volk hat selten ein geläutertes Rechtsgefühl; es erweitert oder verengt wie die Krongewalt sein Gewissen nach dem elastischen Zuge des Nutzens, der Laune: es beging desshalb noch unlängst einen förmlichen Verfassungsbruch und wählte entgegen dem 44sten Artikel der Konstitution **) den Prinzen Ludwig Napoleon mit ungeheurer Mehrheit zum vierjährigen Präsidenten der Republik. Und warum? Weil er ein Neffe des alten Kaisers ist und einen glorreichen Namen trägt; persönliche Verdienste fehlen dagegen, man müsste denn die Strassburger und Boulogner Vorfälle dafür nehmen wollen. Wie verhielt sich bei diesem merkwürdigen Wahlgeschäft, auf welches die regierende Macht weiter nicht einwirkte, in vielen Landschaften das Volk? Es glaubte an den Kaisercultus, ja, von mittelalterlicher Phantasie erglühend, an die lebendige Fortdauer des

*) Vgl. Heidelberger Jahrbücher No. 23. J. 1845. Für die hier vorgeschlagenen Reformentwürfe und die empfohlene Beseitigung des Kirchenlärms hat der Verfasser nichts als Undank geerntet, der ihn aber keineswegs hindern soll, seine Meinung zu sagen.

**) Le président doit être né François et n'avoir jamais perdu la qualité de François. Der Prinz war aber Thurgauer Bürger und hatte in dieser Rücksicht dem alten Verhältniss entsagt.

grossen Helden. „In den Dörfern des Rhone- und Isèredepartements, meldet eine Zeitung *), war alles wie toll; es war, als ob ein Fieber alle Welt ergriffen, als ob Napoleon sich aus seinem Grabe erhoben hätte. Wir sagen vielleicht zu wenig. Man weiss, dass es auf dem Lande noch einige alte Soldaten gibt, deren Geisteskraft das Alter geschwächt, und die nie an den Tod des Kaisers geglaubt haben. Umsonst ist eine Fregatte abgefahren, um die sterbliche Hülle auf St. Helena abzuholen; umsonst schläft er im Invalidenhaus; es ist nicht Napoleon. Ein Mönch hat seine Stelle auf St. Helena eingenommen; in dem Augenblick, wo der Mönch starb, fuhr Napoleon auf einem Schiff aus der Rhede, und diese wackern Leute sind überzeugt, dass sie den Kaiser wieder sehen werden. Seit seiner Flucht hat er die Welt durchzogen, hat in China gekämpft und die grossen Völker in Afrika besucht; seit der Februarrevolution ist er heimlich nach Frankreich zurückgekehrt. Vor vier Monaten sei er auf der Tribüne der Nationalversammlung gewesen, und wenn Louis nicht mehr gesprochen, so sei es, weil der grosse Napoleon es ihm verboten hätte." — Dieses abentheuerliche Gerede zeugt von einem Theil der Volksstimmung; sie hält, wie es im Mittelalter nach dem Tode Kaiser Friedrichs II und des Herzogs Karl von Burgund in lebendiger Weise geschah, den Kriegesfürsten aus Korsika für nicht gestorben, sie fühlt, wenn auch dunkel, einen gewissen Zusammenhang der Gegenwart mit der Kaiserzeit heraus und ist, von materiellem und politischem Missbehagen ergriffen, im günstigen Augenblick auch für Thaten des Nacheifers gerüstet. Allerdings bleibt es wahrscheinlich, dass eine kühlere Betrachtungsweise den Flug der Phantasie lähmen, dass bei den Bedürfnissen des Handels und Gewerbfleisses der Friede den Sieg gewinnen werde, aber gerüstet für den Gegenschlag muss namentlich Deutschland da stehen und desshalb seine schwankenden Innenverhältnisse auf die eine oder andere Weise definitiv zu ordnen trachten. Diesen Gedanken hat Hr. Menzel, wenn auch in anderer Richtung, in dem Abschnitt, welcher die französische Frage betrifft, klar und bündig entwickelt.

*) Le censeur de Lyon bei der neuen Züricher Zeitung No. 357. J. 1848.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur Geschichte der deutschen Diplomatik und Verfassung.

(Schluss.)

In dem, England betreffenden Artikel wird die Besorgniss eines feindseligen Konflikts ausgesprochen, sobald Deutschland sein Einheitsprincip durchgeführt hat. Wenn auf nachdrückliche und bestimmte Art die eben erwähnte Reform geschieht, so wird Grossbritannien schwerlich widerstreben; denn jedes Volk ist seines innern Schicksals Meister. Sollte man aber fortfahren, Zeit, Geld und Mühe für ein unpraktisches Gebilde zu vergeuden, so kann der überseeische Spott in der Presse und bei andern Gelegenheiten natürlich nicht ausbleiben. Jedenfalls sollte man den Zollverein bis zu den Küsten vorschieben und dadurch die Wucht der innern Concentrationsversuche, mögen sie enden wie sie wollen, stärken. Der letzte Abschnitt behandelt die Ohnmacht des deutschen Reichsministeriums in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten und rügt scharf die Absendung des Herrn von Raumer nach Paris, wo der Gesandte seit Monaten ohne Beglaubigung sitze. Der Grund dieses Fehlgriffs und anderweitiger Schwäche des Provisoriums ist nicht angegeben; er liegt hauptsächlich darin, dass man die alte Verfassungsgewalt des Bundestages beseitigte, bevor die neue da war.

Hinsichtlich der dänischen Frage, welche ihrer thatsächlichen Wichtigkeit wegen mit Recht vorangestellt wird, heisst es: „Dänemark ist unser natürlicher Bundesgenosse gegen die maritime Tyrannei Englands, und in dem Maasse, in welchem sich Dänemark an Schweden und Norwegen anschliesst und sich mit denselben in der skandinavischen Gemeinschaft verbunden fühlt, ist es unser natürlicher Bundesgenosse auch gegen die Uebergriffe Russlands; denn Russland strebt nach der Alleinherrschaft der Ostsee und nach den Schlüsseln derselben im Sunde. Schon hat es Finnland, schon hat es das ehemals schwedische Esthland und Liefland, es wird in dieser Richtung immer weiter greifen, bis die natürliche Rückwirkung der Skandinavier ihm vielleicht das alles und selbst Ingermannland wieder abnimmt und es auf die Gränze von Nowgorod

zurückwirft. Eine Rückwirkung dieser glorreichen Art könnte Skandinavien aber nur im Bunde mit Deutschland gelingen. Es ist nun nicht zu rechtfertigen, dass sich Dänemark und Deutschland in ihrem Handelsinteresse schaden im Angesicht des über beide hohnlachenden England; und eben so wenig, dass sie einander mit Waffen bekriegen, welche sie besser beide gemeinschaftlich gegen Russland führen würden." — Man habe, wird weiter bemerkt, von Seiten Deutschlands die dänische Streitfrage zu stark auf Ambition genommen und über der querelle allemande, d. h. der physischen oder moralischen Prügelei unter sich selbst die grosse Aufgabe gegenüber dem Ausland vergessen. Schweden als das Herz der Skandinavier möge die Vermittlung übernehmen und den Hader auf billige Weise austragen. Abgesehen von dem zu kolossalen Maassstabe, welcher den russischen Entwürfen hier wie anderwärts unterstellt wird, enthält die Ansicht des deutsch-dänischen Streits gewiss einen Kern der Wahrheit, welchen wir möglichst herausheben und beherzigen sollten. Fehlgriffe sind auf beiden Seiten geschehen, jedoch nicht der Art, dass sie eine ehrenhafte Verständigung unmöglich machten. Die Einverleibung Schleswigs in den deutschen Reichsverband ist, weil er dem Buchstaben des Wiener Vertrags widerspricht, so unstatthaft als die Incorporation der Landschaft in die dänische Monarchie. Es bleibt aber ein Mittelweg übrig, die autonome Stellung Schleswigs neben der dänischen Personalunion und die Verzichtleistung Dänemarks für Holstein auf deutsche Bundesstandschaft. Das letzte Verhältniss ist so unnatürlich wie dasjenige des ehemaligen Fürstenthums Neuenburg zur Schweiz oder Holland-Luxenburgs zur deutschen Conföderation. Dergleichen Halbheiten und Zwittergeschöpfe, wie sie der Congress des Jahres 1815 aus Laune und Verlegenheit schuf, sollte man jetzt auf dem Wege der gütlichen Vereinbarung endlich beseitigen und den Samen zu künftigen Zerwürfnissen in der Geburt ersticken.

---

2. *Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über Deutsche Verfassungen. Herausgegeben von G. H. Pertz. Berlin. Verlag von Reimer. 1848. VI Vorrede, 275 S. Text. 8.*

Es ist Schade, dass diese, im Mai des laufenden Jahres veröffentlichten Denkschriften nicht bereits früher erschienen; sie hätten manche widerstrebende Ansicht in den höhern Klassen zu Gunsten einer ständischen Vertretung vielleicht umgewandelt, manches Vorurtheil beseitigt,

und hin und wieder zu hoch anstrebende Wünsche ermässigt. Jedoch kommen sie, da der constituirende Process noch nicht vorüber ist, immer noch zur rechten Zeit und werfen dabei manches historische Licht auf die liberalen Bestrebungen längst verschollener Tage. Die meisten Abhandlungen betreffen die preussische, etliche auch die allgemeine deutsche Verfassungsfrage. In der ersten Rücksicht bezeichnet Stein die liberal-aristokratische Partei der an die Befreiungskriege geknüpften Entwicklung. Er hält zwei Kammern, nach Grundbesitz und anderweitigem Vermögen abgestufte Wahlbefugnisse, Provinzialstände und als Schlussstein Reichsstände, zunächst Preussens, für unerlässliche Aufgaben, und treibt unermüdlich zu ihrer Lösung an. Adel, Bürger- und Bauernthum bilden die Trias, welche vertreten wird; die Geistlichkeit bekömmt einen Beiplatz. Das unabhängige Corporations- und Gemeindewesen gibt die Grundlage, auf welcher die politische Befähigung der Wähler und Gewählten ruhen soll. Die Abgeordneten haben nach Ueberzeugung und Gewissen, ohne Instructionen, zu stimmen, sie treten berathend auf bei der Gesetzgebung, bei den Landesbeschwerden und Verwilligungen u. s. w. S. 58 ff. — Der grundgesessene Adel erscheint dem Hrn. v. Stein so wichtig und unentbehrlich, dass er die Ergänzung der Ritterschaft aus bürgerlichen Gutsbesitzern anempfiehlt (S. 56 und 228), Man sieht die ständische Anlage war sehr bescheiden und fand dennoch ungeheure Schwierigkeiten. „In Preussen, schreibt Stein 1818 an Eichhorn (S. 37), sind von einem sittlichen redlichen König eine Folge von Zusagen ertheilt worden, denen man auf das schnödeste widersprechen müsste, wenn man sich zu denen Lehren des Fürsten M. (etternich?) bekennte. Im Jahr 1815 versprach der König förmlich seinem Volk eine repräsentative Verfassung zu geben, der Staatskanzler wiederholte es in allen seinen den verschiedenen Provinzial-Ständen gegebenen Antworten, in dem Staatsrath ward ein eigenes Comité für ständische Angelegenheiten bestellt; drei Minister bereisten die verschiedenen Theile der Monarchie, um die öffentliche Meinung zu erforschen, Materialien über Vergangenheit und Gegenwart zu sammeln, und alle diese Zusagen und Verhandlungen sollen ein blosses Gaukelspiel sein?“ — Die Büreaukratie oder reine Beamtenwelt ohne Theilnahme des Volkes ist dem Herrn von Stein ein Gräuel. „Gemeingeist, sagt er (S. 39), bildet sich nur durch unmittelbare Theilnahme am Oeffentlichen, er entspringt aus der Liebe zur Genossenschaft, deren Mitglied man ist, und erhebt sich durch sie zu der Vaterlandsliebe.“ — Hätte man diesen Winken und Andeutungen einer zwar bescheidenen, aber progressiven Vertretung im

3*

günstigen Augenblick Folge geleistet, welche politische Fortschritte würde Preussen und mit ihm Deutschland von 1815 an gemacht haben! So kam nun das Jubeljahr 1848, in welchem alles mehr oder weniger überstürzt und zuletzt unter die Obhut hier des Belagerungsstandes, dort einer entgegen dem Vertrag octroyirten, vielleicht zu freisinnigen Verfassung gestellt wurde.

Hinsichtlich der allgemeinen Verfassung Deutschlands hat Stein schon im März 1814, als das Hauptquartier einige Zeit in Chaumont verweilte, etliche, auch jetzt noch bemerkenswerthe Grundlinien gezogen. Das Bedürfniss der Einheit wurde damals wie in den nächstfolgenden Jahren lebhaft gefühlt; beredte Stimmen, z. B. Görres im Merkur, sprachen für die Wiederherstellung des Kaiserthums. Allein die Kaiserwürde erschien unthunlich theils der preussischen theils der österreichischen Verhältnisse wegen, andere Collisionen nicht zu erwähnen. Da schlug Stein die Bildung einer obersten leitenden, erhaltenden, ausführenden Behörde, ein Directorium, vor; dieses sollte, um der Aufgabe gewachsen zu sein, aus den mächtigsten Staaten gebildet werden, Oesterreich, Preussen, Baiern, Hannover. Es sollte den Bundestag leiten, die von demselben gegebenen Gesetze vollziehen, die Verfassung und Rechtspflege, die auswärtigen Angelegenheiten, die Verhältnisse der deutschen Einzelstaaten, der Fürsten und Völker zu einander beaufsichtigen, das Recht, Krieg und Frieden zu schliessen, mit allen daraus hervorgehenden Folgen besitzen, für Gränzfesten und kriegerisches Aufgebot sorgen, aus der Rheinoctroi, den längs dem Rhein und an den Seeküsten gegen das Ausland aufzurichtenden Zöllen die Kosten seiner Amtsführung beziehen. Alle Binnenzölle und Einfuhrverbote eines deutschen Staats gegen den andern sollten verschwinden. Die Abgeordneten des Bundes (la diète), von den Fürsten, Hansestädten und Provinzialständen geschickt, sollten jährlich zu einem Drittheil, alle fünf Jahre erneuert werden. Der Bundestag, jährlich nur sechs Wochen versammelt, sollte entscheiden über Bundesgesetze, Auflagen für Bundeszwecke, Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten, Fürsten und Unterthanen, dafür einen Ausschuss ernennen, welcher für die Vollziehung sorgt. Die Landstände, welche jeder Bundesstaat einführen müsse, sollten über Landesgesetze und Steuern stimmen. Als Urrechte bot der Entwurf jedem Deutschen eine Habeas-Corpus-Acte nebst der Befugniss, nur durch seine natürlichen Richter verurtheilt zu werden, Auswanderungsrecht, Befähigung zu Civil- und Kriegsdiensten in jedem deutschen Lande; das Beschwerderecht gegen die Behörden durch den Druck . . . Dieses klare und ausführbare Gutachten, welches

hier zuerst vollständig erscheint, wurde auf die Seite gestossen, an seinen Platz kam die reine Fürstenconföderation, der Bundestag, mit den bekannten Folgen. Der Stein'sche Entwurf hat selbst für die vielfach verschiedene Gegenwart, welche in jedem Fall eine stärkere Demokratie in der Vertretung denn die Zeit der Befreiunskriege fordert, manche empfehlenswerthe Seiten. Dahin darf man rechnen die Einheit der Repräsentation gegenüber dem beliebten Ober- und Unterhause, die Mischung fürstlicher und ständischer Abgeordneten, endlich das Directorium, mag es sich auch anders, wie der Entwurf vorschlägt, gestalten. Für die Kaiseridee als Ausdruck der nationalen Einheit, so hoch sie sonst stand, sind kaum auf die Länge hin Empfänglichkeit und Bestand zu erwarten; dagegen verbindet ein gut gegliederter Reichsbund erträglich die Ansprüche des föderalistischen und unitarischen Princips. Ein Erbkaiser erinnert gar leicht an die Aesopische Fabel von den Fröschen, während eine tüchtige Föderation die Rechte der einzelnen Staaten und Völker sicher stellt.

---

3. *Historische Uebersicht der Schleswig-Holsteinischen Bewegungen, aus dem Dänischen bearbeitet von E. C. Mit literarischen Beilagen. Kopenhagen 1847. Vorrede V, Text 169 S. 8.*

Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe fordern, dass man über den durch Wort und That zum Schaden beider Theile geführten Streit auch die Stimme des Gegners vernehme. Dieser tritt im Ganzen ruhig und gemessen auf; dass er hin und wieder nationale Reizbarkeit zeigt, liegt in der Natur des Verhältnisses. Der erste Abschnitt, überschrieben: „die vorbereitenden Momente", behandelt die Nationalitätslage, das Unterrichtswesen, die Gesetzgebung und Verwaltung. In Betreff des ersten Punktes wird nachgewiesen, dass ein Drittheil der Bevölkerung des Herzogthums Schleswig (113,258 Menschen von 338,292, auf 70 Q.M. von 163) völlig dänisch ist, dass die Hälfte der Gesammtbevölkerung (158,717 Menschen von 338,292, auf 70 Q.M. von 163) die dänische, alles übrige die deutsche Muttersprache redet. Diese erhielt entschieden die Oberhand, weil sie der Ausdruck in Schulen und Kirchen wurde, und dadurch dem Dänischen den Rang ablief; letzteres blieb vernachlässigt, die Regierung kümmerte sich nicht darum, ob bei dem allmäligen Wettstreit der Nationalitäten die etwa hier oder dort überwiegende dänische Bevölkerung zu kurz kam oder nicht; sie duldete ruhig, dass die Deut-

schen ihre Sprache, Sitte und Lebensanschauung auch in streng dänischen Bezirken ausbreiteten. Dasselbe galt vom höhern Unterrichtswesen, indem jeder Schleswiger zwei Jahre lang die ganz deutsche Universität Kiel besuchen musste (seit 1768). An eine gleichförmige Gesetzgebung dachte niemand; die Herzogthümer bekamen allmälig einige und dreissig verschiedene Gesetzgebungen und mit ihnen einen gewaltigen Juristen- und Advokatenstand. Dadurch wurde die staatliche Einheit immer mehr verwischt, indess die mittelalterliche Adelsmacht keinen oder nur geringen Abbruch erlitt. Griff bisweilen die im siebenzehnten Jahrhundert absolut gewordene Krongewalt beschränkend hinein, so konnte sie doch den festen Boden der auf den Landtagen gebietenden Ritterschaft nie entscheidend erschüttern. Der zweite Abschnitt erörtert die nächste Veranlassung des schleswig-holsteinischen Separatismus, und findet sie zunächst in der deutschen Nationalitätsbegeisterung. Allerdings spielt hier Dänemark eine traurige und verkehrte Rolle; statt sich der gerechten Bewegung anzuschliessen, behauptet es eigensinnig das unnatürliche Bündniss mit Napoleon und wendet doch keine gehörige Kraft an, um der verdienten Strafe zu entkommen. Wenn übrigens der Verfasser S. 28 meint, etliche tausend Mann Schweden ausgenommen, habe der Feind meistens zusammengelaufenes Volk gezählt, so ist er im groben Irrthum. (Vgl. Franke, die Erhebung Mecklenburgs, und der Feldzug des Corps des Generals Grafen Ludwig von Wallmoden-Gimborn. 1848.) Napoleon urtheilte so, durch falsche Nachrichten und die Unkenntniss des Zeitgeistes getäuscht; „ne Vous laissez pas masquer, schrieb er am 17. August an Davoust, par un petit nombre, et par une canaille, telle que les Anséates, la légion, et les troupes de Wallmoden." Auch beweist das Treffen bei Segestedt, was dieses zusammengelaufene Volk vermochte. — Zurückgedrängt von der Reaction auf das Gebiet geheimer Verbindungen habe, wird nun weiter bemerkt, der deutsche Nationalitätseifer besonders in den Herzogthümern einen hohen Grad der Stärke gewonnen und folgerichtig den dänischen Gegensatz bekämpft, ohne sich sonderlich um positive Vorschriften und Ordnungen zu bekümmern. Von der Universität Kiel, wo Dahlmann, Hegewisch, Welcker u. s. w. lehrten, sei dieser germanisirende Eifer propagandistisch in alle höhere, bald auch untere Lehranstalten hineingetragen und als Hebel benutzt worden, um die billigen Ansprüche des Dänenthums zu beseitigen. Dabei werden die Planlosigkeit und Schwäche der Cultusbehörden, welchen es an klarem Ueberblick, System und Energie gefehlt habe, eingestanden (S. 36) und stillschweigend die Fortschritte der deutschen Separatistenpartei als Noth-

wendigkeit zugegeben. Zu diesem wachsenden Bruch der verschiedenen Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe trat nun drittens, deutet die Schrift an, das Missverhältniss der zerrütteten Finanzen; in Dänemark lebte man von meistens curslosem Papiergelde, in den Herzogthümern von baarer, klingender Münze. Hier war eine gründliche Aushülfe nöthig, aber sie kam nicht; die beiden Landestheile wurden einander schon aus ökonomischen Rücksichten fremder. Der dänische Haushalt sank trotz der Hülfsmittel, welche Ackerbau und Handel boten, hauptsächlich desshalb so tief, weil die Könige seit Menschenaltern auf dem Fuss der Grossmächte leben wollten. Bei steigenden Schulden hatte desshalb die oft hochherzige und aufgeklärte Regierung keine Finanzkräfte zur Anlage gemeinnütziger, die deutsche und dänische Bevölkerung hebender Institute; man musste von einem Tage zum andern leben, und gewann für die Tage der Noth oder ausserordentlicher Culturanstalten keinen Reservefond. So betrug denn die Staatsschuld im Jahr 1830 etwa 132 Millionen Thaler, anstatt dass sie nach dem Finanzplan von 1816 jährlich mit 1 Million sollte abbezahlt werden. Jetzt brach überall Gährung aus; in Dänemark hielt man eine Radicalreform des Haushalts ohne ständische Controlle und constitutionelle Garantie für unmöglich, in den Herzogthümern erblickten die Meisten nur Heil in einer totalen Absonderung von Dänemark (S. 41). Zu diesen Fermentationsstoffen traten viertens die Prätensionen des Adels, welcher z. B. in Schleswig seit der Reformation für seine Töchter das sogeheissene Klosterrecht in Anspruch nahm, d. h. Güter benutzte, welche ursprünglich für religiöse Zwecke bestimmt waren. „In Holstein wohnte über ein Drittheil der Einwohner auf adligen Gütern und nur 9000 Bauerhöfe waren ohne Gutsherrschaft“ (S. 43). Da nun die Gesammtregierung das Ende dieser und anderer Privilegien, z. B. der hin und wieder angesprochenen Steuerexemtion forderte, so erhob die Ritterschaft mannichfaltige Reclamationen. Es entstand seit 1815 ein juristisch-publicistischer Postenkrieg, in welchem sich, heisst es S. 43, namentlich die Rechtsgelehrten und Historiker der Kieler Hochschule auszeichneten. „Alle übertraf, heisst es, durch unermüdliche Wirksamkeit für die ritterschaftlichen und dynastischen Ansprüche der Professor Dahlmann, der Vater des Schleswigholsteinismus. Seine Gesinnung war stark aristokratisch, mehr nach englischem als nach deutschem Zuschnitt. Eine englische Constitution, mit einem reichen und mächtigen Feudaladel im Oberhause, dies war sein und seiner Freunde höchstes *Freiheits*ideal. Seine zweite Lieblingsidee war Deutschlands *Erweiterung* und Herrschaft über die Nachbarländer, besonders über Däne-

mark, welches ja von Natur eine deutsche Halbinsel war" (S. 45). Offenbar hat sich in diese Charakteristik und in die Schilderung der fortgesetzten Wirksamkeit ein persönlicher Misston eingeschlichen; denn an eine streng englische Constitution bei wesentlich andern Verhältnissen Deutschlands hat wohl Dahlmann damals wie später nicht ernsthaft gedacht, vielleicht aber den Glauben genährt, dass bei den noch sehr unreifen Voranstalten ein starkes aristokratisches Element nicht entbehrt werden könne. Unangemessen und entgegen allem Fortschritt war jedenfalls die von der Ritterschaft gestellte Forderung, dass man die angebliche Constitution von 1460 anerkennen solle; denn wenn auch beide Lande (Schleswig und Holstein) jedes seinen Statthalter, seinen Landtag und seine alten Sitten und Gesetze behalten sollte, so vertrugen sich das adelige Steuerprivilegium und die legislative Macht der Ritterschaft im fünfzehnten Jahrhundert nicht mit dem Geist und Streben des neunzehnten Jahrhunderts. Schon aus diesem Grunde war die auf jene Urkunde gestützte Unzertrennlichkeit Schleswig-Holsteins für die neue Praxis unmöglich geworden. Einer Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund widerstrebt aber der Wortlaut des wiener Vertrags, welchen man entweder auf dem Wege der Güte oder Gewalt ändern muss. Die Unzertrennlichkeit ist ein reiner Provincialcompromiss; er weicht dem höhern Standpunkte des gemeinsamen Staatsrechts. — Die dritte Abtheilung: „Ausbruch und Fortgang der Bewegungen", beschreibt die Lorinsensche Agitation, die ständischen Bewegungen, die Bewegungen der Presse und die Volksbewegungen. Diese genau bezeichneten, wie der Verfasser meint, systematisch betriebenen Schritte der sogeheissenen Separatistenpartei haben nur für die nächste Oertlichkeit Bedeutung; ihr historisches Interesse gleicht etwa den berüchtigten Streitigkeiten zwischen der Klauen- und Hörnerpartei des Kantons Schwyz. Der einzige Unterschied besteht darin, dass Schleswig-Holstein als Gesammtland bei dem deutschen Publicum, etwa vor zwei Jahren, durch Adressen, Reden, Zeitungsartikel einen wahrhaften Sturm der Begeisterung hervorrief und vielleicht im zu starken Vertrauen auf diese Theilnahme bald nach dem Ausbruch der pariser Februarrevolution auch thatsächlich für den Trennungszweck handelte. Das dänische entgegen aller Staatsweisheit 1846 erlassene Incorporationsedict gab zu dem nun offenen und ernste Folgen bietenden Bruch die nächste Gelegenheit. Möge das unnatürliche Verhältniss bald aufhören und einem billigen Frieden weichen! „Denn alle cultivirte Völker, schliesst das Buch mit den Worten des Professors Madvig, bilden eine grosse Kette, bei der das eine Glied in das benach-

barte greift. Und wenn wir uns nun von dieser Kette nicht losreissen wollen, wo ist dann dasjenige Glied, durch welches wir uns am natürlichsten und am leichtesten dem Ganzen anschliessen können? wo ist unter den verschiedenen, gebildeten Nationalitäten des Welttheils diejenige, mit der wir, wenn wir nicht natürliche Verhältnisse zerstören wollen, die häufigste und einflussreichste Berührung haben müssen? Wir wollen keine augenblickliche Verstimmung uns bewegen lassen zu läugnen, dass dies, sowohl in Folge historischer als geographischer Verhältnisse, die deutsche ist." — Wenn sich so ein berühmter, in der Schule des Alterthums gebildeter Skandinavier ausdrückt, so wäre es andrerseits wohl Zeit, dass die eckelhaften, in den Tagen des Handelns trägen Invectiven einer freundlichen Ausgleichung des beiden Theilen verderblichen Haders Platz machten.

---

4. *Die Deutsche Centralgewalt und die Preussische Armee. Berlin 1848. 32 S. 8.*

Aus denselben Gegenden, welche einst das Geschrei nach der Trennung von Deutschland zuerst erhoben, erscholl im Frühling des abgelaufenen grossen Jubeljahres zuerst der lärmende Ruf nach Einigung mit Deutschland. Riesenhaft wuchs der in Baden, Darmstadt, Nassau, kurz den ersten Rheinbundsstaaten angestimmte Einheitsgesang, und was kurz vorher die verschämte Lippe des constitutionell-patriotischen Fortschrittsmannes nur unter dem Dach des stillen Kämmerleins als letzte Sehnsucht flüsterte, — das stand binnen etlichen Wochen durch die Donnerstimme von Millionen und die Angst der Fürsten unterstützt in voller Wirklichkeit, als That, und zwar als deutsche That, wie das beliebte Wort lautet, da. Sechshundert, vom Volk ernannte und mit des Volkes Steuern bezahlte Gesetzgeber erschienen in Frankfurt, nicht etwa, um den alten, des Heilens bedürftigen Bund zu bessern, nein! um ein ganz neues, auf der Einheit und Freiheit Gesammtdeutschlands ruhendes Grundgesetz auszuarbeiten. Die ersten Handlungen dieses kostbaren, aus aller Herren Ländern gewählten Nationalparlaments waren bedeutend; sie gingen wie die Wehen eines nahenden Erdbebens mit Windsbraut und Donnerwetter einher; der Aechtung aller Republikaner oder Nichtmonarchisten auf breitester demokratischer Grundlage folgte die Wahl eines unverantwortlichen, machtlosen Reichsverwesers, des Erzherzogs Johann von Oesterreich, eines anerkannten Biedermannes, welcher unbesonnen über

dem Nahen das Ferne erfasste und den unschuldigen Glauben hegte, man könne auch ohne materielle Hausmacht durch die Stärke der öffentlichen Meinung allein regieren, und sei der letzteren schon mittelst der Abgeordneten des Volks gewiss. Nun ging die neue Centralgewalt, von einem improvisirten Reichsministerium umgeben, rasch weiter; sie ernannte Gesandte, welche, wie Herr von Raumer, durch monatelanges Anklopfen und Nichthereintreten den neuen deutschen Bundesstaat und mit ihm das souveräne Volk blossstellten; sie unterhandelte Verträge, z. B. den Malmöer Waffenstillstand, verkündete die stückweise fertig gewordenen Grundrechte der constituirenden Nationalversammlung, drohete Sperre und Landnoth z. B. der Schweiz an, ohne es mit dem Halten so genau zu nehmen, sandte Reichstruppen aus, wenn der böse Feind republikanisches Unkraut in den vollen Hanf und Weizen der constitutionell-monarchischen Gesetzesmacher ausstreuete, schickte, als die wiener Tragödie begann, statt eines vermittelnden Heeres, einen mit allen constitutionell-monarchischen Wasserkünsten betrauten Gevollmächtigten, freilich ohne Federgebeiss, ab und warf dann, um Ersatz zu holen, gegen Ende des Jahres bei Anlass der unglückseligen Kaiserfrage den Oesterreichern gewissermassen den Fehdehandschuh hin. Jene alten Reichsinhaber, welche während der Frankfurter langen Debatten in Oberitalien gesiegt, eine dämonische Volksbewegung in Wien erdrückt und für den Ungarkrieg gerüstet hatten, blieben nicht durchweg müssig; sie liessen sich keineswegs aus dem gemeinsam deutschen Hause hinauswerfen, sondern beriefen sich, man möchte sagen, mit Grund auf den noch nicht aufgelösten Bund der alten Zeit. Nicht viel glücklicher erging es der Frankfurter Gesellschaft im Norden; sie konnte sich zwar für unverletzlich erklären, und den Tod ihres allerdings unbesonnenen, auf diese tribunizische Weihe vertrauenden Mitgliedes Rob. Blum als Ausnahme von der Regel betrachten, aber die Macht des heiligen Geistes konnte sie sich nicht geben; denn der kommt von oben und weiss eben desshalb das Rechte und Schickliche zu finden. Die Gesetzgeber hielten aber diese Eigenschaft für nothwendig und wesentlich eingeboren und erhoben desshalb etliche Wochen nach Pfingsten ein schallendes Mitleidsgelächter, als der Abgeordnete von Kösslin in Hinterpommern die Uebernahme der provisorischen Centralgewalt durch Preussen beantragte; selbst die Frauen und Herren in den Galerien der Paulskirche stimmten mit ein in die herzliche Freude der Väter. Doch bald empfanden diese, durch die erschrecklichen Septemberereignisse und die wiener Octobergeschichten eingeschüchtert, Reue; sie fühlten das Bedürfniss eines starken Anwalts und Wäch-

ters, verordneten ein neues Deutschkönig- und Kaiserschiessen und erklärten sich nach kurzer Umschau — wer sollte es glauben? — für Preussen. Eine Reihe von Blättern eiferte in derselben Richtung; die deutsche Zeitung z. B., welche im März dem Könige Friedrich Wilhelm IV unmassgeblich die Abdankung angerathen hatte *), konnte für denselben reizbaren hohen Herrn nicht Worte der Empfehlung genug finden. So wankelmüthig und kothurnähnlich sind jene unduldsamen Schwärmer für die constitutionelle Monarchie, welche der Thespiskarren einer friedlichen Guillotine des deutschen Philisteriums vom Süden nach dem Norden schleppt, um dort wahrscheinlich für immer bankerott zu machen. — Was wird nun Preussen thun? Wird es, mächtig geworden aus dem Reichsmoder im neuen Reichskinderbrei seine Kraft schwächen, seine tapfern Heerführer und Soldaten in die Reichsarmee bösen Andenkens umwandeln, seinen alten glorreichen Namen aufgeben und dafür die ungewissen Errungenschaften des Märzmonats 1848 als Erbschaft antreten? Ich weiss es nicht; aber die Wahrheit steht fest: „Kaiser ist nur wer Kaisers Werk verrichtet oder in grossen Kriegesnöthen allem Volk vorantritt." Ein verbesserter Reichsbund, wie man ihn schon früher in diesen Blättern andeutete **), möchte den deutschen Verhältnissen geziemen, die Union aber mit dem Fortschritt wahrer Demokratie und in den Tagen gemeinsam bestandener Gefahr, sei es in welcher Gestalt, als reife Frucht vorangegangener Entwicklung auftreten. — Wie aber dermalen ein grosser und bedeutender Theil der Preussen über die bis jetzt sehr bescheidenen Ansprüche einer allgemeinen Centralgewalt denkt, — das geht am deutlichsten aus der oben bezeichneten kleinen Schrift hervor. Sie ist der Ausdruck des alten, seiner kriegerischen Thaten und sonstigen Verdienste sich bewussten Preussenlandes, voll Zornes, Selbstgefühls, sachlicher Kenntniss und Umsicht, Eigenschaften, welche einer Flugschrift Bahn brechen. Sie erhebt sich zunächst wider etliche provisorische Artikel, laut welchen die Numern der Regimenter durch das ganze Reichsheer laufen, das Reichsheer dem Reichsoberhaupt Treue schwören, das Festungswesen Reichsangelegenheit sein, die Ernennung der Oberofficiere vom Brigadier aufwärts und diesen eingeschlossen vom Reich ausgehen, kurz, eine für den Fall des deutschen Bundesstaats und vielleicht auch ohne denselben nothwendige Centralisation und Gleichförmigkeit des Heerwesens stattfinden sollte. Der Verfasser protestirt

*) S. Augsburger allgem. Zeitung No. 366. Jahr 1848.
**) S. 683. J. 1848.

stark und vernehmlich gegen das Aufgehen in Deutschland, sofern damit ein Verzichtleisten auf die eigenthümliche und meistens vortreffliche Heereinrichtung verbunden sei; er berechnet die eingeübte Streitmacht Preussens auf eine mobile Masse von 360,000 Mann mit 1000 Geschützen, basirt auf 200,000 Mann Besatzungstruppen in 28 völlig ausgerüsteten Festungen, und versehen mit einem Kriegsmaterial, dessen Werth 100 Millionen weit übersteigt (S. 8); er hebt nicht ohne gerechtes Selbstgefühl die treffliche, auf reifem Nachdenken und bewährter Erfahrung ruhende Heeresorganisation hervor mit dem vorzüglichen, an steter Vervollkommnung arbeitenden Officiercorps; er bezeichnet den streitbaren Sinn des Volks, welches sich, wenn die Pflicht es fordere, wie èin Mann erheben würde; er erinnert an die Kriegsthaten unter Friedrich II und im Befreiungskriege und fragt dann: „Wie kann man glauben (wir wollen nicht sagen hoffen), dass dieser Ruhm und diese Ehre, die in der preussischen Armee vollkommen lebendig sind, an denen zehrend der preussische Officier vom Jüngling zum Manne reift, in der deutschen Reichsarmee aufgehen werden, an die jeder Knabe in Preussen, sobald ihm die Geschichte die Tage von Rossbach und Freiburg vorgeführt hat, nur Spott und das Bild der sogenannten Reissausarmee zu knüpfen gewohnt ist“ (S. 12). Diese betrübende Ansicht ist durchaus wahr; man hatte nicht die Zeit der Blüthe, sondern des Verfalls vor Augen, und wundert sich desshalb über die Restauration des Reichs, namentlich zunächst in Bezug auf das Heerwesen. Auch im südlichen Deutschland war der ehrwürdige, aber jetzt unpraktische Reichsgedanke so in Abnahme gerathen, dass der sel. Dr. Wirth vor zwei Jahren sein Journal Reichsblatt des spröden Publikums wegen umtaufen musste. Sollte aber der Franzose seine Republik in ein Reich umwandeln und daran Gelüste knüpfen, dann hat Deutschland Pflicht und Gelegenheit zur praktischen Reichsidee dies- wie jenseit des Rheins. Vorher aber sind der Kaiser und Reich eine utopische Laune, an welcher besonders Gelehrte und kleine Staaten Geschmack finden, um doch auch etwas Staub aufwerfen zu dürfen. — Hinsichtlich der vorgeschlagenen Reichsnumerirung heisst es S. 14 treffend: „So unbedeutend dies auch aussieht und so nöthig eine solche Einrichtung in Bezug auf Hohenzollern-Sigmaringen, Reuss-Schleiz-Lobenstein und Schwarzburg-Sondershausen auch sein mag, so sehr empört sich doch dagegen jedes preussische Soldatenherz. Glauben die Theoretiker in Frankfurt, dass die preussische Armee den Ruhm ihrer Väter, der an den Namen der preussischen Regimenter wie an de-

ren Fahne geknüpft ist, aufgeben wird gegen eine deutsche Reichsarmee? Dahlmann, der Historiker, sollte doch so viel aus der Geschichte wissen, dass sich die Völker nichts schwerer nehmen lassen, als den Ruhm ihrer Vorfahren, dass der Stolz auf diesen Ruhm der eifersüchtigste ist, und dass ein Antasten desselben einen nicht zu versöhnenden Hass erzeugt." — Gewiss werden Dahlmann, Mittermaier und Beseler, die Urheber der fraglichen Artikel, diesen Wink verstehend künftig nicht über ihren Leisten, den juristisch-historischen, hinausgreifen. Wo nicht, so wird Frankfurt am Ende noch wie Berlin in den Belagerungsstand erklärt oder gewrangelt. Wenn der Verfasser darnach die historischen Namen einzelner Regimenter aufführt und daraus folgert, dass gegen solche Erinnerungen kaum die erste beste Reichsnumer Ersatz bringe, so ist diese Bemerkung zwar richtig, aber man könnte dabei recht gut eine Art pythagoreischer oder geschichtlicher Zahlenlehre anwenden, welche das Besondere neben dem Allgemeinen gestaltete. So machten's z. B. die Römer; die Zahlen ihrer Regimenter hatten bekanntlich hin und wieder ein historisch-psychologisches Merkmal. Auch sind die Wappenschilde der besten Familien und Regimenter dem Wechsel unterworfen; wenn es S. 15 heisst, das Regiment Königin Kürassiere ritt bei Hohenfriedberg 20 Bataillone nieder, eroberte 67 Fahnen und 4 Kanonen, so stutzte bei Jena mehrmals ein Reiterregiment Königin bei dem Anprall gegen französische Kanonen. — Schliesslich darf man die Besorgniss, es möchte aus dem Einigungsgeschäft ein neuer dreissigjähriger Krieg entstehen, nicht theilen; denn glücklicrweise fehlen dafür die Leidenschaften; sie zu nähren, ist die constitutionelle, auf breitester Grundlage der Demokratie ruhende Monarchie unfähig, indess der Republikanismus einen noch sehr schwachen Anhang besitzt. Entweder werden die Gesetzgeber also gemach zum Föderativbund zurückkehren, oder, wenn sie ihre selbstherrliche Stellung mit männlicher Würde zu behaupten suchen, der höhern Nothwendigkeit nachgeben und im idyllischen Haus- und Privatleben den Trost für durchwachte Nächte und leere oder nur halbglückliche Tagarbeiten finden. Höhere und untere Schulen erwarten überdies die Rückkehr ihrer Angehörigen, welche ob des zu langen Verkehrs in höhern Regionen leicht ihren ursprünglichen Pflichten fremd werden. Das laufende Jahr wird daher keine neuen Stürme bringen, vielmehr den Dingen allmälig wenn auch nicht das gleiche, doch das verwandte und ähnliche Strombett zurückgeben. An einzelnen kriegerischen Stössen mag es dabei nicht fehlen, aber grosse Principien-

kämpfe werden wohl für Europa trotz der Furcht bei der Sehnsucht nach Genuss allmälig eine Unmöglichkeit.

7. Jänner 1849.

Kortüm.

Voyage au Pole sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, exécuté pendant les années 1837, 1838, 1839 et 1840, sous le commandement de M. J. Dumont-D'Urville, Capitaine de vaisseau, publié sous la direction supérieure de M. Jaçquinot, Capitaine de vaisseau commandant de la Zélée. Géologie, Minéralogie et Géographie physique du voyage d'après les matériaux recueillis par MM. les chirurgiens naturalistes de l'expédition par M. J. Grange, Docteur es sciences et Docteur en médecine des Facultés de Paris. XV et 458 pag. in 8. Paris, chez Gide et Comp. 1848.

Das Reise-Unternehmen des „*Astrolabe*" und der „*Zélée*" hatte zum ganz besondern Zweck die geographische und hydrographische Erforschung zahlreicher, durch französische Fahrzeuge besuchter Länder, welche einige Wichtigkeit gewährten für den Handel, oder für die Gründung neuer Niederlassungen. In solcher Hinsicht überboten der „*Astrolabe*" und die „*Zélée*" alle Erwartungen: die Entdeckung des Landes *Adélie*, die Aufnahme unermesslicher, kaum bekannter, oder in höchst unvollkommener Weise untersuchter Küstenstrecken, werthvolle Beobachtungen über Abstammung, über Sitten und Sprache von Völkerschaften, die nicht lange mehr gegen die Wogen der Civilisation ankämpfen können, verleihen dieser Reise eine Bedeutung, welche nur gesteigert werden dürfte, wenn die Beachtung der Gelehrten öfter jenen Gegenden zugewendet wird, die europäische Auswanderungen wieder zu bevölkern streben. Nicht weniger werthvoll erwiesen sich die hydrographischen, physikalischen und die naturhistorischen Forschungen im Allgemeinen, und dabei mussten, namentlich in Betreff der geologischen Untersuchungen, nicht gewöhnliche Schwierigkeiten überwunden werden. Mit besonderem Danke ist es zu erkennen, dass wir im vorliegenden Werke eine gedrängte Darstellung des gesammten Wissens über die Boden-Beschaffenheit Oceaniens erhalten. Um diesen Zweck zu erreichen, beschränkte sich unser Verfasser — was in diesem, wie in ähnlichen Fällen gewiss sehr zu billigen — nicht auf Angabe der einzelnen Beobachtungen, wie solche im Verlauf der Reise an jedem einzelnen Orte angestellt worden, son-

dern schöpfte zugleich aus einer Vielzahl anderer Schriften. So wurde Naturkundigen, welche die südliche Hemisphäre zu besuchen beabsichtigen, ein Leitfaden geboten, eine Richtschnur für ihre Forschungen. Den Phänomenen heutiger Zeit vergönnte man vorzügliche Aufmerksamkeit und strebte mit dem Studium der Formationen verschiedener Gebiete die Gesetze physikalischer Geographie in Verbindung zu bringen, was Winde, Bewegungen der Wasser, mittlere Temperatur und geographische Vertheilung organisirter Wesen betrifft. Eis und Gletscher der Polar-Gegenden, vulkanische Erscheinungen Oceaniens und die Madreporen-Gebilde des grossen Weltmeeres wurden ganz besonders ins Auge gefasst.

Die acht Kapitel, in welche das Werk zerfällt, tragen folgende Ueberschriften:

Zusammengestellte Beobachtungen über Geologie und physikalische Geographie der Süd-Polar-Länder;
Gletscher der Polar-Regionen;
schwimmendes Eis;
Magelhaens-Strasse und Feuerland;
allgemeine Bemerkungen über die Lagerungs-Verhältnisse der Gebiete in Patagonien und im Feuerland;
Gletscher von Süd-Amerika und unermessliche Ausdehnung derselben;
Klima der „Magelhaens"-Länder, Einfluss der Klimate auf die geographische Vertheilung organisirter Wesen und untere Grenzen der Gletscher. Anwendung dieser Studien auf die Bildung erratischer Ablagerungen;
vergleichende Forschungen über die erratischen Gebiete in Süd-Amerika und jene des nördlichen Europas.

Diese Andeutungen geben einen Begriff vom Reichthum des Inhaltes, und es hiesse die uns gesetzten Grenzen um Vieles überschreiten, wollten wir einen vollständigen Bericht versuchen. Wir müssen uns dahin beschränken, das vorzugsweise Wichtige und Interessante zu wählen, und hoffen Nachsicht zu finden, wenn es geologische Thatsachen sind, die von uns besonders hervorgehoben werden.

Im ersten Kapitel trifft man eine Zusammenstellung der Beobachtungen, welche auf den verschiedenen Entdeckungs-Reisen nach dem Südpol gemacht worden, in der gedoppelten Absicht, die geologische Beschaffenheit von Inseln und Festland kennen zu lernen, und eine Schilderung der Gletscher und der schwimmenden Eismassen zu liefern, wovon jene unbekannte Welt nach allen Seiten umgeben ist. In vielseitiger

Beziehung musste es höchst bedeutend sein, die Thatsachen zu übersehen, wie solche in ältern und neuern Zeitscheiden wahrgenommen und aufgefasst worden. Cook war der erste, welchen man 1773 aussandte, um Länder su entdecken, die unter dem 50. oder 60. Breitegrade vermuthet wurden. Er legte wenig Gewicht auf die Eis-Gebilde um den Pol, auch nahte er denselben nicht genug. Ohne bei dem zu verweilen, was die von Bellinghausen befehligte Expedition leistete, so wie bei den Entdeckungen von Palmer, Powell, Bransfields, Morell und einiger Andern, sind es vorzüglich jene, die seit den letzten zwei Jahrzehenden auf den Seefahrten unter Henry Foster, Biscoe, Baleny und Ross sich ergaben, welche berücksichtigt werden. Nun folgt, in Tagebuch-Form, eine Skizze beider „Campagnen" des *Astrolabe* und der *Zélée*. Unter den mitgetheilten Beobachtungen interessirte uns vorzugsweise jene, die den kleinen Vulkan Bridgeman betrifft.

Beim zweiten und dritten Kapitel, wo von den Gletschern in den Polar-Gegenden die Rede ist, so wie von den schwimmenden Eismassen, dürfen wir um so weniger verweilen, als kaum zu vermeiden wäre, auch mehr oder weniger bekannte Dinge zur Sprache zu bringen, wollten wir dem Verf. in seiner Darstellung folgen. Unberührt möge jedoch nicht bleiben, dass er, der früher die Gletscher der Dauphineer Alpen selbst besuchte, sich mit den Arbeiten von Saussure, Scoresby, Parry, Ross, Hugi, Venetz, Charpentier, Agassiz, Martins u. A. wohl vertraut machte.

Das vierte Kapitel handelt von der Magelhaens-Strasse und vom Feuerland. Den Seefahrern Parker King und Fitz Roy verdankt man die ersten genauen Karten und wissenschaftlichen Nachrichten über Patagonien und das Feuerland. Die von ihnen, 1826 und 1834, geführten Expeditionen entsprachen vollkommen den Wünschen der Geographen und bereicherten die Naturgeschichte mit wichtigen Entdeckungen. Unser Verfasser benutzte ferner die so bedeutenden Mittheilungen Darwin's in dessen *Researches into the geology and natural history* u. s. w. und war auf solche Weise bemüht Alles zusammenzufassen, was für die geologische Geschichte dieses Theiles von Süd-Amerika erforderlich ist.

Bei der geologischen Schilderung der Magelhaens-Strasse folgte Gr. ohne Unterbrechung der Richtung aus Osten nach Westen.

(Schluss folgt.)

D'Urville Voyage au Pole sud.

(Schluss.)

Havre Pecket ist eine der günstigsten Oertlichkeiten, um die Formationen kennen zu lernen, welche den Boden im südlichen Theile von Patagonien zusammensetzen. Man trifft deren zwei, denen bedeutende Mächtigkeit eigen: die „patagonische“ Tertiär-Formation, auf der überall eine ansehnliche Lage von Rollsteinen und von Kies ruht, die durch eine sehr mächtige und höchst interessante erratische Formation bedeckt wird. Der Boden um *Havre Pecket* stellt sich als weit erstreckte Ebene dar, ohne Waldungen, ohne strömende Wasser, und in geringer Entfernung von der Küste sieht man Sand-Dünen, zwischen welchen Brackwasser-Sümpfe vorhanden sind. Das Land steigt allmälig von Westen gegen Norden an. Nur die oberen Lagen der Tertiär-Gebilde konnten erforscht werden; sie bestehen aus mehr oder weniger feinkörnigen Sandstein-Schichten, mit durch kalkige Incrustationen zusammengehaltenen Massen; Gyps-Bruchstücke gehören zu den häufigen Erscheinungen. Längs der ganzen Küste ist jenen Schichten eine wagerechte Lage eigen. Von fossilen Resten kommen vor: *Ostrea patagonica d'Orb.*, ferner *Cardium*, *Venus*, *Mactra*, *Voluta* (meist schlecht erhalten), *Fusus patagonicus*, *Turritella ambulacrorum* und *T. patagonica*. Ueber diesen Tertiär-Formationen nimmt eine, mitunter zwanzig Fuss mächtige Rollstein-Lage ihre Stelle ein; die Trümmer, zuweilen Blöcke von ungeheuerer Grösse, bestehen aus Porphyren, Graniten, Dioriten und Schiefern. Die Rollstein-Lage wird hin und wieder durch erratisches Gebiet bedeckt, das sich weithin erstreckt, zumal gegen W., und auf der Insel S. Elisabeth bis zur Mächtigkeit von 35 Metern anwächst. Den Rollsteinen und Blöcken ist ihre vollkommene Frische geblieben, theilweise sind Kanten und Ecken der letztern nur wenig abgerundet. Organische Ueberbleibsel fanden sich nicht.

Port Famine. Vom Cap Negro an, wo das Tertiär-Gebiet endigt, gewinnt die Meerenge ein ganz verändertes Ansehen; der unermesslichen Ebene, deren Einförmigkeit ermüdet, folgt ein pittoreskes Gebirgsland.

Bei Port Famine besteht das Gestade beinahe ganz aus Alluvionen des Sedger-Flusses, dessen Wasser organische Reste in gewaltiger Menge aufgehäuft haben, untermengt mit Sand, mit Rollsteinen, auch mit Wanderblöcken. An der Mündung des Sedger sieht man unermessliche Haufwerke von Baumstämmen, ohne Rinde und von auffallender Weisse, so dass sie riesengrossen Knochen ähneln. Die meisten sind verwest, verfault, und zerbrechen bei jeder Berührung. Ohne Zweifel wurden die Bäume durch Stürme losgerissen, von Lawinen aus den Höhen herabgestürzt und durch Wasser dem Meere zugeführt, welches dieselben an der Küste absetzte. Vergebens sucht man nach lehrreichen Durchschnitten; hin und wieder geht in den Thälern Thonschiefer zu Tag, allein meist sind sie mit Trümmern erfüllt und in diesen bildeten sich ansehnliche Torf-Ablagerungen; eine sehr mannigfaltige Lage von Dammerde bedeckt die ganze Boden-Oberfläche und unter solcher Decke nimmt man regellose Bänke wahr, bestehend aus Geschieben verschiedenster Beschaffenheit; noch weiter abwärts zeigen sich einige Thon- und Sandlagen. Die meisten dieser Gebilde führen Meeres- und Landmuscheln und Gebeine einiger kleiner Wiederkauer. Das Ersteigen des Berges Tarn war mit nicht geringen Beschwerden verbunden. Endlich am Fusse der beiden Pics angelangt, welche seine Spitze ausmachen, wurde das Unternehmen immer bedenklicher; man war genöthigt, sich an Felswände anzuklammern, und der Weg führte an riesigen Schnee-Lagen vorüber. Endlich, nach zahllosen Hemmnissen wurde der Gipfel erreicht; das Panorama, welches sich hier den Blicken entfaltet, ist von wundersamster Schönheit. Im Süden die, zwischen den Bergen Sarmiento und Darwin sich ausdehnende sehr erhabene Gebirgskette mit ihren Schnee bedeckten Häuptern. Zwischen dem Berge Tarn und jener Kette, der Kanal St. Gabriel und der Admiralitäts-Golf. Gegen Osten, wo die Meerenge sich erweitert, die offene See mit ihren regelrecht abgeschnittenen Ufern. Nach Westen hin ein wirres Haufwerk von Bergen, die weniger hoch ansteigen, als jene der Sarmiento-Reihe. Das Meer lässt da, wo Primitiv-Gebilde herrschen, eine Menge Inseln wahrnehmen, während in dem, zum Tertiär-Gebiete gehörenden Theile deren verhältnissmässig nur wenige vorhanden sind und sie in der aus Thonschiefer bestehenden Gegend gänzlich fehlen. Der Gipfel des Tarn-Berges wird von Thonschiefer gebildet, den zahlreiche Kalkspath-Schnüre durchziehen. Auf der mit Schnee bedeckten Spitze weht stets ein sehr heftiger Wind. — Um Port Famine findet man das steile Gestade überall aus thonigem Schiefer zusammengesetzt, der hin und wieder in feinkörnige Grauwacke

übergeht, auch mit gering mächtigen Lagen schwärzlichgrauen Kalkes wechselt. Nach Osten hin werden die Grauwacken mehr und mehr vorherrschend; sie führen keine Versteinerungen. Nordwestlich vom S. Nicolas-Hafen, auf dem Gehänge des Tarn-Berges, an der Grenze des Schiefer-Gebietes ist ein, wie es scheint sehr mächtiger, Dolerit-Erguss zu sehen; das plutonische Gestein tritt in Gängen und in, den Schichten parallelen, Lagen im Schiefer auf. An solchen Stellen findet man die Schichtung sehr gestört. Wären im Schiefer keine fossilen Reste, so würde man demselben im Allgemeinen ein anderes geologisches Alter zuzuschreiben geneigt sein, als er in Wahrheit besitzt, und unser Verfasser spricht in solcher Hinsicht die Meinung aus, dass jene Schiefer-Formation, welche Versteinerungen aus dem Neocomien-Gebiet umschliesst, und die ursprünglich der untern Abtheilung des Kreide-Gebietes angehört haben, durch das Eindringen der erwähnten plutonischen Masse umgewandelt worden, eine Ansicht, welche jedoch keineswegs auf die vorkommenden Grauwacken, Quarzgesteine u. s. w. auszudehnen sei. Was die in den verschiedenen Schiefer-Lagern im Norden der Magelhaens-Strasse, desgleichen in jenen des Tarn-Berges gefundenen organischen Ueberbleibsel betrifft, so gehören dahin, nach d'Orbigny's Bestimmung: *Ancyloceras simplex*, *Lucina excentrica*, *Plicatula*, *Modiola*, *Hamites elatior* u. s. w. Diese „Kreide-Schiefer-Formation" (*formation schisteuse crétacée*) ist von hoher Bedeutung in der Magelhaens-Strasse und sehr weit verbreitet. Diorit- und Hornblende-Gestein-Gänge setzen in Menge darin auf, und leicht vermag man sich, bei Untersuchung der Berührungs-Stellen, von ihrem umwandelnden Einflusse auf die Schiefer-Lagen zu überzeugen.

Port Galant. Vom Pic Nodales bis zum Cap Froward bietet das steile Gestade einen Anblick von ganz eigenthümlicher Verwirrung und und Zerrüttung dar. Cap Froward selbst steigt, einem unermesslichen Berge gleich empor, der Fuss vom Meere bespült, der Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt; ein seltsames Ganzes nach allen denkbaren Richtungen verstürzter und verdrehter Schichten von schieferartigen Gesteinen und von Quarz, die zu zahllosen Malen mit einander wechseln. Gewaltige Blöcke schweben über ungeheuern Schluchten und drohen jeden Augenblick sich loszumachen; weiter aufwärts durch Lawinen zerrissener Boden, der sich auf den steilen Gehängen nicht zu erhalten vermag. Hier war es, wo das Schiffsvolk des berühmten Magellan, erschreckt durch die schaudervolle Wildheit des Anblicks, sich gegen den Befehlshaber empörte, der, wie behauptet wurde, seine Leute dem Abgrunde

der Hölle zuführen wollte. Der kühne Führer wusste indessen alle Hindernisse zu bekämpfen, und in würdiger Weise sah er seinen Muth belohnt durch Entdeckung der Meerenge, die nach ihm den Namen trägt. — Port Galant liegt inmitten einer Gruppe von Bergen und ist gleichsam nur eine Fortsetzung der dieselben trennenden Schlucht. Man findet hier Talkschiefer mit sehr gewundenen Lagen, ferner Thon- und Kieselschiefer, und alle diese Felsarten werden von Quarz-Gängen durchsetzt. Weiter westwärts treten auch Porphyr-, Dolerit- und Basalt-Gänge auf.

Die *Maluinen* wurden vom „*Astrolabe*" und von der „*Zélée*" nicht berührt; die mitgetheilten Bemerkungen über die höchst interessanten geologischen Phänomene, welche jene Eilande auszeichnen, stammen aus dem ältern Werke von Pernetty, so wie aus den Schriften von d'Orbigny, Darwin u. s. w.

Das fünfte Kapitel liefert allgemeine Beobachtungen über die Lagerungsweise der Fels-Gebilde in Patagonien und im Feuerlande. Es ist, mit mehr oder weniger Ausführlichkeit, die Rede von krystallinischen Gesteinen und Schiefern und von Primitiv-Gebilden, von Secundär- und Tertiär-Formationen; auch die Pampas-Ablagerungen (*formation pampéenne*) werden zur Sprache gebracht, obwohl unser Berichterstatter dieselben weder in der Magelhaens-Strasse, noch in dem von ihm durchforschten Theile des südlichen Amerika's zu beobachten Gelegenheit hatte; daran reihen sich endlich Betrachtungen über die Erhebungen der Süd-Ost-Küste von Süd-Amerika. Wir glauben den Erwartungen der Leser am besten zu entsprechen, wenn wir mit dem Verf. einen allgemeinen Blick auf die geologische Beschaffenheit von Süd-Amerika werfen.

Granit, Gneiss, Glimmerschiefer erstrecken sich längs der westlichen Küste vom Cap Horn bis Conception und Valparaiso, auch weiss man, dass sie sich gegen Norden hin bis Copiapo ausdehnen. Zahllose Gänge und Ergüsse von Porphyren, Basalten und von Conglomeraten, deren Theile durch vulkanischen Teig gebunden erscheinen, finden sich in jenen Gebilden. Auf der ganzen Küste sind sehr beträchtliche untermeerische Ausbrüche und Ergüsse zu treffen; es werden dieselben hin und wieder durch Lagen thonigen Schlammes geschieden, der Umwandelungen in auffallender Weise erlitt.

Ueber den plutonischen und vulkanischen Formationen nimmt auf der Küste, wovon die Rede, ein Gebilde seine Stelle ein, das man als Gyps bezeichnet hat, nach der mineralogischen Beschaffenheit der Lagen, welche solches zusammensetzen; es erreicht bei Copiapo die bedeutende

Mächtigkeit von 3,000 bis 4,000 Metern. Die älteste Lage des Gebietes enthält fossile Muscheln, von denen wir darauf hingewiesen werden, dass diese Meere von Mollusken bewohnt gewesen, sehr reich, was Individuen betrifft, aber die Zahl der Arten verhältnissmässig nur gering. Man sieht sie in den verschiedenen Schichten der Puente-del-Inca, in der Peuquenes-Kette und zu Copiapo. Von diesen organischen Ueberbleibseln würden, dem Ausspruche der Paläontologen zur Folge, jene der Cordillere von Chili der Kreide-Periode angehören, und die nordwärts Chili der oolithischen Zeitscheide (Darwin betrachtet die Formationen als gleichalt; es sind seine *formations calcaréo-oolithiques*). Die Gebilde bestehen aus Lagen von schwärzlichem mergeligem Kalk, von kieseligem Sandstein, von Mergeln, wechselnd in der Farbe vom Rothen bis zum Weissen, von Tuffen, von feinkörnigen, blasigen, Phonolithen [?] ähnlichen Gesteinen; ferner erscheinen ungeheuere Gypsmassen und mannigfaltige andere Felsarten, die gegenseitig in einander übergehen und sich in sehr kleinen Entfernungen vertreten. Man vermag sich keine andere Vorstellung zu machen, als dass in tiefem Meeresgrunde — zerrissen durch sehr viele vulkanische Mündungen, denen von Zeit zu Zeit Porphyre und Basalte entstiegen, während andere sich im Zustande von Solfataren befanden, aus welchen beträchtliche Massen von Schwefel- und von schwefeliger Säure strömten — Ablagerungen stattfanden, kalkiger Gesteine, die hin und wieder zu Gyps umgewandelt wurden, sandiger Felsarten, hier metamorphosirt, dort noch in ihrem natürlichen Zustande. Solche Hergänge allein dürften die häufigen Umwandelungen und Abänderungen der Lagen erklären.

Die metamorphischen Gesteine der Magelhaens-Strasse gehören ebenfalls dem Kreide-Gebiete an und entstanden unter ähnlichen Umständen. Diese Gyps- und Kalk-Gebilde erstrecken sich, gleich den Graniten und Porphyren, auf denen sie ruhen, in sehr bedeutende Weite. Darwin hat die Meinung ausgesprochen, dass, während sich jene Absätze im Meere bildeten, dessen Grund Einsenkungen erlitten, so dass neue Lagen darauf abgesetzt werden konnten. Der scharfsinnige Geolog gelangte zu dieser Ansicht dadurch, dass in den befragten Lagen sich verschiedenartige Küsten- oder Untiefen-Niederschläge finden, deren Ursprung nur durch die aufgestellte Hypothese sich erklären lässt. Auch die Mandelstein-artige Structur der Porphyre, welche zwischen den Schichten eingetrieben oder ergossen wurden, dürfte jener Meinung das Wort reden. Die Entdeckung einer Vielzahl von verkieselten Stämmen Baum-artiger Faren zu Los Hornos, zu Coquimbo und zu Copiapo weiset darauf hin,

dass in der Zeit, wovon die Rede, Land in der Nähe vorhanden war, das, nach der Beschaffenheit der Conglomerate, aus Graniten, Glimmerschiefern, oder aus Diorit-Porphyren bestand.

In Chili häufte sich, nach Ablagerung der grossen Gyps-Formation, und nach ihrer Erhebung, wodurch die Ketten von Cumbre entstanden, eine unermessliche Menge von Tuffen und von untermeerischen Laven an den Stellen, wo heutiges Tages die Espallato-Kette emporsteigt. Auf einer andern Seite bildeten sich auch, nach dem Absatz und nach der Erhebung der Gypse der Peuquenes-Kette, grosse Conglomerat-Massen in der Temyan-Kette. Das Land erlitt Senkungen von mehrern hundert Fuss; ein Ereigniss, das durch die Gegenwart versteinerter Stämme in ihrer natürlichen Stellung bestätigt wird, so wie durch jene von Conglomeraten, deren ganzes Wesen dafür spricht, dass sie unter dem Wasser gebildet worden. Es fanden in jener Zeit mehrere heftige Schwingungen statt, wodurch der Boden zu verschiedenem Niveau gehoben wurde oder sank, in so weit sich solches aus den Verhältnissen der Sedimentär-Lagen beurtheilen lässt. Als die ersten tertiären Absätze eintraten, hatte das amerikanische Festland ungefähr sein gegenwärtiges Niveau, aber bald darauf dürften nochmalige Senkungen eingetreten sein, welchen eine letzte Boden-Erhebung folgte, und durch diese erhielt Amerika das Relief, wie es ihm heutiges Tages eigen ist.

Erforscht man mit Sorgfalt die primitive und die Gyps-Formation der Chilenischen Küste, so ergibt sich auf das augenfälligste, dass in jener Zeitscheide, wo die ältesten Sedimentär-Ablagerungen sich bildeten, eine Reihe thätiger Vulkane bestand; denn jene Formationen werden nicht nur von Gängen vulkanischer Gesteine durchsetzt, sondern es finden sich auch, zwischen ihren Schichten, beträchtliche Ergüsse von Porphyren und Basalten, so wie Eintreibungen von Conglomeraten feueriger Gebilde. Die grossen Höhen der Cordilleren sind ohne Zweifel späterer Entstehung; denn die erhabensten Pics gehören neuen Feuerbergen an. Die secundären Höhen rühren meist von Emporhebungen der Porphyr-Lagen, oder der Gyps-Schichten her, welche sich eine beinahe senkrechte Stellung aneigneten.

Ausser den Erhebungen, die nach dem Kreide-Gebilde eingetreten sein könnten, jedoch früher, als der Absatz der neuesten Gebiete stattgefunden, ergaben sich noch Beweise für eine Emporhebung im Ganzen. So sieht man sämmtliche Ebenen, alle Thäler, welche vom Fusse der Cordilleren bis zum Ufer des Weltmeeres sich erstrecken, mit geschichteten Gruss-Ablegerungen bedeckt, die allmälig von der Küste ansteigen,

woselbst die Schichten Muscheln im fossilen Zustande enthalten, wie solche in der Nähe des Gestades leben, bis zum Fusse der grossen Kette. Diese Ablagerungen entstanden ohne Zweifel unterhalb der Meereswasser, und unstreitig brachte eine langsame Erhebung, deren Macht allem Vermuthen nach in der Cordilleren-Kette stärker war, als am Ufer, die ganze Küste zu einer Höhe, welche zwischen 2,500 und 3,000 Metern schwankt. Die Unterscheidung beider Arten von Erhebung, eine durch Brüche, durch Zerreissungen und Aufrichtungen bereits erhärteter Schichten, die andere durch allmälige und allgemeine Emporhebung des Landes, verdient von Geologen beachtet zu werden.

Erhebungen im südlichen Amerika durch Brüche, durch Zerreissungen hervorgerufen, folgen meist der Richtung aus Norden nach Süden; sie zeigen sich einander parallel, haben keine so bedeutende Erstreckung, wie man bis jetzt zu glauben geneigt gewesen, und die Linien seitlicher Erhebungen schneiden oft jene des allgemeinen Streichens unter spitzem Winkel. Der Andesit, welcher die Hauptaxe der unermesslichen Cordilleren-Kette ausmacht, den man von Peru bis zur Magelhaens-Strasse findet, ist sicher das letzte Eruptiv-Gestein; er erscheint überall in Beziehung mit modernen Laven, und seiner Eintreibung ist der Metamorphismus der Gypse zuzuschreiben, so wie der Conglomerate, die er durchsetzt. Nicht leicht vermag man das relative Alter der verschiedenen Bergreihen anzugeben, welche die eigentlich sogenannten Cordilleren zusammensetzen; wie es scheint, dürften im Allgemeinen die Ketten im Westen die neueren sein.

Als die Tertiär-Ablagerungen auf den östlichen und westlichen Küsten von Süd-Amerika entstanden, war eine Bergreihe vorhanden, durch welche die tertiären Becken beider Gehänge geschieden wurden, Becken, in denen sich, während der nämlichen Epochen, gleichzeitige Sedimentär-Absätze häuften, und in welchen man fossile Muscheln gänzlich verschiedener Arten beider Meere trifft, wie solches heutiges Tages noch an beiden Küsten der Fall ist. D'Orbigny theilt [wir fanden früher Anlass, in diesen Jahrbüchern mit mehr Ausführlichkeit davon zu reden] jene Tertiär-Gebiete in zwei Gruppen: *terrains tertiaires guaraniens* und *t. t. patagoniens.* Ihm zu Folge begann, unmittelbar nach Emporhebung der Kreide-Gebilde durch den Ausbruch der Porphyre, die Entstehung der *formation guaranienne*, welche sich an sehr vielen Stellen, und in geologisch sehr verschiedenen Becken absetzte; auch zeigen sich die der Formation angehörigen Schichten auffallend verschieden hinsichtlich ihrer Beschaffenheit; in den kleinen Gneiss-Becken von Chiquitos

entstanden Eisen-schüssige Conglomerate, eine wagerechte Bank ausmachend; bei Moxos findet man Lagen, die den unteren Schichten des *terrain guanarien* ähnlich scheinen; sie lassen sich zu Corrientes, wo das Gebilde grosse Mächtigkeit erlangte, in ihrer Gesammtheit erforschen.

Das Material des *terrain guanarien* soll von Trümmern und Schutt stammen, herrührend von der Erhebung der Cordilleren; Wasser hätten die Trümmer und den Schutt Becken von verschiedener Höhe zugeführt, woselbst sie Lagen bilden, wenig oder undeutlich geschichtet, und in denen man keine fossilen Ueberbleibsel findet. Die Formation wäre folglich entstanden aus erdigem Material, fortgeführt durch strömende Wasser, unmittelbar nach der Erhebung der „*terrains crétacés oolithiques*". Es wäre jene Formation kein meerischer Absatz, gebildet in der Tiefe der Wasser, sondern das Erzeugniss von Alluvionen, die nach der Emporhebung des Kreide-Gebietes eintraten und die Unebenheiten der Boden-Oberfläche gleich machten; die Formation konnte folglich keine Trümmer enthalten, neuer als die des Kreide-Gebietes, sie machte den Uebergang in jene Tertiär-Ablagerungen, deren Entstehen begann, sobald organische Wesen sich auf dem neuen Lande und in dem Meere verbreiteten, oder richtiger auf der neu gebildeten Küste.

Das *terrain tertiaire patagonien*, welches von der Magelhaens-Strasse bis zur Provinz Entres Rios ausgedehnt ist, tritt, parallel der Cordillere, an sehr vielen Stellen vom Uferlande des grossen Oceans auf; man kennt es zu Payata in Peru, an der Mocha, auf Chiloe, auf der Insel Quiriquina, bei Talcahuano und in der Umgegend von Coquimbo, zwischen dem 10. und 40. Grade südlicher Breite. Es müssten sich demnach diese Gebilde gleichzeitig in verschiedenen Meeren beider Seiten vom ersten Relief des Chilenischen Systems abgesetzt haben; dass ihr Entstehen in verschiedenen Meeren stattgefunden, dafür spricht das Abweichende, welches deren Faunen wahrnehmen lassen, und eben so die Beschaffenheit der Felsarten jedes einzelnen Beckens. Im Osten und Norden der Cordillere besteht die *formation tertiaire patagonienne* aus röthlichem, von sehr kleinen Quarz-Körnern zusammengesetztem, Sandstein mit Thon-Gyps und bedeckt durch weissen Quarz-Sandstein; im Süden erscheinen grünlicher Sandstein, Gyps-führender Thon und Sandstein gebildet aus Trümmern alter Porphyre; im Westen der Cordilleren besteht das Gebilde, um welches es sich handelt, bei Quiriquina aus festem, Glimmer-haltigem und aus gelbem Sandstein; bei Coquimbo aus grauem, grobem, sehr hartem Sandstein, dessen Quarz-Körner durch kalkigen Teig gebunden werden. Der Sandstein im Westen führt Glim-

mer, welcher ohne Zweifel von granitischen Felsarten stammt, im Osten vermisst man das Mineral; auf beiden Gehängen umschliesst das Gestein zahlreiche fossile Ueberbleibsel untergegangener Arten, sie zeigen sich verschieden diesseits und jenseits, selbst was die Gattungen betrifft. Es folgt daraus, wie bereits d'Orbigny bemerkte, dass in jener Zeit zwei tertiäre Meere auf beiden Abhängen des ersten Cordilleren-Reliefs vorhanden waren, und dass diese Meere nicht unter einander zusammenhingen. [Wir verdanken dem genannten Naturforscher eine ungemein merkwürdige vergleichende Uebersicht der Mollusken, die in den befragten Ablagerungen vorhanden sind.] Die Fauna des *terrain tertiaire patagonien* hat, nach d'Orbigny, nur Arten aufzuweisen, deren ähnliche in dem gegenwärtigen Meere nicht getroffen werden. Er betrachtet deshalb jene Ablagerungen als älter, wie unsere Zeitscheide; sie entsprechen nach ihm den tertiären Gebieten Europa's, ohne dass man solche jedoch den für unser Festland aufgestellten Abtheilungen zu vergleichen vermöge. Die grosse Mächtigkeit der Tertiär-Gebilde Patagoniens, der regelrechte Wechsel ihrer zahlreichen Schichten, die Folge fossiler Reste, welche, in gewissen Oertlichkeiten, von den untern Abtheilungen zu den obern einander ersetzen, alle diese Umstände sollen darauf hinweisen, dass das tertiäre Meer, bis zum Augenblicke, wo jene Gebilde über die Wasser erhoben worden, keine Aenderung erlitt. Allein nach den vom Verfasser dargelegten Beobachtungen über das Entstehen und über die Emporhebung der tertiären Gebiete, begreift man leicht, dass der grösste Theil der Schichten, die nach und nach emporstiegen, weder eine beträchtliche Menge fossiler Muscheln enthalten konnten, noch dass sie sich als zusammenhängende Bänke darstellen, und dass die bedeutenden Ablagerungen, welche man in einigen Gegenden von Amerika getroffen, unter nicht gleichen Umständen entstanden, sei es, dass die aufsteigende Bewegung an solchen Orten nicht stattgefunden, oder dass im Gegentheil eine Bewegung im umgekehrten Sinne sich ereignete.

Hierbei darf die durchaus verschiedene Ansicht Darwins nicht unerwähnt bleiben, auf welche übrigens bereits hingewiesen wurde. Nach Darwin wäre das Tertiär-Gebiet Patagoniens wahrscheinlich als ziemlich neue Bildung zu betrachten, die jedoch nicht ohne spätere Störungen blieb, und in welcher man zugleich Gebeine untergegangener Säugethiere trifft und Muscheln, wovon einige mit denen der Jetztzeit übereinstimmen, während sich die meisten denselben ähnlich zeigen.

Die *formation pampéenne* nimmt den Boden des Beckens der Pampas ein; ihre Ausdehnung beträgt mindestens 23,750 Quadrat-Stunden.

Gegen Norden und Westen allmälig ansteigend, erhebt sich dieselbe vom Meere bis zur Höhe von einigen hundert Metern über dessen Niveau. Gebilde der Art findet man in der Provinz Chiquitos, nicht fern von San José und an sehr vielen Stellen in der Provinz Moxos. Sie sind keineswegs nur in niedern Ebenen vorhanden, sondern erfüllen bei Cochabamba kleine Becken in 2,575 Metern Höhe und zeigen sich in Bolivia, auf Plateaus, die bis zu 4,000 Metern ansteigen. Allem Vermuthen nach dürften dieselben vom Ocean bis zu den Andes-Höhen zu treffen sein. In den Pampas, zwischen dem Rio de la Plata und dem Rio Colorado, besteht das *terrain pampéen* aus röthlichem Schlamme von grosser Mächtigkeit; ohne deutliche Schichtung zeigt sich das Gebilde ungefähr von gleicher Beschaffenheit zu Chiquitos und Moxos, und mit Thon untermengt an den Ufern des Rio Piray; ebenso verhält es sich mit den auf erhabenen Plateaus befindlichen Ablagerungen.

Wirken und Nähe der Vulkane machten sich überall bemerkbar während des Entstehens der Tertiär-Formationen. Sie lassen, gleich den Gyps-Gebilden der Kreide-Epoche, Zwischen-Lagen von Asche und von vulkanischen Conglomeraten wahrnehmen, Gyps-Schichten, so wie Ergüsse und ansehnliche Gänge von Laven und von basaltischen Gesteinen.

Vor dem Absatz dieser Thon-Formation, während desselben, und bis zu unsern Tagen, trifft man thonige Erden, die nämlichen mineralogischen Merkmale tragend und Gebeine von Säugethieren umschliessend; ein Beweis, dass, unter Einfluss derselben Ursachen, während eines beträchtlichen Zeitraums, ähnliche Ablagerungen entstehen können. Der Niederschlag des Schlammes in den Pampas war ohne Zweifel der allgemeinen Boden-Erhebung gleichzeitig, so dass die Bänke des Hermoso-Berges sich bildeten, nachdem jene des Berges Ventana und die der Punte-Alta emporgehoben wurden, auch die Lagen des Hermoso bereits in trockenen Zustand übergegangen waren. Die Säugethiere, deren fossile Reste man in den befragten Formationen trifft, weichen eben so sehr von denen der Geschöpfe ab, die heutiges Tages Amerika bewohnen, als die Säugethier-Gebeine, im europäischen Eocen-Gebiet enthalten, von jenen, welche gegenwärtig noch in diesen Gegenden leben. Was jedoch ausser allem Zweifel, das ist, dass viele der Geschöpfe, wovon die Rede, in der nämlichen Epoche vorhanden waren, wie gewisse Mollusken jetzt noch an den Küsten gemeinsam getroffen werden.

Es begann demnach das Entstehen der alten Tertiär-Formationen von Chili und von Patagonien während einer Senkung des Bodens um eine gewisse Zahl von Klaftern unter sein jetziges Niveau, und später

während der langsamen und andauernden Erhebung des Bodens bis zur Höhe von 200 oder 300 Metern. Beweise dieses Ansteigens ergeben sich auf einer Strecke von mehr als vierhundert Stunden, und ebenso, dass die Erhebungs-Bewegung, in sieben oder acht Zeitscheiden unterbrochen, mit Gruss bedeckte Terrassen gebildet hat, welche sich in gleichbleibender Höhe über hundert Stunden weit ausdehnen.

Eine ähnliche Erhebung fand auf der westlichen Küste von Amerika statt; man trifft neue Muscheln in wechselnder Höhe auf einer Strecke von achthundert Stunden. Allein die Erhebung war nicht so gleichmässig am stillen Ocean; bei Valparaiso sind die Muscheln in 100 Metern über dem Meere zu sehen, in Coquimbo in 80 Metern, in Lima in 30 Metern. Beide Erhebungs-Arten werden bestätigt durch Phänomene unserer Tage: während der geschichtlichen Zeit erlitten die Küsten beträchtliche Schwankungen, man weiss, dass der Boden durch Erschütterungen von Erdbeben, und in anhaltender Weise, erhoben worden; das Ereigniss ist augenfällig an beiden Küsten auf einem Raume von 260 Stunden wahrzunehmen, und weiter südwärts ergeben Ablagerungen von Muscheln und von Gruss, so wie die Gestalt der Thäler, dass das ganze Continent ununterbrochen und regelrecht zur Bildungszeit der *terrains tertiaires patagoniens* emporstieg. Die von Alluvial-Wassern fortgeführten Gruss-Lagen wurden durch Wogen auf den Plateaus verbreitet und geebnet; Gletscher und schwimmende Eismassen erzeugten, während der allmäligen Boden-Erhebung, im südlichen Theile des Continentes die erratische Formation.

So weit das fünfte Kapitel, das sechste handelt von den Gletschern im südlichen Amerika. Aus dreifachem Gesichtspunkte gewähren diese Ablagerungen ewigen Eises sehr grosses Interesse: hinsichtlich ihrer beträchtlichen Entwickelung in einem Lande, dessen mittlere Temperaturen ziemlich hoch sind; in Betreff des gleichzeitigen Bestehens von Faunen und Floren, wie solche weit milderen Klimaten angehören, als die, welche so weit erstreckte Gletscher anzudeuten scheinen; endlich um der Beziehungen willen, in denen jene Eisgebilde zum Entstehen der erratischen Formation sich befinden. Vor Allem verdient die erste der erwähnten Thatsachen, die gewaltige Ausdehnung der Gletscher in diesem Theile von Amerika, besondere Beachtung. Sehr viele unter ihnen reichen, während des ganzen Jahres, bis zum Meeresufer hinab und setzen hier mitunter senkrechte Wände zusammen. Die mächtige Gebirgskette von den Cordilleren bis zum Cap Horn reichend, oder genauer bis zum Berge Darwin, ist mit den ansehnlichsten Gletschern bedeckt, welche

man dort zu Lande trifft. Noch andere Eis-Ablagerungen finden sich in der granitischen Kette des Westens, allein sie haben bei weitem nicht die ungeheuere Entwickelung, wodurch die der Central-Kette angehörigen so ausgezeichnet sind. Im Feuerlande waren es die vom Berge Darwin, vom Sarmiento herabsteigenden Gletscher, welche ganz besonders die Aufmerksamkeit Reisender fesselten. Die erhabensten Gipfel der Höhen im südlichen Feuerlande erheben sich bis zu 2,230 Metern über den Meeresspiegel. Die mittlere Höhe der, aus Nordwest nach Südost ziehenden, Kette beträgt 1,000 bis 1,200 Meter. Der obere Theil der Berge ist mit Schnee bedeckt, den untern bekleiden düstere Wälder, durch welche die, vom Schneeschmelzen herrührenden, Wasser in schäumenden Cascaden hinabstürzen. In den, mit Thälern oder andern Vertiefungen im Zusammenhange stehenden, Gegenden senken sich unermessliche Gletscher bis zum Rande der Küste und führen gewaltige Eismassen und Blöcke von Granit, so wie von andern krystallinischen Gesteinen, die sie von den Gipfeln entnahmen, dem Meere zu. — Die Grenze ewigen Schnees ist, wie zu erwarten, im Feuerlande eine ausserordentlich niedere; sie erreicht 1,000 bis 12,00 Meter über dem Meeresniveau. — Besonderes Interesse gewährt in diesem Theile von Amerika die Erforschung der Gletscher in Verbindung mit dem erratischen Gebiete, und die Aufgabe scheint um Vieles einfacher, als in Europa; sie lässt sich leichter begrenzen und man findet eine Folge von Uebergängen der Erscheinungen alter Zeit in die gegenwärtige. Wir müssen uns dahin beschränken, unsere Leser auf das Werk selbst zu verweisen, wenn sie wünschen, ausführliche Kunde von dem zu erhalten, was in diesem und in beiden folgenden Kapiteln über die Theorie des Entstehens erratischer Gebiete gesagt wird. Nachdem im siebenten Kapitel das Klima der Magelhaens-Länder besprochen worden, desgleichen der Einfluss der Klimate auf die geographische Vertheilung organisirter Wesen, stellt der Verf. im achten oder letzten Kapitel vergleichende Betrachtungen an über die erratischen Gebiete im südlichen Amerika und jene in Nord-Europa. Das Ergebniss der sehr umfassenden Erörterung ist, dass im südlichen Amerika die erratischen Ablagerungen durch die nämlichen Agentien und unter ähnlichen Umständen gebildet worden, wie im Norden Europa's, und dass die, an beiden Welt-Enden mit einander so übereinstimmenden, Phänomene sich erklären lassen dürften:

durch die Ausdehnung der Gletscher in alter Zeit, während welcher die Berg-Gehänge mit Furchen und Streifen versehen und geglättet worden;

durch den Umstand, dass die Ebenen noch mit Wasser bedeckt waren, als das schwimmende Eis die den Bergen entnommenen Blöcke weithin führte;

durch Erhöhung des Bodens, sei es vermittelst einer Emporhebung des ganzen Continentes, oder durch langsame Erhebungen, unterbrochen von Zwischenräumen der Ruhe, hier und da auch von heftigen Katastrophen,

Die letzten Erhebungen ereigneten sich in der gegenwärtigen Zeit; man findet eine Folge von Ablagerungen verschiedenen Alters, die bis zu den letzten Schichten tertiärer Gebiete hinaufreichen.

In dem Maasse, als der Boden emporstieg, änderten sich die Klimate; die, der Entwickelung von Gletschern so günstigen, hygrometrischen Zustände hatten an Intensität abgenommen, der ewige Schnee gelangte nach und nach, und unter mehr oder weniger grossen Oscillationen, zur Grenze, die wir seit der geschichtlichen Zeit kennen.

Unter den Gegenständen, welche der, Dumont d'Urville's Reisewerk begleitende, „*Atlas pittoresque*" enthält, nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch:

Geologische Karten von Van Diemens Land und vom südlichen Theile Neu-Hollands, mit mehreren Durchschnitten, ferner von Patagonien und vom Feuerland, so wie von Oceanien (sämmtlich mit aller Sorgfalt colorirt). Ausserdem finden sich Karten der Manca-Reva-Eilande (*Iles Cambrier*), des Archipels Nouka-Hiva (*Iles Marquises*), des Archipels Viti, der Salomons-Inseln, des südlichen Theiles der Rouk-Gruppe (*Iles Hogoleu*), des Theiles der Magelhaen'schen Meerenge, welcher durch die Expedition des *Astrolabe* und der *Zélée* erforscht worden, sodann Karten der Südwest-Küste von Neu-Guinea, vom Eilande Borneo und von den Klippen und untermeerischen Felsenketten in Oceanien.

Auf einer Reihe von Tafeln sind fossile Muscheln dargestellt, namentlich solche, welche das Kreide-Gebiet enthält.

Unter den, fast sämmtlich sehr gut ausgeführten Ansichten heben wir namentlich nachstehende hervor: Eilande Deception und Juan-Fernandez, Eilande Rose, Motouriki und Balaou, Port Famine und dessen Umgegend, Elephanten-Insel in Neu-Shetland, Manchiri-Berg in der Triton-Bai, Basalt-Insel in der Bucht Sarahs Bosom, Vulkane Bridgeman und Santa-Cruz, endlich die Darstellungen von Eisinseln und Eisfeldern in antarctischen Gegenden.

Sehr bescheiden wird das Werk, welches wir besprochen, vom

Herausgeber — der sich bei seiner Arbeit durch Élie de Beaumont, Cordier, Constant Prévost, Jussieu, Verneuil, Milne-Edwards, Alcide d'Orbigny u. A. mit Rath und That unterstützt sah — ein Versuch genannt und besonders die geologischen Karten als Skizzen bezeichnet. Aus Versuchen und Skizzen solcher Art kann die Wissenschaft nur reiche Früchte erndten. **Leonhard.**

Literatur über die pseudoisidorische Frage bis zu den neuesten Schriften von Gfrörer und Hefele.

§. 1.

Die Zeit vor der Entdeckung der Verfälschung.

Die lateinischen Handschriften über christliche Kirchengeschichte und Kirchenrecht bezeugten ihre früheste Abstammung aus griechischen Nachrichten: bis an das Ende des ersten Jahrtausends berief man sich auf griechische Chroniken. Vor Allem war man bemüht, griechische Schriften in die lateinische Sprache zu übersetzen, und es geschah dieses theils in Italien, theils in Spanien. Im neunten und zehnten Jahrhundert war ein grösserer wissenschaftlicher Trieb in dem emporblühenden Frankenlande, wie in den andern Theilen der Welt. Es konnte daher nicht fehlen, dass, als die orientalische Welt von Rom getrennt, Italien verheert, Afrika zerstört, und auch Spanien von orientalischen Völkern überfluthet war, die Wissenschaft im Frankenreiche sich zusammendrängte, und dass die meisten Handschriften, welche jetzt existiren, selbst diejenigen, welche sich in der oben angegebenen Beziehung in Rom befinden *), aus dem Frankenreiche dorthin gekommen sind. Schon diese allgemein anerkannte Bemerkung wird einiges Licht über die Ansichten verbreiten, die wir unten aufstellen werden.

§. 2.

Fortsetzung.

In der Zeit des Pabstes Formosus war eine grosse Aufregung in der occidentalischen Welt **). Die politische Herrschaft in Italien war

*) Die beste Handschrift über pseudoisidorische Decretalen Vat. 630. ist bekanntlich aus dem Frankenlande.

**) Vergl. die Annales Baronii zu den Schicksalen dieses Pabstes.

ungeordnet, mehrere Fürsten stritten sich um die kaiserliche Krone: die päbstliche Macht war schon dadurch, aber auch weil man die Wahl des Pabstes Formosus anfocht, gebrochen, und die Wissenschaft im Frankenreiche war bestrebt, die Welt an gewisse Grundsätze zu binden, wodurch weltliche und geistliche Macht behandelt werden sollten. In jener Zeit war auch die von Karl dem Gr. herrührende weltliche Obermacht niedergedrückt: die Stände sehnten sich nach Unabhängigkeit, nicht blos der Adel und die Städte, sondern auch die Geistlichkeit, welche früher manchen Vexationen unterworfen war, und merkwürdig genug sind eine Menge diese Tendenz an sich tragender MSS. gerade aus jener Zeit. Dass der Pabst Formosus nach Regensburg kam, um das Kloster des heil. Emmeran einzuweihen, wobei Knust sich auf Eichhorn (St. Blasianischer Mönch) episcopatus Curiensis pag. 45 stützt [1], ist freilich nicht erwiesen, wie aus der Chronik von Regensburg von Gmeiner Theil I. p. 95 und aus den Schriften der Bollandisten hervorgeht (tom. VI. Sept. p. 470) [2]. Indessen führen sehr viele MSS. auf diese Zeit zurück, wie schon Knust angedeutet hat, wie aber noch mehr aus dem HauptMS. unserer Arbeit, den in der Bamberger Bibliothek befindlichen Miscellaneis, die früher weder Savigny, noch Knust, noch Kunstmann beachtet hat, hervorgeht.

§. 3.

Fortsetzung.

Aber es ist auch nicht zu läugnen, dass man schon in früherer Zeit bestrebt war, Sammlungen aller Art zu machen, und man muss annehmen, dass diese Tendenz schon aus der Zeit Gregors des Grossen herrührte, welcher ohne Notizen aller Art nicht jene durchgebildete Lehre in seinen Briefen hätte aufstellen können, die in der That schon ein vollendetes Kirchenrecht darstellt [3]. Man muss in der gedachten Zeit nur zwei Richtungen unterscheiden:

1) die Erzählungen der Schriftsteller, die sie aus der ihnen inwohnenden Tradition machten, und die man nicht angreift. Sehe man z. B. nur hin auf Regino [4];

---

1) Theol. Studien von Ullmann und Umbreit, IX. Jahrg. 1836. S. 169.

2) Kunstmann, die Canonensammlung des Remigius von Chur S. 61.

3) Rosshirt, Geschichte des Rechts im Mittelalter I. S. 51 ff.

4) Die verdienstlichste Arbeit Wasserschleben's ist die Edition der libri 2 de synodalibus causis und die Charakteristik ihrer Quellen und des Ver-

2) die **ursprünglichen** Darstellungen, für welche man allerdings Zeugnisse hatte, die aber in einer Zeit gemacht waren, wo die Kritik nicht bestand.

Dass die letzteren später von der Kritik angegriffen wurden, während man die ersteren passiren liess, obgleich beide dem Inhalte der Lehre nach übereinstimmen: dies ist es eben, was uns in die Controverse unsrer Schrift führt, deren Lösung vielleicht später nicht mehr schwer sein wird, wenn wir die Umstände zusammenhalten, die den Gedanken eines Betrugs fast gänzlich entfernen.

§. 4.

Die Scrupel und die Ansicht jener Zeit selbst über die MSS. — Die fränkische Geistlichkeit und der Pabst.

Bis in unsre Zeit hat man, statt an den Geist jener sogenannten finstern Jahrhunderte und an die Bedürfniss der Wissenschaft jener Zeit zu denken — an den Zweck hinangedacht, welchen ein von vornherein improvisirter Betrüger der Christenheit zugefügt hat: denn steht die Kritik einmal auf ihrem Höhepunkt, so tritt sie in das Reich der Gespenster und sucht einen Geist, der nicht einmal als vorübergehender Schatten bleibt. Selbst die **Ballerini** und **Blascus** konnten sich diesem unheimlichen Gefühle nicht ganz entheben, so wenig wie die neuesten Ankämpfer gegen den Betrug selbst, z. B. **Gfrörer** und **Hefele**, da sie die Sache doch widersprüchlich mit sich selbst als einen Betrug ansehen mussten.

Der ruhigste Refrain dieser Ansichten ist **der**: die Betrügerei sei nicht im Interesse des Pabstes gemacht worden, sondern zur Befestigung der geistlichen Episcopalmacht gegen die weltliche Gewalt, oder der päbstlichen Macht gegen die Metropolitangewalt insbesondere: sie habe am Ende mehr zur Erhöhung der päbstlichen als der bischöflichen Macht beigetragen [1].

---

hältnisses zu späteren Sammlungen in seinen Beiträgen No. I. zur Geschichte der vorgratianischen Kirchenrechtsquellen. Leipzig 1839.

1) **Hefele** theol. Quartalschrift XXIX. Bd. S. 643.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur über die pseudoisidorische Frage bis zu den neuesten Schriften von Gfrörer und Hefele.

(Fortsetzung.)

Als man zuerst im Frankenreiche auf die pseudoisidorischen Decretalen aufmerksam wurde, ging die Tendenz blos darauf, gegen ihre Gültigkeit deshalb Einsprache zu thun, weil sie nicht in dem codex canonum stünden, welcher schon dem Kaiser Karl vom Pabste gegeben war [1]). Die Aechtheit der Decretalen bezweifelte man nicht, schon weil man den Inhalt nicht bezweifelte, und weil überhaupt damals der kritische Standpunkt keine Bedeutung hatte.

Dass die pseudoisidorische Sammlung in der ersten Zeit ihrer Bekanntwerdung Sensation gar nicht erregte, ist eine durchaus gewisse Sache: der Grund davon liegt aber nicht darin, dass man sich damals weder von dem Mainzer Stuhle noch von Italien aus darauf berief: sondern darin, dass man damals im Frankenreiche eine Masse solcher Sammlungen hatte, obgleich uns nicht sehr viele übrig geblieben sind; dass man folglich an Inhalt und Form der Sache nicht zweifelte [2]).

Dieses wollen wir nun beweisen:

1) Wenn die fränkischen Bischöfe die bekannten Decretalen citirten, so nahm Niemand Anstand an ihrer Aechtheit, z. B. bei dem Streite Hincmar's gegen einige von seinem Vorgänger geweihte Kleriker [3]), bei dem Beschlusse der Synode von Chiersy wegen Raub und Beeinträchti-

1) Pabst Leo IV hat im Jahre 850 den Bischöfen der Bretagne nur das ächte Material des Hadrianischen Codex (d. i. der Sammlung des Dionysius Exiguus, welche Pabst Hadrian I dem Kaiser Karl dem Gr. überreicht hatte) als Quelle des Rechts bezeichnet. Kunstmann Neue Sion 1845. No. 42.

2) Der Erzbischof Hincmar berief sich ausdrücklich darauf in seinem Werke gegen seinen Neffen Hincmar von Laon c. 24. opp. ed. Sirmond. tom. II. p. 476. Gass, Merkwürdigkeiten aus dem Leben und Schriften Hincmars. Göttingen 1806. S. 293.

3) Hefele S. 645 ff.

gung des Kirchenguts [1], bei dem Streite mit Rothad [2] und bei dem Streite der beiden Hincmare [3] u. s. w. Wollte ein Theil diese Decretalen nicht anerkennen, so excipirte er blos gegen ihre Gültigkeit, weil sie in dem Probationsdocumente d. h. der vom Pabste approbirten collectio nicht stünden. Endlich aber ist es eine bekannte Sache, dass im Frankenreiche gar Niemand an der Aechtheit der pseudoisidorischen Decretalen zweifelte, widrigenfalls sie nicht aller Orten, namentlich auf den Concilien, ferner in Sammlungen, die der pseudoisidorischen Ueberarbeitung vorausgingen, so unbedenklich hätten benutzt werden können. Der Stand der Dinge war eigentlich der: man hielt sich, wenn Jemand sich eines canon bediente, welchen man bestreiten wollte, zuerst an die anerkannte collectio, man war aber klug genug, einzusehen, dass es noch andere Normen und canones gebe, natürlich komme es auf ihre Authenticität an. So konnte denn König Karl der Kahle an den Pabst schreiben: er wolle den Kirchengesetzen folgen, aber nicht demjenigen, quod secus a quodam fuerit compilatum seu confictum [4]; dadurch geschah aber den pseudoisidorischen Decretalen kein Abbruch, und man kann unbedenklich annehmen, dass damals im Frankenlande auch nicht der geringste Zweifel über die Aechtheit dieser Decretalen war, und dass auch Wasserschleben gewiss nicht Recht hat, wenn er meint, Hincmar der Aeltere habe eine Ahnung der Unächtheit gehabt [5].

ad 2. Dagegen ist es gewiss, dass die Päbste bis herunter auf Nicolaus I und Hadrian II von der Sache nichts wussten. Bekannt ist es, dass keiner jener Päbste auf die pseudoisidorischen Decretalen sich berufen hat, ja, dass Nicolaus I sich darauf nicht einlässt, sondern nur die Decretalen von Siricius an aufzählt [6], ja, als der Abt Lupus von Ferrières im Auftrage des Erzbischofs Wenilo von Sens und seiner Synode den Pabst um Mittheilung einer unächten Decretale des Melchiades bat, der Pabst ganz schwieg und sie nicht mittheilte [7]. Dabei brauchen wir nicht zu wiederholen, dass die Argumente K. F. Eichhorn's

---

1) Harduin, Synodus Carisiae tom. V. p. 118.
2) Hefele S. 653.
3) Zuletzt Hefele S. 658 ff.
4) Hincmar opp. tom. II. pag. 701.
5) Seite 84. Note.
6) Spittler Geschichte des can. Rechts S. 256.
7) Mansi coll. Conc. t. XV. p. 397. Kunstmann neue Sion 1845. No. 52. 53. S. 243. 5. behauptet freilich, der Antrag sei nicht an den Pabst gekommen.

längst widerlegt sind, namentlich die Beziehung auf Angilram, von welcher wir besonders sprechen werden, so wie die Beziehung auf andere Verhältnisse, namentlich den liber pontificalis, dessen Bedeutung im Frankenlande lange vorher schon bekannt war. Wir wollen nicht in dieser Richtung die Arbeiten Anderer ausschreiben, die wir gleich anzeigen werden. Doch können wir bemerken, dass Kunstmann schon in der Tübinger Quartalschrift des Jahres 1836, besonders aber im neuen Sion 1845. No. 52 — 56 bewiesen hat, wie Nicolaus I keine Kenntniss der pseudoisidorischen Decretalen hatte. Ja selbst gegen Wasserschleben führt er siegreich aus, dass die drei Sätze — keine Synode darf ohne Wissen und Willen des römischen Stuhls gehalten werden, jeder Bischof hat ein unbeschränktes Appellationsrecht nach Rom, und in allen causae majores und negotia episcoporum gebührt die Entscheidung ausschliesslich dem Pabste — schon aus andern Quellen bekannt waren, sowie ja auch unsere Abhandlung beweist, dass die Sätze der Kirchentradition keineswegs aus einer solchen Sammlung, als vielmehr aus einer Masse von päbstlichen Entscheidungen, die man zu den scriptis patrum rechnete, allerorten genommen waren.

§. 5.

Die Entdeckung der Verfälschung.

Zuerst hatte man die Ansicht, einzelne Stücke, welche in der pseudoisidorischen Hauptsammlung vorkommen, seien unächt, z. B. die Constantinische donatio [1]), man erwog aber nicht, dass Constantin die christliche Kirche anerkannt, für eine juristische Person angesehen, vermögens- und erbfähig erklärt und wahrscheinlich auch selbst beschenkt hatte, wozu es denn kam, dass man eine Schenkungsurkunde fingirte, wie solche Figmente auch in weltlichen Sachen nicht blos im 8. und 9. Jahrhundert, sondern auch schon im 6. Jahrhundert so häufig waren. Allein solche Scrupel, auch die des Nicolaus von Cusa über die Briefe des Clemens und Ancletus konnten nicht viel helfen; erst als die Sammlung durch Merlin gedruckt war, mehrten sich die Zweifel und Vermuthungen der Kritiker, des Cassander, Erasmus, Le Conte, Dumoulin; allein man ging bald zu weit, und wollte einen offenbaren und böswilligen Betrug finden. Dieses suchten die Magdeburger Centuriatoren und Blondell zu erweisen, und besonders hat der letztere

1) Schon Ullrich von Hutten hatte darüber geschrieben. Es war ein aufwühlender Geist.

vielen Scharfsinn aufgeboten. Nur muss gleich hier bemerkt werden, dass es ihm nicht gelungen ist, Alles auf die Schultern eines einzelnen Mannes zu wälzen, so wenig es ihm und Knust gelingen konnte, überall die Quellen der Interpolation aufzufindeu, oder nachzuweisen, dass der Interpolator gerade immer an die gedachten Quellen gekommen ist, zumal in vielen Punkten die Nachrichten noch weiter verbreitet waren. Dabei wurde man fast nothgedrungen im Wahne der Zeit auf den Zweck des Betrügers geleitet, welchen auch die Ballerini und Blascus im Auge haben, während man jene Untersuchung ganz unterdrückte, die in Gemässheit der Vorläufer und unmittelbaren Quellen des Pseudoisidors auf das Maas der gerade darin liegenden Schuld hätten gerichtet werden sollen. So wurde denn die Sache im Partheiinteresse fortgepflanzt durch eine reiche, aber nichts weniger als vollkommen befriedigende Literatur, die gerade in der neuesten Zeit stark vermehrt wird. Viele unfruchtbare Fragen sind hier aufgeworfen, und die sonderbarsten Conjecturen aller Art sind hier aufgestellt worden.

§. 6.

Literatur.

Nachdem über diese berüchtigte Fälschung im siebenzehnten Jahrhundert alle Ohren der gelehrten Welt geklungen hatten, war es zuerst der berühmte Cardinal Joannes a Turrecremata in Summa ecclesiast. lib. 2. c. 101, welcher die Sache von dem rechten Standpunkte ansah, und Fontarini, der Herausgeber einer grossen Arbeit Turrecremata's, erklärt sich in seiner praefatio des berühmten Buches [1] so über die Literatur der Italiener und Franzosen bis zu seiner Zeit:

Quod epistolae Isidorianae, non aliunde ad nos quam ex Galliis tandem advectae, quibus unis Baluzius id tribuit, statim ac prodierunt, propius agnitae non fuerint, quomodo hujus generis perplura alia, hoc non hominibus, sed tempori adscribendum esse, nemo probus rerum judex puto negaverit. Sed postmodum clariori die illuscente, geminum Vaticanae purpurae lumen, Nicolaus a Cusa lib. 3 c. 2 de Concordantia catholica et Joannes a Turrecremata in S. E. lib. 2 c. 101 Isidorianum fucum nonnihil odorari coeperunt; ut jam primi inventi honos Romanae ecclesiae proceribus non aliis recentioribus tribuendus sit. Quidni etiam Romanis adnumeremus utriusque jurisprudentiae et politioris literaturae an-

1) Wir allein haben darauf aufmerksam gemacht in unserer Geschichte des Mittelalters I. S. 68. Note.

tistitem maximum Antonium Augustinum Archiep. Tarracon., Musarum lacte in Italia nutritum, sacri Palatii XII judicibus in Urbe adscriptum, a Julio III P. M. Legatum in Britanniam, et a Paulo IV ad Ferdinandum I Caesarem in Germaniam ire jussum? Viri elogium Caesar Baronius Eccl. Annal. inscripsit A. D. 1097 c. XL eruditione Legum sacrarum sua aetate facile principi. Hic porro tantus vir in notis ad collectionem Hadriani I longe antequam nasceretur David Blondellus serio ad fontes digitum intendens, quamplurima in Isidori centonibns vellicavit, quae illorum suppositionem manifesto detegerent. Eum vide in Conciliis Labbeanis tom. VI. p. 1845. Augustinum secutus magnus Annalium conditor et critices sanioris parens, de iisdem epistolis, fidei alias et moribus dissona haud continentibus, censuram auro et cedro dignissimam protulit A. D. 865. §. VII et VIII, ubi ait et verum ait, „illis non indigere Romanam Ecclesiam, ut si falsitatis arguantur, suis ipsa destituatur juribus et privilegiis; cum, etsi illis careat, ex legitimis germanisque aliorum pontificum epistolis decretalibus satis superque roborata consistat.“ Baronio concinit Robertus Cardinalis Bellarminus libro 2. de Rom. pont. c. XIV. Immo seorsum in eas censuram et ipse conscripsit. Triumvirorum summa dignitate et eruditione excellentium numerum implet Joannes Cardinalis Bona, qui libro 2 rer. liturg. c. 3 hac in re Baronii sententiam se amplecti profitetur. . . . Si tamen adhuc tanti res est, alii probatissimi viri advocentur ad partes. Lucas Holstenius in prima ex dissertt. de sacramento confirmationis apud Greacos, a magno Card. Franc. Barberino seniore vulgatis pag. 5. 18. 34. 50. 51. Philippus Labbeus in notis ad Bellarmini Catalogum tom. I. p. 649. et in Conciliis tom. I. p. 78. Ad haec Lupus de appellatt. p. 361. 548. 549. Carolus Cointius in annall. eccl. Francorum tom. VI. A. D. 785. §. XVII. pag. 264. Antonius Charlas de libertatibus Eccl. Gallicanae lib. 1. cap. 9. §. 6. p. 27 ed. 1. Nicolaus Antonius in biblioth. Hisp. veter., per Card. Aquirrium triennio ab editis Hispaniae conciliis cum erudito orbe communicata libro 5. c. 4. §. 200. 201. Emanuel Schelstratius in Antiquitate illustrata t. 2. pag. 208. col. 2. Antonius Pagius A. D. 865. §. 4. et Joann. Mabillonius in Annall. Benedictinis tom. 2. lib. 25. A. D. 785. pag. 275. —

Man vergleiche auch noch die angezeigte Literatur bei Camus (4. ed. Dupin) tom. II. No. 1697. 1698. 1699. und 1713. 1714. 1715.

An die eben angegebene italienische Literatur schliessen sich nun an die beiden grossen italienischen Werke der Ballerini und des Blascus, wie sie zuletzt Gallandus in seine Sammlung aufnahm. Bekannt ist es,

wie die Ersten ihre Darstellung der Geschichte des Kirchenrechts des ersten Jahrtausends als Anhang zu den Werken Leo's des Grossen machten, und wie der Andere Alles sammelte, was aus dem kritischen Standpunkte gegeben war, und wobei man nur den Tadel beifügen darf, dass auch in diesen Büchern der Standpunkt der Kritik der allein herrschende war, und vielfach die Zeit des Mittelalters lediglich aus den einseitigen Ansichten unsrer Diplomatik und aus unsrer Zeit beurtheilt ist.

Offenbar aber enthalten diese Schriften das Gehaltreichste, was in der ganzen Sache geschrieben ist.

Zu der französischen Literatur gehört dann noch die Lehre des Belgiers van Espen, weil sie besonderen Einfluss auf die französische Jurisprudenz hatte, wie der Brief im tom. I des Camus'schen Werkes zeigt (de collectione Isidori Mercator.) op. om. t. III. Lovanii 1753.

Nunmehr kommen wir auf die deutsche Literatur der neuesten Zeit:

1) Spittler Geschichte des canonischen Rechts, Halle 1778. §. 56 — 69. schöpfte allein aus Ballerini. Der gelehrte Deutsche hatte das Glück, welches jenen Compilatoren gebührt, die das Beste und Neuste kennen, ohne dass es die andern Leute zugleich kennen.

2) Jo. Anton. Theiner de Pseudoisid. can. collect. Vratislav. 1827. Ihm ist zwar der berühmte E. F. Eichhorn gefolgt; allein mit Recht bezeichnet Theiner's Arbeit Knust also:

pag. 4. dissert. de fontibus not. 27.

hanc opinionem etiam Theinerus sibi arrogavit, totamque ad verbum descripsit pag. 47. 48: idem ille, qui quavis fere pagina eos viros nec non Spittlerum nostrum virum per totam vitam unice veritatis eruendae studiosum vehementer increpat, qui in aliorum etsi veras sententias discesserunt, quum ipse non solum hoc commiserit vitium, verum etiam integras paginas ex libris aliorum descripserit alter Pseudoisidorus etc.; wobei angeführt wird, dass er nur die Ballerini, Blascus und Coustant bestohlen habe u. s. w.

Man vergleiche übrigens auch die Recension von Biener über das Theiner'sche Werk in der Tübinger kritischen Zeitschrift (der Juristenfacultät) III. S. 158.

3) Eichhorn über die spanische Sammlung (Savigny Zeitscrift Bd. XI. S. 119 — 218); überhaupt aber vergleiche wegen der ächten Sammlungen in Spanien Walter Kirchenrecht §. 88. — Gegen Eichhorn fast alle nachfolgenden Schriften.

4) Knust de fontibus et consilio pseudoisidor. collectionis. Gott. 1832.

5) Kunstmann über die Sammlung des Bischofs Remigius von Chur. Tübingen 1836.

Voranzeigen von Knust in Ullmanns und Umbreits Zeitschrift 1836, und

Recension Kunstmann's von Richter (dessen Zeitschrift 1836).

6) Kunstmann im neuen Sion 1845. No. 52 — 56.

7) Wasserschleben Beiträge zur Geschichte der falschen Decretalen, Breslau 1844.

Hierher gehören zwei Recensionen: die eine von Röstell in Reuter Repertorium der theolog. Literatur, August 1845. S. 107. und von Eduard Zachariä in der Richter-Schneiderschen Zeitschrift von 1846.

8) Rosshirt von den falschen Decretalen: Voranzeige, Heidelberg 1847.

9) Gfrörer in der Freiburger theol. Zeitschrift 1847. und in seinem neuen Werke: Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger. I. Bd. Freiburg 1848.

10) Hefele in der Tübinger theolog. Quartalschrift XXIX. Jahrg. 4tes Heft. Desgleichen auch seinen Artikel im Freiburger Kirchenlexicon über Clemens.

Zu diesen Schriften kommen denn noch viele andere in allgemeineren Werken: namentlich die Untersuchung von Walter in seinem Lehrbuche des Kirchenrechts, ferner von Möhler in der Tübinger theol. Quartalschrift der Jahre 1829, 1832, und in Dessen besonders durch Döllinger herausgegebenen Abhandlungen wegen des dogmatischen Inhalts der pseudoisidorischen Sammlung u. s. w.

§. 7.

Tendenz der neuesten deutschen Schriftsteller und gegenwärtiger Zustand der Controverse.

Man hat immer vorausgesetzt, ein einziger Betrüger habe das Trugwerk geliefert, und hat, obgleich durch die wichtigsten Momente darauf geführt, nicht daran gedacht, dass die letzte Zusammenstellung der pseudoisidorischen Decretalen aus den verschiedensten Vorläufern zusammengetragen, ja, dass vielleicht selbst die Interpolationen nicht einmal von einem und demselben Manne ausgegangen sind. Das aber muss immer wahr bleiben: Die gesammte Ueberarbeitung der letzten Art ist von einem Manne gemacht; wie man schon aus der gleichheitlichen Sprache erkennt. Aber was der Ueberarbeitung vorausging, wissen wir

leider noch nicht genügend. Daher war der wissenschaftliche Standpunkt einfach der:

1) Wann ist das Trugwerk an das Tageslicht gekommen?

2) Was hatte der Betrüger für einen Zweck?

Wir getrauen in dieser Darstellung zu beweisen, einmal, dass die erste Frage wohl gelöst werden könnte, sofern man im Besitze einer grossen Masse von MSSen wäre, weil sich eben dadurch zeigen würde, welches die erste Grundlage war, denn wir werden noch darstellen, wie verschieden die einzelnen MSS sind: das anderemal aber, dass, da kein bestimmter Betrüger da ist, von einem sicheren Zwecke desselben gar nicht die Rede sein kann.

Nun aber kommt es noch darauf an, die Angaben der Neueren ein wenig anzusehen, weil man gerade dadurch erkennen wird, dass ihre Arbeit der praktischen Bedeutung nach vergeblich war [1]).

Mit einer eigenen kritischen Ruhe sahen noch die Ballerini die Sache an: sie sprachen blos de auctore et tempore ejusdem collectionis, also von der ersten oben aufgeworfenen Frage, und fügten den Gedanken bei, dass durch die pseudoisidorische Collection auch nicht das geringste Neue in der Kirchengeschichte und Kirchenordnung festgesetzt worden sei.

§. III. IV. des cap. VI. in der pars tertia. (Galland. p. 538 ff.)
Ganz anders steht die Sache schon bei Blascus; wenn er auch siegreich dargethan hat, dass überall den Päbsten nichts vorgeworfen werden könne, so hat er doch ein eigenes Capitel

„de Mercatoris scopo“.

Verführt wurde Blascus offenbar durch die Deduction van Espens (Galland. II. p. 49) und durch die Bekämpfung der Schrift von Blondell.

Die Schrift von Blondell hat uns aber besonders von einer Seite sehr wichtig geschienen, indem sie sich gegen den Jesuiten Turrianus wendet, aber doch nicht immer den rechten Massstab findet; denn, wenn der Jesuit schlau genug ist, sich hinter die Möglichkeiten zu stecken, wobei er in den kritischen Standpunkt geworfen wird, so ist sein letzter Grund doch immer der, dass der Inhalt gerettet werden könne. Im Uebrigen läugnen wir nicht, dass sich dieser Mann

---

1) Wissenschaftlich können wir dieses nicht behaupten, denn jeder auch der negativste Gewinn ist der Wissenschaft zuträglich. Man sehe nur einmal die Arbeit le Plat's de canon. spuriis — am Ende sind alle canones nur spurii, und doch sind alle wahr

in das Extrem gestellt hat, in welcher entgegengesetzten extremen Richtung denn aber auch Blondell steht.

Von allen Seiten ging man nun vorwärts, den Zweck des Betrügers zu untersuchen, und kam dadurch auf die sonderbarsten Conjecturen und Träumereien mit Einschluss der Geschichte der Päbstin Johanna.

Es fehlte dabei aber nicht, dass auch manches als geschichtliches Postulat Vorausgesetzte in Zweifel gezogen wurde, wie z. B. das Verhältniss der Angilram'schen Schrift, des Conciliums zu Rom, der Schrift, die dem Remigius von Rheims zugeschrieben wird, und namentlich hat hier Wasserschleben seine Verdienste.

Aber auch Er geht auf eine Conjectur ein, welcke Hefele die Otgar's Hypothese nennt.

Ebenso hat Gfrörer eine eigene Ansicht aufgestellt, und es wird nicht fehlen, dass in der Folge noch mehrere aufgestellt werden.

Wir verweisen unsre Leser auf die oben angeführten Schriften, und gedenken nunmehr auszuführen, dass der Verfasser oder die Verfasser der pseudoisidorischen Decretalen (denn es könnte hierher die Frage gestellt werden, ob es einen oder mehrere Homere gab) [1]) einen andern Zweck gar nicht hatten, wie den wissenschaftlich historischen Zweck ihrer Zeit.

§. 8.

Unsere Ansicht.

Der Gelehrte jener Zeit war entfernt von der Einsicht einer grossen Masse von Handschriften; sodann durch den Einfluss der Druckwerke auf die Handschriften, können wir jetzt kaum mehr den Zustand uns denken, in welchem die damaligen Gelehrten ihre Arbeiten machten. Eben die Benutzung der Handschriften war es, welche für jene Zeit eine Kritik unmöglich machte, da andere Gelehrte die benutzten Handschriften nicht hatten, und wieder der Sinn eines tüchtigen Denkers musste es dahin bringen, da, wo Handschriften fehlten, eine andere Compilation historischer Thatsachen sich zu verschaffen. Es ist eine längst anerkannte Erscheinung, dass man im ersten Jahrtausend eine Masse falscher Urkunden schuf, nicht um zu betrügen, sondern um dasjenige, was verloren schien, nachzubilden. Auch die Profan- und fränkische Geschichte weiss viel davon zu erzählen: und der Unfug kam schon von den Griechen [2]).

1) Wir halten den Ueberarbeiter nur für einen Mann.

2) Siehe die Vorrede des Pseudoisidor.

Wie in unsern Tagen der Historiker eine Conjectur an die andere setzt, so waren damals die Arbeiten nichts als Conjecturen der Handschriften-Fabricate und Chroniken. Sowie unsern Meistern in der Geschichte eine Art von Vollkenntniss unserer Conjecturen die Bahn bricht, so war es auch bei jenen Historikern die Tradition und die Ueberzeugung der Welt, eine Art von Wahrheit, welche sie zur Conception der Diplome führte.

Wir würden übrigens dieses selbst als eine moderne Conjectur ansehen, wenn uns nicht gerade die neu entdeckte Handschrift, die wir jetzt abdrucken lassen, darauf geführt hätte. Schon in den griechischen Chroniken, die durchaus nur von griechischen Ereignissen sprechen, sind Briefe der Päbste und zwar pseudoisidorische Briefe eingeflochten, und es lässt sich beweisen, dass ausser den von den Neuesten, z. B. Walter angegebenen älteren d. h. lange vor der isidorischen Sammlung bestandenen Figmenten noch viele andere Figmente bestanden haben. Die Interpolation aber gehört den neueren und neuesten Compilatoren.

Im Uebrigen war nichts natürlicher, als durch Interpolationen aller Art die ursprüngliche fides herzustellen. In unsern Tagen wird schon das angeschlagen, dass wir in einem alten MS. irgend ein Zeugniss finden, und doch verlangen wir dabei, dass der Scribent, wie hier in unserm entdeckten MSe, sich gerechtfertigt habe, z. B. indem er anführt ex chronica greca. In jener Zeit aber hätte man auf die Aufzeichnung dieses oder jenes Mönchs für eine längere Vergangenheit gar nichts gegeben: die Handschrift musste sich durch eine andere Art von Authenticität rechtfertigen, und diese konnte keine sein, als gerade die Herstellung des ursprünglichen Diploms mit den Interpolationen, die man für nöthig hielt.

Wodurch sind mitten in den Gefilden der Gelehrsamkeit die grössten Widersprüche und babylonischen Sprachverwirrungen entstanden, als durch den Gedanken, dass die Vorwelt müsse gedacht haben, wie die Gegenwart denkt. Wer in der That historisch vergangene Zeiten auffasst, dem wird es einleuchtend werden, dass der Mensch, dessen Beruf es ist, in sich die wirkliche und vergangene Welt als Natur und Geschichte anzuschauen und resp. zu construiren, verschiedener Mittel sich bedient, die in einer gewissen Zeit erlaubt, in der andern unerlaubt sind. Was haben denn die römischen Schriftsteller gethan, als durch den Einfall der Gallier die Documente der alten Zeit gänzlich vernichtet waren? Wer dagegen ein ewiges Recht und eine ewige Ordnung zu allen Zeiten in der Welt sucht, dem fehlt das Erste in der menschlichen Philosophie.

Wir sind daher überzeugt,

1) dass überall ein Betrug im Geiste jener Zeit nicht waltet:

2) dass verschiedene Werke dem Pseudoisidor vor Augen lagen:

3) dass er, wie wir beweisen werden, viel mehr Briefe vor sich fand, als man bis jetzt ihm zugesteht:

4) dass folglich nicht ein Einzelner es war, der den Betrug veranlasst hat, sondern dass Mehrere und überhaupt die geschichtliche Construction jener Zeit an der Sache Theil hatten, gesetzt auch, es sei ein einzelner Mann gewesen. der die letzte Ueberarbeitung vornahm.

§. 9.

Ueber den liber pontificalis.

Dass der liber pontificalis aushelfen musste, sofern es sonst fehlte, beweist die erste Einsicht desselben. Man sehe nur die Citate bei Knust, wo schon bei Anacletus darauf verwiesen ist, und wo von Evaristus an bei fast jedem Pabst die letzte Note Knust's auf den liber pontificalis verweist.

Das Beste über den liber pontificalis haben Schelstrate, Ciampini und Bianchini geschrieben, sodann Zaccaria; namentlich beschreibt der Erste alle diejenigen, welche von dem libro pontific. Gebrauch gemacht haben (cap. V. VI.), und Bianchini gibt einen Vergleich mit früheren Catalogen der Päbste. Solcher gab es unendlich viele, und die meisten kommen bei den Handschriften, namentlich auch bei denen über die pseudoisidorischen Decretalen vor. Man vergleiche darüber den dritten Theil Muratori's Rer. Ital. Script. 1). — Obgleich auch an diesem Pontificalbuche Vieles streitig ist, und dasselbe offenbar aus den verschiedensten Quellen gezogen wurde, gewiss auch verschiedene Verfasser daran arbeiteten, und man immer noch nicht weiss, wie weit der Eine und Andere gearbeitet hat, der Pabst Damasus oder der Bibliothekar Anastasius u. s. w.. so ist doch gewiss, dass diese Hauptfundquelle denjenigen dienen musste, welche die frühere Wirksamkeit der Päbste darstellen wollten. Man kann auch hier vergleichen — namentlich was das Verhältniss Pseudoisidors zum römischen Pontificalbuch betrifft — les origines de l'église romaine tom. I. pag. 237 ff. 2).

---

1) Es gibt auch noch andere Ausgaben des lib. pontif. z. B. von Vignolius.

2) Rosshirt Rechtsgesch. des Mittelalters I. S. 90 ff.

§. 10.

Unterschied der übrigen Quellen für die pseudoisidorischen Decretalen und der Hülfsmittel für die Interpretation.

Der Unterschied, welchen wir hier machen, entspricht nicht nur einem alten Herkommen in Deutschland, sondern auch der Natur der Sache. Quellen sind nämlich unmittelbare Documente, in welchen das Wesen der Wissenschaft selbst liegt: Hilfsmittel sind adminiculirende Umstände, welche die Sache anschaulicher und fasslicher machen. In unsrer Richtung haben wir die Unterscheidung noch deutlicher hervorgehoben: die Quellen müssen nämlich als wirkliche Decretalen vor der pseudoisidorischen Sammlung aufgestellt sein: die Hilfsmittel aber sind nur benutzt, um der unvollkommenen Richtung der Decretalen durch Interpolation abzuhelfen. In Beziehung auf beide Punkte ist schon Manches geschehen: Manches aber besonders aus dem Standpunkte der Interpolationen durch Blondell und Knust übertrieben worden: wir wollen hier versuchen, einen richtigeren und detaillirteren Unterschied der Sache aufzustellen.

I. Bekannt ist es, dass vor der pseudoisidorischen Sammlung schon folgende Decretalbriefe bekannt waren:

1) Epistolae 2 Clementis ad Jacobum fratrem Domini. Diese sind sehr alt, und schon von Rufinus aus dem Griechischen übersetzt worden [1].

2) Canones Apostolorum (diese kommen aber nicht in allen pseudoisidorischen Handschriften vor).

3) Constitutio domini Constantini imperatoris in gratiam Romanae ecclesiae (kommt auch nicht in allen pseudoisidorischen Handschriften vor, ist aber oft denselben angehängt).

4) Capitulum editum a Silvestro papa (dies ist der canon Silvestri).

5) Constitutum Silvestri.

6) Epistola (synodi Nicaenae) directa ad synodum Romae.

7) Epistola Silvestri episc. ad concilium Nicaenum.

8) Gesta Marcellini, Liberii, Xysti, Polichronii.

9) Eilf Briefe in der Sache des Acacius — von den Griechen angegeben.

---

1) Das Meiste kommt in unsrer Darstellung darauf an, dass die ältesten Quellen aus dem Griechischen genommen sind. Vergleiche noch die schöne Abhandlung Hefele's in dem Freiburger Kirchenlexicon über Clemens Romanus.

10) Interlocutio Osii.

11) Epistolae 2 Hieronymi ad Damasum et Damasi ad Hieronymum.

12) Epistolae 2 Damasi ad Hieronymum et Hieronymi ad Damasum.

13) Epistola Leonis ad episcopos Germaniarum.

14) Ein Zusatz im Brief von Gregor I an den Secundinus.

Die Gebrüder Ballerini, welche in der kritischen Beurtheilung der Sache sehr strenge waren, haben diese Annahme so genau bewiesen, dass darüber nichts weiter beizusetzen ist. Aber sicherlich gibt es noch viele andere Stücke, schon hat Spittler [1] noch drei andere Briefe angenommen: epistola Stephani archiepisc. et trium conciliorum Africae ad Damasum, rescripta Damasi ad eosdem, Schreiben des Damasus an die Bischöfe von Numidien — das sechste und siebente Capitel, ein Schreiben des Vigilius an den Profuturus.

II. Nunmehr wollen wir aber noch von andern Briefen sprechen, die wir in einer mit longobardischen Charakteren geschriebenen Handschrift des neunten oder zehnten Jahrhunderts entdeckt haben, und deren Zusammenhang wir in einem eigenen Anhange zum Drucke geben werden. Namentlich werden wir hier zeigen, dass sich darin eine eigene collectio, genommen aus griechischen Handschriften, findet, die wir abdrucken lassen, und deren Spuren denn oftmals in derselben Handschrift wiederkehren, während auch noch andere päbstliche Briefe angeführt sind. Wir haben gefunden Briefe der Päbste Alexander, Sistus, Callistus, Anterus, Fabianus, Marcellinus, Julius (ad Orientales), Liberius, Anastasius, Leo — und dieselben Stellen, die auch bei Pseudoisidor vorkommen: wir werden beweisen, dass diese Briefe aus griechischen Chroniken gezogen, wie schon die Ueberschrift angibt, und daher keine Excerpte aus dem Pseudoisidor selbst sind, und wir glauben also auch hierdurch ein Argument geliefert zu haben, dass den Sammlern, die unter dem Namen des Pseudoisidor versteckt sind, mehr Documente zur Hand waren, als man bisher geglaubt hat. Die grösste Bestätigung unserer Ansicht liegt aber darin, dass gerade diese Collectio unmittelbar und mit denselben fränkischen Charakteren einer schönen Handschrift angehängt ist, welche die pseudoisidorischen Decretalen darstellt: ein ganz sicheres Zeichen, dass man gerade aus der hier angeführten Canonensammlung geschöpft hat.

---

1) s. Walter Kirchenrecht §. 95.

§. 11.

Von den Hilfsmitteln.

Seit **Blondell** und **Knust** hat man in der Welt die Ueberzeugung gefasst, dass Alles erschöpft sei: aber einestheils haben schon die Ballerini bemerkt, dass Blondell Manches für kritisch bewährt halte, was nicht bewährt sei, und anderntheils ist es weder dem Blondell noch dem Knust gelungen, alle Spuren für die pseudoisidorische Sammlung zu entdecken und darzustellen. Endlich aber ist man von dem unrichtigen Gedanken ausgegangen, dass eine Nachricht da und dort aufgefunden die sichere Spur des Pseudoisidor sei, während die damalige Welt die Nachricht nicht unmittelbar aus der ursprünglichen Quelle, sondern auf andere Art und durch andere, wenn auch mittelbare MSSe, z. B. Extracte und Notizen allerlei Art gefunden haben konnte. Zuletzt leidet die bisherige Darstellung an einem Fehler: man sah das Werk als den Betrug **eines einzelnen Mannes** an, und ausgehend von einem sich selbst geschaffenen Zwecke des Betrugs wurde jede Stelle der Arbeit untersucht, und auf dieses oder jenes Hilfsmittel hingeführt. Ebendeshalb wird es immer noch nöthig werden, dereinst, wenn noch mehr Nachrichten entdeckt werden könnten, eine abermalige Untersuchung für die Hilfsmittel der Interpolation anzustellen.

§. 12.

Was ist in der pseudoisidorischen Sammlung Neu?

I. Es gilt zuerst einer Darstellung der MSS. der pseudoisidorischen Decretalen. Wir wollen hier zwei MSS. darstellen:

1) den Cod. Vatic. No. 630, wie ihn die Ballerini beschrieben haben,

2) den Cod. Bamberg. C. I. 8.

Es sind dieses zwei Handschriften, wovon die erste, wie uns scheint, einer späteren Zeit angehört, aber ebendeshalb, wie wir gleich beschreiben werden, sehr umfassend ist, die andere einer früheren Zeit, und daher auch viel weniger Decretalen und dabei einige Excurse enthält. Alle andern MSS. mögen in der Mitte zwischen diesen beiden Codices liegen.

Vorerst müssen wir Erwähnung thun, dass der Codex Vatican. eine Handschrift ist mit den Schlüssen der Concilien, so wie sie die Ballerini beschrieben haben, während der Bambergensis nur eine Handschrift blos der Decretalen ist: es könnte dieses darauf führen, dass die Decretalen

die Ueberarbeitung des sonstwo gefundenen Materials durch einen einzigen Mann sind: sowie man überhaupt nichts Sicheres über die Verbindung der Decretalen mit den Conciliencanones weiss, als dass dieses mit Rücksicht auf die spanische Sammlung geschah. Die Conjecturen Eichhorns darüber hat schon Walter widerlegt.

Zwar behaupten die Ballerini (Galland. I. pag. 544), allein ohne materiellen Grund, der Cod. 530 sei der allerälteste, sie berufen sich auf Montfaucon und den Cardinal de Aguirre, aber ohne die Argumente derselben anzuführen: jedenfalls sei es ein fränkischer Codex — ein solcher ist aber auch unser Codex, und jeder Halbkenner kann dieses sehen, wenn er die fränkische Schrift mit der in den Miscellaneen gegebenen longobardischen Schrift vergleicht. Nur das wollen wir hier schon bemerken, dass der Codex gerade bis auf Damasus geht, welcher der Vorgänger von Siricius ist, und dass die römischen Collectiones immer mit den Briefen des Siricius anfangen.

Der römische pseudoisidorische Codex enthält nach der Vorrede und nach einigen andern Stücken, welche als Einleitung dienen sollen, erst die Canonen der Apostel, dann 59 erdichtete Briefe und Decrete der dreissig ältesten Päbste von Clemens bis Melchiades, dann folgen im zweiten Theile, nach einer Art von Proömium, die Schenkungsacte Constantins, hierauf zwei einleitende Stücke, wovon das eine aus der Vorrede der spanischen, das andere aus der alten gallischen Sammlung des fünften Jahrhunderts gezogen ist, dann die griechischen, afrikanischen, gallischen und spanischen Concilien, und zwar nach der spanischen Sammlung, sodann kommt der dritte Theil, der nach der Vorrede in chronologischer Ordnung die Decrete der Päbste von Silvester bis Gregor II und darunter, wie sie sagen, 35 falsche Decrete und mehrere erdichtete Concilien darstellt. Nach dem Decrete Gregors II folgen von derselben Hand einige Stücke, die sich auf Symmachus beziehen, und zwei, wie sie sagen, ihm angedichtete römische Concilien, dann wieder von derselben Hand ein zweiter Anhang. Diese Handschrift zeigt, dass, nachdem der erste Theil der erdichteten Briefe schon hergestellt war, erst der Gedanke entstanden sein mag, alles Material, also auch das ächte aus der isidorischen Sammlung in eine Gesammtsammlung zu vereinigen.

Was nun den Bamberger Codex in seiner äussern Ordnung angeht, so ist Folgendes zu bemerken:

Die Handschrift hat 149 Folioblätter, und ist in dem besten Zustande erhalten. Die Buchstaben sind durchaus Minuskelschrift, höchst rein und schön geschrieben, sind, wie es uns scheint, fränkische Schrift-

züge aus dem neunten Jahrhundert. Die sorgfältigste Hand, die sich hier zeigt, würde allein es verdienen, dass das MS. gänzlich verglichen würde; und eine neue Ausgabe sollte auch ein Facsimile der Handschrift enthalten. Die Bamberger Bibliothek bewährt auch hier, wie in andern Collectionen, z. B. der von andern Gelehrten schon angeführten collectio XII partium [1]) u. s. w., welche Rücksicht ihre MSS. verdienen.

Beschreibung des Bamberger MS. des pseudoisidorianischen Codex.

Zuerst kommt ein Index von XIII Capiteln:

I. Narrationis ordo de pravitate dioscori alexandrini.
II. Item beati simplicii urb. rom. episc. ad acacium.
III. Item exemplum episcopale quod misit ad superscriptum papam.
IIII. Item felicis episc. ad acacium.
V. Item dom. beati gelasii papae eccl. rom.
VI. Item sci gelasii ad faustum.
VII. Item epistola scti gelasii ad anastasium imperatorem.
VIII. Item ejusdem ad dardanos.
VIIII. Item ejusdem ad orientales episcopos.
X. Item de vitanda communione acacii.
XI. Item sci gelasii ad euphemium.
XII. Item epistola sci gelasii ad fucconium episcop. afrum.
XIII. Item ejusdem ad natalem abbatem.

Nun kommt:

In nomine dni incipit episcopi qui fuerunt in sca romana ecclesia per ordinem inprimis.

Petrus — sedit annos XXV. m. II. dies VIII.

es wird nämlich hier von seiner ersten Anwesenheit in Rom gerechnet: sofort folgen die andern Päbste, es ist aber sehr wichtig, dieses Register zu vergleichen, weil manche Eigenheiten hier vorkommen: nur das wollen wir anführen, dass nach Benedictus, welcher der dritte war, nicht Nicolaus kommt, sondern

Paulus sedit annos X. m. I. et cessavit episcopatus annus I. m. I.
stephanus sedit annos IIII. m. V. dies XXVII. cessavit episcopatus dies VIIII.

---

1) Wasserschleben vorgratian. Kirchenrecht No. II.

(Fortsetzung folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Literatur über die pseudoisidorische Frage bis zu den neuesten Schriften von Gfrörer und Hefele.

(Schluss.)

Schon dieser Umstand mit vielen andern Unregelmässigkeiten allein beweist, dass diese Uebersicht nicht in Rom gemacht wurde.

Darauf kommt die Constantinische Donationsurkunde, und am Ende derselben steht der Eid, welchen Otto I in Pavia leisten musste, ehe er nach Rom kommen konnte. Allein dieser Eid ist von späterer Handschrift.

Hierauf kommt

incipiunt nomina episcoporum sanctae mediolanensis ecclesiae.

Darauf erst fangen die pseudoisidorischen Decretalen an.

Decreta ysydori

Incipiunt decreta pontificum a sancto Clemente usque ad damasum ca XXX sex (es sind aber nur XXXV Päbste angeführt).

Capitula praefationis ysidori.

Nunmehr kommt ein sehr reichhaltiges Inhaltsverzeichniss, und am Ende desselben steht:

Imperator Theodosius.

Omnes itaque causae, quae ut (vel) praetorio jure ut (vel) civili tractantur negotio episcoporum sententiis terminare perpetua stabilitate permaneant, nec liceat ulterius retractare negotium, quod episcoporum sententiis fuerit definitum.

In der Vorrede, die nun folgt, und welche die Ueberschrift hat: In nomine Domini nostri Jesu Christi incipit praefatio sancti ysidori libri hujus, ist nichts wichtiger als der §. II. nach unsrer Handschrift:

Ea vero concilia, quae greco sunt edita stilo, amplius quam tripliciter aut quadrupliciter interpretata atque conscripta reperimus. Quod si veritas est quaerenda e pluribus, grecorum sequamur stilum, eorumque imitemur dictiones atque exemplaria. Sin minus ipsi dicant atque ex-

ponant, quibus tot sunt exemplaria quot [1]) codices. Nobis tamen videtur, cum in nostro discrepaverint sermone, ut unitas et veritas ab ipsis quaerenda sit, quorum lingua edita esse noscuntur. Quod et nos fecimus et sicut a veris reperimus magistris [2]), in volumine, cui haec praeponitur praefatiuncula, inserere curavimus.

Damit hat die Vorrede ein Ende. Klar wird dadurch angedeutet, was wir ausgeführt haben, dass der Verfasser vielfach aus griechischen Chroniken geschöpft hat.

Nunmehr kommt der bekannte Brief des Erzbischofs Aurelius von Carthago an den Pabst Damasus, und dessen Antwort, wie sie auch Merlin, aber schon vor der praefatio hat: dann kommt der ordo de celebrando concilio et de orationibus primi diei et secundi ac tertii — die canones Apostolorum sind aber nicht in der Handschrift, sondern es kommt jetzt gleich die prima epistola Clementis, und nach der ganzen Richtung der Handschrift endigen die Briefe mit denen des Damasus.

Am Ende aber wird die Handschrift wieder höchst merkwürdig, wie wir gleich zeigen werden.

Noch aber ist Folgendes zuzusetzen: in diesem Codex haben im Anfange die Decretalen-Capitel Ueberschriften, z. B. im ersten Briefe Clemens:

qualis episcopus esse debet,
de presbyterorum industria,
ut negotia clericorum ecclesiastico judicio terminentur,
ut ecclesiastici discordias et simultates caveant,
de ministerio diaconorum Ubi subditorum obedientiam incitat,
quod non sit cum excommunicatis communicandum,
haec narratio clementis est ad Jacobum fratrem domini. de instructione fidei,
de simbolo apostolorum,
de dilectione domini ac proximi,
de scientia et locatione doctorum et cet.

Ausserdem haben in dem Index der Decretalen, welcher voran steht, alle Paragraphen sämmtlicher Decretalen ihre eigenen Ueberschriften des Inhalts.

---

1) Bei Merlin steht et statt quot. Man sieht schon hieraus, wie nothwendig eine neue Edition ist, wobei natürlich neue Handschriften zu vergleichen sind.

2) Dies sind die Griechen.

Nach der auch hier bei Melchiades vorgebrachten Lehre de primitiva ecclesia et synodo Nicaena kommt die constitutio domini Constantini — und dann de fide Constantini, quam suscepit docente Silvestro universali papa und dann excerpta quaedam ex synodalibus gestis Silvestri papae capitula — aber das Concilium Nicaenum, wie es andere Handschriften und Merlin hat, ist nicht gegeben, und Pseudoisidor hat offenbar dasselbe aus der conlectio Hispanica genommen, wie auch die Ballerini zugeben (Galland. I. pag. 547. 8.) —: so beweist denn auch dieser Punkt, dass die Bamberger Handschrift vielleicht älter ist, wie das Vaticanische Manuscript. 530. Ballerini zeigt recht gut, warum da, wo das Concilium Nicaenum steht, die gesta nicht sein können.

Es kommen dann noch die Briefe von Julius, Liberius und Damasus.

Das Manuscript hat auch oben Ueberschriften der Päbste, aber sehr unsichere, denn der Bischof Athanasius und Felix, deren Schreiben an den Liberius vorkommen, sind hier als Päbste aufgeführt, und auch der Index, offenbar von einem Unkundigen gemacht, weist darauf hin.

Am Ende des Manuscriptes steht

1) ein Auszug ex dictis Sti Augustini et Joannis Chrysostomi de sacerdotibus.

2) die grosse Abhandlung, welche offenbar dem Pseudoisidor zu Grunde lag, und die wir abdrucken lassen, und welche bis hieher ganz unbekannt war.

3) Paschalis Epistola ad Archiepiscopum Mediolanensem Anselmum mit einer andern Hand.

4) ebenfalls mit einer andern Hand ordinatio ad presbyteros et sacerdotes und endlich

5) capita ex concilio sanctissimi Gregorii P. ad destruendum illos, qui arroganter dicunt, eos ecclesiae ministros non posse sacrificare, nec sacrificium illorum dignum esse qui ab aliquibus vitiis sunt inquinati.

II. Sofort kommen wir nun zu der materiell kritischen Frage: was ist an dem Pseudoisidor neu?

Die besten Arbeiten in dieser Beziehung sind die Schriften von Walter (Kirchenrechtslehrb. X. Aufl. §. 98) und von Hefelė (Tübinger theol. Quartalschrift S. 640) und der nächste Zweck eines neuen Herausgebers dieser Decretalen kann nur der sein, neben der Verbesserung des Textes über jede einzelne Stelle den materiell kritischen Gesichtspunkt walten zu lassen, wornach eben der Einfluss gezeigt wird, welchen gerade in den einzelnsten Theilen diese Sammlung auf das materielle Kirchenrecht hatte.

Nicht dasjenige war es, worauf seit der Reformation die Meinungen hingelenkt wurden, die Verfassung der Kirche, an welche jenes Werk gedacht hat, denn diese stand so fest, dass Niemand auf der Erde daran zweifelte; sondern die Verwaltung war es, die Disciplin und das Verhältniss zur weltlichen Macht, was man damals im Auge hatte [1]. Unsere Zeit steigert sich von Jahrhundert zu Jahrhundert, um die katholische Kirche in ihrer Verfassung anzugreifen: und gerade sind es kirchlich-fromme Protestanten, welche darauf ihr Geschoss richten; die Einen meinen: die Welt könne auch in verschiedenen christlichen Kirchen bestehen, und es liege dieses in der göttlichen Vorsehung; die Andern berufen sich auf die kleinsten Widersprüche, die bei katholischen Schriftstellern über die Begründung der katholischen Kirchenverfassung vorkommen, z. B. der feine Jacobson in Weiske's Zeitschrift sub voce Pabst (Einleitung, Möhler und Philipps vergleichend) [2]: Dritte glauben sogar, die Vorsehung habe schon im ersten Jahrhunderte die Kirche in des Satans Hände gegeben, weil sie hätte durch Papier, magnae chartae, also Diplome oder Constitutionen aufgebaut werden sollen, und schon der berühmte Ignatius sei verfälscht worden und die Kirche habe sich selbst eine Episcopalmacht angemasst i. e. usurpirt!!! (Bunsen.) — So könnte man freilich mit einem Federzuge nicht nur das Mittelalter vernichten, sondern auch der Einfalt glauben machen, dass in einer Zeit, wo jeder Christ für seinen Glauben gestorben ist, und jeder episcopus sein Episcopat mit dem Tode versiegelt hat, kein Episcopat und keine Kirche bestanden habe.

In der That war aber die eben erwähnte Decretaliensammlung nichts Anderes als die Bestrebung, für die Kirchenzucht zu sorgen; etwa in derselben Art, wie in der neuesten Zeit neue Register über die Briefe Gregor's I. gemacht sind, in welchen ebenfalls ein Ueberblick des Kirchenrechts jener Zeit vorkömmt. Dies führt uns nun darauf zu beweisen, dass in den sogen. falschen Decretalen auch gar nichts Neues liegt.

Wir halten uns an die sechs Sätze, die zuletzt Hefele als solche aufgeführt hat, bei welchen man etwas Neues annehmen könnte: allein gerade hier wird sich zeigen, wie wenig fest der Boden ist, auf

---

1) Walter §. 97. a. E.

2) Solche Widersprüche, die nichts sind als menschliche Bilder in der Darstellung der durch die Vorsehung begründeten Einheit der Kirche, findet man auch in den falschen Decretalen selbst; z. B. einige Stellen scheinen den Primat Petri blos von der Wahl der Apostel abzuleiten. Walter S. 199. Note o.

welchem die Partheien fechten. Wir wissen, dass die Philologen des neunzehnten Jahrhunderts sich selbst über die Zeugnisse der ältesten Zeit wegsetzen, „Livius habe seine Zeit nicht verstanden oder gelogen", „Hieronymus habe die Briefe des Ignatius nicht gekannt oder gelogen" u. s. w., da ist Alles Lug und Trug, wenn wir auch gerne zugeben, dass Manches interpolirt oder unchronologisch ist: denn auch selbst in solchen Missgriffen liegt noch kein Betrug vor, höchstens ein solcher nach philologischem Gewissen. Und doch ist dasselbe philologische Gewissen wieder so weit, dass es die Urkunden, die unter seinen Augen gemacht und erklärt sind, an andern Orten ganz anders interpretirt hat, als sie bona fide zu interpretiren waren. An solchen besonders kirchenfeindlichen Beispielen fehlt es uns leider in Deutschland nicht; und daher wollen wir jene sechs Neuheiten nicht philologisch, sondern historisch untersuchen, d. h. so wie die Vorsehung die von ihr eingesetzte Kirche werden liess.

1) Die Synoden sollen nur Bedeutung haben, wenn der Pabst sie anerkannt habe. Allerdings sind in der ersten Zeit manche Synoden vorgekommen, welche nur Gegenstände der Verwaltung vor Augen hatten, und die unter den Bischöfen abgethan werden konnten: aber erlaubt war es gewiss zu keiner Zeit, dass durch solche Synoden eine Vielköpfigkeit kirchlicher Grundsätze entstehen könne, und daher war auch für sie das Princip der Einheit der Kirche. Es war daher gar nicht nöthig, dass Kunstmann in der neuen Sion 1845. Nr. 53. S. 246. nachgewiesen hat, dieser Grundsatz sei schon in der historia tripartita ausgesprochen.

2) Die Synoden sollen gegen ihre Bischöfe nicht das demagogische Element über das einheitliche erheben. Also der Bischof solle nicht schuldig sein, sich der Synode zu unterwerfen, denn

3) es seien die Verfassungsbeziehungen causae majores, und

4) nicht nur die Appellation an das Kirchenhaupt, sondern auch die Oberaufsicht des päbstlichen Stuhles begründet.

Man sieht bald, dass diese Sätze nur Consequenzen sind, und dass es daher gar nicht darauf ankommt, in welchem Falle sie zuerst angewendet wurden. Was aber eine Consequenz ist, ist nicht neu. Alles ist eine Folge des Primats, der Einheit, des Concilii von Sardica u. s. w. Damit hängt dann auch zusammen,

5) dass der Pabst keinen andern Richter über sich habe, wie Gott, und dass das Episcopat und der Episcopat wohl zu trennen seien, indem das erste die Einheit der Kirche, das andere die vocatio in partem solli-

citudinis papae bedeutet. Schon Leo der Grosse hat so gedacht, aber auch dies ist wieder nur eine Consequenz. Doch geben wir

6) gerne zu, dass sehr Vieles, was die jurisdictio und den Prozess betrifft, keineswegs eine so wesentliche Bedeutung hat, also erst im zweiten Jahrtausend eine wesentliche Gestalt erhielt, und dass daher Vieles, was im ersten Jahrtausend keineswegs in die ältesten Zeiten zurückgeführt werden konnte, mit Unrecht dorthin gestellt ist, z. B. es dürfe niemals ein Laie gegen einen Geistlichen als Ankläger auftreten u. s. w.

§. 13.

Ueber den Begriff Lug und Trug in solchen Dingen.

Es lässt sich nicht läugnen, dass in jeder Zeit das Menschliche, d. h. die subjective Ansicht Einzelner, auf Lug und Trug führt. Aber Unrecht ist es, wenn die Menschen einander Lug und Trug vorwerfen, sofern der Inhalt der Arbeit beglaubigt ist. Wir haben erwiesen, dass dies in unserm Falle eintritt, und auch die Protestanten erkennen dieses hinsichtlich des Inhaltes der pseudoisidorischen Briefe an; sie enthalten nichts Neues (natürlich fehlt es nicht an einzelnen gegnerischen Gelehrten); wir werden noch erweisen, dass der Interpolator oder die Interpolatoren keine Betrüger waren, sondern dem wissenschaftlichen Geiste ihrer Zeit folgten. (§. 14.) In unsern Tagen steht sogar über dem Christenthum, wenn man will, Lug und Trug, d. h. die philosophische Weisheit. Vielleicht kann man aber auch hier sagen, was wir nicht untersuchen wollen, dasjenige, was ein berühmter deutscher Mann, der an der katholischen Kirche nichts als Lug und Trug zu finden weiss, im Jahre 1847 in einem grossen Octavbande abdrucken liess: Seine Denker und Forscher haben es nicht um das Christenthum betrogen und betrügen wollen [1]).

§. 14.

Unsere neue Quelle für das pseudoisidorische Werk.

Je mehr wir in unsern Tagen Handschriften auffinden, desto mehr wird die Wissenschaft gewinnen. In der eben gebrauchten Quelle wird schon das Eine entscheidend, dass unser Manuscript überall auf griechische

---

1) Was will denn das heissen? Christus will Volk und Staat werden, und wer sich dem widersetzt, läugnet seine Menschwerdung! Ist dieses Philosophie? (Bunsen.)

Chroniken sich bezieht. Wenn auch die griechische Welt dem Occidente immer feindlich war, so ist doch das Berufen auf griechische Zeugnisse dasjenige, was der occidentalischen Kirche ein äusseres Zeichen der Wahrhaftigkeit bietet. Allein auch hier geben wir zu, dass die Griechen Vieles erlogen haben: doch dieses mag objectiv eine Lüge sein, diejenigen sind doch keine Lügner, die sich der griechischen Quellen bedienen, so wenig der ein Dieb, der bona fide eine gestohlene Sache kauft. Wer die historische Richtung des Lebens gehörig erfasst, erreicht zweierlei:

1) er will keine philosophisch oder philologisch haltbare Theologie, sondern er will

2) eine historische Theologie und dies ist der auf dem ursprünglichen und in den Concilien ausgebildeten Glauben gebildete und in der Wissenschaft fortschreitende Katholicismus. Die Wissenschaft ist es, die wir auch hier anwenden, auf dem Standpunkte einer freien Kritik, die wie die Chemie ausscheiden soll das Wahre vom Unwahren.

Indem wir von dem aufgefundenen Manuscripte, dessen Bezeichnung wir schon oben geliefert haben und dessen Inhalt wir ebenfalls angaben, theils einzelne Decretalbriefe abdrucken liessen, theils eine ganz ungedruckte Collection mitgaben, wird sich Jedem zeigen:

a) dass eine Masse von Decretalbriefen lange vor der pseudoisidorischen Umarbeitung da waren; die Umarbeitung aber natürlich neu ist:

b) dass man in jener Zeit so wenig bei einer solchen Um- und Ueberarbeitung Gefahr suchte, als man zu allen Zeiten sich nicht genirte, Zusammenstellungen für diesen oder jenen Zweck, namentlich in unserm Manuscripte zu Gunsten des Pabstes Formosus zu machen.

Das Urtheil wird dann mehr zu Gunsten Pseudoisidor's ausfallen, dessen Um- und Ueberarbeitung zu den guten Darstellungen jener Zeit gehört.

§. 15.

Von der Sprache der Kirche und des Pseudoisidor.

Die pseudoisidorischen Decretalen sind uns deshalb höchst schätzenswerth, weil die Ueberarbeitung von einem Manne gemacht ist, der den Geist der kirchlichen Sprache seiner Zeit wohl verstand. Wenn es überhaupt sehr merkwürdig ist, die lateinisch kirchliche Sprache in einer eigenen Darstellung zu überschauen, und namentlich sowohl eine Charakteristik der christlichen Theologieliteratur, wie der kirchenjuristischen Li-

teratur des ersten Jahrtausends zu haben, in eben dem Sinne, wie man die Hymnen jener Zeit, die als das schönste Zeichen einer neuen Blüthe der alten Sprache erscheinen, und den wirklichen Uebergang der nationalen Bildung in das Romanische anzeigen, dargestellt und zu einer eigenen Wissenschaft, Hymnologie erhoben hat: — während der andere Theil der Profanprosa mehr den ruhigen Standpunkt der Chronisten hat: so dient gerade in diesem Momente einer ächt philologischen Bestrebung das Werk der pseudoisidorischen Decretalen als ein Hauptglied. Namentlich wird man erkennen, dass der Sprachgenius hier ist eine griechische (dogmatizare), altlateinische und neuromanische Verbindung, deren Ende ebenfalls mit der zweiten Periode des Mittelalters eintrat, die den romanischen Nationen selbst ihre eigene nationale Sprache gab.

§. 16.

Eichhorn stellt über die pseudoisidorischen Decretalen die Ansicht auf:

„Ihr erster Ursprung gehöre ins achte Jahrhundert und nach Rom."

Wir aber behaupten und getrauen uns, durch sichere Documente zu beweisen:

dass eine Menge päbstlicher Decretalbriefe durch griechische Chroniken erhalten, und in der Uebersetzung wahrscheinlich viel länger als seit dem achten Jahrhundert in der Welt auch in Italien bekannt, keineswegs aber in Rom erfunden — grossentheils die Grundlage bilden zu der sogenannten pseudoisidorischen Sammlung, die wahrscheinlich ein fränkischer Geistlicher gemacht hat.

Wir läugnen also

1) vor Allem, dass die Gesammterdichtung der pseudoisidorischen Decretalen auf einmal irgendwo stattgefunden, namentlich, dass sie von Rom ausgegangen sei.

Wir behaupten sodann:

2) dass ausser den bekannten, dem Pseudoisidor schon von Ballerini und Andern nicht zugeschriebenen Briefen noch sehr viele Urkunden sich finden, welche in der Tradition der Kirche auch durch griechische Schriften erhalten waren, und also dem Pseudoisidor seinen Stoff lieferten, wornach sich

3) von selbst herausstellt, dass das Werk auf grossentheils sichern Grundlagen entstanden, aus mehreren Schriften zusammengesucht, bekannte traditionelle Lehren der Kirche enthält, aber in eine Gesammtzusammen-

stellung durch einen Mann gebracht ist, welcher im Geiste jener Zeit ebenso Geschichte zu machen verstand, wie man sie freilich im andern Geiste auch heutzutage noch gibt und macht.

4) Im Uebrigen ist nicht zu läugnen, dass die uns vorliegende Sammlung der Decretalen eine Ueberarbeitung des Stoffes ist, auf welche aber die Kirche selbst nie Werth gelegt hat, wie uns besonders Kunstmann bewiesen hat. Dabei ist das Denkmal wichtig genug, um aus demselben auf die lateinische Prosa zu schliessen, welche in dem ersten Jahrtausend die katholische Kirche sich zu ihren theologisch hierarchischen Zwecken ausgebildet hatte.

5) Läugnen können wir abermals nicht, dass durch die pseudoisidorische Arbeit manche unrichtige historische Vorstellung entstanden ist, z. B. über die viel zu frühzeitige Einrichtung der Metropolitanordnung: allein in diesen Fehler ist selbst der würdige und gelehrte Möhler von einem andern Standpunkte aus gefallen, indem er die Metropolitanordnung der hierarchischen vorausgestellt hat, während gerade umgekehrt es sich zeigt, dass die Hierarchie und der Bischof von Rom die Grundlage des ganzen Gebäudes bilden, und erst seit Constantin dem Grossen die innere Gliederung der Kirche zum wohlgeordneten, durch die Politik selbst respectirten Organismus geworden ist. So mag denn

6) wohl die Ansicht des Blascus wahr sein, dass der Ueberarbeiter[1]) der Kirche geschadet hat, aber nicht von dem Standpunkte, wie er die Sache ansieht: Utinam non fuisset, ecclesiasticam disciplinam non contaminasset, nec haereticis ecclesiam catholicam calumniandi occasionem dedisset, sondern von dem Standpunkte, dass er die Metropolitanordnung vordatirt hat. Eine Wohlthat war es daher auch für die katholische Kirche, dass die Wissenschaft und Kritik ihr selbst mehr noch genützt hat, als ihren innern Gegnern.

Man ist hier bis in das äusserste Extrem gekommen, d. h. man hat sich am Ende auf ein Weib bezogen, auf die Päbstin Johanna, eine schöne Mythe: aber man ist auch der Zeit nahe, wo der ganze Spuk der pseudoisidorischen Decretalen sich vollkommen aufklären wird.

---

1) Der Ueberarbeiter sagt von sich selbst so: Quod si veritas est quaerenda e pluribus, Graecorum sequamur stylum eorumque imitemur editiones atque exemplaria.

§. 17.

Von der Päbstin Johanna.

Ob diese Allegorie, welche so manche der Kirche feindliche Gelehrte und Künstler als Wahrheit aufzufassen ungeschickt genug waren, hieher gehöre, wird zu allen Zeiten zweifelhaft bleiben: Zwei gelehrte Männer ziehen diese Allegorie hieher: Blascus und Gfrörer. Leider nimmt der Letzte keine Rücksicht auf den Ersten.

Während Blascus die Ansichten der bedeutendsten Männer zusammenfasst im Cap. XVI. §. 1. — namentlich die Conjectur von Joannes Aventinus — Onuphrius Panvinius, des Cardinals Bellarminus, des Leo Allatius — gibt er selbst folgende Ansicht. Er bezieht sich zuerst auf das Zeugniss eines Polen (Martinus Polonus), welcher zum Jahre 854 Folgendes vorträgt: Joannes Anglus natione Margantinus (Blascus meint, es müsse heissen Moguntinus) sedit annis 2 mensibus 5. diebus 4. et cessavit pontificatus mense uno. mortuus est Romae. Hic adseritur, foemina fuit, et in pupillari aetate a quodam suo amasio in habitu virili Athenas ducta fuit, in diversis scientiis ita profecit, ut nullus sibi par inveniretur: adeo ut post Romae triennium legens magnos magistros, discipulos et auditores haberet. Et cum in urbe vita et scientia magnae opinionis esset, in papam concorditer eligitur. Sed in papatu per suum familiarem impraegnatur. Verum tempus partus ignorans cum de S. Petro Lateranum tenderet, augustiata inter Colisseum et S. Clementis ecclesiam peperit, et postea mortua ibidem sepulta fuit.

Diese Allegorie erklärt Blascus so: Gerade in jener Zeit, also zwischen Leo IV. und Benedict III., sei die Sammlung des Pseudoisidor entstanden: wahrscheinlich zu Mainz, daher heisse es, die Päbstin Johanna sei zu Mainz geboren: dictam vero papissam foeminino genere conjicimus, ut indicaretur ejus νοθεία et veluti intrusio in papatum: quod peperisse dicitur, denotare videtur ejus inlegitimos partus pseudodecretales scilicet.

Dabei führt Blascus noch an: die Arbeit sei gemacht aus den Documenten, die sich bei verschiedenen Nationen fanden, namentlich bei den Griechen, wie der Verfasser selbst andeute: die Worte brauchend: Quod si veritas est quaerenda e pluribus, Graecorum sequamur stylum, eorumque imitemur editiones atque exemplaria!!! Blascus fährt fort: also allegorisch habe man auch von Joannes Erigena gesagt, dass, weil er griechisch verstehe, er in Athen studirt habe.

Aus diesem Allem will nun Blascus schliessen, der Verfasser der pseudoisidorischen Decretalen sei Joannes Anglus gewesen, und die Geschichte der Päbstin Joanna eine bedeutungsvolle Allegorie.

§. 18.

Gfrörer in seinem neuesten Werke (Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger S. 288 ff.) erzählt, dass die Päbstin Johanna besonders in neuerer Zeit von den Protestanten in Untersuchung genommen sei, und dass namentlich der bekannte Blondell ein Buch geschrieben habe de Johanna papissa, Amsterd. 1657, ohne dass sein kritischer Standpunkt zu einer Allegorie sich hätte erheben können, dass aber die zwei Chronisten (Marianus der Skote und Sigebert von Gemblour), die am Ende des 11. Jahrhunderts schrieben, in ihren Handschriften Nichts von dem Mädchen haben, wie Pertz und seine Schule bewiesen haben, die man der Partheilichkeit für Rom nicht bezüchtigen kann — und so sei auch aus einer Menge anderer Gründe die Sache falsch: ja die Fabel selbst zu dumm, als dass gescheidte Männer an sie denken könnten.

Nun geht aber Gfrörer in seiner fast überall zu grossen historischen Conjecturerei zu weit, wenn er so fortfährt:

Ich will versuchen, zu erklären, wie dies Mährchen entstanden sein mag. Meines Erachtens besteht die Schneide der Fabel in den beiden Punkten, dass die Dirne aus Mainz stammte, und dass sie von Griechenland (Athen) kommend, den päbstlichen Stuhl eingenommen hat. In dem ersten sehe ich eine verdammende oder satyrische Hinweisung auf das Mainzer Kindlein Pseudoisidor, in dem zweiten einen Tadel des Bundes, den Leo IV mit den Byzantinern abschliessen wollte, und den sein Nachfolger Benedict III wirklich abgeschlossen hat.

Gfrörer sucht noch weiter, aber so wenig die gedachte Conjectur an sich wiegen mag, so wenig gilt dasjenige, was er aus einem historischen Beispiele jener Zeit darthun will, denn wo steht denn (wir finden kein Citat bei Gfrörer), dass der Verräther Ganilo — weil er ein geborner Mainzer war — Zwillingsbruder zur Päbstin Johanna gewesen sei?

Wäre dieses richtig, so hätte Gfrörer darauf verweisen können, dass in ziemlich gleicher Zeit Gratianus, Petrus Lombardus und Petrus Commestor Geschwister einer ehebrecherischen Mutter gewesen sein sollen, eine Sage, deren Bedeutung man bald begreift.

§. 19.

Wollte man in der That auf jene Erzählung bei den pseudoisidorischen Decretalen einige Rücksicht nehmen, so würde die Sache am natürlichsten so anzusehen sein. Dem päbstlichen Interesse sei am meisten geholfen worden durch eine wissenschaftliche Zusammenstellung der De-

cretalbriefe der ersten Päbste von Clemens an, in der Art, dass die strenge Aufeinanderfolge päbstlicher Entscheidungen nicht sowohl die Succession des Pabstthums dargestellt habe, als vielmehr das legitime Recht der Päbste in der höchsten Kirchengewalt. Könne nun dieses auch auf andere Art begründet werden, so liege doch in dieser Zusammenstellung gleichsam der kritische Beweis: man habe die Mutter zu dem Kinde. Dabei mag denn wichtig sein, dass man auf Mainz hinweist, für welche Stadt der pseudoisidorischen Geburt von jeher die gemeine Meinung der Gelehrten gewonnen war; aber wichtiger noch ist die Beziehung auf Griechenland, denn eben unsere Darstellung hat bewiesen, dass der Verfasser keineswegs ein Betrüger war, wie ihn Blondell und Knust darstellen, sondern dass er seine Belege aus griechischen Chroniken schöpfte, und dass es wahr ist, was er selbst sagt — Graecorum imitemur editiones atque exemplaria. In der That, wer zugesehen hat, wie wenig nach Blondell und Knust der impostor sich selbst zugetraut hat, der muss von vornherein die Ueberzeugung haben, dass er selbst mehr verführt war, als dass er damit umgegangen ist, den Verführer zu machen. Daher ist nichts verfehlter, als über den Zweck des Betrügers zu forschen [1]).

Rosshirt.

Dante Allighieri, ou la poésie amoureuse. Par E. J. Delécluze. Paris 1848.

Dieses Werk verdient in der grossen Danteliteratur einen sehr ehrenvollen Platz. Der Verf. hat schon früher eine vertraute Bekanntschaft mit Dante in seinem Werk „Florence et ses vicissitudes“ gezeigt. Sowie er dort die politische Zeit des Dichters durchwanderte, so hat er hier eine Geschmacksrichtung in der literarischen Thätigkeit hervorgehoben, und sie mit einer erschöpfenden Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt. Er hat einen neuen Boden geebnet, auf den sich viel bauen

---

1) Nachdem diese Arbeit längst vollendet war, lasen wir die Abhandlung von Aschbach im Kirchenlexicon, der annimmt, die Satyre passe auf den Pabst Johann XII, der zuerst unter den Päbsten die Sitte annahm, seinen Namen Octavian abzulegen und einen neuen anzunehmen. Dieser Pabst habe regiert zwischen Leo VIII und Benedict V: als man von der Päbstin Johanna sprach, habe man die fälschlich erfundene um ein Jahrhundert höher hinaufrücken wollen zwischen Leo IV und Benedict III: was von allen Historikern nunmehr als Unwahrheit nachgewiesen sei.

lässt und der eine reiche Ernte verspricht. Der Verf. macht es umgekehrt, wie unsre meisten Ausleger, die den Dante ganz vereinzelt aus seiner Zeit herausgreifen, ihn einseitig aus sich selbst verstehen und erklären wollen, als ob ihm Alles nur durch höhere Gnade zugekommen wäre und er in einer Wüste gelebt hätte, und die ihm dann von ihrer eignen überschwänglichen Gemüthsrichtung so viel aufzwängen, bis es herauskommt, als wenn Dante gerade so gedacht und geschrieben, wie sie selbst. Auf diese Art hat man sich, immer unter dem Vorwand, den ältesten Auslegern zu fo'gen, die doch mit den Ideen jener Zeit bekannt sein müssten, in eine mystische und pietistische Erklärungsart hinaufgeschraubt, welche die schwachen sündigen Seelen sehr erbaut, sich ganz im Allgemeinen und Nebelhaften hält, weil sich auf diese Art die eignen Systeme am besten einschmuggeln lassen, an der Div. Commedia aber gar nichts erklärt, weil sie mit dem, was Dante seine Helden reden und thun lässt, und oft mit dem, was er selbst redet, in grellem Widerspruch steht. Daher sind umfassende Studien über die literarische, gemüthliche, wissenschaftliche und Glaubensrichtung im Mittelalter, über den Weg, den diese verschiedenen Richtungen bis zu Dante gemacht haben, endlich sehr an der Zeit und von grossem Werth. Denn schon jetzt liegt die Wahrscheinlichkeit sehr nahe, dass die Dunkelheit in den Dante'schen Schriften eigentlich meist von den Lücken in unsrer Bekanntschaft des Mittelalters, seines Charakters und seiner Gährungen liegt, dass uns z. B. noch nicht ganz klar ist, wie sich heidnische und christliche religiöse Anschauungsweisen zu einer ganz eigenthümlichen Mythologie zusammengefunden haben, wie viele dieser grobsinnlichen Anschauungen auch in die wissenschaftliche Theologie übergegangen sind, wie gross überhaupt der Einfluss des Alterthums und besonders der wichtigen Zwischenzeit in den sechs oder sieben ersten christlichen Jahrhunderten auf die ganze Gefühls- und Denkweise des Mittelalters war. Wir werden Dante erst dann verstehen, wenn wir ihn nicht als eine ganz wunderbare, vereinzelte Erscheinung aus allem Zusammenhange reissen, sondern ihn nur als ein Glied in der grossen Kette von Geistesthätigkeiten betrachten, woran diese jugendliche Zeit so reich war, welche mit Dante weder anfängt noch aufhört.

Der Verf. hat eine bis jetzt weniger beachtete, aber sehr wichtige Richtung zum Gegenstand seiner Studien gemacht, die uns manche vortreffliche Aufschlüsse und viele Anregung zu weiterem Forschen geben können, nämlich die Geschichte des Cultus des Weibes, welcher in seinem Verlauf so sonderbare Erscheinungen zeigt, und zur Zeit Dante's

entweder in grobe Sinnlichkeit ausartete, oder zu einer solchen Subtilität getrieben wurde, dass das Weib und die Liebe an sich gar nicht mehr in Betracht kam, sovdern nur als Symbol für andere Begriffe diente. Diese Erscheinung ist in dem Convito des Dante nach dessen eigenen Worten unzweifelhaft, aber, wie Viele glauben, auch in der Vita nuova. Ausserdem haben wir aus jener Zeit noch Beweise eines solchen Spiels mit Symbolen in der mysteriösen Correspondenz Dante's mit mehreren gleichzeitigen Dichtern, was den bekannten neueren Commentator des Inferno, Rossetti, auf den Gedanken gebracht hat, es sei unter den allegorischen Bildern politische Doctrin verborgen. Der Vf. meint mit Recht, man solle die Ansicht Rossetti's erst genau prüfen, ehe man sie annimmt oder verwirft (Herr Witte hat sich's aber viel leichter gemacht), und will in seinem Werk einen Beitrag zum Verständniss dieser symbolischen Liebespoesie geben. Er untersucht den Ursprung und das Wesen derselben, erst im Allgemeinen, dann besonders in den Werken Dante's. Er vergleicht den Gang derselben bei den meisten civilisirten Nationen Europa's seit dem Alterthum bis zu dem 14. Jahrhundert, und nachdem er so die Geschichte des Weibes als Symbols gezeichnet hat, gibt er die Uebersetzung der Vita nuova, als der Grundlage, auf welcher diese Liebesphilosophie beruht, deren eifrigste Pfleger Dante und Guido Cavalcanti waren. Um endlich den Leser mit den Unterhaltungen der „Fedeli d'Amore“ jener Zeit bekannt zu machen, theilt er die zwei uns noch übrigen poetischen Correspondenzen derselben im Text und in der Uebersetzung mit, worin die Dunkelheit der Sprache zu beweisen scheint, dass die, welche diese Sonette dichteten, darin von um so ernstern und wichtigern Dingen redeten, in je räthselhaftere Figuren und Worte sie sie eingehüllt hatten. In der zweiten Abtheilung seines Werks geht der Vf. mehr in das Specielle der Frage ein, und zeigt die zahlreichen Schattirungen, welche die Liebespoesie besonders in Europa seit Friedrich II bis auf Shakespeare erhalten hat. Zuletzt gibt er noch eine kurze Auseinandersetzung des neuen Interpretationssystems Rossetti's, welches zur Erklärung der für uns noch so dunkeln Werke der gibellinischen Dichter dienen soll.

Die ersten Spuren von dem Cultus des Weibes findet der Verf. in dem Symposium des Plato, wo die Diotime den Sokrates in der Philosophie der Liebe unterrichtet. Diese Philosophie wurde in der Alexandrinischen Schule weiter ausgebildet, blieb aber den heidnischen Römern fremd, obgleich Cicero die übrigen platonischen Doctrinen nach Rom herüber pflanzte. Doch rechnet der Verfasser, nach den Aussprüchen der

ersten Christen und Dante's selbst, den Virgil noch unter die Schüler Plato's, wegen des 6. Buchs der Aeneide mit dem System der Belohnungen und Strafen nach dem Tode, wegen der Episode von der Dido, wo das schuldige Weib gestraft und zugleich durch die Gewissensbisse, die sie empfindet, gehoben wird, und wegen der bekannten Verse seiner Ekloge, welche als eine prophetische Verkündung des Christenthums betrachtet wurden. Die Ideenentwicklung der ersten Christen stimmte am meisten mit Plato's Symposium zusammen. Mit der Einführung des Christenthums erschien gleich das mystische symbolische Weib und die göttliche Liebe, die mit der fleischlichen beginnt, wie bei Plato. Der Verf. erinnert hier an die Vision des Hermas, welche schon die Hauptelemente der Div. Commedia und besonders den Typus der Beatrice enthält; ferner an Methodius' Gastmahl der zehn Jungfrauen, an Macrobius Commentar über den Traum des Scipio. Seit diesem Commentar sind die Träume, Visionen, eingebildete Reisen und Fahrten und die Personificationen bald unentbehrliche Gemeinplätze und Maschinen der christlichen Poesie geworden.

Gegen das 4. Jahrhundert wurde Plato's Lehre noch mehr befestigt durch einen seiner eifrigsten Schüler, den heil. Augustinus. Er schrieb auch ein Symposium, wo unter der Leitung der heil. Monica von dem künftigen Leben die Rede ist. Am meisten erscheint die platonische Diotime in Augustins Bekenntnissen in der Person der Monica, aber geheiligt und mit dem Nimbus der Tugend, Frömmigkeit und göttlichen Begeisterung. Ein Jahrhundert später erschien die Consolatio philosophica des Boethius, deren Form in Bezug auf Dante wichtig ist. Der Traum, die Vision, die Personification der Weisheit, das prophetische und mystische Weib, kurz der ganze poetische Apparat aus dem Symposium des Plato findet sich in dem Werk des Boethius wieder. Das Weib, welches ihm in dem Gefängniss erscheint, ist die Philosophie, welche die Musen verjagt und dem unglücklichen Senator Tröstungen einer ernsteren und erhabneren Art gibt. Hier sehen wir zugleich auch viele Elemente zu Dante's Convito und Div. Commedia.

Während im Abendland dieser Cultus des Weibes sich immer mehr fortbildete, begann er auch auf eine selbstständige Weise bei den Arabern sich zu entwickeln. Beide Richtungen trafen zur Zeit der Kreuzzüge zusammen, welche überhaupt die ganze Wissenschaft und Kunst, Mystik und Poesie aller Nationen zusammenschmolzen und die Verbreitung derselben durch ganz Europa veranlassten. Bei diesem lebhaften Austausch der Sprachen, Sitten und Ideen ist es gerade nicht zu kühn anzunehmen,

dass die arabischen und fränkischen Gelehrten in ihren Unterhaltungen auch die philosophischen Fragen und besonders die platonische Lehre berührten. Die Theorie der Liebe bei den Arabern ist wenigstens älter und viel vollständiger, als die, welche Dante und seine Zeitgenossen angenommen haben. Von den Mahomedanern in Palästina und Spanien entlehnten die Provenzalen und die Trouveres diese Doctrin der Liebe als des Symbols und ersten Grades der göttlichen Liebe. Die französischen Dichter waren aber der höheren Mystik nicht fähig; es ging ihnen wie jedem Volk, das plötzlich und ohne Uebergang die verfeinerte Civilisation eines andern Volks annimmt; sie waren verderbt, kannten nicht viel mehr als die Galanterie, und trieben und besangen die Liebe mehr von der leichtsinnigen und frivolen Seite. Sie waren die Lehrer der Italiener, aber nur in der Richtung, die sie selbst begreifen konnten, und die nachher von ihren Schulen in den Novellen, Rittergeschichten und Komödien bis auf die neueste Zeit ausgebildet wurde.

Die platonische Lehre aber, die symbolische und mystische Liebe war in Italien seit Boethius nicht husgestorben, sondern in den Schooss der Kirche aufgenommen, entwickelte sich erst recht zu immer reinerer und geistigerer Höhe. Dabei blieben die Rechte des wirklichen Lebens, die politischen und socialen Gestaltungen, die Wissenschaft mit ihren Kämpfen nicht zurück, und wir müssen erstaunen, wie alle diese sich durchkreuzenden Anregungen von einem wissenschaftlichen oder dichterischen Geist überwältigt und zu einem harmonischen Ganzen geordnet werden konnten. Es galt nichts geringeres, als eine Masse von disparaten Ideen zu vereinigen, welche in der Bibel, in Homer, Plato, Aristoteles, Virgil, dem Evangelium und der Apokalypse zerstreut waren, und zu diesen schon so entgegengesetzten Elementen noch diejenigen hinzuzufügen, welche die provenzalische Literatur bot. Aus diesem Chaos von Ideen, die im Mittelalter durch einander wogten, musste Dante ein Ganzes von religiöser Moral bilden, welches für die Poesie das war, was die Summa des heiligen Thomas in Bezug auf die Theologie war. Denn wenn man die Werke dieser beiden Männer mit Aufmerksamkeit betrachtet, so bemerkt man bald, dass der Dichter mit Hülfe der Bilder und Allegorien und der Theologe durch die Macht des Denkens im Grund denselben Gegenstand behandelt und sich dasselbe Ziel gesetzt haben, nämlich die Kenntniss des wahren Zwecks unseres sterblichen Lebens, der Seligkeit im Schoss Gottes.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Delécluze: Dante Alghieri.

(Schluss.)

Der Verf. hebt noch weiterhin die Analogien zwischen Dante und dem heil. Thomas hervor, und kommt dann wieder zu seinem eigentlichen Gegenstande, dem Frauencultus zurück, in welchem sich alle religiösen, mystischen, sinnlichen und zum Theil auch politischen Anregungen des Mittelalters concentrirt hatten. Der Verf. weist nach, wie auch Dante in dieser Zeitrichtung befangen war, ihr aber mit seinem gewaltigen Geist eine höhere Weihe gab, und sie zu höheren Zwecken benutzte. Es wird auf den Triumph aufmerksam gemacht, welchen Beatrice in der Div. Commedia über die beiden andern Führer Dante's, den Virgil und den heil. Bernhard, feiert, wie Dante so oft und gern bei ihrer äussern Erscheinung verweilt, worin sich die ganze Glorie des Himmels abspiegelt, immer mit einem Anflug von Erinnerung an das ehemals geliebte irdische Weib. „Der Ernst ihrer Werke ist immer durch die Grazie ihres Lächelns gemildert, und von dem Augenblick an, wo sie von dem Empyreum auf den Gipfel des Fegfeuerbergs herabsteigt, um ihrem geistig Geliebten zur Führerin zu dienen, führt sie abwechselnd die Sprache einer Philosophin und einer Heiligen, ohne jedoch zuweilen das Hülfsmittel einer gewissen weltlichen Coquetterie zu verachten, sie zeigt sich sogar eifersüchtig, um der Wahrheit bessern Eingang in das noch etwas irdische Herz ihres Geliebten zu verschaffen."

Referent war überrascht, hier einer Idee zu begegnen, auf die er bei seinem letzten Studium des Dante auf anderm Wege gerathen war, die er sich aber als noch unreif vorläufig notirte, um bessere Forschungen darüber anzustellen, nämlich dass die Beatrice auch unter jener Frau zu verstehen sei, welche im Convito die Figur der Weisheit oder Philosophie vorstellt. Die vielfache, verschiedene und schillernde Natur der Beatrice, welche eine so mächtige Herrschaft über uns ausübt, ist der wesentliche Ausdruck der Gedanken und Gefühle, welche in dem Geist und Herzen Dante's von seiner Kindheit an bis zu dem reifern Alter auf einander gefolgt sind, und wenn man die drei seiner Schriften, worin

Beatrice die Hauptrolle spielt, die Vita nuova, das Convito und die Div. Commedia, durchforscht, so sieht man dieses weibliche Wesen alle Veränderungen erfahren, welche Geist und Herz des Dichters selbst im Verlauf der Jahre erfahren hatten. Die speciellere Nachweisung müssen wir hier übergehen; wir gestehen, dass die Idee in uns selbst noch nicht begründet genug ist, und die Gründe des Verfassers die Forschung nicht zur Reife gebracht haben, weil sie zum Theil auf Irrthümern beruhen, wie z. B. dass das Convito nach den beiden andern Werken und erst gegen das Ende von Dante's Leben geschrieben sei.

Der Verf. führt weiter aus, wie die Ausbildung des symbolischen Weibes unmöglich weiter getrieben werden konnte, ohne alle Individualität verloren zu geben, von Plato's einfacher begeisterter Diotime bis zu Dante's Beatrice, welche zu einem metaphysischen Wesen, zum Symbol der Philosophie erhoben war. Diese letzte Metamorphose war in wenigen Jahren vollendet, als Guido Cavalcanti, einer der eifrigsten Verbreiter der Scienza d'Amore in Italien, von der bisherigen Gewohnheit der Dichter, ihre Dame mit Namen von Blumen, Sternen u. s. w. zu bezeichnen, abging, und seine beiden Geliebten mit gewöhnlichen Mädchennamen benannte. So war das Weib nun nicht mehr ein wirklicher Gegenstand, der unter symbolischen Zeichen verehrt wurde, sondern es ward selbst ein Symbol für andere Ideen. Diese symbolischen Frauen (wie sich das bei den Hauptdichtern nachweisen lässt) hatten mit einander eine gewisse Aehnlichkeit in äussern Umständen; Dante verliebte sich in Beatrice an einem Chardonnerstag, Petrarca in Laura am Chatfreitag und Boccaccio in Fiammetta am Charsamstag; und gleichsam, um das Andenken an diese Tage zu feiern, begannen diese drei Dichter, wie nach Verabredung, der eine seine Div. Commedia, der andere sein Gedicht Africa, der dritte sein Decamerone in der Charwoche; alle Damen dieser Art sterben auch gewöhnlich in der Jugend zwischen 20 und 26 Jahren.

Nachdem Dante mit seinem christlichen Spiritualismus diese Symbolik auf die höchste Spitze getrieben hatte, ging Petrarca wieder einen Schritt gegen den platonischen Ursprung zurück, und gab der ganzen Doctrin ihren eigentlichen Werth, indem er sie darstellte als das Resultat einer der wichtigsten Phasen des menschlichen Lebens. In dem merkwürdigen und universellen Geist Boccaccio's ging dann eine Verschmelzung der verschiedenen Richtungen und ihrer Schattirungen zwischen Plato, dem heil. Augustin, Dante und den Provenzalen vor sich. Boccaccio, der Freund und Bewunderer Petrarca's, welcher die göttliche Komödie Dante's in der Stephanskirche zu Florenz mit einer Ehrfurcht erklärte,

als wäre sie das Evangelium, ist auch der Verfasser des Decamerone. Er durchdrang auf gleiche Art die Tiefen der platonischen Liebe und alle Hülfsmittel der galanten Intriguen, und behandelte die höchste mystische Poesie neben den leichtfertigsten Erzählungen.

Von hier aus leitet der Verf. zwei poetische Schulen ab, welche sich in langer Reihenfolge bis auf unsere Zeit hinabziehen; die erste ist keusch und dogmatisch, die zweite ironisch und frei. Die grossen Lichter der ersten sind Wilhelm von Lorris, Dante, Petrarca, Vittoria Colonna, Michel-Angelo, Tasso, Ronsard, Shakespeare, Milton und Racine. Die der zweiten Ruteboeuf, Jean de Meung, Boccaccio, Chaucer, Villon, Berni, Ariost, Rabelais, La Fontaine, Moliere und Voltaire. In ihren Dichtungen ist die Liebe die Hauptbewegerin ihrer Gedanken und hat beständig auf die Formen ihrer Sprache Einfluss gehabt. Die Tendenz der Einen geht nach dem Mysticismus, der Andern nach der Wirklichkeit. Die Erstern widmen dem Weib eine Art Cultus, die Andern spotten darüber; doch sind Alle auf gleiche Art davon eingenommen. Kurz, die ernste Liebe und die frivole Galanterie sind die Hauptelemente der modernen Dichtkunst; durch sie glänzt sie, durch sie sündigt sie.

Indem der Verf. nunmehr in das Wesen der platonischen Liebespoesie eingeht, gibt er erst eine vollständige Uebersetzung von Dante's Vita nuova, dann kommt er auf die merkwürdige Correspondenz unter den Fedeli d'amore. Wir besitzen noch zwei solche Correspondenzen. Die eine hat Dante Alighieri angeregt, indem er an alle Liebesdichter ein Sonett sandte, worin er eine gehabte Vision erzählte und die Gleichgesinnten um ihr Urtheil über diese Vision bat. Die Antworten von Guido Cavalcanti, Cino von Pistoja und Dante von Majano haben sich noch erhalten. Die andere besteht aus sechs Antworten auf ein ähnliches Sonett des Dante von Majano. Diese Sonette sind äusserst dunkel, und flösen, wenn man sie wörtlich nehmen will, gar kein Interesse ein. Der Verf. ist daher mit Andern geneigt zu glauben und macht es sehr wahrscheinlich, dass unter ihnen als Allegorien ein tieferer Sinn verborgen liege, dessen Enthüllung, wenn sie je ganz gelingt, manches Licht auf die literarische und politische Geschichte jener Jahrhunderte werfen wird. Wenn auch die meisten Dichter jener Sonette von uns weniger gekannt sind, so lässt sich nach dem ernsten Charakter Allighieri's, Cino's und Cavalcanti's schliessen, dass die andern ebenfalls ernst genug waren, und dass es hier nicht auf eine blosse Spielerei mit Redefiguren, auf ein fades Wortgeklingel ankam. Der Vf. gibt eine Uebersetzung und in vieler Beziehung anregende Aufklärungen über diese Sonette, mit welchen man

sich bisher noch wenig beschäftigt hat. Das Resultat seiner Forschungen ist, dass diese zum Theil ausgezeichneten Dichter mächtige Gründe hatten, ihre geheimsten Gedanken unter dem Schleier einer conventionellen Sprache auszutauschen. Dante hat selbst gesagt, dass seine Dichtungen allegorisch seien und zweierlei Sinn haben. Im Convito hat er ein Weib vorgeführt, dessen Glanz seine erste Liebe geschwächt habe, und das er zum Symbol der Philosophie macht. Es ist nun nach dem Verf. nur noch die Frage, ob in den angeführten Correspondenzen diese zweite Liebe, die zur Philosophie, der Gegenstand ist, oder ob man mit Rossetti unter dieser zweiten Liebe nur ein neues Symbol sehen muss, unter welchem Dante seine politischen Doctrinen verbreiten wollte. Wenn der Verf. dieses Räthsel auch noch nicht gelöst hat, wie denn überhaupt die Untersuchung noch lange nicht zum Spruch reif ist, so kann man ihm nur dankbar sein für den wichtigen Beitrag, den er zum bessern Verständniss der Richtung jener Zeit und besonders der Dante'schen Werke geliefert hat. Solche Untersuchungen über allgemeine Richtungen der Studien, des Geschmacks, des Glaubens und Aberglaubens im Mittelalter, und wenn sie auch von Dante weit abzuführen scheinen, sind für das Verständniss der Div. Commedia weit nützlicher, als das beständige Fortschlendern auf dem breit getretenen Wege der mystishen und pietistischen Erkläuungsart, die sich um eine eigentliche Aufklärung, um eine Uebereinstimmung der Bilder mit den deutlich ausgesprochenen Ideen Dante's gar nicht kümmert, daher nur ganz allgemeine, nach ihrem Sinn gedachte Deutungen zu Markt bringt, mit denen der Sinn des Gedichts und die Worte, welche Dante die Personen desselben reden lässt, oft sehr im Widerspruch stehen. Es ist dabei die gewöhnliche Art dieser frommen Erklärer, auf die anders Erklärenden sehr vornehm herabzublicken und einzelne abgerissene Sätze derselben bei auffallenden Gelegenheiten als irrthümlich hervorzuheben, ohne zu ahnen oder ehrlicher Weise einzugestehen, dass diese Irrthümer, wenn sie solche sind, von einer Gesammtansicht herrühren, welche, gehörig benutzt und von allen Uebertreibungen gereinigt, unendlich mehr Einsicht in die einzelnen Theile des Gedichts verschafft, als die nebelhaften Gebilde einer neuern Mystik, an die man sich bemüht den Sinn eines Gedichts aus dem Mittelalter anzupassen. Es sei uns erlaubt, einer Seite dieser neuern Mystik entgegenzutreten, nämlich der Ansicht des Herrn Witte über die allgemeine Bedeutung der Div. Commedia, und diese den einzelnen deutlich ausgesprochenen Ansichten Dante's entgegenzustellen. Diese Entgegenstellung wird uns hier um so weniger verübelt werden, als ja auch das Werk, über

das wir berichteten, eine Reinigung der bisher beliebten mystischen Erklärungsart beabsichtigt. Hr. Witte hat sich unläugbar grosse Verdienste um die Textreinigung der Dante'schen Schriften, um die Sammlung seiner Briefe und Sonette erworben; allein wir gestehen, dass wir mit seiner Deutung der Div. Commedia durchaus nicht einverstanden sein können, weil er nur zu wenig tief in den Sinn derselben eingedrungen zu sein scheint, und da sich diese Deutung ziemlich verbreitet hat, und von den Anhängern derselben andere Deutungen kaum zugelassen werden, so mag es an der Zeit sein, dieselbe genau zu prüfen. Hr. Witte will einen geistigen und absichtlichen Zusammenhang zwischen der Vita nuova, dem Convito und der Div. Commedia entdeckt haben (eines der wichtigsten Werke, De Monarchia, hat er dabei ganz ignorirt), wonach in der Absicht Dante's die Vita nuova den kindlichen, unschuldigen Glauben, das Convito das Trachten nach den sündigen Früchten der irdischen Weisheit und den Abfall von der Offenbarung, die Div. Commedia aber eine Rückkehr zu dem Glauben durch Zerknirschung und Busse darstellen soll. (Dante Allighi. lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegiesser und Witte. 2. Aufl. 2. Theil. S. 48 ff.)

„In der Vita nuova tönte dem kindlich freudigen Sinne aus allen Stimmen der Schöpfung nur ein Hymnus auf den Schöpfer, strahlte das Abbild des Ewigen in den schönen Zügen der Geliebten. Die Geliebte wurde ihm durch den Tod entrissen. Ein ganzes Jahr lang lebte Dante noch in dem beseligenden Gedanken an sie, aber immer öder ward es ihm auf Erden, immer herber seine Gemüthsstimmung, und der Glaube an Gottes Liebe und Güte in seinen Grundvesten erschüttert.

„Da der kindliche Glaube, der ihm in den Tagen seines Glücks die Sprache seiner Liebe geredet hatte, ihm keinen Trost mehr geben konnte, so suchte er diesen in der Weltweisheit. Die Spekulation in allen Richtungen ihres weiten Gebiets erschien ihm als tröstende Freundin. Aber die Weltweisheit ist nur eine Weisheit dieser Welt. Die Wege der Philosophie sind andere, als die des gläubigen, gottergebenen Gemüths. Wohl wird dem letztern, wenn es demüthig ihn sucht, wahrer Frieden zu Theil. Jene Bahnen der Philosophie aber, sie verheissen es zu Licht, Trost und Frieden zu führen und verschwinden dann dem verleiteten Wanderer zwischen Dornen und Klippen. Bald sind die hoffnungslosen Schranken menschlicher Erkenntnisskraft erreicht, und von dem anfänglichen Trost bleibt nichts zurück als die Ermattung vergeblichen Kampfes. Jahre lang verharrt der Dichter in diesem qualvollen Zustande, sucht den Grund der Fruchtlosigkeit seines Forschens in seiner persönlichen Unreife, statt zu

erkennen, dass irdische, endliche Weisheit ihrem Wesen nach die unendlichen, das Diesseits mit dem Jenseits verknüpfenden Räthsel nicht zu lösen vermag. Endlich gelangt er dazu, nicht mehr zu begehren, dass die Philosophie seine Zweifel beantworte, sondern den wahren Lohn in der Liebe zur Weisheit selbst zu finden, möge sie nun versagen oder gewähren.

„Dies ist der Uebergang zu der dritten Stufe in Dante's geistiger Entwicklung, zu der der göttlichen Komödie. Der Geist jagt nicht mehr auf menschlichen Wegen nach Erkenntniss, sondern sehnt sich bescheiden nach dem höhern Licht; er ist also vorbereitet, dies Licht nicht mehr von irdischer Spekulation zu erwarten, sondern nur in Demuth von Gott zu erflehen. Beatrice, verklärt zum lebendigen Anschauen Gottes, bietet ihm ewigen Trost, und reicht dem in der Wissenschaft Gereiften Licht aus dem Urquell des Lichts für jedes Dunkel, das die Philosophie ihm einst vermehrt hatte."

Die Liebe zur Philosophie war also eine Untreue an dem gottergebenen Glauben, und das fruchtlos umirrende Suchen nach Licht war ein Abweg.

Unglücklicher Weise kommt am Ende der Vita nuova nach dem Tod der Beatrice noch ein Weib vor, welches den Dante in seinem Schmerz tröstete. Dieses Weib wird auch im Convito eingeführt (II. 2.), und dort gesagt, sie sei dieselbe, wie die in der Vita nuova, und sie bedeute die Philosophie (II. 13.), und I. 2. wird ganz besonders geläugnet, dass von einer Leidenschaft zu einem sinnlichen Weib die Rede ist. Dagegen soll Purgat. XXIV. 37. und besonders XXXI. 59. mit Bestimmtheit von einer irdischen Neigung die Rede sein, welche den Dichter von dem Gedanken an die in den Himmel aufgenommene Beatrice abgezogen habe. Dies stört freilich den Zusammenhang der drei Lebensstufen, welchen Dante durchaus beabsichtigt haben soll darzustellen. Und Hr. Witte weiss nun auch nicht mehr, woran er ist. Nachdem er früher (Hermes XXII. S. 159.) dem Dionisi gefolgt ist, und die Donna gentile in Vita nuova und Convito für das Symbol der Philosophie genommen hat, weil denn doch einmal Dante ausdrücklich erklärt, dass sie nichts Anderes vorstellen soll, so lässt er sich nun (Dante's lyr. Gedichte II. S. 42.) „durch die rein menschliche Wahrheit der Erzählung von der zweiten Liebe in Vita nuova bewegen, der wachsenden Zahl derjenigen nachzugeben, welche annehmen, Dante habe eine Neigung, die ihn eine Zeitlang menschlich getröstet und von dem Andenken an seine Beatrice menschlich abgezogen habe, später zur Allegorie der Studien gemacht, die ihm Anfangs Trost und Aufschlüsse

verheissen, dann aber den unwandelbaren Lehren der Religion gegenüber ihn auf Abwege zu führen gedroht habe." Ebenso meinen Blanc in Gruber's Encyclopädie, Art. Dante. Förster, das neue Leben, S. 142—151.

Wenn wir mit Witte einen innern beabsichtigten Zusammenhang zwischen den Werken Vita nuova, Convito und Div. Commedia annehmen wollten, wozu aber gar Nichts berechtigt, so müsste dieser Zusammenhang und auch der Inhalt und Sinn der drei Werke vor Dante's Geist schon bei Abfassung des ersten gegenwärtig gewesen sein, und er müsste sie dann der Reihe nach als die drei Theile Eines Werkes abgefasst und vollendet haben. Dies läugnet aber selbst Witte, indem das letzte Viertel der Vita nuova bis 1300 reicht, wo das Convito längst angefangen und auch die Div. Commedia zum Theil gedichtet war.

Auf den Einfall, einen innern absichtlichen Zusammenhang anzunehmen, können überhaupt nur diejenigen gerathen, welche sich trotz Dante's ausdrücklichen Worten nicht von der Idee losmachen können, auch die ganze Vita nuova habe eine allegorische Bedeutung. Hermes XXII.

Dante sagt aber im Anfang des Convito I. 1., er wolle im Convito männlichere und erstere Untersuchungen geben, als in der Vita nuova; diese habe er in der Jugend und darin eine Jugendleidenschaft beschrieben, das Convito aber, nachdem er ins Mannesalter getreten sei. Hier ist der Zusammenhang geradezu von Dante selbst abgerissen, denn die Schilderung einer Jugendleidenschaft ist wesentlich etwas ganz Anderes, als philosophische Untersuchung. Das Einzige, wodurch er an das frühere Werk anknüpft, ist die Schilderung, wie die Philosophie ihn in seinem Schmerz über die Beatrice getröstet, wie die ernste Thätigkeit seines Geistes nach und nach den herben Schmerz gemildert habe. Und gerade diese Schilderung weist den Zusammenhang der Jugendleidenschaft mit der Abirrung in die Irrgänge menschlichen Forschens und der Rückkehr von da in das Gebiet des Glaubens durchaus ab.

Dante erzählt ganz einfach Convito II. 13., er sei untröstlich gewesen über den Tod der Beatrice, und habe sich zu heilen gesucht durch das Studium der Werke des Boethius (De Consolatione) und Cicero (De Amicitia). Anfangs sei ihm dieses Studium schwer gefallen, bis sein Geist darin geübt war, und er dann Vieles deutlich erkannte, was früher wie ein Traum in ihm gelegen. Er entdeckte dann besonders, dass die Philosophie mehr als eine blosse Trösterin, dass sie eine Sache von höchster Bedeutung sei. Er verfolgte daher mit aller Liebe die Philosophie in den Schulen der Klöster und den Disputationen der Philosophen. Nach 30 Monaten fühlte er so sehr ihre Süssigkeit, dass die Liebe zu ihr jeden

andern Gedanken zerstörte. Diese Veränderung in seinem Gemüth hat er in der ersten Canzone (die gleichsam eine Einleitung zu den übrigen abgibt) besungen, die Philosophie selbst aber darin nicht genannt, sondern nur figürlich vorgeführt, weil andere als lateinische Verse nichtw ürdig seien, sie offen zu nennen und zu preisen. Er hat sie daher als eine Frau dargestellt, weil er von seiner Liebe zu ihr reden wollte, und daher im 1. Vers die Intelligenzen des Venushimmels angeredet, welchem das ganze Gebiet der Liebe gehört.

Diese Intelligenzen des Venushimmels waren es auch, deren Einfluss er seine Liebe zur Beatrice zuschreibt. Er wirft sich daher die Frage auf, warum dieselben Intelligenzen seine Liebe zur Beatrice auch nach deren Tod nicht forterhalten hätten (da sie doch als Ursache dieser Liebe ewig fortdauern, und ihre Wirkung also auch ewig in derselben Kraft bleiben müsste), sondern sie vielmehr geschwächt und die Liebe zu einer andern Frau in ihm entzündet hätten. Er gibt darauf die ganz trockene Antwort: da diese Intelligenzen ihren Einfluss (die Erregung von Liebe) nur auf die Gegenstände ausüben können, die dem Kreislauf ihres Himmels unterworfen sind, so übertragen sie denselben von dem Gegenstand, der ihrer Macht entzogen ist, auf denjenigen, der noch darin ist, d. h. von einer aus dem Leben geschiedenen Seele auf eine noch lebende. Convito II. 9.

Trockener konnte Dante nicht erklären, dass seine Jugendleidenschaft abgethan sei, und mit seinen jetzigen Studien gar nicht in Verbindung stehe, dass die Beatrice, die er in der Vita nuova besingt, und im Convito Anfangs oft nennt, eine wirkliche einst lebende Person gewesen, dass sie gestorben sei, und Dante sich so sehr dem Studium der Philosophie ergeben habe, dass er die frühere Geliebte darüber vergass. Wenn er später dem Wesen, das ihn durch das Paradies leitete, den Namen Beatrice gibt, so ist das eine Verherrlichung derjenigen, die früher seine Seele erfüllt und beherrscht hatte, die aber mit seinen Studien wesentlich nichts zu thun hat; auf keinen Fall aber eine Rückkehr von den Irrwegen der menschlichen Weisheit durch Zerknirschung und Busse zu dem frühern kindlichen Glauben; denn die Beatrice in der Vita nuova hat das letztere gar nicht bedeutet, überhaupt nichts bedeutet als ein Mädchen, welches Dante liebte.

In der Schilderung (II. 10. 11.), wie die Philosophie nach und nach den Geist Dante's ganz beherrschte, und das Andenken an Beatrice dem neuen Enthusiasmus für das, was Dante als das Höchste der menschlichen Thätigkeit erklärte, Platz machen musste, sieht man noch mehr,

wie die leibliche Beatrice mit der Philosophie, die Vita nuova mit dem Convito in gar keinem Zusammenhang steht.

Wenn das Alles noch nicht deutlich genug ist, so ist im Tratt. II. 16. noch eine stärkere Erklärung. Im 4. Vers der 3. Strophe der hierher gehörigen Canzone heisst es: Die Seele weint, dass sie der Gedanke an die verstorbene Beatrice verlassen, und den mächtigern Gedanken an die Philosophie nun aufnehmen und hegen muss. Dazu sagt der Commentar: Man muss der höhern Freundin (der Philosophie) folgen und die geringere Freundin (Beatrice) verlassen. Aber man soll darum gerade nicht die von der geringern erhaltenen Dienste vergessen, sondern sie mit einer ehrsamen Klage verlassen.

Bald darauf im 3. Tratt. cap. 1. weist er den Vorwurf zurück, als habe er seine Liebe zu Beatrice zu schnell verlassen und sich der neuen zur Philosophie hingegeben. Um diesem Vorwurf, sagt er, zu begegnen, habe er die zweite Canzone und den Commentar dazu verfasst, worin er das Lob der Philosophie preist, und führt dann fort: „Wer die Vortrefflichkeit und dadurch die grosse Macht der Philosophie kennt, der wird einsehen, dass jede Beständigkeit des Geistes vor ihr veränderlich sein muss.“

Und dies Alles hat Dante nicht etwa in der Jugend, in der Zeit des veränderlichen Enthusiasmus geschrieben, sondern nach seinem 40. Jahr, wo er schon einen grossen Theil seiner Div. Commedia vollendet, wo er schon das Lob der symbolischen Beatrice angefangen hatte.

Ein beabsichtigter Zusammenhang zwischen Vita nuova und Convito in der von Witte gemeinten Weise scheint überall nicht denkbar. Die einzige Art, wie ein Zusammenhang herauszufinden wäre, ist anzunehmen, dass Dante in Vita nuova weiter nichts thut, als dass er ganz ehrlich seine sinnliche Leidenschaft für Beatrice schildert, sich am Ende derselben gelobt, das Andenken an diese Geliebte durch ein Gedicht zu feiern, worin er sie zum Symbol eines der höchsten Momente des geistigen Lebens macht, dass er zu diesem Zweck in die Tiefe der Philosophie eindringt, von der Bedeutung derselben so durchdrungen wird, dass er die Beatrice zum Symbol der Weisheit macht. Daher hat er die Beatrice bei seinen philosophischen Studien nie ganz aufgegeben, immer schwebt sie im Hintergrund seiner Gedanken. Aber sie ist ein anderes Bild, gleichsam eine andere Frau geworden. Sie ist nicht mehr die sinnliche Geliebte, an der sein Gefühl gehangen hat, sondern die geistige verklärte Geliebte, die mit seiner Liebe zur Philosophie zuletzt in eins zusammenfällt.

Daher der anfängliche, scheinbare Kampf zwischen seiner sinnlichen

Neigung und seinem Studium, die Verwirrung, in welche Dante mit seinen Gefühlen und Gedanken gerieth, dass er sich für todt wähnte, daher das Schwanken im Anfange des Convito zwischen dem Lob der Geliebten und der Verehrung für die immer mehr begriffene Philosophie. Daher war dieser Kampf anfangs scheinbar von zwei verschiedenen Geliebten in seiner Seele geführt, wovon ihn jede allein besitzen wollte, wobei aber die sinnliche Neigung immer schwächer werden musste, bis sich beide Gestalten zuletzt in Ein Bild vereinigten, in das Symbol der Weisheit, die zugleich Dante's Geliebte war.

Wenn Hr. Witte meint (Dante, lyrische Gedichte II. 49.), Dante's Liebe zur Philosophie sei eine Abirrung von dem Andenken an die Beatrice, und diese Abirrung falle dann zwischen die schüchterne Verehrung für die lebende Beatrice und den grossen Lobgesang auf die Verklärte: so erklärt dagegen Dante am Ende der Vita nuova sein Studium der Philosophie als ein Mittel und eine Bedingung zum würdigen Lob der Beatrice.

Hr. Witte (S. 50) scheint überhaupt zu meinen, Dante hätte nach dem Tod der Beatrice in einer gewissen Gefühlsseligkeit fortleben und die schwärmerischen Gefühle immer mehr zur mystischen Phantasie verfeinern und steigern sollen, und daran hätte ihn die Philosophie gehindert. (An das überaus thätige politische Leben hat Hr. Witte gar nicht gedacht.)

Ueberhaupt hätte er nachweisen sollen, dass das, was er Dante's Ansicht von der Philosophie nennt, auch wirklich Dante's Ansicht gewesen sei. Denn wenn Hr. Witte sagt, von dem anfänglichen Trost sei nichts zurückgeblieben als die Ermattung des vergeblichen Kampfes, und daher habe Dante die Frau als grausam und mitleidlos geschildert, so hat Dante das Eine niemals gesagt und Hr. Witte das Andere ganz falsch aufgefasst.

Wenn die ganze Frucht der philosophischen Forschungen dem Dante statt des verheissenen und gehofften Trostes und Friedens nur Ermattung von dem vergeblichen Kampfe, nur die traurige Ansicht war, dass er durch sein Jagen auf irdischen und menschlichen Erkenntnisswegen sich versündigt habe, und durch Zerknirschung und Reue wieder in den Zustand des kindlichen demüthigen Glaubens zurückkehren müsste: so müsste doch Dante von seinem 25. Jahre, wo er die philosophischen Studien anfing, bis zum 40. ungefähr, wo er den Commentar zu seinem Convito schrieb, etwas davon gemerkt haben, er müsste mit der Reue und Zerknirschung, die ihm unsere pietistischen Erklärer so gern beilegen, von den vergeblichen Kämpfen, von den sündigen Abirrungen gesprochen und

seine Mitbürger ermahnt haben, sich nicht solch elendem Treiben hinzugeben. Dagegen lese man aber die verschiedenen Kapitel im Convito, wo Dante von der Veränderung in seiner Seele spricht, als die neue Liebe zu der hehren Philosophie die frühere sinnliche zu der Beatrice verscheuchte, als der neue Liebesgedanke ihm wie ein himmlischer Bote erschien und ihn aufforderte, die Philosophie künftig seine Herrin zu nennen, ihm ihre Haupteigenschaften, Erbarmen, Demuth, Weisheit, Edelsinn und Grösse schildert (Convito II. 2. 8. 9. 10. 11. 13. 16.), und vergleiche damit die vielen andern Stellen, wo Dante die Philosophie als die wahre Glückseligkeit unseres Geistes erklärt und ihr die Kraft beilegt, Jeden, der sie erforscht, vom Tod der Unwissenheit und von den Lastern zu erretten; man bedenke dabei, dass er dieses schrieb, als ihm doch die angebliche Falschheit der Verlockungen hätte längst klar sein müssen. Und da er das Convito nach seiner eigenen Erklärung verfasste, um Andere zu belehren, so hätte er sie auf jeden Fall in der Zeit der Enttäuschungen von den Abwegen der philosophischen Forschungen abgemahnt. Er sagt aber im Gegentheil II. 16.: „Wer sein Heil sehen will, der schaue in die Augen dieser Frau (Philosophie). Die Augen sind die Beweisführungen der Philosophie, welche, in die Augen des Verstandes gerichtet, die Seele verliebt machen, wenn sie in ihren Verhältnissen frei ist.“ Und an einer andern Stelle ruft er aus: „O schlimmer als todt seid ihr, die ihr die Freundschaft dieser Frau flieht! Oeffnet die Augen und seht, wie, ehe ihr nur waret, sie euch geliebt hat, euern Verlauf zurichtend und erkennend; und wie sie, nachdem ihr geschaffen waret, euch ähnlich (in vostra similitudine) zu euch kam, um euch zu leiten (dirizzare). Und wenn ihr nicht Alle zu ihrem Anblick gelangen könnt, so ehrt sie in ihren Freunden und folgt den Anordnungen derselben als derjenigen, welche euch den Willen dieser ewigen Kaiserin verkünden.“ Convito III. 15.

Wenn Dante in seinem 45. Jahre die Philosophie auf eine solche Höhe erhob, so ist gar nicht einzusehen, wann er sie eigentlich als eine Abirrung und ihr Studium als ein sündiges Nachjagen nach irdischen Gütern erklärt habe. Das hat Hr. Witte übergangen und die drei Werke Dante's so in Zusammenhang gebracht, als wären sie auch der Zeit nach im Plane Dante's gerade so auf einander gefolgt. Aber im Gegentheil, nachdem das Bild der Zerknirschung und Busse über die vermeintlichen Abirrungen (Hölle und Fegefeuer) fast vollendet war, schrieb Dante erst den Commentar zu seinem Convito, der recht eigentlich ein Lob auf die Philosophie ist.

Was den von Hrn. Witte gegebenen Beweis für seine Behauptung der Dante'schen Ansicht von der Philosophie betrifft, dass nämlich Dante selbst zugestanden habe, die Frucht seiner mühsamen Studien sei nur Ermattung von vergeblichem Kampfe, Trostlosigkeit und Erkenntniss der Sündhaftigkeit gewesen, und dass er als Ausdruck dieses reuigen Gefühls die Frau grausam und mitleidlos genannt habe: so ist das entweder eine absichtliche Verstellung, um eine einmal gefasste Idee durchzusetzen, oder eine höchst oberflächliche Betrachtung der Dante'schen Werke.

Dante sagt: Die Augen der Frau bedeuten die Beweisführungen der Philosophie und ihr Lächeln ihre Ueberredungen (persuasioni). Die Thätigkeit des menschlichen Geistes auf Erden kann nur in dem Schauen dieser Mienen bestehen, und in ihm allein wird die menschliche Vervollkommnung und Glückseligkeit erlangt. (III. 15.) Aber die Beweisführungen der Philosophie müssen von dem menschlichen Geiste verstanden werden, und dadurch allein wird die Sehnsucht befriedigt. Die Mienen dieser Frau sind also immer dieselben, sie drücken immer dieselben hehren Eigenschaften, Erbarmen, Liebe und Grösse aus. Ihr Anschein ist aber zuweilen unwillig und hart, und dieser Anschein kommt nur von dem Forschenden und seinen durch Zweifel und Unwissenheit getrübten Blicken. (IV. 1. 2. 10.) Denn frei muss die Seele sein, wenn sie ihr Heil in den Augen dieser Frau sucht. Daher ist in der 1. Canzone Strophe 2 die angoscia di sospiri erklärt als die Arbeit des Studirens und den Kampf der Zweifel, welche von Anfang an vermehrt aufsteigen, und dann, wenn das Licht der Philosophie mehr aufgeht, wie Nebel herabfallen, wodurch der mit der Philosophie vertraute Geist frei und voll Gewissheit bleibt. (II. 16.)

Es ist klar und lässt sich noch aus hundert andern Stellen beweisen, dass die Absicht Dante's, als er die drei Werke schrieb, durchaus nicht war, das Studium der Philosophie als einen sündigen Abfall von dem gottergebenen Glauben darzustellen, und die Menschen zu warnen, dass sie nicht auf menschlichen Wegen nach Erkenntniss jagen, sondern sich bescheiden nach dem höhern Licht sehnen und dies in Demuth erflehen sollen. In diesem Falle hätte Dante den Commentar zum Convito niemals und am wenigsten im reifern Alter geschrieben.

Hr. Witte sucht aber seinen Satz, dass die Liebe zur Philosophie von Dante als eine Untreue an dem gottergebenen Glauben betrachtet worden sei, S. 53 aus mehrern Stellen des Purgatorio zu beweisen:

1) Purgat. XXIII. 116. Dies ist unbegreiflich falsch. Nicht Forese, sondern Dante sagt die Worte. Und aus dem Vorhergehenden und Fol-

genden ist klar, dass von Philosophie und Wissenschaft nicht die Rede ist, sondern von sinnlichem Genuss. v. 76—78 weist auf eine Zeit vor 1295 hin.

2) Purgat. XXXI. 34—36. soll Dante selbst bekennen, dass sein philosophisches Streben, wenn auch Wahrheit sein Ziel war, doch nicht aus dem Brunnen göttlicher Wahrheit floss, sondern irdischen Ursprungs war und irdische Ziele verfolgte. Allein es ist nicht bewiesen, dass le presenti cose die wissenschaftlichen und politischen Bestrebungen Dante's bedeuten; und dann, wenn dies wäre, so hätte die ganze Div. Comm., die ja gerade durch die wissenschaftlichen und politischen Bestrebungen entstand und bedingt wurde, ebenfalls ihren ganzen Werth verloren. Dann sagt Beatrice im v. 59 deutlich genug, dass hier von Mädchen die Rede ist und nicht von Philosophie; was ja den Hrn. Witte selbst S. 41 auf eine andere Weise ganz falsch geleitet hat.

3) Purgat. XXX. 130. Hier müsste erst bewiesen werden, dass die false imagini di bene die philosophischen Studien Dante's bedeuten, von welchen Virgil den Dante erretten sollte.

4) Dante selbst soll an vielen Stellen der Convito-Gedichte beurkunden, wie ruhelos die Liebe zur Philosophie gewesen sei, ja, wie sie die Unmöglichkeit, Frieden zu gewähren in sich selbst getragen habe. a) Canzone V. Strophe 1. Zeile 7. Ist nicht wahr. Jene Qualen sind die der Sehnsucht nach der verstorbenen Beatrice und nicht von Philosophie erzeugt. b) Canzone VI. Strophe 2. Ungewiss. Am Ende ist der Sinn aller seiner Klagen der, dass selbst durch das eifrige Studium der Philosophie seine Sehnsucht nach der Beatrice nicht gestillt wurde. Diese Beatrice war aber zur Zeit der Convito-Gedichte in Dante's Geist durchaus noch nicht zur Figur der Theologie oder göttlichen Gnade erhoben.

5) Parad. XXIX. 85—87. soll beweisen, wie ungenügend irdische Weisheit sei. Doch ist hier mehr von Missbrauch und eigennütziger Verdrehung der heiligen Schrift die Rede.

6) Am bestimmtesten soll die Beatrice den Gegensatz irdischer Forschung und göttlicher Erleuchtung aussprechen Purgat. XXXIII. 85.

Wenn Dante sich im Convito gegen den Verdacht verwahrt, vielleicht aus flüchtiger Neigung, aus oberflächlicher Ergötzung oder aus Hoffnung auf äusserlichen Nutzen die Philosophie zu lieben, sondern vielmehr betheuert, aus reinem Durst nach Wahrheit, ohne andern Wunsch als den der Erkenntniss, der Philosophie in ihrem weiten Umfange ganz und ungetheilt ergeben zu sein (Witte, 69.): wie kann dann im Purga-

torium die Philosophie gemeint sein, wenn die Beatrice ihm Vorwürfe über seinen Abfall macht? Und überhaupt wie sonderbar wären diese Vorwürfe in Beatricens Munde, zu deren Verherrlichung Dante Philosophie studirt hat; und wie schlecht würde das mit der ganzen Ansicht Dante's von dem hohen Werth der Philosophie übereinstimmen.

Wenn Hr. Witte S. 85 sagt, Dante habe zur Zeit, als er sich mit Philosophie beschäftigte, immer im Blinden getappt und später in der Div. Comm. erst eingesehen, dass die Philosophie unzulänglich und unbefriedigend ist, so hat er die Metaphysik, in welche Dante nur zuweilen gerathen ist, mit der Moralphilosophie verwechselt, die von der Weisheit erleuchtet ist, und die Handlungen leitet, und mit der sich Dante immer beschäftigte, die ihm keineswegs unbefriedigend erschien und die er nie bereute. Gerade in der Stelle Purgat. III. 38. weist Dante auf die Metaphysik der Heiden hin, die die christliche Weisheit noch nicht gekannt haben.

E. Ruth.

Gallus oder Römische Scenen aus der Zeit August's. Zur genauen Kenntniss des römischen Privatlebens von Wilh. Adolph Becker, Prof. an der Universität Leipzig. Zweite, sehr vermehrte und berichtigte Ausgabe von Prof. Dr. Wilhelm Rein. Leipzig, Friedrich Fleischer, 1849. Erster Theil mit zwei lithographirten Tafeln. XX und 215 S. Zweiter Theil mit neun eingedruckten Holzschnitten. 338 S. Dritter Theil mit siebenzehn eingedruckten Holzschnitten. 316 S. in gr. 8.

Wir haben die erste Ausgabe dieses Werkes gleich bei dem Erscheinen derselben in diesen Jahrbb. 1838. p. 818 ff. besprochen: wir säumen nicht, dasselbe zum Gegenstand einer neuen Besprechung zu machen, nachdem das Ganze in einer neuen, mehrfach erweiterten und ergänzten, wie selbst berichtigten und verbesserten Gestalt wieder vor uns liegt, wie sie ihm der auf den verschiedenen Gebieten römischer Alterthumskunde rühmlichst bekannte Herausgeber, der nach dem Tode des Verfassers die Besorgung übernahm, zu geben wusste. Zwar ist Anlage und Plan des Ganzen nicht verändert worden, wohl aber in der Einrichtung und Anordnung des Werkes Einiges anders geworden, was, wie wir es ansehen, demselben nur zum Vortheil gereichen konnte. Denn eine von mehreren Seiten gewünschte gänzliche Umgestaltung und Um-

arbeitung des Gallus zu einem vollständigen Handbuch der römischen Privatalterthümer war aus mehr als einer Rücksicht nicht gestattet, wie das Vorwort des neuen Herausgebers S. XIV. bemerkt: die Einkleidung des Ganzen in die Form eines Romans, an der auch wir früher einiges Bedenken genommen hatten (s. a. a. O.), musste demnach unverändert bleiben: in diesem Theile ist daher auch der Abdruck ohne weitere Veränderung oder Zuthat erfolgt: aber eine bessere Einrichtung dadurch getroffen, dass diese ganze Erzählung, die in der ersten Auflage nach den einzelnen Scenen durch die zwei Bände hindurchgeführt war, vielfach unterbrochen durch die hinter jeder einzelnen Scene folgenden Anmerkungen und Excurse, in der neuen Ausgabe in den ersten Band zusammengestellt und nur mit den nöthigsten Anmerkungen begleitet ist. Alles Andere aber ist sammt den Excursen in die beiden folgenden Bände geworfen, und hier, so viel als möglich, nach den einzelnen Materien in bequemer, übersichtlicher Weise geordnet, so dass das Gleichartige sich hier weit besser, als in der ersten Ausgabe an einander gereiht findet. Eine weitere Folge dieser Anordnung war, dass Manches, was in der ersten Ausgabe, obwohl im Inhalt gleichartig, doch getrennt von einander zum Theil in den Anmerkungen, zum Theil in den Excursen sich fand, hier vereinigt ward, indem es theils den betreffenden Excursen eingereiht, theils auch zu selbstständigen Excursen umgebildet wurd, wodurch die Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit des Ganzen nicht wenig gewonnen hat. Ausdrücklich wird auch bemerkt, dass eine solche Veränderung im Geist und Sinn des Verfassers gelegen, der in dem dem neuen Herausgeber übergebenen Nachlass bereits das Zusammengehörende auch allemal mit einander verbunden hatte (p. XV.). Es hat auf diese Weise dieser Theil des Ganzen überhaupt die wesentlichsten Zusätze und auch Erweiterungen erhalten, nicht blos durch das, was im Nachlass des Verfassers sich vorgefunden, sondern auch und fast noch in höherem Grade von Seiten des Herausgebers, der neben der Berichtigung einzelner Versehen oder Irrthümer z. B. in Citaten u. dgl. auf Vervollständigung und Ergänzung derjenigen Theile, welche in der ersten Ausgabe minder zureichend behandelt waren, ein besonderes Augenmerk richtete, um auch von dieser Seite dem Ganzen die gewünschte Gleichförmigkeit in der Behandlung des Stoffs zu verleihen. So ist denn im eigentlichsten Sinne des Wortes keine Scene ohne Zusätze geblieben: diese sind durch eckige Klammern von dem übrigen Texte geschieden: bei den Excursen zur ersten und zweiten Scene ist dies unterblieben, weil hier die Veränderungen so wesentlich, die Zusätze so bedeutend sind und zugleich so innig ver-

bunden und verwebt mit Becker's Text, dass eine Ausscheidung der Art in der That unausführbar gewesen wäre. Der handschriftliche Nachlass des Verfassers bestand ausser einigen nicht bedeutenden Citaten, die dem Handexemplar beigeschrieben waren, zunächst in einer für die zweite Auflage ausgearbeiteten, zusammenhängenden Darstellung über das Haus und über die Kleidung, nebst einer Anlage der Beschreibung von Pompeji. Alles dies ist gewissenhaft benutzt und gehörigen Ortes eingetragen worden, dass aber hierbei Manches geändert oder auch ergänzt werden musste, zumal das Manuscript schon vor längerer Zeit von Becker ausgearbeitet worden, zeigt fast jede Seite der neuen Ausgabe, indem der Herausgeber die verschiedentlich auf diesem Gebiete seit dem ersten Erscheinen des Gallus erschienenen Schriften, so weit sie den Inhalt des Buches berührten, zu Rathe zog und hier nicht leicht Etwas übersah, was seinem Zwecke dienlich sein konnte. Was die artistischen Beigaben der ersten Ausgabe betrifft, so sind dieselben auch bei dieser Ausgabe geblieben; nur ist die Mosaiktafel durch eine andere, grössere ersetzt worden, welche von der Vollendung der alten Mosaik ein besseres Bild gibt: neu hinzugekommen ist der Plan des Hauses des tragischen Dichters (zu Pompeji), die Darstellung einer Sonnenuhr und die Abbildung eines Wirthshausschildes: diese beiden Darstellungen sind wie eine Anzahl anderer kleiner Abbildungen in Holzschnitt dem Text selbst eingereiht und darin abgedruckt. So hat also auch von dieser Seite die neue Ausgabe Erweiterungen erhalten, die man nur dankbar annehmen wird; für Druck und Papier ist ebenfalls aufs beste vom Verleger gesorgt worden.

Der erste Band enthält also die zwölf einzelnen Scenen, in welche Becker den Stoff verlegt hatte, zusammengestellt, und nur durch kurze, hinter jeder einzelnen Scene folgende Anmerkungen unterbrochen, aus welchen, wie schon bemerkt worden, jede ausführlichere Erörterung ausgeschieden ward. In den Text der Scenen und ihren Inhalt, sowie überhaupt in die ganze Frage der von Becker nach Böttiger's Vorgang gewählten äussern Einkleidung nochmals uns einzulassen, halten wir für um so überflüssiger, als wir glauben, dass das Publikum darüber mit wenig Ausnahmen einig sei, aber auch den Herausgeber und Verleger nicht tadeln wird, wenn, was ohne totale, unter obwaltenden Verhältnissen kaum ausführbare Umschmelzung des Ganzen nicht möglich war, unausgeführt blieb. Einige Bemerkungen zu den Anmerkungen mögen aber dem Herausgeber zeigen, dass wir nicht ohne nähere Prüfung des Einzelnen die neue Ausgabe der verdienten Beachtung des Publikums empfehlen.

(Schluss folgt.)

Gallus von Becker. 2. Ausg. von Rein.

(Schluss.)

So hätten wir z. B. in der achten Anmerkung zur ersten Scene, wo über Gallus — wo über den Helden des Romans — einige biographische Notizen mitgetheilt werden und sein Schicksal näher besprochen wird, eine kleine Erweiterung nicht ungern gesehen, über die Person des Mannes wie über seine Leistungen auf dem Gebiete der Poesie. Völker's Abhandlung in ihren zwei Abtheilungen (P. I. 1840. und P. II. 1844.) würde, um von Fontanini und andern ältern Hülfsquellen nicht zu reden, einen auch kritisch gesichteten Stoff dazu geboten haben. In einer längern Anmerkung zur dritten Scene (Studien und Briefe) ist der berühmten, aber in den Einzelheiten der Auffassung nicht ganz klaren Stelle des Plinius Hist. Nat. XXXV. 2. von dem „benignissimum Varronis inventum" eine erneuerte Aufmerksamkeit zugewendet. Becker hatte in der ersten Ausgabe, nachdem er die verschiedenen Meinungen der Gelehrten aufgeführt und besprochen, dieselben jedoch nicht befriedigend gefunden hatte, an silhuettenartige Porträts gedacht, die durch Shablonen oder auf ähnliche Weise gemalt worden, da an eine Ausführung in Farben hier nicht gedacht werden könne. Der Herausgeber hat die Becker'sche Ausführung mit einigen weiteren Nachweisungen vermehrt und am Schlusse noch zwei Erklärungsversuche genannt, von welchen der eine, bei Krahner, der an Böttiger sich anschliesst, hier blos an eine nach Wachsbildern und Statuen gemachte Beschreibung denken und daher in der Stelle des Plinius sogar aus claudi ein collandari machen will; wir glauben nicht, dass aus den Worten des Plinius ein solcher Sinn herausgedeutet werden kann und müssen dem Herausgeber Recht geben, wenn er deshalb diesen Vorschlag verwirft. Aber auch der andere Versuch von Hassler, welcher an Metallstempel denkt, die in Wachs abgedruckt worden, so dass die Wachsbilder (imagines) dann in kleinen Kapseln dem Texte beigegeben worden, sagt dem Herausgeber ebenso wenig zu, und er glaubt, dass Schwierigkeiten, wie sie bei dieser Auffassungsweise hervortreten, durch den Becker'schen Erklärungsversuch nicht veranlasst würden. Indess an den

Kapseln werden wir uns kaum stossen, da die Bilder jedenfalls etwas dem Werke des Varro Beigegebenes waren („insertis voluminum suorum foecunditati non nominibus tantum septingentorum illustrium, sed et aliquo modo imaginibus“) und demnach sammt den Textesrollen in solche Kapseln oder Deckel (etwa wie eine Inschrift in der Sammlung von J. C. Orelli Nr. 3838 „pugillares membranaceos c u m o p e r c u l i s eboreis“ nennt) eingeschlossen, bequem versendet werden konnten; oder es war jedem der hundert Hefte oder Rollen (volumina), aus welchen das Werk bestand, eine solche Kapsel beigefügt, welche die imagines, oder wie Hassler meint, die metallenen Stempel derselben enthielt, so dass allerwärts davon Abdrücke bequem gemacht werden konnten. Für eine solche Auslegung scheinen uns insbesondere die vorhergehenden Worte des Plinius zu sprechen; „non passus intercidere figuras aut vetustatem aevi contra homines valere“: Worte, die wir in der That nicht in ihrem vollen Sinne aufzufassen verstehen, wenn an blosse Silhouetten und nicht an einen festeren, minder zerstörbaren Stoff, wie Metall u. dergl. gedacht werden soll. Von diesem spricht aber Symmachus ausdrücklich Epist. I. 4. in der auf die Elogien der Hebdanades des Varro bezüglichen Stelle (illa b o n o metallo cusa a Saturno exigi nescierunt). Eben aus diesem Grunde würden wir es auch nicht wagen, in den Schlussworten (— verum etiam in omnes terras misit [sc. imagines], ut praesentes esse ubique et claudi possent) irgend eine Aenderung vorzunehmen, zumal da in c l a u d i doch ein gewisser Gegensatz zu dem p r a e s e n t e s e s s e liegt, der durch Aenderungen wie das vorgeschlagene c o l l a u d a r i oder d i v i d i (in der Bedeutung r a s c h v e r b r e i t e n, an welcher Bedeutung wir jedoch zweifeln) ganz wegfällt. Aus allen diesen Gründen möchten wir, wenn wir uns in einer so schwierigen und noch keineswegs genügend aufgeklärten Sache entscheiden sollten, der Hassler'schen Auffassung noch immer den Vorzug vor den übrigen Deutungsversuchen geben, namentlich vor denen, welche, weil es sich hier offenbar um eine Vervielfältigung der Porträts handelt, an eine Art von Kupfer- oder Holzdruck denken. Eine neue Erörterung der ganzen Frage soll eine uns nur aus einer Mittheilung bekannte, zu Rouen 1848. 8. erschienene Schrift von M. L. Deville: „Examen d'un passage de Pline relatif à une invention de Varron“ liefern; der Verfasser, wie wir hören, bezieht die Varronische Erfindung auf Porträts, „gravés au trait d'après un même mode sur un planche de metal ou autre matière dans le système de notre gravure sur bois, dont les traits et le dessin sont reservés en relief“. Auch bei andern Punkten, als dem eben besprochenen, hat der Herausgeber die

neuere Literatur hinzugefügt, und manche in der ersten Ausgabe zu kurz berührten Punkte durch weitere Erörterungen und Nachweisungen wesentlich ergänzt; wie z. B. in der ersten Anmerkung zur eilften Scene über die Zeitungen und Tagesblätter des alten Roms: übrigens hat der Herausgeber in allen solchen Nachweisungen ein Maass beobachtet, was in Berücksichtigung der äussern Verhältnisse, innerhalb der er sich bewegen musste, keinen Vorwurf erregen kann, zumal da zunächst durch die Excurse der Umfang des Ganzen von zwei zu drei Bänden erhöht worden ist. Diese bilden freilich den wichtigern Theil des Werkes, zumal in der jetzt ihnen gegebenen Anordnung, die das Einzelne unter bestimmte Gruppen gebracht und so im Zusammenhang behandelt hat. Es bildet der Inhalt des zweiten Bandes, also des ersten der Excurse, ein gewissermassen selbstständiges Ganze, das in der ersten Abtheilung die Familie, in der zweiten ihre Wohnung, das Haus, in der dritten die Bibliothek, Bücher und was damit zusammenhängt (Einband, Verkauf u. dgl.), sowie den Brief befasst. In der ersten Abtheilung, die nahe an anderthalb hundert Seiten einnimmt und in vier Excursen die Ehe oder Familie, die Kinder und ihre Erziehung, die Sklaven, die Verwandten, Freunde u. dgl. behandelt, zeigt sich ein von dem Herausgeber gänzlich umgearbeitetes Ganze, wobei auch Alles, was die rechtliche und politische Seite dieser Verhältnisse betrifft, und zur richtigen Auffassung derselben so nothwendig ist, grössere Berücksichtigung wie in der ersten Ausgabe gefunden hat und überdem mit einer so reichen Literatur ausgestattet ist, dass wir diesen Theil wohl besonders hervorheben dürfen. So ist, um aus dem Einzelnen einige Belege zu geben, im zweiten Excurs, der von der Erziehung handelt, eine gute Erörterung über das Schulwesen (S. 61 ff.), zunächst über das, was wir den elementarischen Unterricht und die weiter daran geknüpfte nächste Stufe desselben nennen würden, enthalten: wobei wir nur eins gewünscht hätten, dass der Verfasser noch etwas weiter gegangen und auch den rhetorisch-philosophischen Unterricht, wie er mit den schon Herangewachsenen getrieben ward, namentlich die Redeübungen u. dgl. mit in seinen Kreis der Darstellung gezogen hätte. Dem Abschnitt über die Sklaven wird ein gleiches Lob nicht vorenthalten werden können: im vierten Excurs ist besonders die Erörterung der Clientelverhältnisse p. 133 ff. zu beachten, die hier nicht sowohl vom rechtlichen oder politischen Standpunkt aus — dies gehört in die Staatsalterthümer — besprochen wird, als in ihrer äussern Erscheinung im häuslichen Leben und in den hier hervortretenden wechselseitigen Beziehungen des Patronus wie des Clienten; so sind z. B. die schwierigen und

zum Theil dunkeln Verhältnisse mit der Sportula hier so klar entwickelt, als es die darüber vorhandenen Stellen erlauben. In den zur zweiten Scene — das römische Haus — gehörigen Excursen, in welchen die Zusätze des Herausgebers von dem Becker'schen Texte wieder durch Klammern unterschieden sind, wird man ebenfalls, wenn man die erste Ausgabe vergleicht, wesentliche Aenderungen finden. Zwei Grundrisse sind beigefügt; der eine gibt Becker's Construction eines Hauses, der andere das Haus des tragischen Dichters zu Pompeji. In der darauf folgenden Erörterung hat der Herausgeber mit Recht wider einige Ansichten von Becker, der offenbar zu weit gegangen war, eine Art von Protest eingelegt, in den wir mit einstimmen. Denn dass, wie Becker meint, kein Haus zu Pompeji uns den Plan einer eigentlichen römischen domus liefere, dass die wesentlichsten Bestandtheile einer römischen domus vermisst würden, wird doch schwerlich Jemand glauben wollen, ohne damit die Differenz in Abrede zu stellen, die allerdings zwischen den Palästen der Grossen Roms in der Hauptstadt und den nächsten Umgebungen, und zwischen den Wohnungen einer Landstadt bestanden hat. Uebrigens kennt auch Jeder, der sich auf diesem Theile der römischen Alterthümer nur einigermassen umgesehen hat, die grossen Schwierigkeiten, welchen die sichere und genaue Bestimmung der einzelnen Theile des Hauses unterworfen ist: um so dankbarer wird er das annehmen, was hier in einer so klaren und anschaulichen Weise vorgetragen, durch die nöthigen Belege allerwärts unterstützt, ein klares Bild denen zu geben vermag, die nicht durch unmittelbare Anschauung römischer Wohnungen sich über diese Punkte orientirt haben. Dass reichliche Zusätze des Herausgebers fast auf jeder Seite beigefügt sind, brauchen wir wohl kaum noch besonders zu bemerken. Die Schlussbemerkungen S. 227 über das, was das Charakteristische eines römischen Wohnhauses ausmachte, verdienen als Gesammtergebniss der einzelnen Forschungen insbesondere Beachtung. Was in ähnlicher Weise über das Hausgeräthe bemerkt und theilweise auch durch die in den Text eingedruckten Abbildungen veranschaulicht ist, verstattet hier keinen Auszug: ein Anhang dazu handelt von der Beleuchtung und den dabei nöthigen Geräthschaften, von Lampen u. dgl.; der letzte, fünfte Excurs verbreitet sich über die Uhren. Ganz neu hinzugekommen ist eine in der ersten Ausgabe vermisste Erörterung über Schränke, Kisten, Küchengeräthschaften der verschiedensten Art, Gefässe für Flüssigkeiten u. dgl. bestimmt (vasa von Thon, von Metall u. s. w.) von S. 262—272 und dann noch einmal fortgesetzt S. 278—382. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir versichern, dass die Zusätze auch bei diesen Abschnit-

len den ursprünglichen Bestand über die Hälfte erweitert haben. S. 270, wo von den Töpferwerkstätten die Rede ist, hätten wir gewünscht, auch die in unserer Nähe befindlichen, vordem so ausgedehnten Anlagen zu Rheinzabern mit einem Worte erwähnt zu sehen. S. 265 wird die trulla als kleinere Schöpfkelle, die auch als Weinschale gebraucht ward, aufgeführt, in welcher letztern Beziehung sie auch im dritten Bande S. 222 als Trinkgeschirr, mit Bezug auf Juvenalis III. und einige andere Stellen, vorkommt. Allein hier bezweifeln wir, ob Juvenal als Gewährsmann dienen kann, indem hier eher an einen Nachttopf oder Nachtstuhl gedacht werden kann: wenigstens liegt dies im ganzen Zusammenhang der Stelle, die eine zu diesem Zwecke angewendete trulla anzunehmen nöthigt. Und das Gleiche möchten wir auch in der andern Stelle dieses Dichters III. 277. (patulas effundere pelves) annehmen, wo der Herausgeber S. 281 pelvis als einen grossen Spülkump nimmt, wozu auch wohl pelvis gedient haben mag, was aber nicht hinderte, es auch zu dem andern Zwecke zu gebrauchen. Die verschiedenen zur dritten Scene zusammengestellten Excurse über das Bücherwesen geben ein anschauliches Bild über die dabei in Betracht kommenden Einzelheiten, und lassen in dieser neuen Ausgabe vielfach mit weiteren Nachweisungen oder erklärenden Zusätzen vermehrt, Nichts von Belang vermissen. Bei dem Abschnitt über das Material konnte noch die Abhandlung von G. Seyffarth: Ueber das Papier der Alten im Serapeum 1. 2. Nr. 3 ff. angeführt werden.

Der dritte Band enthält die Excurse zu den übrigen Scenen (IV—XII). Unter der Aufschrift Reise wird in zwei Excursen (zu Scene IV) Alles, was die verschiedenen Arten des Fuhrwerks, mit Einschluss der lecticae, betrifft, behandelt; dann folgen die Wirthshäuser und in einem Excurs zur fünften Scene die Gärten, wobei insbesondere der Abschnitt, der von Obst und dessen Zucht handelt, die wesentlichsten Erweiterungen und Zusätze erhalten hat: den S. 37 über Obst und Weinbau der alten Römer angeführten Schriften aus der neuesten Zeit möchten wir noch Mone, Badische Urgeschichte I. p. 4 ff. beifügen, insofern hier der Nachweis gegeben, und zwar bis ins Einzelste, wie die ganze Acker-, Wein-, Garten- und Wiesencultur von Süddeutschland auf römischer Grundlage ruht. Ueber die verschiedenen bei den Römern üblichen Weinsorten, wie überhaupt über die bei den Tafeln der Römer vorkommenden Getränke findet sich in den Excursen zur Scene IX das Nöthige zusammengestellt. Indem wir den zur sechsten Scene gehörigen Excurs über die Buhlerinnen, der ebenfalls nicht ohne manche Zusätze geblieben ist, übergehen, machen wir auf die zur siebenten Scene gehörigen

beiden Excurse, zumal auf den ersten über die Bäder insbesondere aufmerksam, indem hier ebenfalls Manches hinzugefügt ist, was zur Vervollständigung des Ganzen oder wie der S. 53 eingedruckte Grundriss der Bäder zu Stabiä zur bessern Anschauung dienen kann. Was die S. 50 erwähnten, noch ziemlich wohl erhaltenen römischen Bäder zu Badenweiler betrifft, welche O. Müller (Handb. d. Archäolog. §. 264) als die „beinahe am besten erhaltene und am meisten unterrichtende Ruine der Art“ mit Recht bezeichnet, so wäre darüber die Hauptschrift anzuführen: Preuschen: Denkmäler von der alten physischen und politischen Revolution in Deutschland (Frankfurt a. M. 1787) p. 97 ff. mit den dazu gehörigen Abbildungen, woraus das entnommen, was Weinbrenner Entwürfe I. 3. gibt; grösser ausgeführte Abbildungen gibt Golbery in den Antiquités de l'Alsace Supplement. II Livreis. (Haut-Rhin). Auch die Reste römischer Bäder zu Trier (s. Quednow Beschreib. d. Alterthümer in Trier 2. Th. S. 44 ff.) konnten erwähnt werden. Auf die Bäder (S. 48—91) folgt der andere, kürzer gefasste Excurs (S. 91—105) über das Ballspiel und andere gymnastische Uebungen. Die Excurse zur achten Scene vereinigen nun Alles, was auf Kleidung u. dgl. sich bezieht (S. 106—169): an einzelnen Zusätzen fehlt es auch hier nicht: mehrere Holzschnitte sind zur bessern Veranschaulichung eingedruckt. Wir haben nur bei einer Stelle ein kleines Bedenken. S. 149 wird ricinium als ein weibliches Kleidungsstück und zwar als eine Art Schleier erklärt, und allerdings sagt dies die angezogene Stelle des Festus „palliola ad usum capitis facta“, ebenso wie auch Nonius ricinium als „palliolum femineum breve“ auffasst. Weniger passt dazu Varro L. L. V. 132, der hier angeführt ist, und noch weniger passen dazu die bei demselben Festus erwähnten mimi riciniati, wo doch an ein Kleidungsstück zu denken sein wird, welches auch männliche Mimen trugen, wenn auch gleich sonst das weibliche Geschlecht vorzüglich dieses Kleidungsstück trug; eben darum aber wird es wohl schwerlich als eine Art von Schleier genommen werden können, sondern als ein kleineres Mäntelchen, das, wie Müller (a. a. O. §. 341) richtig bemerkt, besonders um den Kopf lag, also ein kurzer Umwurf, welcher einen natürlichen Gegensatz zu der toga wie zum pallium bildet und so auch in der Komödie zur Anwendung kam, die in dieser Beziehung als riciniata von der togata wie von der palliata sich unterscheidet. Die vier Excurse zur neunten Scene (S. 170—243) geben eine äusserst vollständige und anschauliche Uebersicht Alles dessen, was zum Gastmahl der Römer gehört, verbreiten sich also über das Lokale, über die Speisezimmer, über die Speisen selbst und deren Bereitung, über die verschie-

denen Getränke, namentlich den Wein und dessen Bereitung und Pflege, über die verschiedenen Geschirre und Geräthschaften zum Essen wie zum Trinken. Der Herausgeber hat auch hier nicht weniges Neue beigesteuert, während gute Abbildungen, namentlich der verschiedenen Trinkgefässe u. dergl. zur bessern Veranschaulichung eingedruckt sind. Zur zehnten Scene folgen zwei Excurse, der eine über die Kränze, der andere über die geselligen Spiele (S. 244 — 266); den Beschluss macht der zur zwölften Scene gehörige Excurs von den Todtenbestattungen. Wir können auch über diese Theile des Ganzen nur ein gleiches Urtheil fällen, und wünschen, dass diesem, auch äusserlich von dem Verleger so schön ausgestatteten Werke, das jedenfalls unter dem, was wir über die römischen Privatalterthümer besitzen, die erste Stelle einnimmt, die verdiente Anerkennung nicht ausbleiben möge. Eine Erklärung der allen drei Bänden beigegebenen oder in den Text eingedruckten Abbildungen, so wie ein genaues Register findet sich am Ende des dritten Bandes.

Chr. Bähr.

Schulgrammatik der lateinischen Sprache von Dr. Friedr. Kritz, Professor am königl. Gymnas. zu Erfurt, und Dr. Fr. Berger, Lehrer am Gymnas. illust. in Gotha. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1848.

Auch mit dem Titel:

Parallelgrammatik der griechischen und lateinischen Sprache von Dr. Val. Christ. Friedr. Rost und Dr. Friedr. Kritz und Dr. Fr. Berger. Zweiter Theil, Schulgrammatik der lateinischen Sprache u. s. w.

Herr Rost hatte bei dem Erscheinen seiner neu bearbeiteten griechischen Schulgrammatik im Jahre 1844 (Vorrede S. V) schon in Aussicht gestellt, dass sich an jene eine gleichmässig bearbeitetete deutsche und lateinische Grammatik anschliessen solle, um die von Thiersch angeregte Idee einer Parallel-Grammatik zu verwirklichen. In Folge dieses Versprechens erscheint die vorliegende lateinische Grammatik, und so geschieht es, dass das von der griechischen Grammatik ausgehende Unternehmen so zu sagen den entgegengesetzten Gang nimmt, als eigentlich der in der Natur der Sache liegende zu sein scheint. Da nämlich die Grundlage des grammatischen Unterrichts von der Muttersprache ausgeht, an die sich auf der nächsten Stufe der lateinische, und später erst der

griechische anreiht, so würde natürlicher Weise die Grundlage einer solchen Parallel-Grammatik eine deutsche sein, die mit gehöriger Umsicht in Beziehung auf diesen Zweck abgefasst wäre. — Dass die von Thiersch angeregte Idee missverstanden wurde, beweist die Besprechung der Sache auf der spätern Versammlung der Philologen und Schulmänner; dass sie aber an sich sehr gut und praktisch ist, daran hat Ref. nie gezweifelt. — Und obgleich bei dem vorliegenden Unternehmen der eben erwähnte Missstand obwaltet, dass es von der griechischen Grammatik statt von der deutschen ausgeht, obgleich ferner in der Einrichtung im Allgemeinen, und auch in der Beachtung der zu haltenden Parallele Ref. nicht in jeder Beziehung mit den Herren Verff. in seiner Ansicht übereinstimmt, so ist er doch überzeugt, dass diese Grammatiken manches Gute für den Unterricht fördern, und einen erwünschten Halt bieten werden, von welchem aus später etwas Vollkommneres hervorgehen kann.

Nach der in der Vorrede gegebenen Erklärung hatte in dieser lateinischen Grammatik Herr Berger die Bearbeitung des etymologischen Theils, und Herr Kritz die Syntax übernommen. Diese Theilung war in dem vorliegenden Falle allerdings um so unbedenklicher, als durch die von Herrn Rost gegebene Grundlage nicht nur die Art und Weise der Behandlung, sondern auch die Gränze der Ausdehnung des Stoffes gegeben war, wobei die Syntax als ein von der Formenlehre völlig getrennter Abschnitt betrachtet werden konnte. Es gehen nämlich die Paragraphen in beiden Grammatiken nicht nur in ihren Ueberschriften möglichst parallel, sondern stimmen auch in dem Wortlaute des Inhaltes völlig zusammen, so weit dies die Beschaffenheit der einzelnen Sprache zulässt. Der etymologische Theil lässt allerdings nach dem Vorgange der griechischen Grammatik keine völlige Congruenz der Paragraphen zu, indem z. B. schon vornherein in den vorbereitenden Erörterungen einzelne Paragraphen dem äolischen, dorischen, ionischen Dialekte gewidmet sind, die in der lateinischen Schulgrammatik keine Parallele finden können. Ferner kommen dann auch in der Formenlehre der lateinischen einzelne Paragraphen vor, die der griechischen fehlen, wie die Declination der im Lateinischen gebrauchten griechischen Wörter; allein da wieder Anderes im Lateinischen ausfällt, wie namentlich die in der griechischen Grammatik von §. 118 bis 141 gehende Dialektlehre, oder Aufzählung der Dialekt-Verschiedenheiten in den Lauten sowohl als in den Formen der Declinationen und Conjugationen, so ist es natürlich, dass der etymologische Theil der lateinischen Grammatik nur 107, und der der grie-

chischen 141 Paragraphen hat. — Die Syntax dagegen schliesst sich enger an die der griechischen Grammatik an, und es ist Paragraph für Paragraph der griechischen Syntax auch in die lateinische übergegangen, nur mit der Abweichung, dass drei neue Paragraphen noch zu denen der griechischen Syntax hinzukommen, nämlich: über die Bedeutung und den Gebrauch des Ablativs; und am Ende der Casuslehre und der Präpositionen ist noch sehr zweckmässig ein Paragraph eingereiht über den Gebrauch des Infinitivs, Gerundiums nebst dem Gerundivum, des Supinums und der Participia, als Theile eines einfachen Satzes. Der letzte von den drei eingereihten Paragraphen handelt über die Oratio Obliqua, welche bei der Ausarbeitung der griechischen Grammatik sicher wohl auch in dieser seine Stelle erhalten wird, da sie auch im Griechischen manches Bemerkenswerthe darbietet, was selbst in die Schulgrammatik sich eignet, und was Herr Rost zum Theil in andern Verbindungen, z. B. §. 177, 7, d. erwähnt hat.

Wenn übrigens Ref. dies Einfügen neuer Paragraphen in die lateinische Syntax von Seiten des Herrn Kritz nur gutheissen kann, so ist ihm dagegen vielfach bei der Vergleichung des Einzelnen der Gedanke aufgetaucht, dass Herr Kritz etwas allzusehr dem Gleichlaute der Paragraphen nachzukommen bemüht gewesen, und dadurch gerade den Vorwurf zu rechtfertigen scheine, den man anfänglich der von Thiersch angeregten Idee entgegenstellte, dass nämlich durch eine solche Parallel-Grammatik das jeder Sprache Eigenthümliche in den Hintergrund träte und verwischt würde.

Diese Klage bestätigt sich z. B. in dem §. 110, welcher dem §. 144 der Rost'schen Grammatik entspricht, und worin die Bezeichnungsform des Subjects besprochen wird. Dass in No. 1 dieses Paragraphen ganz wörtlich der Inhalt von No. 1 der Rost'schen Grammatik wiedergegeben ist, nur mit der Erweiterung, dass noch lateinische Beispiele und in einem Zusatze noch eine weitere Ausführung dem Gesagten beigefügt werden, während die griechische Grammatik keine Beispiele enthält, findet Ref. ganz sachgemäss. Aber damit kann Ref. nicht einverstanden sich erklären, dass in der Anmerk. 1 dieses Paragraphen die lateinische Grammatik theilweise sich zu eng an die Worte der griechischen anschliesst. In der Rost'schen Grammatik heisst es: „der Uebergang adjectivischer Wörter in einen Substantivbegriff zeigt sich im Griechischen noch viel häufiger als im Deutschen." — Die lateinische Parallelgrammatik nimmt diesen Satz beinah wörtlich auf, nur mit dem Unterschiede, dass das „noch viel häufiger" in „fast noch häufiger" verändert ist.

Diese Veränderung ist gewiss ungenügend. Denn gerade dadurch, dass die lateinische Sprache des Artikels entbehrt, wodurch im Griechischen und Deutschen nicht nur Adjectiv- und überhaupt Nominalbegriffe, sondern mit aller Leichtigkeit auch Partikeln speciell hervorgehoben werden und in Substantivbedeutung übergehen können, gerade dadurch ist der substantivische Gebrauch der Adjectiva — besonders im Singular — im Lateinischen viel beschränkter als im Deutschen, wesswegen auch der grösste Theil der von Herrn Kritz angeführten lateinischen Beispiele durch deutsche Adjective sich übersetzen lässt. — Mögen auch einzelne Beispiele im lateinischen Sprachgebrauch vorkommen, besonders im Plural, wo im Deutschen kein Adjectiv gleichmässig im Gebrauch ist, wie z. B. iniqui mei (Cic. fam. 11, 27, 7), so ist im Ganzen doch der lateinische Sprachgebrauch hierin beschränkter als der deutsche. Und eben daraus, dass den Lateinern das Mittel fehlt, einen Adjectivbegriff mit dem Artikel hervorzuheben, lässt es sich erklären, dass in den philosophischen Schriften Cicero's gar oft statt des einfach gesetzten Adjectivs in einer Substantiv-Bedeutung, wie honestum, verum, turpe u. dergl., die Umschreibung eintritt: quod honestum est, quod verum est, quod turpe est; und dass nicht minder Participia, wie das von Herrn Kritz angeführte amantes, in Substantiv-Bedeutung, zumal wo sie gradezu im Nominativ ohne weiteren Beisatz erscheinen, in eben diese umschreibende Form mit dem Relativ (qui amant) übergehen, wie z. B. Cic. fam. VII, 15, 1. — Diesem Gebrauche, der sich in der Prosa häufig nachweisen lässt, lassen sich wohl einzelne Beispiele von substantivisch gebrauchten Participien gegenüber stellen, wie namentlich das bekannte aus Terenz: amantium irae amoris integratio est. Aber er steht dadurch nicht minder fest, und wir werden in der oben angeführten Stelle Cicero's das umschriebene qui amant im Deutschen am richtigsten durch „die Liebenden" übersetzen.

In der griechischen Grammatik hätte wohl noch hier in diesem Paragraphen erwähnt werden dürfen der Gebrauch von οἱ πάλαι, τὸ μεταξύ, οἱ ἐν ἄστει u. dergl., wovon bei dem Artikel die Rede ist, was jedoch ebenfalls zur Bezeichnungsform des Subjectes gehört. Und in der lateinischen Grammatik würde dem gegenüber stehen, dass (ausser grammatischen Erörterungen) nur selten solche Uebergänge von Partikeln in Substantiv-Bedeutung sich nachweisen lassen, und dabei entweder mit einem Adjectiv verbunden erscheinen, wie mane novum (Virg. Georg. III, 325), oder mit qui umschrieben, wie: quae circa sunt (die Umgegend) u. dgl. — Auch a mane usque ad vesperam u. dgl. ge-

hört zu diesem seltenen Gebrauche, während wir im Deutschen z. B. ganz leicht mit Jean Paul sagen können: „Das Ob der Unsterblichkeit leidet bei dem Wie derselben." — Auch schiene es dem Ref. sachgemässer, wenn dieser ganze Abschnitt nicht die Ueberschrift „Bezeichnungsform des Subjects" hätte, sondern so gestellt wäre, dass die Ueberschrift „Bezeichnungsform des Subjects und Objects" für ihn passte, da diese Ueberschrift seinem ganzen Inhalte entsprechender wäre. Da jedoch Ref. sich zunächst vorgenommen hat, die lat. Parallelgrammatik als solche in ihrer Stellung zur griechischen vorzugsweise zu berücksichtigen, so muss er sich von solchen Bemerkungen enthalten, die auf die Anordnung des Ganzen sich beziehen, was in der Rost'schen Grammatik schon als vollendete Thatsache feststeht, und kehrt desswegen zu den Einzelheiten der lateinischen Grammatik im Vergleich mit der griechischen zurück.

In demselben Paragraphen, wovon oben die Rede war, befremdete es beim ersten Lesen den Ref. auch, dass Anmerk. 2. unter dem am häufigsten vorkommenden lateinischen Sprachgebrauch des Neutrums der Adjective für räumliche Substantivbegriffe zu allererst als Beispiele angeführt werden: medium (die Mitte), extremum (das Ende). — Solche Regeln scheinen ganz dazu geeignet, den Anfänger vom gewöhnlichen Sprachgebrauche abzuführen, oder ihn zu verwirren. Als Grund dieser minder geeigneten Beispielwahl erkannte Ref. jedoch alsbald, dass die ersten Beispiele in der Rost'schen Grammatik μέσον, ἔσχατον heissen, die hier geradezu in das Lateinische eingeführt sind. Wenigstens hätte aber in dem weiter unten folgenden Zusatz 3, wo der gewöhnliche lateinische Sprachgebrauch angeführt wird, neben extrema aestas (für extremum aestatis) auch noch von medium ein berichtigendes Beispiel zu Gunsten des Anfängers stehen sollen. — So gut Herr Kritz in den gleich darauf folgenden Bestimmungen über die Numerus-Verhältnisse vom Griechischen in seiner Darstellung abgewichen ist, so gut hätte es auch hier geschehen können. Doch wird sich bei einer neuen Bearbeitung der griechischen Grammatik auch hier die Anordnung so treffen lassen, dass das in beiden Sprachen Uebereinstimmende, wie frigora, ψύχη· ligna, ξύλα· Catones, Lepidi, Γοργίαι, Δημοσθένεις· u. dgl. gleichmässig vertheilt, und im Griechischen das mit dem Lateinischen Conforme kurz angedeutet wird.

In dem §. 112 der lateinischen Grammatik, der mit dem §. 146 der griechischen übereinstimmend über die Verschmelzung mehrerer Satztheile in einem Worte handelt, hat Herr Kritz ganz zweckmässig den

Ausdruck des deutschen Pronomens man ausführlicher behandelt, und in grösserer Schrift dargestellt, während in der griechischen Grammatik dazu nur kleinere Schrift verwendet ist. Ja es liesse sich vielleicht später in der griechischen Grammatik hier noch abkürzen, wenn man die Sache als aus der lateinischen Grammatik bekannt voraussetzen darf.

In demselben Paragraphen hat die griechische Grammatik in No. 2, b) und in Anmerkung 3 eine Erörterung über das deutsche „es" als Subject eines Satzes, welche ziemlich nichtssagend ist, und sicher ganz hätte wegbleiben können. Wenn der Schüler in seiner deutschen Grammatik gehörig informirt ist, und unter andern aus derselben weiss, dass Sätze, wie: „es ist Mittag", „es ist Mondschein", „es ist mein Vater", worin das Subject eigentlich am Ende des Satzes steht, nur durch den Satz-Ton bedingt sind, wie F. Becker nachgewiesen hat, so wird ihm das hier Gesagte nur überflüssig vorkommen. Herr Kritz scheint aber auf diese Rost'sche Erörterung zu grosses Gewicht gelegt zu haben, indem er derselben, wie der Regel über man, eine grössere Auszeichnung im Drucke gab, als es zweckmässig erscheint. Und die Fassung ist dabei zu beschränkt-empirisch gehalten, als dass sie den Anfänger unter gewissen Umständen nicht irre führen könnte. Jedenfalls wird derselbe daraus keine besondere Belehrung ziehen, sobald er erkennt, dass das hier unter den Beispielen angeführte: Pulchrum est bene facere reipublicae, ganz in Eins zusammenfällt mit dem schon im allerersten Paragraphen der Syntax enthaltenen: Ignoscere amico humanum est.

Bisher hat das bekannte Triste lupus stabilis etc., dulce satis humor etc. in der lateinischen Grammatik als ein Gräcismus gegolten. So wie es aber hier in dem §. 114. S. 230 in die Regel eingefügt und vorangestellt wird, kann es der Schüler nicht als einen Gräcismus ansehen. Und wenn es auch ganz nahe liegt, das aus der philosophischen Prosa geschöpfte: mors omnium rerum extremum est, commune animantium omnium est conjunctionis appetitus u. dgl. mit dem Triste lupus stabulis, varium et mutabile semper femina, für ein und dieselbe grammatische Wortverbindung oder Satzform anzusehen; so bleibt es doch ausgemacht, dass bei Subjecten wie lupus, femina u. dgl. solche Verbindungen nicht in der lateinischen Prosa üblich sind, während sie im Griechischen als etwas ganz Gewöhnliches erscheinen. Und für den Anfänger kommt es zunächst wohl darauf an, das Gewöhnliche von dem minder Gewöhnlichen oder Poetischen unterscheiden zu können, und ihm keine solche Regeln einzuprägen, durch die er seltenere, mehr einer

fremden Sprache eigenen Wortverbindungen für echt und dem üblichen Sprachgebrauche entsprechend hält.

In derselben ungenügenden Weise hat Herr K. in der folgenden Numer dieses Paragraphen den lateinischen Sprachgebrauch von dem griechischen geschieden. Während die Rost'sche Grammatik sagt, dass in Sätzen wie: δικαστοῦ αὕτη ἐστὶν ἀρετή, das Subject (αὕτη) gewöhnlich das Genus des Prädicats annehme, obgleich auch das Neutrum wie im Deutschen stattfinden könne; sagt hier die lateinische Grammatik, dass das Demonstrativ häufig das Genus des Prädicats annimmt, obgleich auch das Neutrum des Demonstrativs unter gewissen Bedingungen stattfände. Weder die Umänderung des Rost'schen „gewöhnlich" in „häufig" will mir hier zusagen, (— ich meine, eher sollte im Griechischen häufig und im Lateinischen gewöhnlich stehen, —) noch die Anfügung des im Griechischen völlig begründeten Zusatzes, dass auch das Neutrum im Subjecte stattfinden könne, darf meines Erachtens hier in die Regel hineingezogen werden, wenn immerhin die Beschränkung: „unter gewissen Bedingungen" dabei steht. Dieser Zusatz hätte in der auszusprechenden Regel völlig wegbleiben und der Anmerkung überlassen werden sollen, welche ganz passend und klar den Unterschied des Neutrums von dem übereinstimmenden Geschlechte angibt. Nur vermisst Ref. in der Regel sowohl als in der Anmerkung die Hinzufügung des Relativs, welche in der lateinischen Grammatik nicht hätte fehlen sollen, wenn sie auch in der griechischen entbehrt werden mag. Denn Sätze wie: Caesar ejus rei quae esset causa quaesivit; und: quod ego fui ad Trasimenum, id tu hodie es; so wie auch: quid sit sementis ac messis, nemo nescit, gehören zur nöthigen Belehrung des Schülers über den lateinischen Sprachgebrauch ebenfalls hierher.

Wenn in der Rost'schen Grammatik nicht erwähnt ist, dass nach ὁ αὐτός für als auch καί (wie ac, atque), oder auch das Relativ (wie qui im Lat.) stehen könne; so mag es völlig genügen, der Verbindung von ὁ αὐτός mit dem Dativ Erwähnung gethan zu haben, weil dies die gewöhnlichere Construction im Griechischen ist. Wenn aber die lateinische Grammatik von idem zunächst lehrt, dass es häufig bei Dichtern und zuweilen auch in der Prosa den verglichenen Gegenstand im Dativ bei sich habe (Seite 349, Zus. 1), ohne dass dabei nur der gewöhnlichen oder regelmässigen Verbindungen gedacht wird; so ist der Anfänger abermals irre geführt. — Ref. ist der Ansicht, dass es bei der Parallel-Grammatik nicht darauf ankommen könne, Alles so in Parallele zu stellen, dass die Unterschiede möglichst verschwinden, sondern im

Gegentheil, dass es äusserst belehrend und erleichternd für den Schüler sei, wenn ihm nur das, was völlig übereinstimmt, als solches gleichmässig dargeboten werde, aber dagegen die Abweichungen als solche gerade bei dieser Parallele um so leichter bemerklich zu machen sind. Darum stünde wohl z. B. bei ὁ αὐτός als Regel die Construction mit dem Dativ in der griechischen Grammatik voran, und eine kurze Anmerkung könnte die Verbindung mit καί und ὅς erwähnen; in der lateinischen Grammatik aber wäre in derselben Weise die Consruction mit ac, atque und qui, ae, od voranzustellen, und die Verbindung mit dem Dativ als Gräcismus zu erwähnen. Denn so wie man das Horazische idem facit occidenti allgemein für Gräcismus hält, so darf auch das Ciceronianische (fam. IX, 6, 3) quod non idem illis censuissemus dafür gelten. So gut sich Cicero an seinen Atticus (II, 22, 6) zu schreiben erlaubte: nihil habeo scribere ad te, so gut wird er sich auch gegen den gelehrten und selbst vielfach griechisch schreibenden Varro obiges idem illis gegen den üblichen Sprachgebrauch erlaubt haben.

Ref. hat diese einzelnen Ausstellungen, die er nicht weiter fortsetzen will, zu dem Zwecke aufgeführt, um darauf aufmerksam zu machen, dass nach seiner Ansicht die Parallele der lateinischen Grammatik neben der griechischen etwas zu enge gehalten sei. Er hat es aber gethan, ohne das Verdienstliche und Dankenswerthe zu verkennen, das diese Grammatik hat, sowohl in einzelnen, unabhängig von dem Rost'schen Lehrbuche aufgeführten Regeln oder Anmerkungen, die in den späteren Paragraphen immer selbständiger hervortreten, als auch in der theilweise sehr reichen und zweckmässigen Beispielsammlung zu den Regeln. Es ist nicht zu bezweifeln, dass auch das Rost'sche Lehrbuch durch diese lateinische Parallele bei einer folgenden Auflage manches nach dieser ändern oder bessern, und Anderes auch aus derselben als Zusatz in sich aufnehmen wird. So z. B. scheint hiezu ganz geeignet der von Herrn Kritz S. 229 gegebene Zusatz, wornach das Pronomen ego nicht gesetzt zu werden pflegt, wenn der Name des Redenden angeführt ist. Dem von Herrn Kr. aus Cornelius Nepos gegebenen Beispiele wird ganz einfach und kurz die Stelle aus Thucydides (I, 37. Θεμιστοκλῆς ἥκω παρὰ σέ), die Nepos übersetzte, als Parallele gegenüber gestellt werden können. — Es bedarf wohl auch kaum der Erwähnung, dass die Verschiedenheit der Orthographie in einer Parallelgrammatik eine unpassende Divergenz bildet, und es ist wohl schon so gut als ausgemacht, dass in einer spätern Auflage Herr Rost die Schreibung: Deklinazion, Konjugazion, Kollektivbegriff, Subjekt u. s. w. mit der in der

lateinischen Grammatik angenommenen: Declination, Conjugation u. s. w. vertauschen wird.

In Betreff einer andern völlig äusserlichen Beschaffenheit beider Lehrbücher möchte Ref. sich noch eine Bemerkung erlauben. Wenn es nützlich und sachgemäss ist, in den obern Klassen bei der Lektüre der Klassiker oder bei schriftlichen Uebungsarbeiten den Schülern kurze Hinweisungen auf die Grammatik zu geben, so wird es auch sachgemäss sein, dass eine Schulgrammatik kurze Paragraphen hat, und es wird das Nachschlagen sehr erleichtern, wenn diese Paragraphen neben am äussern Rande des Druckes angebracht sind. Diese praktische Einrichtung fehlt beiden Grammatiken, und es wäre zu wünschen, dass solche Randparagraphen in einer folgenden Auflage hinzukämen, ähnlich wie früher in der Zumpt'schen Sprachlehre, wo die ehemaligen langen Paragraphen den Namen Kapitel erhielten, und die kürzeren Randparagraphen eingeführt wurden. Dass alsdann diese Randparagraphen in den beiden Parallelen nicht übereinstimmen können, versteht sich von selbst, allein dies wird eben so wenig störend sein, als es für störend von den Herren Verff. angesehen werden konnte, dass die jetzigen langen Paragraphen in ihren Zahlen dennoch nicht übereinstimmen, obgleich sie eine grosse Ausdehnung und eine ziemliche Dehnbarkeit haben. Ueberhaupt kommt es bei dem Werke wohl nicht so sehr auf Aeusserlichkeiten an. Nach des Ref. Ansicht ist zur Förderung der Idee einer Parallelgrammatik zunächst der Gesichtspunkt festzuhalten, dass das System der Grammatik in den verschiedenen Sprachen gleich sei, und darnach auch die einzelnen Theile der Sprachlehre in ihrer Abgränzung mit einander übereinstimmen. Daran schliesst sich ferner die Gleichheit der Behandlung in der Darstellung der Sprachgesetze, so dass nicht nur für allgemeine Regeln eine Uebereinstimmung des Wortlautes selbst sich ergeben muss, sondern auch für eine grosse Zahl einzelner, specieller Regeln. Allein diesen gleichmässigen Wortlaut scheint die vorliegende lateinische Grammatik in allzu enger Gränze erstrebt zu haben, wodurch mancher Unterschied der Spracheigenthümlichkeiten verwischt wird, der nach des Ref. Ansicht als solcher geltend gemacht werden sollte.

Feldbausch.

Kurze Anzeigen.

A description of active and extinct Volcanos, of earthquakes and of thermal springs, with remarks on the causes of these phaenomena, the character of their respective products and their influence on the post and present condition of the globe. By Charles Daubeny, *Professor of Chemistry and Botany in the university of Oxford, etc. etc. Second edition, greatly enlarged. London: Richard and John E. Taylor. Red lion court, fleetstreet. 1848. 8. S. XXIII & 743.*

Die erste Auflage des umfassenden Werkes erschien bereits im Jahre 1826. Die immer gesteigerte Aufmerksamkeit auf vulkanische Phänomene, die ausgedehnten Reisen deutscher, englischer und französischer Naturforscher in den verschiedensten Weltgegenden haben — wie leicht zu denken — das Material um Vieles vergrössert; aus den neun und zwanzig Bogen der ersten Auflage wurden fünf und vierzig der vorliegenden. Herr Daubeny hat bekanntlich einen nicht unbeträchtlichen Theil seines thätigen Lebens der Untersuchung vulkanischer Erscheinungen gewidmet, und zu diesem Zweck Ungarn, das südliche Frankreich, Italien und andere Länder durchwandert. Bei dem raschen Fortschreiten der Wissenschaft war die erste Auflage in einem Zeitraum von zwei und zwanzig Jahren etwas veraltet, und wir müssen daher Daubeny's „description of Volcanos" um so willkommener heissen, als es an einem nur einigermassen ausführlichen Werk über erloschene und noch thätige Vulkane gänzlich fehlt. Vorliegende Schrift zerfällt in drei Abtheilungen; die erste schildert (S. 1 — 507.) mit vieler Genauigkeit alle vulkanischen Regionen; in der zweiten werden (S. 507 — 593.) diejenigen Phänomene besprochen, welche zwar nicht unmittelbar vulkanischen Ursprungs sind, aber dennoch mit solchen in engster Verbindung stehen; die dritte Abtheilung endlich enthält Betrachtungen über die muthmassliche Entstehungsweise der Vulkane.

Der Verfasser beginnt seine Schilderung vulkanischer Districte mit dem, an denkwürdigen Verhältnissen so reichen südlichen Frankreich; Auvergne, Vivarais und Velay zogen frühe schon die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich, und gewiss dürften keine Gegenden mehr für das Studium erloschener Vulkane geeignet sein. „Wollen Sie Vulkane sehen, so gehen Sie nicht nach Italien; die Gegend von Clermont verdient den Vorzug vor dem Vesuv und Aetna." So schrieb vor geraumer Zeit L. v. Buch an den Genfer Gelehrten Pictet. In Auvergne findet man Ströme — sagt ein deutscher Geolog, welcher diesen Landstrich besuchte — welche den Ergüssen des sicilianischen Feuerberges, sowie jenen der Vulkane auf Island nicht nachstehen. Einem Walle gleich erhebt sich das dunkel gefärbte Band über die grüne Pflanzendecke, und die unfruchtbare Schwärze zeichnet dasselbe auch in der Ferne aus.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Die Oberfläche der Ströme erscheint, je nach dem Verschiedenartigen des Bodens, über welchen der Erguss Statt gehabt, oft als wildes Haufwerk grosser Lavenblöcke; unförmliche Schlackenstücke, einzelne hervorstehende Massen von gewaltigem Durchmesser reihen sich aneinander. Die ganze Aussenfläche ist durch ungeheuere Schlackenwälle bezeichnet, man glaubt schwarze, stürmisch aufgeregt gewesene Fluthen zu erkennen, Fluthen aus zäher Substanz bestehend, welche im Augenblicke stärkster Bewegung erstarrten. — Zu den merkwürdigsten Punkten gehört der Puy Pariou und Puy Gravenoire. Der erstere ist ein vollkommen kreisrunder Krater, der eine Tiefe von 250 Fuss hat; der Puy Gravenoire [unser Verfasser schreibt Graveneire, doch dürfte die andere Leseart besser sein, da sich deren die Franzosen Bouillet und Lecoq bedienten], ein pittoresker Kegelberg, besteht gänzlich aus Schlacken, welche die seltsamsten Gestalten wahrnehmen lassen. — Den Puy de Dôme setzt ein eigenthümliches Gestein, der sogenannte Domit zusammen, dessen Schilderung wir L. v. Buch verdanken. Unter anderen interessanten Stellen werden der Puy Marman und der Gergovia-Berg unfern Clermont genannt. Der erstere, gegen 300 Fuss über die Ebene emporsteigend, besteht aus basaltischen Trümmergebilden; am Gergovia-Berg sind deutlich die merkwürdigen Veränderungen zu sehen, welche der empordringende Basalt auf die durchbrochenen Süsswasserkalke ausübte; Kalkstein-Fragmente zeigen sich mehr oder weniger verändert, von basaltischer Masse umschlossen. In der Berührung mit Basalt ist der Kalkstein säulenförmig geworden, er erscheint klingend, gleich gebrannten Ziegeln u. s. w. (Wir verweilen absichtlich nicht bei den durch vielfache Schilderungen so bekannten Verhältnissen, und bemerken nur, dass alle vulkanischen Phänomene in Auvergne in die vorhistorische Zeit fallen, indem durchaus die Beweise für eine spätere Thätigkeit vulkanischer Kräfte fehlen.) Ein Gleiches ist im Velay und Vivarais der Fall. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die an wichtigen Thatsachen reichen Umgebungen von le Puy en Velay: der Felsen von St. Michel — durch seltsame Kegelgestalt im höchsten Grade auffallend — besteht aus einem basaltischen Trümmer-Gestein, welches von Basaltgängen durchsetzt wird; er erreicht eine Höhe von 200 Fuss, während der Durchmesser kaum 170 Fuss beträgt.

Das nächste Capitel schildert die erloschenen Vulkane Deutschlands und zuerst die wahrhaft klassischen Gegenden der Eifel. Häufig bemerkt man dort kleine oder grössere kegelförmige Höhen, bisweilen mit kleinen Krateren, deren Boden eingesunken, weit unter dem gewöhnlichen Niveau liegt, dem daher die Wasser der nächsten Umgegend zulaufen, Es haben sich auf solche Weise eine

Reihe kleiner Seen gebildet, wohl bekannt unter dem Namen Maare, die auf den ersten Blick wegen ihrer runden Form auffallen. Nur einige Vulkane der Eifel haben — wie der Verf. bemerkt — Laven-Ströme aufzuweisen; sie dürften aber kaum bis zu den Krateren zu verfolgen, sondern eher aus den Seiten oder von der Basis der Berge hervorgekommen sein, mit denen sie in Verbindung stehen. Bisweilen gleichen die Ströme den von noch thätigen Vulkanen ergossenen, bald haben sie mehr einen basaltartigen Charakter, zeigen sich weniger zellig und porös, als die Lava gewöhnlich ist. Indess herrscht über ihr jugendliches Alter kaum ein Zweifel, da deutltch nachzuweisen, wie sie der Neigung der Thäler folgten, also nach deren Aushöhlung sich bildeten. Es werden nun die geologisch-wichtigsten Punkte kurz beschrieben; der Krater von Gerolstein, der Mosenberg, die Umgebungen von Bertrich u. s. w. Der Verf. folgt in Manchem den früheren Angaben seines Landsmannes Hibbert („on the extinct volcanos of the basin of Neuwied on the Lower-Rhine"; London, 1832), die indess auch einiges Unrichtige enthalten, zumal falsche Ortsnamen, von welchen einer oder der andere auch in vorliegendes Werk sich eingeschlichen hat, wie z. B. (S. 81) Brühlthal statt Brohlthal (bei Andernach). Mit besonderer Vorliebe verweilt der Verf. bei dem schönen Laacher See, und wir können nur bedauern, dass er das unlängst erschienene, in jeder Beziehung ausgezeichnete Werk (Geognostisch-geographische Karte der Umgebung des Laacher Sees, entworfen von C. v. Oeynhausen, mit Erläuterungen, Berlin 1847), dessen im vorigen Jahrgang dieser Blätter (S. 548 ff.) gedacht wurde, nicht mehr benutzen konnte. — An den Laacher See reiht sich der Roderberg und das malerische Siebengebirge; die kleine Schrift von Thomae über den ersteren (Bonn, 1835) scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu sein. — Was das Alter der rheinischen Vulkane im Allgemeinen betrifft, so gehören solche wohl der Periode an, in welcher die Tertiär-Gebilde sich ablagerten, denn sie werden von keinem älteren Gestein, wie Gruss oder Löss bedeckt, und nehmen bisweilen ihre Stelle auf Braunkohle-Schichten ein; eine vulkanische Thätigkeit in historischer Zeit muss hier eben so stark bezweifelt werden, wie in der Auvergne, wenn auch Manche in einer gewissen Stelle des Tacitus (Ann. lib. XIII., c. 57) Beweise zu finden glaubten, die durch Nöggerath widerlegt wurden. Die vom römischen Historiker erwähnten Naturereignisse dürften eher auf Wald- oder Heidebrände zu beziehen sein. — Von den Rheinlanden wendet sich Herr Daubeny zunächst den denkwürdigen Punkten in Thüringen und Hessen zu — Pflasterkaute bei Eisenach, blaue Kuppe bei Eschwege u. a. — wo basaltische Massen im Gebiete des bunten Sandsteins so seltsame Veränderungen hervorriefen, die indess aus anderen Schriften keinem deutschen Geologen fremd sind. Nur kurz, vielleicht etwas zu kurz, werden das Kaiserstuhl-Gebirge im Breisgau, das Hegau, die schwäbische Alp und einige andere Gegenden geschildert.

Das folgende Capitel macht den Leser mit den vulkanischen Gebilden Ungarns bekannt, welche daselbst in grosser Ausdehnung und Mannigfaltigkeit auftreten; der Verf. hält sich an die von Beudant in dessen trefflichem Werke (Voyage en Hongrie, 3 Vol. 1822) gegebene Classification, worin eigentlicher Trachyt, Trachyt-Porphyr, Perlstein, Mühlstein-Trachyt, Bimsstein-Conglomerat in den verschiedensten Abänderungen angeführt werden. Die beiden nächsten

Capitel (6. und 7.) handeln von den vulkanischen Gesteinen Siebenbürgens und Steiermarks; an diese schliesst sich nun eine Reihe von Capiteln, die mit grosser Ausführlichkeit die vulkanischen Districte Italiens besprechen. Der leichteren Uebersicht wegen fasst Herr Daubeny dieselben in drei Hauptgruppen zusammen, nämlich 1) die nördlich vom Po, oder in der Lombardei gelegenen; 2) jene, welche sich im Norden von Toscana im römischen Gebiet bis zu den Pontinischen Sümpfen ausdehnen; 3) die in verschiedenen Theilen des neapolitanischen Reiches. Auf diese Weise kann man zwischen den vulkanischen Regionen des nördlichen, mittleren und südlichen Italiens unterscheiden; letztere sind natürlich die wichtigsten, da noch jetzt häufig vulkanische Kräfte dort ihr störendes und vernichtendes Spiel treiben.

In dem ersten dieser Districte erhebt sich in der Nähe von Padua ein isolirter Gebirgszug, die Euganeen, welche aus trachytischen Gebilden bestehen; sie nehmen zum Theil ihre Stelle über einem kalkigen Gestein ein, das den Namen „Scaglia“ führt, und der Kreide entspricht. Der Trachyt dieser und anderer Gegenden des südlichen Italiens ist nicht allein jünger wie die Kreide, sondern auch als manche Glieder der Tertiär-Gruppe. So hat z. B. Savi beobachtet, dass die Trachyte in Toscana in den Umgebungen von Volterra und Grosseto die Schichten der Subapenninen-Gebilde durchbrechen; eine ähnliche Thatsache sah Pareto am Monte Cimini, und nach Passini steigt der Trachyt der Euganeen durch tertiäre Ablagerungen empor: demnach dürften die Trachyte dieses Landstriches wohl einer und derselben Epoche angehören. Besondere Beachtung verdient die Struktur des Montecchio Maggiore bei Vicenza. Er besteht aus Tuff; Bruchstücke von Mandelstein liegen in einem wackeartigen Teig. Auffallend ist es, dass letzterer keines der Mineralien enthält, welche so ausgezeichnet in den eingeschlossenen Mandelstein-Fragmenten vorkommen, wie Kalkspath, schwefelsaurer Strontian, Mesotyp u. s. w. Dagegen enthält der Teig häufig Muscheln, und es ergibt sich hieraus, dass beide Gesteine sich wesentlich unterscheiden, dass der Mandelstein durch vulkanische Kräfte vor dem Entstehen der Wacke gebildet wurde; die Massen des Mandelsteins wurden durch vulkanische Katastrophen zertrümmert, einzelne Fragmente umhergeschleudert, wie man dies oft in der Nähe von Vulkanen trifft. Wenn zu gleicher Zeit ein Aschenregen niederfiel und sich mit den unter Wassern befindlichen Fragmenten vereinigte, wenn solche später zu einem Conglomerat erhärteten, so konnte wohl ein Gebilde, wie das von Montecchio Maggiore hervorgehn.

Weit bedeutender sind die vulkanischen Phänomene im mittleren Italien; warme Quellen verschiedener Art deuten darauf hin, dass die Thätigkeit im Erdinnern noch keineswegs ganz erloschen ist. Imposante und ungewöhnliche Erscheinungen bieten die Lagunen von Volterra. Es sind künstliche Sümpfe, entstanden theils durch den Regen, welchen sie aufnehmen, theils durch das von den Bergen zulaufende Wasser; dasselbe wird nicht allein vermehrt, sondern auch erhitzt durch die aus Spalten im Erdinnern aufsteigenden Dämpfe. Da das Wasser durch die grosse Wärme der durchgehenden Gase fast bis zum Siedepunkte erhitzt wird, so pflegt aus den Lagunen eine schlanke Rauchsäule aufzusteigen, die alsbald des Wanderers Aufmerksamkeit erregt, und im Volksmunde „fumacchie“ heisst. Der aufsteigende Dampf enthält (nach Daubeny's

Untersuchungen) Kohlensäure, Schwefelwasserstoff, ein eigenthümliches Gemenge aus Stickstoff und Sauerstoff, endlich Boraxsäure — die sonst nirgends in Europa getroffen wird, den Krater des Eilandes Volcano ausgenommen. — Ausführlich schildert der Verf. ferner in diesem Abschnitt die Umgebungen von Rom und die Albaner Berge.

Mit dem zehnten Capitel beginnt die Beschreibung des südlichen Italiens. Zuerst wird der Leser mit den interessanten Verhältnissen der Rocca Monfina (worüber wir Abich lehrreiche Mittheilungen verdanken) bekannt gemacht, alsdann gibt der Verf. eine kurze Skizze der Ponza-Eilande, wozu ihm der Aufsatz seines Landsmannes Poulett Scrope (in den „Transactions of the geol. Society") vielfaches Material bot, ferner des Vultur-Berges und des Lago di Ansanto. Die sonderbare Gestalt des Vultur verräth alsbald den erloschenen Vulkan; er besteht aus vulkanischem Tuff und erreicht eine Meereshöhe von 4156 Fuss (Taf. II. gibt eine Abbildung des Vultur-Berges). Unfern demselben liegt der Lago di Ansanto, der Lacus Amsanctus, dessen Virgil gedenkt — in welchen die Furie Alecto sich stürzt. Schwefelige Dämpfe steigen in Menge aus dem See auf. Das allenthalben in den Umgebungen desselben verbreitete Gebilde ist ein blauer Kalkstein. Nichts erinnert an vulkanische Wirksamkeit, den See ausgenommen, an dessen Ufern sich solche Producte finden, wie man sie in der Nähe von Solfataren und anderen, der Einwirkung schwefeliger Dämpfe ausgesetzten Orten trifft. Die Felsart am See erscheint als eine erdige, staubartige Masse: aus dem kohlensauren Kalk ist schwefelsaurer geworden, ausserdem hat sich Alaun gebildet; Schwefel, als Absatz der Dämpfe, kommt in ziemlicher Menge vor, durch das Gestein fein vertheilt, und hie und da lassen Farbe und Geruch kleine Parthieen von Erdöl erkennen.

Das zwölfte Capitel, welches die Umgebungen von Neapel schildert, gehört unstreitig zu den interessantesten. Der Agnano-See trägt ganz das Aussehen eines Krater-Sees; die Schichten an seinem Rand, anstatt ein entsprechendes Einfallen an den gegenüber liegenden Seiten des Kraterkranzes zu zeigen, wie es bei Entblössungsthälern der Fall, scheinen nach allen Richtungen vom Krater abzufallen, gleich als ob die Schichten durch eine von unten wirkende Macht emporgestossen worden wären. Die vulkanische Thätigkeit dürfte hier, wie an anderen Punkten um Neapel, kaum als erloschen betrachtet werden, denn fortwährend steigen am See warme, mit Schwefelwasserstoff beladene Dämpfe auf, deren man sich als Heilmittel in manchen Krankheiten bedient. — Wir wollen hier nicht bei so manchen wichtigen Punkten verweilen — als da sind phlegräische Felder, Grotte von Posilippo, Hundsgrotte, Avernus See, Tempel von Pozzuoli u. s. w. — sondern gleich zu dem wichtigsten übergehen. Das Alter des eigentlich Vesuv genannten Berges reicht bis zu jener Epoche der berühmten Eruption im Jahre 79 nach Christus, welche den Untergang von Pompeji und Herculanum herbeiführte — denn die alten Schriftsteller sagen kein Wort davon, dass der Berg zwei Gipfel habe, was wohl geschehen wäre, wenn der Monte Somma wie jetzt, getrennt vom Vesuv gestanden hätte. Es scheint kaum mehr zweifelhaft, dass der alte Schlund des Vulkans sich an dem, jetzt unter dem Namen Atrio di Cavallo bekannten Orte befand, aber von grösserer Weite war, da er zugleich den nun vom Kegel eingenommenen Raum umfasste, der später, in Folge der erneuten vulkanischen Thätigkeit in die Höhe getrieben

wurde. — Der Verf. gibt uns auf wenigen Seiten eine gedrängte, aber recht anziehende Geschichte der bedeutendsten Eruptionen des neapolitanischen Feuerberges. Die erste und grossartigste war bekanntlich jene, welche der jüngere Plinius so meisterhaft schildert — am 24. August 79 n. Chr.; die zweite scheint im Jahre 203 unter dem Kaiser Severus stattgefunden zu haben; Dio Cassius und Galen beschreiben dieselbe; die dritte fällt ins Jahr 472; Procopius sagt von ihr, sie habe ganz Europa mit Asche überschüttet, bis nach Constantinopel sei der Lärm gedrungen. Andere Ausbrüche waren in den Jahren 512, 685, 993 und 1036. Zwischen dieser Zeit und dem Anfang des XVII. Jahrhunderts zeigte sich der Vesuv nur fünfmal in voller Thätigkeit: nämlich in den Jahren 1049, 1139, 1306, 1500; dann folgte erst eine Eruption im Jahre 1631, so dass 131 Jahre zwischen dieser und der vorletzten, sowie 167 Jahre zwischen der im XII. und im XIV. Jahrhundert liegen, wenn wir überhaupt den Nachrichten aus jenen Zeiten Glauben schenken dürfen. In der langen Pause zwischen 1500 und 1631 gewann der Vesuv das Aussehen eines erloschenen Vulkans; das Innere des Kraters bedeckte sich, den Mittheilungen von Braccini zufolge, im Jahre 1611 mit einer reichen Vegetation, auf der Atrio di Cavallo, genannten Fläche wuchsen Bäume und hauseten wilde Thiere, während an anderen Theilen des Berges sich drei kleine Seen gebildet hatten, zwei mit heissem, einer mit kaltem Wasser, und zwei derselben waren mit Bittersalz imprägnirt. Der Kegel hatte damals sechs Meilen im Umfang, seine Seiten stiegen 350 Fuss über die genannte Fläche empor, waren steil und schroff, auf dem Gipfel befand sich ein kreisförmiger See von beträchtlicher Tiefe. Merkwürdig ist, dass in diese Epoche der Ruhe die Erhebung des Monte Nuovo fällt, gleich als ob die vulkanischen Mächte sich einstweilen einen anderen Spielraum für ihre Thätigkeit gesucht hätten. Aus ihrer eingebildeten Sicherheit schreckte die Umwohner des Vesuvs die ungeheuere Eruption von 1631 auf, welche den grösseren Theil des am Fuss des Feuerberges gegen die Bai von Neapel zu gelegenen Dörfer mit Lava bedeckte; Wasserströme stürzten vom Berge und boten dem sonst feindlichen Element die grausame Hand zum Werk der Zerstörung; 4000 Menschen kamen dabei ums Leben. — Ferner war der Vulkan in den Jahren 1660, 1682, 1694, 1697 und 1698 thätig; von jener Zeit an bis auf die jetzige wurden die Zwischenräume der Ruhe immer kleiner, aber es verminderte sich auch die Stärke der Eruptionen. Unter den späteren Ausbrüchen sind besonders die von 1734, 1760 und 1794 hervorzuheben; von der letzteren war der verdienstvolle Mineralog Breislak Zeuge. Der ergossene Lavenstrom zerstörte die Stadt Torre del Greco, und erstreckte sich ins Meer bis zu 362 Fuss weit, mit einer Höhe von 1127 Fuss. Der Cubikinhalt des einzigen Stromes wird auf 46,098,766 Fuss geschätzt. — Der Ausbruch von 1813 wurde durch Menard de Groye, jener von 1822 durch Monticelli geschildert; weniger durch sich selbst als durch die gelehrten Beobachter erlangen diese Eruptionen Bedeutung. Von dem Jahre 1822 an hatte sich in dem Inneren des Kraters, durch allmählige Anhäufung von Schlacken und Gesteins-Bruchstücken ein Kegel von beträchtlicher Höhe gebildet. Durch die Eruption dieses Jahres ward er zerstört; es entstand eine gegen 800 Fuss tiefe Höhlung, aber schon 1827 begann auf dem Boden des Kraters sich ein neuer Kegel zu bilden; im März 1830 erhob er sich bis zu 150 Fuss über den Kraterrand. Der Ausbruch

im Jahre 1831 entfernte den grössten Theil der angehäuften Schlackenmassen — einzig um der Bildung neuer Kegel Raum zu geben, welche der Ausbruch von 1834 wieder zerstörte. Nach der nicht unbedeutenden Eruption im Jahre 1839 erhob sich ein neuer Kegel, der bald mehr und mehr emporstieg, und als der Verfasser Neapel besuchte (im Herbst 1845), von dieser Stadt aus gesehen werden konnte. Schliesslich müssen wir noch einer ungewöhnlichen Erscheinung bei der (sonst unbeträchtlichen) Eruption vom 22. April 1847 gedenken: der Vulkan schleuderte zahlreiche, wohl ausgebildete Leucit-Krystalle aus. An die historische Skizze des Feuerberges reiht Herr Daubeny noch eine Uebersicht der Erzeugnisse desselben. Die Zahl der in den Umgebungen des Vesuvs vorkommenden Mineralien ist keine geringe, wie wir bereits aus dem schönen Werke von Monticelli und Covelli wissen; neuerdings hat Scacchi, Professor der Mineralogie zu Neapel, ein Verzeichniss sämmtlicher Substanzen zusammengestellt, und solches Herrn Daubeny mitgetheilt; die Zahl der aufgeführten Mineralien beträgt acht und dreissig.

Im dreizehnten Capitel werden die Inseln Ischia und Procida beschrieben. Das erstgenannte Eiland, berühmt durch seine Naturschönheiten und heisse Quellen, hat nur eine einzige aber verheerende Katastrophe im Jahre 1302 gehabt. Beachtung verdienen die Angaben des Verfassers über die von ihm (im Jahre 1834) untersuchten heissen Quellen. Bei dem nächsten Capitel (liparische Eilande) wollen wir, um nicht allzu weitschweifig zu werden, uns nicht verweilen, zumal da wir durch Fr. Hoffmann eine werthvolle Arbeit über die merkwürdige Inselgruppe besitzen, und uns gleich dem sicilianischen Feuerberg zuwenden. Erscheinungen von ausserordentlicher Grösse — so heisst es in einem neueren Werke über Geologie — gewährt dieser Riese europäischer Vulkane, der nicht selten weithin in die Runde Alles erschüttert, Städte zertrümmert, herrliche Landschaften unter Lava und Asche begräbt. Auch wurde der Aetna, so weit sichere Kunden zurückreichen, als einer der erstaunlichsten, wundervollsten, furchtbarsten Vulkane der Erde betrachtet, und die alte Fabelwelt verlieh ihm, dem „schaurigen Gluhtbewahrer“, hohe Bedeutung; selbst der Name hat Beziehung auf einen Behälter geschmolzener Materie, er bezeichnet einen Berg, in dessen Innerem beständiges Feuer brennt. — Der kolossale Feuerberg steigt zu 11,000 Fuss über das Meer empor (der Vesuv nur zu 3,640 Fuss), und hat einen Umfang von 87 Meilen. Einer der grossartigsten Charakterzüge — so bemerkt der Verfasser — in der Physiognomie des Aetna ist die Zone untergeordneter vulkanischer Hügel, von denen er umgeben ist, die sich gleich einer Schaar subalterner Fürsten um ihren Souverän gruppiren. Man kennt deren gegen 80. Der Krater des Aetna, den Fr. Hoffmann im Jahre 1832 erstieg, ist eine trichterförmige Vertiefung, ganz umgeben von schroffen Felswänden. Sein grösserer Durchmesser beträgt ungefähr 1000 Schritte, der kleinere 600. Die steinigen Wälle erheben sich 300 bis 350 Fuss über das gewöhnliche Niveau; auf der westlichen Seite bestehen sie aus horizontalen Sclackenschichten, allenthalben aber zeigen sich senkrechte Spalten in ihnen, aus denen stets Dämpfe aufwallen. Dieselben scheinen meistens schwefeliger Natur — was wenigstens der Fall war, als der Verf. im Jahre 1824 den Krater besuchte, während am Vesuv salzsaure Dämpfe vorherrschen. Hoffmann beobachtete, dass 1829 aus dem Krater ein kleiner Lavenstrom quoll, was bei

der bedeutenden Höhe überraschen muss. Indess ist der Widerstand, welchen die unteren Theile des Berges dem Durchbruch von Laven entgegensetzen, ein so bedeutender, dass selten Ströme in niedrigerem Niveau hervorkommen. als in dem von Nicolosi, welches 2286 Fuss über dem Meere liegt. — Es würde zu weit führen, wollten wir von dem Aetna — für den die Häufigkeit der Eruptionen so charakteristisch — eine ähnliche historische Skizze geben, wie vom Vesuv; wir beschränken uns darauf, das Wichtigste anzuführen. Bis in die ältesten Zeiten zurück reichen die Nachrichten, welche wir von der Thätigkeit des Feuerberges besitzen. Thucydides gedenkt einer Eruption, welche in das Jahr 431 v. Ch., in die Epoche des peloponnesischen Krieges fällt; Diodorus Siculus spricht von einer späteren in der 96. Olympiade (396 v. Ch.), durch welche der Marsch des Karthagerheeres gegen Syrakus gehemmt ward. Indess dürften in der früheren, namentlich vorchristlichen Zeit, die Ausbrüche weniger häufig gewesen sein; in den letzten Jahrhunderten aber folgten sie aufeinander mit reissender Schnelligkeit. Eine der furchtbarsten Eruptionen war im Märzmonat 1669; mächtige Lavenströme richteten die schrecklichsten Verwüstungen an, und schienen ganz Catania bedecken zu wollen. Die Einwohner der bedrohten Stadt errichteten in mehreren Strassen Barrikaden gegen den unheimlichen Feind. Bei der Katastrophe vom Jahr 1755 stürzte sich ein brausender Wasserstrom aus einer Höhle unter dem Krater mit ungeheuerem Tosen über die Felswände hinab, Alles auf seinem ungestümen Laufe vernichtend. Nach Einigen soll das Wasser sehr heiss gewesen sein; ob es salziges oder süsses war, bleibt unerwiesen. Unter den bedeutenderen Eruptionen der letzten Decennien sind zu nennen die vom 27. Mai 1819, jene von 1832, vom Juli 1838 und vom November 1842. [Auffallend ist, dass der Verfasser der denkwürdigen Eruption vom 20. November 1843 nicht gedenkt, welche durch Gemellaro im 20. Bande der Atti dell Academia Gioenia (Catania, 1844) ausführlich beschrieben wurde.] Am Schlusse der Betrachtungen über den sicilianischen Feuerberg gibt Herr Daubeny noch eine vergleichende Uebersicht der Ausbrüche des Vesuvs und Aetna, woraus erhellt, dass zweimal — im März 1694 und im October 1811 — beide Vulkane fast gleichzeitig thätig waren. — Es ist zu bedauern, dass der Verf. den unlängst erschienenen (Göttingen, 1848) „Atlas des Aetna von W. Sartorius von Waltershausen" nicht mehr benutzen konnte; die topographischen Blätter namentlich lassen Nichts zu wünschen übrig. (Vergl. die Bemerkungen über den Atlas in diesen Blättern, Jahrgang 1848, S. 806 ff.)

Das sechszehnte, kurze Capitel gibt von den vulkanischen Gebilden in Sardinien, Spanien und Portugal Kunde; das siebenzehnte von den Faröer und von der, an vulkanischen Phänomenen so reichen Insel Island, wo solche sogar in einem grossartigeren Massstabe entwickelt sind, als an irgend einem anderen Orte in Europa. Wenn auch die Insel keinen Berg aufzuweisen hat, der an Höhe und Umfang mit dem Aetna sich messen könnte, so ist der Raum, welchen die vulkanischen Mächte sich auserkohren, ein viel bedeutenderer; denn während die Länge Siciliens, vom Cap Passero bis Messina, nur 100 Meilen, die Breite von Messina nach Trapani 150 Meilen beträgt, misst Island vom nördlichsten zum südlichsten Punkt 240 Meilen, und indem nur ein Zehntheil der Oberfläche jener Insel vulkanischer Natur ist, besteht diese gänzlich aus Feuer-

gebilden. Die physischen und geologischen Verhältnisse Islands wurden schon vielfach geschildert; wir nennen unter den früheren Besuchern nur Troil, Olaffsen und Paulsen, Mackenzie und Hooker, unter den neueren Garlieb, Krug von Nidda und Bunsen; von besonderem Interesse sind die in neuester Zeit (1846) angestellten Beobachtungen des letzteren. Island zählt nicht weniger als zwanzig thätige Vulkane, wenn wir dazu alle rechnen wollen, welche früher oder seit dem IX. Jahrhundert, als die Insel bevölkert wurde, Schlacken oder Laven ergossen haben. Der bedeutendste Vulkan („Jökul" in der Sprache der Isländer) ist der 4795 Fuss hohe Hekla, welcher seit 1004 bis zum Jahre 1772 zwei und zwanzig Ausbrüche hatte, und einen in neuester Zeit, 1845.

Der Verfasser wendet sich nun, im achtzehnten Capitel, dem griechischen Archipelagus zu. Unter den griechischen Eilanden verdient namentlich Santorin — das Thera der Alten — Beachtung; es bildet mit Therasia und Aspronisi einen vom Meere erfüllten Krater. Unter den übrigen Inseln sind noch zu erwähnen, als vulkanischer Natur: Policandro, Milo, Antimilo, Poros, Polino und Argentiera; einige derselben lassen noch fortwährend Spuren vulkanischer Thätigkeit erkennen, so z. B. gibt es auf Milo Höhlen, in welchen eine Temperatur von 38° cent. herrscht, ferner heisse Quellen von 55° cent. Wärme. — An den griechischen Archipel reihen sich die Vulkane Kleinasiens, Syriens, Palästinas und Arabiens (Cap. 19 u. 20). In allen diesen Ländern fehlt es nicht an den deutlichsten Beweisen einer früheren, zum Theil noch fortdauernden vulkanischen Thätigkeit. Das Vorgebirge von Aden, 80 Meilen westlich von der Strasse von Bab-el-mandeb, besteht aus vulkanischen Gesteinen, welche seltsam gestaltete Felsen bilden. Am Ende des Vorgebirges befindet sich ein ungeheuerer, kreisförmiger Krater, in dessen Mitte, nur wenig über der Meeresfläche, die Stadt Aden liegt. Der Durchmesser des Kraters beträgt anderthalb Meilen; er wird allenthalben — die Ostseite ausgenommen — von schroffen Lavenwänden umgeben, die zu 1000 bis 1776 Fuss ansteigen. Noch an vielen anderen Punkten wurden durch den unglücklichen Seetzen — welcher auf seinen Wanderungen in Arabien vergiftet worden sein soll — bei Medina, Mocha, Sana u. s. w. Lavengebilde nachgewiesen. — Unter den wichtigsten Stellen in Persien und den angrenzenden Ländern (Cap. 21) ist des Ararat zu gedenken, der eine Höhe von 16,250 Fuss erreicht; bekannt ist die furchtbare, verheerende Eruption dieses Vulkans im Juni 1840. — Südlich vom caspischen Meere liegt der Demawend, nach dem Engländer Taylor Thomson — der ihn im September 1837 erstieg — 14,800 Fuss hoch. Der oberste Theil des Gipfels soll fast ganz aus Schwefelmassen bestehen (wahrscheinlich von Schwefel durchdrungener Trachyt). Interessante Mittheilungen über die Provinz Cutsch verdanken wir dem Capitän Grant (Geol. Trans. sec. ser. V.). In diesem, zwischen dem 22° und 24° n. B. gelegenen Landstrich scheinen noch fortwährend vulkanische Phänomene Statt zu finden, während ein Theil des Bodens steigt, senkt sich der andere. Basaltische Gesteine haben tertiäre und secundäre Ablagerungen durchbrochen und die grossartigsten Störungen in denselben hervorgerufen. Hauptsächlich im südlichen Theile der Provinz sind vulkanische Felsmassen entwickelt; sie setzen das Duragebirge zusammen. Zahlreiche vulkanische isolirte Kegel erheben sich in der Nähe des Dorfes Wagi-Ke-Padda, die

Spuren neuerer Ausbrüche wahrnehmen lassen. — Das 22. Capitel gibt auf wenigen Seiten eine gedrängte Uebersicht der Vulkane von Central-Asien, im 23. werden jene von Kamtschatka aufgezählt. Ueber letztere besitzen wir durch den russischen Seefahrer Kracheninikoff, durch Erman, Hoffmann und Andere umfassende Nachrichten; Erman gibt gegen 13 thätige Vulkane an, und noch viele erloschene. Die bedeutendste Rolle unter den noch thätigen spielt der Kliutschewskaja- oder Kamtschatkaja-Sopka, ein kolossaler Kegelberg, der alle anderen überragt und bis zu einer Höhe von 14,656 Fuss emporsteigt. Dampf und Rauch wirbeln fortwährend aus dem Krater auf. Im Jahre 1837 hatte er einen beträchtlichen Ausbruch. Vom 9904 Fuss hohen Schivelutsch, durch Erman erstiegen, kennt man keine Eruption. Der Awatscha-Vulkan — dessen Höhe verschieden angegeben wird, zwischen 8200—8500 — hatte namentlich im Jahre 1737 einen furchtbaren, von einem Erdbeben begleiteten Ausbruch. Der Tolbatschinskaja-Sopka, 7410 Fuss hoch, liegt auf einer Landzunge zwischen den Flüssen Tolbatschick und Kamtschatka; seine erste Eruption fällt ins Jahr 1739; ein Aschenregen bedeckte die Umgegend auf eine Weite von 50 Wersten mit Asche.

Reich an Vulkanen ist die indische Inselwelt; das 24. Capitel macht uns mit denselben bekannt. Aus dem Chaos vulkanischer Phänomene auf den verschiedenen Inselgruppen, auf den Philippinen, Molucken, Amboina- und Sunda-Inseln wollen wir nur das Wichtigste hervorheben. Der 5 bis 7000 Fuss hohe Tomboro auf Sumbava hat (April 1815) eine Eruption gehabt, die an schrecklicher Grösse, in ihren verheerenden Wirkungen jene der sicilianischen und neapolitanischen Feuerberge überbot. Auf den Molucken, auf Java, Celebes, Sumatra und Borneo, auf einem Umkreis von fast tausend Meilen hörte man das Getöse; dichte Finsterniss bedeckte die Erde, mächtige Flammensäulen entstiegen dem Krater, glühende Lavenströme bedrohten Alles mit Verderben; viele tausend Menschen verloren bei der unheilvollen Katastrophe ihr Leben. — Unter den vielen Vulkanen auf Java verdient besonders der Guntur oder Gounoung Guntur Erwähnung, dessen letzte Ausbrüche in die Jahre 1800, 1807, 1818, 1819 und 1840 fallen. Auch Sumatra hat Vulkane aufzuweisen und auf dem Barren-Eilande befindet sich ein Feuerberg, der seit einer Reihe von Jahren in steter Thätigkeit verharrt.

Ueber die Inseln im stillen Ocean (Cap. 25) haben wir in dem letzten Decennium durch Darwin und J. Ross die interessantesten und bedeutendsten Mittheilungen erhalten, namentlich hat sich der erstere durch sein wahrhaft klassisches Werk „on volcanic islands" hohe Verdienste um die Wissenschaft erworben. Rein vulkanischer Natur sind die Galapagos-Inseln; Darwin glaubt, dass man auf sämmtlichen Eilanden gewiss über tausend Kratere zählen könne. Das Eiland Albemarle besteht z. B. aus fünf grossen Krateren, einander an Höhe ziemlich gleich; der höchste derselben misst 4700 Fuss. Auch die Sandwich-Inseln sind vulkanisch. Auf der grössten derselben, Hawaï (unser Verf. schreibt Owhyhee), auf welcher bekanntlich 1779 der Seefahrer Cook erschlagen wurde, ist der merkwürdige Vulkan Kirauea, der sich weniger durch seine Höhe, denn er erreicht nicht 4000 Fuss, als durch stete Thätigkeit und Furchtbarkeit seiner Eruptionen auszeichnet. Bei jener vom Jahre 1787 sollen 5000 Menschen umgekommen sein. — Noch müssen wir hier der neuesten Entdeckungen von Ca-

pitän James Ross gedenken, welcher auf seiner Entdeckungsreise bis zu $77^1/_2{}^0$ s. B. vordrang und im Jahre 1841 ein ausgedehntes Festland auffand, das er seiner Königin zu Ehren Victoria-Land nannte. Ein mächtiger Vulkan, der hier in den Regionen ewigen Eises sich in voller Thätigkeit zeigte, erhielt den Namen Erebus, ein anderer Terror. (Wir erlauben uns den Leser dieser Blätter an den Auszug zu erinnern, welchen wir in dem Jahrg. 1848, S. 516 ff. von dem so höchst wichtigen Werke: a voyage of discovery and research in the southern and antarctic regions, during the years 1839—1843, by Captain James Clark Ross, II vol. London, 1847 gaben.

Das 26. Capitel beschreibt die an Afrikas Ostküste liegenden Inselgruppen. Hier sind vor allen zu nennen Madagascar, Bourbon und Mauritius. Ueber die erstere Insel besitzen wir wenig Nachrichten, ausführliche dagegen über Bourbon durch Bory St. Vincent und über Mauritius durch Darwin; letzteres Eiland scheint allmälig emporgehoben worden zu sein. Zackige Berge steigen um Port Louis zu einer Höhe von 3000 Fuss an, umgeben von zahlreichen Lavenströmen. — Im 27. Capitel sagt der Verf. Einiges über die vulkanischen Phänomene auf dem afrikanischen Continent. Obschon von zahlreichen vulkanischen Inselgruppen umgeben, hat dieser Welttheil nur wenige derartige Erscheinungen aufzuweisen, und manche Angaben sind keineswegs als völlig glaubwürdig anzusehen. — Das 28. Capitel handelt von den an der westlichen Küste Afrikas liegenden Eilanden. Die canarischen Inseln — durch L. v. Buchs klassische Schilderung wohlbekannt — bieten der interessanten Thatsachen gar viele; es sind deren sieben: Gran Canaria, Teneriffa, Fuerteventura, Palma, Lanzarote, Gomera und Ferro. Auf Teneriffa erhebt sich der weltberühmte Pico de Teyde zu ungefähr 11400 Fuss Meereshöhe; der Krater soll bei einer Breite von 300 Fuss eine Tiefe von 100 Fuss haben. Auch Palma und Canaria bieten Beispiele ausgezeichneter Kratere. Ueber die Azoren hat Webster eine gedrängte Schilderung geliefert. St. Michael, die grösste derselben, ist gänzlich vulkanisch; eine Menge trachytischer Kegelberge erheben sich, zum Theil von ausgeschleuderten Bimsstein- und Obsidian-Massen bedeckt. Dass der feuerige Einfluss aus der Erdtiefe hier noch nicht ganz erloschen, bezeugen die mit Schwefelwasserstoff und kohlensaurem Gas imprägnirten Quellen. Terceira besteht aus trachytischen Gesteinen, über welche sich nicht selten Ströme basaltischer Lava ausdehnen. Im mittleren Theil der Insel findet sich eine Stelle, wo fortwährend heisse Dämpfe aus dem Erdboden aufsteigen. Bekanntlich hatte Terceira in neuester Zeit (1841) von heftigen Erdbeben zu leiden; viele Häuser der Stadt Praya stürzten ein. — Die merkwürdige Insel Ascension ist ohne Zweifel feuerigen Ursprungs. Trachyte, Basalte, Laven kommen in ausgezeichneter Weise vor; vulkanische Bomben von der Grösse eines Apfels bis zum Durchmesser von mehreren Fussen liegen in grosser Anzahl umher. Die Laven in der Nähe des 2250 Fuss hohen grünen Berges umschliessen Fragmente granitischer und syenitischer Gesteine. Basalte und Laven herrschen auf St. Helena und erheben sich schroff an der Küste in gigantischen Felswällen. — Das 29. Capitel führt die Eilande des westindischen Archipels auf, Jamaica, Cuba, St. Domingo, Dominica, Guadeloupe u. a.

Das 30. und 31. Capitel endlich geben eine Uebersicht der Vulkane Amerikas. In Mexico verdienen vor allen die riesigen Feuerberge besondere Auf-

merksamkeit; der höchste aller dortigen Vulkane, Popocatepetl, zu 16600 Fuss Meereshöhe emporsteigend, der im Jahre 1759 entstandene Jorullo u. a. Nicht minder wichtig sind die Reihen von Kegelbergen in den Anden, welche die bedeutendsten Höhen auf unserm Planeten bilden. Hier bemerkt man keine Kratere, keine Lavenströme, nur Rauch und Gase steigen aus den pittoresken Bergen auf, welche sämmtlich aus der, namentlich durch Abich's Untersuchungen bekannter gewordenen Felsart, dem Andesit, bestehen. — In Quito führt der Verf. siebenzehn bedeutendere Vulkane an, unter diesen den durch A. v. Humboldt gemessenen, 2865 Toisen hohen Tolima, den östlich von Popayan gelegenen Purace (15,985 Fuss hoch), den Sotara, Pasto, Azufral; ferner den Imbaburu unfern Ibarra, welcher im Jahre 1691 eine ungeheure Schlammmenge nebst zahllosen todten Fischen auswarf; der 17,644 Fuss hohe Pichincha, besonders denkwürdig durch die Eruptionen von 1577, 1587, 1660, 1831; den Antisana (17,956 Fuss hoch), den Tunguragua (15,471 F.) und den Cotopaxi, einen der höchsten und bedeutendsten Vulkane Quitos; er steigt zu 17,662 Fuss über das Meer empor und ist seit dem Jahr 1742 in steter Thätigkeit; nicht selten ergiesst er mächtige Wasserströme. Als der höchste vulkanische Berg (aber nicht thätiger Vulkan) gilt der 21,100 Fuss Meereshöhe erreichende Chimborazo. Der Verf. schliesst seine Gesammtübersicht der Vulkane mit denen Chilis und Perus, und somit auch den beschreibenden Theil (S. 1—503) des Werkes.

Die beiden nächsten Capitel (32 und 33) handeln von den Erdbeben; es werden die drei verschiedenen Arten der Bodenbewegung — die wellenförmige, stossende und wirbelnde — besprochen, die Stärke und Dauer sowie die Instrumente, deren man sich zum Messen von Bodenerschütterungen bedient (Sismometer). Ferner ist die Rede von allen den Erscheinungen, welche Erdbeben zu begleiten pflegen, ihnen vorangehen oder folgen, als da sind unterirdisches Getöse und elektrische Phänomene verschiedener Art, und zuletzt von dem Zusammenhange, in welchem Erdbeben und Vulkane stehen. Es ist nicht unsere Absicht, auf die interessanten Mittheilungen des Verf. hierüber einzugehen — zumal da wir erst im vorigen Jahrgang dieser Blätter über ein ausführliches Werk, welches denselben Gegenstand behandelt (das Erdbeben und seine Erscheinungen; Frankfurt 1847) Bericht erstatteten — sondern bemerken nur, dass eine gewisse Verbindung zwischen Erdbeben und Vulkanen jedenfalls stattfindet, dass erstere häufig als Vorspiel letzterer zu betrachten sind, dass gerade in vulkanischen Regionen — wir nennen hier Italien, Sicilien — Erdbeben am öftesten vorkommen, dass, wenn die aus dem Tunguragua und Cotopaxi aufsteigenden Rauchwolken verschwinden, ein Erdbeben von den Eingeborenen erwartet wird, gleich als ob die vulkanische Thätigkeit sich einen andern Ausweg suche.

Dass ein ähnlicher, wenn auch nicht so inniger Zusammenhang zwischen Vulkanen und heissen Quellen obwaltet, wird im 34. Capitel bewiesen; im 35. gibt Hr. Daubeny auf zahlreichen Tabellen eine sehr umfassende Uebersicht der verschiedensten und merkwürdigsten heissen Quellen, deren Wärmegrade, chemische Bestandtheile u. s. w. Die letzten Capitel beschäftigen sich mit der muthmasslichen Entstehungsweise vulkanischer Phänomene und mit den Charakteren vulkanischer Gesteine; der Verf. führt unter andern die mannigfaltigen

Theorieen an, welche seit frühester Zeit bis auf die jetzige aufgestellt wurden, und namentlich in mechanische und chemische zerfallen; er bekennt sich als Anhänger der letzteren.

Als Hr. Daubeny zum letzten Male im Herbst 1847 auf dem Continent sich aufhielt, äusserte er gegen den Ref. den lebhaften Wunsch, sein Werk durch eine sorgsame Bearbeitung auf deutschen Boden verpflanzt zu sehen. Allein seit dem Erscheinen vorliegenden Werkes (Frühjahr 1848) traten jene Ereignisse ein, die auf Handel und Wandel gleich ungünstig wirkten, und besonders unserer deutschen Buchhändlerwelt empfindliche Schläge beibrachten; indess ist zu hoffen, dass die deutsche Bearbeitung noch im Laufe dieses Jahres erfolgt.

Die Ausstattung des Daubeny'schen Werkes muss jeder billigen Anforderung genügen. Neben den vielen zwischen den Text gedruckten Holzschnitten begleiten dasselbe mehrere Tafeln und Karten, unter andern Abbildungen des Vesuv, des Vultur-Berges und von Melfi, Karten vom Königreich Neapel, von den Liparen, von Island, von den griechischen Inseln, den Moluccen, von Mexico und von Palästina.

Lehrbuch der Geognosie von Dr. Carl Friedrich Naumann, Professor an der Universität zu Leipzig. Erster Band. 1. Abtheilung. — Mit 150 Holzschnitten und Karten. gr. 8. S. 320. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1849.

Die Ansprüche, welche an ein „Lehrbuch" der Geognosie gemacht werden können, haben sich mit der Zeit immer mehr gesteigert. Der Grund liegt nicht allein in dem raschen Fortschreiten der Wissenschaft, sondern auch in der hohen Bedeutung, welche einzelne Gegenstände in derselben erlangt, in dem lebhaften Meinungsstreit, welchen sie erregt haben. Wie viel wurde nicht über die geistreiche Theorie der Dolomitisation, über die Gletscher-Frage, über die — von Manchen gewiss zu weit ausgedehnte — Lehre des Metamorphismus geschrieben? So muss ein Lehrbuch der Geognosie, welches nur einigermassen alle diese denkwürdigen Probleme berühren will, eine gewisse Ausdehnung gewinnen, wie es bei vorliegendem der Fall.

Der Verf. nennt sein Werk ein Lehrbuch der Geognosie; er betrachtet letztere als einen Theil der Geologie. „Die Geognosie bildet — so bemerkt er — in theoretischer Hinsicht einen der interessantesten, in praktischer Hinsicht aber unstreitig den allerwichtigsten Theil derjenigen allgemeineren Wissenschaft, welcher eigentlich der Name Geologie gebührt, den wir hiermit für sie in Anspruch nehmen. Zwar pflegt man jetzt ziemlich allgemein unter dem Worte Geologie die Theorie der Erdbildung oder die Entwickelungsgeschichte der Erde zu verstehen, und solches dem Worte Geognosie zu coordiniren. Weil jedoch diese Entwickelungsgeschichte weit richtiger und bestimmter durch das Wort Geogenie bezeichnet wird, während das Wort Geologie doch eigentlich die Wissenschaft von der Erde in ihrem allgemeinsten Umfange bezeichnet, so erscheint es sowohl logisch als etymologisch richtiger, den Begriff Geologie an die Spitze zu stellen, und seiner Sphäre die Begriffe Geognosie und Geogenie unterzuordnen. Die Geognosie ist daher ein Theil der Geologie."

In der vorliegenden ersten Abtheilung des ersten Bandes werden zum Verständnisse der eigentlichen Geognosie die unentbehrlichsten Lehren aus der Geologie des Erdganzen abgehandelt: von Gestalt und Grösse der Erde; von der Dichtigkeit der Erde; von der Temperatur des Erdinnern; alsdann folgt die Lehre vom Vulkanismus der Erde, von den Erdbeben und Dislokationen der Erdkruste, von der Hebung uud Senkung des Erdbodens u. s. w. Gewisse Abschnitte aus der Hydrographie, die hier gleichfalls eine Stelle hätten finden können, sollen im zweiten Bande, bei Betrachtung der neuesten, noch fortgehenden Bildungen nachgeholt werden. Im zweiten Theile des ersten Bandes wird der präparative Theil der Geognosie folgen, während im zweiten Bande die einzelnen Gebirgsformationen in aufsteigender Ordnung dargestellt werden.

Mit Freuden haben wir das Erscheinen von Naumann's Lehrbuch der Geologie in einer Zeit begrüsst, welche für Wissenschaft und Kunst eine so wenig erspriessliche ist; der Name des bewährten Naturforschers, sein scharfer Blick, sein gesundes Urtheil sind die sichersten Bürgen für die Gediegenheit und Gründlichkeit vorliegenden Werkes, das sich zum Selbststudium, sowie als Compendium bei Vorlesungen in hohem Grade eignet, da auch allenthalben eine reichhaltige Literatur die Quellen, aus denen der Verfasser schöpfte, sorgfältig angibt. — Die Ausstattung ist — wie man dies von der achtbaren Verlagshandlung gewohnt — vortrefflich.

Ancient Sea-Margins, as memorials of changes in the relative level of the sea and land. By Robert Chambers, Esq. Edinburgh: W. & R. Chambers. London: W. S. Orr & Co. 1848. S. VI und 337.

Es gab einst eine Zeit, in welcher die britischen Inseln bis zu einer Höhe von mehr denn 1700 Fuss mit Wasser bedeckt waren. Davon zeugen die weichen Sand- und Gruss-Massen, welche an manchen Stellen — einzelne Meeresmuscheln umschliessend — die älteren Formationen bedecken, und oft in beträchtlicher Erhabenheit über dem Seespiegel getroffen werden. Solche jugendliche Bildungen, zumal aus Sand, Gruss, aus gewöhnlichem Schlamm bestehend, sind über einen bedeutenden Theil der Niederungen Grossbritanniens verbreitet, erreichen jedoch manchmal grosse Höhen, wie in Argyleshire 1200 Fuss, in Wales 1500 Fuss. Fast in jedem Thal Schottlands ziehen die ungeheuren Grussmassen selbst die Aufmerksamkeit eines weniger scharf beobachtenden Wanderers auf sich und erinnern ihn unwillkürlich an die frühere Herrschaft des Meeres in jenen Gegenden. Das Vorhandensein von Meeresmuscheln (in Wales 1700 Fuss über der See) spricht nicht weniger deutlich für eine solche Annahme; überdies gehören die Muscheln Arten an, wie man sie noch jetzt lebend im Meere trifft, ein Beweis, dass in dieser Thierwelt der Gewässer keine bedeutende Veränderung stattfand, seit die Meereswogen den Fuss mancher Berge der britischen Inseln bespülten.

Aber welches waren die Phänomene, welche eine solche Veränderung bewirkten? stieg das Land empor oder senkte sich das Meer? war der Wechsel ein plötzlicher oder ein allmäliger, von manchen Momenten der Ruhe unterbrochener? Hr. R. Chambers — welcher seinen Namen bereits durch meh-

rere Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat — bemerkt, dass er auf die Entscheidung solcher Fragen keineswegs eingehen und sich nicht in dogmatische Erörterungen einlassen wolle, sondern einfach in vorliegendem Werk die Ergebnisse seiner ausgedehnten Forschungen mittheile, welche ihn zu dem Schluss führten: dass alle die zum Theil terassenartig abgelagerten Gebilde Absätze des Meeres seien und dass das Meer in verschiedenen Zwischenräumen nach und nach eine Höhe von wenigstens 1200 Fuss erreichte.

Am häufigsten trifft man solche Ablagerungen gleich breiten Streifen am Meere hinziehend; bald zeigen sie sich mehr sandig, bald mehr thonig, hie und da Schichten mit Meeresmuscheln umschliessend — es sind die in Schottland so wohlbekannten „carses", die „downs" oder „links" Englands. Sie bilden gleichsam den Kranz, den Gürtel um die Insel. Hr. Chambers glaubt, dass nur ein um 44 Fuss höheres Niveau des Meeres alle diese sandigen Streifen, mit wenigen Ausnahmen, bedecken müsste. Eine solche Herrschaft des Meeres würde Grossbritannien der Niederungen um London, Bristol, Liverpool, Newcastle, Glasgow, Aberdeen und Inverness, der Regionen um Portsmouth, Southampton, Chichester u. s. w. berauben. Auf bedeutende Strecken ziehen sich diese „carses" mit stets gleicher Flachheit hin, so dass das Land hier wirklich nicht weniger eben erscheint, als das Wasser. Ein Beispiel bietet die Ebene beim Bristol Channel; die Eisenbahn von Exeter führt (von Ashton Water nach Claverham Court) über einen Raum von 28 Meilen mit einem allmäligen Ansteigen von 4 Fuss.

Von besonderem Interesse ist die Art und Weise, wie sich die Sand- und Gruss-Massen oft terassenartig, vom Fuss des Meeres an, abgesetzt finden. Ein Beispiel gewährt die Südküste der Loch Linnhe in Inverness-shire, wo ein kleiner Fluss, Rie, sich in das Meer ergiesst. Der offene Raum der Mündung beträgt ungefähr eine halbe Meile im Umfang; er ist gänzlich mit Meeresablagerungen erfüllt, welche sich bei näherer Untersuchung terassenförmig abgesetzt zeigen, so dass man eine Terasse 32 Fuss über dem Meere, eine 43 Fuss, eine andere 56, 65 u. s. w. verfolgen kann. — Umstände verschiedener Art machen es wahrscheinlich — obschon sie es nicht unbedingt beweisen — dass gewisse Strecken Grossbritanniens noch zur Zeit, als schon Menschen die Inseln bewohnten, von den Meereswassern bedeckt waren. So tragen einzelne Theile des höheren Plateaus des Carss von Gowrie Namen, in welchen das celtische Wort inch (statt Insel) vorkommt; so z. B. Inchyra, Megginch, Inchmichael, Inchmartin u. s. w. Auch fand man manche Gegenstände, welche für eine solche Annahme sprechen. Vor wenigen Jahren wurde im Boden der Gegend von Megginch ein Bruchstück eines kleinen Ankers entdeckt. Ferner gibt es eine alte Sage, dass am Flaw Craig (einer den Carss zwischen Kinnaird und Fingask überragenden Felsmasse) ehedem ein Ring sichtbar gewesen sei zur Befestigung der Schiffe, als das Meer noch dort herrschte.

Den grösseren Theil vorliegenden Werkes nimmt die Schilderung der örtlichen Untersuchungen ein (S. 30—269), welche Hr. Chambers mit seltener Ausdauer und Beharrlichkeit ausführte; der Raum, welchen er dazu wählte, beträgt gegen neun Breitegrade und umfasst die Ost- und Westküsten Britanniens und das östliche Gestade von Irland. Zahlreiche Holzschnitte erläutern auf sachgemässe Weise die beschriebenen Beobachtungen. Am Schlusse seines interes-

santen Werkes theilt Hr. Chambers noch ähnliche Beispiele aus fremdländischen Gegenden mit und beweist, dass ihm die deutsche und französische Literatur keineswegs fremd sei.

First, second and third annual report on the geology of Vermont. By C. B. Adams. — Burlington; Chauncey Goodrich. 1845—1847. S. 92, 267 & 32.

Es ist erfreulich zu sehen, wie in Nordamerika der Eifer für Mineralogie und Geologie immer mehr zunimmt; von mehreren der einzelnen Staaten besitzen wir bereits ausführliche Schilderungen — wir wollen hier nur der geologischen Beschreibung von Massachusetts durch Hitchcock, jener von Connecticut durch Percival gedenken. So liefert uns vorliegende Schrift ein geologisch-mineralogisches Gemälde des kleinen Staates von Vermont durch Adams, Professor der Chemie und Naturgeschichte. Leider bot die Schilderung dieses Staates keinen so reichlichen Stoff, als die der anderen; der grössere Theil von Vermont ist gänzlich mit Alluvial- und Diluvial-Gebilden bedeckt, die nur wenig interessante Verhältnisse wahrnehmen lassen. Die tertiären, secundären, neueren und mittleren paläozoischen Formationen fehlen durchaus, nur im Thale des Champlain-See erscheinen die älteren Glieder der paläozoischen Gruppe, Kalksteine, Sandsteine und Schiefer, unter welchen besonders der „Trenton-Kalkstein" reich an organischen Resten ist. Dioritische Gesteine bilden häufig Gänge in den ältesten neptunischen Ablagerungen und veranlassten die seltsamen Schichtenkrümmungen und Windungen, welche letztere häufig sich zeigen. Von plutonischen Gebilden finden sich ausserdem noch Glimmerschiefer, Gneiss und Granit. Von metallischen Substanzen kommen namentlich Brauneisenstein, Pyrolusit und Psilomelan in nicht unbedeutender Menge vor. — Es ist zu hoffen, dass auch noch von den anderen Staaten Nordamerikas ähnliche Beschreibungen folgen werden, wie sie nun bereits von Massachusetts, Connecticut, Vermont vorhanden.

Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwickelungsganges der Erde und ihrer Bewohner. Für die Gebildeten aller Stände. Von Hermann Burmeister, Professor der Zoologie in Halle. Dritte Auflage. Mit 228 grösstentheils nach Handzeichnungen des Verfassers von J. Allánson in Holz geschnittenen Illustrationen. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1848. gr. 8. S. VIII & 589.

Bündigere und kürzere Lobreden für ein wissenschaftliches Werk gibt es wohl kaum, als eine dritte Auflage, zumal wenn zwischen der ersten und dritten eine Zeit von kaum fünf Jahren liegt. Möge Hr. Burmeister darin einen Beweis finden, dass nicht allein dem „grösseren Publikum der Gebildeten", sondern auch manchen Fachgenossen seine Schrift Genuss und Belehrung verschaffte. Der Verfasser hat sich eine Aufgabe gestellt, die keineswegs zu den leichtesten gehört — eine Schöpfungsgeschichte auf den Raum von

ein paar hundert Seiten zusammenzudrängen. „Indem ich mein Buch in der Absicht schrieb — so heisst es in der Vorrede — richtige, wahre und von der Wissenschaft als gültig angenommene Kenntnisse über die allmälige Entstehung und Ausbildung des Erdkörpers und der auf ihm ansässigen organischen Bewohner jeglicher Art allgemeiner zu verbreiten, glaube ich den Anforderungen, welche die Zeit an mich machen konnte, Genüge geleistet zu haben, und muss es dem Urtheile der Kenner überlassen, zu entscheiden, wie weit ich meine Aufgabe zu lösen im Stande war. Unbekümmert über die verdächtigende oder verdammende Kritik, welche die Art meiner Auffassung des Gegenstandes von einer gewissen Seite her erfahren hat, berufe ich mich vielmehr, in Hinsicht des Standpunktes, von dem aus ich meine Darstellung versuchte, auf die Stellung der heutigen Koryphäen unserer Wissenschaft, und führe, um nur Einen von allen Anderen zu nennen, Hrn. A. v. Humboldt an, dessen Kosmos durchweg die freie, von allen Vorurtheilen unabhängige, wissenschaftliche Höhe behauptet, nach der auch ich gestrebt zu haben mir bewusst bin."

Wir hoffen und wünschen, dass Hr. Burmeister die Anfeindungen, welche seinem Wirken zu Theil geworden, unbeachtet lassen möge; muss doch jeder Naturforscher, der nicht durch eine bestaubte Brille im Buche der Natur liest, der mit Offenheit manche Irrthümer und falsche Schlüsse früherer Zeiten anerkennt, auf Verdächtigungen Jener rechnen, die mit aller Macht an den von Alters hergebrachten, mit ihnen selbst alt gewordenen Lehren hängen. Wir können hiebei Hrn. Burmeister nur die ihm wohlbekannten Worte des berühmten Verfassers des Kosmos zurufen: Die dogmatischen Ansichten der vorigen Jahrhunderte leben nur fort in den Vorurtheilen des Volkes und in gewissen Disciplinen, die, in dem Bewusstsein ihrer Schwäche, sich gern in Dunkelheit hüllen!

Es wäre ein gewagtes Unternehmen, auf dem uns hier zugemessenen Raume einen Auszug zu geben von der reichlichen Fülle, die uns der Verfasser bot; wir beschränken uns darauf, eine Uebersicht des Inhaltes mitzutheilen, welche zugleich am besten den Plan zeigt, welcher befolgt ward. Das ganze Werk ist in 28 Abschnitte eingetheilt, und diese enthalten: 1. Gegenstand der Betrachtungen; Methodik. Theorieen der Erdbildung. Neptunismus und Vulkanismus. 2. Mechanische Wirkungen des Wassers in der Gegenwart, untersucht an den Flüssen, Seen und am Meere. 3. Chemische Wirkungen der Gewässer in der Gegenwart. Einfluss der Atmosphäre. 4. Wirkungen des Feuers. Wesen desselben. Qualitätszustände der Materie überhaupt. Eigenschaften der vulkanischen Auswurfsmassen. 5. Eigenschaften der Vulkane. Ausbrüche. Verschiedenartige Eruptionsstoffe. 6. Erdbeben, ihre Ursachen und Wirkungen; stehen im Zusammenhange mit Vulkanen. 7. Ausbreitung der Vulkane über die Erdoberfläche; Folgen daraus. 8. Temperatur des Erdkörpers in der Tiefe. Spezifisches Gewicht desselben. 9. Theorie der Erdbildung. 10. Folgen aus dieser Theorie. Neigung der Schichten. Relatives Alter der Gebirge. 11. Abnorme und normale Gesteine. Wirkungen der abnormen auf die normalen. Metamorphismus. 12. Lagerungsfolge und Zahl der neptunischen Schichten. Versuche, sie in grössere Gruppen oder Formationen einzutheilen. Primäre Flötzgebilde. 13. Secundäre Flötzgebilde.

(Schluss folgt.)

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

14. Tertiärgebilde. Gruppe der Geschiebe. Gegenwärtige Bildungen. 15. Reihenfolge der Gebirgserhebungen. 16. Perioden der Schöpfung. 17. Organisation, ihr Wesen und ihre Bedingungen. 18. Pflanzen und Thiere, ihre Eigenthümlichkeiten und Unterschiede. 19. Unterschiede der materiellen Grundformen im Pflanzen- und Thierreich. System der Gewächse. 20. System des Thierreiches. Glieder- und rückgratlose Thiere. 21. Gliederthiere. 22. Rückgratthiere. 23. Geographische Unterschiede der Organismen in der Gegenwart. 24. Organisation der ältesten Erdschichten bis zum Zechstein. 25. Organisation der secundären Formationen. 26. Organisation der tertiären und secundären Formationen. 27. Rückblick auf die antediluvianischen Epochen Deutschlands und die Organisation im Allgemeinen. 28. Der Mensch, das jüngste Geschöpf der Erde.

Schliesslich können wir nicht umhin, dem Hrn. Verleger für die in jeder Beziehung reiche Ausstattung des Werkes unsern Dank zu sagen: die vielen (228) Holzschnitte, sowie Druck und Papier sind vortrefflich.

G. Leonhard.

Versuch einer Münzgeschichte des Elsasses. Von Aug. Freiherrn von Berstett. Mit 14 Kupfertafeln der vorzüglichsten Münzen. Freiburg im Breisgau. Gedruckt und in Commission bei Adolph Emmerling, VI und 99 Seiten in 4.

Mit der Anzeige oben genannten Werkes in diesen Jahrbüchern glaubt Ref. eine vaterländische Pflicht zu erfüllen, obwohl er von vorneherein gestehen muss, der Umfang seiner eigenen Studien in diesem Zweige geschichtlicher Quellenforschung sei nicht so gross, dass er dem Hrn. Verf. in alle Einzelnheiten seiner reichen Forschung prüfend, beurtheilend und ergänzend folgen könnte Doch glaubte er die Anzeige nicht länger verschieben zu dürfen. Wer schon in ähnlichen, so ins Einzelne dringenden Forschungen sich bewegt hat, weiss, dass auch anscheinend unerhebliche Beiträge immerhin willkommen sind, und wenn der Verf. gleich in den engeren Kreisen der Kenner der Numismatik verdiente Anerkennung gefunden hat, so dürfte ihm doch diese Gelegenheit, in den grössern Kreisen der Leser dieser Jahrbücher, die sich um das Studium der vaterländischen Geschichte als Forscher oder Freunde annehmen, bekannter zu werden, nicht unerwünscht sein.

Was zuvörderst seine Forschung überhaupt betrifft, so ist dieselbe auf eine mehr als fünfzigjährige eigene Sammlung gegründet und verdient um so ehrendere Anerkennung, als das Material sowohl als die Verarbeitung desselben ihm grösstentheils zu verdanken ist. Die Münzsammlung des Freiherrn von Berstett darf nämlich in Beziehung auf die Münzstätten des obern Rheingebietes auf den Ruhm möglichster Vollkommenheit Anspruch erheben. Mit wie vielen Opfern an Zeit und Geld sie zusammengebracht wurde, mag derjenige ermessen, der den Preis kennt, welcher geboten wurde, als der würdige Greis am Abende seiner Thätigkeit zu der Trennung von dem theuer gewordenen Schatze sich entschloss. Wir bemerken dieses, weil der Unterschied uns gross genug dünkt, ob ein solcher Autodidakt oder etwa der Vorsteher einer grossen Staatssammlung mit einem ähnlichen Werke hervortrete.

Der Verfasser leitet zu seiner Arbeit durch eine gedrängte Geschichte des Elsasses ein; diese geht von der ältesten, galloceltischen Zeit bis zur Unterwerfung unter die Krone Frankreichs. Sie ist zum Verständnisse des Folgenden genügend, nur war die Abtrennung des Elsasses vom Gesammtherzogthum Alemannien in der zweiten Hälfte des VII. Jahrhunderts durch Gudonius und die Ethichonen (vgl. Strobel Gesch. des Elsasses I. 114) klarer zu erwähnen, da man nach der Darstellung des Verf. in den Irrthum gerathen könnte, entweder die altalemannischen Herzoge Leutharis, Butilin, Leutfried, Uncilen, Conzo, Leutharis II. nur dem Elsasse, oder aber ganz Alemannien den Ethichonen zuzutheilen. Freilich ist zunächst für die Münzgeschichte die Sache von untergeordneter Bedeutung, denn da das letztere Geschlecht in grösserer Abhängigkeit von den fränkischen Königen oder ihren Majores domus blieb, so dürften von ihm elsassische Münzen kaum zu erwarten sein.

Es folgt sofort (S. 4—96) die Aufzählung der Städte, Behörden und Körperschaften, welche Münzrecht hatten, oder den Besitz desselben vermuthen lassen, in alphabetischer Ordnung, mit Aufzählung der dem Verf. durch Autopsie oder aus andern Werken bekannten Münzen. In diesem Verzeichnisse nun fehlt Breisach, da durch den Durchbruch des jetzigen Thalweges und die Versandung des rechten Armes des alten Rheins die Stadt vom Elsasse geographisch abgetrennt wurde. Freilich fällt Letzteres in eine Zeit, da man schon Münzen, zu Breisach geschlagen, erwarten durfte. Da der Verfasser aber die Breisacher Münzen in der badischen Münzgeschichte behandelt, so haben wir bei der Anzeige dieses Werkes Gelegenheit, darauf zurückzukommen.

Von den Münzen selbst sind die Römischen und Celtischen ausgeschlossen; die Bracteaten und Hohlpfennige zum Theil in einen kurzen Nachtrag zusammengefasst. Was nun die erstern betrifft, so stimmen wir gerne mit dem Verfasser überein; denn wenn gleich römische Kaiser in Gallien münzten, so unterliegt die Nachweisung der Münzstätten doch eigenen Schwierigkeiten. Wenn aber trotz der häufigen Auffindung celtischer Münzen im Elsasse der Verf. die Münzkunde noch nicht so weit vorangeschritten erachtet, dieselben einzelnen Städten oder Districten zuzuweisen, so glaubt Referent, dass durch das classische Lelewel'sche Werk über die Galloceltischen Münzen und die demselben beigegebene Münzkarte man in den Stand gesetzt sei, selbst mit der Einreihung der stummen Münzen zu beginnen. Für die Hohlpfennige endlich und die Münzen des Mittelalters überhaupt konnte der Verfasser die später

erschienene Arbeit des Dr. Meyer in Zürich noch nicht benützen, sonst wäre gewiss auch hier Manches eingereiht worden, was da und dort noch der Vermuthung freigegeben wurde.

Die Aufzählung der einzelnen Münzen geschieht in alphabetischer Reihe der Prägorte, unter denen auch solche Städte, Klöster, Stifter aufgeführt sind, von denen keine Münzen sich vorfinden. (So z. B. Altdorf.) Unnöthig schien dem Ref. die Anführung solcher Orte, von denen nur angegeben ist, dass ihnen das Münzrecht nicht gestattet war (wie S. 5. Andlau.). Mit vollem Rechte sind dagegen, unseres Bedünkens, solche Städte im Verzeichnisse aufgeführt, welche Gelegenheit zu anderwärtiger Prägung von Münzen gaben, wie (S. 6.) Befort, auf dessen Eroberung zur Zeit der Fronde zu Paris eine Schaumünze geprägt wurde.

Jeder Stadt, Dynastie oder Körperschaft gibt sodann der Verfasser eine kurze Geschichte bei, die auch den Laien leicht zum Verständnisse der behandelten Münzen leitet.

Was die einzelnen Münzstätten betrifft, so eröffnet Colmar die Reihe mit einer Gold-, eilf groben Silber-Münzen und eilf kleinern Münzsorten. Hieran reihen sich die Münzen der Landgrafen des Elsasses. Die des obern Elsasses bringen nur Münzen des Habsburgischen Hauses und beginnen — mit Ausnahme einer einseitig geprägten, stummen, die dem XIV. Jahrhundert angehören dürfte, erst mit Ferdinand (während der Regierung Carl V.). Ob von den frühern Habsburgern, ob von den ihnen vorangehenden Landvögten, z. B. Hermann (aus dem Hause von Geroldseck b. 1282) keine Bracteaten oder Hohlpfennige zu erwarten seien, lässt der Verf. dahingestellt sein; wir werden in Betreff des Letztern weiter unten auf diese Frage zurückkommen. Auch von Niederelsass, welche Landgrafschaft von den Grafen von Werd an die von Oettingen gelangte und von diesen käuflich an die Bischöfe von Strassburg gedieh, werden keine Münzen aufgeführt, obgleich der Verf. S. 14 die Wahrscheinlichkeit zugibt, dass von den im Elsasse so häufig vorkommenden stummen Pfennigen welche hieher gehören. Jedenfalls dürfte die Aufmerksamkeit der Forscher sich vorzüglich hieher richten. — Landau, welche Festung so oft der Zankapfel beider Nationen im spanischen Erbfolgekrieg war, gab Gelegenheit zu mehreren Belagerungs- und Eroberungs-Münzen, so von Melac, von dem durch die Süss'sche Affaire auch ausser dem Kreise der Geschichtskundigen bekannten schwäbischen Achilles, Herzog Alexander von Würtemberg (S. 22—24). Diese Noth- und Belagerungs-Münzen überhaupt haben auch für die Methode geschichtlicher Studien so grossen Werth, dass Ref. hier den Wunsch nicht unterdrücken kann, der Verf. möchte noch die Musse finden, ein Werkchen über sämmtliche deutsche Noth- und Belagerungsmünzen mit geschichtlicher Einleitung ausgehen zu lassen.

Es folgt sodann die beträchtliche Reihe Lichtenbergischer Münzen, jedoch erst von den Rechtsnachfolgern des 1450 im Mannsstamme erloschenen Dynastengeschlechts auf den Vogesen, den Grafen von Hanau Lichtenberg. (S. 27—34.) Von den alten Freiherren, die zugleich Schirmvögte des Bisthums Strassburg waren, räumt der Verf. (S. 25) die Möglichkeit der Prägung stummer Pfennige ein, ohne jedoch bestimmte Exemplare denselben zusprechen zu wollen.

Ebenfalls sehr reich und für süddeutsche Specialgeschichte bemerkenswerth ist das Münzverzeichniss der alten Fürstabtei Murbach, zu welcher 1543 die Abtei Lüders in Burgund geschlagen wurde, um den Tisch der Bischöfe von Strassburg zu bereichern, denn diese oder ihre Anverwandten finden wir vom XVII. Jahrhundert an als Aebte daselbst. So von letztern Felix Egon, Graf von Fürstenberg, Neffen der Bischöfe Franz und Wilhelm von Strassburg. Allein ob die S. 42 beschriebene stumme Hohlmünze mit dem Fürstenbergischen Adler diesem Abte zuzuschreiben sei, möchten wir bezweifeln, da der junge Prälat die wenige Zeit, welche er gesund war, diplomatischen Geschäften opferte, wie er denn auf einer Gesandtschaftsreise nach England, dem Capitelsbuche der Abtei zufolge, in Cöln starb. (S. d. Ref. Fortsetzung der Gesch. des Hauses und Landes Fürstenberg von E. Münch Bd. IV. S. 415.)

Der anziehendste Abschnitt des Werkes ist wohl (S. 47—59) Strassburg, Bisthum und Stadt. Noch vor den bischöflichen Münzen werden die Merovinger, Carolinger, Sächsischen und Fränkischen Kaisermünzen aufgeführt, die zu Strassburg geschlagen wurden. (S. 52—55.) Die Reihe der bischöflichen beginnt mit Erkenbold (965—990) und schliesst für das Mittelalter mit Odo (1100), da die Hohlpfennige, welche um diese Zeit beginnen, noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen sind. Dass aber eine Nachforschung, auf diesen Punkt gerichtet, nicht ohne Ergebniss sein werde, zeigt der Umstand, dass erst Bischof Wilhelm 1298 das Münzrecht der Stadt theilweise überliess. Folgen sodann die Denare, Gold- und groben Münzsorten von Rupprecht von der Pfalz (1440) bis auf den vorletzten Bischof, Louis Cardinal de Rohan (1773). — Auch die Münzen der Stadt zeigen grosse Mannigfaltigkeit. Von den gangbaren gehen die Pfennige vom XIV. bis zum XVII. Jahrhundert, sodann folgen die Kreuzer, Plapperte, Groschen, Schillinge und die grössern Münzsorten bis zum Goldgulden und Dukaten.

An diese gängen Münzsorten reiht sich eine bedeutende Zahl von Schaumünzen der Stadt, theils auf die Universität, auf die Reformation, auf Eidgenossenschaften und andere Veranlassungen geschlagen, theils Familienmünzen berühmter Strassburger u. s. f. Von letztern nun glaubt Ref., dass noch bedeutende Nachlese gehalten werden könne, wenn er bedenkt, wie zahlreich in andern Städten die edeln Geschlechter geprägt, wie leicht die geringe Anzahl der geprägten Stücke durch Verwandte in ganz ferne Länder kamen, wie leicht sie verschleudert wurden. Von jenen will Ref. nur einen Nachtrag machen, den einer Münze, deren Stempel Grieshaber in Rastatt fand und im I. Hefte des badischen Alterthumsvereins mit der Nachweisung bekannt machte, dass die Medaille wirklich geprägt wurde. Sie ist zur Feier der von den Franzosen 1678 bei Rheinfelden, an der Kinzig, bei Strassburg erfochtenen Vortheile und stellt Ludwig XIV. auf einem Viergespann als Imperator mit der Umschrift dar: De Germ. ad Rhenof. ad Kinzam fl. ad Argent. MDCLXXVIII.

Den Schluss des Verzeichnisses bilden die Städte Thann, Weissenburg und Zabern. Bei letzterm Orte führt der Verf. eine Münze an, deren Umschrift Tapernia er auf Elsass-Zabern bezieht, während Mader zwischen diesem und Rheinzabern schwankt. Die Umschrift der Rückseite liest Hr. v. Berstett D(ux) ERN(estus) und bezieht sie auf den unglücklichen, im deut-

schen Volkslied gefeierten Sohn der Gisela (1015—1030), und in der That ist man nach der Abbildung (Taf. XIII. No. 284a) geneigt, ihm unbedingt beizustimmen. Ref. aber ist der Ansicht, dass hier die Phantasie den Verf. zu weit geführt habe, welcher (S. 95) „ein ziemlich abgewetztes" Exemplar vor sich hatte. Ref. weiss nun zwar nicht, ob damit das in der F. Fürstenbergischen Sammlung zu Donaueschingen befindliche Stück gemeint sei, kann aber den Leser versichern, dass letzteres gut genug erhalten ist, um gegen Herrn . B's Vermuthung erheblichen Zweifeln Raum zu geben. — Die ganz treue Abbildung des letztern Exemplars befindet sich in v. Pfaffenhoffen's Münzen der Herzoge von Alemannien, Taf. V. Fig. 1.

Als Nachlese des ganzen Werkes werden (S. 96—99) mehrere Halb-Bracteaten und Pfennige angeführt und beschrieben, welche der Verf., da sie gar häufig im Elsasse gefunden werden, diesem Lande vindiciren zu müssen glaubt. Ref. theilt diese Ansicht, ja er ist z. B. ganz überzeugt, dass der S. 97 beschriebene, Taf. XIII No. 287 abgebildete Pfennig, der auf der Vorderseite einen Ritter, in der Rechten eine Fahne, in der Linken einen grossen dreieckigen Schild mit Querbalken tragend hat, Niemanden zugeschrieben werden könne, als dem schon oben erwähnten Landvogte des obern Elsasses, Hermann von Geroldseck. Die Münze No. 286 mit dem Bischofskopfe, welche fast gleiche Rückseite hat, wäre alsdann seinem Bruder, dem Bischof Walther zuzuschreiben. Der Charakter des Gepräges, welcher auf die Mitte des XIII. Jahrhunderts ganz gut passt, scheint diese Ansicht zu bestätigen. — Was den Rest dieser Münzen betrifft, die dem Anscheine nach sämmtlich dem XI.—XIV. Jahrhundert angehören, so wagen wir so wenig, als der Verf., dieselben einzelnen Dynasten, als Kirchenvögten, oder einzelnen Stiftern zuzuweisen. Nur die eine Bemerkung sei als Fingerzeig weiterer Nachforschungen uns zu machen erlaubt, dass nämlich manchmal früher geprägt wurde, als eine Münzberechtigung urkundlich vorkommt. Wir wollen ein Beispiel anführen, welches wir der Anzeige des Werkes unseres Verf. über die badischen Münzen zum Voraus entnehmen, da es demselben wohl bekannt ist. — Die Bischöfe von Basel erhielten nach der allgemeinen Annahme und dem Zeugnisse von Wurstisens Basler Chronik das Münzrecht 1149 unter Bischof Ortlieb. Nun aber hat v. Pfaffenhoffen Münzen der Bischöfe Theodorich (oder Bruno, Graf v. Egisheim, 1041, nachmals Papst Leo IX.), Adalrich (1025) und wahrscheinlich von Theodorichs Nachfolger Berengar entdeckt, welche v. Berstett selbst — freilich ohne Nennung des Entdeckers, wozu Ref. hier sich verpflichtet und berechtigt glaubt — in Leitzmanns numismatischer Zeitschrift bekannt gemacht. Wir führen, Herrn v. Pfaffenhoffen die weitere Begründung seiner Entdeckung anheimstellend, die Sache an, damit bei etwaigen neuen Funden der Forscher durch etwaige Widersprüche anderer Nachrichten mit seiner Vermuthung sich nicht gleich abschrecken lassen möge.

Der Verf., von dessen Forschung wir mit grösster Hochachtung uns trennen, soll einen Nachtrag zu dem Werkchen herausgegeben haben; Ref. bedauert, es nicht zu Gesichte bekommen zu haben; — vielleicht wäre manche seiner Bemerkungen überflüssig geworden. Er schliesst mit dem Wunsche, dass diese, allerdings ziemlich späte, Anzeige zur Erfüllung des Wunsches beitrage, welchen der Verf. am Schlusse ausspricht: „Möge die Bekanntmachung

dieser Münzen den Liebhabern der Numismatik Anlass geben, um auch ihrerseits weitere Andeutungen zu veröffentlichen und eine bestimmte Nachweisung zu ermitteln." „Vires unitae agunt!"

Rastatt, im Januar 1849. **Fickler.**

Lateinische Sprachlehre, zunächst für Gymnasien bearbeitet von Dr. Ferd. Schultz (Dir. des königl. kathol. Gymnasiums zu Braunsberg). Paderborn 1848. Verlag von Ferd. Schöningh.

Diese Grammatik stimmt sowohl in der äussern Form des Druckes, als in dem Umfange der Seitenzahl und auch in der Darstellungsweise im Allgemeinen mit der Zumptischen ziemlich überein, und ist — wie der Verf. in der Vorrede sagt — aus dem Unterrichte und den schriftlichen grammatischen Vorträgen desselben in den obern Gymnasialklassen hervorgegangen. Sie macht keine Ansprüche darauf, Neues zu bieten, und sucht also wohl ihren Werth in der Anordnung und in der Darstellungsweise des Einzelnen. Wenn wir nun in Beziehung auf die Darstellungsweise dem Verf. meistens eine verständliche Klarheit beilegen, die sich auch selten in Weitschweifigkeit verliert, so wird sich daraus folgern lassen, dass das Buch eine Tugend hat, durch die es für den Schulgebrauch sich empfiehlt, und mancher andern Grammatik vorzuziehen ist. — Was aber die Anordnung des Stoffes im Allgemeinen betrifft, so scheint diese weniger sachgemäss, und lässt Vieles zu wünschen übrig. Wohl hat der Verf. nicht, wie Zumpt, eine sogenannte Syntaxis ornata, sondern, was in der Zumptischen Syntaxis Ornata steht, ist von ihm in den betreffenden Abschnitt, dem es verwandt ist, eingereiht worden. Man hat jetzt diese Syntaxis Ornata aus den lateinischen Grammatiken verdrängt, und sie verdankt vielleicht auch in der Zumptischen Grammatik nur dem Umstande ihre Stelle, dass in der Zeit, als Zumpt die Bröderische Grammatik verdrängte, sie gleichsam durch das gewohnte Herkommen sich behauptete, und bei späteren Ausgaben die Einschaltungen des in der Syntaxis Ornata Behandelten an andern Stellen oder die Verschmelzung des dort Gesagten mit den vorhergehenden Abschnitten mehrfache Schwierigkeiten für den Gebrauch älterer Ausgaben neben den neuern dargeboten hätten. Wir wollen gar nicht in Abrede stellen, dass die Syntaxis Ornata der lateinischen Grammatik eine an sich falsche Benennung oder ein falscher Begriff ist, indem in derselben sowohl bei Zumpt als bei den älteren Grammatikern Vieles vorkommt, was gar nicht zu den Ornamenten der Ausdrucksweise, sondern vielmehr zu der allein richtigen Gestaltung einzelner Satzglieder gehört. Aber ebenso wenig dürfen wir wohl in Abrede stellen, dass die Syntaxis Ornata nicht blos im alten Herkommen begründet war, sondern dass sie auch eine praktische Seite hat, die für den Schulgebrauch noch jetzt nicht eben verschwunden ist, sondern eine gewisse Geltung behauptet. Es ist nämlich eine ausgemachte Sache, dass eine Grammatik, wenn nicht durch alle, doch durch mehrere Klassen einer Schule hindurch gehen muss, und dass auch in den meisten Schulen, wie sie jetzt eingerichtet sind, nicht in einer Klasse die ganze Grammatik durchgenommen werden kann. Praktisch ist es

daher, wenn die Grammatik so abgetheilt ist, dass die einzelnen Abschnitte der Syntax so aufeinander folgen, dass sie sich in geeigneter Weise unter die verschiedenen Klassen vertheilen lassen, und namentlich das Schwierigere oder das seltener Vorkommende sich in dem letzten Cursus der Syntax zusammenfindet. Dies wird durch die sogenannte Syntaxis Ornata erzielt, und darum möchten wir einer solchen Abtheilung das Wort reden, wenn wir auch den Namen, den man dazu wählte, für den jetzigen Standpunkt des grammatischen Unterrichts als durchaus unstatthaft erklären. Aus dem Gesagten ergibt sich schon, dass Ref. der Zumptischen Eintheilung der Syntax eher Beifall geben möchte, als der von Hrn. Schultz befolgten, um so mehr, als die des letztern auch an und für sich betrachtet durchaus nicht auf eine streng systematische oder wissenschaftliche Methode Anspruch machen kann, sondern vielmehr die Zumptische Anordnung des Ganzen zu Grunde gelegt zu haben scheint. — Nach dem Verf. nämlich zerfällt die Syntax in vier Abschnitte. Der erste handelt von der Uebereinstimmung der Satztheile, oder enthält nach der alten Benennung die Lehre von der Congruenz, die in zwei Capiteln die Verbindung des Subjects und Prädicats, dann das Attribut, die Apposition und die näheren Bestimmungen vermittelst des Demonstrativs und Relativs erörtert. — Der zweite Abschnitt handelt von der Bedeutung und dem Gebrauche der Nominalformen (syntaxis casuum); der dritte von der Bedeutung und dem Gebrauche der Verbalformen (syntaxis verbi); der vierte enthält die Lehre vom Satzbau (von der Wortstellung und dann von der Satzverbindung, Satzstellung und dem Periodenbau). In diesem letzten Abschnitt ist noch ein Capitel eingereiht: über einige sprachliche Unregelmässigkeiten und Eigenthümlichkeiten, worin die sogenannten grammatischen und rhetorischen Figuren (Syllepsis, Ellipse, Pleonasmus, Anakoluthie etc.) erörtert werden. Hierauf folgen vier Anhänge: Verslehre, Kalender, römisches Gewicht, Geld und Maass; Verzeichniss der wichtigsten Abkürzungen. — Die vier Hauptabschnitte stimmen zwar in den Ueberschriften nicht völlig mit den in der Zumptischen Grammatik aufgestellten Eintheilungen überein, wenn wir sie jedoch im Einzelnen dem darin behandelten Stoffe nach mit Zumpt vergleichen, so ergibt sich klar, dass in der ganzen Anordnung der Syntax, mit Ausnahme der oben erwähnten Syntaxis Ornata, wie schon gesagt, die Zumptische Grammatik gleichsam zu Grunde gelegt ist. Und daher ist es natürlich, dass manche Unebenheiten, die auf der Zumptischen Eintheilung beruhen, auch in dieser Grammatik sich finden; wie z. B. dass von dem Bau und den Eigenthümlichkeiten der directen Fragesätze nicht sowohl in der Syntax die Rede ist, als vielmehr in der Formenlehre, wo unter den Conjunctionen die Fragepartikeln behandelt werden. Die indirecten Fragen dagegen kommen in der Lehre vom Conjunctiv vor, und haben in der Syntax ihre Stelle gefunden. Dabei hat Zumpt noch den Doppelfragen bei den indirecten einen Platz eingeräumt; aber bei dem Verf. erscheinen consequent die Doppelfragen in der Formenlehre bei den Partikeln, die zu diesen Fragen gehören. Während non modo und non modo non bei Zumpt in der Syntaxis Ornata erörtert wird, fällt es bei dem Verf, auch in die Formenlehre zu den andern Partikeln; wogegen nedum und solche, die auf den Modus des Verbi influiren, alle in der Syntax beim Conjunctiv ihre Würdigung erhalten. Dergleichen nach der Ansicht des Ref. nicht zu billigende Anordnungen hat der Verf. mit der in ihrer Weise als

trefflich anerkannten Grammatik von Zumpt gemein, und geht seinem Vorbilde so weit nach, dass selbst noch der vom Verleger der Zumptischen Grammatik ganz am Ende gegebene Anhang der gereimten Geschlechtsregeln, und einige Versus memoriales auch bei der Schultzischen Grammatik hinter dem Register ein Anhängsel bilden.

Wir würden übrigens dem Verf. Unrecht thun, wenn wir hieraus schliessen wollten, dass er sich blos an Zumpt gehalten habe. Er hat in vielem Einzelnen ganz selbständig gearbeitet, ist reicher an Beispielen als Zumpt, obwohl sich nicht in Abrede stellen lässt, dass Manches bei Zumpt klarer und richtiger dargestellt ist als bei dem Verf. — So ist zum Beispiel die Lehre von der Uebereinstimmung der Apposition mit dem dazugehörigen Worte bei Zumpt durch die Hinweisung auf die Uebereinstimmung des Prädicats mit dem Subjecte weit kürzer und richtiger erörtert, als durch die mehrfachen, den Anfänger nur verwirrenden Beispiele der hieher gehörigen Wortverbindung, wie sie der Verf. §. 245 in den Anmerkungen aufführt.

Und wenn der Verf. ferner §. 248 Anmerk. 2 sagt: regem esse heisse König sein, und es stände dabei das Subject im Accusativ; so hat er übersehen, dass König oder regem in diesem Satzverhältniss nicht Subject ist, sondern Prädicat zu esse; und dass deswegen das Beispiel regem esse (wenn es heissen soll König sein) gar nicht in den Zusammenhang des dort Gesagten passt, sondern zu felicem putari etc. gehört, wovon später die Rede ist. — Zumpt hat das Beispiel regem esse in ganz anderem Zusammenhang (§. 600, Anm. 1) richtig aufgeführt.

In der Lehre von der Unterscheidung der Tempora und besonders der Modi hat der Verf. zu weitläufige Erörterungen, die sich zum Theil in's Vage verlieren, und minder passend für eine Schulgrammatik sind. Zumpt geht dabei viel präciser und praktischer zu Werke.

Dagegen hat der Verf. über die Verbindung von Adjectiven mit Eigennamen §. 303 ganz treffende Bemerkungen und Beispiele, die, wenn Ref. nicht irrt, bei Zumpt nicht vorkommen. Ebenso über die Verbindung zweier Substantiva mittelst einer Präposition oder mittelst eines andern Casus Obliquus, der das Object (anstatt eines Genitivs) bezeichnet. Nur hätten unter den angeführten Beispielen in einer Schulgrammatik die Objects-Accusative des Plautus fehlen dürfen, oder sie sollten in einer besondern Anmerkung abgesondert von den Ciceronianischen Beispielen stehen.

Wenn Ref. nach der Form des Buches für sachgemäss hielt, dasselbe insbesondere mit der Zumptischen Grammatik zu vergleichen, so fand er sich dazu theils durch äussere, theils durch innere Aehnlichkeiten veranlasst, welche beide Bücher mit einander gemein haben Er glaubt indessen nicht, dass diejenigen Lehrer, die sich in ihrem Lehrgange ganz in die Zumptische Grammatik eingefunden haben, so viel Besseres und Zweckmässigeres hier finden werden, dass sie zu einem Tausche sich leicht veranlasst sehen.

In Beziehung auf die äussere Form des Druckes ist noch die Unbequemlichkeit zu erwähnen, dass das Buch ziemlich lange Paragraphen hat, und dass diese nicht neben am Rande, sondern nur in der Mitte der Zeilen bei der Ueberschrift oder als Ueberschrift stehen. Dadurch wird das Nachschlagen sehr

erschwert, und es hätte wenigstens die Zahl der Paragraphen noch neben an der Seite bei der Angabe des Kapitels angefügt werden sollen.

An die Anzeige dieser Grammatik will Ref. noch folgende kurz anreihen:

Lateinische Schulgrammatik von Dr. G. Billroth. Dritte Ausgabe, besorgt von Dr. Friedr. Ellendt, Director des königlichen Gymnasiums zu Eisleben. Leipzig 1848. Weidmann'sche Buchhandlung.

Es ist dies Buch so weit bekannt, und hat sich bereits in einem solchen Kreise Anerkennung erworben, dass eine weitläufigere Anzeige nicht nöthig ist. Es kann nur angenehm ansprechen, dass auch bei der neuen Erscheinung sein Volumen nicht bedeutend erweitert erscheint, und Ref. stimmt dem Herausgeber gerne bei, dass bei unsern Schulbüchern das griechische Sprichwort mehrfach Beherzigung verdient: μέγα βιβλίον μέγα κακόν. — Durch das Streben, die möglichste Kürze und Schärfe in der Fassung der Regeln zu bewerkstelligen, wurden in dieser Ausgabe, wie der Herausgeber sagt, eine sehr grosse Anzahl von Stellen geändert. „Nächstdem haben die Abschnitte über den Gebrauch der Präpositionen und die coordinirten Sätze, insbesondere rücksichtlich der richtigen Anwendung der Partikeln, erhebliche Zusätze erfahren, und die Lehre von der Wortstellung und dem Periodenbau und die Metrik erscheinen in ganz veränderter Gestalt.“ — In der Anordnung des Stoffes wurden keine Aenderungen vorgenommen. Dies ist für den Zweck des Buches um so sachgemässer, als die Billroth'sche Anordnung — wenn wir auch nicht ganz mit derselben einverstanden sind — doch eine grössere übersichtliche Klarheit bietet, als viele andere gangbare Lehrbücher.

Ref. erlaubt sich nur einen Punkt zu erwähnen, der jetzt von verschiedenen Grammatikern verschieden betrachtet wird, nämlich die Doppelfrage mit num — an. — Während Kritz in der Parallel-Grammatik (S. 440 Zusatz 1) so wie Zumpt (in der neunten Ausgabe) diese Fragen nicht als Doppelfragen anerkennt, da sie doch die schärfste Disjunction bilden, sagt Ferd. Schultz (§. 203, Anmerk. 3), dass derlei Fragen selten und fast nur bei Dichtern vorkämen. Herr Ellendt hat dagegen dieser Frageweise unverrückt nach den Fragen mit utrum — an ihre Stelle belassen, und dieselbe durch die zwei schon von Ramshorn aufgeführte Ciceronianische Stellen belegt. Da aber die indirecte Doppelfrage mit num — an, welche Ramshorn noch anführt, aus Cic. Lael. 8, 26, schon von C. Beier und Orelli mit utrum — an gelesen wird, so möchte wohl hier auch in einer Schulgrammatik die Bemerkung nicht fehlen dürfen, dass num — an in indirecten Doppelfragen zu vermeiden sei. Der Grund dieser Erscheinung liegt vielleicht darin, dass num in rhetorischen Fragen, die mit einer gewissen Emphase vorgetragen werden, zwar sehr gewöhnlich ist (Reisig §. 276), und dabei die negative Bedeutung zu verlieren pflegt, aber da dieses Verschwinden der negativen Bedeutung in einer Doppelfrage weniger zulässig ist, sondern vielmehr in der geradezu als Frage hingestellten Disjunction sich behauptet, so scheint dagegen diese schärfere Entgegensetzung der Verneinung und Bejahung in einer abhängig hingestellten oder indirecten Doppelfrage minder statthaft zu sein. — Ueber aut in Doppelfragen dürfte sich auch in eine Schulgrammatik noch die Erwähnung des Falles eignen, wo in

sogenannten Nominalfragen, die mit quis, quid, cur etc. gebildet sind, auch bei wirklich disjunctiven, nicht blos angehäuften Fragen aut oder aut non steht, wie z. B. perspicuum est, quid iis faciendum sit, aut non faciendum. Cic. fin. IV, 17, 46 oder ve in: quid faciendum fugiendumve sit, Cic. off. I, 28, 101 (Feldbausch Schulgrammatik, 3. Aufl. §. 613).

Ungern hat Ref. auch in dieser Ausgabe ein Register vermisst, was der Herausgeber wohl in nicht allzugrosser Ausdehnung einer spätern Ausgabe beizufügen oder von geübter Hand anfertigen zu lassen sich entschliessen wird.

Das Satyrspiel. Nach Maassgabe eines Vasenbildes dargestellt von Friedrich Wieseler. Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht; 1848. 208 S. in gr. 8.

Diese Schrift, welche in einem, den Göttinger Studien entnommenen, besondern Abdruck vor uns liegt, gibt eine umfassende, ja man kann sagen, erschöpfende Darstellung Alles dessen, was auf das Satyrspiel, zunächst von seiner äussern Seite aus betrachtet, sich bezieht, und indem sie dazu die Veranlassung von einem im Jahre 1836 entdeckten Vasenbilde nimmt, dessen Erörterung die Grundlage und gewissermassen den Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung dieser scenischen Alterthümer des Satyrspiels und, in manchen Beziehungen, des gesammten Bühnenwesens der Griechen bildet, zeigt sie aufs Neue, wie Vieles für die allseitige und richtige Auffassung des hellenischen Drama's überhaupt, im Allgemeinen wie im Einzelnen, aus der näheren Betrachtung der Kunstwerke gewonnen werden kann: was wir insbesondere diejenigen zu bedenken bitten, welche die Betrachtung und Untersuchung der Werke alter Kunst als Etwas, was ausserhalb des nächsten Kreises der Philologie liegt, ansehen und damit nur beweisen, dass sie von ihrer eigenen Wissenschaft einen sehr beschränkten Begriff haben. Das Satyrspiel ist in den neuesten Zeiten mehrfach Gegenstand gelehrter Forschung gewesen, welche zunächst die innere Seite dieses den Griechen eigenthümlichen Zweigs des Drama's befasst und hier über den Inhalt solcher Satyrspiele, über Anlage und Behandlung u. s. w., über Zweck und Bestimmung manche schätzenswerthe Aufschlüsse gebracht hat, so Manches übrigens hier bei den grossen Verlusten, die wir auf diesem Gebiete erlitten, und den auch sonst so spärlich fliessenden Quellen, noch dunkel und ungewiss bleibt. Die Aussenseite des Ganzen war bei diesen Untersuchungen minder berücksichtigt: es fehlte an einer sichern Unterlage, die bei der erwähnten Dürftigkeit der schriftlichen Quellen nur die bildlichen — bisher zu diesem Zwecke so wenig beachteten Denkmale bieten konnten. Diese heranzuziehen und mit der sorgfältigen Betrachtung derselben auch alle anderen Angaben schriftlicher Denkmale zu verbinden, war darum vor Allem nothwendig, wenn überhaupt eine richtige Einsicht in das alte Satyrspiel, zu der auch eine genaue und möglichst vollständige Kenntniss dessen gehört, was die Aufführung selbst betrifft, also der scenischen Alterthümer, gewonnen werden soll, um so mehr als bei der innigen Verbindung und dem innern Zusammenhang, in welchem das Satyrspiel mit Tragödie wie Komödie steht, auf diese letztern selbst damit vielfach ein Licht, dessen auch sie in so Manchem noch bedürftig sind,

zurückstrahlt. Eine solche Darstellung aber hat der Verfasser hier zu geben gesucht: und was den Umfang und die Vollständigkeit derselben in all dem reichen, damit verbundenen Detail betrifft, auch in einer Weise gegeben, die eben so erschöpfend — zumal nach den vorhandenen bildlichen Denkmalen — als gründlich genannt werden kann.

Das Vasenbild, welches, wie eben bemerkt worden, die Veranlassung zu der Erörterung gibt, ist in den Monumm. d. Inst. di corrisp. arch. T. III. t. 31 abgebildet, und darnach auch eine Abbildung in dem von unserm Verfasser besonders ausgegebenen Werke: Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bei den Griechen und Römern Taf. V, 2 gegeben; es stellt dasselbe, um kurz die Hauptpunkte anzugeben, in einer Doppelreihe eine Anzahl von Personen, symmetrisch über einander geordnet, dar: auf der obern Reihe den auf einer κλίνη ruhenden Dionysos, wie er sehnsuchtsvollen Blicks die Kora oder Ariadne umarmen will, daneben ein prachtvoll gekleidetes Weib — die Muse — welcher Himeros einen Kranz reicht; rechts davon erscheint Herakles und Silen, links ein prachtvoll costumirter Schauspieler mit zwei Chorsatyren und zu den beiden Enden der Reihe ebenfalls zwei Satyrn. Die Namen der Satyrn, sowie des Herakles, Himeros und Dionysos sind beigeschrieben. Auf der untern Reihe erscheint, etwa in der Mitte sitzend, der Flötenspieler (Pronomos), und daneben stehend der Citharspieler (Charinos), links von beiden der stehende Satyr (Dion) mit dem auf dem Fussgestelle des einen Dreifusses sitzenden Philinos gruppirt, rechts der tanzende Satyr (Nikomedes), mit einem jungen Mann (Demetrios), welcher sitzt und eine Schriftrolle in der Hand hält; zu den beiden Seiten dieser Gruppe je zwei Satyrn, von denen aber nur die links befindlichen mit Namen bezeichnet sind; bei denen rechts fehlen dieselben.

So zeigt uns dieses Bild eine ganze Gruppe, die als das bei der Aufführung eines Satyrspiels beschäftigte Personale bald sich erkennen lässt; eben so unverkennbar ist dann auch die Beziehung auf ein bestimmtes, zu Athen aufgeführtes Satyrspiel, das, aus welchen Gründen auch immer, zum Gegenstand einer künstlerischen Darstellung gewählt ward, von der uns hier eine vorzügliche Copie vorliegt, da man, schon der Zeitverhältnisse wegen, in diesem Vasenbilde schwerlich ein Original wird finden wollen und können. Dass dieses Satyrspiel an eine Trilogie von Tragödien sich anschloss, macht der Verfasser am Schlusse seiner, diesem Bilde gewidmeten Erörterung (S. 205) so wahrscheinlich, dass kein begründeter Zweifel dagegen wird erhoben werden können. Auch die Zeit der Aufführung würde dann sich, wenn auch nur annähernd, bestimmen und kaum nach den ersten hundert Olympiaden sich verweisen lassen. Ja wir hoffen selbst eine nähere Bekräftigung dieser Ansicht aus dem Bilde selbst zu gewinnen, wenn anders Deutung und Erklärung der hier in Betracht kommenden Person dieses Bildes richtig ist. Der Verfasser nämlich erkennt in dem oben erwähnten, auf der untern Reihe sitzenden jungen Mann mit der Schriftrolle in der Hand den Dichter des Stückes, oder doch, wie er S. 40 ff. zu zeigen sucht, den Chorführer als den zwölften zu den eilf den Chor bildenden Satyrn, welche auf diesem Bilde überhaupt erscheinen. Wir wollen die letzte Deutung nicht verwerfen, da sie mit der ersten, an der wir festhalten, sich vereinigen und in dem Dichter des Stückes auch den Führer des Chors erkennen lässt. Beigeschrieben steht der Name D e m e t r i o s, der

allerdings Schwierigkeiten macht, wenn man an den bei Diogenes von Laerte V, 85 genannten Satyrographen Demetrios denken will, da dieser, wie der Verf. richtig bemerkt, in eine schon spätere Zeit fällt, als die, in welche das hier abgebildete Stück verlegt werden kann. Eben so wenig will dem Verfasser ein angeblicher Tragiker Demetrios zusagen, der am Ende nur ein tragischer Schauspieler und kein Dichter gewesen. Aus diesen Gründen fiel uns der bei denselben Diogenes unter den Dichtern, welche den Namen Demetrios führen, in erster Stelle genannte Demetrios ein, ὁ ἀρχαίαν κωμῳδίαν πεποιηκώς, wie dort hinzugesetzt wird; dass dieser Demetrios um oder nach der 92. Olympiade noch dichtete, zeigt ein Fragment eines seiner Dramen, worin eine Anspielung auf diese Zeit enthalten ist; s. Meineke Hist. crit. comic. Graec. p. 265, wo übrigens Meineke noch einen andern Demetrios, als Dichter der mittleren Komödie und von jenem verschieden, annehmen will. Wir möchten uns vorläufig für den ältern Dichter erklären, wiewohl ein Dichter der ältern attischen Komödie, der auch Satyrspiele zugleich gedichtet, unsers Wissens bis jetzt nicht bekannt ist, so wenig auffallend übrigens die Sache an und für sich wäre. Im Uebrigen passt dieser Demetrios, der Zeit nach, wohl zu dem in derselben Reihe des Bildes befindlichen Flötenspieler, welchem der Name Pronomos beigeschrieben stehet: schwerlich ein anderer, als der berühmte und gefeierte Musiker dieses Namens, welcher nach Duris auch Lehrer des Alcibiades geworden war; s. Athen. IV, p. 184 D. vgl. XIV, p. 631 E. und Pausanias IV, 27. IX, 12.

Die Person des andern Musiker's, des Citharspielers Charinos, ist uns nicht näher bekannt; auch ist es auffallend, dass er im Gegensatz zu dem schön costumirten Pronomos einfach mit der Chlamys bekleidet ist. Der Verfasser vermuthet, dass dieser Charinos vielleicht als blosser Dilettant hier aufgetreten, im Gegensatz zu dem berühmten und gefeierten Pronomos.

Nach dieser Erörterung wendet sich der Verfasser S. 28 ff. zu den übrigen Personen, welche auf diesem Vasenbild dargestellt sind; er erkennt zuvörderst in Herakles, Silen und dem links davon auf der oberen Reihe befindlichen Schauspieler die Dreizahl der Schauspieler des alten Drama; Herakles und Silen sind bekannte, im attischen Satyrspiel vorkommende Rollen; der dritte (auch prachtvoll costumirte) Schauspieler mag die Rolle irgend eines Heros gespielt haben. Die Zahl der Satyrn, der Choreuten, beläuft sich auf eilf; wird jener Demetrios als Chorführer dazu gezählt, so kommt die Zwölfzahl heraus, und wir hätten dann für das Satyrspiel die Zwölfzahl der Glieder des Chors durch ein bestimmtes und sicheres Zeugniss erwiesen; vgl. S. 48 ff. Bei der über diesen Punkt noch immer herrschenden Ungewissheit (siehe Bernhardy's Grundriss, II. p. 632 ff.) wird dies so gewonnene Resultat doppelte Beachtung verdienen. Ein ähnliches Resultat ist auch in Absicht auf die musikalische Begleitung der Aufführung durch den Verfasser gewonnen worden, der früher, bei den Vögeln des Aristophanes, drei Flötenspieler und einen Citharspieler angenommen hatte, und uns jetzt näher nachweist, wie es eben zu den Verdiensten des gefeierten Pronomos gehörte, diese dreifache Begleitung auf die Einheit zurückgeführt zu haben (s. die Stellen des Pausanias und Athenäus), und wie dann in der Regel Ein Flötenspieler und Ein Citharspieler die gewöhnliche musikalische Begleitung bildeten.

Man wird aus Allem dem auch weitere und allgemeinere Folgerungen

auf das Drama überhaupt ableiten können. In dieser Beziehung müssen wir nun besonders auf die umfassenden und genauen Erörterungen des Verfassers aufmerksam machen, die in ihrem reichen, in der That erschöpfenden Detail die Frage nach der Bekleidung der im Satyrspiel auftretenden Personen, ihrer Attribute u. dgl. zu einem Abschluss bringen, der zugleich auf eine Reihe von bildlichen Denkmalen ein Licht wirft, das ebenso wieder zur richtigen Auffassung und Würdigung so mancher unklaren oder unvollständigen, diese Punkte betreffenden Aeusserungen alter Schriftsteller, zumal der Grammatiker und Lexicographen, bei denen wir jetzt die dürftigen Notizen über derartige Dinge zusammenlesen müssen, dienen kann. Auf das, was über den satyrischen Tanz Sikinnis bemerkt ist, folgt die Besprechung der Frage nach dem Kothurn, sowie überhaupt der Bedeckung der Füsse: wir sehen, dass im Satyrspiel, je nach den Umständen, auch der hohe tragische Kothurn (denn der Verfasser weist nach, dass verschiedene Arten des Kothurns, höhere wie niedere, prächtigere wie einfachere, im alten Drama vorkommen) sich findet; auch über die andern Theile der Bekleidung verbreitet sich die Untersuchung, indem sie alles Einzelne durchgeht; Herkules, insbesondere der Silen und dessen Anzug, ebenso das Costüme der Chorsatyrn, besonders der Schurz, bildet den Inhalt des übrigen Theiles der Schrift, in welchem diese ganze Partie des Bühnenwesens der Alten auf eine Weise behandelt ist, wie sie nur durch umfassende archäologische Studien und eine genaue Kenntniss der verschiedenen hierhin einschlägigen Denkmale der alten Kunst, die sich noch erhalten haben, möglich war. Wir nennen nur beispielshalber die Untersuchungen über den χορταῖος χιτών wie über den Chiton überhaupt, über die Anaxyrides des Silen und vieles Aehnliche der Art, um so mehr, als Manches daraus für die richtige Bestimmung so mancher Theile des Costüm's bei andern Arten des hellenischen Schauspiels, namentlich bei der Komödie (vergl. z. B. S. 115), gewonnen wird. Es mag genügen, im Allgemeinen auf diese reichhaltigen Forschungen hingewiesen zu haben, die den Kreis unserer Kenntnisse des alten Bühnenwesens ebenso wesentlich erweitern, als sie in vielen einzelnen Punkten unsere bisherigen Ansichten entweder berichtigen oder durch bestimmte Beweise sicher stellen. Nur aus solchen, bis ins Einzelne gehenden Untersuchungen kann der Wissenschaft ein wahrer Gewinn erwachsen, und darum wünschen wir von dem Verfasser noch öfters neue Aufschlüsse auf einem Felde zu erhalten, das der dunkeln und schwierigen Parthieen noch so manche bietet, die nur auf dem Wege, der hier eingeschlagen ist, aufgeklärt werden können.

Das Orakel des Trophonios. Programm des archäologischen Instituts in Göttingen zum Winkelmannstage 1848. Von Friedrich Wieseler. Göttingen. In Commission der Dieterich'schen Buchhandlung. 1848. 21 S. in gr. 8.

Das Orakel des Trophonius, welches unter den derartigen Anstalten des alten Griechenlands eine so bedeutende Stelle einnimmt, ist in der neuesten Zeit mehrfach besprochen worden, indem man die Lage, wie die Beschaffenheit dieses Heiligthums näher zu ermitteln und festzustellen bemüht

war. Wir erinnern nur an das vor einigen Jahren zu Jena erschienene Programm von Göttling (Narratio de oraculo Trophonii, Jena 1842. 4.), wir erinnern an die Berichte gelehrter Reisenden, durch welche über die Lage dieses Heiligthums allerdings nähere Aufschlüsse uns zu Theil geworden sind, ohne dass jedoch die Beschaffenheit desselben, die Anlage und Einrichtung des ganzen Baues in gleicher Weise dadurch aufgeklärt worden wäre. Im Gegentheil, es traten hier bald, wenn man diese Berichte mit den Angaben der Alten, vor Allen des Pausanias (IX. 39) zusammenstellte, manche Bedenken und selbst Widersprüche entgegen, deren Lösung weiterer Forschung vorbehalten schien. Und diese bringt uns die vorliegende Schrift. Sie geht von der erwähnten Stelle des Pausanias aus, die uns eigentlich allein eine genauere Beschreibung der ganzen Stelle liefert, welche, da sie wohl auf Autopsie beruht, um so mehr Anspruch auf Beachtung machen kann, als die andern auf uns gekommenen Nachrichten (s. die Zusammenstellung in der Note S. 6) nur kurze, mehr oder minder oberflächliche, theilweise auch gar nicht genaue Angaben enthalten, die nur in der Verbindung mit jener Hauptstelle und zur näheren Bestimmung einzelner Punkte dienen können. Auf den Bericht des griechischen Periegeten lässt der Verfasser die Auffassung eines neueren Gelehrten (Ulrichs) folgen, die ihm dann Veranlassung gibt zur näheren Untersuchung der ganzen baulichen Einrichtung dieses Orakels, die allerdings nun in einem ganz andern Lichte erscheint, als dies bisher der Fall war. Irrthümlich erscheint hiernach auch uns die Grundansicht von Ulrichs, als wenn das Ganze aus zwei unterirdischen, über einander befindlichen Räumen bestanden, von welchen der obere das Gemach des Trophonius gewesen, der untere aber das Adyton, in welches der das Orakel Befragende hinabgezogen und aus dem er wieder zurückgezogen worden. Irrthümlich nennen auch wir diese Ansicht, weil von einem zwiefachen unterirdischen Raume bei Pausanias durchaus keine Rede ist, abgesehen von andern, dawider sich erhebenden Bedenken, die man lieber bei unserm Verfasser S. 7 ff. nachlesen mag. Dieser schlägt einen andern Weg ein, der weit natürlicher und angemessener in jeder Beziehung erscheint, überdem auch durch die Worte des Pausanias nur Bestätigung gewinnt. Nicht einen zwiefachen unterirdischen Raum, sondern einen überirdischen und einen unterirdischen nimmt er an; dieser bestand aus einer natürlichen, aber künstlich ausgebauten Höhle, über welcher ein rein künstlicher, überirdischer Bau sich erhob, von der Gestalt eines κρίβανος, wie Pausanias sich ausdrückt, und mit einer darum laufenden Einfassung von Marmor versehen. Durch diesen überirdischen Bau, der dem unterirdischen als Ueberbau und gleichsam zum Schutz diente, gelangte man in den unterirdischen. mittelst einer in dem Boden des Ueberbau's angebrachten Oeffnung — daher das κατῆλθεν εἰς Τροφωνίου und ähnliche Ausdrücke, die in Bezug auf die das Orakel Befragenden bei den Alten stets vorkommen. Denn eben der unterirdische Raum, der nach des Pausanias ausdrücklicher Bemerkung sorgfältig ausgebaut war, war das eigentliche μαντεῖον, zu dem man auf diese Weise durch den oberen Raum gelangte. Um diesen kribanosähnlichen Ueberbau lief eine Einfassung (κρηπὶς μὲν ἐν κύκλῳ περιβέβληται λίθου λευκοῦ); auf dieser befanden sich Obelisken und Gürtel, welche sie zusammenhielten: ἐφεστήκασι δὲ ἐπὶ τῇ κρηπῖδι ὀβελοὶ καὶ αὐτοὶ χαλκοῖ καὶ αἱ συνέχουσαι σφᾶς ζῶναι· διὰ δὲ αὐτῶν θύραι πεποίηνται. Hier denkt unser Verfasser an spiessartige Stäbe (Staketen), welche in

kleinen Intervallen ringsherum eingesteckt und durch Reifen (ζῶναι) von demselben Material verbunden waren, so dass ein Gitterwerk entstand; die θύραι bestanden aus demselben Gitterwerk, und bildeten Eine Thüre mit zwei Flügeln. Der Umfang dieser Einfassung ist von Pausanias als der einer kleinen Tenne bezeichnet, jedenfalls also wohl von der Art, dass er einen bequemen Umgang zwischen dem Gitterwerk und dem kribanosähnlichen Baue selbst bot. Ueber letzteren fehlen leider nähere Nachrichten, namentlich auch, was die innere Einrichtung des Baues betrifft, der, wie der Verfasser richtig bemerkt, jedenfalls ein massiver Steinbau war, mit einer Kammer von derselben Form im Innern; aber über die Dimensionen dieses Raums, über den Eingang in denselben von aussen, lässt sich ebenso wenig mit Sicherheit Etwas angeben, wie über die innere Einrichtung. Uebereinstimmend aber mit dieser ganzen Auffassung der alten Orakelstätte des Trophonios erscheinen die Berichte neuerer Reisenden, eines Sibthorp und Stephani, deren Angaben der Verfasser S. 17 ff. näher bespricht und mit der Notiz eines Scholiasten zu Lucian (IV. p. 66 ed. Jacobitz) verbindet, welche ein wesentliches, bisher unbenutztes Zeugniss für diesen Gegenstand bietet. An die Stelle jenes kribanosähnlichen Ueberbaues trat eine kleine, jetzt ebenfalls zerstörte Kirche, in deren Boden zwei viereckige Löcher sich befinden, durch welche man in eine in den Felsen mit vieler Kunst ausgehauene Höhle blickt, deren Boden jedoch jetzt mit Wasser einige Fuss tief bedeckt ist. Der letztere Umstand lässt immerhin auf das Vorhandensein einer Quelle in früheren Zeiten schliessen, deren Wirkung dann die Betäubung oder Aufregung, von welcher die das Orakel Befragenden ergriffen wurden, sich zuschreiben liesse. Diese Vermuthung des Verfassers würde zur vollständigen Aufklärung des Ganzen allerdings beitragen. Manches Andere, was in der Schrift weiter beigebracht ist, haben wir übergangen, da es uns in diesem Bericht nur darauf ankam, die Art und Weise der Auffassung des Ganzen anzudeuten, die, zumal wenn man alle Nebenpunkte in Erwägung zieht, als eine wohlgelungene betrachtet werden muss.

Σοφοκλέους δράματα. *Mit Einleitungen und Anmerkungen für Schulen herausgegeben von Dr. August Witzschel. Leipzig, Verlag von Ernst Geuther. 1847. klein 8. Erstes Bändchen:* Ἀντιγόνη. *106 S. Zweites Bändchen:* Οἰδίπους τύραννος. *110 S. Drittes Bändchen:* Ἠλέκτρα. *91 S.*

Bei der jetzt so ziemlich auf fast allen Gymnasien Deutschlands eingeführten Lectüre des Sophokles wird die vorliegende, von einem erfahrenen Schulmann zunächst und blos für die Zwecke der Schule bearbeitete Ausgabe auf eine freundliche Aufnahme rechnen können, indem sie den Bedürfnissen einer solchen Ausgabe in zweckmässiger Weise Rechnung getragen hat. Es soll nämlich, das beabsichtigt der Herausgeber, diese Schulausgabe ebenso zur richtigen Auffassung des Ganzen sophokleischer Dramen, als Kunstwerke, wie zum richtigen Verständniss des Einzelnen die Schüler führen: jenes bezwecken umfassende Erörterungen über Anlage, Gang und Charakter eines jeden Stücks, über die Zwecke und Absichten des Dichters und über die Mittel, die er anwendet, um seinen Zweck zu erreichen, über die Art und Weise, wie er die

Grundidee im Einzelnen durchführt. Es hat nämlich der Herausgeber in einer einem jeden Stück vorausgehenden, ausführlichen, vielleicht in Betracht des nächsten Zweckes der Ausgabe etwas zu ausführlichen Einleitung den Inhalt jedes Stücks in den bemerkten Beziehungen bis ins Einzelste durchgangen und damit diejenigen Erörterungen verbunden, welche dem Schüler die dem Ganzen zu Grund liegende Idee sowie die Art und Weise der Durchführung klar machen sollen: so dass die ästhetische Würdigung des Ganzen dadurch ermöglicht wird. Dass aber eine solche in unsern Zeiten bei der Lectüre selbst auf den obersten Classen unserer Gymnasien nicht zu umgehen ist, dass sie im Gegentheil höchst wünschenswerth, ja nothwendig ist, bedarf wohl kaum einer Bemerkung, da, wo es mehr als je an der Zeit ist, die sittlichen Elemente des Alterthums neben den ästhetischen immer mehr zur Anschauung zu bringen, und zwar schon frühe bei der Jugend, die man jetzt allen ideellen Richtungen zu entfremden und in das Getümmel des praktischen Lebens, für das sie noch nicht reif ist, hereinzuziehen sucht, was für sie selbst wie für uns Alle nur höchst nachtheilig ist. Wir können darum den Herausgeber nicht tadeln, wenn er mehr als seine Vorgänger diesen Punkt bei dieser Schulausgabe berücksichtigt hat. Auf die Einleitung folgt ein correcter Text, unter dem nur wenige kritische Bemerkungen, und zwar ganz kurze, über abweichende Lesarten oder Verbesserungsvorschläge sich finden. Nach dem Texte erscheinen deutsche Anmerkungen, in denen über einzelne schwierige oder kritisch bestrittene Stellen, oder solche, in welchen die Auslegung schwankt, Erörterungen mitgetheilt werden, die theils das bringen, was frühere Ausleger bemerkt haben, theils auch die eigene Ansicht des Herausgebers mittheilen und hier neben dem Kritischen und streng Exegetischen oftmals auch in das eingehen, was die ästhetische Seite oder die religiöse Würdigung des Ganzen wie einzelner Stellen betrifft. Alles, was der eigenen Kraft des Schülers zugemuthet werden kann, ist dabei weggefallen: also das Lexicographische so gut wie das rein Grammatische, das in manchen ähnlichen Ausgaben einen wesentlichen Raum einnimmt; es sind daher auch alle Verweisungen auf Schulgrammatiken u. dgl. weggefallen: wir halten sie auch mehr für solche Ausgaben geeignet, welche für die Privatlectüre bestimmt sind, und versprechen uns hier grössere Vortheile als bei eigentlichen Schulausgaben. Dies sind die wesentlichen Punkte, in denen sich diese Ausgabe von andern, zu ähnlichen Zwecken der Schule gemachten Ausgaben unterscheidet: sie schlägt in Vielem einen verschiedenen Gang ein und wird auch von dieser Seite eine besondere Beachtung mit vollem Recht ansprechen können. Einzelnes, namentlich was die Anmerkungen betrifft, hier insofern näher zu besprechen, als eine abweichende Ansicht sich geltend machen könnte, liegt nicht in dem Zweck und der Absicht dieser Anzeige, die bei dem beschränkten Raume, der uns zugemessen ist, nur den Charakter dieser neuen Schulausgabe angeben, und damit an den Orten, wo dieselbe minder bekannt sein sollte, ihre Verbreitung fördern soll.

INTELLIGENZBLATT.

Nr. 1. *Januar* und *Februar.* **1849.**

Chronik der Universität Heidelberg

für

das Jahr 1848.

Am 22. November, dem Geburtstage des hohen Restaurators der Universität, des höchstseligen Grossherzogs Carl Friedrich, fand die Feier in gewohnter Weise in der akademischen Aula statt. Die Festrede ward von dem zeitigen Prorector, Kirchenrath Rothe, gehalten; sie ist auch seitdem im Druck erschienen und verbreitet sich: „Ueber die Aussichten der deutschen Universitäten aus dem Standpunkte der Gegenwart."

In dem Lehrerpersonale der Universität sind im Laufe des Jahres 1848 die folgenden Veränderungen eingetreten. Durch den Tod verlor die Universität den ordentlichen Professor der Theologie, Kirchenrath Dr. Lewald, der seit dem Jahre 1813 als Lehrer an der Universität gewirkt hatte. In die medicinische Facultät ward Medicinalrath Dr. Schürmayer als ordentlicher Professor berufen, und Privatdocent, Prosector Dr. Nuhn zum ausserordentlichen Professor ernannt. In der philosophischen Facultät ward Dr. Rauschenplat als ausserordentlicher Professor angestellt. Als Privatdocenten traten ein: in die juristische Facultät Dr. Knapp, in die medicinische Dr. Mettenius, in die philosophische Dr. v. Babo und Höfken. Der Privatdocent in der medicinischen Facultät Dr. Quitzmann ging an die Münchner Universität über. Der Director des Musikvereins, Winkelmeier, ward zum akademischen Musikdirector ernannt.

Promotionen fanden im Laufe des Jahres 1848 folgende statt:

In der juristischen Facultät: am 20. Januar Joh. Wilh. Schmidt von Augsburg; am 2. Februar Marquardson aus Schleswig; am 17. Februar Friedr. Fr. Varrentrapp aus Frankfurt; am 18. Februar Carl Waitz von Eschen aus Hanau; am 1. März Ernst Farss aus Hamburg; am 7. März Carl Nagel aus Hamburg; am 7. April Rudolph Schmitt aus Frankfurt; am 16. Mai Joh. August Spelz aus Frankfurt; am 31. Mai Franz Schevardi aus Roveredo; am 7. Juli Carl Römer aus Frankfurt; am 8. Juli Georg Wilh. Jung aus Frankfurt; am 7. August Carl Bernhard Esmarch aus

Schleswig-Holstein; am 12. August Otto Meier aus Hamburg; am 15. August August Anschütz aus Sachsen; am 19. August Julius Gwinner aus Frankfurt; am 18. October Ferd. Gobert aus Hamburg; am 23. November Bernhard Fr. Winckler aus Leipzig; am 14. December Franz Leykauff aus Frankfurt; am 21. December Alfred Rücker aus Hamburg.

In der medicinischen Facultät: am 21. April Ferd. Battlehner aus Wiesloch; am 4. Mai Elias Ruben aus Hamburg; am 10. Mai Heinrich Berg aus Frankfurt; am 27. Juni Mauritius Georg aus Nassau; am 25. August Friedr. Siemers aus Hamburg; am 14. November Johannes Amsinck aus Hamburg.

In der philosophischen Facultät: am 25. Januar Gustav Höfken; am 7. März David Thom, Pfarrer zu Liverpool in England; am 15. März Franz Kaiser aus Hammelburg in Baiern; am 5. April Bernhard Becker aus Glarus; am 7. April Jakob Heymann aus Augsburg; am 20. November Johann von Böhm aus Wien.

Die im vorigen Jahre gestellten Preisfragen lieferten folgendes Ergebniss:

Die theologische Facultät hatte eine Erzählung der Osterstreitigkeit mit dem bestimmten Augenmerk darauf, ob in ihr Momente für die Entscheidung der Frage wegen der Echtheit des vierten Evangeliums liegen, verlangt. Diese Aufgabe ist in einer Abhandlung bearbeitet worden, welches das Motto an der Stirne trägt: καὶ γὰρ τὸ πάσχα ἡμῶν ὑπὲρ ἡμῶν ἐτύθη, χριστός.

Die Facultät beurtheilt diese Abhandlung folgendermaassen:

„Der Verfasser dieser Abhandlung hat mit vielem Fleiss die betreffenden Quellen aufgesucht, und mit rühmenswerthem Scharfsinn die zerstreuten Data zu combiniren gewusst. Zwar hat er sich in manchen Erörterungen, die nicht so unmittelbar zur Sache gehörten, etwas zu ausführlich ergangen, und dagegen die unmittelbaren Fragepunkte nicht überall mit der zu wünschenden Deutlichkeit und Präcision behandelt; aber er hat doch durchgängig Beweise seiner vorzüglichen Kenntnisse und seines gesunden Urtheils gegeben. Ist es ihm gleich nicht gelungen, die Natur der Controverspunkte zwischen den in dem Osterstreite einander gegenüberstehenden Parteien vollständig aufzuklären, so konnte dies bei einer so schwierigen Frage auch kaum erwartet werden, und jedenfalls liefert die Abhandlung dazu manche einzelne recht dankenswerthe Beiträge.

Der Verfasser hat seiner eigenen Erklärung zufolge, um sich die Unbefangenheit nicht zu stören, von der während seiner Arbeit erschienenen erschöpfenden Schrift von Weitzel über denselben Gegenstand keine Kenntniss genommen. Wenn dies nur gebilligt werden muss, so hätte er doch auf die früheren Vorgänger mehr Rücksicht nehmen sollen, besonders weil sich ihm hierdurch die Gesichtspunkte schärfer gestellt haben würden, aus denen der Stoff behandelt sein wollte. Je unverkennbarer die Abhandlung von einem höchst erfreulichen wissenschaftlichen Streben und vielversprechenden Gaben zeugt, desto zuversichtlicher hat die Facultät einstimmig ihr den Preis zuerkannt."

Nach Eröffnung des versiegelten Zettels ergibt sich der Name des Verfassers: Hugo Ullmann, Heidelbergensis, Stud. Theol.

Die juristische Facultät hatte eine Abhandlung über das salvianische Interdict gefordert. Rechtzeitig war nur eine Preisschrift über diesen Gegenstand eingelaufen, mit dem Motto: „Communibus opinionibus uti, si vel textus juris vel ratio manifestà repugnet, hoc nos certam veritatis pestem dicimus et contestamur." Udalricus Zasius.

Das Urtheil der Facultät über diese Arbeit lautet:

„Die Abhandlung ist nicht frei von Mängeln, und zwar von solchen Mängeln, die auch ein jugendlicher Bearbeiter wohl hätte vermeiden können. Namentlich gehört dahin, dass der Verfasser auch nicht einmal den Versuch gemacht hat, die formula des Salvianum interdictum zu reconstruiren, obwohl dies die tiefere Einsicht in das Wesen der Klage wesentlich gefördert haben würde, und dass er die reiche Literatur über das interdictum Salvianum, und insbesondere die neueren sorgfältigen Forschungen von Huschke, Rudorff, Bachofen, Keller und Andern theils ganz ignorirt, theils nicht so genau und umfassend berücksichtigt hat, wie dies wohl hätte erwartet werden dürfen. Da jedoch auf der anderen Seite die eingereichte Schrift sich auch durch unverkennbare Vorzüge auszeichnet, und dieselbe namentlich in erfreulicher Weise von dem ausdauernden Fleisse und dem juristischen Scharfsinn des Verfassers Zeugniss ablegt, so dass uns dadurch ein zwar nicht fehlerfreies, aber doch im Ganzen wohlgelungenes und gut gruppirtes Bild des darin behandelten interessanten Rechtsmittels geboten wird: so glaubt die Facultät, einem so tüchtigen wissenschaftlichen Streben die Anerkennung nicht versagen zu dürfen, und sie hat daher einstimmig die Krönung der vorgelegten Abhandlung beschlossen."

Nach Entsiegelung des Couverts zeigt sich der Name des Verfassers: **Jacobus Julius Bayer**, Kettenhemiensis.

Die medicinische Facultät hatte zur Preisbewerbung folgende Aufgabe gestellt:

„Liebigii sententia, vim, qua salia alvum ducunt, in diffusione (endosmosi) sitam esse, experimentorum examini subjiciatur.“ Es ging nur eine Arbeit ein, mit dem Motto bezeichnet: „Intellecta veritate deletur vis autoritatis.“

Die Facultät spricht sich über dieselbe also aus:

„Wenn gleich der experimentelle Theil, als der eigentliche Kern der Aufgabe, reichlicher bedacht sein dürfte, so zeigt doch die ganze Arbeit so viel Vertrautheit mit dem Stoffe und dessen Literatur, die Experimente wurden mit so viel Genauigkeit angestellt, und es ist hiermit die fragliche wissenschaftliche Controverse, wenn auch nicht gelöst, doch der Lösung um so viel näher gerückt. Die Facultät nimmt daher keinen Anstand. dem Verfasser den Preis zuzuerkennen.“

Der eröffnete versiegelte Zettel ergibt den Namen des Verfassers: Hermann Aubert, aus Frankfurt an der Oder.

Die erste der beiden von der philophischen Facultät im verwichenen Jahre gestellten Preisfragen (quaeritur, quam sententiam Livius in rebus publicis tenuerit) verlangte eine Darstellung der eigenen politischen Ansicht des Livius, so weit sie noch aus dem uns hinterlassenen Geschichtswerke desselben zu ermitteln steht.

Zwei Bearbeitungen dieser Aufgabe sind eingelaufen, die eine mit dem Motto: „Disco. disco non scholae“ versehen, die andere mit den Worten des Thucydides bezeichnet: οὕτω ταλαίπωρος τοῖς πολλοῖς ἡ ζήτησις τῆς ἀληθείας κ. τ. λ., über welche die Facultät sich wie folgt ausspricht:

„Der Verfasser der erstgenannten Arbeit scheint die Frage nicht gehörig erfasst zu haben, was ihn veranlasst hat, in seine Darstellung eine Reihe von andern, dazu nicht gehörigen Erörterungen aufzunehmen, insbesondere über die römische Geschichtschreibung im Allgemeinen, wie über die dem Livius vorausgehenden Geschichtschreiber sich auszulassen, und den eigentlichen Fragepunkt kürzer zu behandeln, wobei er zu keinem genügenden Ergebniss gelangt ist. Die philosophische Facultät konnte daher bei aller Anerkennung des auf die Arbeit verwandten Fleisses doch dieselbe keineswegs für würdig des Preises ansehen, zumal auch die Darstellung öfters der nöthigen Klarheit entbehrt und der lateinische Ausdruck gar Manches zu wünschen übrig lässt.“

„Der Verfasser der andern, mit dem Motto aus dem Thucydides versehenen Bearbeitung hat seine Aufgabe richtig erfasst und daher sich streng innerhalb der Grenzen derselben gehalten. Nach den nöthigen Vor-

bemerkungen geht er alsbald zur Sache selbst über, indem er die Ansichten des Livius über die verschiedenen Regierungsformen aus einzelnen Aeusserungen desselben in einer wohl geordneten Uebersicht zusammenstellt, und daraus dann, soweit nur immer möglich, die eigene politische Ueberzeugung des Livius zu ermitteln sucht. Auf diese Weise ist der Verfasser zu einem bestimmten Endergebniss gelangt, das, wenn es auch hie und da noch einer tieferen Begründung Raum lassen wird, doch im Allgemeinen als ein befriedigendes anzusehen ist. Da der Verfasser auch in Sprache und Ausdruck auf gleiche Weise befriedigt und seine ganze Arbeit von einem tüchtigen, der Aufmunterung würdigen Streben Zeugniss gibt, so hat die philosophische Facultät dieser Arbeit den Preis zuerkannt."

Bei der Eröffnung des mit dem Motto aus dem Thucydides: οὕτω ταλαίπωρος κ. τ. λ. bezeichneten versiegelten Umschlags erscheint der Name des Verfassers: Franciscus Xaverius Frühe, Oberkirchensis.

Für das bevorstehende Jahr sind von den vier Facultäten folgende neue Preisfragen gestellt worden:

1. Von der theologischen Facultät: „Ordo Theologorum postulat, ut accurate describatur vera indoles communionis, quae dicitur, bonorum in ecclesia Hierosolymitana; comparetur haec communio bonorum ex una parte cum illa, quae apud Essaeos floruit, ex altera parte cum ea, quam hodie Communismum vocant; et monstretur, quid momenti habeat illa primorum Christianorum consuetudo in constituenda ecclesia hujus temporis evangelica."

2. Von der juristischen Facultät: „Comparentur jura patriae potestatis ex jure Romano cum juribus mundii germanici, quod parentibus trubuitur."

3. Von der medicinischen Facultät: „Versuche zu machen über die Bewegungen des Herzens in verschiedenen Gasarten und tropfbaren Flüssigkeiten." Es ist gestattet, sich bei der Ausarbeitung der lateinischen oder deutschen Sprache zu bedienen.

4. Von der philosophischen Facultät: a) die historische: „Exponantur res Ammonii, ita ut loci ipsius, rerum gestarum atque sacrorum ratio habeatur." b) die ökonomische: „Die deutsche Linnenindustrie und die Ursachen ihres Verfalls."

Bei dem Verleger dieser Jahrbücher sind folgende Journalfortsetzungen erschienen und versandt:

Archiv für die civilistische Praxis. Herausgegeben von Francke, v. Linde, v. Löhr, Mittermaier, v. Vangerow und v. Wächter. XXXI. Bd. 3. Heft. Preis des Bandes von drei Heften Thlr. 2. — oder fl. 3. —

Inhalt. Beiträge zur Lehre von der Ersitzung der Servituten und dem Beweise derselben. Von Herrn. F. B. Busch, Präsidenten des Landesjustizkollegiums in Arnstadt. (Schluss des Aufsatzes Nr. VI. im vorigen Heft.) — XIII. Zur Lehre vom Besitzerwerbe der Kinder nach römischem Rechte. Von Herrn Dr. August Denzinger, Privatdocenten in Würzburg. (Schluss des Aufsatzes Nr. VII. im vorigen Heft.) — XIV. Ueber das Recht zur Erziehung der Kinder bei getrennter Ehe. Von Herrn Sarwey, Obertribunalrath in Stuttgart. — XV. Soll die Zahl der Anwälte und deren Wirkungskreis in einem Staate beschränkt sein oder nicht? Beantwortet von Herrn Dr. J. H. Beschorner in Dresden. — XVI. Ueber das Wesen der *actio finium regundorum*, namentlich in ihrem Unterschied von der *rei vindicatio*. Von Herrn Dr. Emil Hoffmann, Hofgerichtsadvokaten in Darmstadt. — XVII. Die Reichswechselordnung nach ihrer Wichtigkeit und deren Verhältnisse nach den Landesgesetzgebungen. Dargestellt von Mittermaier.

Als Beilageheft zu diesem Bande des Archivs ist erschienen:

Das wissenschaftliche Princip des deutschen Privatrechts in der Anwendung auf das Leibgeding, unter Bezug auf den grossherzogl. hessischen Gesetzentwurf über das Sachenrecht. Von Purgold, Advokat in Darmstadt. Preis 6 gGr. oder 24 kr.

Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes. Herausgegehen von Mittermaier, R. Mohl und Warnkönig. XXI. Bd. 1. Hft. Preis des Bandes von drei Heften Thlr. 2. 16 gGr. oder fl. 4. —

Inhalt. I. Die Vollstreckung der Strafen durch getrennte Gefangenschaft in Enland, Nordamerika und Frankreich. Ein Reisebericht. Von Herrn Dr. J. L. Tellkampf, früher in Neuyork, jetzt ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Breslau, mehrer gelehrten Gesellschaften Mitglied. — II. Die Verhandlungen über die neue Constitution Frankreichs. Von Herrn Dr. Rauter, Dekan an der Rechtsfakultät zu Strassburg. — III. Belgische Staats- und Rechtsgeschichte. Angezeigt von Warnkönig. — IV. Geschichte des römischen und französischen Civilrechts. Angezeigt von Herrn Dr. Julius Bergson zu Paris. — V. Die neuesten englischen Gesetze über den Wirkungskreis und die rechtliche Stellung der Friedensrichter in Strafsachen. Dargestellt von Mittermaier. — VI. Die neuesten englischen Verhandlungen über die Einführung von Rechtsmitteln gegen Aussprüche der Geschwornen und das neueste englische Gesetz darüber. Dargestellt von Mittermaier. — VII. Die Revision des Grundgesetzes im Königreich der Niederlande und die darüber stattgefundenen Verhandlungen. Von Herrn Dr. M. M. v. Baumhauer.

Ferner:

Medicinische Annalen. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von den Mitgliedern der Grossherzoglich Badischen Sanitätskommission in Karlsruhe und den Vorstehern der medicinischen, chirurgischen und geburtshülflichen Anstalten in Heidelberg, den Professoren Friedrich August Benjamin Puchelt, Maximilian Joseph Chelius, Franz Carl Nägele. XIII. Bd. 4. Heft. Preis des Bandes von vier Heften Thlr. 4. — oder fl. 7. 12 kr.

Inhalt. I. Ueber Bronchitis mit Bildung von Bronchialgerinnseln. Von Herrn Dr. Puchelt, Sohn, in Heidelberg. — II. Auswurf eines bedeutenden, baumartig verästelten faserstoffigen Exsudates bei Pneumonie. Von Herrn Dr. Fr. Weber in Mannheim. — III. Gräfenberg und Priessnitz im November 1846. Von Herrn Dr. Schneider, prakt. Arzt zu Bad Gleisweiler bei Landau in der Pfalz. — IV. Zur Geschichte, Bereitung, Wirkung und Anwendung des Chloroforms als schmerzstillendes Mittel, mit Vergleichung der entsprechenden Wirkung des Schwefeläthers. Von Herrn Dr. Bernhard Ritter zu Rottenburg im Königreich Würtemberg. — V. Bemerkungen zu des Herrn Hofrath Simeon's Mittheilungen über *Morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii* und Heusinger's Ansicht über die Natur dieser Krankheit. Von Herrn Dr. C. A. W. Richter in Waldyh. — VI. Untersuchung der inneren Genitalien eines kurz nach der Menstruation ermordeten Mädchens. Von Herrn Janzes, prakt. Arzt in Philippsburg. — VII. Ueber Naturwissenschaften im Allgemeinen und Medicin insbesondere. Von Herrn Dr. Philipp Fink, grossh. badischem Regimentsarzte. (Schluss des Aufsatzes Nr. VII. im vorigen Heft.) — VIII. Das cholsaure Natron und seine therapeutische Anwendung. Von Herrn Dr. G. Wucherer, Regimentsarzt.

Ferner, unter der Presse befindlich, erscheint in demselben Verlage:

Zu den

kirchenrechtlichen Quellen

des

ersten Jahrtausends

und

zu den pseudoisidorischen Decretalen.

Mit besonderer Rücksicht

auf noch nicht bekannte Handschriften.

Von

C. F. Rosshirt.

Nr. 11. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Briefe aus Indien. Von Dr. W. Hoffmeister, Arzt im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Waldemar von Preussen. Aus dessen nachgelassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Dr. A. Hoffmeister. Mit einer Vorrede von C. Ritter und sieben topographischen Karten. XII und 393 S. in 8. Braunschweig, bei G. Westermann. 1847.

Es würde uns nicht gelingen, die Beachtung der Leser dieser Jahrbücher dem vorliegenden, in so vielfacher Hinsicht interessanten, Werke auf entschiedenere Weise zuzuwenden, als indem wir aus dem Vorworte eines der Geographen des Jahrhunderts, welches die „Briefe aus Indien“ begleitet, eine Stelle entnehmen. Ritter erklärt die Briefe und Nachrichten „für den Nachlass eines Reisenden im fernen Orient, den auf dem höchsten Gipfel des Glücks, das dem für Anschauung Begeisterten und nach Erkenntniss der Natur Forschenden nur zu Theil werden kann, plötzlich der gewaltsame Tod in der Schlacht, den ganz Friedlichen im pflichtgetreuen Berufe, zur Seite seines Prinzen ereilte, den er durch alle Gefahren der angestrengtesten Reise, als ärztlicher Gefährte, bis an die Ufer des Indus auf das Gebiet der Sikhs begleitet hatte. Lebensfrische Jugend, wissenschaftliche Vorbildung, grösste Empfänglichkeit für eine ganz fremde Welt, unermüdete Thätigkeit im raschesten Fluge zur Auffassung der unendlich wechselnden Erscheinungen mannigfaltigster und grandiosester Art in der Natur, wie in den Verhältnissen der Gesellschaft, dabei das regste Bedürfniss, sich in dem frisch Erlebten seinen Freunden in der Heimath schnell mitzutheilen — Alles dieses vereint bezeichnet den Standpunkt, von dem aus dieser Nachlass zu betrachten ist. Es sind nur die zerstreuten Blätter eines lebendigen Ganzen, das seine Gestaltung erst nach einer glücklichen Rückkehr hätte gewinnen können.“

So weit Ritter. Bei der geringen Anzahl ursprünglich deutscher Berichte über Indien und indische Verhältnisse musste die Reise eines deutschen Fürsten in die berühmtesten, schönsten und grossartigsten Länder des Orients allgemeine Theilnahme erwecken. Einzelne briefliche Mittheilungen des Verfassers, der, wie uns der Herausgeber sagt, durch Humboldt, Schönlein und Lichtenstein als ärztlicher Begleiter empfohlen wurde, fanden, wegen eigenthümlicher Auffassung und lebendiger

Darstellung, in weiten Kreisen beifällige Aufnahme, und geben zur Erwartung Anlass, die Bruchstücke, nach der Rückkehr der Reisenden, zu einem Ganzen vereinigt zu sehen. Allein die zerstörende Hand des Schicksals entschied in anderer Weise: Hoffmeister's Tod vernichtete jene Aussicht. Es schien daher den Hinterbliebenen Pflicht, den schriftlichen Nachlass zu sammeln und dem Druck zu übergeben, wozu Prinz Waldemar seine Einwilligung ertheilte. Diese Entstehung des Buches bedingte dessen Form. Es enthält die für den nächsten Kreis Verwandter und Freunde geschriebenen Briefe; an ihrem Inhalte wurde nichts geändert, nur sind die Lücken aus den Tagebüchern möglichst ergänzt.

Der erste Brief, zu Athen am 21. September 1844 verfasst, beginnt mit der Abreise von Triest. In der kleinen, unreinen Stadt Ancona wurde Alles besehen, was irgend Merkwürdiges vorhanden ist. Die Kirche des heiligen Cyriacus, wie gesagt wird, aus Trümmern eines Venustempels erbaut, hat, mit ihren vielen, von Löwen getragenen, Säulen am Hauptthore und den Marmorverzierungen, beinahe das Aussehen eines venetianischen Bauwerkes. Die Bewohner der Insel Corcyra, jetzt Corfu, zeichnen sich meist noch durch bunte Farben in der Tracht und durch blaue Sackhosen aus. Enge Gässchen voll Gestank und Unrath, in denen sich Bettler aller Art drängten, führten zum ersten Gasthofe der Stadt, ein Haus, schmutzig von aussen und innen. Ueber die wohl erhaltenen Reste einer alten Stadt, Calliope, in allen Reisehandbüchern der Engländer angeführt, war bei Gelehrten in Corfu keine Auskunft zu erhalten; Niemand kannte den Namen, später ergab es sich, dass derselbe durch einen Druckfehler aus Cassiope entstand, eine Benennung, womit in alter Zeit Corcyra bezeichnet wurde. Die antike Stadt liegt weiter östlich und zeigt durch zahlreiche Ruinen ihre ehemalige Grösse. Auf einer Gebirgspartie hatte unser Berichterstatter Gelegenheit, die dichten Wälder riesenhaft hoher Oelbäume zu bewundern. — Nachdem man in den Busen von Patras eingelaufen war, wurde bald an der Küste von Livadien hingefahren, bald näher der Küste von Morea. Bei Patras, der ersten griechischen Stadt, stiegen die Reisenden ans Land; von der alten, die weiter westlich und entfernter vom Meere lag, sind nur Trümmerhaufen sichtbar. Alles ist durch die Türken grässlich verwüstet und das heutige Patras ganz neu. Die Spitze des Berges, welcher das halbzerstörte venetianische Kastell trägt, gewährt eine reizende Aussicht: tief unten die Stadt, in der Runde Höhen von rothem Kalkstein, gegenüber Albanien und in der Mitte der Meerbusen voll von blauen Segeln. — Fahrt nach Corinth. In der Morgendämmerung übersah man schon den alten corinthischen Hafen, das

Ende des Meerbusens, der hier einem Landsee gleicht. Kahle Felsen, an tausend Fuss hoch, erhoben sich zu beiden Seiten und leuchteten röthlich; die Ufer sind baumlos, aber mit grünen Tamarisken bewachsen und mit Lentiscussträuchen. Die Karawane bewegte sich in raschem Trabe über den Ufersand. Immer höher stiegen die kahlen Gebirge und bald lag Akrokorinth vor den Wanderern. Die Gegend wurde immer öder, je näher dem Sitze alter Pracht, zuletzt bewegte man sich über ganz pflanzenleere Steinfelder und über Trümmerhaufen. Endlich tauchten melancholisch einige Mauern aus früher Zeit hervor, an die sich fensterlose Baracken lehnen. Sechs hohe und starke Säulen sind die einzigen Denkmale alter versunkener Schönheit; vom Amphitheater sind nicht einmal Sitze oder Stufen zu erkennen. Die Strasse am Berge zur Akrokorinth hinauf führend, geht durch Abgründe und über Felsen, und ist, bei der Höhe und Steilheit des Berges, oft gefährlich. Die Festung zeigt sich ziemlich wohl erhalten. Vom Thore aus ging man zu Fusse, hier an Trümmern einer aus Marmorsäulen-Stücken erbauten Moschee, oder an einem griechischen Leichensteine weilend, dort an einer venetianischen Cisterne, oder an Mauerresten einer christlichen Kapelle; kein Jahrhundert, das hier nicht seine Monumente errichtet hätte, alle liegen in Schutt, die der schönsten Periode am tiefsten vergraben. Was nicht unbemerkt zu lassen, ist, dass trotz der brennenden Sonnenhitze das köstliche Quellwasser, welches in unterirdischen altgriechischen Wasserleitungen, die selbst viele Jahrhunderte der Barbarei nicht zerstören konnten, gesammelt wird, nie auf dem glühenden Felsenscheitel ausgeht. Das grosse Theater auf Korinths Landenge und Poseidons Fichtenhain wurden in Augenschein genommen. Jenes, das sogenannte Stadion, und die Ruine eines Tempels liegen ziemlich nahe bei einander. Es sind riesenhafte Denkmale alterthümlicher Baukunst. Die Steine, welche noch den Umkreis des Theaters bezeichnen, wo einst die Erinnyen wandelten, messen zwölf bis vierzehn Fuss Länge und acht Fuss Höhe. Poseidons Fichtenhain besteht jetzt nur aus einigen höchstens fünfzigjährigen Bäumen. — Zu Kechries nahm ein Dampfschiff die Reisenden auf, um sie nach Athen zu führen. Von der Akropolis vermochte man nicht viel zu erkennen, da die Nacht bereits eingetreten war; aber was zu sehen, wie einzelne Palmen und viele Ruinen, zeigte sich traurig und trübe, die Strassen eng, die Häuser elende Baracken, viel Unrath und Schutt. Auf der Akropolis, die unser Berichterstatter am folgenden Tage bestieg, lagen überall Haufen von Bomben, und ihre Grösse gibt Aufschluss, weshalb so mancher sechsfüssige Marmorblock von seinem Fussgestell hat

weichen müssen und der Boden, wohin man sieht, schneeweiss ist von zertrümmertem Marmor. Einen unglaublich erhabenen Eindruck macht das Parthenon. Jene übergrossen Basreliefs, welche sonst die Giebelseite ausfüllten, wanderten zwar, wie bekannt, ins britische Museum, allein Abtragung und Ausgrabung alter türkischer Moscheen und Gebäude gab reiche Ausbeute an schönen Marmortrümmern. Die Tempel des Erechtheus, des Apollo und Bacchus sind hin und wieder zerstreute kleine Säulenreste, alle in ihrer Art schön und Staunen erregend. Beim Herabsteigen fielen dem Verf. grosse Haufen Menschenknochen auf, wie man sie in jeder Vertiefung liegen sieht. Die Stadt besteht aus einer einzigen, mit vieler Mühe erträglich gemachten Strasse, welche dem Schlosse zuführt. Weit ab liegt das Schauspielhaus in einer Strasse, der noch die Häuser fehlen; Universität und Hospital finden sich in leidlich hübscher Gegend, die mit freundlichen Häusern bebaut wird. Grässlich sind dagegen die der Akropolis zunächst gelegenen Stadttheile; hier starrt Alles von schmutzigen Ruinen, indessen sieht man fast keine Mauer, die nicht Säulenstücke, Köpfe oder Leiber von Statuen enthielte. Der Ritt zu den Trümmern der Bergfeste Phylae, am Hymettus gelegen, war grausenhaft; Abgründe und losgetrennte, herabstürzende Steine verursachten nicht selten grosse Bedenklichkeiten. Professor Ross, dessen belehrende Begleitung Hoffmeister besonders rühmt, war stets voran, um Alterthümer zu erklären und vorkommende Zweifel zu lösen. Die Aussicht von den kolossalen Felsblöcken der alten Festung ist entzückend. Athen, d. h. das weisse königliche Schloss in blauer Ferne, tannenbewachsene Berge in rother Beleuchtung, überall aber graue Klippen vorherrschend. — In einem Nachtrage zu diesem ersten Briefe, aus dem Tagebuche des Verf. entnommen, finden sich Bemerkungen über den Markt in Athen, über das Museum (dessen zoologischer Theil nothdürftig bestellt war, bedeutender zeigte sich der mineralogische), über das Dorf Kalaki, die Nymphengrotte und über den botanischen Garten.

Der zweite Brief beginnt mit der Fahrt auf dem Nilkanal zwischen Alexandrien und Cairo. Man hatte Athen am Abend des 30. Septembers verlassen unter dem Donner der Kanonen von drei französischen und zwei englischen Kriegsschiffen. Am Morgen des 1. Oktobers erreichten die Reisenden die griechische Insel Syra, deren Hauptstadt gleiches Namens sehr malerisch auf einem kegelförmigen Berge liegt. Das Eiland hat nur eine einzige Quelle. Der Weg zur Kluft, in der sie hervorsprudelt, führt über die rauhesten Klippen; dennoch sieht man zahllose Frauen mit grossen Amphoren auf ihm hin und her klettern; sie holen

das köstliche Wasser, um es in der Stadt zu verkaufen. — Man schiffte sich bald auf einem französischen Dampfboote ein. Es wimmelte hier von Mekkapilgern aus dem westlichen und nördlichen Afrika, ferner waren Perser da mit grünen Turbanen, auch traf H. mit dem, in allen Schlachten gefürchteten, El Mesari ben Ismaël zusammen, damals französischem General der leichten Beduinen-Kavallerie. — Am flachen afrikanischen Gestade, welches die Reisenden im weiten Bogen umfahren mussten, um von entgegengesetzter Seite in den alten Hafen zu kommen, wurde ihnen die Nadel der Kleopatra und die Pompejussäule gezeigt; allein die Küste ist so niedrig, dass die, scharf gegen den Horizont gestellten, Gegenstände sich nichts weniger als vortheilhaft ausnahmen. — Das Erste, was den europäischen Reisenden in Alexandria befremdlich auffiel, war eine Menge von Dromedaren, sodann die wunderbare bunte Bevölkerung. Braune Beduinen, schwarze Nubier und Aethiopier, endlich die verhüllten, in blaue Hemden und Hosen gewickelten Frauen der Fellahs, mit ihrem dreieckigen Schleier von schwarzer Seide und den schwarzen Ringen um die dunkeln Augen. Durch enge und breite Strassen, durch das lebendigste Volksgedränge kam man auf einen freien Platz, der mit ganz europäisch aussehenden Gebäuden umschlossen wird; sie sind von Mehemed Ali auf Speculation erbaut, und er zieht gute Miethe dafür. — Die Nadel der Kleopatra, welche H. nicht unbesucht liess, ist ein, im Sand halb vergrabenes, von grossen, aber zerfallenen Mauern umgebenes, Monument; die ganze Gegend besteht, bis tief in den Grund hinein, aus Kalkstein-Trümmern der alten Alexander-Stadt. Wunderschön und einzig in ihrer Art sind die modern-orientalischen Gärten mit ihren hohen Lauben und Marmor-Fontainen; alle Palmen prangten mit den herrlichsten Früchten, Oleander, Orangen- und Pisangbäume bildeten das höhere Bosquet. Der Weg zur Pompejus-Säule geht über dürres, heisses Feld voll Steinen und Sand, hin und wieder auch über Begräbniss-Plätze. Die Säule selbst steht ziemlich frei und sieht aus, als ob sie zu einem ungeheuren Tempel gehören müsste; aber weder Kapital noch Dimensionen sind schön, sondern zeigen verdorbenen, modern-antiken Geschmack. — Vortrefflich gelegen ist der Palast des Pascha, hart an der See am alten Hafen. Das Gebäude hat, nach Art aller orientalischen, nur zwei Stockwerke. Die Treppe und der grosse Sitzungssaal sind aus schönem weissem Marmor; grosse cirkelrunde Säle mit den prachtvollsten Fussböden, in denen die kostbarsten Holzarten nicht gespart wurden; Prunkgemächer, deren Wände schwere Atlastapeten bedecken; werthvolle Vasen und Gemälde; die zierlichsten

Pariser Hausgeräthe; Schränke voll ausgestopfter brasilianischer Vögel u. s. w. — Am Morgen des 5. October bestiegen die Reisenden das Schiff, welches sie auf dem Mahmudie-Kanal weiter führen sollte, und erst spät am Abend wurde die Stelle erreicht, wo jener Kanal in den Nil eintritt; mittelst einer Schleuse verbindet er sich mit dem „heiligen" Strome. In einem stattlichen, schön erleuchteten Dampfschiffe fand man Alles auf's Beste eingerichtet und wurde beim Einsteigen mit rauschender Musik empfangen. Indessen konnte die gute Bewirthung nicht für die Langeweile der Aussicht auf die Nilufer entschädigen. Der breite dunkelgelbe Strom windet sich durch eine niedrige, dürre Ebene; an den äussersten Rändern stand etwas halbvertrocknetes Gras und hin und wieder erschien ein Palmen-Wäldchen. In der Regel ist nicht weit von einem solchen Haine ein Dörflein, das jedoch nur von geübten Augen gefunden wird. Das Material zu den Häusern ist nämlich der schwarze Boden, aus dem Steine, oder auch nur rohe Klumpen an der Sonne gebacken werden, mit welchen man runde, viereckige oder Zuckerhutförmige Gebäude aufführt, meist nicht über vier Fuss hoch; ein einziges Loch dient als Thür und Fenster. Wie grässlich das Innere dieser Schwalbennester oder Maulwurfshaufen sein mag, davon zeugt der unauslöschliche Schmutz, der dem armen schwarzbraunen Volke anklebt. Hier und da war noch ein Rest der Ueberschwemmung wie ein grosser See sichtbar. — Gegen Sonnen-Untergang zeigten sich die Pyramiden; wie graue Gespenster standen sie da am rothen Horizonte. Es wurde Nacht, ehe man Cairo erreichte, woselbst ein „englisch zugeschnittener" Gasthof unsere Reisenden aufnahm. Die Aussicht am nächsten Morgen war himmlisch. Zur Linken eine lange Reihe orientalischer Häuser und Paläste, mit einem prachtvollen schlanken Minaret endigend. Die Mitte des Hintergrundes bildet, in blaulicher Ferne, ein Palmen-Wäldchen, an welches sich der Riesenbau beider Pyramiden von Gizeh schliesst; sie vertreten die Stelle der zur Schönheit des Gemäldes mangelnden Gebirge. Rechts am Horizonte zeigt sich die an ihrer Atmosphäre, an dem auf ihr lagernden gelbgrauen Duft erkennbare Wüste. — Im Innern der Khalifen-Stadt thut sich den erstaunten Blicken eine ganz neue Welt auf: bunte, mit Schnitzwerken verzierte Häuser, prächtige Moschee-Ruinen, Läden wohlhabender Kaufleute und vor denselben eine sich drängende Menschenmasse, aus allen Nationen des Orients zusammengesetzt. Eine Uebersicht der ganzen ungeheuren Stadt und ihrer Umgegend gewährt die Citadelle. Im Innern des Palais, in dem der Pascha residirt, wurden die Erwartungen sehr enttäuscht. Die Räume des Parterre be-

tretend, fand man einen grossen Vorsaal mit Strohteppichen und mit weissen Kalkwänden, die mit grauen und braunrothen Strichen grob bemalt waren. Die nicht besseren Empfang-Zimmer enthielten unreine und zerrissene Divans an den vormals weiss gewesenen Wänden. — Bei den Schilderungen der ägyptischen Soldaten, des tiefen Brunnens [der nach Minutoli das Grab des Patriarchen enthalten soll], bei den Beschreibungen des Bazars, der Khalifen-Gräber, der Moscheen u. s. w. können wir nicht verweilen, und ebenso müssen wir uns Mittheilungen aus dem Nachtrage zum zweiten Briefe versagen, welche die Pyramiden und die Wüste betreffen. — Am 26. Oktober schiffte man sich in Suez ein. Die Fahrt auf dem rothen Meere bot wenig Interessantes. Drei Tage später wurde das Eiland Harrisch erreicht, welches Kratere in Menge enthält, wie gesagt wird. Neben den Wänden eines dieser Schlünde, halb vom Meere abgespült, fuhr unser Berichterstatter hin, man konnte ins Innere sehen und bemerken, dass derselbe fast bis zur Meeresfläche mit schwarzen Schlacken auf den Wänden bekleidet war. Am 1. November wurde in Aden gelandet; diese Südspitze Arabiens ist ein ausgebrannter Krater, den die Engländer zur Festung umgestalteten. — Das Einförmige der weiteren Seereise bis Ceylon unterbrach nur der Anblick des grossen Eilandes Sokotora, so wie jener der palmengrünen Inseln des Laccadiven-Archipels.

Im dritten Briefe hören wir, dass nach einer beinahe vierwöchentlichen Seefahrt, der Hafen von Ponte Galle erreicht wurde; schon in nicht unbedeutender Ferne liessen sich die aromatischen Düfte der Gewürzinsel verspüren. Es ist die Rede von den Singhali's, von Spaziergängen an der Küste, sowie von einem botanischen Ausfluge, den der Verf. zu machen Gelegenheit hatte. Nach kurzem Aufenthalte in Colombo schlug man den Weg zum berühmten Kandy ein, der Hauptstadt alter Singhali-Beherrscher. Eine vortrefflich angelegte Bergstrasse führte aus dem flachen niedern Küstenlande der mit Gneissfelsen beginnenden Gebirgsregion zu. Kein Abgrund war im schroffen Höhenzuge sichtbar; Alles mit grünen Büschen und mit Riesenbäumen überwachsen. Affen sprangen etwa vierhundert Fuss unterhalb der Reisenden umher, grüne Papagaien zeigten sich in Menge. — Meilenweit vor Kandy lag Hütte an Hütte, die Bevölkerung schien zufrieden und wohlgenährt. Die Strassen der Stadt waren voll Menschen; alle wollten den Prinzen sehen, denn ein Prinz war noch nie auf Ceylon gewesen. Ehrenpforte reihte sich an Ehrenpforte, prangend mit Bambus- und mit zarten Palmenlauben. Der Pallast der alten Kandy-Könige wurde besucht. Ein einstöckiges, mehrere

hundert Schritte langes Gebäude, an jedem Ende von einem Tempel berührt. Den Haupteingang bildet eine plumpe Thür, deren Stützen von Drachen getragen werden. Die Mauern sind fünf Fuss dick; das Innere ist ein einziger Saal, mit mehreren Nebengemächern. Die mit Kalk überstrichenen Wände zeigen stellenweise Kampfscenen mit Leoparden u. s. w. Der botanische Garten, welchen H. in Augenschein nahm, hat viele merkwürdige Pflanzen aufzuweisen. Auch die Zucker-Plantagen, fast alle in Händen englischer Unternehmer, wurden besehen. Als besonders interessant wird der, nur aus Holz erbaute, aber zwei Stockwerke hohe, Haupttempel von Kandy bezeichnet, der die berühmte Dalada (oder Dabata wahansa, nach Ritter) enthält, eine Reliquie vom wahren Buddha (Zahn aus Elfenbein), deren Besitz jenen des Königthumes sicherte. — Abreise ins Gebirge. Von der Station Rambodde an, 2000 Fuss hoch, in der Runde von prachtvollen Kaskaden umgeben, wurde der Weg steiler und zusehends änderte sich die Flora; man war nicht mehr weit von einem der erhabensten Pässe im Gebirge, und erreichte bald Nowara Ellia oder Neura Ellya, die Gesundheits-Station englischer Truppen, 6,400 Fuss über dem Meere. Von da gelangten die Reisenden zu den Rasthäusern Wilson Bangalo und Ettem Pitia und endlich in die kleine, niedliche Stadt Badulla, deren Wohnungen, von Bambus gebaut und mit Kokosblättern gedeckt, nur drei Wände haben, die vierte Seite ist offen und dient als Thür, Fenster und Laden. Von Badulla aus wurden mehrere Elephanten-Jagden unternommen und sodann durch das Gebirg über Habu Talla und Badgangodde nach der Stadt Radnapura aufgebrochen, woselbst man am 8. December anlangte.

Vierter Brief. Die berühmten ceylonischen Edelsteine kommen zum grossen Theile von Radnapura und bilden einen Hauptzweig des Handels. Man fischt sie seltsamer Weise in ähnlicher Art wie Perlen. Unser Berichterstatter beschreibt das Geschäft ausführlicher. — Am 9. December Aufbruch zum Adamspic, der interessantesten Stelle des gewürzduftenden Eilandes. Da der Weg jährlich von vielen Tausenden, Pilger-Mohamedaner, Brahmanen und Buddhisten, betreten wird, sollte man glauben, einen bequemen Pfad zu finden. Allein von dem ärmlichen Orte Palebadulla an, wo das Ersteigen beginnt, gilt es über glatte, nasse Felsen — deren manche Buddhafiguren und uralte Inschriften eingemeisselt enthalten — über schlüpfrige Wurzeln steil aufwärts zu klettern, ohne Halt, ohne Ruhepunkt; nur das Allernöthigste ist geschehen, hier und da eine, aus schwachen Zweigen zusammengebundene, Leiter angelehnt, oder es sind einige Stufen ins Gestein gehauen. Ueberraschend ist die Fülle von

Blumen; an die Stelle der tropischen Flora tritt eine reizende, kräftig frische Alpenvegetation. Sehr erschöpft erreichten die Wandernden, am Ende der vierten Stunde, eine der offenen Hochebenen; hinter ihr stieg der steile Pic, ein einziger Felsenkegel, majestätisch empor. Die Wärme in dieser Höhe, 5,600 Fuss, betrug 14°. Etwa sechshundert Fuss unter der höchsten Bergspitze hört, an der Seite, wo der Weg hinaufführt, aller Pflanzenwuchs auf; die Felsenmasse, Hornblende-haltiger Gneiss, ist ohne jede Erdbedeckung. Um den Pilger das Anklimmen zu erleichtern, finden sich zahllose Ketten, von jeder Art der Gliederung, den steilsten Wänden angeschmiedet. Am obersten Ende schwebt eine Eisentreppe in der Luft; ihre Stufen haben eine fast senkrechte Richtung angenommen, so wich sie aus der ursprünglichen Lage. Nun ist die Pilgerfahrt vollendet; man gelangt zum Eingang der Mauer, welche die höchste Bergspitze in der Runde einfasst. [Dass der Verf. nicht unterliess, die bekannte Geschichte vom Buddha-Fusse zu wiederholen, versteht sich.] Die Aussicht auf dem Adamspic ist weit, allein zu einförmig, um schön genannt zu werden. In einer, aus Bambus und Palmenblättern geflochtenen, Hütte verbrachten unsere Reisenden die Nacht, stiegen am nächsten Morgen, 11. December, abwärts und wendeten sich nun wieder nach Colombo, woselbst sie drei Tage später eintrafen.

Fünfter Brief. Am 18. December verliess man auf einem englischen Kriegsdampfschiffe Colombo, umsegelte die Südspitze der Insel, und landete nach zwei Tagen zu Trinkomali, im schönsten Hafen der Welt. Am 21. December wurde Madras erreicht, und den 28. eine Fahrt südwärts unternommen, um die berühmten Felsen-Tempel von Mamalaipur zu sehen. An der Küste fanden sich grosse Blöcke sehr feinkörnigen Syenits, welches Gestein weiter aufwärts ansteht. Ein Felsengrund, nicht unähnlich der Teufelsmauer am Harze, enthält die merkwürdigen Ueberreste uralter Heiligthümer, in deren Schilderung wir dem Verf. nicht folgen können. — Sechs Tage waren erforderlich bis zum Gebiete des Ganges, am 3. Januar 1845 befand man sich in der Stadt Calcutta. Das Palais des General-Gouverneurs nahm die Reisenden auf. Im Vorbeigehen wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass, wie erzählt wird, die Zahl der, meist prächtig und geschmackvoll uniformirten, Bedienten in jenem Palaste sich auf dreihundertzweiundsiebenzig beläuft. Das Klima in Calcutta zeigte sich wunderschön, frühlingsmässig, dennoch blieb der Unterschied mit Ceylon bedeutend. — Nach vierzehntägigem Aufenthalt zu Calcutta, und auf dem schönen Landgute Barakpur, wurde die Wanderung in Palankinen fortgesetzt. Nicht mehr als zwei Personen können,

der grossen Zahl der Träger wegen, in diesen Holzkasten befördert werden. Erst am 22. Januar, bei Gaya, kamen wieder Felsen und Berge zum Vorschein und brachten einige Mannigfaltigkeit in die unabsehbare Ebene mit dürrem Grase bedeckt, in die dürre Wüste. Steile Gneiss-Höhen umschliessen nach allen Seiten die Stadt. Hier ist einer der grössten Tempel Indiens, der des Vischnupadda. Unter der Säulenhalle, so wie in allen Höfen waren Pilger in Menge, gekommen, um ihre Ersparnisse der Habgier fetter Priester zum Opfer zu bringen. Um Gaya wird Opium gebaut und Reis. Das berühmte Reisland aber ist Patna, wohin sich die Karawane nun wendete, um von da ins Innere von Nepaul vorzudringen.

Sechster Brief. Durch Ausdauer und Beharrlichkeit, durch kühnen Muth wurde es unsern Reisenden möglich, Gegenden zu besuchen, in welche seit langer Zeit kein Europäer gekommen war. Ueber Murzaffapur und Muttiari erreichten sie den 4. Februar die letzte englische Station Sigaulih. Am frühen Morgen des nächsten Tages zeigte sich die Spitze des östlichen Himalayah; aber nur eine Stunde etwa genoss man den grossartigen Anblick der majestätischen Eiszacken, dann war der Horizont wieder flach und einförmig wie zuvor. Unfern des, noch in der Steppe liegenden, Grenzdorfes Bissaulih beginnt der Nepaulesische Wald, welcher bald zum undurchdringlichen Dickicht wird, in dem Flussbetten die Wege bilden. Der Boden fieng mehr und mehr zu steigen an, die Palankine wurden nutzlos, leichte Pferdchen mussten sie ersetzen. Fakiren sind die einzigen Reisenden, welche, der heiligen Oerter in Nepaul wegen, diese öde Gegünd betreten. Das Raptithal, dem man folgte, ist eines der interessantesten in den Vorbergen des Himalayah. Anfangs weit und offen, verengt es sich weiter hinauf und wird felsig. Gneiss, Granit und Quarzfels sind die anstehenden Gesteine. Erst unfern Biempede, der Nepaulesischen Mifitär-Station, erweitert sich das Thal wieder und wird so breit, dass man die Höhenzüge übersehen kann, welche es begrenzen; die nächsten dürften bis zu 3000 und selbst bis zu 4000 Fuss ansteigen. — In diesem Briefe ist ferner die Rede vom Uebersteigen des Siswagorri-Passes. Hier gewinnt man zuerst eine Ansicht der Vorthäler des schönen Nepaul-Reiches. Eines der bedeutenderen ist das Thal des Tumbachana Naddi oder Kupferflusses. Grauwacke- und Thonschiefer sind die vorkommenden Felsarten. Es finden sich Kupfer- und Eisenerze, aber der Eingang in die Gruben wurde nicht gestattet. Seltsamer Weise dient Kuhdünger als Brenn-Material zum Ausschmelzen des Metalles, obwohl es an Holz nicht fehlt. Besonders freundlich sind die Nepaulesi-

schen Dörfer in jenen Thälern; die aus Holz oder gebrannten Steinen errichteten Häuser zeigen sich nicht nur reinlich, sondern verrathen selbst Zierlichkeit und Geschmack. Der untere Theil der Gebäude hat eine Art Vorhalle, deren Dach auf geschnitzten Säulen ruht, und die Mittelfenster des ersten Stockes pflegen mit einem Aufwand von schönem Holzschnitzwerk verziert zu sein, der unsern Verfasser lebhaft an Cairo erinnerte. Die Dächer bestehen aus kleinen doppelt gekrümmten Ziegeln. Alles beweist, dass die chinesische Kunst diesseit der Berge gelehrige Schüler gefunden habe. — Nachdem die Ebene von Tschitlong durchwandert und der 8500 Fuss hohe Pass Tschandragiri überstiegen worden, kam man in das Kathmandu-Thal, wo an der Brücke des Bischmutti eine Heerde prachtvoll mit Gold- und Silberblechen und Seidenstoffen überdeckter Elephanten, mit vergoldeten Haudas auf dem Rücken, für den Prinzen bereit standen, welcher von Martabar Singh, Minister und General en chef von Nepaul, auf das Feierlichste empfangen wurde. — Einzug in die wunderbare Stadt Kathmandu und Schilderung derselben. Audienz beim Rajah. Besuch des uralten Wallfahrt-Ortes, des Heiligthumes von Sambernath, ein etwa sechzig Fuss hohes glockenförmiges Monument, über welchem sich zwölf vergoldete Tempel-Stockwerke erheben. Ein anderes Heiligthum, Bramanischen Ursprungs, Passbuthnoth genannt, wurde ebenfalls von den Reisenden in Augenschein genommen, ferner benutzten sie, um einen Theil des Landes-Innern zu sehen, die ihnen gewordene Vergünstigung und machten einen Ausflug nach dem Noyakothale, wohin seit vielen Jahren kein Europäer vordrang. Die Mittheilungen über diese Wanderung gewähren das mannigfaltigste Interesse. Beim Dorfe Dschitpur bedecken zahllose Granit- und Gneissblöcke den Boden, weiter aufwärts stehen Gneiss und Glimmerschiefer an. Von der Höhe des Kaulia-Passes genoss man, am frühen Morgen des 21. Februar, die entzückendste Aussicht, welche ein Gebirgsland darbieten kann. Unabsehbare Reihen mächtiger Schneeberge thürmten sich, eine hinter der andern, am klaren Horizonte auf. In Westnordwest ein himmel-anstrebender Kegel, mit drei spitzen Zacken, der Dhawalagirie, der Riese der Himalayah-Kette. Kleinlich tritt die Erinnerung der Schweizer Alpen dagegen zurück.

Siebenter Brief. Von Kathmandu, welche Stadt man am 22. Februar wieder erreicht hatte, führte der Weg über Biempede und Hetaunda nach Sigaulih. Eine, in der Umgegend dieses Ortes veranstaltete, Tigerjagd hielt die Reisenden mehrere Tage daselbst auf, welche sich sodann in Palankinen nach der schönsten aller indischen Städte, nach Benares begaben. Es wurden die merkwürdigen alten Tempel und Mo-

scheen besehen, so wie Allahabad, ein vielbesuchter Wallfahrtsort. — Ueber eine langweilige Ebene führte der Weg nach Lucknow. Was von dieser Stadt gesagt wird, von deren Gebäuden, namentlich von den Wohnungen der Engländer, ferner von der Moschee Imambarah und von den Grabmälern der Königs-Familie, so wie über Volksleben, Tänzerinnen und Bazars, über Thierkämpfe u. s. w., müssen wir den Lesern überlassen, im Buche nachzusehen. Am 1. April gab der König dem Prinzen ein prachtvolles Abschiedsfest, welches mit glänzendem Feuerwerk endigte, wobei ganze Reihen menschlicher Figuren und Thier-Gestalten im Brillantfeuer brannten, hohe Holz- und Papier-Paläste in Flammen aufgingen, am schönsten jedoch einige zwanzig Luft-Ballans sich ausnahmen, die in ansehnlicher Höhe Feuergarben sprühten. — Der Weg führte, durch eine wüste dürre Ebene, an den Trümmern der berühmten alten Stadt Kanodsch vorbei, zu dem prächtigen Agra, welches man nach einem drei Tage und drei Nächte fortgesetzten Marsche erreichte. Die Stadt liegt an der Südwestseite des Jumna und gewährt aus der Ferne mit ihren vielen schönen Kuppeln und Minarets einen wundervollen Anblick. Es herrschte hier eine tropische Sonnengluth; nur bis neun oder höchstens zehn Uhr konnte man es im Freien aushalten; aber das Klima machte die Menschen erfinderisch, durch eigenthümliche innere Einrichtung wissen sie sich gegen die lästige Hitze zu schützen. — Das schwelgerische Leben in Agra wurde am 13. April wieder mit dem Aufenthalt im staubigen Palankin vertauscht. Die Reisenden wendeten sich zunächst nach Bhurtpur und langten den 26. in Delhi an, dem alten Sitze des Grossmoguls. Ein grosser, trauriger Ort, inmitten einer völligen Wüste, vom Schutt vergangener Pracht bedeckt. Die sehenswerthen Ruinen, u. a. ein riesenhafte Moschee, ein aus Metall gegossener Pfeiler mit Sanskrit-Inschriften u. s. w., liegen alle ziemlich entfernt, so dass, um sie zu besuchen, Elephanten bestiegen werden mussten.

Achter Brief. Aus der brennend heissen Wüste versetzten sich die Wanderer in kurzer Zeit in kühle Gebirgs-Höhen; schon in Merut, woselbst sie am 3. Mai ankamen, war die Hitze viel weniger lästig. Der Zug ging weiter nach dem Ganges, über den man bei den heiligen Tempeln ging, sodann nach Moradabad, der letzten Station vor den Bergen, über Tarai, durch das Thal des Nihalyanga und durch das Naine-Thal. Die hin und wieder angestellten geologischen Beobachtungen wollen nicht viel sagen. Beim Dorfe Dora finden sich mehrere Tempel, die keineswegs ohne Interesse scheinen, und bei einem andern Dorfe, Agur, wird grüner Kupferschiefer gewonnen und verschmolzen. Weiterhin zeigten

sich die Ramganga-Ufer so steil und hoch, dass der Fluss nur selten zu sehen war. Durch das Thal des Narang führte der Weg aufwärts zu den Pässen Tillekannikhal und Khonkalakhal. Nach sehr beschwerlicher Reise erreichte man den 11. Juni am Ufer des Agasganga den schönen Seespiegel von Durithal, einem sehr hoch gelegenen Orte, und den nächsten Tag, geführt vom Oberpriester von Kedarnath, der dem Prinzen entgegengekommen war, Okimuth, unterhalb dessen der, brausend und rauschend zwischen felsigem Ufer hinströmende, Kaliganga auf einem sehr lockeren und heftig schwankenden Sangho, aus dünnen, mit Grasseilen verbundenen, Rohrstäben bestehend, überschritten werden musste. Bei der heiligen Quelle von Gaurikund waren Pilger in Menge versammelt, um zu baden; das Wasser, dessen Wärme 41,5^0 beträgt, verursachte, wie die kläglichen Mienen der meisten Badenden verriethen, nicht geringen Schmerz auf der Haut. Das Ziel der Pilger-Wallfahrt, der Tempelort Kedarnath, ist seit Jahrhunderten berühmt wegen seiner Heiligkeit; hier soll der Leib des Wischnu liegen. Von Gaurikund bis zur Höhe des, in der Runde von steilen Felswänden eingeschlossenen, Tempels hat man 5000 Fuss zu steigen. Abhänge und Kuppen bestehen aus Gneiss. — Bis zum Pass hinauf, der Tsorikthal genannt wird, nimmt die Fülle der Vegetation mehr und mehr zu. Ein zweiter noch höherer Pass folgte, sodann noch drei andere Bergrücken, endlich erreichte man eine Gegend, wo Moos und Farrenkräuter von zierlichster Form den Boden Boden bedeckten, die Bäume fingen an krüppelhaft zu werden, Eichen hörten auf, Birken und Rhododendron nahmen ihre Stelle ein. Nie waren unsern Reisenden die im Norden liegenden Bergriesen so himmelhoch erschienen, als an diesem Punkte, wo ein weites Thal zu ihren Füssen lag. Krystallenen Eis-Palästen gleich ragten sie empor, und scharf zeichneten sich die Gipfel gegen den blauen Himmel ab. Zwei Schneebetten waren zu überschreiten, sodann gelangten die Wanderer, eine steile Glimmerschiefer-Wand hinan klimmend, zum höchsten der Pässe. Noch einmal waren hier, jedoch nur auf einen Augenblick, die Gipfel des Himalayah zu sehen, im nächsten Moment ragten nichts als glänzende Eisspitzen über dichte Wolken-Wände, so unermesslich hoch, dass man hätte versucht werden können, sie für Luft-Spiegelung zu halten. — Ein liebliches Thal führte dem Rastorte Pauali Danda zu.

Neunter Brief. Immer tiefer kamen die Reisenden ins Gebirge, und immer schwerer hielt es, die nöthige Träger-Zahl zur Fortschaffung des Gepäckes und der Zelte zu finden. In dem Gebiete des Rajah von Ghurwal hatte sich das seltsame Gerücht unter dem Volke verbreitet,

dem Prinzen zögen dreitausend Soldaten voraus, überall würde geplündert und verbrannt. Nur mit Mühe wollte man sich oft überzeugen, dass das Kriegsheer und der „goldene" Hofstaat aus wenigen einfach gekleideten Fussreisenden und den Gepäckträgern bestand. — Von Pauali Danda führte der Weg ins Thal des Billang-Flusses hinab, sodann aufwärts zur Passhöhe des Kedarak-Thales, weit über der Baumgrenze. Im Thale des Bhagirathi, wie der Ganges hier genannt wird, dient ein einfaches Seil von dünnen Bambusstreifen geflochten und quer über den Strom gespannt, als Brücke. Auf dem Seile ruht ein krummes Holz, an dessen Enden man vermittelst eines Strickes um die Mitte des Leibes festgebunden wird und sich nun mit Händen und Füssen am Seile hinüberwinden muss. — Dumpfes Brausen kündigt schon in der Ferne die Wasserfälle des Ganges an. Bei der Vereinigung dieses Stromes mit dem Goldsand führenden Lunegadh-Flusse sind Schutthaufen eines ungeheuren Felsensturzes zu überschreiten, der sich vor nicht langen Jahren ereignete. Bis zu dreihundert Fuss über dem Flussbette liegen gewaltige Blöcke aufgethürmt. — Im Dorfe Muckba am Bhagirathi wurde verweilt, um alle Vorbereitungen zur Fortsetzung der Reise zu treffen.

Zehnter Brief. Nachdem man sich von der Unmöglichkeit überzeugt, über den nächsten Grenzpass, den Nilung, in Tübet einzudringen, wurde der Entschluss gefasst, einem der Gebirgspässe nach Kunauer zu folgen. Der Weg führte durch das Hersile- und Gumti-Thal. Schneefelder waren zu überschreiten, und um zur Spitze des Lama-Kagapasses zu gelangen, musste eine steile Gletscherwand erstiegen werden. Nach der vom Verf. unternommenen Messung beträgt die Höhe jenes Passes 15,355 Fuss; ein kahler Granitkegel dürfte noch um etwa vierhundert Fuss weiter aufwärts ragen. Das Hinabgehen war mit Schwierigkeiten und Gefahren nicht geringer Art verbunden, zu den Schneefeldern und glatten Eisgehängen gesellte sich auch noch ein Schneeregen. Im Baspathale findet man grosse Gletscher. Unmittelbar am Fusse eines derselben verbrachten unsere Reisenden die Nacht und machten auch den folgenden Tag (15. Juli) Rast an dem Orte. Nach mannigfaltigen Beschwerden wurde das freundliche Dorf Tschetkul erreicht. Es hat schon einen ganz chinesischen Charakter im Baustyl der Häuser und Tempel, und viel Verkehr mit Tübet. Erst nach vier Tagen gestattete der Regen die Weiterreise, und im Dorfe Tschini wurden unsere Wanderer gleichfalls durch Wetter-Unbilden bis zum 28. Juli festgehalten.

Elfter Brief. Drei Monate lang waren der Prinz und seine Gefährten von jeder Verbindung abgeschnitten; Postboten verirren sich nicht

in die zuletzt durchzogenen Gegenden. Beinahe die ganze Gebirgsreise, wenigstens einhundert und achtzig deutsche Meilen, wurde zü Fuss zurückgelegt, und dabei kamen Erhebungen von 15,000 Fuss vor, also mehr wie Montblanc-Höhe. Viele Mühseligkeiten waren zu überstehen, ganze Tage hindurch musste man im halbgeschmolzenen Schnee, oder bis an die Knie im eiskalten Wasser badend, mit steifgefroruen Händen Brücken über reissende Bergströme bauen, schwindelnde Abhänge erklimmen, und dabei von zähem Bocksfleisch und von hartem Schiffszwieback leben. — Von Tschini führt der Verf. seine Leser in diesem Briefe bis Namdja. von wo aus es endlich glückte, die Grenze Tübets zu überschreiten. Unter den, diesen Abschnitt der Reise betreffenden, Mittheilungen heben wir folgende hervor. Im Dorfe Pangi haben die Häuser das Eigenthümliche, dass sie mit einer Hälfte im Berge stecken; es wird nicht schwer, auf die platten Dächer derselben zu gelangen und, von einem zum andern springend, eine Uebersicht des Ortes und des Thales zu gewinnen. Letztere ist entzückend: schwarze Cedernwälder, hohe Granitmauern, Schneeberge und der wildbrausende Sutledsch, der unterhalb Pangi in grausenhafter Tiefe eine starke Krümmung macht. Hin und wieder schweben kleine Dörfer mit grünen Terrassen umgeben; man begreift nicht, wie Menschen in solchen Höhen ihr Geschäft treiben können, eine Lawine, ein Schneesturz, ja ein heftiger Regenguss müsste die Wohnungen der Tiefe zuführen. Nicht fern von Pangi sind die wunderbaren Manneh paddehungs, die Gebetsteine, regelmässig zusammengesetzte Steinhaufen, wie lange schmale Altäre gestaltet, die obere Fläche ganz mit glatten Schieferstücken bedeckt, welche alte Inschriften in tübetischen Charakteren tragen, wovon einzelne als wahrhafte Musterstücke der Sculptur dienen können. Die Lamadiener sehen diese Gebetsteine mit wahrer Ehrfurcht an, um so mehr, je grösser der Haufe ist. Unfern des Weilers Jengere, wo man in einer Einöde das Lager aufgeschlagen hatte, erreichten Abgesandte des Rajah von Ghurwal die Karawane. Sie begrüssten den Prinzen im Namen ihres Gebieters und überbrachten Geschenke, hauptsächlich bestehend in schönen nepaulesischen Dolchen und Krummsäbeln, in Moschusbeuteln, Nerbissi-Wurzeln (ein sehr hochgeschätztes Arcanum, das alle Krankheiten heilen soll), kostbare Shawls u. s. w. Auf der Höhe des Passes, welcher den Namen Errengkhal trägt, bietet sich ein herrlicher Blick dar auf die Gebirge des chinesischen Gebietes, des Purgeul. Wie gewöhnlich fanden sich auch auf dieser Höhe Denksteine, oder Steinhaufen, am Wege errichtet, zu denen jeder Reisende seinen Beitrag liefert. Eines der grössten Dörfer im Gebirge dürfte Ka-

num sein. Weit und breit kommen die Bewohner der entfernteren Orte da zusammen, um ihre Einkäufe zu machen. Man verfertigt in Kanum Gold- und Silbersachen, Stiefel und Schuhe von Wollenzeug, schöne Decken und Teppiche und künstliches Holzschnitzwerk; auch befinden sich hier eines der grössten Lamaklöster und zwei bedeutende Tempel. Nach Tschasu, wohl das entlegenste Dorf, welches von den Reisenden betreten wurde, stiegen sie eine, viele hundert Stufen zählende, in Stein gehauene Treppe hinab und schlugen ihre Zelte auf dem platten Dache eines der Häuser auf. Die Tracht der Bewohner ist der chinesischen äusserst ähnlich. Ein sehr bedenklicher Weg führt am Sudletsch hin. Man befand sich etwa achtzehnhundert Fuss über dem Flussufer und war ihm dennoch ganz nahe. Der voran gehende Führer grub Fusstapfen ein und suchte haltbare Stellen, so wie feste Steine heraus. Oft ward es nöthig, um glatte Felswände zu vermeiden, einige hundert Fuss abwärts zu gleiten, sodann mussten die äussersten Zacken vorspringender Klippen neben dem schroffen Abgrunde hin überschritten werden. Sechs Stunden lang ging der Weg so fort. Die Nordostseite des Passes zeigte sich weniger wüst und steil, endlich war die Ebene des Dorfes Kor erreicht. Hier verriethen die Menge von Bernstein-Zierrathen, die rothe Farbe aller Kleidungsstücke und der allgemeine Gebrauch von Hosen und Stiefeln auch bei Frauen den Einfluss tübetanischer Sitte. Die tartarische Physiognomie herrscht durchaus nicht im Uebermaass vor. Wie der Einzug in Kor, so war auch der Abschied ein Volksfest; Männer und Frauen gaben den Wanderern das Geleite, letztere blieben in den Weinbergen zurück und sangen mit heller klagender Stimme: *Tautun ne re ho* (glückliche Reise). Das Sutledsch-Thal verliert nun den wüsten chaotischen Charakter. Die Uferwände sind weniger steil und hoch, die Bergkämme etwas weiter abgerückt. Um auf die linke Seite überzusetzen, hatte man die berühmte Brücke von Namtu zu passiren. Sie ist das Verdienst der Chinesen und ein bewunderungswürdiges Werk; die starken Balken, aus denen sie erbaut, mussten sechs bis sieben Tagemärsche weit hergeholt werden. Wie alle Brücken im Himalayah, selbst die kleineren, wegen Anschwellung des Stromwassers im Frühling sehr hoch angelegt sind, so war auch diese zwischen fest gebauten Brückenköpfen eingeklemmt. Im Dorfe Dubling wurden kleine Geschenke, Glasperlen, Stecknadeln u. s. w. von Alt und Jung mit grossem Jubel aufgenommen, und als der Prinz und seine Begleiter von einem Spaziergange zurückkehrten, fanden sie ihr Zelt mit Blumen ausgeschmückt und eine Menge Kinder, mit grossen Sträussen beladen, standen wartend da.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hoffmeister: Briefe aus Indien.

(Schluss.)

Zwölfter Brief. Es begreift derselbe die Wanderung von Namdja bis Simlah. Endlich hatte der Prinz, wie bereits erwähnt worden, die Vergünstigung erlangt, die Grenzen Tübets zu überschreiten und, wenn auch nicht an der Stelle, welche zuerst ausgewählt war, dennoch an einem höchst interessanten Punkte ins chinesische Gebiet einzudringen. Vier stümmige Yackochsen standen bereit, die Reisenden auf ihrem wolligen Rücken aufsitzen zu lassen, die Lastschafe waren gesattelt und bepackt, und eine fröhliche Schaar rothbehos'ter Frauen und Mädchen tummelte sich unter unaufhörlichem Gelächter und Gesang mit dem übrigen Gepäck umher; die Männer tragen nämlich an der Grenze in Tübet nur gezwungen, so wie sie den Weibern auch die Last des Ackerbaues und der häuslichen Geschäfte überlassen. Am 6. August setzte sich die Karawane in Bewegung. Der Weg wurde bald so steil, dass die Reiter von ihren breitfüssigen Ochsen absteigen mussten; schauerlich, Staunen erregend war der Anblick der steilen Schieferfelsen, zwischen denen der tobende tübetische Strom seine dunkeln Wellen hinwälzt. So weit das Auge reicht, kein Strauch, kein grünes Kraut, und über dem Nebel, in schwindelnder Höhe, die Spitzen und Zacken der Berge mit ewigem Schnee gekrönt. Man stieg nun höher und höher, der Schneeregion und dem Passe zu, welcher die Grenze des „himmlischen" Reiches bildet. An die Stelle des Thonschiefers trat Granit, und ein grosser Block des Gesteines gewährte den ersten freien Blick in die tübetische Ebene, auf eine unabsehbare Folge von Gebirgszügen, die weiteren immer niedriger, bis zuletzt ein ferner Horizont der unendlichen Hügelreihe sich anschloss, der Hochebene des Landes. Ein sanft absteigender Pfad führte dem Rastplatze, dem Dorfe Schipki zu. Obgleich es Mandat des Kaisers ist, „bei Strafe des Bauch-Aufschneidens" Fremden keine Lebensmittel verabfolgen zu lassen, brachte man dennoch den Reisenden Milch und Aprikosen, so viel sie verlangten, und Männer, Weiber und Kinder kamen hervor, um die fremden Gestalten zu besehen und zu belachen. Den folgenden Tag

wurde weiter ins Land vorgedrungen und das Dorf Kjock erreicht, welches vor langer Zeit einmal ein Europäer besucht hat; von da ging es über Namdja zum Sutledsch, an dessen jenseitigem Ufer neue Mühen der Wanderer warteten, denn der 6000 Fuss hohe Kamm der Felsendämme, welche den Fluss einschliessen, war zu übersteigen, um in das Thal des Li zu gelangen. Den 12. August kamen die Reisenden über einen der bedeutendsten Pässe, den Haugarang, der 12,000 Fuss Höhe hat. Später wurde das Thal des Ruskalong durchwandert und sodann der alte Weg verfolgt, man berührte die Sutledsch-Ufer wieder, sah abermals Pangi und Tschini und zog auf der Dakstrasse im Thale weiter. Als die ersten Gebäude vom Dorfe Seran, namentlich ein Tempel und das sogenannte Schloss, die Sommer-Residenz des Rajah von Bissahir, sichtbar wurden, erschien ein Abgesandter Seiner Herrlichkeit, der dem Prinzen ein zierlich aufgezäumtes Pferd entgegenführte, um darauf in Seran einzuziehen. Der öffentliche Empfang wurde jedoch abgelehnt. Zelte nahmen die Reisenden auf. Am folgenden Tag empfing der Prinz den Besuch des Rajahs und erwiederte solchen nach dem Mittagsmahl. Es gab eine höchst interessante Scene von ächt orientalischem Gepräge. Durch ein halb verfallenes Thor, von neugierigen Zuschauern umdrängt, schritt man in den grossen Hofraum, der mit einem Baldachin überspannt war. Ein einfacher Eingang führte in das, im streng schmucklosen Gebirgs-Style gebaute, Innere des Palastes; drei elegante Sophas mit seidenen Ueberzügen standen dort im Kreise, hinter ihnen und zur Seite die Schaaren weissgekleideter Hofleute mit gezogenen Säbeln in der Hand; einige trugen als Herolde vergoldete Stäbe. Lange dauerte die Unterhaltung des Prinzen mit dem Rajah, die gewünschte Besichtigung des Hauses liess letzterer jedoch unter dem Vorwande ablehnen, „dass die Götter darin seien". — Auf dem Wege nach Rampur wurde die Hitze des Flachlandes wieder fühlbar. Am 4. September kamen die Reisenden in Simlah an, dem englischen Badeorte, wo englische Officiere in Menge sich befanden. Die Stadt gewährt einen seltsamen Anblick, da sie fast nur aus einzelnen Pavillons besteht. Von Simlah, woselbst die Zeit fast ganz mit Diners, Bällen und Festen hinging, begab man sich nach Ferozepur.

Dreizehnter Brief. Unterdessen waren die Sikhs, 30,000 Mann stark, über den Sutledsch gegangen und in englisches Gebiet eingebrochen. Der Prinz hatte mit seinen Gefährten schon am 22. November Ferozepur verlassen, kehrte aber unverzüglich nach Ludiana und Umballah zurück. H. schildert das Gefecht bei Mutki. Er schliesst mit der

Nachricht, dass die englische Armee den 21. December gegen Ferozepur aufbrechen werde.

In der blutigen Schlacht, die bei Ferozeschah, wo man auf die Sikhs traf, geschlagen wurde — so meldet der Herausgeber dieser Briefe in seinem Nachworte — griffen die englischen Truppen, in geschlossenen Gliedern vorrückend, den Feind an; mörderisches Gewehr- und Kartätschenfeuer brachte sie zum Stehen. Da ritt der General-Gouverneur Lord Hardinge vor die Fronte, um zum Vordringen zu ermahnen. Der Prinz begleitete ihn, umgeben von seinen Reise-Gefährten. Hoffmeister wurde an der Seite des Prinzen, den er in dieser äussersten Gefahr nicht verlassen wollte, durch eine Kartätschenkugel tödtlich getroffen.

Die Bruchstücke botanischer und zoologischer Notizen, welche sich zerstreut in den hinterlassenen Papieren fanden, und nicht wohl in die zusammenhängende Briefreihe einordnen liessen, sind am Ende beigefügt. Es enthält dieser naturwissenschaftliche Anhang ein Schreiben an Alex. v. Humboldt über die geographische Verbreitung der Coniferen am Himalayah, sodann Bemerkungen über die Vegetation und über die Vögel in diesem Gebirge, endlich eine tabellarische Uebersicht der Temperatur- und Höhen-Angaben von Corfu bis zum Pass Errengkhal.

Werfen wir nun zum Schlusse einen Rückblick auf das besprochene Buch, so sehen wir uns unwillkürlich wieder den Bemerkungen Ritter's in seinem, den „Briefen aus Indien" vergönnten, Vorworte zugeführt. Allerdings war die Zeit einer flüchtigen Reise zu kurz, zu ungünstig für gründliche Forschungen und tiefgreifende wissenschaftliche Erörterungen; denn ein Lebensbild verdrängte schnell das andere. Dagegen gewähren Hoffmeister's Mittheilungen die Vortheile lebendigster Auffassung von Verhältnissen und überraschenden Gestaltungen in ihren grossartigsten Umrissen und Gegensätzen, so wie von Sitten und Gebräuchen des Menschenlebens unter den verschiedensten Stämmen und Völkern, religiösen und politischen Gemeinschaften des Orients. Auch die Natur- und Länderkunde ging keineswegs leer aus.

Leonhard.

M. **Fauriel**: *histoire de la poésie provençale. Cours fait à la faculté des lettres. 3 Voll. Paris 1848.*

Dieses Werk des leider verstorbenen Fauriel ist schon in der Gestalt, wie es jetzt herausgegeben wurde, sehr bedeutend für die Ge-

schichte der mittelalterlichen Poesie. Es war ursprünglich nicht so zum Druck bestimmt, sondern nur das Heft für seine Vorlesungen, und wurde grade so ohne Veränderung von Herrn Jules Mohl, Mitglied des Instituts zu Paris, herausgegeben. Herr Mohl sagt selbst in der Vorrede, dass er in der provenzalischen Poesie gar nicht bewandert sei, und wenn wir bedauern müssen, dass es Herrn Fauriel selbst nicht mehr vergönnt war, seine sehr umfassenden Studien mit dem ganzen wissenschaftlichen Apparat zu veröffentlichen, so sind wir dem Herausgeber doch auch für das Collegienheft dankbar. Herr Fauriel war ein geborner Provenzale, kannte die Sprache und die Sitten dieses Landes sehr genau, und schon diese Localkenntniss hat ihm viele Aufschlüsse gegeben, welche durch seine langjährigen gründlichen Nachforschungen ihre Bestätigung erhielten.

Wir erlauben uns hier einige anspruchslose Bemerkungen über einzelne Theile des Werkes. Der Verf. rückt das Alter der provenzalischen Poesie noch höher als Hr. Diez, bis ins achte Jahrhundert hinauf. Wir möchten gegen diese Bestimmungen protestiren, indem dadurch der Begriff der eigentlichen provenzalischen Poesie ganz ins Ungewisse erweitert wird. Es lässt sich mit Gewissheit annehmen, dass vor Guillem IX von Poitiers schon provenzalische Poesie bestanden hat; es möchte aber doch schwer werden, in den Gedichten vom achten bis eilften Jahrhundert die entscheidenden und grade so scharf ausgeprägten Merkmale zu finden, welche das Wesen der provenzalischen Poesie ausmachen. Mag man auch aus jener frühen Zeit Sprachdenkmale auffinden, so ist noch nicht Alles, was die Mönche zum Nutzen der Kirche in der Volkssprache schrieben, zur provenzalischen Poesie zu rechnen. Der Verf. hilft sich hier freilich dadurch, dass er mit Recht zweierlei Gattungen dieser Poesie annimmt, die künstliche der Höfe und der Adligen und die Volkspoesie. Allein er scheidet beide nicht streng genug, und versetzt manche Dichtart in die Volkspoesie, die unstreitig nicht dahin gehört, und dann gehen den übrigen Volkspoesien meist die Merkmale ab, die das Trobar ausmachen. Er setzt den Anfang der provenzalischen Volkspoesie in das neunte oder zehnte Jahrhundert. und nennt sie eine Nachwirkung der alten griechisch-römischen Poesie, in christlichem Sinn durch Priester und Mönche cultivirt und verändert. Dieser unförmlichen, groben, charakterlosen Poesie, sagt er, gehörten die epischen Gesänge, die Volksgesänge der Liebe und des Tanzes, die frommen Hymnen und die Heiligenlegenden an. Die andere Poesie bestand ganz verschieden neben jener; dies war eine ganz neue, systematische, raffinirte, ausschliessliche Poesie,

eine Hof- und Schlosspoesie, welche zu einzigem und Hauptgegenstand die Liebe hatte, in der Form und dem Wesen, welche dieser das Ritterthum damals aufgedrückt hatte, und in welcher das Gesuchte, Dunkle und Schwierige nicht ein Fehler, sondern eine belobte Eigenschaft war. Der Verf. weist aus den Gedichten des ersten bekannten Troubadour, Guillem IX von Poitiers, und besonders aus dessen vielen Anspielungen auf schon bestehende poetische Gesetze und Gebräuche nach, dass schon vor ihm die provenzalische Poesie so geordnet war, wie sie nachher sich entwickelte, und dass damals noch beide poetische Gattungen in gleicher Stärke neben einander bestanden. Beide finden sich auch noch neben einander in den Werken Guillems von Poitiers. Er erfand keine, sondern überkam sie nur. Die ältere, die Volkspoesie, liess ihm volle Freiheit, seine individuellen Gefühle auszudrücken, seine Abentheuer zu erzählen u. s. w. Die andere feinere war die Modepoesie an den Höfen, und er musste sie schon aus Modeeitelkeit cultiviren. Nach ihm aber verschlang diese neue Troubadourpoesie fast ganz die alte populäre, und drückte ihr ihren Charakter und ihre Formen auf.

Die Bezeichnung der provenzalischen Volkspoesie, wie sie der Vf. hier gibt, scheint mir viel zu weitsinnig. Er konnte unter allen Bestandtheilen, die er hier aufzählt, nur die epischen und die Volksgesänge herrechnen. Ich halte es für einen Fehler, wenn Literarhistoriker auch die rein kirchliche Poesie in die Nationalliteraturen einmischen. Die kirchliche Poesie ist eine eigene, über die verschiedenen Länder Europa's im ganzen Mittelalter verbreitete Poesie, gehört aber keiner Nation eigenthümlich an. Denn die Kirche ist nie und nirgends national gewesen, nicht einmal in Italien, höchstens einigermassen in Spanien, sondern hat vielmehr in den verschiedenen Ländern die kräftige Entwicklung des Nationalcharakters unterdrückt. Wenn der Verf. eine in christlichem Sinn durch Priester veränderte griechisch-römische Poesie in der Provence hervorhebt, so kann er diese durchaus nicht zur Volkspoesie rechnen, denn sie ist dieselbe fremde, dem Volksgeist widerstrebende Form, die auch in der sogenannten klassischen Zeit der französischen Dichtkunst keine nationale Poesie aufkommen liess. Und was die Hymnen und Heiligenlegenden betrifft, so gehören sie noch weniger in das Gebiet der Nationalliteratur irgend eines Volks; denn es ist dieselbe Legende, ob sie ein Priester in der Provence oder in Skandinavien dichtet. Von der Volkspoesie bleibt also ausser den Epen im Ganzen wenig übrig, und ist also nicht viel davon zu sagen. Der Verf. rechnet zu der Volkslyrik die Albas und Balladen, die allerdings in Südfrankreich sehr alt sind, und die

Pastorellas, die mir aber nicht hierher zu gehören scheinen. Die, welche wir noch besitzen, sind wenigstens dem Inhalt und der Form nach viel zu gekünstelt, als dass sie in ihrer Troubadourfassung im Volk entstanden sein konnten. Eine mit allen Künsten und Gesetzen der Galanterie bekannte Hirtin, welche dasitzt mit oder ohne Heerde, und ein Troubadour, der ihr Artigkeiten sagt, ohne je zum Zweck zu kommen, kann in dem Volkssinn niemals Gegenstand des Gesanges werden.

Die Volkspoesie ist also in der Provence kaum in Anschlag zu bringen, und aus ihrer Schwäche erklärt sich am besten der Verfall der ganzen Troubadourpoesie überhaupt. Die Troubadours fanden keinen Kern und keine moralische Kraft, die sie von ihren Abschweifungen wieder zur Natur und Wahrheit zurückgeführt hätten. Denn die Volkspoesie unterlag, noch ehe sie in die Epoche der Kunst eingetreten war, der verkünstelten Hofpoesie, und diese ging, weil sie kein Gegengewicht hatte, grade wie die italienische, an ihrer übertriebenen Formcultur, an moralischer Schwäche und Auflösung der Sitten zu Grunde. Es waren dieselben Ursachen, welche auch die Provence in politischer Hinsicht nach einem kurzen Krieg aus der Reihe der selbständigen Länder strichen. Wenn wir die sogenannten Tensons, die didaktisch-poetischen Disputationen über Thesen aus dem Gebiet der raffinirtesten Galanterie lesen, wenn wir aus den Aussprüchen der Liebeshöfe sehen, wie die so viel besungene Liebe ihre ganze erhebende und begeisternde Kraft verloren hatte, wie die Ehe auf ihr gröbstes und directestes Bedürfniss zurückgeführt war, und wie eine solche Theorie und Praxis die grösste Verschlechterung der Sitten, die traurigste Verweichlichung hervorgebracht hatte: so brauchen wir nicht nach äussern Ursachen zu suchen, welche den Untergang der Provence und ihrer Poesie bewirkt haben, sondern diese Poesie zeigt uns selbst die stufenweisen Symptome des innern Uebels, das zum Tod führen musste. Der Verf. bezeichnet als eine der wirksamsten Ursachen des Verfalls der provenzalischen Poesie den Hass der Geistlichkeit gegen die Sprache und Poesie, in welcher ihr so viele Vorwürfe über ihre Sitten gemacht waren, und er führt unter andern besonders die Bulle an, in welcher Innocenz IV die Sprache als ketzerisch bezeichnet und ihren Gebrauch den Studenten verbietet. Wenn wir nach der Geschichte der italienischen Poesie schliessen dürfen, so möchte dies ein unwesentlicher Grund des Verfalls sein. Die Geistlichkeit hat sich überdies um die Kritik ihrer Sitten nie viel bekümmert, sondern zu den masslosen Angriffen gegen dieselben meist geschwiegen, ja ihre Verderbtheit in ihren eigenen Gedichten offen zur Schau getragen. Nur die

Dogmen und die Einrichtungen zum Vortheil und zur Befestigung der Kirche durften nicht angegriffen werden, ohne ihren heiligen Eifer in seiner ganzen Gewalt zu erwecken.

Ich habe hier nur einige Bemerkungen niedergelegt, die mir beim Studium des vortrefflichen Werkes aufgestossen sind, und die auch auf die allgemeine Beurtheilung des seit zwei Jahren anerkannten Buches keinen besondern Einfluss beanspruchen. Der Verf. hat die provenzalische Poesie mit Vorliebe bearbeitet, und wenn ihn diese hier und da vielleicht zu weit geführt hat, so hat er dafür viele neue Seiten der Beurtheilung aufgedeckt und viele neue Forschungen angebahnt. Der wichtigste und ausführlichste Theil seines Werkes enthält die Untersuchung über die epische Literatur der Provenzalen. Ich will versuchen, die sehr weitläufige Arbeit hier kurz in ihren Hauptsätzen zusammenzufassen, wobei sich dann einige unmassgebliche Bemerkungen einmischen lassen.

Der Verf. widerstreitet der „allgemeinen“ Meinung, dass die Poesie der Troubadours nur lyrisch gewesen sei und dass sie gar keine Epen gehabt haben. Ob dies Jemand behauptet hat, weiss ich nicht. Aber der Verf. will auch beweisen, dass die Provenzalen das Epos erfunden haben. Er gibt zu, dass die nordfranzösische Literatur die reichste an Ritterepen ist ist, und dass diese von dort aus in alle Literaturen Europa's übergingen. Es sei nun die Frage, ob die Provenzalen nicht den Franzosen die erste Idee und Redaktion dieser Epen geliefert haben. Der Verf. meint, es wäre unerhört, wenn die Provenzalen mit ihrem dichterischen Talent, das sich eine ganz eigne, originale Dichtung geschaffen habe, sich nicht auch das natürlichste und fruchtbarste Thema der Poesie, die Erzählung der Lokalbegebenheiten, angeeignet hätten. Die Begebenheiten seien dort sehr poetischer Natur gewesen. „Jedes dichterische Volk fängt mit den Versuchen an, die Erinnerung an die Nationalbegebenheiten zu verewigen. Die Lyrik kommt gewöhnlich später; denn sie verlangt schon eine gewisse Verfeinerung, weil sie sich mit dem vollkommnen Ausdruck der verschiedenen Schattirungen und der verschiedenen Grade eines und desselben Gefühls abgibt.“

Der Verf. stellt es zur Hauptaufgabe, die eigentlich ursprünglichen Ritterromane, die allen andern zu Grund gelegen haben, aufzusuchen. Diese ursprünglichen Romane waren in Versen geschrieben. Nach und nach wurde die Prosa immer beliebter, und trug zuletzt den Sieg davon; die beliebtesten Romane wurden in Prosa übersetzt. Dies steigerte sich bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst, wo dann nur die prosaischen Romane gedruckt wurden, die andern aber in Vergessenheit geriethen

und verloren gingen. Als ein Hauptmerkmal der Ursprünglichkeit in den Romanen bezeichnet der Verf. mit Recht den Mangel von aller lyrischen Bewegung, Prätention und Form. Mit jedem weitern Fortschritt wird der einfache, erhabene, ächt epische Ton der ersten Romane unter dem Einfluss der Lyrik verweichlicht und manierirt. Das ist richtig; aber wo sind die provenzalischen Epen, denen das angeführte Merkmal beigelegt werden kann? Der Verf. sagt selbst: „Schon in den Romanen am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts findet man eine Menge Stellen, wo der Dichter selbst durch den Mund seiner Helden sehr lange und subtil spricht, wo nur die Eintheilung in Strophen fehlt, um aus diesen Stellen lyrische Gesänge zu machen, wo also grade nur noch der äussere Schein gewahrt ist. Später fällt auch dieser Schein weg. Man findet in den Romanen vermischt vollständige Gesänge in Strophen getheilt und ganz lyrisch, und es ist zu glauben, dass der erzählende Theil in diesen Romanen nur die Zugabe ist oder der Rahmen für die lyrischen Stücke.“ Die ursprünglichen Epen müssten also früher als im zwölften Jahrhundert gesucht werden, und der Verf. sucht sie im achten und neunten Jahrhundert, als der Epoche grosser Ereignisse, des Kampfes des Südens gegen die Araber einerseits und gegen die germanische Herrschaft andrerseits, an welche beide Reihen von Ereignissen sich die Anfänge des Epos geknüpft hätten. Unter den alten Epen, welche der Verf. ganz und gar für die Provence vindicirt, müssen wir hier besonders den Walther von Aquitenien hervorheben, welchen Herr Gervinus im Gegentheil als ächt deutsch und nach einem deutschen Vorbild bearbeitet bezeichnet. Fauriel nennt den ältesten Bearbeiter des Walther den Mönch Gerald am Ufer der Loire vor 960, behauptet aber, die erste Geschichte Walthers sei im Lauf des siebenten Jahrhunderts in lateinischer Sprache in Aquitanien geschrieben worden. Er hat den Walther einer weitläufigen Analyse unterworfen, und aus vielen Anzeigen, besonders aber aus dem Umstand, dass ein Aquitanischer Held auf Kosten der Franken hervorgehoben und gefeiert wird, zu beweisen gesucht, dass das Gedicht ursprünglich der provenzalischen Literatur angehört.

Dann bringt der Verf. noch eine Menge Dokumente vor, woraus er beweist, dass lange vor dem zwölften Jahrhundert in der populären südfranzösischen Literatur verschiedene Compositionen in epischer Form waren, romantische Dichtungen theils über galloromanische Traditionen, theils über Heiligenlegenden oder über die Kriege mit den Arabern. Auch dem Sänger des ersten Kreuzzugs, Bechada, weist er seine Heimath in Limousin statt in Tours an.

Wir müssen gestehen, dass die Beweise des Verf. für den Ursprung der epischen Literatur in der Provence nicht so stark sind, um uns ganz zu überzeugen. Er spricht fast nur von verlornen Dokumenten, und weiss nicht zu sagen, ob sie etwas mehr als poetisch übertriebene Erzählungen der Heldenthaten Einzelner sind. Die alten rohern Epen und Volkstraditionen, welche in den Tagen der gewaltigen Kämpfe im sechsten bis neunten Jahrhundert entstanden sind, wurden in einer spätern Kampfepoche, zur Zeit der Kreuzzüge künstlich bearbeitet, und je nachdem eine Nation den alten kräftigen Geist bewahrt hatte, herrschte in diesen Bearbeitungen mehr das Aechtritterliche, die Thatkraft ohne romantische Ausschweifungen vor, und fanden solche Bearbeitungen auch im Volk grossen Anklang. Dass aber um die Zeit der Kreuzzüge die alten Epen und dichterischen Bearbeitungen der Volkstraditionen grade in der Provence vergessen wurden und verloren gingen, beweist mit der gleichzeitigen Erscheinung der so enthusiastisch kultivirten und gekünstelten Lyrik, dass dort nicht die Heimath der Epen war. Wenn die Provence gleich andern Ländern ihr Ritterthum hatte, so lässt sich annehmen, dass dort entweder der Heldensinn und Thatendurst nie so allgemein und kräftig war, oder dass er noch vor den Kreuzzügen einer weichlichern Sinnesart Platz gemacht habe, und dies ist kein Boden für die Pflege der Epen. Wir erblicken in vielen Gedichten der Provenzalen einen ziemlichen Widerwillen, ihr schönes Land, ihre angenehme weiche Lebensart zu verlassen, um das heilige Grab von den Arabern zu befreien. Bei den zwei ersten Kreuzzügen liessen sie sich gar nicht hören. Der dritte aber fällt in die Blüthezeit der provenzalischen Poesie, und erzeugte einen Regen von Gedichten. Aber welcher Art waren sie? Entweder Ermunterungen an Andere, das Kreuz zu nehmen, oder sie sprechen die eignen Gedanken und Empfindungen der Dichter aus. Meistens aber scheint der Kreuzzug nur benutzt zu sein, um eine Abwechslung in die gewöhnlichen Liebesgedichte zu machen. Denn es gibt wenige von diesen Kreuzzuggedichten, in welchen die Galanterie nicht eine Rolle spielt. Bald ist es das Bedauern über den Verlust seiner Dame, was den Sänger nach Jerusalem und in den Tod treibt, bald will er sich trösten über die Härte oder Untreue seiner Dame, bald geht er auf Befehl seiner Dame, bald in der Hoffnung, durch diese Probe von Ergebenheit ihre Gunst zu gewinnen. Die erstere Art aber, die Ermunterungspredigten an Andre, das Kreuz zu nehmen, war die verbreitetste, und hierin liessen sich die Troubadours brauchen wie die Pfaffen, auch waren Form und Inhalt dieser Gedichte, welche in allen

Strassen und Schlössern gesungen wurden, den Predigten der Mönche ganz gleich.

Als besondere Beweise für sich hebt der Verf. die unzähligen Anspielungen der provenzalischen Lyriker auf epische Gedichte, deren Helden und Thaten hervor. Er hat auf diese Art das Dasein von mehr als hundert epischen Gedichten herausgebracht. Aber was sind's am Ende für Gedichte? Der Verf. theilt sie in vier Klassen: 1) Liebesgeschichten, welche also mehr Beziehung zu dem verweichlichten, empfindungsreichen und und unthätigen Leben der Troubadours haben, aus welchem ihre Lyrik hervorgegangen ist, wie die Geschichte von André de France, der vor Liebe zu irgend einer Königin des Landes stirbt, wesshalb er von den Troubadours oft als das Muster der Liebenden citirt wird. 2) Gedichte über Gegenstände der griechischen und römischen Geschichte und Mythologie und der Bibel, also auch nichts, was dem Nationalepos auch nur entfernt gleich käme. 3) und 4) Mehrere Gedichte, aus denen der Verf. gar nicht klug wird, und daher meint, es seien epische Gedichte oder romantische Erzählungen.

Viel wichtiger scheinen mir die Untersuchungen des Verf. über den Antheil der Provenzalen an den Dichtungen des Karolingischen Sagenkreises. Hier sind wieder der Hauptbeweis die Anspielungen der lyrischen Troubadours auf solche provenzalische Epen und Romane. Alle diese Anspielungen beweisen allerdings die Existenz aller dieser Romane, die noch jetzt bekannt sind; sie beweisen aber nicht grade, dass diese Romane in der Provence erfunden waren. Die Anspielungen, die der Verf. wörtlich mittheilt, enthalten meist den Inhalt der bekannten französischen Karlsromane, und es liesse sich eben so gut denken, dass diese französischen Romane und Epen in der Provence so gut wie in andern Ländern populär waren. Dies letztere läugnet aber der Verf. ganz bestimmt. „Die Klasse, sagt er, an welche diese anspielenden Gedichte gerichtet waren, hatte gar keine Kenntniss von der französischen Sprache. Es wäre unerhört, wenn so häufige Anspielungen sich auf Dichtungen einer andern Literatur bezögen.“ Ich finde das nicht so unerhört, weil es auch bei uns täglich vorkommt, und weil es Beweise genug gibt, dass die französische Sprache allgemein bekannt und ihr Studium weit verbreitet war. Schon Barbarossa und sein Hof kannten die romanischen Sprachen und auch die französische. Selbst der Troubadour Rambaut de Vaqueiras († 1226) wandte diese Sprache in einem Gedicht an. Der florentinische Sekretär Brunetto Latini schrieb sein Hauptwerk, den Tesoro, in französischer Sprache, hauptsächlich aus dem

Grund, wie er sagt, weil sie angenehmer und weiter verbreitet sei als alle andern. Dasselbe Zeugniss gibt ihr auch Martin da Canale, welcher eine venetianische Chronik aus dem Lateinischen in's Französische übersetzte, aus dem Grund, parceque la lengue franceise cort parmi le monde, et est la plus délitable à lire et à oir que nulles autre.

Da die provenzalischen Romane, so weit man sie aus den Anspielungen erkennen kann, in Inhalt, Helden, Ereignissen, Verwicklungen und einzelnen Umständen den französischen ganz gleich sind, und also eines der beiden Völker das andere nachgeahmt haben muss, so erklärt der Verf. ganz bestimmt die Franzosen für die Nachahmer und die Provenzalen für die Originaldichter der Karlsromane; und zwar aus folgenden Gründen: 1) Die Kriege Karl's in Spanien gegen die Araber betrafen die Provenzalen mehr, weil sie näher wohnten; 2) die Provenzalen hatten eher ihre lyrische Poesie vollendet und waren darin Lehrer der Franzosen, folglich auch in der epischen Poesie; 3) aus den Anspielungen lässt sich erkennen, dass das Alter der provenzalischen Romane bis auf 1170 hinaufzurücken ist, wogegen Chrestien von Troyes, der erste in der Zeit sichere französische Dichter, die Provenzalen im Epos nachgeahmt hat. Das letzte ist freilich erweislich, es beweist aber noch nicht, dass Chrestien nicht vielleicht eine noch ältere französische Redaktion hätte benutzen können.

Auf dieselbe Art geht der Verf. mit unermüdlichem Fleiss auch die einzelnen Arthur- und die Graalsromane durch, und stellt bei allen die Provence als die Wiege der ganzen Roman- und Epenliteratur heraus. Wir können ihm hier nicht überall folgen, aber das Publikum der Literaturgeschichten sehr einladen, seine scharfsinnigen und fleissigen Untersuchungen zu studiren. Eine Menge neue Ansichten und Anregungen zu weitern Forschungen wird der Lohn dieses Studiums sein.

E. Ruth.

Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Von Dr. Wilhelm Freund. X. und 980 Seiten gr. 8. (mit gespaltenen Kolumnen und sehr kleinem Druck.

Es ist diess das dritte Wörterbuch der lateinischen Sprache von Hrn. Dr. Fr., das Referent in diesen Jahrbüchern anzuzeigen übernommen hat. Er glaubt sich das Zeugniss geben zu dürfen, dass er die frühern unbefangen gewürdigt habe, und haben sich ihm bei längerem Gebrauche

auch noch manche sogenannte Menschlichkeiten offenbart, die beim Durchlesen, das ohnehin immer nur theilweise geschehen kann, auch dem Aufmerksamsten entgehen können, so ist er doch keineswegs in dem Fall, sein motivirtes günstiges Urtheil, ja so wenig als seine gemachten Ausstellungen, zurückzunehmen. Ein Wörterbuch ist eine gefährliche Unternehmung, fasse es Einer an oder Mehrere. Einer sieht nicht Alles; wo Mehrere arbeiten, geht die Einheit des Ganzen, der Grundansicht und der Form, auch bei der sorgfälltigsten Verabredung, verloren. Ist es uns doch sogar bei dem gegenwärtigen Werke vorgekommen, als ob nicht bloss sein Verfasser sich an manches einzelne Bessere, das er in den frühern Werken gab, nicht mehr erinnert, oder es verworfen hätte, sondern, als ob er nicht nur, als er diesen ersten Theil schrieb (es soll demselben nemlich auch ein deutschlateinischer folgen), den Gedanken, seinen zweiten Theil zu einem deutsch-lateinisch-griechischen Wörterbuche zu erweitern, noch nicht gehegt habe, sondern auch, dass ihm sogar der so natürliche Gedanke, bei offenbar griechischen Wörtern, auch ohne jene Absicht, das griechische Wort beizufügen, nur hie und da bei Eigennamen und andern Wörtern, jedoch auch bei Weitem nicht bei jenen allen, und nach keinem erkennbaren festen Prinzip, beigekommen sei. Fügen wir noch hinzu, dass, bei im Ganzen correcten Druck, dennoch im Buche selbst manche Spur von Eile sichtbar ist, wovon wir eine Anzahl Belege zu geben gedenken, so werden wir nicht zu viel gesagt haben, ohne desswegen damit zu behaupten, es entspreche das Buch seinem Zwecke, ein deutschlateinisches Schulwörterbuch zu seyn, das manches frühere übertreffe, weniger, als man von dem Verfasser mit Recht erwarten konnte. Dass dem Verfasser auch erst während des Druckes der Gedanke gekommen sei, er werde wohl daran thun, unregelmässige grammatische Formen besonders aufzuführen und dabei auf das betreffende Grundwort zu verweisen, sieht man aus dem Nachtrag von S. VII—IX., in welchem übrigens dennoch nicht alles Nöthige nachgetragen ist, z. B. die bei Cicero vorkommenden alten Formen adiuro (von adiuvare, wo Einige adiuero lesen, Cat. m. 1.), levasso (ebd.) illexe (N. D. III. 27.) u. dgl. Auch wäre in einem Schulwörterbuche eine Angabe, was denn die abgekürzten Namen und Titel der Citate bedeuten, nichts Ueberflüssiges gewesen; ein Blättchen hätte sie leicht gefasst.

Um indessen genauer anzugeben, was denn der Verfasser leisten wollte, da er ja auch sein Gesammtwörterbuch der lat. Sprache (in 2 Bdn., Breslau 1844) zum Schulgebrauche neben dem Privatgebrauche

bestimmt hätte, so bemerken wir aus der Vorrede, die sehr kurz gefasst ist, Folgendes: Es enthalte dieses Schulwörterbuch weniger und mehr, als die gewöhnlichen lateinischen Schullexika: weniger, da es alle Wörter weglasse, welche in den auf Schulen gelesenen Autoren nicht vorkommen (wozu dient dann aber die Aufnahme von Wörtern, wie centralis z. B., das nur in der auf Schulen nicht gelesenen Naturgeschichte des Plinius und des spätern Vegetius Mulomedicina vorkommt?); mehr, weil durch diese Weglassung Raum für grössere Ausführlichkeit in der Behandlung der für den Schüler nur irgend schwierigen Stellen der Schulautoren benützt werden konnte, da es nur auf diese Weise möglich geworden sei, dem Schüler im Lexikon Alles, was ihm von einem Worte hinsichtlich dessen Form, Bedeutung, Construction u. s. w. zu wissen nöthig sei, in weitester Ausdehnung darzubieten; ein Verfahren, welches, hofft er, bei einsichtigen Pädagogen ungetheilte Billigung finden werde. (Es scheint, der Verfasser spiele hier auf seine Vorbereitungsbücher an, die von „einsichtigen Pädagogen" mit sehr getheilter Billigung, um nicht zu sagen, mit fast ungetheilter Missbilligung, aufgenommen worden sind.) Sollten hier einsichtige Pädagogen besorgen, der Verfasser werde den Lehrern in den Schulautoren Nichts mehr zu erklären übrig lassen, wie in den eben berührten Vorbereitungsbüchern, so mögen sie immerhin das Wort „Alles", das der Verfasser braucht, nicht so ernsthaft und wörtlich nehmen, als es gesagt ist, ob wir gleich in diesem Buche eine nicht unbedeutende Zahl von derartigen Bemerkungen gefunden haben, wie er sie verspricht. — In pädagogischer Hinsicht, fährt er fort, habe er die Capacitäten der Schüler auf ihren verschiedenen Bildungsstufen streng ins Auge gefasst, und hiernach die Erklärung der aus den verschiedenen Schulclassikern citirten Stellen dem jedesmaligen Kenntnissgrade des Schülers, der über die betreffende Stelle Belehrung suche, entsprechend gegeben, so dass anders ein Citat aus Phädrus und Cornelius Nepos, anders ein solches aus Cicero und Cäsar, und wieder anders ein Citat aus Horatius und Tacitus behandelt wurde. Hoffentlich will der Verfasser damit nicht sagen, dass nicht Manches bei Cicero nur für die oberste Stufe der Gymnasien verständlich und erfassbar sei, Manches für diese kaum. Auf der höchsten Stufe, fügt er bei, habe er bei geeigneten Stellen auch die Kritik und die lateinische Commentirung in den Bereich seiner Darstellung gezogen, so wie er für Anfänger die unregelmässigen grammatischen Formationen in der Ordnung der Wörter eingereiht habe. Diess scheint uns manchmal zu weit zu gehen, so wie in andern Fällen, wie wir schon angedeutet haben, zu wenig geschehen ist. Uebrigens ist es

überhaupt noch sehr disputabel, ob denn überhaupt durch die gar grosse Mühe, die sich Herausgeber und Lexikographen geben, den Schülern Alles zu ebnen, der Jugend zu wahrer Stärkung ihrer Kraft sehr geholfen werde; oder es ist vielmehr ziemlich allgemein anerkannt, dass damit nur gar zu häufig das Gegentheil geschehe. Endlich sagt der Verfasser: „die Vereinigung des Deutsch-Griechischen und Deutsch-Lateinischen in einem Parallelwerke habe ihm für das Schulwörterbuch nicht ohne praktischen Werth geschienen, weil sie dem Schüler Gelegenheit gebe, den Genius einer jeden der drei für ihn so wichtigen Sprachen in seiner Besonderheit und Eigenthümlichkeit zu beobachten und zu erkennen." Wir wollen nicht urtheilen, ehe wir jenen zweiten Theil, dessen Druck am Ende Septembers v. J. bereits bis zur Hälfte des Drucks vorgeschritten war, und der zu Ostern dieses Jahrs erscheinen soll, gesehen haben. Aber soll die Behandlung gründlich und rationell sein, und wirklich den Genius der drei für die geistige Ausbildung des Schülers wichtigsten Sprachen in seiner Besonderheit und Eigenthümlichkeit beobachten und erkennen lehren, so muss dieser zweite Theil ein starkes Volumen werden, wenn er auch nur (abgesehen von der Phraseologie) für die Ableitung und das richtige Verständniss der Wörter fruchtbar sein soll, weil sehr viele lateinische Wörter, wenn man deren griechische Wurzel daneben stellt, im wirklichen Sprachgebrauche so sehr abweichen, dass eine Unterscheidung eben so nothwendig ist, als eine Nebeneinanderstellung; in den Constructionen aber noch weit mehr. Es versteht sich übrigens, dass mit dieser Bemerkung der Gedanke selbst nicht verworfen werden soll, den der Verfasser am Schlusse der Vorrede ausspricht: „Zur Seite der mit Recht empfohlenen Parallelgrammatik kann auch die Parallellexikographie viel dazu beitragen, das Sprachstudium auf den Schulen zu vergeistigen und den Bund der beiden classischen Sprachen und der Nationalsprache als Bildungselemente zu einem unzertrennlichen zu machen. So wahr dieses ist, so klingt es doch fast ironisch in einer Zeit, in welcher in manchen Ländern darauf hingearbeitet wird, dass schon auf den Gymnasien ein nicht unbedeutender Theil der zu wissenschaftlichen Studien (man darf bald nicht mehr sagen, zu wissenschaftlicher Bildung oder Ausbildung) bestimmten Schüler des bildenden Elements, das in dem Vereine des Erlernens beider Sprachen liegt, durch Dispensation vom Griechischen verlustig gehen, um die dadurch gewonnene (?) Zeit auf andere Gegenstände für das künftige studirte Handwerk verwenden zu können, wobei übrigens in der Regel Nichts erzweckt wird, als dass auch das Lateinische um so schlechter gelernt

und verstanden werde; ein Resultat, welches manche schlaue Verbreiter jener Ansicht zu wünschen scheinen, damit man, wenn das genannte Resultat recht schlagend hervortritt, auch vollends das Lateinische über Bord werfen könne, um so, wie jetzt in der Politik von Vielen erstrebt und gefordert wird, mit der Vergangenheit ganz zu brechen, dass endlich sogar die Wissenschaft und Kunst den Boden nicht mehr kenne, auf dem sie erwachsen ist, und, ihre eigene Geschichte verlernend, in der Luft schwebe, aber freilich nur wie der Stock einer Rakete, bei dessem höchstem Fluge das Fallen dennoch nicht ausbleibt. — Des Verfassers Idee, die übrigens in einem lateinisch-deutschen Theile eines grössern Wörterbuchs vielleicht besser an ihrem Platze wäre, nemlich die parallele Behandlung der genannten drei Sprachen, hat der Referent seit länger als einem halben Jahrhundert im höheren öffentlichen, wie im Privatunterricht (im letztern mit mehr Freiheit) angewandt und möglichst zu realisiren gestrebt, und (er darf es wohl versichern) nicht ohne Erfolg.

Wie wenden uns nun zu dem Buche selbst und legen für eine etwaige künftige Ueberarbeitung Bemerkungen über einige Artikel nieder. Voraus aber schicken wir Folgendes. Es ist nicht recht abzusehen, warum das eine Mal die angeführten Stellen blos mit der ersten Silbe des Namens der Schriftsteller, ein anderes Mal genau mit Angabe des Orts citirt werden. Es ist ferner seltsam, dass die angeführten Stellen oft deutsch übersetzt werden vor und nach dem Ausdruck, dem sie als Beleg dienen sollen, und nur der Letztere lateinisch da steht, zuweilen übersetzt, zuweilen nicht. Endlich fällt es bei vielen Artikeln auf, dass bei dem lateinischen Worte erst alle Bedeutungen desselben nacheinander aufgeführt werden, und zwar ohne Belege; dann noch einmal einzeln, mit den Belegen. Wir nehmen als Beispiel den Artikel „Amplio: 1, v. a. (amplus) „erweitern, vergrössern, vermehren; besonders rhetor., die „Entscheidung oder Beschlussnahme verschieben, vertagen. — I, „eig. erweitern, vergrössern, vermehren: a. servitia, die Sklaven vermehren, Tac. H. 2, 78 (a. rem, das Vermögen vergrössern, Hor. S. „1, 4, 32) — II. besond. rhetor. verschieben, vertagen: potestas „ampliandi, das Recht zu verschieben, Cic. Caec. 10 (a. reum, das Gericht über den Beklagten verschieben, Liv. 44, 4)." Die vierzehn Wörter nach amplus könnten doch wohl wegbleiben, und so viele Hunderte, unbeschadet des Gehaltes.

Zuweilen sind die Uebersetzungen der citirten Stellen unrichtig, wenigstens nicht ganz richtig; z. B. bei der nicht genauer angegebenen Stelle des Cicero (S. 3. a.) etiam levior est plaga ab amico quam a de-

bitore (sie steht ad Famm. IX, 16): auch dieser Verlust wird vom Freund in geringerm Maasse bereitet. Besser: Auch ist ein Schlag der Art [scherzhaft von dem Aufwand gesagt, den der Besuch eines Freundes macht] von einem Freunde weniger empfindlich, als von einem Schuldner. — S. 1, 6. ab angulo intimo: vom fernen Winkel her; Hor. (es ist Od. I, 9, 21): es ist die tiefste Ecke, die Tiefe des Winkels, nicht ein ferner oder entfernter Winkel. S. 2, a, ab Oriente heisst nicht gegen Osten, sondern von oder an der Ostseite. Ebd. könnte bei der Stelle aus Cic. Rosc. Am. 30, 85: contra audaciam fortissimus et ab innocentia clementissimus der Schüler durch die Uebersetzung „Schonung für die Unschuld" verleitet werden, zu glauben, man könne sagen, es sei Jemand clemens ab innocentia, gegen die Unschuld schonend, wie fortis contra audaciam, energisch gegen die Verwegenheit (oder Frechheit). Dem ist aber nicht so. Es sollte gesagt seyn, Cicero opfere hier der Concinnität des Ausdrucks im Gegensatze zu fortis contra audaciam, die Reinheit seines sonstigen Sprachgebrauchs auf, vermöge dessen er sonst sage: facere: ab aliquo, stare ab aliquo, und denke: vir fortissimus contra audaces, idem clementissimus stans ab innocentibus i. e. a. parte oder partibus innocentium: ganz wie er Brut. 79, 273 schrieb: ut nemo contra civium perditorum dementiam — a bonorum causa steterit constantius. — Wenn der Verf. S. 2, b in der Phrase ab hoc concione legati missi, und in einer andern a decimae legionis cohortatione, das a, ab mit nach übersetzt, so ist zwar nicht zu läugnen, dass das Absenden der Gesandten nach dem vorher Erzählten geschah, dass (wie erzählt wird), als der Feldherr sich auf den rechten Flügel begab, dieses nach der Ermahnung geschehen ist. Darum bedeutet aber a noch nicht nach, sondern es behält die Bedeutung von — her oder von — weg. — S. 3, a. tellus madescit pluvio ab austro (aus Ov. Met. I, 66) wird madescit durch trieft, statt durch wird befeuchtet übersetzt. — Ebd. wird die Stelle de Finn. V, 16, 44: Quod praeceptum quia maius erat, quam ut ab homine videretur so erklärt, dass man zu ab homine ergänzen soll profectum. Dem Sinn nach richtig. Allein der Ref. hat in seinem Symbb. Critt. ad Cic. Spec. I, 13, p. 14 sq. nachgewiesen, dass aus dem quod praeceptum des vorhergehenden Satzes das herauszunehmen sei, dass Cicero gedacht habe quam ut ab homine praeceptum (participialisch) videretur. — Ebd. wo der Verf. lassus ab equo, Hor. (nämlich Sat. II, 2, 9) „ermüdet vom Pferde." übersetzt, wäre dies verständlicher gewesen, wenn er das dazu gehörende indomito dazu genommen hätte.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Freund: Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch.

(Schluss.)

S. 17, b. wird die Stelle aus de Or. I, 25, 144, accendi aut commoveri arte übersetzt: durch Kunst angefacht und entwickelt werden, wie sie Dilthey gibt. Falsch; es heisst: in Thätigkeit gesetzt werden. S. 9, a. unter abluo wird citirt Cic. Rosc. Com. (es ist aber die Rede pro Rosc. Am.) 26, 72: parricidae ita jactantur fluctibus, ut nunquam abluantur und übersetzt: „Die Vatermörder werden so von den Wellen umhergetrieben, dass sie niemals rein gewaschen werden.“ Hier ist durch die zu wörtliche Uebersetzung des ita und ut der Sinn entstellt. Der Schüler kann meinen, das Umhertreiben sei so heftig, dass das Reinwaschen dadurch unmöglich werde, da doch der Sinn ist: etiamsi iactantur fluctibus, tamen non abluuntur i. e. tamen nunquam abluitur parricidii macula. In einem Schulwörterbuch, das den Zweck erklärt, alle nur irgend schwierigen Stellen der Schulautoren dem Schüler aufzuhellen (ob der Zweck erreichbar, und, wenn erreichbar, zu billigen sei, bleibe jetzt dahingestellt), sollte wenigstens der Schüler durch diese Nachhilfe nicht zum Irrthum veranlasst werden. — Unter accensus i. (S. 17, b.) steht unter II. die Bedeutung: eine Art Soldaten, die als überzählig (supernumerarii) dem Heere folgen. Hier sollte das eingeklammerte spätlateinische Wort weggeblieben sein, da der Verf. es, seinem Grundsatze getreu, auch in diesem Wörterbuche nicht aufgenommen hat. — S. 23, b. unter acies steht aus Ov. Met. III, 107: prima acies hastae: „die scharfe Spitze des Speeres.“ Da das Verbum apparuit nicht beigeschrieben ist, so hätte auch prima (das zuerst heisst, und dem das folgende mox-mox entspricht) wegbleiben sollen, damit es nicht scheine, als soll prima acies die scharfe Spitze heissen. Und wenn Hr. Dr. Fr. S. 24, a. aciem extenuare ohne bestimmtes Citat anführt, so hätte er doch im Buchstaben E. das Verbum extenuare nicht auslassen sollen, von welchem ja bei Cicero de Off. II, 20, 70, extenuat (bildlich gebraucht) vorkommt. Am Ende dieses Ar-

tikels begeht er noch eine Uebereilung. Er macht unter II. (figürlich) eine neue Rubrik B. „der geistige Kampf“, und citirt blos die Stelle Tuscc. II. 25: ad philosophos me revocas, qui in aciem non saepe prodeunt. Da ist aber von gar keinem geistigen Kampfe die Rede. Voraus geht die Erwähnung von muthigen, die Wunden in den Schlachten und sogar den Tod nicht achtenden und scheuenden Kriegern, die in der Vaterlandsliebe Beruhigungsmittel genug gegen die grössten Schmerzen finden. Und nun fährt Cicero fort: Aber wie ist's im Frieden? Fragst Du: wie ist's mit den Philosophen, die zu Hause bleiben und nicht oft in die Schlacht ziehen (die sich nicht leicht in den Krieg begeben oder wagen)? Ist hier denn an einen geistigen Kampf gedacht bei in aciem prodeunt —? Beide frühern Wörterbücher des Verf. haben übrigens ganz denselben Missgriff. Er konnte doch wohl denken, dass die Philosophen im geistigen (oder oft auch blossen Wort-) Kampfe nichts weniger als kampfscheu zu sein pflegten und pflegen. Aber nicht eigentlich unser Verf. hat den Fehler begangen, sondern ihn nur ungeprüft von Forcellini und Scheller aufgenommen. Um übrigens die Bedeutung „geistiger Kampf“ zu belegen, braucht ja nur von den Kämpfen der Redner gesprochen werden, bei deren Thätigkeit das Bild von Schlacht und Kampf häufig genug ist: z. B. Cic. Or. 13. extr. nos autem jam in aciem dimicationemque veniamus. Nennt doch der Verf. des Dial. de Oratoribus c. 10. solche Kämpfe sogar vera proelia. — S. 25, a. b. unter actio finden wir so ziemlich alle Bedeutungen, nur nicht die ursprüngliche und gleichsam angestammte, aus der die andern zu begreifen sind. Bei ago sagt er sie: „in Bewegung setzen, treiben, führen, her- oder hinführen.“ Dann begriffe der Schüler leicht, dass in Rechtsverhältnissen actio das Vorführen des Beklagten vor Gericht, Führung eines Anklage-Prozesses, Klage bedeutet, und die Ursache der Anklage im Causalgenitiv dabei steht (injuriarum, repetundarum). So ist's in unsern Wörterbüchern noch in einer Menge von Fällen. So auch hier gleich wieder mit dem Worte adeo (ad-eo): da steht nicht die Grundbedeutung bis dahin, nämlich zuerst auf den Ort, dann auf die Zeit, dann überwiegend mehr auf den Grad, endlich, abgeschwächt, als blosse Verstärkungspartikeln bei einem Substantiv, Adjectiv oder Verbum, gerade, eben, gar (das abgeschwächte sogar) und das etwas stärkere vielmehr, doch schwächer als potius, weil es keinen Comparativbegriff enthält. Bei dem Artikel adhibeo und noch bei vielen andern ist diese Sorgfalt beobachtet, die wir überall angebracht zu sehen wünschten. — S. 49, a. unter aeger sollte in der Stelle des Ennius bei Cic. pro Cael. 8. Medea aegra nicht

geisteskranke, sondern gemüths- oder herzenskranke übersetzt sein; auch ist unter demselben Worte aus Tac. Hist. 2, 20 aliorum felicitatem aegris oculis introspicere übersetzt: „in Anderer Glück — dareinblicken." Warum nicht hineinblicken oder auf Anderer Glück hinblicken? — S. 65, a. Bei agelastus steht die griechische Schreibung des Wortes, aber hässlich entstellt ἀγέλαςτος. Bei Gelegenheit dieses Wortes sucht Ref. den Grundsatz aufzufinden, nach welchem Hr. Dr. Fr. das Griechische bei Wörtern aus dem Griechischen beisetzte und dann wieder so oft nicht? Er fand keinen. Betrachtete er die Eigennamen, so fand er das Griechische bei Agamemnon, bei Agenor nicht; bei Agesilaus, aber nicht bei Aglauros: bei Aglaia, nicht bei Aglaophon. Sah er nach andern ursprünglich griechischen Wörtern, so fand er das Griechische bei adamas, bei animus fand er ἄω, ἄημι, bei artus, AP, ἀρτύω, bei acta in Parenthese „griech.", aber das Wort nicht: dagegen Nichts bemerkt bei ager, ab, aevum, aether, ambo, ango, argentum, asinus, aula, aura und einer grossen Menge anderer. — S. 77, b. unter aliquis ist ein gedoppelter Fehler bei einer aus Cic. de Offic. citirten Stelle: erstlich steht sie nicht II, 17, sondern II, 7; zweitens heisst es nicht quamvis-demersae sunt leges, und kann nicht so heissen, sondern sint. — S. 81, a. unter alter ist die Stelle aus Sall. Jug. 79 angeführt: alteri alteros aliquantum attriverant, und übersetzt: die Einen hatten die Andern bedeutend aufgerieben. Man kann wohl Jemand eben so wenig bedeutend aufreiben, als bedeutend todtschlagen oder ihm bedeutend das Garaus machen. Ueberhaupt heisst atterere nicht aufreiben (eher heisst dies conterere), sondern durch Reiben schwächen, hier also dadurch, dass Einer dem Andern harte Streiche und schwere Verluste beigebracht hätte. Im Gesammtwörterbuch hat der Verf. in dem Artikel attero ganz richtig an unserer Stelle übersetzt, hätten geschwächt, und so auch unter demselben Artikel im vorliegenden Wörterbuche. Im grossen hat er sie auch unter attero unter der Bedeutung aufreiben, jedoch ohne dort die Stelle zu übersetzen: wiewohl diese angegebene Bedeutung den Missgriff in unserm vorliegenden Wörterbuche veranlasst haben mag. — Nur noch einen Artikel sei uns genauer zu berühren erlaubt, nämlich den Artikel unter An, unter welchem uns zween merkwürdige Missgriffe aufstossen. Ganz richtig heisst es unter 1: oder, oder ob in disjunctiven Fragesätzen: (folgen Beispiele). Aber unter 2. sagt der Verf.: „Der erste Theil der Frage ist oft ausgelassen und „aus dem Zusammenhang zu ergänzen. An beginnt dann den Fragesatz: „oder, oder vielmehr, oder wohl gar." Richtig. Nun kommt

aber das Beispiel aus Cic. de Finn. II, 33: ea quae dixi, ad corpusne refers? an est aliquid, quod de sua sponte delectet? Ist denn hier nicht auch eine disjunctive Frage? Hr. Fr. übersetzt: „Alles das Genannte, „beziehst Du es auf den Körper? oder giebt es Etwas, das dich an „und für sich erfreut?" Ist denn hier der erste Theil der Frage ausgelassen? Er steht ja da: ea-ad corpusne refers? Ist denn nicht der sich aus dem Zusammenhang ergebende Sinn: Bezieht sich die Würde, die Ehre, die Schönheit der Tugend, die Freude an einem Gedicht, einer Rede, an einem Kunstwerke, an einem Studium auf den Körper? oder liegt Etwas darin, das Dich um Deiner selbst willen erfreut? — Nun kommt die richtige Bemerkung, man setzte an, um die Richtigkeit einer Behauptung durch Aufsteigen von einem geringen zu einem wichtigen Argumente zu begründen. Aber das Beispiel aus Cic. Cat. I. 1? Wie die Stelle hier steht, ist sie ganz sinnlos: „Zum Tode, Catilina, „hättest du schon längst geführt werden müssen, an vero P. Scipio T. „Gracchum (soll Ti. heissen) privatus interfecit? oder hat T. Scipio den „T. (Tib.) Gracchus als Privatmann getödtet? Den Catilina jedoch werden unsere Consuln ertragen?" Man traut seinen Augen kaum, nos Consules perferemus? so übersetzt zu sehen. Aber, abgesehen davon, welchen Sinn gibt denn die so erklärte Stelle? Der Schüler muss denken, Cicero wolle sagen: Scipio sei nicht Privatmann gewesen, als er den Gracchus tödtete, und so sollen es unsere jetzigen Consuln auch machen mit dem Catilina. Und doch ist der Sinn: Hat schon Scipio sich (durch Bürgerpflicht) gedrungen gefühlt (selbst ohne Consul zu sein, denn er war blos Pontifex max.), den Gracchus zu tödten (nachdem er den Consul Mucius vergebens dazu aufgefordert hatte), und wir, die Consuln, sollten geduldig zusehen, wie Catilina das Vaterland mit Mord und Brand zu verheeren Anstalt macht? Weder im grössern, noch im Gesammtwörterbuche ist dieses Beispiel durch jene falsche Interpunction (? statt: nach interfecit), und noch falschere Uebersetzung des nos Consules entstellt. — Blosse Druckfehler oder Schreibfehler, die freilich in einem Schulbuche störender sind, wollen wir nicht rügen, wenigstens nicht auf Rechnung des Verfassers schreiben: z. B. wenn er S. 96, b. unter ante die Stelle aus Sall. Cat. 53 aus der oratio obliqua in die Or. recta umschreiben will, und gibt: facundia Graecos, gloria belli Galli ante Romanos sunt; oder aus Cic. Brut. 43, citirt: Crassus in altercando invenit parem neminem; oder S. 1, a. Caec. Bg. citirt statt Caes. B. G., und S. 48, Ov. 13, 345 statt Ov. Met. u. s. w.

Indem Verf. hiermit seine Ausstellungen und Bemerkungen abbricht, da er nur eine kleine Probe des Vielen, woran er sich stiess, zu geben beabsichtigte, will er gar nicht die Ansicht aussprechen, als sei das Buch seinem Zwecke, als Schulbuch zu dienen, nicht entsprechend, wiewohl es allerdings noch viel besser sein könnte, was der Verf. selbst nicht läugnen wird. Auch will er weder den Gedanken des Verf., noch die Ausführung desselben verwerfen; aber er kann weder die gemachten Ausstellungen zurücknehmen, noch diejenigen tadeln, welche die Beschränkung auf die Schulautoren, so weit auch Hr. Dr. Fr. ihre Grenzen gesteckt hat, darum unbequem finden, weil sie, weniger bemittelt, wenn sie sich den philologischen Studien nicht widmen, dennoch gerne in ihrem auf der Schule und für die Schule erkauften Wörterbuche ein Buch besitzen möchten, das über die Schule hinausreicht.

Vollständiges griechisch-deutsches Wörterbuch über die Gedichte des Homeros und der Homeriden, mit steter Rücksicht auf die Erläuterung des häuslichen, religiösen, politischen und kriegerischen Zustandes des heroischen Zeitalters, nebst Erklärung der schwierigsten Stellen und aller mythologischen und geographischen Eigennamen. — Zunächst für den Schulgebrauch ausgearbeitet von G. Ch. Crusius, weil. Rector am Lyceum in Hannover. — Dritte, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, 1849. Hahn'sche Verlagshandlung. gr. 8. XII. u. 531 S. mit gespaltenen Columnen.

Ein Buch, dessen dritte Auflage erscheint, braucht dem Publicum, für das es geschrieben ist, nicht erst bekannt gemacht zu werden. Dreizehn Jahre sind es, seit die erste Auflage erschien, sieben Jahre sind seit dem Erscheinen der zweiten verflossen. Kündigt sich nun die dritte Auflage zugleich als eine vielfach verbesserte und vermehrte*) an, so hat, könnte es scheinen, ein Recensent weiter Nichts zu thun, als anzugeben, ob und in wie weit jenes Prädicat der neuen Auflage zukomme, ja es kann fast sogar dieses entbehrlich scheinen, wenn der

*) Zwar hat die dritte Ausgabe neun Seiten weniger als die zweite: aber der Druck der neuen ist, ohne Nachtheil der Deutlichkeit, etwas enger. Der Druck ist übrigens sehr correct, obgleich nicht ganz ohne Versehen. So steht z. B. unter ὠθέω das Imperfectum ὤθεσκε sei Iteratif., wofür in der zweiten Ausgabe richtig Iterativf., d. h. Iterativform, steht.

Verfasser sich schon vorher als ein tüchtiger und sorgfältiger Arbeiter bewährt hat. Und er hat es durch eine nicht kleine Zahl von Leistungen für Schulzwecke und für Privatstudien der Schüler mittlerer und höherer Gymnasialklassen wirklich gethan. Er hat die Billerbeck'sche Ausgabe der Ciceronischen Bücher de Officiis, die Möbius'sche der Oratt. Ciceron. selectt. durch Zusätze, Berichtigungen, auch durch Wegschneiden manches Ueberflüssigen verbessert, Specialwörterbücher zu Xenophons Memorabilien und Cyropädie, zu Cäsar, Curtius, Virgil, Sallust geliefert, das zu Ovids Metamorphosen neu bearbeitet, die Ilias, die Odyssee und die Batrachomyomachie mit deutschen Anmerkungen herausgegeben, auch deren blose Texte mit Inhaltsangaben, den Livius für Schulen bis fast zur Hälfte des neunten Buches mit deutschen Anmerkungen heraus zu geben angefangen (bisher sieben Hefte), endlich das vorliegende Wörterbuch in dieser dritten Ausgabe, bis auf die fünf letzten Bogen, neu durchgesehen und überarbeitet, als ihn der Tod hinraffte. Gerne übernahm sein College, Hr. Prof. Dr. R. Kühner, die Besorgung der Vollendung des Werkes, und wir haben seine nachbessernde Hand an verschiedenen Stellen erblickt, die sich in Zusätzen, auch in einigen Durchstrichen zeigt, sowie in Berichtigungen und Sylben-Quantitätsangaben. Wir könnten nun hier unsere Anzeige schliessen und das neuverbesserte Werk zu fortgesetztem Gebrauche empfehlen. Da wir aber die Ueberzeugung hegen, dass es noch mehrere Auflagen erleben werde, so wollen wir noch einigen Raum zu Bemerkungen in Anspruch nehmen, jedoch nicht in der Weise, wie es ein Recensent für eine specielle, der Schule und der Philologie gewidmete Zeitschrift thun dürfte.

Unter den Hilfsmitteln, welche der Verf. in der Vorrede zur ersten und zweiten Auflage, als von ihm gebraucht, anführt, finden sich einige nicht, die zum Theil schon früher vorhanden, theils auch, als ganz neu, wohl noch nicht zu seiner Kenntniss gelangt waren. Wohl entbehrlich mag unter den frühern hierher bezüglichen Arbeiten erscheinen die Clavis Homerica von Schaufelberger, die, wie die Janua des Reineccius zum alten Testamente, kein Wörterbuch ist, sondern der Ordnung der Bücher folgt, übrigens in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts (in 8 Bänden) in Zürich erschien und kostbar genug war, ferner die Clavis Homerica von G. Perkins und die von Coulon, welche beide im siebzehnten Jahrhundert in London und in Paris erschienen sind, und das unter gleichem Titel im achtzehnten Jahrhundert in London erschienene Buch von Sam. Patrick. Das unbedeutendste der übergangenen Bücher möchte wohl das unter dem hochtrabenden Namen

Lexicon Homericum praeparatorium von Dürr sein (Bartenstein, 1812 8), eine Schülerarbeit, von einem eiteln Lehrer (Gräter in Hall) zum Druck befördert. Was aber bei einer künftigen Auflage Berücksichtigung verdienen dürfte, wiewohl mit Vorsicht, ist der Antilexilogus von Dr. J. T. L. Danz (Jena, F. Frommann 1842, 8.), ein Buch, das nicht sehr bekannt geworden zu sein scheint, und doch viele schwere Homerische Wörter bespricht. Dann machen wir noch auf folgende drei Programme aufmerksam: Das Osterprogramm aus Cöslin 1846, mit der Abhandlung des Oberlehrers D. Hennicke: De alpha intentivo (28 S. in 4), der unter 86 Artikeln nachzuweisen bemüht ist: „doctrinam de alpha intentivo omnem omni fundamento carere"; wobei mehrere homerische Wörter ausführlich, gelehrt und gründlich behandelt werden; das düsseldorfer Programm von 1846 vom Oberlehrer K. H. F. Grashof: Ueber das Fuhrwerk bei Homer und Hesiod (41 S. in 4.); endlich das Programm des Gymnasiums zu Dresden (Ostern 1848. 27 S. in 8.): Aehrenlese zur Homerisch-Hesiodeischen Wortforschung von Dr. J. F. Böttcher, eine sehr zu beachtende Schrift, die auf den vier letzten Seiten noch Etwas enthält, was zur Vergleichung mit der geistreichen Hermann'schen Uebersetzung mythologischer Namen dienen kann, die der verstorbene Verf. (Crusius) öfters, jedoch auch oft nicht, seinen Erläuterungen beigab. Hermann's Uebersetzung, oder vielmehr seine bewundernswürdige Latinisirung jener Namen, die sich in dessen Dissertatio de Mythologia Graecorum antiquissima (Lips. 1817, 24 S. 4.), und seiner Diss. de Historiae Graecae primordiis (ib. 1818, 22 S. 4.), beide abgedruckt in G. Hermanni Opuscc. Vol. II. p. 167—194 und 195—116 findet; diese Uebersetzung ist übrigens gleichsam ein System, aus Einem Gusse, aus Einer Grundansicht entsprungen, und steht und fällt mit dieser, und ein einzelner Name aus der Mitte herausgenommen erscheint nicht in seiner Begründung und Berechtigung*), wenn man entweder jene Grundansicht nicht kennt oder sie nicht als richtig anerkennt, ohne dass jedoch die Arbeit selbst als weniger geistreich erscheinen kann. Da hat denn Herr Dr. Böttcher eine

*) Diese Uebersetzungen werden nicht einmal verstanden werden können, wenigstens viele, wenn nicht eine Bemerkung über den Sinn des Ganzen Licht gibt. Deswegen hat auch Hr. Cr. unter dem Artikel Ἄβας, wo er in der ersten Ausg. das Hermann'sche Nebito aus der Diss. de Hist. Gr. primord. p. XIII. in einer Parenthese beigesetzt hatte, dasselbe bereits in der zweiten wieder ausgestrichen, zumal da die Uebersetzung, so ohne Verbindung, für die Stelle in der Ilias zwecklos ist.

Abhandlung „über die Poesien der Bibel" geschrieben, aus der er auf den genannten vier Seiten eine grosse Anzahl mythologischer Namenserklärungen mittheilt, wobei er ausdrücklich bemerkt, er habe den Andeutungen der bekannten Namen bei G. Hermann (a. a. O.) nicht beitreten können, unbekannte aber anders erklären müssen, mit der Erklärung, er glaube aber auch so den sinnvollen Zusammenhang überall hergestellt." — Auch dürften wohl K. Schwenks „Etymologisch-Mythologische Andeutungen" (Elberfeld, 1823, 8.), eine Ausbeute geben. Zum Schlusse mögen uns noch zu einigen Artikeln kurze Bemerkungen gestattet sein. Gleich unter ἀάατος findet sich Besseres in dem von uns oben citirten Programm von Dr. Hennike in Cöslin S. 3 und in Jahn's und Klotz's Jahrbb. f. Philol. XIII. Suppl. Bd. 4. Heft S. 637 f., wo die Erklärung zu Odyss. 21, 91. (ἀάατος ἄεθλος) und zu Il. 14, 271. (ἀάατον Στυγὸς ὕδωρ) passt, wenn man die Bedeutung unantastbar, unnahbar, unauskämpfbar (von einer gleichsam unauflösbaren Aufgabe) annimmt. Dr. Schrader im Prgr. aus Stendal v. J. 1845 erklärt es durch immobilis und implacabilis. — Unter ἀγγελίη wird zu der Stelle ἤλυθε σεῦ ἕνεκ'. ἀγγελίης aus Il. 3, 205 gesagt: „man verbinde ἤλ. ἀγγελίης σεῦ ἕνεκα, er kam wegen Botschaft (als Gesandter) um deinetwillen. Wir möchten doch vorziehen, was Bothe sagt: ἤλ. ἕν. ἀγγελίης σοῦ, so dass σεῦ steht für ὑπὲρ oder περί σου, er kam wegen einer Botschaft, die dich betrifft; Passow erklärt χάριν ἀγγελίης σοῦ ἕνεκα, eben so richtig, oder noch besser, wegen Il. 15, 639, wo ἀγγελίης der Causalgenitiv, und zwar ohne Präposition ist, und χάριν supplirt werden muss, also auch an unserer Stelle ἕνεκα zu σεῦ construirt werden kann. — Unter ἄγειν wird richtig bemerkt, es heisse führen oder bringen, von lebenden Gegenständen; dagegen φέρειν von leblosen, wozu dann die Stelle Od. 4, 622 citirt wird, wobei nur zu bemerken war, dass an dieser Stelle wirklich beide Verba in der angegebenen Bedeutung nebeneinander in demselben Verse stehen. Es heisst ferner ganz richtig, ἄγειν heisse auch wegführen, und zwar gewaltsam. Es fehlt aber die Notiz, dass schon bei Homer die Formel ἄγειν καὶ φέρειν von dem feindlichen Wegführen und Wegschleppen vorkomme, welches dann durch die ganze griechische Literatur in der historischen Prosa fortläuft, und im Lateinischen in agere et ferre bei Livius und Andern sich fortsetzt. Eine solche Stelle ist Il. 5, 434: οἷόν κ' ἦε φέροιεν Ἀχαιοί, ἤ κεν ἄγοιεν. — Zu ἄελλα bemerken wir, dass ἄελλαι παντοίων ἀνέμων, das hier übersetzt wird mit „die Orkane jeglicher Winde", doch bei Passow besser gegeben ist: ein aus allen (Arten von) Winden entstandener Wirbelwind. Man ver-

gleiche nur Od. 5, 317: μισγομένων ἀνέμων θύελλα, welches nicht heisst: „der Orkan der vermischten (oder gemischten) Winde“, sondern: „der Wirbelwind, der aus den sich mischenden Winden entsteht.“ — Zu dem Artikel αἰγὶς würden wir die noch immer brauchbare Abhandlung von J. F. Facius: Ueber die Aegis anführen, die in dessen Miscellen zur Geschichte der Cultur und der Kunst des Alterthums (Coburg, 1805, 8) steht, und welche früher auch besonders erschienen ist. — Zu ἀΐδηλος dürfte wohl auch die Ansicht berührt sein, dass es von ἀί, der äolischen Form für ἀεὶ, und δηλέομαι herkommen könnte, worauf das Etymologicum Gudianum deutet, und welche Ableitung für die Bedeutung verderblich besser, als die vom α priv. und ἰδεῖν, passen dürfte. Will man aber die letztere Etymologie gelten lassen, so konnte, da einmal Od. 16, 29, angeführt ist, wo es bei ὅμιλος steht, von den Freiern, die Bemerkung von Bothe berücksichtigt werden, dass es bedeuten müsse adspicere non adspiciendum coetum i. e. exsecrabilem. Und da auch Ref. in ἀΐζηός (αἰζηός) rasch, rüstig, feurig, nicht ein α intensivum oder intentivum anerkennen, auch nicht mit Döderlein αἴθω als Stamm annehmen möchte, so will ihm ἀί und ζέω, ζάω als das Natürlichste erscheinen, das sich im Orphischen ἀΐθαλής (d. ist ἀειθαλής, Hymn. VIII. [7] 13, p. 265, Herm.)*) doch nicht abweisen lässt. — Unter αἶσα bemerken wir, dass ὑπὲρ αἶσαν eigentlich nicht gegen Gebühr, sondern über die Gebühr hinaus, die Gebühr überschreitend heisst, und wenn Paris Il. 3, 59 zum Hektor sagt: Ἕκτορ, ἐπεί με κατ᾽ αἶσαν ἐνείκεσας, οὐδ᾽ ὑπὲρ αἶσαν, so erklärt er, Hektor habe nicht mehr gesagt, als er zu sagen befugt sei. So sehen wir nun, hat es auch Wiedasch in seiner deutschen Ilias aufgefasst, während Voss das qui pro quo, mit Recht und mit Unrecht, gibt. — Bei ἀκαχίζω steht richtig, der Stamm sei ΑΧΩ. Da aber das Buch für den Schulgebrauch zunächst bestimmt ist, so war es nicht ungeeignet, darauf hinzuweisen, dass das Wort eigentlich durch Wiederholung des Namens entstanden ist, und statt ἀχαχίζω (nach einem bekannten Lautgesetze) ἀκαχίζω heisst. — Der Artikel ἀκριτόμυθος nähert sich in der zweiten und dritten Ausgabe mehr der Passow'schen Auffassung des Artikels, da die erste das Wort, mit ὄνειροι in Verbindung, sogar durch „sinnlose Träume“ erklärte. Das Rechte wäre, wenn die Bedeutung von ἄκριτος zum Grunde gelegt würde und zwar in des Worts gedoppelter Bedeutung, erstens nicht geschieden, nicht zu unterscheiden, also nicht ge-

*) XIII. [12] 1; LXVIII. [67] 7.

sondert, folglich verworren durcheinander; zweitens nicht entschieden und nicht entscheidend; aber der Begriff Unverantwortliches redend, Thörichtes schwatzend liegt nicht im Worte, so natürlich es ist, dass der ἀκριτόμυθος Dinge der Art spricht.

Zum Schlusse bemerken wir noch, dass, obgleich ein Wörterbuch das Grammatische bei Seite lassen darf und muss, dennoch zur Erfassung der richtigen Wortbildung bei Homer, die Wörter, die ein sicheres oder ein schwankendes oder ein sichtbares Digamma (das letztere in nicht nur einer Gestalt) haben*), bezeichnet werden sollten. Dadurch würden Formen wie γέντο, ἐγδούπησαν, ἐρίγδουπος, ἰάχω richtiger aufgefasst werden. Schon genug wäre es, wenn es, wie bei ἔυαδον geschehen ist, bezeichnet und angedeutet würde.

Möge nun das Werk noch ferner und lange nach dem Hinscheiden des würdigen Verfassers, fleissig von denen gebraucht und benützt werden, für die es geschrieben ist, und nicht am Ende gar noch, wie so Viele zu wollen scheinen, die Barbarei unter die Grundrechte des deutschen Volkes aufgenommen werden.

Ulm, Februar 1848. **G. H. Moser.**

Les Germains avant le Christianisme. Recherches sur les origines, les traditions, les institutions des peuples germaniques et sur leur etablissement dans l'empire romain. Par A. F. Ozanam, professeur de literature etrangère à la Faculté des lettres de Paris. A. Paris chez Jacques Lecoffre et Comp. libraires, rue du vieux-colombier Nr. 29. 1847. XV. und 428 S. in gr. 8.

Die Ansichten eines geistreichen und gelehrten Franzosen über Deutschlands Vorzeit zu vernehmen, seine Auffassung der religiösen und politischen Zustände dieser Zeit, wie selbst der ersten Elemente geistiger Bildung kennen zu lernen, mag von um so grösserem Interesse für uns sein, je verschiedener die Meinungen und Ansichten der deutschen Gelehrten über diese Punkte sind und dem französischen Gelehrten Kenntniss der Quellen wie der Hilfsmittel, d. h. der gelehrten Forschungen neuerer Zeit gewiss nicht abgesprochen werden kann, da er überall in seiner Schrift davon die Belege gibt. Dabei ist sein Urtheil, soweit es diese Forschungen betrifft, unbefangen, nicht durch die Brille gelehrter

---

*) Künftig, in einer neuen Auflage.

Kameraderie oder politischer Parteiung gefärbt, wie dies leider bei uns immer mehr um sich greift; selbst da, wo sein Urtheil missfällig wird, oder ein Tadel ausgesprochen ist — was übrigens seltener im Ganzen der Fall ist, da alle Polemik fern gehalten wird — geschieht es in einer Weise, wie man es bei uns, wo man sich solcher Formen immer mehr entwöhnt, kaum erwartet und dabei stets in gerechter und billiger Anerkennung des anderweitig Geleisteten. Es genügt, um sich davon zu überzeugen, nur einen Blick in die Vorrede zu werfen, in die dort gegebene Darstellung der Forschungen deutscher Gelehrte über die hier in Frage stehenden Gegenstände seit der Zeit unmittelbar nach den Befreiungskriegen; hier wird z. B. mit aller Anerkennung von den Leistungen der Gebrüder Grimm, insbesondere J. Grimm, gesprochen, jedoch ohne Uebertreibung oder Verkennung des wahren Verhalts. „D'ailleurs", so schliesst der Verfasser, „les ouvrages de M. Grimm, excepté la Grammaire, où il y a beaucoup d'art et de génie, etaient sourtout des collections de documents bien choisis, qui attendoient leur emploi. Les Allemands nous laissent volontiers ce travail de rédaction, trop frivole pour eux."

Wenn der erste Theil dieses Satzes wohl wahr ist, so können wir doch den zweiten, in dieser Allgemeinheit hingestellt, nicht, ohne Einsprache zu erheben, annehmen, auch ohne uns ausdrücklich auf solche Leistungen deutscher Gelehrten zu berufen, die das gesammelte Material zu verarbeiten und damit einen inneren Zusammenhang in das Ganze zu bringen bisher bemüht gewesen sind. Uebrigens ist es erfreulich auch für uns, zu sehen, wie in der neuen Zeit sogar Frankreich bei solchen Forschungen sich betheiligt hat, die, wie auch der Verfasser ausdrücklich anerkennt, eben so sehr Frankreichs Geschichte berühren: les réecherches dont il s'agit, intéressent toute l'histoire de France et rien n'importe plus que de savoir enfin ce qu' étoient avant leur conversion ces Francs, ces Burgondes, ces Visigoths, ces Normands que nous appelons nos pères, qui mirent leur épée au service de notre foi, leur liberté dans nos institutions et leur génie dans nos arts (S. VII.).

Was nun der Verfasser eigentlich beabsichtigt, hat er offen ausgesprochen; nicht kritische Untersuchungen über diesen oder jenen Punkt, der die Zustände der germanischen Vorwelt betrifft, will er liefern, noch weniger neuen Stoff zu weiterer Forschung zusammenbringen, wohl aber gedenkt er den bereits durch Andere gesammelten Stoff zu benutzen, in so weit als es daraus möglich wird, ein Bild des alten Germaniens zu schaffen, wie es sich bis zu dem Zeitpunkt gestaltet hatte, wo das Christenthum die germanische Welt ergreift, und ihr damit einen neuen Geist

und ein neues Leben einhaucht, damit aber ein Werk zu Stande bringt, an dem sich vergeblich die Politik der römischen Kaiser versucht hatte.

Ueber diesen Punkt — den Einfluss des Christenthums auf die germanische Welt — hat sich der Verfasser in einer eben so edlen als würdigen Weise erklärt, und seine eigene Ueberzeugung unverhohlen in einer Weise ausgesprochen, die um so mehr ansprechen mag, je seltener man in Deutschland eine solche zu finden gewohnt ist, ungeachtet der jetzigen Restaurationszeit des germanischen Mittelalters ohne germanische Kraft und Sittenreinheit, wie ohne den innigen Glauben unserer Vorfahren.

In zwei grosse Abschnitte ist das Ganze abgetheilt; der erste Theil soll das alte Germanien vor der Berührung mit den Römern darstellen, der zweite Germanien in Gegenwart der römischen Civilisation. Eine Reihe von Excursen — Notes et Pièces justificatives — bildet den Schluss. Der erste Theil bespricht in fünf Capiteln den Ursprung der Germanen, ihre Religion, ihre Gesetze, ihre Sprache und ihre Poesie; der zweite in zwei Capiteln die römische Civilisation bei den Germanen und den Widerstand der letztern gegen dieselbe. Wir wollen versuchen, in einigen Proben den Lesern einen Begriff zu geben von der Art und Weise, in welcher der wohl kundige und gewandte Verfasser die Verhältnisse und die Zustände unserer Vorwelt aufgefasst und dargestellt hat.

Was die Frage nach dem Ursprung der Germanen betrifft, so nimmt der Verfasser von den Angaben des Cäsar und Tacitus seinen Ausgangspunkt; und wenn der Letztern Nachrichten über germanische Völker im Ganzen bei der Elbe, als dem äussersten Punkt nach Norden und Osten zu, stehen bleiben, darüber hinaus aber wenig mehr als Namen bringen, so werden aus den letztern hier insbesondere die Gothones (Gothen) und Suiones — die Vorfahren der Schweden — oder die Scandinavier hervorgehoben; erstere aber mit den Geten in soweit identificirt, als sie zwei Zweige einer und derselben Familie bilden, von welchem der eine, unter mildem Himmel im Süden lebend, in der Folge verweichlicht ward, der andere aber, im Norden lebend, in seiner alten Kraft und Unbezähmtheit verblieb, in Folge deren er dann über seine Brüder im Süden sich stürzte, diese mit sich verband und nun als Eine Nation über Europa sich ergoss. Die Suiones oder Scandinavier bringt der Verfasser, der Inglinga Sage folgend, mit Odin und den Asen in Verbindung; in dem Ganzen der Sage findet er die Hinweisung auf einen orientalischen Ursprung, der an die Gestade des Pontus und die Ufer des Tanais (Don) zurückführt, wohin Ptolemäus die Aspurgitaner — Asburg —

verlege, in die Nähe der griechischen Kolonien, unter welchen das mehrfach selbst im Kriege mit den Geten verwickelte Olbia hervorragt. Aus dem Verkehr und aus der Verbindung mit diesen Griechen leitet der Verfasser die bei den Deutschen so verbreitete Sage von der Abstammung aus Troja und der Herkunft der Normannen von Antenor ab. Von diesen Gegenden des Pontus wären also, wie der Verfasser annimmt, die Asen weiter nach Norden gewandert; die Veranlassung zu diesen Wanderungen wird in den Eroberungszügen der Römer gefunden, in der Zerstörung des mithridatischen Reichs durch Pompejus (um 64 v. Chr.) und der dadurch in diese Gegenden gebrachten Unruhe. Als Mittelpunkt der von hier aus nach dem Norden ziehenden deutschen Stämme wird das Flussgebiet des Tanais bezeichnet, in dessen Nähe auch die in der hellenischen Sage gefeierten Hyperboreer, die, dem Verfasser zufolge, auch dem Scandinavischen Stamm zufallen, verlegt werden, während mehr nach Westen zu an den Ufern der Donau andere deutsche Brüder, die Geten wohnten, die, ob zwar als Hirten oder Nomaden lebend, doch in sich auch eine fest angesiedelte Bevölkerung besitzen, welche den Zamolxis-Odin verehrt. Brüder dieser Geten findet der Verfasser in den Massageten, und selbst in den Alanen, die ihm als ein Zweig der Gothen erscheinen; diese Völkerstämme lebten, wenn wir weiter dem Verfasser folgen, zerstreut an den nördlichen Abhängen des Caucasus und den Gestaden des kaspischen Meeres, dehnten sich aber von da weiter bis über den Araxes und selbst bis an den Ganges hinaus, und knüpfen so an die Perser an, unter denen schon Herodot die Γερμάνιοι nennt. „Tous les témoignages de l'antiquité", so schliesst der Verfasser S. 21 seine Betrachtung, „tous les souvenirs des Germains s'accordent pour les faire venir des contrées où la tradition universelle place le berceau de la famille humaine."

Wir haben uns beschränkt, die Grundzüge der Ansicht, welche sich der Verfasser über den Ursprung unseres Volkes gebildet hat, anzugeben: die neueste, diesen Gegenstand in der That erschöpfende Abhandlung J. Grimm's in den Abhdll. d. Berl. Akad. d. Wissensch. 1846 (Berlin 1848), hist. philol. Classe zu Anfang, war ihm schwerlich bekannt, als er mit diesem Ansichten auftrat, aber wir finden in dieser Untersuchung diese ganze Ansicht durch eine Reihe von e inzelnen Belegen bekräftigt, welche, indem sie an die hier sprachlich und historisch (s. p. 20 ff. 23 ff.) nachgewiesene Identität der Geten und Gothen sich anlehnen, es möglich machen, die Anfänge unseres Volkes auf sichern Spuren bis tief nach Asien hinein zu den Germaniern des Herodotus zu verfolgen;

der kühne, aber nicht misslungene Versuch, die neben den Γερμάνιοι unter den persischen Stämmen genannten Δάοι mit den Daciern und dadurch wieder mit den Geten zusammen zu bringen, und beide damit zugleich dem gothisch-germanischen Stamm zu vindiciren, wirft ein neues Licht in die dunkle Urzeit unseres Volkes, dessen frühere Wohnsitze, Wanderungen und Züge. Dass auch hier die Alanen mit den Gothen in Verbindung gebracht werden, kann nicht befremden, da sich diese Verwandtschaft schwerlich in Abrede stellen lässt; eher könnte die auch von J. Grimm (wie bei Ozanam) angeregte Zusammenstellung der Massageten, die man sonst bald für Türken, bald für Baschkiren u. s. w. gehalten hat, mit den Geten, und dadurch der Zusammenhang, in den sie dadurch mit Gothen und Germanen gebracht sind, Bedenken erregen, wenn nicht der Name selbst zu deutlich spräche und Brüder des getischen Stamms, einen besondern Zweig derselben, erkennen liesse: wie denn auch früher schon Halling, auf Ammian gestützt (XXIII, 14. XXXI, 2), in den spätern Alanen keine Andern als die Massageten des Herodotus, welche der ältere Cyrus bekriegte, erkennen wollte.

In dem Abschnitt von der Religion sucht der Verfasser zunächst aus der Edda die Grundanschauungen und Begriffe der alten Scandinavier zu ermitteln; wir wollen nicht untersuchen, in wie weit das, was die Edda bringt, sämmtlich einen vorchristlichen Ursprung an sich trägt, und in sofern als der reinste Ausdruck germanischer Anschauung gelten kann; wir bezweifeln aber, ob Andere das Alles in dieser Lehre finden, was nach S. 38 der Verfasser, den wir hier lieber selbst wollen reden lassen, darin gefunden hat: „J'y decouvre une doctrine complète de Dieu, de l'humanité, de la nature. Tout y est plein de souvenirs et de pressentiments; tout y respire cette tristesse profonde des âmes qui ont beaucoup su et beaucoup pensé. J'y reconnais l'enseignement d'une école Théologique et j'aurais lieu d'examiner de plus près ces dogmes, qui rapellent ceux de l'orient, la généalogie des dieux, le monde passant par une suite de créations et de destructions alternatives; le dieu victime, dont le sacrifice fait le noeud des siècles. Mais la tradition sacertodale ne s'impose pas sans effort chez un peuple guerrier. Les passions qu'elle gêne cherchent à la corrompre; elles y introduisent des fables qui les flattent, des pratiques qui les contentent, et tout ce qu' on nomme superstition." Und dieser Umstand führt den Verfasser, bevor er zu den übrigen deutschen Stämmen übergeht, dahin, diese superstitions des Scandinaves in einzelnen Zügen näher zu bezeichnen. Dass er ihren religiösen Glauben keineswegs mit dem der andern germanischen Stämme völlig

gleich stellen will, hat er selbst S. 45 ausdrüklich erklärt; und wenn er, was diese letzteren betrifft, an die Spitze seiner Untersuchung den Satz gestellt hat: L'idée d'un dieu inconnu semble dominer toutes les traditions allemandes. C'est ce je ne sais quoi de divin que les Germains de Tacite adoraient dans l'horreur de leurs forêts, qu'ils ne voyaient que par la pensée et qu'ils n'osoient ni représenter sous des formes humaines ni reserrer entre des murailles" — so wird man ihm hier gerne beistimmen. Mais, setzt er dann hinzu, une idée si pure n'avait pas suffi à des esprits charnels; il leur avait fallu comme à tous les peuples du paganisme, des divinités faites à leur images. Und nun kommt er auf die von Tacitus angegebene Trias germanischer Gottheiten: Mercurius, Hercules und Mars, die er mit Wodan, Thor und Zio oder Tyr (in der Edda) zusammenstellt, eben so wie er in der Hertha die Erdmutter, in der Frea die Venus erkennt u. s. w. Die weitere Ausführung dieser Ansichten, die Zusammenstellung dessen, was ihm als Religions- und Götterlehre der germanischen Stämme erscheint, mit dem, was den Kern der weiter ausgebildeten Lehre des Nordens ausmacht, die weitern Vergleichungen mit den Religionssystemen Griechenlands wie des Orients mag man in der anziehenden und geistreichen Darstellung des Verfassers selbst nachlesen; auch wenn man nicht in alle Wege mit ihm wandeln und seiner tiefern, mehr philosophischen Deutung folgen möchte, wie wir sie bei einem solchen frühern Zeitalter nicht wagen. Mit gleichem Interesse aber wird man der lebendigen Darstellung folgen, welche im nächsten dritten Chapitre über das äussere Leben der Germanen — die Gesetze und die politischen Einrichtungen sich verbreitet, und hier die Grundzüge germanischer Legislation und Jurisdiction, auch im Vergleich und mit Beziehung auf römische, griechische und indische Gesetzgebung entwickelt; den Schlussbetrachtungen wird man auch jetzt doppelte Aufmerksamkeit zuwenden, zumal wenn man erwägt, dass ein französischer Gelehrter es ist, der über unsere Nation in ihrer ersten Entwicklungsstufe ein solches Urtheil gefällt hat. Während (so ungefähr lauten seine Worte) bei den Nationen des Südens, vor Allem in Rom, das Princip der Autorität sich geltend machte, hier aber durch sein Uebermass sich selbst zu Grunde richtete, hat das Prinzip der Freiheit sich zu den germanischen Stämmen geflüchtet — „L'instinct de la liberté s'était réfugié chez les peuples germaniques. Sans doute cette passion d'indépendance qui ne souffrait rien d'obligatoire, rien de fixe, rien de durable, ne permettait pas à la société de s'affermir. Il ne semble pas que la personne humaine fut meilleure hors de ces liens de la loi qui la sou-

tiennent, incapable de se mâitriser, impuissante pour tous, si ce n'est pour détruire.“ Man sollte fast glauben, der Verfasser habe diese Worte nicht im Jahr 1847, sondern ein Jahr später niedergeschrieben, im Hinblick auf die Erscheinungen unserer Zeit, die jene Ungebundenheit der Vorfahren nicht verloren zu haben scheint, während ihr alle sittliche Kraft derselben abgeht. Es war aber der alte Germane bei aller äusseren Ungebundenheit und selbst Rohheit sittlich, kräftig und stark gegenüber einer sittlich ganz gesunkenen Welt, die er zu zernichten bestimmt war: die Verdorbenheit dieser römischen Welt hatte ihn noch nicht ergriffen und neben der äussern auch seine innere Kraft noch nicht gebrochen und gelähmt: „les caractères énergiques, qui ne savaient pas obéir mais qui savaient se dévouer, conservaient un reste de dignité humaine, une étincelle de ce sentiment d'honneur que les autres peuples anciens n'ont jamais bien connu et dont le christianisme devait se servir pour former les consciences et pour fonder sur l'obéissance raisonnable tout l'edifice des législations modernes.“ (S. 153).

Nach diesen Proben mag die ganze Auffassungs- und Darstellungsweise des Verfassers bemessen werden. Das nächste vierte Capitel beschäftigt sich mit der Sprache der Germanen, weist auf den gemeinsamen Ursprung derselben mit den übrigen, dem indo-europäischen Stamm zugewiesenen Sprachen hin, und schliesst mit einem Abschnitt über die Runen. Das fünfte Capitel von der Poesie ist wohl geeignet, unsere Aufmerksamkeit insbesondere anzusprechen, auch wenn man, wie dies bei Manchem der Fall sein möchte, nicht geneigt ist, allen Ansichten des Verf. beizutreten und manchen seiner gewagten Behauptungen Beifall zu zollen.

Der zweite Theil des Ganzen, der uns Rom in seinem Verhältniss zur germanischen Welt schildern soll, beginnt mit einer anziehenden Betrachtung über das, was die Macht des alten Roms ausmachte, und über das, was diese Macht wiederum gebrochen hat. Die völlige Entartung des heidnischen Cultus, die Auflösung aller sittlichen Bande, die weder durch die wachsende Macht der Imperatoren, noch durch die Philosophie aufgehalten werden konnte, und in allen Verhältnissen des Lebens sich bemerklich machte, ja selbst der Verfall der wissenschaftlichen Bildung wird in dieser Hinsicht vom Verfasser in treffender und anziehender Weise hervorgehoben, wie es denn überhaupt an einzelnen schönen Gedanken auch in diesem Abschnitt nicht fehlt, der eben zeigen soll, wie Rom und seine Civilisation beschaffen war, als es mit der germanischen Welt in eine nähere Berührung kam und demzufolge seine Civilisation auf die Germanen zu übertragen bedacht war.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ozanam: Les Germains avant le Christianisme.

(Schluss.)

Der Verfasser schildert in Kürze die Eroberungen, die Rom in Deutschland gemacht, die Einführung römischer Cultur, wie römischer Institutionen. Er schildert die Germanen bald als Colonisten an verschiedenen Orten des römischen Reichs angesiedelt und so in römische Cultur und Bildung hineingezogen, bald im römischen Heere dienend und selbst zu Aemtern und Würden gelangend, aber er verhehlt dann auch nicht, im nächsten Abschnitt, die Mängel und Gebrechen dieser römischen Cultur, ihre nachtheiligen Folgen und die daraus hervorgegangene Abneigung der Germanen wider die fremde, aufgedrungene römische Civilisation nachzuweisen. So war Rom nicht in der Lage, die Erziehung, die Bildung und die Sittigung der germanischen Welt durchzuführen: es war dies das Werk des Christenthums, welches den Grund gelegt hat, der alsbald die gesammte europäische Gesellschaft durchdrungen und zu einem neuern Leben geführt hat. Mit dieser Ansicht, oder vielmehr mit diesem Ergebniss seiner Forschungen schliesst der Verfasser seine Darstellung ab, die wir hier in ihren Hauptpunkten anzudeuten versucht haben. Wir haben aber im Einzelnen Manches übergangen und zwar selbst Solches, was uns bedenklich und zweifelhaft erschien, wie z. B. pag. 57 in der Note, wo Grimm getadelt wird, dass er aus ungenügenden Gründen in der Stelle des Tacitus German. 40 die Lesart Hertham verlassen und dafür Nerthum aufgenommen, welches letztere doch, wie bekannt, die Lesart der Handschriften ist, während Hertham blosse Emendation neuerer Gelehrten ist. Oder auch p. 11 not., wo der Ulysses in derselben Germania 3 in eine Aehnlichkeit mit Odin gebracht wird (le nom grec d'Ulysse (Ὀδυσσεύς) n'est pas sans ressemblance avec celui d'Odin).

So liesse sich noch Einiges anführen, was jedoch der Tendenz des Ganzen keinen Eintrag thun kann. Gedenken wir noch der am Schlusse des Bandes von S. 385 ff. an beigefügten Notes et pièces ju-

stificatives. An erster Stelle erscheint Jornandes (Jordanes), als Geschichtschreiber germanischer Sitten und Traditionen betrachtet; die ganze Darstellung hat den Zweck die Glaubwürdigkeit dieses ältesten Geschichtschreibers der Gothen darzuthun, und insbesondere den Nachweis zu geben, wie seine Nachrichten barbarischer Gebräuche und Ueberlieferungen in dem Inhalt der ältesten auf uns gekommenen Poesien der Angelsachsen und Scandinavier ihre Bestätigung finden. (J. Grimms neueste Untersuchung über Jornandes am oben a. O., obwohl sie nicht gerade und speciell auf diesen Punkt geht, wird doch auch dazu dienen können, die Glaubwürdigkeit wie die Bedeutung dieses Schriftstellers aufs Neue zu erweisen). Dann folgt: Dio Chrysostome à Olbia ou la civilisation grecque chez les Gètes, aus dessen achtzigster Rede; unter der Aufschrift: Le paganisme Germanique au VII. siècle folgt ein Stück aus der dem h. Audoenus zugeschriebenen Vita S. Eligii.

Eine ähnliche Mittheilung aus der Vita Wulframmi verbreitet sich über die Walhalla; daran schliesst sich (in französischer Uebersetzung) der indiculus superstitionum et paganiarum ad concilium Liptinense, und einiges Andere, woraus wir nur noch auf die Mittheilungen über die Uranfänge der schwedischen Nation aus der Inglinga Saga, und auf die angelsächsische Sage von Beowulf aufmerksam machen wollen.

Chr. Bähr.

Neue Publikationen der Wodrow-Society.

Wir haben im ersten Heft der Heidelberger Jahrbücher vom Jahr 1847 eine Reihe von Werken über die schottische Kirchen- und Profangeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts angezeigt, welche die „Wodrow-Gesellschaft“ in Edinburg herausgegeben und der Heidelberger Universitätsbibliothek zum Geschenke gemacht hat. Seitdem sind zwei neue Werke erschienen und mit derselben Liberalität den frühern Sendungen beigefügt worden, so dass durch diese Gaben das Fach der neuern Kirchengeschichte auf unserer Bibliothek eine bedeutende Vermehrung erfahren hat. Sind auch manche der prachtvoll ausgestatteten, mit Registern und erklärenden Noten versehenen Werke für das Ausland von weniger Interesse, als für Schottland und England, so befinden sich darunter doch auch wieder solche, die dem Geschichtsforscher und Kirchenhistoriker unentbehrlich sind und über die tiefbewegte Zeit der schottischen und englischen Reformation und Revolution grosses Licht verbreiten.

Ja selbst solche Werke, die, wie die unten angezeigte Lebensgeschichte Rob. Blair's, nur für den engbegrenzten vaterländischen und kirchlichen Sinn oder für die Pietät und den Familienstolz der Nachgeborenen ein Interesse haben, sind für den Geschichtforscher nicht ohne historischen Werth, da sich in allen die mächtige Zeitgeschichte, mit subjektiver Färbung abspiegelt. Diese Zeitgeschichte war eine durchaus innerliche, die also auch nur durch Erforschung der geistigen Lebensthätigkeit, der Ideen, Gefühle und Ansichten der Zeitgenossen in ihrer Tiefe erfasst und dargestellt werden kann. Darin unterscheiden sich aber diese schottischen Lebensbeschreibungen, Denkwürdigkeiten und biographischen Fragmente von den deutschen Erzeugnissen ähnlicher Gattung, dass in jenen mehr das äussere praktische und handelnde Leben zu Tage gekehrt wird, in diesen mehr die Seelenthätigkeit, die innere, geistige Welt, die Ansichten, Meinungen und Gefühle zur Darstellung kommen.

Indem wir nun nachstehende zwei Werke, womit die Wodrow-Gesellschaft aufs Neue die Heidelberger Bibliothek bedacht hat, mit einigen kurzen Bemerkungen anzeigen, beziehen wir uns auf die erwähnte ausführlichere Abhandlung vom Jahr 1847, wo wir, dem Faden der Geschichte folgend, die einzelnen Erscheinungen in chronologischer Ordnung aufgeführt und ihre Stellung und Bedeutung anschaulich gemacht haben, und geben die nachstehenden Notizen nur als Fortsetzung der dort zur Anzeige gebrachten Werke mit ihrer geschichtlichen Unterlage.

1. *The works of John Knox; collected and edited by David Laing. Edinburgh printed for the Wodrow-Society, 1848; containing the history of the Reformation in Scotland cet.*

Dieser Band ist nur der Anfang einer Sammlung sämmtlicher Schriften des schottischen Reformators Knox, die, nach einer vorausgeschickten Ankündigung, 5 bis 6 Bände betragen werden. Diese mit einem Glossarium, Index, Autograph und werthvollen historischen Noten und Excursen versehene Ausgabe der berühmten und berüchtigten Reformationsgeschichte des Begründers der presbyterianischen Kirchenform übertrifft sowohl an äusserer Schönheit wie an innerer Gediegenheit alle frühere Editionen. Es wäre ungeeignet, über ein so bedeutendes Werk, wie die vorliegende Reformationsgeschichte, das längst seine Stellung in der Literatur eingenommen hat und über dessen Aechtheit oder Unächtheit viel gestritten worden ist, einige kurze Notizen beizufügen. Wer mit der schottischen und englischen Geschichte des 16. Jahrhunderts

auch nur oberflächlich bekannt ist, weiss, dass dieses vielbesprochene Buch, in dem sich der dem Presbyterianerthum innewohnende Geist des Fanatismus und der Intoleranz in seiner ganzen Stärke und Offenheit kund gibt, die Entstehungsgeschichte der schottischen Nationalkirche von den ersten Spuren reformatorischer Bewegungen bis zur Flucht der Königin Maria Stuart (1567) und der Einsetzung Murray's zum Regenten enthält; wollte man aber die Geschichte des Buchs mittheilen, die über seine Aechtheit und Unächtheit geführten Kämpfe prüfen, untersuchen, ob es aus einem Guss sei oder ob entstellt durch Interpolationen und spätere Zusätze, so müsste man eine literarisch-kritische Abhandlung von beträchtlicher Länge schreiben, was dem Zweck gegenwärtiger Anzeigen nicht entsprechend wäre. Wir halten das Buch durchaus für ein Werk des Reformators und finden in der zelotischen, oft ans Rohe streifenden Haltung eher einen Beweis für die Aechtheit als für das Gegentheil. Die bekannte Schilderung der Ermordung des Cardinals Beton, deren scurriler Ton die Herzensfreude, die der Schreiber dabei empfand, beurkundet, und welche durch die in der ersten Octav-Ausgabe beigefügte Randbemerkung: the godly fact and words of James Melvil (des Mörders) in ihrer ganzen Härte und Intoleranz charakterisirt war, widerspricht weder dem Geiste jener Zeit, noch der Natur des Reformators. Jemand muss die Beschreibung gemacht haben, und wir glauben kaum, dass Knox einem Andern an unduldsamer Strenge nachgestanden habe. Hume's satirische Rüge gegen diesen kalten und menschenfeindlichen Fanatismus verletzte die Schotten und namentlich den Biographen und Apologeten des Reformators Thomas M'Crie, und sie suchten dessen Humanität dadurch zu retten, dass sie diese und ähnliche Stellen für spätere Zusätze erklärten. Sie bedachten aber nicht, dass nur der durch persönlichen Parteihass gesteigerte Fanatismus zu heftiger Leidenschaftlichkeit fortreisst, dass in den Nachgebornen nur dann die Parteiwuth der Vorfahren in der ganzen Stärke fortlebt, wenn die Gegner dieselben bleiben, dass folglich die Darstellung einer Zeit angehören muss, wo sich Protestantismus und Katholicismus noch in gleicher Stärke gegenüberstanden, und von einem Schriftsteller, der persönlich oder in seinen nächsten Freunden und Glaubensgenossen von dem verfolgungssüchtigen Cardinal verletzt worden war. Dies war aber nur vor dem J. 1560 der Fall. Nach dieser Zeit waren die Katholiken die Verfolgten und Bedrückten und im nächsten Jahrhundert war der schottische Fanatismus mehr gegen die Anglicaner und Episcopalen als gegen die Katholiken gerichtet. Uebrigens mögen sich die Schotten durch das Beispiel anderer Länder getrösten. In einer zu Frank-

fort im 17. Jahrhundert gedruckten Uebersetzung der grossen Zeitgeschichte von Thuanus ist bei der Erzählung derselben Begebenheit die Randbemerkung beigefügt: „Cardinal Betons wohlverdienter Todschlag.“

---

2) *The life of Mr. Robert Blair, minister of St. Andrews, containing his autobiography, from 1593 to 1636, with supplement to his life and continuation of the history of the times to 1680, by his son-in-law, Mr. Will. Row, minister of Ceres. Edited for the Wodrow-Society, from the original manuscript. By Thomas M'Crie, D. D. Edinb., 1848. — 627 S.*

Dieses Buch besteht (ausser der Vorrede des Herausgebers mit einer Abbildung des Grabmales von Robert Blair auf dem Kirchhofe zu Aberdour, einem Appendix, Index und Facsimile der Handschrift) aus drei Theilen: 1) Robert Blair's Selbstbiographie, enthaltend die ersten 42 Jahre seines Lebens v. 1593—1636; 2) Robert Blair's Leben bis zu seinem Tod (1666) von seinem Schwiegersohn Will. Row; 3) Darstellung der Begebenheiten in Kirche und Staat in Schottland nach Rob. Blair's Tod bis zum Jahr 1680, von demselben W. Row. — Robert Blair war wie sein Freund und Genosse, John Livingston, dessen Autobiographie wir in der oben erwähnten Uebersicht angezeigt haben, einer jener presbyterianischen Geistlichen, die zu Karl's I. Zeiten von dem bischöflichen Kirchenregiment gedrückt und verfolgt wurden, die dann, als die Stunde der Strafe und Vergeltung nahte, den Covenant ins Leben riefen, die fanatischen Schaaren ins Feld führten und durch Predigten, Bibelsprüche und feurige Gebete in den Streitern Muth, Gottvertrauen und Kampflust weckten. So wenig literarischen Werth das Buch hat, so ist es doch als treues Abbild des religiösen Eifers und der durch den kirchlichen Fanatismus geweckten Thatkraft und Energie nicht ohne Bedeutung. Wer mit solcher Kraft und Entschlossenheit für ein inneres Gut kämpft, dem muss stets der Sieg zu Theil werden. Allein, wie sehr man auch diese Kraft und Entschlossenheit bewundern mag, erwärmen kann man sich nicht an dieser kirchlichen Starrgläubigkeit, an dem geistlichen Hochmuth, der da wähnt, die Gnade Gottes ruhe ausschliesslich auf den Presbyterianern und an der abergläubischen Teleologie, die in allen Erscheinungen, Begebenheiten und Schicksalen den Finger Gottes sieht und sich abmüht, bei allen, auch den gewöhnlichsten Ereignissen die Absichten

und Zwecke einer höhern Macht zu ergründen. Diese teleologische Richtung tritt in dem vorliegenden Buche in solcher Stärke hervor, dass das ganze menschliche Leben als ein Gewebe von Schickungen und Verhängnissen zur Besserung und endlichen Beseligung des Menschen und zur Verherrlichung der presbyterianischen Kirche erscheint, und dass alles Thun und Trachten nicht als Ausfluss des freien Willens, sondern als Wirkung eines höhern Impulses gefasst wird.

Die religiösen Kämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts bilden, neben den romantischen Unabhängigkeitskriegen im 14. Jahrhundert, die glänzendste Periode der schottischen Geschichte. Wie daher diese frühere Zeit vorzugsweise als Grundlage für die Poesie und den historischen Roman gebraucht wird, so das Zeitalter der Reformation und Revolution für geschichtliche Darstellungen, Monographien, Lebensbeschreibungen. Bei der Abgeschlossenheit der schottischen Geschichte seit der Union mit England (1707) und bei dem langen Fortbestand patriarchalischer Einrichtungen, wodurch nur wenige Geschlechter und Familiennamen in den Vordergrund traten, hängt die historische Vergangenheit viel mehr mit der Gegenwart zusammen, als bei andern Völkern. Fast alle hervorragenden Persönlichkeiten aus den Zeiten der letzten Stuarts gehörten Geschlechtern an, die noch jetzt bestehen, und die daher theils aus Pietät, theils aus Familienstolz das Andenken an die Ahnen lebendig erhalten. Schottland gleicht darin einem städtiscen oder republikanischen Gemeinwesen von historischer und territorialer Abgeschlossenheit und mit einer ruhmvollen Vergangenheit. Während in grössern Staaten mit jeder Generation neue Namen hervortreten und die alten verdunkeln, bleiben in kleinern Staaten, die weniger Triebkraft besitzen, und wo die novi homines viel grössere Schwierigkeiten haben, den Altberechtigten den Rang abzulaufen, die hervorragenden Geschlechter oft viele Jahrhunderte auf der erstiegenen Höhe. Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir die vorliegende und andere Lebensbeschreibungen beurtheilen. In grössern und lebensthätigern Staaten wären sie wahrscheinlich der Vergessenheit oder der Particulargeschichte anheimgefallen, in Schottland erbaut und erhebt sich das jüngere Geschlecht an der Starkgläubigkeit und der Thatkraft der Ahnen.

Als einst zur Zeit des bischöflichen Drucks Robert Blair nach London ging, um die Zurücknahme seiner Amtsentsetzung zu erwirken, vertauschte er seine puritanische Tracht mit dem in der englischen Kirche vorgeschriebenen Gewand, damit er bei Hof Zutritt erlangte. Da fragte ihn ein zelotischer Episcopale spottend, was er nun mit seiner presbyte-

rianischen Amtstracht anzufangen gedenke, worauf ihm Blair ernst erwiderte: „ich werde sie sieben Jahre lang aufheben und jedes Jahr sonnen und lüften und nach diesen sieben Jahren werde ich sie wieder anlegen und tragen, wenn Du und Deines Gleichen fliehen und nicht wagen werdet Euch sehen zu lassen." „Und diese prophetischen Worte führte der Herr zur Erfüllung." Spottswood, Erzbischof von St. Andrews, floh vor den zürnenden Covenanters und Blair, der Verfolgte, der kurz zuvor nach Nordamerika, der Zufluchtsstätte so vieler Puritaner, hatte auswandern wollen, um ungestört seines Glaubens leben zu können, trat in Folge eines Beschlusses der schottischen Kirchenversammlung an dessen Stelle, aber ohne hierarchischen Rang, Titel oder Auszeichnung. Im Jahr 1640 begleitete Blair die Armee der Covenanters, welcher „der Herr der Heerschaaren" voranzog und den Sieg verlieh, nach Newcastle.

„Es war erquickend", heisst es dann in der Lebensgeschichte, „die Soldaten zu hören und zu sehen; denn auf ihrem Marsch, wenn sie des Abends zu ihren Quartieren kamen, vernahm man in der ganzen Armee fast nichts als Psalmensingen, Beten und Bibellesen in ihren Zelten und Hütten; und noch mehr war dies der Fall bei der Armee zu Dunse-Law im vorhergehenden Jahr, wovon ich ebenfalls Ohr- und Augenzeuge war; indem sich dort viele Prediger, Pfarramtskandidaten (probationers) und eine grosse Menge andächtiger und frommer Männer beim Heer befanden. Ich glaube, dass es seit den Tagen der gottesfürchtigen Könige von Juda nie zwei ähnliche Armeen gegeben hat; in allen unsern religiösen Versammlungen herrschte das grösste Gottvertrauen und die höchste Inbrunst." Diese Schilderung stimmt also ganz mit Livingston's Darstellung überein; gegen solche „Streiter des Herrn", die unter Psalmgesang und Gebet ins Feld zogen, und die mit derselben Zuversicht, wie einst die Israeliten auf den Beistand Jehovah's, „des Herrn der Heerschaaren", vertrauten, vermochten Karl's zagende Söldner Nichts auszurichten. Von panischem Schrecken ergriffen, flohen sie über die Grenze zurück, worauf sich der König genöthigt sah, um der wachsenden Empörung in England selbst begegnen zu können, den Schotten die presbyterianische Kirchenform wieder zu gestatten. Aber der Geist der Widersetzlichkeit war auch in die Gemüther der finsterblickenden Schotten eingekehrt und liess sich nicht so schnell wieder daraus verdrängen. Als das englische Parlament im Jahr 1643 Abgeordnete zu den Schotten schickte, um eine kirchliche Vereinigung und ein Trutz- und Schutzbündniss „gegen die Papisten, die Prälatenfaktion und die Feindlichgesinnten" zwischen den beiden Reichen zu bewerkstelligen, fanden sie eine freudige Aufnahme. Der „feierliche Bund

und Covenant" kam zu Stande, und die Biographie von Blair, der bei dem Abschlusse besonders thätig war, kann nicht Worte genug finden, die freudige Begeisterung zu schildern, die durch diesen Bund geweckt wurde. Ein schottisches Heer, bei dem sich Blair als Feldprediger befand, rückte in England ein und unterstützte die Truppen des Parlaments in ihrem Kampfe gegen den König. Der Tag der Schlacht von Marston-Moor, wo Blair mit grosser Lebensgefahr einige fliehende Schotten durch die Macht seiner Beredsamkeit zum Stehen brachte, wurde in der Folge zu St. Andrews als kirchliches Dankfest gefeiert. Bald nachher verliess der schottische Prediger den englischen Boden, um in Schottland selbst für den Covenant und das Presbyterianerthum zu wirken. Später kehrte er wieder nach England zurück, gerade in dem verhängnissvollen Augenblick, als der König verlassen und bedroht bei nächtlicher Weile aus Oxford floh und Hilfe und Zuflucht bei dem schottischen Heer suchte. Zwar scheint Blair, der sich umsonst viele Mühe gab, den König zur Annahme des Covenants und zur Abschaffung des Episcopats in England zu bewegen, an der schmachvollen That der schottischen Armee, die ohne Mitleid für die gefallene Grösse, den unglücklichen Monarchen um schnöden Sold an das Parlament verkaufte, keinen Theil gehabt zu haben; dass aber der strenge Feldprediger diese Handlung keineswegs missbilligte, geht aus den Schmähungen hervor, womit er den royalistischen Insurgentenführer Montrose überhäuft, der mit einer „Handvoll verfluchter Mörder" die presbyterianische Armee in die Flucht schlug, „weil der Herr sein zorniges Antlitz von seinem eigenen Israel abgewendet." So sehr verblendete Parteiwuth und Fanatismus das Gemüth eines sonst edlen, rechtlichen und gottesfürchtigen Mannes.

Schwere Zeiten kamen jetzt über Schottland und England, die Blairs ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Er war schottischer Abgeordneter in London, als Karl I. vor Gericht stand, und endlich auf dem Blutgerüste starb. Diese Begebenheit machte einen mächtigen Eindruck auf ihn und bewirkte eine Sinnesänderung. Er wollte den König, der seinem presbyterianischen Bekehrungseifer so hartnäckigen Widerstand geleistet, bei seinem letzten Gang auf das Schaffot begleiten, erhielt aber die Erlaubniss nicht dazu. Seiner offenen, wenn gleich starren und intoleranten Natur widerstrebte das heuchlerische Wesen Cromwell's, den er einen betenden Teufel nannte, und das auflösende Independententhum, dem Cromwell huldigte, war seiner presbyterianischen Strenggläubigkeit nicht minder verhasst als das gestürzte Episcopalsystem.

Er wandte sich dem Königthum zu und billigte und beförderte die Unterhandlungen mit Karl II. in Breda und dessen Berufung nach Schottland. Es ging jetzt den Presbyterianern in England wie in den neunziger Jahren den französischen Konstitutionellen und Girondisten; sie erlagen den kühnern, energischern Radikalen (Independenten).

Blair, sonst in der Reihe der Vorkämpfer, betrat nunmehr die Bahn der Mässigung und der Vermittelung, verlor aber dadurch auch die energische und sichere Haltung und Zuversicht, die er bei seinem frühern Auftreten kund gegeben. Geistig gebrochen, in seiner Gesundheit geschwächt und über den Gang der Ereignisse bekümmert, bewies Blair von dem an nicht mehr jene rastlose Rührigkeit, jene Kraft des Charakters, jene energische Thätigkeit, die mit der festen, zweifellosen Ueberzeugungstreue gepaart zu sein pflegt. Zwar blieb er bis an das Ende seiner Tage eine feste Säule der presbyterianischen Kirche, der er als Lenker (Moderator) und Rathgeber in den Synoden, wie als Prediger auf der Kanzel nach Kräften zu dienen sich bestrebte; aber der weltgeschichtliche, poetische Hauch, der auf seiner frühern Wirksamkeit als puritanischer Feldprediger lag, ist von der Zeit an von seinem Thun gewichen. Es ging ihm, wie seinem Grabsteine auf dem Kirchhofe von Aberdour; die einfache, aber klare und feste Form ist am Ende verwittert und zusammengebrochen und die Inschrift unleserlich geworden.

Dr. G. Weber.

Ouvrages Arabes publiés par R. P. A. Dozy. 3ème livraison. Leyde, chez E. J. Brill. 1848. 328 S. in 8.

Von den beiden ersten Lieferungen dieser „ouvrages Arabes“, welche den historischen Commentar des Ibn Bedrun zu dem Gedichte Ibn Abduns enthalten, ist schon in diesen Blättern (Jahrgg. 1848 p. 554 ff.) Bericht erstattet worden. Vorliegende Lieferung enthält einen Theil des „bayan Almoghrib“ von Ibn Adsari, und zwar den die Geschichte von Afrika betreffenden Theil, welcher, wie deutlich aus einer Stelle des Textes (S. 215) hervorgeht, zu Ende des siebenten Jahrhunderts der Hidjrah (Ende des 13. n. Chr.) geschrieben worden ist.

Von grösserer Bedeutung für uns wären daher nähere Nachrichten über die afrikanischen Dynastien des 5., 6. und 7. Jahrhunderts der Hidjrah, da die Geschichte der frühern Zeit so ziemlich aus andern Quellen bekannt ist. Leider beobachtet aber der Verfasser über sein Jahrhundert

ein gänzliches Schweigen und selbst von den Begebenheiten des 6. Jahrhunderts werden nur die, welche die Zeiriten und die Stadt Mahdiah und Tunis betreffen, in Kürze erwähnt. Doch findet sich in diesem Werke auch über die frühere Geschichte Afrikas so Manches, was zur Ergänzung oder Verständigung anderer Quellen dient, dass dessen Herausgabe immerhin als eine dankenswerthe Unternehmung angesehen werden muss.

Statt des Textes des Ibn Adhari hat Herr Dozy von den Jahren 290 bis 320 den die Geschichte von Afrika betreffenden Theil des Gothaischen Manuscriptes Nr. 261 herausgegeben, das auch Referent zum zweiten Bande seiner Chalifengeschichte benutzt hat und über das er sich sowohl in der Vorrede als in seiner Anzeige dieses Bandes (Jahrgg. 1848 p. 93) ausgesprochen. Als Herr Dozy den Titel zu vorliegendem Hefte drucken liess, glaubte er noch, diese Handschrift enthalte einen Theil des Nazm Aldjuman von Ibn Kattan, und bezeichnet daher auch den eingeschobenen Text als solchen. Ref. hat aber schon in der genannten Anzeige bemerkt, dass Hr. Dozy's Behauptung eine sehr gewagte sei, denn daraus, dass man in dieser Handschrift eine Stelle wieder findet, welche in einem andern Werke aus dem Nazm Aldjuman citirt wird, lässt sich nicht schliessen, dass sie einen Theil des Nazm Aldjuman enthält, da beide aus einer dritten Quelle geschöpft haben können, nur mit dem Unterschiede, dass der Eine sie angibt und der Andere nicht, was bei orientalischen Autoren häufig vorkömmt und besonders in dem genannten Cod. Goth., wo vielleicht in der uns unbekannten Vorrede die Quellen angegeben sind, welche der Verfasser seiner Arbeit zu Grunde legte. Inzwischen hat Hr. Dozy selbst seine Meinung aufgegeben und auf dem Umschlage zu diesem Hefte ist Folgendes zu lesen:

„Dans les notices sur quelques manuscrits Arabes, j'ai dit que l'auteur du manuscrit de Gotha, dont j'ai publié une partie dans ce volume, etait Ibno-l-Kattan, écrivain du quatrième siécle de l'Hégire ...... Cependant je me tiens persuadé à présent que je me suis trompé, et que l'auteur du man. de Gotha s'appelle Arib, historien sur lequel j'ai déja donné ailleurs quelques renseignemens (notes sur Ibn Badroun p. 75, 76). J'ai été induit en erreur par un passage du Bayan où se trouve cité Ibno-l-Kattan, mais où celui-ci n'a fait que copier Arib. Il faut donc lire Arib au lieu d'Ibno-l-Kattan aux pages 129, 158 et 175. Un nouveau titre accompagnera la livraison suivante."

Wir müssen die nähern Beweise für diese neue Behauptung abwarten, fürchten aber sehr, dass sie von gleicher Natur wie die für die Autorschaft des Ibn Kattan sein werden, und erlauben uns daher im voraus

einige Zweifel dagegen zu erheben. Ueber **A r i b** selbst wissen wir sehr wenig; er wird im vorliegenden Hefte mehrmals angeführt und zweimal im Werke des Ibn Bedrun. Der Titel seines Werkes kommt nur bei Letzterem (S. 226), aber offenbar korrupt, vor, denn er lautet: „Kitab Muchtassir Almubdi littabari“, während wir kein Werk Tabari's unter dem Titel „mubdi“ kennen. Die zweite Stelle, in welcher Ibn Bedrun Arib nennt, scheint Referenten gegen die Behauptung Hr. Dozy's zu zeugen. Sie befindet sich S. 292 und lautet in wörtlicher Uebersetzung: „Unter denen, die auch **A l m u n t a s s i r** hiessen, (befindet sich) nach dem Berichte **A r i b ' s** Midrar Ibn Aljasa Ibn Abi-l-Kasim Ibn Wasul, der Herr vor Sedjelmasa, er wurde (auch) Emir Almuminin genannt und ward verrathen von einer unter dem Namen Benu Chalid bekannten berberischen Völkerschaft, die ihn dem Shiiten Abu Abd Allah nach Ifrikijah auslieferte. Nun muss zunächst bemerkt werden, dass hier im Texte offenbar vor Midrar die Worte „Aljasa Ibn Meimum Ibn“ ausgelassen sind, denn dieser war nach sämmtlichen Quellen der verrathene und von Abu Abd Allah gemordete Herr von Sedjelmasa, und nicht sein Grossvater Midrar, der schon vor dem Jahre 263 starb (S. Ibn Adsari S. 156 und Bekri in den not. et extr. des manusc. de la bibl. du roi t. XII. p. 604. Ibn Athir u. A.). Arib soll also nach dieser Stelle berichten, dass der von den Berbern ausgelieferte Aljasa Ibn Meimum Ibn Midrar auch den Beinamen **M u n t a s s i r** führte. Diesen Beinamen finden wir ihm allerdings von Ibn Adsari gegeben, wo es (S. 156) heisst: und er (Aljasa) nahm den Beinamen Almuntassir wie sein Grossvater (Midrar) an. Im Cod. Goth. aber, wo Aljasa zu wiederholtenmalen genannt wird (S. 154 des gedr. Textes Z. 11, S. 151 Z. 6 v. u., S. 152 Z. 5 v. u.) ist von dem Namen Muntassir keine Spur zu finden, sollte sich daraus nicht schliessen lassen, dass die Gothaer Handschrift eben so wenig das Werk Arib's als das Ibn Kattan's ist? Ehe wir aber diese Frage weiter erörtern, wollen wir gleich einige Unrichtigkeiten angeben, die wir sowohl im Texte als in den Noten des Hrn. Dozy in Bezug auf die Benu Rustem beobachtet haben. S. 155 Z. 9 muss „biabi-l-muntassir“, wie es im Codex steht, statt des von Hrn. Dozy angenommenen „bilmuntassir“ gelesen werden, denn gerade in der eben angeführten Stelle auf der folgenden Seite ist ja ausdrücklich gesagt, dass **M i d r a r** (und nicht sein Vater Aljasa) Muntassir hiess, Aljasa hiess also Abu-l-Muntassir (Vater des Muntassir). Damit stimmt auch die Stelle weiter unten (S. 155 Z. 16) überein, wo aber freilich das Fürwort „wahuwa“ sich auf Midrar und nicht, wie Hr. Dozy in einer Note bemerkt, auf Aljasa bezieht. Auch

bei Bekri a. a. O. liesst man nach der Uebersetzung des H. Quatremère: „il (Aljasa) mourut l'an 208 laissant la couronne à son fils Montasir surnommé Medrar.“ Freilich wird letzterer S. 99 Manssur genannt, aber wahrscheinlich ist Muntassir zu lesen, wie auch bei Bekri S. 603 schon Quatremère richtig bemerkt, dass Abu Muntassir für Abu Manssur zu lesen ist. Dieser Gelehrte hätte übrigens auch nicht einige Zeilen weiter unten Aljasa den Jüngern, welcher von Abu Abd Allah getödtet wurde, „Jasa ben Montasir“ nennen sollen, sondern „Jasa Ibn Meimun Ibn Muntassir“ (oder Midrar) wie hier S. 156 Z. 8, wo hingegen zu bemerken ist, dass die Regierung des Mohamed Ibn Meimun von 263—270 übergangen worden ist. Ganz corrupt ist folgende Stelle bei unserm Autor S. 89 Z. 12, wo es heisst: „und in diesem Jahre (207) starb Aljasa Ibn Abi-l-Kasim, der Herr von Sedjelmasa und setzten die Bewohner dieser Stadt über sich seinen Bruder Ilias Almuntassir Ibn Abi-l-Kasim, den sie entsetzt hatten.“ Da doch selbst nach Hr. Dozy's Ansicht Aljasa und nicht Aljas den Namen Muntassir führte, auch ist weder bei Bekri noch bei unserm Autor selbst S. 155 von einer Wiedereinsetzung des Alias die Rede, sondern dem Aljasa folgte unmittelbar sein Sohn Midrar. Referent schliesst daraus jedenfalls, dass Alias nur einige Monate auf dem Throne blieb und vermuthet, dass Midrar seinem Vater folgte, das Volk sich aber empörte, ihn entsetzte und Alias wählte, der aber nach kurzer Zeit wieder den Thron seinem Neffen Midrar überlassen musste. Vielleicht sind (S. 89 Z. 13) etwa folgende Worte nach „Alias“ einzuschalten: „thumma ghalaba alaihi Midrar Ibn Abi-l-.“ Damit liesse sich vielleicht auch einigermassen der Widerspruch lösen, den schon Hr. Dozy bemerkte, dass nämlich an der einen Stelle das J. 208 und der andern das vorhergehende als das Todesjahr des Aljasa angegeben wird, indem es vielleicht nach dem Regierungsantritte des Midrar bestimmt ward, welcher das erste Mal im Jahre 207 statt gehabt, während seine Wiedereinsetzung vielleicht in das folgende Jahr fiel. Noch ist zur Note d. S. 155 zu bemerken, dass die von dem Verfasser angegebene Zahl 34 keineswegs falsch ist, wie Hr. Dozy glaubt, denn hier ist nicht von der Regierungszeit des Midrar die Rede, sondern von der Zeit, welche er innerhalb der erst von ihm erbauten Mauern von Sedjelmasa zugebacht, was aber freilich nicht mit Bekri a. a. O. S. 601 übereinstimmt. Falsch ist hingegen, wie H. Dozy richtig bemerkt, S. 156 Z. 14 die Zahl 279, er hätte sie aber nicht in 296, sondern in 297 verwandeln sollen, denn erst in diesem Jahr ward Aljasa ausgeliefert. Vergl. Bekri S. 604 und unsern Autor selbst S. 152 Z. 5 v. u.

Kehren wir nun wieder zur Hauptfrage, nämlich über den Autor des Gothaer Manuscripts zurück, so wird jedem Unbefangenen einleuchten, dass die angeführten Stellen, in welchen Aljas nicht Muntassir genannt wird und von diesem Namen gar keine Erwähnung geschieht, während Ibn Bedrun gerade Arib als Gewährsmann seiner Behauptung anführt, gegen die Autorschaft Arib's sprechen. Aber auch eine Stelle des Ibn Adsari, in welcher Arib citirt wird, scheint gegen Hrn. Dozy's Ansicht zu zeugen. Ref. hat schon in seiner Gesch. der Chalifen bemerkt (II. 585), dass die Gothaer Handschrift den Tod Ziadat Allah's, des letzten Aghlabiten, zweimal angibt und zwar zuerst unter den Begebenheiten des Jahres 299, und dann unter denen des Jahres 303. Erstere Stelle lautet (S. 167 Z. 7 v. u.): „und in diesem Jahre (299) starb Ziadat Allah Ibn Abd Allah Ibn Ibrahim Ibn Ahmed Ibn Alaghlab, der aus Ifrikijeh nach Egypten geflohen war, und er wurde in Jerusalem begraben.“ S. 174 (Z. 3 v. u.) liesst man: „Und im Jahre 303 starb Ziadat Allah Ibn Abd Allah Ibn Ibrahim Ibn Alaghlab in Ramlah und hinterliess, nach dem Berichte eines Augenzeugen, 1000 Mithkale, von ihm selbst geprägte Münzen.“ Bei Ibn Adsari liesst man blos unter dem J. 299 (S. 107): „und in diesem Jahre starb Ziadat Allah, welcher nach Egypten geflohen war“; dann fährt er fort: „und es geschah als er von Kairawan floh mit seiner Familie und seinem Gute und tausend Sklaven, da liess er eine Sklavin zurück, welche, um ihn zu bewegen, sie mitzunehmen, sang: „Ich habe nicht vergessen, wie wir am Trauungstage da standen und ihre Augen in Thränen schwammen, wie sie sagte, während die Karawane zum Abmarsche bereit war: willst Du mich zurücklassen, mein Herr, und allein ziehen?“ Ziadat Allah liess einem Kamele die Ladung abnehmen und die Sklavin darauf setzen, so berichtet Tabari, Arib berichtet aber, dass er zwar in Thränen ausbrach, sie jedoch zurückliess, weil die Lage, in der er sich befand, ihm nicht gestattete, sich mit ihr zu beschäftigen. Er kam dann nach Egypten und blieb bei dem Herrn dieses Landes Isa-l-Nuscherij acht Tage, dann reiste er nach Rakkah; es wurde ihm aber nicht erlaubt nach Bagdad zu kommen, sondern befohlen, nach Egypten zurückzukehren, und es vergiftete ihn einer seiner Sklaven.“ Nun liest man allerdings im Cod. Goth., dass Ziadat Allah bei dem Gesange der Sklavin weinte, sie jedoch in seiner verzweifelten Lage wieder vergass und zurückliess, und in sofern könnte man versucht werden, Arib für den Verfasser dieser Handschrift anzusehen. Wenn dem aber so ist, so fragen wir, warum erwähnt Ibn Adsari, der doch das Werk Arib's vor sich hatte, Nichts von dem genannten Widerspruche,

sondern begnügt sich damit, den Tod Ziadat Allah's unter den Begebenheiten des Jahres 299 zu berichten? Warum erzählt er nicht, wie Arib, die Scene mit der Sklavin bei der Flucht Ziadat Allah's, wo sie hingehört, sondern bei dessen Tode? Warum endlich führt er Arib's Ansicht an, wo es sich um den unbedeutenden Umstand handelt ob Ziadat Allah eine Sängerin mitgenommen oder nicht, und erzählt er gleich darauf als eine allgemein anerkannte Thatsache, dass er von einem seiner Sklaven vergiftet worden und nennt nicht einmal den Ort, wo er sein Leben endete? Ref. freut sich übrigens, in angeführter Stelle des Ibn Adsari, gleich viel, aus welcher Quelle er geschöpft haben mag, die Bestätigung dessen zu finden, was er in seiner Geschichte der Chalifen S. 584 N. 4 ausgesprochen; dass nämlich Ziadat Allah kein Jahr in Rakkah zugebracht, wie Ibn Athir berichtet. An einer dritten Stelle endlich, wo Arib genannt wird (S. 208), müsste es auch auffallen, wenn die Gothaer Handschrift von ihm wäre, warum er ihn erst hier nennt und nicht schon zwei Zeilen früher vor dem Worte „faschakkaha", wo doch Aribs Worte angeführt werden. Ueber das Weitere kann Ref. nichts Bestimmtes sagen, da Hr. Dozy zwischen den Worten „Arib" und „Almuarrach" eine Klammer ausgelassen hat und er sich nicht mehr erinnert, was dem Cod. Goth. entnommen ist. Ref. begreift überhaupt nicht, wie H. Dozy die Gothaer Handschrift für das Werk Aribs halten kann, da dieses doch nach Ibn Bedrun ein Compendium des Tabari sein soll, der sich bekanntlich vorzüglich mit der Geschichte des Ostens befasst, während jene mit gleicher Ausführlichkeit die von Spanien und Afrika behandelt und auch weit über Tabari's Zeit hinaus geht. Ref. gesteht sogar, dass er noch immer nicht vollkommen überzeugt ist, dass der Verfasser der Goth. Handschrift sein Werk, wie Herr Dozy behauptet, zwischen den Jahren 350—366 verfasst hat. H. Dozy hat keinen andern Beweis dafür, als dass bei Erzählung der Geburt Hakams II. die Formel „Gott verlängere sein Leben" vorkommt. Wäre es aber nicht möglich, dass er diese Stelle aus einem andern, von einem Zeitgenossen Hakam's verfassten Werke ausgeschrieben und vergessen hätte; entweder den Verfasser zu nennen oder diese Formel wegzulassen? Die Ausführlichkeit und Genauigkeit mit welcher der Verf. zugleich die Begebenheiten im Osten, in Nordafrika und in Spanien erzählt, lässt vermuthen, dass er über alle diese Länder mehr Geschichtswerke benutzen konnte, als bei einem Zeitgenossen möglich war. Jedenfalls müsste dieses Werk erst nach dem Jahre 358 geschrieben worden sein, denn das Geschichtswerk des Alfergani wird noch angeführt, das sich wenigstens bis zu diesem Jahre erstreckt, da es noch den Tod Kafur's

im J. 357 enthält. (S. Ibn Challikan v. Slane t. II p. 528.) Ist es aber wahrscheinlich, dass dieses Werk, das vielleicht noch einige Jahre weiter geht, gleich nach Spanien kam, wo der Verf. des Cod. Goth. lebte, und von ihm nicht nur benutzt, sondern als bekannte Quelle angeführt werden konnte? Doch verlassen wir jetzt diese Frage und theilen wir Einiges über vorliegendes Werk mit.

Die ersten Seiten, welche mit den ersten Zügen der Araber nach Ifrikijeh beginnen, sind sehr beschädigt und lückenhaft; erst mit der Statthalterschaft des Zuheir Ibn Keis (S. 16) beginnt die vollständige Erzählung. S. 7, Z. 3 v. u. fehlen wahrscheinlich die Worte „wakâla lahu" nach „Zobeir" und S. 9 Z. 3 v. o. ist ila mit ja (nach) statt ila mit Alif zu lesen. S. 14 findet sich eine Stelle, welche die Note 1 S. 287 des ersten Bandes der Gesch. der Chal. ausgesprochene Vermuthung von einer zweimaligen Ernennung des Maslama bestätigt. Er war zuerst Statthalter von Egypten und später ward ihm auch Ifrikije untergeordnet. Ende S. 14 scheint mehr als ein Blatt zu fehlen, denn wir vermissen die ganze Geschichte der Statthalterschaft des Abu Muhadjir, die Wiedereinsetzung Okba's und dessen Zug nach dem westlichen Afrika. S. 15 wird ausdrücklich bemerkt, dass Zuheir nach dem Tode Okba's den Kampf noch fortsetzen wollte, von seinen Leuten aber verlassen ward und Kuseil selbst von den Muselmännern als Herr von Kairawan anerkannt ward, wie Ref. schon (a. a. O. S. 473) trotz dem Widerspruche einiger andern Autoren angegeben. Erst unter dem Chalifate Abd Almaliks im J. 69 ward Kuseil geschlagen und getödtet, Zuheir soll sich dann freiwillig nach Barka zurückgezogen haben; die Griechen nahmen Barka und führten viele Gefangenen weg, die Zuheir befreien wollte; er ward aber von den Griechen überwältigt und getödtet. Ueber die Einnahme von Carthago liest man S. 19 (vergl. a. a. O. S. 473 N. 3), dass Hasan zuerst in der Nähe der Stadt eine Schlacht gewann, worauf die meisten Griechen sich entweder nach Spanien oder nach Sicilien einschifften, dann füllte sich die Stadt mit Landvolk und Beduinen; Hasan belagerte sie und liess sie nach ber Einnahme in eine Ruine verwandeln, dann schlug er die vereinten Griechen und Berber in der Provinz Satfura, worauf Erstere sich nach Badjah und Letztere nach Bona zurückzogen. Nun folgt die bekannte Geschichte der Kahinah und die Entsetzung Hasan's, wobei der Verf. ganz richtig bemerkt, dass es schwer sei, die Zeit dieser verschiedenen Begebenheiten genau zu bestimmen; dies ist aber nicht nur, wie er glaubt, in Betreff der Feldzüge Hasan's der Fall, sondern auch des Jahres seiner Sendung nach Afrika und Zu-

rückberufung. So lässt er ihn (S. 23) noch längere Zeit nach dem Siege über die Kahinah als Statthalter in Kairawan bleiben und dann (auf der folgenden Seite) wegen seiner Entsetzung sich bei dem Chalifen Welid Ibn Abd Almalik beklagen, der im Jahr 86 d. H. an die Regierung kam, während man S. 25 liest, dass Abd Alaziz die Nachricht von Musa's Eroberungen seinem Bruder Abd Almalik mittheilte und dieser einen Gesandten zu Musa schickte, um die Gefangenen in Empfang zu nehmen. Auch S. 66 liest man, dass Ab Alaziz vor seinem Bruder Abd Almalik starb und dass dieser ihn wegen der Anstellung Musa's entsetzen wollte, folglich konnte Hasan sich nicht bei dem Chalifen Welid beklagt haben. Auf diesen Widerspruch hätte der Herausgeber, wie er es an einigen andern Stellen gethan, aufmerksam machen sollen. Er beweist jedenfalls, dass Ibn Adsari nur mit Vorsicht gebraucht werden kann. Als Grund der Ungnade Musa's wird (S. 24) auch wie in andern Quellen (vergl. Chalifengesch. I. 477 N. 2) angegeben, dass er sich als Steuereinnehmer von Bassrah nicht ehrlich benommen und darum auch als Sühne 500,000 Dinare bezahlen musste. Die (Note b) von Hrn. Dozy vorgeschlagene Verbesserung des Textes hält Ref. für eine unnöthige und misslungene. Die einzige etwa nöthige Verbesserung wäre, dass man „Alla“ oder „lialla“ (damit nicht) für „la“ lese. Alhaddjadj muss im Accusativ stehen, das Subject von „faaussa“ ist Abd Almalik und das Pronomen von „bihi“ bezieht sich auf „charadj.“ Die Stelle wäre also folgendermassen zu übersetzen: „Musa war schon früher von Abd Almalik über die Steuern von Bassrah gesetzt worden; er sammelte aber, wie berichtet ward, die Gelder für sich ein; da beauftragte er (Abd Almalik) den Haddjadj damit, damit sie ihm nicht verloren gingen, aus Furcht vor Musa.“ Eben so unrichtig ist die Verbesserung des Textes Note e. p. 26. Abd Allah, der Nachfolger des Abd Alaziz in der Statthalterschaft von Egypten, war ein Sohn und nicht ein Bruder des Chalifen Abd Almalik (vergl. Elmakin p. 67, auch Abulmahasin und Makrizi bei Ibn Challikan v. Slane I 337 und des Ref. Gesch. der Chal. I, 480); das Wort Ibn im Texte ist also ganz richtig, nur muss „Ibn Abd Almalik“ vor „Ibn Merwan“ gelesen werden. Auf der folgenden Seite (Z. 4) ist entweder „Abd Alaziz“ für „Abd Allah“ zu lesen, was jedoch nur nach der einen oben angeführten Tradition, welche ihn noch unter Welid Statthalter sein lässt, angeht, oder man muss „Achihi Abd Allah Ibn Abd Almalik Ibn Merwan“ und ebenso in der folgenden Zeile „Achihi“ statt „Ammichi“ lesen.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Dozy: Ouvrages Arabes.

(Schluss.)

Statt „Muhawalat" (S. 30 Z. 4) ist wahrscheinlich „Mudjawalat" zu lesen und nicht „Muharabat", wie der Herausgeber vermuthet. Statt „alah cheiri tarikatin" S. 28 Z. 4 v. u. soll es vermuthlich „alah ghairi tarikihi" heissen und der Sinn ist „er schlug einen andern Weg ein", was auch in andern Quellen angegeben wird. Während nämlich Tarik von Sidonia aus über Ecija und Cordova nach Toledo vorgedrungen war, schlug Musa die Richtung von Sevilla und Merida ein. S. 37 u. f. passt „raaitum" besser als die von Hr. Dozy vorgeschlagene Leseart. Das Zeitwort ra ain ja hat auch in der ersten Form die Bedeutung von „hafz wanikah eilemek" und entspricht so ziemlich unserm „berücksichtigen." Der Autor sagt: „Ihr wendet euch von uns ab als wären wir nicht eure Freunde gewesen und als hättet ihr uns keine That zu bewahren, d. h. als sei euch keine That von uns bekannt um deretwillen wir eure Berücksichtigung verdienten. Z. 53 Z. 3 v. o. fehlt wahrscheinlich „ala" vor dem Worte „Albaladi." S. 77 Z. 9 v. u. ist vermuthlich „lianfusikum" für „lianfusihim" und Z. 4 v. u. „dsakartuhu" für „dsakartu" zu lesen. S. 80 Z. 5 v. u. scheint vor dem Worte „fadharabahu" etwas ausgefallen zu sein. Der Sinn, der von Hrn. Dozy in Frage gestellten Worte S. 87 Z. 3, ist wahrscheinlich, dass Abd Allah Ibn Ibrahim unter andern gewaltsamen Neuerungen auch verfügte, dass der Zehnte nicht mehr in Natur (in Korn) entrichtet werde, sondern statt dessen (von einem Acker von einer gewissen Grösse) acht Dinare nahm; es mochte mit dem Werthe des Zehnten übereinstimmen oder nicht. S. 111 Z. 4 ist gewiss statt des sinnlosen „neibal" nichts Anderes als „fakutila" zu lesen, da häufig n und f verwechselt wird, und im Uebrigen nur die Punkte zu versetzen sind. Auf derselben Seite wird gegen den Bericht Ibn Athirs und Anderer (vgl. Gesch. der Chal. II. 429) die Einnahme von Barkah durch Abbas Ibn Ahmed Ibn Tulun erst in das Jahr 267 gesetzt. In der letzten Zeile S. 115 ist wahrscheinlich „Nabitan" statt „Fabitan" zu lesen. S. 174 Z. 5 v. o. ist „min" in „fi" zu verwandeln,

die Namen der Enthaupteten wurden auf Zettelchen geschrieben und an ihre Ohren geheftet. S. 188 Z. 4 v. u. ist nach Kureisch „Teim" zu lesen; der genannte Ali Ibn Mohammed, ein Abkömmling des Chalifen Abu Bekr, gehörte nämlich zu dem Zweige Teim. (S. des Ref. Leben Mohammeds S. 11.) Auf der vorletzten Zeile S. 193 fehlt in dem Worte Malik ein Alif. S. 214 wird Ubeid Allah's Ankunft in Egypten in das Jahr 189 gesetzt, was gewiss unrichtig ist, da ja damals Isa Nauscheri nicht Statthalter war. (Vgl. Gesch. der Chal. II. S. 580 N. 1.) S. 217 in der vorletzten Zeile ist vor „Djafar" das Wort „Abi" ausgefallen. S. 229 Z. 5 brauchen die in der Note von Hrn. Dozy angeführten Worte nicht gestrichen oder als Glosse angesehen zu werden; sie passen recht gut in den Text, nur muss man „Kabl" (vor) statt „Kaul" lesen. „Die Häupter der Ichschiden flohen von Egypten nach Syrien noch ehe Djauhar dahin gelangte." Auch ist S. 294 Z. 3 das Wort „Husein" ganz richtig und darf nicht in „Huseinan" verwandelt werden; es ist nicht mehr Maful von Fabaatha, sondern Chabar von Ahaduhuma. Hingegen bedarf der Text Z. 7 gewiss einer Verbesserung; denn es handelt sich hier wahrscheinlich von dem Tode des, von Ubeid Allah eingesetzten, Präfekten von Sedjelmasa, der bald nach dessen Abzug ermordet ward. Auch folgende historisch wichtige Stelle scheint einer Berichtigung zu bedürfen. Sie lautet, wörtlich übersetzt (S. 211 Z. 3—10): Es war ein König, von den Königen der Gothen, in Andalusien, welcher Berdusch hiess und das Meer überschritt, nach Sebta hinüber, um die Berber zu bekämpfen. Er belagerte sie darin (in Sebta), dann vereinigten sie sich gegen ihn, und eine Unvorsichtigkeit lieferte ihn in ihre Gewalt und sie tödteten ihn (Berdusch?), und nur wenige von ihnen (von den Andalusiern?) entkamen. Berdusch (?) kehrte nach Andalusien zurück und die Berber blieben darin, bis die Rum zum zweitenmale hineinkamen. Und es war darin Ilian (Julian), und es geschah als Okba Ibn Nafi, dem Gott gnädig sei, einen Feldzug nach dem Westen machte und dieses ganze Land durchstreifte, da kam er auch nach Sebta. Ilian ging ihm mit Geschenken entgegen und bewarb sich um seine Gunst; er (Ilian) war ein Mann von Verstand und Erfahrung; Okba gewährte ihm Sicherheit und bestätigte ihn auf seinem Posten." Dass hier in den ersten Zeilen eine Lücke ist, kann kaum bezweifelt werden; die Geschichte von Okba und Julian hat Ref. nur ihrer historischen Bedeutung willen angeführt, weil wir aus mehrfachen Gründen unsre Zweifel über eine solche Ausdehnung der Züge Okbas und sein Zusammentreffen mit Julian bezweifelt haben. (S. Gesch. der Chal. Bd. I. S. 299.) Besonderes Ver-

trauen verdient übrigens unser Autor oder die von ihm angeführte Tradition nicht; denn kurz vorher wird eine andere vorgebracht, derzufolge der Prophet Mohammed gesagt haben soll: „im äussersten Westen befindet sich eine Stadt, welche Sebta heisst; sie ward gegründet von einem frommen Manne, welcher Sebt hiess und von den Söhnen Sams Ibn Nuh war; er gab ihr seinen Namen und flehte Gott um Segen und Beistand für sie an; so oft auch Jemand etwas Schlimmes gegen diese Stadt unternommen, hat es Gott gegen ihn selbst gewendet u. s. w.“ Ueberhaupt nimmt es unser Autor, in kritischer Beziehung, mit dem, was er aus andern Quellen aufnimmt, nicht genau. So gibt er, nachdem er schon die Geschichte der Fatimiden, so weit sie in eine afrikanische Chronik gehören, mitgetheilt, noch (S. 292) einen Auszug aus einem Werke Ibn Saaduns, das mit der furchtbarsten Entstellung und Gehässigkeit gegen diese Dynastie geschrieben ist. So soll Ubeid Allah zwei Scheichs haben schlachten lassen, weil sie ihn nicht als Gesandten Gottes anerkannt. Ein Scheich soll Ubeid Allah's Pferde in eine Moschee gestellt und behauptet haben, ihre Excremente seien rein; ein Anwesender, welcher dem widersprach, ward hingerichtet; er verwünschte aber sterbend Ubeid Allah; Gott erhörte das Gebet und liess ihn von Würmern auffressen. Der Koranleser konnte bei dessen Leiche keinen andern Vers hervorbringen, als den 100. der elften Sura, welcher von der Höllenfahrt Pharaons handelt. Auch soll ihn die Erde dreimal aus dem Grabe geworfen haben, bis endlich sein Sohn Abu-l-Kasim den schwarzen Stein wieder nach Mekka zurückschickte und dergleichen mehr. Sehr belehrend und ausführlich, meistens nach Berichten von Zeitgenossen, ist der Theil dieses Werks, welcher die Geschichte der Ziriten in Afrika betrifft; denn über die der Idrisiden, Fatimiden und Aghlabiten, so wie die Geschichte Afrikas, unter den Statthaltern der Omejjaden und Abbasiden, haben wir ältere und zuverlässigere Quellen. Neben der eigentlichen Geschichte Afrikas finden wir auch kurze, oft nicht unbedeutende Notizen über Sicilien, Spanien und den Osten; doch verweist der Verfasser, in Betreff beider letzten Länder, fast immer auf seine anderen Werke, von denen das Eine die Geschichte Spaniens und das andere die des Ostens behandelt. Ersteres wird den zweiten Theil vorliegenden Bandes bilden. Letzteres ist aber bis jetzt noch nicht aufgefunden. Wir hoffen, dass diese Anzeige dem gelehrten Herausgeber noch früh genug zukommen wird, um die darin enthaltenen Bemerkungen prüfen, und bei den, die vierte Lieferung ohne Zweifel begleitenden, Noten und Verbesserungen berücksichtigen zu können. Einen andern Zweck haben wir, bei Angabe der

im flüchtigen Durchlesen uns aufgefallenen Versehen, natürlich nicht, auch sind wir weit entfernt, den tüchtigen und fleissigen Herausgeber des Leichtsinns zu beschuldigen; denn wir verkennen die Schwierigkeit seiner Aufgabe nicht und beurtheilen ihn nach der Gesammtheit seiner vortrefflichen Leistungen, nicht nach einzelnen Versehen, von denen kein Mensch frei ist.

Mémoire sur les Emir-al-Oméra par M. Defremery. 91 S. in 4.

Diese vortreffliche Abhandlung ist bestimmt, im zweiten Bande der ersten Serie der „Mémoires présentés par divers savants" (p. 105 — 196) zu erscheinen. Der Herr Verf. war so gefällig, Ref. im voraus einen Abdruck davon zuzusenden, er säumt daher auch nicht, sie in diesen Blättern anzuzeigen und näher zu beleuchten. Der Verf. ist seit Jahren schon unter den Orientalisten durch mehrere andere Monographien historischen Inhalts als ein fleissiger Sammler und gründlicher Kenner der arabischen und persischen Sprache bekannt. Er lebt in Paris, wo ihm die kostbaren Schätze der königlichen Bibliothek geöffnet sind, und wird auch noch in seinen Arbeiten von seinem gelehrten Freunde, Herrn Dozy in Leyden, unterstützt, wir dürfen also nur Vorzügliches von ihm erwarten, und sind daher auch berechtigt oder vielmehr als unpartheiischer Kritiker verpflichtet, diese Abhandlung einer strengern Prüfung zu unterwerfen, als bei einer grössern Arbeit von einem weniger bekannten oder nicht so günstig gestellten Gelehrten billig wäre.

Das erste, was wir an dieser Abhandlung auszusetzen haben, ist der Titel, welcher keineswegs ihrem Inhalte entspricht. Viel passender hätte H. Defr. sie überschreiben sollen: Mémoire sur le règne des Khalifs Al-Rhadi, Almottaki et Almostakfi. Wir vermissen nämlich einerseits eine gründliche Untersuchung über die allmälige Bildung fremder Truppencorps und die zunehmende Macht ihrer Befehlshaber am Hofe der Chalifen, bis sie zuletzt als höchste Emire die ganze Gewalt an sich gezogen; auch wird ihre Geschichte mit der Eroberung von Bagdad durch die Bujiden abgebrochen, während wir andrerseits manche Einzelnheiten darin finden, die wohl in eine Biographie der genannten Chalifen passen, aber keineswegs zur Beleuchtung der Geschichte der Emir Alumara erforderlich sind. In Betreff der Vorgänger der eigentlichen Emir Alumara begnügt sich H. Defr. mit der Bemerkung, dass Mutassim schon ein türkisches Corps organisirt hatte, und dass nach ihm fast immer ein türki-

scher Emir eine grosse Macht am Hofe der Chalifen übte. Er führt dann fort: „N'étaient ils pas presque des émir-al-Oméra, cet Afchin qui eut la gloire de mettre fin à la revolte de Babek-Khorrémi? cet Achinas que Vathic-billah gratifie d'une couronne? cet Itakh qui sous Motevekkil reunit entre ses mains le titre de général des troupes Turques et Africaines?" etc. Hier ist zu bemerken, dass nach Freytag's selecta ex historia Halebi p. 23 Aschnas schon im Jahre 225, also noch vom Chalifen Mutassim eine goldne Krone erhalten hatte, und dass nach Ibn Chalduns Geschichte der Abbasiden (Cod. Goth. f. 48) auch dem Afschin schon ein ähnliches Geschenk nach seinem Siege über Babek von Mutassim überreicht ward. Unter diesem Chalifen hatte aber Aschnas keine andere Würde, als dass er eine Abtheilung der türkischen Truppen, deren Oberbefehlshaber Afschin war, befehligte, folglich ist das Geschenk eines Diadems keineswegs als Symbol einer grossen Macht anzusehen. Der Verf. führt hierauf eine Stelle aus Noweiri an, aus der hervorgeht, dass Kahir schon dem Tarif Assebkeri die verschiedenen Aemter und den Titel Emir Alumara verlieh, welche vor ihm schon Munis hatte, und in einer Note, dass man im Jahre 316 in Bagdad verbreitete, Harun sei (an Munis Stelle) zum Emir Alumara ernannt worden. Hr. Defr. hätte dieses Factum auch durch das Zeugniss des zuverlässigern Ibn Athir und Ibn Chaldun bekräftigen können. Es findet sich bei Ersterem f. 244 und und bei Letzterem f. 121, und Ref. hat schon in seiner Chalifengeschichte (II, 560) hiezu bemerkt, dass hier zum erstenmale der Titel Emir Almumenin vorkommt. Demohngeachtet wird auch von diesem Munis und seinen Kämpfen gegen den Chalifen Moktadir, den er zuletzt vom Throne stürzte, nichts weiter erwähnt, sondern erst mit der Thronbesteigung des Chalifen Radhi begonnen. Darüber heisst es in einer Note (S. 108): „il fut reconnu khalife le 6 de djoumada premier 322" (24 Avril 934). Ref. hat aber in seiner Chalifengeschichte (II, 650) bewiesen, dass dieses arabische Datum, wegen des dabei genannten Wochentages, dem 23. entspricht. Auf derselben Seite berichtet der Verf., dass Ibn Moklah auf den Vorschlag Sima's zum Veziere ernannt wurde; dies wird allerdings von Abulfeda (II, 382) behauptet, nach Ibn Chaldun (f. 129) hingegen ward das Vezirat zuerst dem Ali Ibn Isa angetragen, der es aber ablehnte und Ibn Moklah empfahl. Auffallend ist auch, dass der Verf., welcher mitunter ganz unbedeutende Ereignisse erwähnt, die sich unter Radhi zugetragen, den zwischen Harun und den Truppen des Chalifen unter Mohammed Ibn Jakut stattgefundenen Kampf (s. Chalifengeschichte S. 956) ganz mit Stillschweigen übergeht, eben so den Feldzug des

Ibn Moklah nach Mossul gegen die Hamdaniden, dessen Misslingen seinen Sturz beschleunigte. Ibn Reick's Ankunft in Bagdad als Emir Al-umara setzt der Verf. (S. 115) „dans les derniers jours de dzoual-hidjdjeh" (Novembre 935). Dies war aber zu Ende des Jahres 324, also November 936. Bei der Schilderung der Kriege gegen die Karmaten ist auch von dem vom Ref. (a. a. O. S. 612) erzählten Raube des schwarzen Steines aus der Kaabah die Rede und von dem Anerbieten Badjkams wegen dessen Zurücksendung. Die Karmaten antworteten ihm nach dem S. 130 angeführten Texte des Nuweiri: „Wir haben ihn ohne Befehl (bila emrin) genommen, wir werden ihn auch nicht in Folge eines Befehls (biamrin) zurückbringen. H. Defr. glaubt aber den Text Nuweiri's verbessern zu müssen und „biemrin" statt „bila emrin" und „illa biemrin" statt „biemrin" zu lesen, daher übersetzt er auch: „Mais ils avaient refusé en répondant: nous l'avons prise par ordre et nous ne la rendrons que par ordre." Ueber den Sinn dieser Worte wird keine weitere Erklärung gegeben, der Verf. glaubt wahrscheinlich, sie meinten damit den Befehl der Obeiditen, wie es vorher bei Ibn Chaldun heisst: „sie hatten sich aber geweigert und behauptet, sie haben ihn auf Befehl ihres Imams Obeid Allah weggenommen und würden ihn nur auf seinen oder seines Nachfolgers Befehl zurückbringen." Aber diese Worte Ibn Chalduns, welche der Verf. ohne Bedenken sogar in den Text aufnimmt, scheinen Ref. vor einer gesunden Kritik nicht recht Stand halten zu können. Sie widersprechen erstens einem Briefe, welchen Ibn Athir und nach ihm Nuweiri mittheilt (Gesch. der Chal. S. 612), aus dem hervorgeht, dass Obeid Allah, weit entfernt die Karmaten zu diesem Raubzuge angespornt zu haben, sie sogar deshalb tadelte und ihnen drohte, sich von jeder Gemeinschaft mit ihnen gänzlich loszusagen, wenn sie nicht das geraubte Gut nebst dem schwarzen Steine zurückschickten. Angenommen aber auch, der in der Antwort der Karmaten angegebene Grund sei nur als Vorwand von ihnen gebraucht worden, weil sie vielleicht noch eine grössere Summe haben, oder aus andern Ursachen mit dessen Rückgabe zögern wollten, so lässt sich nicht begreifen, wie die Karmaten, welche die Obeiditen als ihre Imame anerkannten, über die Person dieses Imams so im Dunkeln sein konnten, dass sie dem Emir Badjkam unter dem Chalifate Muttaki's antworteten: „sie würden ihn nur auf Obeid Allah's oder auf dessen Nachfolgers Befehl zurückgeben." Almuttaki trat doch die Regierung erst im Jahre 329 an, während Obeid Allah schon im Jahre 322 starb? Ref. würde daher lieber den Text Nuweiri's unverändert lassen und vermuthen, dass Badjkam die Karmaten zwar für die Rück-

gabe des schwarzen Steines belohnen wollte, andrerseits aber doch es ihnen gewissermassen befahl und vielleicht im Weigerungsfall mit Krieg bedrohte, worauf sie ihm dann antworteten: wir haben ihn ohne Befehl genommen und werden ihn auch nicht auf Befehl (sondern nur wenn es uns beliebt) zurückgeben. S. 131 liest man bei H. Defr., übereinstimmend mit dem Berichte des Ref. (a. a. O. S. 665), von den Bemühungen Ibn Mukatil's bei Ibn Raik, um Hosein Ibn Ali Alnubachti vom Vezirate zu verdrängen, er gibt aber nicht an, dass es ihm nur dadurch gelang, dass er ihn glauben liess, Hosein sei todtkrank, und dass er sogar dessen Neffen hinterging, um Ibn Raik zu überzeugen, dass für die Genesung Alnubachti's keine Hoffnung mehr bleibe. (S. a. a. O. Note b. nach Ibn Chaldun.) S. 145 ist das Datum der Schlacht zwischen Badjkam und den Hamdaniden nicht näher angegeben, sie war nach dem Cod. Goth. am 29. Moharrem 327 (25. Nov. 938), auch war diesem Autor zufolge Nassir selbst nicht Anführer der Truppen (s. a. a. O. S, 669. Not. 1). S. 147, wo von dem Zuge Rokn Addaulah's gegen Wasit die Rede ist, liest man: „il (Rokn Add.) dressa ses tentes sur la rive orientale du Tigre, en face d'Abou Abd Allah. Les soldats de Rocn Addaulah perdirent courage et plusieurs d'entr'eux demandèrent la vie sauve à Abou abd Allah“ etc. Der Verf. gibt aber den Grund dieser Entmuthigung der Truppen des Bujiden nicht an, weil nämlich Badjkam aus Bagdad dem Abu Abd Allah Verstärkung zuführte (s. a. a. O. S. 670), was H. Defr. erst nachher erzählt. Der gelehrte Verf. ist überhaupt zu viel Araber in seiner Darstellung, er gibt nach diesen Chroniken mehr abgerissene Facta, als zusammenhängende Geschichte, und schenkt seinen Quellen ein allzugrosses Vertrauen. Dies zeigt sich wieder deutlich einige Zeilen weiter auf derselben Seite. Da liest man: Dass nach dem Rathe des Abu Abd Allah Badjkam gegen die Provinz Djebel auszog, um sie dem Waschmegir zu entreissen, „de son coté Ibn Al Beridi (Abu Abd Allah) devait se diriger sur Ahvaz, et l'enlever à Moizz-Eddaulah. Il demanda sous ce pretexte, du secours à Bedjkem qui lui accorda un renfort de cinq cents fantassins, et marcha vers Holvan, afin d'y attendre son allié.“ Der Plan war also, wie auch Ref. (a. a. O. S. 670) berichtet, dass Badjkam die Provinz Djebel erobere und Abu Abd Allah Ahwaz. Ersterer musste also die Richtung nach Holwan nehmen, welches nördlich von Bagdad an der Grenze von Djebel lag, letzterer aber eine südöstliche Richtung nach der Provinz Chuzistan, wie konnte also nach diesem Plane Badjkam den Abu Abd Allah in Holwan erwarten?? Badjkam wartete nur in Holwan auf die Nachricht, dass Abu

Abd Allah in Chuzistan eingefallen, als er aber hörte, dass er noch immer in Wasit stehe und Miene mache, sich gegen Bagdad zu wenden, da kehrte auch er nach Bagdad zurück. Hier kann übrigens vielleicht die Schuld von dem Araber abgewälzt und dem Uebersetzer allein zugeschrieben werden, indem man das Pronomen von „intizarihi" auf das ausgelassene „madad" (Verstärkung) bezieht oder „him" für „hi" liest. S. 450 liest man, dass, als Ibn Raik sich der Städte Himss und Damask bemächtigt hatte uud gegen Ramlah aufgebrochen war, ihm der Ichschide von Egypten aus entgegenging und ihn bei Elarisch schlug, übereinstimmend mit dem, was auch Ref. (a. a. O. S. 672) berichtet; dann fährt der Verf. fort: „Ibn Raic s'en fuit à Damas, accompagné de soixante et dix hommes seulement. Ikhchid dépécha à sa poursuite son frère Abou Nasr. Un combat s'engagea entre Ibn Raic et l'armée d'Ikhchid, dans le canton de Ledjoun le 4 de dzou' lhidjdjeh (10. Septembre 940)." Ein Blick auf die Karte und eine nähere Kenntniss der Lage von Leddjun" *) genügt aber, um zu zeigen, dass dieser Bericht, welcher Elmakin entnommen ist, verworfen werden muss. Leddjun liegt nämlich nach Abulfeda eine halbe Tagereise westlich von Beisan, welcher Ort nach demselben Autor 18 Milien südlich von Tiberias lag; es ist wahrscheinlich das alte Legio und das Megiddo der Bibel, wenn also Ibn Raik mit nur 70 Mann nach Damask floh und von Abu Nasr verfolgt ward, wie konnte er ihm in der Nähe von Leddjun, mehrere Tagereisen südlich von Damask eine Schlacht liefern? Elmakin hat hier offenbar die verschiedenen Treffen mit einander verwechselt, denn das erste Treffen fand nach dem Mirat Assaman statt in Elarisch in Leddjun statt. Bei Abulf. pag. 408, wo dieselbe Geschichte erzählt wird, ist von Elledjun keine Rede, und J. Chald. setzt das Schlachtfeld, auf welchem Abu Nasr erschlagen ward, in die Nähe von Damask. In einer Note S. 151 verbessert H. Defr. mit Recht die Uebersetzung Freytags, welcher Ibn Raik sagen lässt, er schicke ihm seinen Sohn, damit er ihn in Ketten lege als Strafe für die Tödtung seines Sohnes, statt seines Bruders. Er hätte aber auch noch einen andern Fehler in dieser Uebersetzung rügen sollen, denn die Worte „litukidahu bihi" bedeuten nicht „dass du ihn wegen seiner in Ketten legest", sondern „dass du ihn statt seiner tödtest". Diese Be-

*) Herr Defr., der überall das djim mit teschdid mit djdj schreibt, wie Hidjdjeh, hätte auch hier im Texte ledjdjoun schreiben sollen, wie in der Note auf der folgenden Seite. In derselben Note spricht er von dem Kanton „Djoffar", der nach Abulf. geogr. (ed. Reinaud p. 109) „djifar" heisst.

deutung hat nämlich die vierte Form von „kaud", man sagt nach dem Kamuss „akâta — l-katila bilkatili idsa katalahu bihi", auch liest man bei Abulfeda statt „litukidahu bihi" die Worte „in ahbabta waktul wa-ladi bihi", die keinen Zweifel übrig lassen. S. 153 hat der Verf. vergessen, das Datum des Regierungsantritts des Chalifen Almottaki anzugeben. Er ward nach Abulf. und dem Cod. Goth. am 20. Rabia-l-awwal (23. Dec. 940) gewählt, nach Elmakin am 16. und nach Ibn Chaldun erst zu Ende des Monats. S. 160 setzt der Verf. die Abreise Ibn Raik's von Damask auf den 20. Ramadhan, während nach den von Ref. benutzten Quellen (a. a. O. S. 683) Ibn Raik Anfangs Dsu-l-Hidjah (Ende August 941) von Damask aufbrach. Ibn Raik war vom Chalifen herbeigerufen, um ihn von der Tyrannei Kurtekins zu befreien, er musste seinen Marsch so viel als möglich beschleunigen, und doch sollte er drei Monate unterwegs geblieben sein? Denn auch H. Defr. setzt den Kampf bei Okbara auf den 21. Dsul-Hiddjeh. S. 167 liest man im Texte nach Ibn Chaldun: Touzoun se dirigea vers le palais, à la tête des Deilemites, dans le mois de Ramadhan. Mais Nouchtéguin et les Turcs ayant abandonné Touzoun, celui-ci prit le parti de retourner à Mouçoul avec une troupe de Turcs." Statt dessen liest man bei Ref. (a. a. O. S. 684): „Das Einverständniss zwischen Abulhasan und Turun dauerte nicht lange, bald kam es sogar zu offenem Kriege, und da jener die Deilemiten und die Karmaten für sich hatte, verliess Turun mit den Seinigen die Stadt" u. s. w. H. Defr. führt selbst in einer Note andere Quellen an, denen zufolge die Deilemiten gegen Turun waren, während die Türken, zu denen er ja gehörte, mit ihm nach Mossul zogen; er hätte also im Texte nicht Ibn Chaldun folgen sollen, der das Gegentheil sagt. S. 169 wird mit der grössten Ausführlichkeit die Ermordung Ibn Raiks erzählt, aber auch kein Wort über den Grund dieser Handlung gesagt, nur in einer Note wird eine Stelle aus dem Kitab Alanba angeführt, in der es heisst: „Nacir Eddaulah en agit ainsi à cause d'une inimitié qui existait entre lui et Ibn Raic." Der wahre Grund ist aber, dass Nassir Addaulah einerseits die Wiedereinsetzung Ibn Raiks zum Emir Elumara fürchtete, und andrerseits nach dessen Besitzungen in Syrien und Mesopotamien lüstern war, die er auch bald nach dessen Ermordung an sich riss. (Vergl. Geschichte d. Chal. S. 685.) S. 170 heisst es: „Après le meurtre d'Ibn Raic, les troupes s'empressèrent de fuir de Bagdad à cause de la mauvaise conduite d'Abou-l-Hocein. Touzoun s'enfuit auprès de Mottaki avec une troupe de Turcs. Ils arrivèrent à Mouçoul le 5 de Ramadan." Hier scheint der Verf. wieder mehr übersetzt

als gedacht zu haben. Zunächst steht die Flucht der Truppen aus Bagdad mit der Ermordung Ibn Raiks in gar keiner Beziehung. Es fand überhaupt zu dieser Zeit keine andere Flucht der Truppen statt, als die der Türken unter Turun oder Tuzun *), wie ihn H. Defr. nennt; diese ward schon oben als Folge ihrer Streitigkeiten mit Abu-l-Hosein und den Deilemiten angegeben und hätte hier nicht wiederholt zu werden brauchen. Ferner wird hier die Ankunft dieser Truppen in Mossul auf den 5. Ramadhan gesetzt, während man in einer vom Vf. selbst (S. 168) angeführten Stelle aus Ibn Athir liest: „Touzoun apprit la trahison de Nouchtéguin; il s'en retourna (aus Bagdad) accompagné d'une nombreuse troupe de Turcs, et marcha vers Mouçoul le 5 de Ramadhan." Soll etwa Turun mit einem starken Truppencorps den Weg von Bagdad nach Mossul in einem Tage zurückgelegt haben?? S. 180 liest man: „Alors Mottaki partit de Racca pour Bagdad malgré les conseils de Nassir-ud-Devlet et ceux d'Akhchid" (soll Ikhschid heissen) etc., während Abu-l-Mahasin im Gegentheil berichtet, Nassir Addawlah habe gewissermassen den Chalifen genöthigt, sich mit Turun auszusöhnen, und ihm nicht eher gestattet, sich mit dem Ichschiden zu besprechen, bis er den Entschluss gefasst hatte, nach Bagdad zurückzukehren. (Vergl. Gesch. d. Chal. S. 688.) Auch schreibt ja H. Defr. selbst S. 186: „A la fin de l'année 332 selon Aboulféda, Noveiri, Ibn Khaldoun et Dzéhébi, Mottaki ayant remarqué que les fils de Hamdan étaient fatigués de son séjour auprès deux et voulaient l'abandonner, envoya auprès de Touzoun Haçan, fils de Haroun . . . . . pour demander la paix et la permission de retourner à Bagdad." Auch wird schon S. 182 berichtet, dass Tuzun mit den Hamdaniden einen Frieden geschlossen. Es ist demnach gar nicht wahrscheinlich, dass Nassir Addawlah dem Chalifen von seiner Rückkehr nach Bagdad abgerathen habe, die er übrigens recht gut verhindern konnte, da ja der Chalife ganz in seiner Gewalt war. Auf derselben Seite liest man: „Touzoun jura une seconde fois et sortit de Bagdad le 20 de Moharrem 333 (13. Septembre

*) Ref. weiss sehr gut, dass man in manchen Handschriften Tuzun statt Turun liest, er hat aber letztere Leseart vorgezogen, weil leicht von Copisten ein Punkt hinzugesetzt werden konnte, während man bei Abulfeda p. 422 ausdrücklich mit Nennung der einzelnen Buchstaben (ra muhmalah) Turun liest und zugleich auch die Etymologie dieses Namens angegeben wird. H. Dozy, welcher Ref. (Journ. Asiat. 1848. pag. 506) wegen seiner Schreibart tadelt, hätte wenigstens sagen sollen, warum Tuzun vorzuziehen ist. Dass H. Defr. Keighaligh statt Kighligh hätte schreiben sollen, hat schon H. Dozy bemerkt.

944) pour aller au devant de son souverain.“ Hierauf folgt dann, wie er ihn in ein Zelt führte, wo er ihn blenden liess und dem Mostakfi huldigte. In einer Note wird dann gesagt: „le 20 de Séfer, selon Noveiri et selon notre manuscrit d'Ibn Athir.“ Wie mochte aber der gelehrte Verf. ein offenbar falsches Datum in den Text aufnehmen und das allein Richtige nur in einer Note beifügen? Dass die Blendung und Entthronung Almuttaki's am 20. Safar stattfand, wird nicht nur von Nuweiri und Ibn Athir, sondern auch von Abulmahasin (f. 77), Elmakin p. 212 und dem Cod. Goth. berichtet. Auch findet man bei Abulf. (p. 428), dass Almuttaki erst am 27. Muharrem (nicht am 20., wie bei Defr. in der Note 1) von Rakkah abreiste, wie konnte er also am 20. in Sindijah, in der Nähe von Bagdad sein? H. Defr. selbst schreibt ja in der oben angeführten Stelle, dass der Chalife Ende Dsu-l-Hiddjeh erst Tuzun Friedensanträge machte, wie konnte ein Bote den Weg von Rakkah nach Bagdad hin und zurück und dann der Chalife selbst diese Reise in zwanzig Tagen zurücklegen? Die von Elmakin und dem Cod. Goth. angegebene Dauer der Regierung Mottaki's (s. a. a. O. S. 689) lässt übrigens keinen Zweifel darüber, dass dieser Chalife erst am 20. Safar geblendet und entthront ward.

Ref. bittet den gelehrten Verfasser, diese Rügen nur als einen Beweis der Aufmerksamkeit anzusehen, mit welcher er seine im Ganzen vortreffliche Arbeit gelesen hat; dem gelehrten Publicum überlässt er es aber, ein Urtheil über den ohnehin ganz unstatthaften Vergleich zu fällen, welchen H. Dozy (im Journ. Asiat. a. a. O.) zwischen dieser Schrift und seiner diesen Zeitabschnitt behandelnden Chalifengeschichte anstellt. Hätte sie H. Dozy wie Ref. gründlich untersucht, so würde er ihr nicht unbedingt den Vorzug einer „exactitude scrupuleuse“ gegeben und nicht hervorgehoben haben, dass H. Defrémery, qui suit toujours les auteurs les plus dignes de confiance rejette en note des récits que M. Weil n'a pas hésité à admettre dans le texte.

Weil.

Der neueste Pantheismus oder die junghegelsche Weltanschauung nach ihren theoretischen Grundlagen und praktischen Consequenzen. Allen Denkenden gewidmet von J. P. Romang. Bern, Stämpfli-sche Verlagshandlung, Zürich, Friedrich Schulthess, 1848. XII und 277 S. gr. 8.

„Die Weltanschauung" ist jetzt das beliebte Stich- und Modewort der Wissenschaft. Man spricht von ästhetischer, religiöser, politischer, historischer, philosophischer Weltanschauung. Ja, jede politische, religiöse, philosophische, ästhetische, historische Partei hat wieder eine eigene und ganz besondere Weltanschauung. So wird denn auch gar viel von einer junghegelschen Weltanschauung geredet, deren kurzes Glaubensbekenntniss, der sogenannte absolute Nihilismus in zwei kurze Glaubenssätze zusammengefasst werden kann: Alles Uebersinnliche ist nichts, und der Mensch ist Gott. Wenn auch Vieles von dem, was jetzt sich als absolutnegative Philosophie gerirt, entweder in der Philosophie Hegels dem Grundkeime nach wirklich liegt, oder durch Consequenz aus ihr heraus entwickelt werden kann; so ist doch so viel klar, dass Hegel nirgends weder in den während seines Lebens erschienenen, noch in den seit 1832 gedruckten, nachgelassenen Werken den Gott- und Unsterblichkeitsglauben, die Religion, die Moral irgendwie zu vernichten strebt, noch viel weniger darauf denkt, solche nihilistische Resultate ohne die vorausgegangenen wissenschaftlichen Forschungen zum Gemeingute der Volksmasse zu machen. Er hat vielmehr in seiner Religionsphilosophie sogar auf seine Weise die Hauptsätze des orthodoxen Christenthums philosophisch zu begründen versucht. Auch waren Hegels Darstellungsgabe und philosophische Kunstterminologie, die zu den am wenigsten für das grössere Publikum geniessbaren und verständlichen gehören, nicht von der Art, dass man leicht den hinter den fromm und christlich klingenden Redensarten der Schule versteckten Nihilismus herausfinden konnte. Eine eigene Erscheinung war, dass der Mann, auf den sich während seines Lebens und kurz nach seinem Tode die Aristokraten und Orthodoxen, wie auf ein politisches und religiöses Evangelium, beriefen, nach und nach seit 1833 unter den Junghegelianern, besonders, seit Richters Schriften über die Unsterblichkeit und die Recension derselben in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik erschienen waren, das Orakel der sich zuletzt zur absoluten Negation potenzirenden Liberalität wurde. Es ist die grosse Glücksgabe der Philosophen, welche die Kunst verstehen, so zu sprechen, dass sie nicht leicht von einem Andern, als

dem Eingeweihten, verstanden werden können, das biblische Wort „Allen Alles zu sein“ auf eine wunderbare Weise verwirklichen zu können. Wer wollte läugnen, dass Männer von Geist, Witz, Kenntnissen, Kraft und Muth aus dieser Richtung hervorgingen, und dass sie, der politischen und religiösen Stabilität gegenüber, so lange sie den Weg der relativen Negation d. h. der Zerstörung des blossen Autoritätsglaubens, also den Weg der rationellen Entwickelung in Staat, Kirche und Wissenschaft gingen, offenbar allen Freunden des Fortschrittes, allen Feinden des Pfaffenthums und jesuitisch-politischen Obscurantismus nur willkommen sein konnten? Haben doch selbst Finsterlinge den Protestantismus wegen seiner Verneinung des Romanismus und den biblischen Rationalismus wegen seiner Protestation gegen kirchlichen Autoritätsglauben nihilistischer Tendenzen beschuldigt, und doch müssen alle Freunde der ächten Aufklärung gestehen, dass zwischen absoluter und relativer Negation ein grosser Unterschied ist, und dass zuletzt dasjenige, was in der That nichts ist, Allen als Nichts erscheinen muss. Aber wir zweifeln nicht des Zweifelns, wir zweifeln der Wahrheit wegen, wir reissen nicht nieder, um zu zerstören und uns dann auf den Trümmern des Eingerissenen, wie auf einem Faulkissen, niederzulegen und abzuwarten, ob vielleicht der Zufall statt unser etwas Anderes und Festes auf den Ruinen der Zerstörung aufbaue; wir zerstören, um aufzubauen, und setzen jedem morschen, hinweggenommenen Bausteine einen frischen, festen entgegen. Nur auf diesem Wege ist die Negation willkommen. Unter junghegelscher Richtung versteht man den Entwickelungsgang der Hegelschen Philosophie nach dem Tode des Meisters, welcher sich anfangs in eine relativ-negative, zuletzt in eine absolut-negative Stellung zur positiven Philosophie und endlich selbst nicht nur zur positiven, sondern sogar zu jeder Vernunftreligion und Moral setzte. Weil dieses nicht auf einmal, sondern nach und nach kam, so kann man auch die Sätze der spätern unmöglich den frühern Philosophen zur Last legen, und dabei nie vergessen, dass vielleicht mehr der Verschuldung auf den theologisch-politischen Eigensinn derer fällt, welche auch nicht ein Jota ihrer auf tausendjährige Bevorrechtung gebauten Vorurtheile aufgeben wollten, und durch ihre Stabilität vielleicht gerade den fortschreitenden Strom der Zeit zum Ueberschreiten aller Dämme trieben, als die meist jugendlich ehrlichen, für die Tendenz der Zerstörung begeisterten Naturen der absoluten Negation, denen im Anfange des Kampfes selbst das Ziel nicht klar war, das sie zuletzt erreichten. Dass die letzte Phase dieser philosophischen Entwickelung mit dem politischen Commu-

nismus zusammenhängt, ist eine wohl nicht zu läugnende Thatsache. Die Anhänger dieser Richtung überbieten sich so sehr in der Maasslosigkeit, dass Max Stirner in der Schrift „Der Einzige und sein Eigenthum" (1845) Feuerbach für einen Pfaffen und Obscuranten erklärte, weil er zwar die Religion aufhebe, aber doch noch die Moral stehen lasse, welche eben so gut ein Götze, ein Phantom sei, als der von dem Menschen selbst fabricirte Gott. Stirner nennt in dieser Schrift den Tugendhaften einen Narren, von der Idee der Tugend besessen. Er vertheidigt Nero, und meint, dieser stehe nicht niederer, als der, welcher Narr genug sei, für sein Vaterland auf dem Schlachtfelde zu sterben. Mit beispielloser Frechheit durchgeht er alle Tugenden des Menschen, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe, Aufopferung für das Vaterland, Bürgersinn, Keuschheit, Treue, eheliche Liebe und sucht sie als Phantasiegebilde eines sich selbst zwecklos peinigenden oder um den Genuss betrügenden Gemüthes darzustellen. Jeder Mensch ist „sich selbst der Einzige", und alles gehört ihm, was er sich „irgendwie zu eigen machen kann". Dass man eine solche Philosophie (sit venia verbo), wenn sie einmal in diesem Stadium angelangt ist, mit dem Namen einer „rothen" bezeichnen kann, die uns anstatt zum Lichte zur Nacht zurückführt, wird man wohl, ohne ihr zu nahe zu treten, behaupten können; aber man darf nie vergessen, dass das Maasslose einer „roth" orthodoxen Theologie diese Extremitäten herbeigeführt hat, und dass die nihilistischen Schwärmer vielleicht ehrlicher waren, als ihre kalt orthodoxen, politischen und religiösen Gegner.

Eine Schrift, welche diese Verirrungen mit Kenntniss und Urtheil darstellt, und bekämpft, ist darum sicher ein willkommener Beitrag zur Geschichte und Kritik der Philosophie unserer Zeit. Ein solcher Beitrag ist das Buch, das Ref. hier anzeigt.

Der gelehrte und denkende Verfasser zerlegt sein Werk in zwei Theile. Der erste Theil umfasst „die Darstellung und Würdigung des neuern Pantheismus" (S. 20—179), der zweite Theil „den Gegensatz zur pantheistischen Lehre in einigen Hauptstücken" (S. 179—277). Der erste Theil, den man auch, in wiefern er die junghegelschen Ansichten in ihrer Nichtigkeit darzustellen bemüht ist, den negativen oder blos polemischen Theil nennen könnte, umfasst 1) den Pantheismus als allgemein abschliessende Form des modernsten Bewusstseins (S. 20—33), 2) Würdigung der pantheistischen Ansicht nach ihren theoretischen Grundlagen (S. 33—67), 3) das Einzelne und das All (S. 67—77), 4) Diesseits und Jenseits, Zeitliches und Ewiges

(S. 77—91), 5) allgemeine Stellung der sittlichen Dinge im System des Pantheismus (S. 91—112), 6) Pantheismus und Religion (S. 112—152), 7) die pantheistische Lehre als Grundlage des sittlich-religiösen Volkslebens (S. 152—166), 8) die sozialen Consequenzen der pantheistischen Denkweise (S. 166—179). Der zweite Theil, den wir auch als Gegensatz zur pantheistischen Lehre in einigen Hauptstücken den positiven nennen könnten, behandelt 1) den Gottesglauben (S. 181—200), 2) die Vorsehung und das Wunder (S. 200—213), 3) Schuld und Versöhnung (S. 213—227), 4) die Unsterblichkeit oder zeitliches und ewiges Leben (S. 227—234), 5) Ergebung und Hoffnung, Entsagung und Liebe (S. 234—241), 6) Christ und Philosoph, oder freie Wissenschaft und geschichtliche Auctorität (S. 241—252), 7) das zukünftige Kirchenthum (S. 252—277).

Die Schrift sucht den junghegelschen Nihilismus mehr vom speculativ-philosophischen und natürlich-religiösen, als vom orthodox-theologischen oder überhaupt auch nur vom positiv-christlichen Standpunkte zu widerlegen, wiewohl sie auch hie und da, vorzüglich im zweiten Theile, auf den letztern Rücksicht nimmt. Es fehlt dem Verfasser in der ganzen, interessanten Schrift weder an der Gabe der Entwickelung philosophischer und religiöser Begriffe, noch an dem nöthigen Darstellungstalente, und die Arbeit wird sicher in die Reihe der bessern polemischen Schriften gegen das Junghegelthum einzureihen sein.

Demungeachtet, wenn ich auch dem Verfasser in dem Hauptprincipe beistimme, dass ich einen absoluten Nihilismus, der eine Zerstörung alles religiösen Elementes für Philosophie hält, und an die Stelle der vernichteten Religion Nichts, als Verhöhnung alles dessen, was dem Menschen heilig ist, setzt, zu bekämpfen, für ein sehr nützliches Werk halte; so kann ich doch demselben in vielen Dingen der eigentlichen Ausführung seiner polemischen Schrift nicht beistimmen. Der Verfasser stellt die Sache S. 6 und 7 so hin, als wenn aus Spinoza, Schelling und Hegel die moderne Weltanschauung des Junghegelthums entstanden, und aus dem Rationalismus der Pantheismus und aus diesem endlich der Atheismus hervorgegangen wäre. Wir können dieses nicht unterschreiben. Spinoza's wissenschaftliche Methode und selbst seine Denkweise ist eine durchaus andere, als die des sogenannten modernsten, religiösen Bewusstseins. Nie bekämpft Spinoza die Religion, und wenn sein Gott auch ein ganz anderer ist, als der der gemeinreligiösen Auffassungsweise, so könnte man doch in seiner Lehre eher die Quelle zum Akosmismus, der Alles in Gott unter- und aufgehen lässt, als die zum

Atheismus finden; auch ist seine Begriffsentwickelung eine durchaus bescheidene, vorsichtige, streng wissenschaftliche, beweisende, während die allerneueste mehr eine freche, über alles Maass schreitende, im Gebiete populären Schwatzens und Phantasirens sich ergehende, die Religion und den Glauben nicht auf den Begriff zurückführende, sondern mehr auf die praktische Bearbeitung der Masse, durch Verhöhnung des Ideals, berechnete ist. Was von Spinoza gilt, gilt auch, nur in kleinerem Maassstabe, von Schelling und Hegel, wenn man diese beiden Denker mit dem grossen Genius Spinoza vergleichen will.

Würde man den Atheismus auf den Pantheismus und den letztern auf den Rationalismus zurückführen, so könnte man mit gleichem Rechte auch zuletzt den Nihilismus auf den Protestantismus zur grossen Freude der Jesuiten zurückleiten, da ja der Protestantismus von dem Principe der Glaubens- und Gewissensfreiheit und des Protestirens gegen den blinden Auctoritätsglauben ausgeht. Haben doch wirklich einige Neuere, wie Staudenmaier und Hagen, freilich aus ganz entgegengesetzten Gründen, komisch genug den armen Luther mit seiner tiefen und innigen Religiosität zu einem modernen Pantheisten gemacht.

Das Zweite, was wir auszusetzen haben, ist die zu lokale Beziehung der Schrift, die Alles vorzugsweise auf die Schweiz und noch specieller auf Bern bezieht, ungeachtet nach dem Titel und der Abtheilung des Ganzen eine allgemein gehaltene Schrift erwartet werden sollte. Da die Berufung von Strauss nach Zürich mit Gewalt abgeschlagen wurde, worüber der Verfasser erfreut zu sein scheint, dagegen die von Zeller nach Bern durchging; so blickt der Unmuth über diese letzte Thatsache nicht nur im ganzen Werke von Hauptstück zu Hauptstück immer wieder aufs Neue heraus, sondern der Verfasser sieht offenbar in der Berufung Zeller's den eigentlichen Grund zur allmähligen Zerstörung des religiösen Lebens in der Schweiz (??). So wenig wir der junghegelschen Richtung, besonders in ihren neuesten Consequenzen, beistimmen, so haben wir doch hinsichtlich dieses Punktes eine von dem Verfasser abweichende Ansicht. Zeller hat sich als Philosoph durch seine Geschichte der griechischen Philosophie einen Namen gemacht. Aus keiner seiner theologischen Schriften kann ihm ein mit dem Atheismus gleichbedeutender oder zum Atheismus führender Pantheismus nachgewiesen werden. Er hat sich im Gegentheile entschieden gegen solche Vorwürfe oder Folgerungen aus seinen Ansichten ausgesprochen.

(Schluss folgt.)

Nr. 16. HEIDELBERGER 1849.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Romang: Der neueste Pantheismus.

(Schluss.)

Wir glauben, dass es dem religiösen Leben der Schweiz nicht schaden, sondern im Gegentheile förderlich sein wird, wenn andere und freiere Ansichten, zumal gerade in diesem Lande, wo das orthodox-calvinische Element bisher so vorherrschend war, neben den auf die alte Auctorität gebauten, stabil kirchlichen Dogmen sich entwickeln können. Ein Anderes ist die Religion als Confession im Symbole aufgefasst und von praktischen Theologen dem Volke dargestellt und ein Anderes die Theologie. Diese ist Wissenschaft, und muss auch den Glauben zum Wissen zu erheben suchen; sonst unterscheidet sich die Theologie vom Catechismus höchstens dadurch, dass die erstere den letztern vielleicht in eine etwas geniessbarere Form bringt; aber die Materie ist ganz und gar dieselbe. Die Wissenschaft darf vor keinem Resultate zittern, zu dem ihre Forschung führen kann; sie darf nicht schon von vorneherein das Ziel vor Augen haben, zu dem ihre Untersuchung führen muss. Was würde man z. B. zu einem Theologen sagen, der mit dem Zweifeln scheinbar anfängt, aber, während er sich zu zweifeln stellt, mit seinem ganzen System fix und fertig geworden ist? Gerade die Verschiedenheit und möglichst freie Entwickelung der Ansichten hat ein Reiben verschiedenartiger Kräfte zur Folge, welches nothwendig zur Förderung der Wissenschaft beitragen muss. Vieles gehört vor das Forum der Wissenschaft, und ist dieser förderlich, was dem grossen Haufen der Ungebildeten und Nichtdenkenden ohne die selbst forschende Vorbereitung nur schädlich sein kann.

Darum können wir es auch drittens nicht billigen, dass der Verfasser Alles auf die Schultern Zeller's und Biedermann's legt, da er immer die Schweiz im Auge hat, was eigentlich nicht von diesen, sondern von Feuerbach, Vischer, Strauss, Bruno Bauer, Stirner und Andern kommt. Unter denen, welche, auf dem Systeme Hegels fortbauend, zu der modernen Kritik übergingen, ist ein grosser Unterschied in den Behauptungen, und man darf keinem der Jung-

hegelianer, wie man sie mit Unrecht per Bausch und Bogen zusammen genannt hat, mehr zum Vorwurfe machen, als er wirklich behauptet hat. Feuerbach wird z. B. von Max Stirner ein Pfaffe genannt und selbst mit dem Schmähtitel „Obscurant" belegt, weil er zwar die Religion aufhebt, aber die Moral stehen lässt. Feuerbach geht also lange nicht so weit, als Stirner, er ist begeistert von dem Begriffe einer reinen, für das grosse Ganze mit Selbstaufopferung wirkenden Sittlichkeit, während diese für Stirner eine Hanswursterei ist. Feuerbach erscheint der Glaube an Gott als eine Thorheit, die Religion als ein Selbstbetrug, während Zeller mit grosser Begeisterung von Gott und Religion spricht. Strauss, der grösste theologische Kopf dieser Richtung und einer der tüchtigsten Theologen der neueren Zeit, ist in keiner seiner Schriften eigentlicher Atheist, während Bruno Bauer jeden für einen Dummkopf oder Heuchler erklärt, der an Gott glaubt. So wenig ich in Vielem Vischer und den Tübinger-Hegelianern beistimme, so wird doch Niemand behaupten können, dass der erstere mit Stirner gleich denkt, oder dass die letztern Atheisten sind. Aus diesen wenigen Bemerkungen geht hervor, wie wenig gerathen es ist, einen Schriftsteller unter die Kategorie einer gewissen Schule, wie man sich ausdrückt, zu setzen, und ihn dann für Alles das, was Andere dieser Schule gesagt haben, verantwortlich zu machen. So ungefähr aber macht es der Verfasser, wenn Zeller nach ihm auf so vielen Seiten seiner Schrift, wie ein alttestamentlicher Sündenbock, für alles dasjenige büssen muss, was über religiöse oder moralische Dinge Richter, Vischer, Feuerbach, Biedermann und Stirner gesagt haben, und wenn diese Verfahrungsart auf gleiche Weise auch wieder bei Biedermann eingeschlagen wird, während alle andern Hegelianer, die als Pantheisten oder Atheisten aufgeführt werden, offenbar zu einer eben nicht sehr erfreulichen Einrahmung für die beiden schweizerischen Hauptbilder, Zeller und Biedermann, dienen. Wir können hiermit um so weniger übereinstimmen, als die Stellen, die von dem letztern angeführt werden, ganz verschieden von Feuerbachs und vieler Anderer Ansichten sind, und von Zeller so viel, als gar keine Belege, aus seinen Werken mitgetheilt werden. Wollte der Verfasser das Gefährliche des Zeller'schen Pantheismus und die Identität desselben mit dem Feuerbach'schen Atheismus darthun, so musste er dieses durch Belege aus den Schriften Zeller's zeigen, und doch vermissen wir überall solche Belege und gewöhnlich da, wo Zeller besondere Vorwürfe gemacht werden, oder es sind höchstens Werke ohne Seitenzahl mit Angabe des Ti-

tels oder Jahrgangs, z. B. theologische Jahrbücher, Jahrgang 1843, angeführt. Da D. Zeller einmal in der Schweiz angestellt ist, da seine Berufung nicht, wie die von Strauss in Zürich, einen Putsch zur Folge hatte, und da jener im Gegentheile, wie aus dieser gegnerischen Schrift selbst hervorgeht, viele Freunde und Anhänger seiner Meinungen in der Schweiz besitzt, so musste der Verf. um so mehr Alles belegen, was er als Zeller'sche Meinung bestimmte. Man konnte dieses um so sicherer erwarten, als er z. B. über Biedermann's, Feuerbach's, Vischer's Behauptungen immer die Belege aus ihren Schriften mit Angabe der Stellen gibt.

Wir stimmen dem Verf. übrigens vollkommen bei, wenn er glaubt, man müsse rein nihilistischen Tendenzen auf dem Wege der Wissenschaft entgegenarbeiten; nur aber nie, setzen wir hinzu, auf dem Wege der Gewalt, komme diese vom Staate, von der Kirche oder selbst vom Volke. Darum haben wir den Strauss-Putsch in Zürich beklagt; auch setzen wir Strauss nicht unter die absoluten Nihilisten, weil dieser überhaupt nicht mit Feuerbach zu verwechseln ist, der, so gediegen seine frühern philosophischen Arbeiten waren, jetzt dadurch zum Volksphilosophen sich zu erheben versteht, dass er es für eine hochwichtige Aufgabe der Wissenschaft zu halten scheint, dem ungebildeten Volke den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit zu nehmen. Wir sind mit dem Verf. davon überzeugt, dass, wenn der theologisch-philosophische Nihilismus wieder zerstört wird, dieses „nicht durch die blosse Theologie geschieht, eben so wenig, als durch die Aufstellung des heiligen Rockes" (S. 11). Den Charakter der modernen Nihilisten bezeichnet der Verf. S. 21 sehr richtig: „Die Anhänger dieser Ansicht, welche sich der Wissenschaftlichkeit rühmen, treten gewöhnlich auf die anspruchsvollste Weise auf, als gäbe es gar keine wissenschaftlich zu nennende Auffassung, ausser der ihrigen, als sei diese die erst vor Kurzem erfundene, vollendete Wissenschaft, sie also im Besitze des höchsten Wissens, alle andern aber ausgeschlossen von demselben." Die Idee von einer alleinseligmachenden Kirche spricht sich am entschiedensten in dieser philosophischen Schule aus; die brennenden Holzstösse für Andersdenkende, denen es von junghegelscher Seite her an Dampf und Rauch keineswegs fehlt, sind für die Mitglieder der absolutnihilistischen Schule, mit denen die Communisten und Socialisten pari passu gehen, anonyme Zeitungsartikel und Recensionen in ihren Parteiblättern. Der Verf. gesteht selbst S. 43 zu, dass „bei höherer Bildung das Bewusstsein sich genöthigt sieht, Manches in den frühern religiösen Vorstellungen aufzugeben,

weil es den reinern Begriffen dieser Dinge nicht entspreche". Er gibt sogar S. 45 zu, dass es „wirklich der pantheistischen Ansicht nicht an aller Begründung fehle". „Ein höchstes Sein müssen wir annehmen", fährt er S. 45 fort, „müssen dieses als das Unendliche, Unbedingte zu fassen suchen. Und, was sollte uns das Göttliche sein, wenn nicht dieses Unbedingte?" Nimmt denn ein solches die Zeller'sche Theologie nicht an? Aber die Haupteinwendung gegen alle diese neuern Ansichten der Philosophie von Gott, dem reinen Sein, dem absoluten Begriffe, nimmt der Verf. daher, dass dieser Gott kein lebendiger, keine „Person" sei. Aus Dr. Zeller wird Nichts zum Belege angeführt, sondern die Hauptlehre aus Strauss, Glaubenslehre Bd. II. S. 505 und 524 genommen, welcher sagt: „Die Persönlichkeit Gottes muss nicht als Einzelpersönlichkeit, sondern als Allpersönlichkeit gedacht werden." In dem Begriffe der Persönlichkeit liegt der Begriff der vereinzelten Beschränktheit und eben darum die Aufhebung des Absoluten oder Unbeschränkten, das zum Wesen des Gottesbegriffes gehört. Mit der Bibel kann man hier nicht kommen, wenn man den christlich-dogmatischen Begriff auf die Bibel stützen will; denn in der ganzen Bibel kommt der Ausdruck der Person, in wie fern er Gott beigelegt wird, nicht vor, ungeachtet die Theologen sogar die Dreipersönlichkeit nach der Bibel in der Gottheit nachweisen wollen. Wir halten es eben nicht für passend, in der Wissenschaft den ernsten Forschungen der neuern Strauss-Zeller'schen Schule gegenüber die Bemerkung zu machen, wenn man auch mit diesen Forschungen nicht einverstanden ist, Gott sei nach ihrer pantheistischen Vorstellung „nicht eben der Nierenprüfende, aber der Nierenthätige" (S. 58). Romang selbst gibt zu, dass, wenn man philosophisch den Begriff der Persönlichkeit für die Gottheit retten wolle, man den Persönlichkeitsbegriff in einem ganz andern Sinne nehmen müsse, als sich die Menschen den Begriff der Persönlichkeit denken. „Allerdings würde die allerhöchste, allbefassende Persönlichkeit in vielen Stücken sehr verschieden sein von der endlichen, engbegrenzten Persönlichkeit" (S. 60). Eine „allbefassende Persönlichkeit", was ist sie aber anders als die von dem Verf. bekämpfte Strauss'sche „Allpersönlichkeit"? Der Verf. muss S. 79 selbst die Bemerkung machen, dass nach Biedermann (Kirche der Gegenwart, Mai, 1847, S. 155) „alle Religion auf der Anerkennung eines Jenseits für den Menschen beruhe". Warum will er nun behaupten, dass für die ganze Schule das Jenseits eine blosse Fiction sei? An die eigenen Behauptungen der Schule, nicht an die aus diesen gemachten Con-

sequenzen kann man sich halten. Um den rechten Begriff Spinoza's von Tugend festzuhalten, muss man nicht nur, wie der Verf. S. 92, die Ethik p. I. append. anführen, sondern damit alle Stellen aus der Ethik und den andern Schriften desselben vergleichen, und es wird daraus klar hervorgehen, dass der spinozistische Begriff von der Tugend ein grosser und wahrer ist. Wenn Zeller im rein ethischen Sinne über das Böse denkt, so soll dieses nach dem Verf. eine Inconsequenz sein, aber gerade dieser Umstand zeigt, dass Z. andere Grundsätze hat, als der absolute Nihilismus, den man bekämpft (S. 96; s. Zeller's theol. Jahrb. 1846. S. 415). Während der Verf. glaubt, dass die Sünde für diese neue Schule alle Bedeutung verloren hat, muss er S. 100 und 101 eingestehen, dass nach Biedermann (Kirche der Gegenwart, Juni, 1847, S. 242) „die Sünde aus dem Menschen nothwendig heraus soll." Sind dieses nicht Ansichten, die mit denen des Verf. und selbst den rein christlichen harmoniren? Ganz richtig bemerkt der Verfasser S. 117, dass nach Feuerbach „alle Religion nichts anderes, als eine irrthümlicher Weise als äusseres, objectives Wesen hingestellte Einbildung sei", dass dagegen Hegel und Strauss „einen reichen Kern reinen Vernunftgehaltes in der Religion anerkennen". Kann man solche divergirende Ansichten nennen, und unter eine und dieselbe Kategorie zusammenwerfen, wie der Verf. thut? Zeigt dieses nicht deutlich, dass man bei der Beurtheilung der Philosophen dieser neuern Richtung einen wesentlichen Unterschied machen muss?

Die richtige Quelle der Verirrungen im Feuerbach'schen Atheismus findet der Verf. S. 120 in den Worten: „Die Alten meinten, es gebe nothwendig etwas Besseres, als der Mensch (Est aliquid homine melius. Cicero). Unsere Philosophen sind dieser Meinung nicht. Wenigstens wollen sie nichts anerkennen, das besser wäre, als das allgemeine Wesen des Menschen, das Gattungswesen, wenn gleich der einzelne Mensch nicht als solcher zu einem Gott gemacht werden soll" (man vergleiche meine Schrift gegen Feuerbach: Autolatrie oder Selbstanbetung, ein Geheimniss der Junghegelschen Philosophie, Pforzheim, Dennig und Fink, 1843). Wir wollen die Gegner des Verf. keineswegs in Schutz nehmen, wenn sie ihm „plumpe Verwechslung" vorwerfen (S. 124); doch ist diese noch lange nicht „Plumpheit des Geistes", wozu der Verf. diesen Vorwurf stempelt, und viel weniger können wir die Stelle vertheidigen, wo der Verf. S. 124 von den „Bernerhegelingen" sagt: „Doch auch gerade die Unverschämtheit" (sic) „ist einem recht willkommen, wenn sie so überschnappt (!!), und indem sie Unsereinen zu treffen

meinen, ihren eigenen Schutzpatronen ins Gesicht schlagen." Der Verf. gesteht S. 151 dem Dr. Zeller „ein vielseitiges Wissen" und „eine reiche Begabung" zu. Um so härter ist der Vorwurf, den er durch Belege aus Zeller's Schriften nicht nachweist, dass er darauf ausgehe (S. 151 und 152), „dem christlichen Bewusstsein einen Stützpunkt um den andern zu entziehen, alle seine Fundamente zu untergraben" (!). So harte Beschuldigungen müssen auf das Genaueste nachgewiesen werden, und zwar nicht so, dass sie erst noch als philosophisch disputabel gelten, besonders, wenn man hört, dass solche Tendenzen „für das grössere Publikum" berechnet sein sollen (S. 152). Da man den Pantheismus Zeller und seinen Freunden auf diese Weise vorwirft, so ist es doppelt zu rügen, wenn man damit in der gegenwärtigen, bewegten Zeit, wo in den kleinen Kantonen der Schweiz schneller das Regiment und damit das Schicksal der Professoren wechselt, in diesem Buche den Pantheismus mit dem Communismus an verschiedenen Stellen zusammenwirft, wie z. B. S. 171: „Der Pantheismus ist die dem Communismus entsprechende allgemeine Weltanschauung, und der Communismus die, wenn nicht nothwendig aus dem Pantheismus hervorgehende, doch ihm am meisten ähnliche Auffassung der geselligen Verhältnisse." Wenn der Communismus nicht nothwendig aus dem Pantheismus hervorgeht, warum dieses berühren, besonders, da man jede Regierung sicher weit eher gegen Communisten, als gegen Pantheisten aufstacheln wird, weil unter den letztern ganz loyale Bürger vorkommen können und wirklich vorkommen? Man hat z. B. Dr. Strauss religiösen Hyperliberalismus und politischen Obscurantismus zum Vorwurfe gemacht. Von ihm wird also sicher Niemand behaupten, dass sein Pantheismus mit dem Communismus zusammenfalle. Auch die feinste Sophistik wird in Zeller's Schriften, die durchaus keinen politischen Charakter haben, keine Hinneigung zu communistischen oder socialistischen Tendenzen wahrnehmen. Wozu an derselben Stelle darauf aufmerksam machen, dass nach Dr. Zeller „ein logisch nothwendiger Zusammenhang zwischen der pantheistischen und demokratischen Denkweise" existirt? Wozu der Beisatz, dass „der Communismus" die „äusserste Consequenz des Demokratismus" sei? (S. 172) Klingt dieses nicht, wie eine politische Verdächtigung, die oft in Republiken so gefährlich, als in Monarchien, werden kann? S. 175 werden die Pantheisten, zu denen man Zeller zählt, mit den Atheisten, Materialisten, Communisten und sogar mit Dieben zusammengebracht, ja selbst an sittlichem Werthe unter die letztern (die Diebe) gesetzt. „Dort (bei den Dieben) gibt es

Diebstahl — hier (bei den Pantheisten) Sacrilegium, dort sind die Vollstrecker, hier die Urheber des socialen Ruins" (!!). So arg sehen wir die Sache doch nicht an. Es würde nichts mehr fehlen, als ein Sacrilegiumsgesetz gegen die Pantheisten. Wenn der Verf. behauptet, dass durch diese Pantheisten die Kirche aufgehoben werde, so möchten wir dieses nicht mit den Stellen aus Dr. Zeller belegen, aus denen, wie S. 254, deutlich hervorgeht, dass nach Z. in der Religion „ein wesentliches Lebenselement anerkannt werden müsse, jedoch um so dringender die Nothwendigkeit hervortrete, dass diese im freien Geiste der Zeit umgestaltet werde." Auch dient uns die Stelle aus Dr. Zeller, die der Verf. S. 262 anführt (Zeller, der christl. Staat und die Wissenschaft, Jahrb. der Gegenw. 1844, S. 17): „das Christenthum ohne confessionellen Charakter ist ein Unding", ohne jeden weitern Beisatz keineswegs als ein Erprobungsmittel der absolut negativen und darum gefährlichen Richtung dieses Bernerischen Philosophen und Theologen. Wir erinnern bei solchen unbegründeten Vorwürfen und Verdächtigungen an das französische Sprichwort: Qui dit trop, ne dit rien.

Die Darstellung ist im Ganzen gelungen, und in der Entwicklung und Anordnung der Begriffe das logische Element unverkennbar, wenn gleich die oben angegebene Abtheilung des Buches logisch folgerichtiger sein könnte. Nachlässigkeiten und Unrichtigkeiten im Ausdrucke kommen bisweilen vor, z. B. S. 69 „zusammenbefasst", S. 205 „unentwäglicher Halt", S. 222 „verlottertes Bewusstsein", S. 223 „die Schädigung der Sünde", S. 244 „verfestigtes Erzeugniss", S. 263 „die grobianischen Schüler".

Möge der Verfasser, in dessen Werke wir offen und freimüthig die Licht- und Schattenseite zeigten, durch eben diese Behandlung einsehen, dass auch die von ihm bekämpfte Philosophie nicht nur, wie er glaubt, ihren Schatten, sondern auch ihr Licht hat, und dass die Berufung wissenschaftlich tüchtiger und sittlich charakterfester Männer, wie des Dr. Zeller, an eine schweizerische Hochschule, wenn man von den Parteiinteressen des Tages absieht, der Wissenschaft nur förderlich sein konnte. Möge er, dessen Schrift offenbar Spuren philosophischer Kenntnisse und philosophischen Talentes an sich trägt, sich durch unsere Bemerkungen veranlasst sehen, künftighin einen mehr universellen, rein wissenschaftlichen, weniger localparteiischen Standpunkt in Bekämpfung derjenigen Theorieen einzunehmen, die ihm als gemeinschädliche Verirrungen erscheinen, möge er die Richtung der Partei stets von den Personen unterscheiden, welche zur Partei gezählt werden!

Ueber das Wesen des Scheintodes und den durch Aether und Chloroform erzeugten Zustand. Inauguraldissertation, vorgelegt der medicinischen Facultät der Universität Bern von Dr. Th. Troxler. Bern, Stämpflische Buchdruckerei, 1848. 63 S. gr. 8.

Die Substanz des Scheintodes ist das Leben, weil der Scheintod kein wirklicher, sondern nur ein scheinbarer Tod (mors apparens, deceptiva, putativa) ist. Die Modification desselben ist der Tod; aber nicht im Sein, sondern nur im Schein. Darum sind die Kennzeichen des Todes nicht die wirklichen, sondern nur scheinbare. Die Kennzeichen des Lebens fehlen nicht absolut, sonst würde der Unterschied des Todes und Scheintodes aufhören; sie sind nur latent und keine durch äussere Einwirkungen (Wiederbelebungsversuche) zum Vorschein gebrachte. Der Scheintod ist darum keine absolute, sondern nur eine relative Negation des Lebens; d. h. das Leben ist nur in Beziehung auf gewisse äussere Kennzeichen oder Wirkungen desselben, z. B. Athmen, Kreislauf des Blutes, Haut- Nerven- und Muskelthätigkeit nach Aussen gebunden. Aber auch der Tod ist eben darum im Scheintode kein absoluter, sondern ein durch die noch vorhandene Lebenskraft gebundener, sich also nur in gewissen scheinbaren Kennzeichen kund gebender, welche die Möglichkeit der Wiederbelebung nicht ausschliessen, kein absoluter, ganzer Tod. Tod und Leben halten sich im Scheintode das Gleichgewicht. Der Tod in der Erscheinung ist Leben an sich, das Leben an sich ist Tod in der Erscheinung. Tod kann Leben, Leben kann Tod werden, je nach dem Verhältnisse der beiden Factoren, des innern und äussern, deren Resultat das individuelle Leben ist. Da das Leben ein Resultat eines innern Factors im Organismus, oder einer Erregungsfähigkeit von Innen und einer diese Erregungsfähigkeit zur wirklichen Erregtheit bringenden reizenden Potenz von Aussen, oder eines äussern Factors ist, so zeigt sich im Scheintode zwar keine Erregtheit, weil das Leben latent, der Schein des Todes sichtbar ist, wohl aber Erregungsfähigkeit, weil ohne diese von keinem, auch nur latenten Leben die Rede sein kann. Im Scheintode ist also der innere Factor in sich zurückgezogen, und es bedarf stärkerer, als der gewöhnlichen, äussern Anregungen, wenn die im Organismus noch vorhandene Erregungsfähigkeit Erregtheit werden soll. Auch im Schlafe zieht sich der innere Factor in sich zurück; allein die äussern Kennzeichen des Lebens dauern fort, während sie im Scheintode fehlen. So zeigt sich der Scheintod als geringerer Grad des Lebens, als der Schlaf, und bildet den Uebergang oder das, was zwischen dem Schlafe,

oder dem wirklichen absoluten Tode steht. Soll das Wesen des Scheintodes richtig erfasst werden, so muss man auf die physischen und psychischen Ursachen desselben und sein Verhältniss zum Leben, Tod und Schlaf zurückgehen. Die Untersuchung über diesen Gegenstand ist sicher eben so anziehend für die Medicin, als für die Philosophie. Wir haben hier diese Andeutungen gegeben, um den Weg zu bezeichnen, auf welchem dieser Stoff unserer Ansicht nach behandelt werden muss. Vorbezeichnete Inauguraldissertation des Herrn med. Dr. Th. Troxler, eines Sohnes des rühmlichst bekannten Philosophen Troxler, ist ein schätzbarer Beitrag zu den Untersuchungen über die wichtige Lehre vom Scheintode. Der Verfasser, dessen Arbeit von Fleiss, Talent und Sachkenntniss zeugt, erschöpft seinen Gegenstand nicht, sondern behandelt ihn, wie solches eine Inauguraldissertation mit sich brachte, in möglichster Kürze, indem er sich mit blossen Hinweisungen begnügt. Unserer Ansicht nach müsste eine erschöpfende Ausführung 1) das Wesen, 2) die Ursachen, 3) das Verhältniss des Scheintodes zu allen Erscheinungen des Lebens und Todes umfassen. Die genaue Abtheilung des Gegenstandes fehlt, wenn gleich, wenigstens kurz, von diesen Gegenständen die Rede ist. Zudem hat der Verf. noch einige Betrachtungen über den durch Aether und Chloroform erzeugten Zustand mit seinen Untersuchungen verbunden.

Wenn der Hr. Verf. S. 3 sagt, dass „zu allen Zeiten und in jeder Sprache" nicht nur „die Namenbezeichnungen", sondern auch „die Begriffsbestimmungen" des Scheintodes „in negativer Weise gegeben worden" seien, so muss diese Behauptung dahin eingeschränkt werden, dass solches in vorherrschend negativer Weise geschah; denn es lässt sich keine Begriffsbestimmung ohne positives Merkmal geben. Selbst die von dem Verf. angeführte, sogenannte negative Begriffsbestimmung beweist dieses, weil er ausser den negativen Merkmalen, „Mangel an Erkenntniss, Empfindung, Bewusstsein und willkürlicher Bewegung, Stillstand der Respiration und Circulation, Mangel an thierischer Wärme bei noch abgehenden Zeichen der Fäulniss", auch das durchaus positive Merkmal „noch vorhandene Möglichkeit der Wiederkehr ins Leben" in die Definition aufnimmt. Unter den vom Verf. mitgetheilten Ansichten über den Scheintod sind besonders die von Peter Frank (S. 4), Hufeland (S. 4) und Kieser in Jena (S. 6) einer nähern Betrachtung würdig. Der Verf. fasst die verschiedenen Ansichten über den Scheintod dahin zusammen, dass nach den einen der Scheintod ein „unvollkommenes Leben", nach den andern ein „unvollkommener Tod"

sei. Er spricht sich ensschieden gegen beide Ansichten aus, da es nach ihm weder ein unvollkommenes Leben, noch einen unvollkommenen Tod gibt (S. 8 u. 9). Mit Recht bestimmt er den Scheintod (S. 12) als „einen Lebenszustand", nicht als ein „Zwischending zwischen Leben und Tod".

Was die naturphilosophische Ansicht des Verf. betrifft, dass das „Leben keinen Gegensatz" und dass nur der Tod den der Geburt haben könne, so ist zwar allerdings Alles in der Natur im weitesten Sinne des Wortes lebendig; aber wir müssen nothwendig zwischen dem Leben an sich und dem Leben in der Erscheinung unterscheiden. In der Erscheinung zeigt sich das Leben überall, im Steine, in der Pflanze, im Thiere, im Menschen, wie in den Sonnen, Planeten, Monden und Kometen als ein individuelles, und dieses individuelle Leben hat allerdings den Gegensatz eines individuellen Todes, wenn gleich der Tod gegenüber dem Leben an sich nur eine Modification des Lebens, oder ein Uebergangspunkt aus einem Lebenszustande in einen andern ist. Der Scheintod ist immer noch individuelles, aber gebundenes Leben; dafür spricht der Umstand, dass die Wiederbelebungsmöglichkeit sich nicht auf das allgemeine, sondern eben auf das individuelle Leben bezieht, indem ein bestimmtes, individuelles Bewusstsein wiederkehrt, wenn die Wiederbelebungsversuche gelingen. Ganz richtig wird S. 15 bemerkt, dass man den Scheintod nicht als eine eigentliche Krankheit bezeichnen kann, und S. 13, dass die Zeichen des Lebens doppelt seien, „Organisation nach der Seele und Organisation nach der Seite des Leibes", dass im Scheintode nie eine eigentliche Negation des Lebens nach diesen beiden Seiten sich darstelle, und dass es darum in diesem Sinne keinen „vollkommenen Scheintod" geben könne. Wir fügen bei, dass ein solcher Scheintod eben wirklicher Tod wäre.

Wir glauben, dass die Natur und das Entstehen des Scheintodes aus den von uns zu Anfange dieser Anzeige angedeuteten beiden Factoren des Lebens und ihrem wechselseitigen Verhältnisse einfacher und natürlicher erklärt werden kann, als aus dem von dem Verf. S. 16 angenommenen „allgemeinsten und höchsten Lebensgesetze der organischen Oscillation", oder aus den von der „Naturphilosophie" aufgefundenen (?) Grundgesetzen der Natur (S. 18).

Wir stimmen ganz dem bei, was der Hr. Verf. S. 36 über den Scheintod sagt: „Aber auch hier ist das Leben in seinem Principe nicht vernichtet: der organische Leib ist nur in dem Körper erstarrt, nicht aber in die Molecule der Materie aufgehoben, der organische Process in

seiner Wirklichkeit latent, nicht aber verdrängt worden. Beide sind da, und zeugen von einander; aber die Seele erscheint blos als eine unmittbar an die organische Materie gebundene Kraft, und der Leib liegt da, hingewelkt und scheinbar verlassen, wie das kunstvoll gefügte Schiff auf dem Meere, das die Kraft des Segels und des Ruders zu treiben aufgehört hat." Der Mensch wird in solchem Zustande „zum Pflanzenleben" herabgewürdigt (S. 36). Sehr richtig wird S. 37 der dreifache Charakter des Lebens in „Reproduction, Irritabilität und Sensibilität" geschieden. Das reproductive Leben ist dem Leben „der Pflanze vergleichbar", das „irritable System vertritt das thierische Leben" (S 38) und „das sensible System ist der menschliche und höchste Organismus". Da der Scheintod auf dem Gebundensein der Lebenskräfte des Organismus beruht, und diese Lebenskräfte nicht in jeder Art des Scheintodes gleicherweise gebunden sind, scheint mir die von dem Verf. S. 42 gegebene Eintheilung des Scheintodes „nach Graden", in denen er sich äussert, allerdings die ganz richtige. Der Verf. nimmt nämlich drei Hauptgradationen des Scheintodes an. Die Eintheilung, welcher ich vor allen andern bisher gegebenen den Vorzug gebe, ist auf den dreifachen Charakter des Lebens gebaut, der sich im Pflanzen- Thier- und Menschenleben offenbart. Die unterste Stufe könnten wir den Positiv des Scheintodes nennen. In ihm ist die Sensibilität, der höchste Charakter des Lebens, aufgehoben. Der Verf. nennt sie „lipothymia, lipopsychia, Ohnmacht" (S. 42). Hier scheint „die Gehirnthätigkeit ausgelöscht und bloss noch thierisches Leben vorhanden". Gedanke, Sprache, Bewusstsein fehlen; aber „der Puls, die thierische Wärme, das Gefühl und die willkürliche Bewegung sind noch mehr oder weniger vorhanden". Sehr gut werden S. 43 die „begleitenden Erscheinungen oder Vorboten" bestimmt. Die zweite Stufe des Scheintodes ist nach dem Verf. S. 44 die „synkope, asphyxia, apnoia, Pulslosigkeit". In ihr ist der zweite Charakter des Lebens, der der Irritabilität oder der thierische, aufgehoben, mit ihm also auch der menschliche Charakter, welcher auf dem thierischen als seiner Basis zur Entwicklung kommt. „Das animale Leben ist untergegangen, der Organismus zum Pflanzenthier geworden", „Herz- und Pulsschlag sind nicht mehr fühlbar, die Respiration und Wärmeerzeugung noch vorhanden, aber gemindert, und bloss noch die unwillkürlichen Muskeln thätig." Die dritte Stufe ist „mors putativa, deceptiva, apparens", der eigentliche „Scheintod" (S. 45). Hier ist selbst der unterste Charakter des Lebens, die Vegetation des Pflanzenlebens, scheinbar vernichtet. „Auch das niederste, vegetative Leben

scheint verschwunden, und das Leben unmittelbar an die organische Materie gebunden.“ Ganz richtig ist, was der Hr. Verf. über diesen Zustand sagt (S. 45): „Es ist dieses der Zustand, der in geheimer Agonie den Process in seinem Principe aufzuheben und die Organisation ihrer Auflösung entgegenzuführen droht, alles Leben scheint ausgehaucht, selbst die unwillkürlichen Muskeln sind lahm geworden, das Leben bis in die geheimen Tiefen des Parenchyms erloschen, und der Leib erscheint nur noch als formenschönes Bild.“ . . . „Die Seele hat sich in ihr Innerstes zurückgezogen, und der Organismus sich in seiner Wirklichkeit von der Aussenwelt abgekehrt.“ Man sieht, dass der Hr. Verf. in dieser Hinsicht mit unserer oben gegebenen Ansicht übereinstimmt, nach welcher der sich in sich selbst zurückziehende, innere oder psychische Factor des Lebens nur noch Erregungsfähigkeit ist, und erst durch eine mehr, als gewöhnliche Verstärkung des äussern Factors oder der somatischen Einwirkung wieder Erregtheit oder wirkliches Leben wird. Doch muss bei einer übersichtlichen Darstellung der Scheintodesarten nicht nur auf die Grade des scheinbaren Todes, sondern auf die Gründe seines Entstehens Rücksicht genommen werden. Man denke sich z. B. den Scheintod durch Ertrinken, durch fremde Körper in der Luftröhre, durch Blutverlust, Hunger, kohlensaures Gas, Erhängen, narkotische Gifte, Rausch, Erfrieren, Blitz u. s. w., oder durch psychische Ursachen, angenehme und unangenehme Affecte und Leidenschaften u. s. w. Kieser hat unrichtig Blindheit beim Druck des Sehnerven „örtlichen Scheintod“ genannt, da der Scheintod sich nicht auf ein einzelnes Organ, sondern auf den Organismus bezieht.

Die S. 54—63 entwickelten Bemerkungen über die durch Aether und Chloroform herbeigeführten Zustände heben mit vieler Umsicht hervor, wie nöthig die grösste Behutsamkeit in Anwendung dieser schmerzstillenden Mittel bei Operationen ist. Die Wirkung dieser Mittel kann der Scheintod in der ersten, zweiten und dritten Stufe sein (S. 55). Dagegen kann aber auch die Anwendung dieser Mittel statt „Herabsetzung des Lebensprocesses“ — eine „Steigerung desselben“ zur Folge haben (S. 56). Wer sich an andere, der Wirkung von Schwefeläther und Chloroform nahestehende Stoffe gewöhnt hat, unterliegt der Einwirkung des Aethers weniger leicht. Der Verf. lernte in den Schwefelthermen Badens bei Wien einen Orientalen kennen, welcher sich fast alljährlich einer Operation unterziehen musste, und an übermässigen Gebrauch von Tabak und Opium gewöhnt war. Er entbehrte „der Wohlthat, sich schmerzlos operiren zu lassen, der Aether versagte ihm den

Dienst“ (S. 58). Richtig wird S. 58 bemerkt, dass durch Anwendung dieser Mittel der Mensch nicht, wie Magendie meint, „moralisch herabgewürdigt und zum Thiere“ werde, da er in diesem Zustande im „pflanzlich-beschränkten Leben“ — „ohne irgendwelche moralische Beschränkung“ oder „Verkümmerung“ ist. Ueber die nachhaltigen Wirkungen des Aethers und Chloroforms auf den Menschen ist besonders das S. 59 ff. Gesagte lesenswerth. Bei Augenoperationen und im Gebäracte verwirft der Verf. die Anwendung derselben unbedingt (S. 60 u. 61). Er ist dafür, da, wo man diese Mittel anwendet, die „Aethereinwirkung gleich von Anfang an stark zu erzeugen, nicht nach und nach und allmälig von einem Bischen zu Mehrerem steigend“ (S. 61). Die gefährlichen Folgen der Aethereinwirkung werden viel durch den „Glauben und das Vertrauen in ein Schmerzen stillendes Mittel“ gehoben, indem dieses „mächtig beruhigend auf das Gemüth des leidenscheuen Patienten“ wirkt (S. 62), und dadurch die „bei grösseren Operationen so sehr zu fürchtende Aufregung“ verhütet. Zudem paralysirt sich die Wirkung des Aethers und Chloroforms selbst, da sie „nach Maassgabe fortschreitender Scheintödtung sich selbst mehr und mehr aufhebt“, weil „die Wechselwirklichkeit (sic) des Organismus mit der Aussenwelt aufhört“ (S. 62). Der Verf. verwirft den von Pirogoff gemachten Vorschlag, den Aether per clysma beizubringen. Da derselbe den durch Aetherisation herbeigeführten Seelenzustand in Parallele mit dem Scheintode setzen wollte, so wäre es sehr zweckmässig gewesen, die vielen, uns jetzt bekannten Berichte ätherisirter Personen nach Wiederkehr ihres gewöhnlichen Bewusstseins über dasjenige mitzutheilen, was diese während der Entwickelung des Aetherrausches oder in der Betäubung dachten, fühlten, oder was ihnen in diesem Zustande vorkam. Auch hätten wir gewünscht, dass der Verfasser den Scheintod weniger vom Standpunkte der Naturphilosophie, als der rein empirischen Medicin behandelt hätte. Die allgemeinen Gesetze der Natur, mit welchen sich die Philosophie beschäftigt, finden sich einzig und allein auf dem empirischen Boden der Naturwissenschaft und Medicin. Doch hat der Verf. auch in dieser Schrift nicht nur Beweise der philosophischen, sondern auch der medicinischen Bildung abgelegt, und es ist ein sehr erfreuliches Zeichen, wenn unsere Aerzte mit der medicinischen auch die allgemeinwissenschaftliche Einsicht verbinden, da die Wissenschaft zur Aufgabe hat, vom Einzelnen der Erfahrung zum Allgemeinen, als Gesetz dem Einzelnen zu Grunde Liegenden, von der Wirkung zum nächsten und letzten Grunde aufzusteigen. So scheint uns der Hr. Verf. nach gegenwärtiger Probe die Richtung seines berühmten

Vaters einzuschlagen, welcher mit Geist und Glück die Speculation mit der Empirie, die Philosophie mit der Medicin zu verbinden wusste. Möge es dem Sohne gelingen, in gleicher Weise das vorgesteckte Ziel zu erreichen!

K. A. v. Reichlin Meldegg.

Der Kriegszug Napoleons gegen Russland im Jahr 1812. Nach den besten Quellen und seinen eignen Tagebüchern dargestellt nach der Zeitfolge der Begebenheiten von Franz Röder, Grossherz. Hess. Obersten des Generalstabs. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von dessen Sohn Karl Röder, Prof. des Rechts zu Heidelberg. Mit 9 Plänen und einer Karte, Leipzig, Verlag von M. Engelmann. 1848. XX und 567 S. 8.

Keine Kriegsunternehmung der neuern Zeit wurde mit so ausserordentlichem Aufwand an Kraft und Hülfsmitteln der Kunst vorbereitet, unter so schlagenden, an das Romanhafte gränzenden Glückswechseln ausgeführt, als die Heerfahrt Napoleons wider Russland im Jahr 1812. Sie zählte bei der Eröffnung des Feldzugs etwa 530,471 Streiter mit 1326 Geschützen (Röder S. 567), am Morgen des 14. Decembers aber bei dem Aufbruch des Hauptquartiers von Skraudce hatte, um ein Beispiel zu geben, die alte Garde an Infanterie noch 400 Mann (von 8800) unter den Waffen, an Reiterei 600 Pferde (von 5073) nebst 300 hessischen Infanteristen. „Und dies war, sagt der Verf. S. 520, mit den nur noch von einigen Offizieren und Unteroffizieren escortirten Adlern der Armeecorps, Alles, was an Bewaffneten von der Armee, die die Niemenbrücke zu Kowno repassirte, noch übrig und zusammen war; — wozu dann noch das Arrieregarde-Trüppchen des Marschalls Ney mit 200 Mann zu zählen ist. Die ganze Artillerie bestand in 9 Geschützen, worunter 5 hessische. — Was sonst von dieser Armee übrig war, wandelte gegenwärtig vereinzelt oder, wenn es sich auch noch bei den erwähnten geschlossenen Trupps befand, ohne Waffen.“ — Freilich entkamen die von dem Marschall Macdonald und dem Fürsten Schwarzenberg geführten, der Gefahr auch weniger ausgesetzten Abtheilungen grösstentheils dem Verderben, aber die eigentliche grosse Operationsarmee ging buchstäblich zu Grunde. Sie endete, wie Thucydides am Schlusse des siebenten Buchs von der Unternehmung Athens wider Sicilien urtheilt, mit Stumpf und Stiel, und nichts von ihr blieb übrig. Was diesem Aus-

gange unter den Neuern einigermassen entspricht, die spanische Armada wider England, steht glücklicher da; sie rettete doch bedeutende Bruchstücke, welche dem Feind und Ungewitter durch besonnenen Widerstand und Glück entkamen. Den ungeheuren Anstrengungen und Wechselfällen der nordischen Heerfahrt folgten eben so ausserordentliche Endergebnisse und Nachwirkungen politisch-militärischer Art; die Pforten des deutschen Unabhängigkeitskrieges öffneten sich; indem hier Russland, dort Spanien und England vorleuchteten, fing der lange angehäufte Brennstoff endlich Feuer, zuerst im Norden durch Preussen, dann im Süden durch Oesterreich, welches nach langem Sinnen sich erhob und die Entscheidung, den Sturz des französischen Militärreichs, beschleunigte. Fortan ziehen sich bei geänderten Weltverhältnissen die Allianzen der drei genannten Grossmächte wie ein rother Faden fort durch alle Kreuz- und Irrgänge der Diplomatik bis zu den neuesten Ereignissen. Diese sind schwerlich stark genug, um die Netze, welche Blut und Geld, Schlachtenfeuer und materieller Gewinn ausspannten, mit einem Strich zu zerreissen. — — Desshalb hat die Geschichte der russischen Heerfahrt neben dem allgemeinen historischen Interesse eine besondere Bedeutung für die Gegenwart. Denn theils sucht diese neue, von der alten Zeit widersprochene Verhältnisse für Staaten- und Staatenverbindungen, theils schüttelt sie, wenn auch schwer aufseufzend und nur für Zielpunkte der Tagespolitik, nicht für Principien thätig, den dicken Friedensstaub ab von den schweren, gefirnissten Holzschuhen. — Der Herausgeber hat daher wohl gehandelt, wenn er in einer Art Vorgefühls kommender Dinge die vorliegende Schrift der Oeffentlichkeit übergab. Entsprossen den Beobachtungen eines gründlich gebildeten, mithandelnden Augenzeugen, entwickelt sie nicht nur auf genaue, sorgfältige Weise den rein militärischen Stoff, sondern gibt auch vielfache Beiträge zur Einsicht in die Sittengeschichte und Denkart des längst entschwundenen, den Jüngern oft nur als schillernde Sage, als dichterischer Mythos, bekannt gewordenen Zeitalters. Dafür zeugt schon manches, was im Vorwort über die früheren Lebensschicksale des Verfassers auf anziehende Weise berichtet wird. Jener betrieb nämlich, heisst es im Vorwort S. VIII, auf der Hochschule in Heidelberg (1791—93) neben der Rechtswissenschaft mit gespanntem Eifer kriegswissenschaftliche Studien, und gab für die Anschaffung der nöthigsten Karten und Bücher nicht nur täglich Unterricht, sondern entsagte auch oft lange Zeit dem Genuss warmer Speisen. Die Ursache dieser Anstrengung lag theils in dem Gefühl seines natürlichen Berufs, theils in den Nachwirkungen eines aus dem Knabenalter in die Univer-

versitätszeit herübergreifenden Jugendtraums. „Den eigenthümlichen Anlass dazu, heisst es S. IX, gab ein besonders lebhaftes Dankgefühl meines Vaters gegen das alte Hellas; dieses aber hatte seinen Grund darin, dass das Studium vor Allem der Geschichte der Griechen es war, was ihm, der als Knabe unter der pfälfischen Regierung Karl Theodors auf den besten Weg gelangt war, Kapuziner zu werden, sehr bald den Staar gestochen, „alle Kapuzinaden aus dem Kopf gebracht“, und ihn gewissermassen geistig errettet hatte. Von diesem Gefühl durchdrungen wollte er, und mit ihm ein gleichgesinnter Freund, zum Dank sein Leben der Befreiung der Nachkommen der alten Hellenen weihen, und bereitete sich dazu besonders durch kriegswissenschaftliche und mathematische Studien vor, mit einem Ernst, der ihn zwei Jahre hindurch die grössten Anstrengungen, äussern Opfer und Entbehrungen nicht scheuen liess.“ — Durch die Ungunst der Umstände, welche er natürlich nicht berechnen und bemeistern konnte, an der Ausführung des jugendlichen Traumplans gehindert, trat Röder, dem Drange seines Herzens folgend, früh in Kriegsdienste und entsagte für immer der bürgerlichen Laufbahn. Der Feldzug des Jahres 1812 traf ihn als Hauptmann einer hessischen Kompagnie hinlänglich durch Erfahrung und Studium zum Aufzeichnen der grossen Ereignisse vorbereitet an. Mit bewunderungswerther Ausdauer nahm er unter täglichen Gefahren und Beschwerden in seine regelmässig geführten Tagebücher eigene oder fremde Beobachtungen auf, und gewann dadurch den festen Grund authentischer Nachrichten zu einer künftigen Geschichte des Feldzugs. Diese gibt nun in ihrer dermaligen Abschliessung ein vollständiges, treues Bild des folgenreichen Unternehmens, besonders in rein militärischer Rücksicht, und steht den besten Arbeiten darüber auf würdige Art zur Seite. Sie enthält aber auch manche durchaus neue oder bisherige Lücken ergänzende Nachrichten. Wenn der Verfasser bisweilen die Feldherrnkunst Napoleons auf Kosten der feindlichen zu hoch setzt und beinahe von vorne herein keinen militärischen Fehlgriff anerkennt, sondern alles Missgeschick vom Zusammenstoss eigentlicher Fatalitäten ableitet: — so ist dies eine leicht zu entschuldigende, in der soldatischen Consequenz jener Tage begründete Schwäche. Der historischen Wahrheit thut sie überdies keinen Abbruch, weil ihr Auftritt erst nach den erzählten Thatsachen wie ein elegischer Nachhall begegnet.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Röder: Napoleons Kriegszug gegen Russland im Jahr 1812.

(Schluss.)

Neben der strategisch-taktischen Hauptrichtung, welche das Werk nimmt und mit Gediegenheit beobachtet, öffnet der Verf. zuerst ausführlich den Blick in das bisher ziemlich schwach beleuchtete Dunkel der französischen Heerverwaltung und zeigt an verschiedenen Stellen, wie in der Liederlichkeit, dem mechanisch-büreaukratischen Unwesen derselben die eigentlichen Ursachen vieler Unfälle und Niederlagen gesucht werden müssen. Tausende verhungerten mitten im Ueberfluss der Magazine, weil man sie nicht ohne höchsten Befehl in der rechten Zeit gebrauchen wollte (s. z. B. Kap. 83); Tausende starben an ihren Wunden aus Mangel an ärztlicher Pflege, weil Spitäler und Ambulanzen theils fehlten, theils in der schaudervollsten Unordnung und Nachlässigkeit, so zu sagen, auf dem Papier bestanden und als raffinirte Mordwerkzeuge der Kranken und Verstümmelten dem Tode vorarbeiteten; Tausende erfroren, weil man mit kindischem Leichtsinn weder an den nordischen Himmel, noch an warme Kleider gedacht hatte, indess die Oesterreicher unter Schwarzenberg sich durch verständige Vorkehr gegen die Unbilden der Witterung und des Hungers grösstentheils zu schützen wussten. — Sitten und Lagergebräuche der grossen Armee werden vortrefflich geschildert, die guten und schlimmen Seiten unparteiisch dargestellt, oft durch kleine, beiläufig eingestreute Züge für den aufmerksamen Leser lehrreich erläutert. Im 62sten Kapitel wird z. B. das anmassliche, privilegiensüchtige Benehmen der alten Kaisergarde auf folgende Weise lebendig gezeichnet. „Am 9. November, heisst es, gegen 10 Uhr Morgens kam die Infanterie der alten Garde, die den Weg, ganz wie die junge, um die Stadt Smolensk herumzunehmen hatte, in der Malo-Ochotzk-Vorstadt an, und ergriff sogleich Besitz von den nächsten Häusern der Strasse entlang, und ohne Berücksichtigung der frühern Besitzer, zwar nicht geradezu fordernd, dass diese weichen und sich ander Quartier suchen sollten, aber doch sich gewaltsam eindrängend und sich mit ihrem noch kräftigern Körper

Raum durch Verdrängung der Schwächern machend, wozu bei den Leuten der jungen Garde nicht viel Anstrengung erfordert wurde, und wozu noch kam, dass diese auch aus Respect vor ihren alten Kriegskameraden wichen. So ward z. B. auch eine Compagnie der alten Garde auf das Eckhäuschen angewiesen, worin ich mich mit meiner und ausserdem noch einer Compagnie der jungen Garde befand; letztere, die auch ihre Officiere nicht bei sich hatte, wich nach einigem Druck aus Respect aus dem Häuschen; meine Leute waren schon auch nachzufolgen gewillt, was ich aber untersagte, indem ich sie anwies, den Raum standhaft und mittels der Fäuste kräftig zu behaupten, den sie bedürften; kurz, nicht aus der Stube zu weichen, bis wir ein anderes Logis hätten, möge daraus folgen was wolle" u. s. w. Da bereits das ganze hessische Leibgarderegiment der alten Garde Platz gemacht hatte, so musste auf Befehl der Obern auch die abgetrennte Compagnie weichen und sich andere Quartiere suchen. — Die oft schauerlichen Scenen des Rückzugs, welcher bekanntlich mit der Auflösung aller Zucht endigte, schildert der Verfasser als Augenzeuge treu und ohne rednerischen Schmuck. Seine Gewohnheit, die Beobachtungen sogleich aufzuzeichnen, wurde weder durch die grimme Kälte noch die wachsende Noth des Hungers und vielgestalteten Elends unterbrochen. Mit bisweilen halb erstarrter Hand trug er am Wachfeuer oder in der elenden Bauerhütte die Leiden und Thaten des Tages in seine Tagebücher ein. Desshalb zeigen manche Bilder selbst in den zerrissenen Zügen die Unmittelbarkeit der Anschauung, eine gewisse antike Ruhe und Einfalt. „Die Strasse, lautet z. B. der Bericht über den Marsch von Smolensk (14. November), war mit Glatteis bedeckt; dabei marschiren wir so unter Fuhrwerken und Pferden, die nach allen Richtungen hin rollen und stürzen, und fallen selbst so oft, dass man keinen Augenblick sicher ist, nicht gerädert oder von einem stürzenden Pferde todtgeschlagen zu werden, oder Arm und Bein zu brechen. Welch' eine Menge Erfrorner lagen an der Strasse! Viele, deren Geist mit der Ermattung ihres Körpers sinkt, oder die stürzend die Hoffnung verlieren, sich wieder erheben zu können, da ihnen Niemand eine hülfreiche Hand reicht, oder sich geflissentlich legen, um längerer Qual ein Ende zu machen, erfrieren unter unsern Augen. Ihr Tod hat eher Reizendes als Abschreckendes! (S. 329) Man geht vorbei, wahrlich ungerührt! weil dieser heillose Krieg, die täglichen grässlichen Scenen des Elends, alles Gefühl für Anderer Leiden abgestumpft haben, und eigenes Elend Jeden auf sich selbst aufs Strengste reducirt hat. — Niemand, der es nicht mit angesehen, hat auch nur eine Idee von dem Zustande dieser einst so präch-

tigen Armee, Niemand von dem gesunkenen Geiste derselben. Wir Deutsche müssen den französischen Garden sagen, nicht das Vertrauen zu ihrem grossen Feldherrn zu verlieren, dessen jetziger Kriegszug nach Moskau nur ein militärisch-politischer Versuch, aber von hoher Wahrscheinlichkeit, war, uns dadurch den Frieden aufs Schnellste wiederzugeben. Dass wir die russische Armee nie an solchen Stellen zum Schlagen bringen konnten, wo sie zur totalen Niederlage, zur unordentlichen Flucht zu bringen war, wer konnte dies bei unserm raschen Vorrücken erwarten, und wer hat nicht das Gegentheil geglaubt? Wer konnte erwarten, dass der schwache Charakter des russischen Kaisers nicht nachgeben werde oder könne?" (Vorrede S. 18) Man darf nicht vergessen, dass diese Zeilen inmitten der Handlung niedergeschrieben wurden; denn nach derselben hätte der Verfasser bei ruhigem Erwägen sicherlich erkannt, dass gerade in der Nichtannahme der Schlacht an ungünstigen Stellen die Russen Plan und Ueberlegung offenbarten, und dass eben Napoleon wie die ganze Sachlage, so den Charakter seines Gegners von vorne herein übel berechnet hatte. — Höchst anziehende Nachrichten findet man in dem 36sten und 37sten Kapitel über die Besetzung und den Brand Moskau's (14. bis 19. September), welches auch nach dem Glauben des Verfassers von den Russen angezündet wurde. Bekanntlich ist das eine Streitfrage; Rostopschin läugnete in der spätern Rechtfertigungsschrift die Freiwilligkeit jenes grossen und entscheidenden Nationalopfers. Befremdlich bleibt in der That die Zurücklassung von 20,000 russischen Kranken und Verwundeten, von welchen nach dem Zeugniss Röder's über 10,000 in den Flammen und aus Mangel an Pflege elendiglich umkamen. Uebrigens war der Brand keineswegs vollständig, von 6591 hölzernen Häusern sind 2100 und von 2167 steinernen 526, überhaupt 2626 der Zerstörung entgangen (S. 169). — Wie ein etwa 14 Tage früher angetretener Rückzug, der dann mildere Witterung, einen an leichter Reiterei gegenüber der baldigen Verstärkung schwächern Feind und andere den Franzosen günstige Umstände gefunden hätte, einen grossen Theil des spätern Unglücks würde abgewendet haben, wird einleuchtend bewiesen (S. 306), dagegen aber die Ursache des langen Stillsitzens verschwiegen. Jene lag in der unzeitigen und unbehülflichen Friedenspolitik Napoleons auf der einen, der russischen, hinhaltenden Umsicht auf der andern Seite. Die endliche Antwort des schlauen Kutusow: „jetzt geht der Krieg erst an!" war das Losungswort zur Umkehr der Glückspole. Dass dabei der russische, oft ungerecht getadelte Heerführer den günstigen Augenblick ergriff und ohne Noth keinen Angriff wagte,

verdient eher Lob denn Tadel. Den vorwärts drängenden Generalstabsoffizieren wurde bei Krasnoi die Antwort gegeben: „Wie, ihr wollt, dass ich dem Zufall überlasse, was ich mit Gewissheit erreichen kann, wenn ich einige Tage zögere?" (S. 385) Unter den Actenstücken, welche hin und wieder in die Darstellung eingeschaltet sind, verdienen besonders zwei französisch geschriebene Aufrufe Erwähnung. Man fand sie am 17. Juli an der Düna. Der an die Deutschen gerichtete Aufruf lautete neben anderm also: „Warum, Deutsche, bekriegt ihr Russland? Warum verletzt ihr seine Gränzen? Warum behandelt ihr seine Völker feindselig, sie, die mit euch seit mehren Menschenaltern in Freundschaft lebten, tausenden eurer Landsleute Wohnsitz, Gewerbe, Belohnungen des Fleisses und Talents öffneten? Wer drängt euch zu diesem ungerechten Angriff, welcher nur zu eurem Verderben, zu eurer Unterjochung umschlagen kann? Doch er ist nicht die Frucht eines freien Entschlusses, dafür bürgen euer Verstand, euer Rechtsgefühl. Ihr seid die unglücklichen Werkzeuge eines fremden Ehrgeizes, welcher die Verknechtung Europa's als Ziel verfolgt. Erhebt euch Deutsche und bedenkt, dass ihr in der Geschichte den Platz eines grossen, in den Künsten des Friedens und Kriegs ausgezeichneten Volks einnehmt! Lernt von den Portugiesen und Spaniern, dass der feste Wille eines Volks den Angriff und die Ketten des Fremden zurücktreiben kann! Ihr seid unterdrückt, aber nicht erniedrigt und entartet. Obschon Viele in den obern Reihen die Pflicht gegen das Vaterland vergassen, der Kern des Volks blieb ehrenhaft, tapfer, abgeneigt dem Fremdenjoch, Gott und dem Vaterlande treu. Verlasst also die Fahne der Knechtschaft und schaaret euch um das Panier der Freiheit und Volksehre! — Se. Majestät der Kaiser bietet durch mich (den General Barclay de Tolli) allen braven Offizieren und Soldaten, welche auswandern, einen Platz in der deutschen Legion. — Wiederherstellung der deutschen Freiheit ist ihr erster Zweck. Misslingt der Kampf, so verheisst mein Herr den Tapfern Wohnsitz und Landeigenthum unter dem schönen Himmel Südrusslands. Deutsche, wählt! Folgt entweder dem Ruf des Vaterlandes und der Ehre, oder beugt euch noch tiefer unter das Joch der Knechtschaft, des Elends und der Schande! Dann werdet ihr zu Grunde gehen, vom Fremden verhöhnt, von euren Kindern verflucht!" (S. 30.)

Der Aufruf fand gar keinen oder nur geringen Anklang. Als aber die letzte Wendung des gewaltigen Kampfes im Norden hervortrat, da durchzuckte sein letztes Wehen wie ein anschwellender Sturm einen grossen Theil Deutschlands; es erhob sich, von den Russen redlich unter-

stützt, wie ein Mann und zerbrach die schimmernden Fesseln der Fremde. Fortan versschmolzen die Richtungen beider Völker trotz oft widerstrebender Gegensätze so ineinander, dass unter gegebenen Umständen selbst in der neuesten Zeit eine Erneuerung des Schutz- und Trutzbündnisses leicht möglich erscheint.

The fall of Napoleon: an historical memoir. By Lieut. Col. J. Mitchell. Vol. I. II, III. Second edition. London, Nickisson. 1846. 8.

Napoleon Bonaparte ist schon bei Lebzeiten ein roth angestrichener Kalenderheiliger gewesen, von welchem dies- und jenseits des Rheins wie der Alpen Fürsten und Völker gutes und schlechtes Wetter erwarteten; nach dem Tode wurde er für das junge Deutsch- und Wälschland ein förmlicher Nothhelfer mit geordnetem Cultus und Beiwerk. Sein Körper, von dem königlichen Bourbonenfrankreich mit bedeutenden Kosten der Gruft auf St. Helena enthoben und im pariser Invalidenhause beigesetzt, gilt schon jetzt als eine halbe Reliquie; bei steigender Unwissenheit und Sehnsucht nach kriegerischen Lorbeeren wird er über kurz oder lang, etwa durch einen kirchlich-demokratischen Act, ähnlich den Gebeinen Karls des Grossen Wallfahrten und Anbetung hervorzaubern *). Denn schon hat die seit dem 24. Februar 1848 gültige Scheinrepublik den kaiserlichen Schatten entgegen der Constitution als Präsidenten an die Spitze der Geschäfte gestellt, um ihn im günstigen Augenblick mit dem Purpur zu bekleiden; schon hat der Mann, der Alte vom Berge, im Kyfhäuser des Invalidenhauses eine neue unterirdische Kapelle zu gewärtigen, deren Ausbau, wie die Zeitungen melden, an Marmor, Altären, Gold und Silber mehre Millionen fordert. Und wer soll, da Tausende der armen Republikaner hungern, sie zahlen? — Der Krieg. — Ein Rückblick auf den ausserordentlichen Mann, welchem die Gegenwart wirkliche, die Nachwelt sinnbildliche Huldigung darbrachte, ist also selbst aus praktischen Gründen zweckmässig. Aber welchen Maasstab soll man anlegen an die durch übertreibenden Unverstand gleichsam unmessbar gewordene Grösse, die Elle oder den Zoll? Der lobrednerische, taumelnde Bewunderer nimmt das Teleskop in die Hand, um den entschwundenen Komet am Himmel zu verfolgen, die mäkelnde, mürrische Krämerseele

---

*) S. Jahrbücher Nr. 23. Jahrgang 1845.

das Mikroskop, um die wimmelnden Maden im aufgelösten Tropfen des Fehlers mit wachsender Wollust zu beobachten. Für die Beurtheilung historischer Persönlichkeit taugt weder das erste, noch das zweite Kunstwerkzeug; das gesunde, natürliche Auge muss allein genügen, denn nur vor ihm erscheinen die Verhältnisse in ihrer ursprünglichen Gestalt und symmetrischen Richtung. Daher bietet die Zeitgeschichte, welcher trotz des Abstandes von etlichen und dreissig Jahren auch Napoleon angehört, so unendliche Schwierigkeiten; das Auge des Beobachters bleibt im Pulverdampf der Vorurtheile und Parteileidenschaften selten klar; es muss also eine Weile ruhen, bis sich der Höhenrauch verzogen hat, oder den Umtrieben der Hoffnung und Furcht, der bewundernden Liebe und des ätzenden Hasses Stillschweigen gebieten, mit einem Wort, historisch verfahren, die Dinge sehen, wie sie wurden und waren. Referent, in welchem noch vielfach die Eindrücke und Anschauungen der Napoleonischen, ihm widerwärtigen Zeit leben, fühlte niemals Beruf, sich etwa an die Biographie oder genauere Ausmalung des unheimlichen, kleinen Corsen zu wagen, aber als theilweiser, wenn auch jüngerer Zeuge des letzten Kaiserdramas kann er doch ein Wort mitsprechen und hier die maasslosen, schemenartigen Sprünge der Epigonen (Nachgebornen) beschränken, dort die gallichten Ausbrüche älterer Zeitgenossen an das Solonische: „Nichts zu viel!“ ermahnen. Seinem Bedünken nach war Napoleon, durch die Natur mehr als mittelaltriger Italiäner denn Neufranzose geschaffen, ein feldherrliches (strategisches) Genie und administratives Talent, in allen übrigen Beziehungen aber ein Glied der mittlern Menschenart, ohne Urbildlichkeit des wissenschaftlich-künstlerischen Geistes, ohne Tiefe des sittlichen, an die Gesammtheit gebundenen, eben desshalb der Selbstvergötterung fremden Gefühls und Princips. Was vom letztern in ihm lebte und wirkte, wurde frühzeitig durch Revolution, Soldatenwirthschaft, Selbstsucht abgeschwächt, dann durch Schmeichelei der Fürsten und Völker bis zur Neige verzehrt. Innerhalb dieses Rahmens bleibt für ein jedenfalls bedeutendes Charakterbild noch Raum genug; es kann sich ein- und auswärts bewegen, durch die schon früher geöffneten Sturmbreschen der Revolution in die Stätigkeit uralter Verhältnisse nach Lust und Belieben eingreifen, bald zerstören, bald aufbauen, Sprach- und Völkergränzen, Rechte und Freiheiten willkürlich versetzen und umwandeln, zuletzt den Plan einer europäischen, an Frankreich und die neue Dynastie geknüpften Oberleitung (Dictatur) eben so halsstarrig verfolgen, wie England denjenigen der See- und Colonialherrschaft (Thalassokratie). Beide Richtungen dreheten sich um ein rein

materielles Princip als eigentlichen Hebel; dennoch sprach man hier von der Befreiung des Continents, dort des Meeres; der Ausgang bewies, dass die physikalische Ansicht des Thales: „Wasser ist das Stärkste", auch in den politischen Conflicten Wahrheit haben kann. Der Held des Jahrhunderts hat aus Mangel an literarischer Bildung, und weil er keinen Trieb zum innern, reflectirenden Leben besass, im Grunde nichts Schriftliches hinterlassen; seine Aufrufe (Proclamationen), Befehle und Briefe gehören den Geschäften, nicht der Wissenschaft an; seine Denkwürdigkeiten tragen theils den Stempel augenblicklicher Abfassung, theils der Unächtheit. Wie ganz anders stehen Cäsar, Friedrich II von Preussen da! Sie waren Männer der That und des Worts, Zöglinge und Meister des äussern (politisch-militärischen) und innern (künstlerisch-wissenschaftlichen) Lebens. Dürftiger, jedoch immerhin von beiden Polen gleichmässig angezogen, haben im Mittelalter Karl und Alfred der Grosse, Friedrich II von Hohenstaufen auf der Doppelbahn des kriegerischen und friedlichen Schaffens geglänzt. Selbst Gustav Adolf und Karl XII huldigten ihr; beide Könige, sonst vielfach verschieden, waren dem classischen Alterthum befreundet; sie konnten sprechen, schreiben und schlagen. Gustav Adolf dichtete selbst deutsche Kirchenlieder. Bei den Engländern steht Cromwell trotz der bürgerlich-kirchlichen Wirren auf dem Culturboden; er besitzt wissenschaftliche Bildung, kann Feder und Degen führen. Dasselbe gilt von dem nordamerikanischen Freiheitshelden; Washington, der praktische Feldherr und Gesetzgeber, benutzt jede Mussestunde, um das Versäumte nachzuholen; er dürstet nach den Quellen der Erkenntniss; er befragt rechts und links die Geschichte bald persönlich, bald durch Freunde, um die Constitution des Vaterlandes zu vervollkommnen. Wie bettelhaft arm erscheint dagegen Napoleon! Sohn des literarisch gebildeten Italiens und Frankreichs, fühlt er, so zu sagen, nur das Bedürfniss der militärisch-politischen Technik, ein halber Barbar inmitten der überverfeinerten, darauf künstlich vandalisirten Zeit. War das aber seine Schuld? Nicht ganz. Die tabula rasa der ersten Revolutionsjahre zertrat den zarten Keim, welcher dann später nur einzelne schwache Schösslinge hervortreiben konnte. Die Rohheit der Umgebung, die niederträchtige Schmeichelei der Künstler und Gelehrten, der unterwürfigen Fürsten und Völker, — diese und ähnliche Umstände unterhielten den dünkelhaften Glauben an die genügende Kraft des Genies, an die Entbehrlichkeit des selbsteigenen Studiums. So lief denn der gefeierte Held des Jahrhunderts, der wirklich bedeutende Mann von einem Saal seiner Paläste in den andern, liess goldene Adler und

Anfangsbuchstaben (N) nebst ähnlichen Sinnbildern des Ruhms in Hülle und Fülle anbringen, indess kein dauerndes Wort des thatenreichen Wirkens und des Erlebten, sei es durch eigene oder fremde Hand niedergeschrieben wurde. — Hauptsächlich in Folge dieser unglücklichen Verhältnisse, welche literarischen Mangel und Verdüsterung des innern Lebens für den ausserordentlichen Mann herbeiführten, geschah es, dass die spätere Beurtheilung meistens den festen, psychologisch-historischen Boden verlor und sich in einseitige, maasslose Lobreden oder Anklagen auflöste. Auch die vorliegende, durch lichtvolle Anordnung, klare Sprache und gründliche Kenntniss der militärischen Angelegenheiten ausgezeichnete Schrift ist nicht frei von jener mürrischen Befangenheit, welche stets in das Graue und Schwarze hineinmalt, einen objectiv-psychologischen Standpunkt verschmähend nur die Aeusserlichkeiten festhält, auftauchende Widersprüche durch die Consequenz des angelegten Maasstabes beseitigt und zuletzt mit einem wirklichen Räthsel für den aufmerksamen, dem gelehrten Verfasser folgenden Leser endigt. „Uns, heisst es nämlich am Schluss (III, 329), erscheint Napoleon als ein Mann von sehr gewöhnlichen Fähigkeiten (talents); die Erziehung entwickelte und vervollkommnete sie jedoch so, dass er einen entschiedenen Vortheil über die republikanischen Feldherrn seiner Zeit gewann, und dass sie ihn für die, durch das Schicksal bestimmte Laufbahn gut vorbereitete. Allein schrankenlose Eitelkeit bildete den Hauptzug seines Charakters und überwältigte vollständig den mittelmässigen Grad seines Urtheilvermögens; sie führte, wie gewöhnlich, zur gröbsten Selbstsucht und nährte jenen zugreifenden Ehrgeiz, welcher, keiner bessern Quelle entsprossen, geradezu schrankenlos wurde; denn ihn zügelten und hemmten keine klare Gedanken; er hatte kein bestimmtes Ziel ausserhalb des Strebens nach Macht um einer Leidenschaft willen, welche mit der Nahrung stets wuchs. — Geistesstärke, Gefühl, Edelsinn und hoher Muth fehlten ihm gänzlich. Der Mangel des hohen Muths (high courage), mit Tapferkeit in der Schlacht wohl verträglich, schwächte bei manchen wichtigen Gelegenheiten die Thatkraft, und stürzte ihn zuletzt in Hülflosigkeit. — Gefühl für fremde Leiden, Barmherzigkeit (mercy), welche einen König besser schmückt als die Krone, war ihm unbekannt. Falschheit und Trug bildeten, wie Herr v. Gagern treffend urtheilt, den Grundzug seines Wesens; il trompe toujours, äusserten die ihn kannten; an jedem Tage, in jeder Stunde, in jedem Augenblick war er falsch" u. s. w. In dieser Charakteristik liegt ein offenkundiges, von dem Engländer nicht gelöstes Sphinxräthsel, in welchem Wahres und Falsches steckt. Ein gewöhnlicher General und

Schlaukopf unterjocht Frankreich, halb Europa, ängstigt Grossbritannien und zwingt das letztere, den Gefangenen Jahre lang auf St. Helena zu überwachen. — Wenn dergestalt das Endergebniss, der höchste, leitende Stand- und Gesichtspunkt einen offenen Widerspruch zum Gang der Thatsachen zeigt, so tritt in dem übertriebenen Selbstgefühl und Nationalstolz eine zweite Schwäche hervor. Mit Fug wird in der Vorrede (S. 12 ff.) der Franzose Thiers wegen der panegyristischen Tendenz getadelt, und namentlich an dem entstellenden Bericht über die Marengoschlacht die Blösse des Historikers nachgewiesen, aber von dem Kritiker nicht selten Gleiches mit Gleichem vergolten. Ueberall blickt bei ihm der bitterste Nationalhass durch, und eine schnöde Gleichgültigkeit gegen alle nicht-englische Sitten und Anschauungen hängt sich wie ein untrennbarer Begleiter an die Fersen des Verfassers. Nach ihm meidet der Kaiser in Spanien aus Furcht und im Vorgefühl der künftigen Niederlagen ein persönliches Zusammentreffen mit den Britten unter John Moore, welcher 25,000 Mann gegenüber 80,000 Feinden zählt (I, 128); seinem Urtheile gemäss besitzt so wenig Napoleon als der Erzherzog Karl moralischen, durchbrechenden Muth (I, 236); ihm erscheint Bernadotte als ein militärischer Abentheurer (II, 48), Carnot entgegen aller bisherigen Ueberzeugung als ein gewöhnlicher, beschränkter Kopf (III, 44. a man of limited intellect) bei republikanischen Grundsätzen; nach ihm verlor das brittische Fussvolk durch wiederholten Anprall der französischen Reiterei bei Waterloo keinen einzigen Mann (III, 141), indess englischen Schwadronen keine Infanterie, mag sie noch so gut geschlossen auftreten, auf die Länge hin widersteht; seinem Dafürhalten nach hat der Kaiser in den durch strategische Kunst ausgezeichneten Angriffen auf Blücher bei Vauchamp u. s. w. lange nicht genug gethan, Fehler an Fehler gereiht; denn er musste die Preussen und Russen aufreiben, ihnen keinen Sammelplatz hinter der Marne gönnen, nicht aber von neuem die grosse Armee unter Schwarzenberg beunruhigen (II, 293), während doch gerade in diesem stossweisen An- und Abprallen die Rettung der an Zahl bei weitem schwächern Franzosen liegt. — Napoleon versammelt am ersten Jänner 1814 die zur Unzeit störrischen Abgeordneten und hält die berühmte Strafpredigt, in welcher der Thron ein Stück Holz, mit Sammet überzogen, heisst, That, nicht Wort, bei den Gefahren des Vaterlandes begehrt wird. Bitter wird dieses, offenbar schickliche, dem Charakter des Mannes und der Zeit geziemende Benehmen als Leidenschaft und Gewaltthätigkeit getadelt (II, 268). Die constitutionellen Schreier, welche früher stille sassen und alles billigten,

verdienten kein besseres Schicksal, mochte sich auch schon früher Capefigue in der Geschichte Europas während der Konsular- und Kaiserzeit (XII, 170. Brüsseler Ausgabe) darüber ärgern und dem Engländer Quelle wie Vorbild werden. Gegen abweichende Ansichten und Urtheile tritt bei mehren Anlässen die ärgste Unduldsamkeit hervor. Während dem Werke des Herrn Thiers jedwede Verlässlichkeit abgesprochen wird (Vorwort S. 12), heisst Schlosser, der deutsche Professor, ein feuriger Erzfeind Englands (I, 66) und ein ausschweifender Bewunderer Napoleon's (III, 280). Dergleichen schneidende Machtsprüche geziemen sich überhaupt nicht, am wenigsten aber, wenn man selber in die Fesseln der Parteileidenschaft verstrickt ist und bei unleugbarer Verdienstlichkeit auch Fehler begeht und Blössen entwickelt. Dafür sollen hier nur einige Beispiele zeugen. „Durch einen förmlichen Vertrag, heisst es II, 272, bewilligte die Schweiz den Verbündeten den Einzug.“ Davon ist Nichts bekannt geworden. „Napoleon, wird eben daselbst berichtet, hatte der Eidgenossenschaft den Kanton Waadt genommen.“ — Darüber verlautete bisher wieder Nichts. III, 45 wird der beschränkte Kopf Carnot beschuldigt, als Glied des Wohlfahrtsausschusses mit Couthon, St. Just und Robespierre einen förmlichen Blut- und Geldhandel betrieben zu haben. Diess ist anerkanntermassen falsch. „Die Stadt Antwerpen, heisst es ebendaselbst, wurde, wie wir früher zeigten, abermals belagert, Carnot konnte sich also auch um die Rettung kein Verdienst erworben haben.“ — Es ist aber bekannt genug, dass der geschmähete, sechzigjährige Mann Antwerpen klug und tapfer schirmte, an die Stelle der bisherigen häufigen Ausfälle eine zweckmässige Vertheidigung des Platzes von innen setzte, die schmeichelhaftesten Aufforderungen zur Uebergabe durch den General von Bülow und den Kronprinzen von Schweden mit kalter Höflichkeit abwies und die Stadt bis zum ersten Pariser Frieden behauptete. (S. Carnot's Leben von Körte. 1820. S. 215—232. Carnot's historisch-militärische Denkwürdigkeiten, herausgegeben nach seinen hinterlassenen Manuscripten von Tissot. 1824. S. 80—92. Richter's Geschichte des deutschen Freiheitskrieges. III, 371 ff.) — I. 70 wird erzählt, der erste Konsul habe nach dem Frieden von Amiens die Schweiz angegriffen und in eine französische Provinz umgewandelt. Diess ist wiederum ein grober Irrthum; die Invasion erfolgte 1798, die Mediation, auf welche hier angespielt wird, 1802—3. — Wenn man von diesen, sicherlich nicht unbegründeten Ausstellungen und Rügen zur guten Seite des Werks übergeht, empfiehlt es sich durch klare Uebersicht und Gruppirung, fliessende, einfache Sprache und im Ganzen gründliche und umsichtige Behandlung des auf die Kriegsgeschichte bezüglichen Stoffes;

der unverholene Hass gegen Napoleon und was ihm anhängt, bildet dabei den rothen Faden der Einheit und den Kern der lebendigen Farben. — Hinsichtlich des ersten Punktes, der übersichtlichen Anordnung, gibt das einleitende Buch, überschrieben: „Emporkommen zur Macht", den kurzen Inbegriff aller Napoleon berührenden Hauptereignisse bis zum Zuge nach Russland. In dem ersten Kapitel dieses Abschnittes findet man neben dem allgemein Bekannten anhangweise weniger verbreitete Nachrichten über den spanischen, von der Provence oder von Genua nach Majorca im dreizehnten Jahrhundert verpflanzten und um 1411 theilweise in Corsika sesshaft gewordenen Zweig der Familie Bonaparte. Ihr Wappen zeigte, wie der Archivar Furio von Palma lange nach dem Sturz des Kaisers bewies, einen Adler mit gespreizten Flügeln, einen aufgerichteten Löwen und sechs Sterne. Die italienische Linie hatte dagegen, wie mehre Denkmale in Treviso dafür zeugen, ein Ritterschild, eine Krone und zwei Sterne. (Anhang. III, 337.) Wenn der ersten Coalition wider Frankreich alle Pläne des Ehrgeizes und der Vergrösserung abgesprochen werden (S. 11), so ist das ein Irrthum. Im zweiten Kapitel wird der italienische und ägyptische Feldzug, nicht immer unbefangen, beschrieben; das dritte Kapitel führt den Titel: „Napoleon, Kaiser Frankreichs und König Italiens", das vierte lautet: „Die Politik des Tiberiusund der Thron Karl's des Grossen". Das erste Buch eröffnet, „Moskau" überschrieben, in drei Kapiteln, welche bis zum Ende des russischen Feldzugs gehen, den Fall Napoleon's. Das zweite Buch, überschrieben: „Die Erhebung der Völker", behandelt in sieben Kapiteln denselben Gegenstand bis zu den nächsten, unmittelbaren Folgen der Leipziger Völkerschlacht. Das dritte Buch: „Die Abdankung", erzählt in drei Kapiteln die Kriegsereignisse bis zum ersten Pariser Frieden und Rückzug Napoleons nach Elba. Das dritte Buch: „Elba und Waterloo", umfasst den durch die Ueberschriften schon bezeichnese Kreis der Ereignisse in fünf Kapiteln. Das fünfte Buch: „St. Helena", schildert im ersten Kapitel Napoleon's Inselleben, Krankheit und Tod, gibt im zweiten eine allgemeine Wiederholung (recapitulation), betrachtet die Umstände, unter welchen Napoleon mächtig wurde, sein Benehmen in verschiedenen Lagen und die Folgerungen, zu welchen dasselbe veranlasst. Jene fallen, wie man erwarten darf, ungünstig aus; überall ist Bonaparte kühn im Glück, verzagt im Missgeschick; selbst sein militärischer Muth übersteigt nicht den gewöhnlichen Massstab; wenn er bei Arcole eine Fahne voranträgt, so kehrt er, dreissig Ellen vom Feind, wieder um; denn die Soldaten bleiben zurück. (S. 247.) Allein wer weiss nicht, dass der Feldherr die Fahne wirklich auf der Brücke

aufstellte, die zaudernden Krieger durch die Mahnung an Lodi und den Vorgang zum Nachfolgen ermuthigte? Wenn Bonaparte bei der Brümärrevolution Mangel an Entschlossenheit zeigt, so bringt ihm das mehr Ehre als Schande; er konnte nämlich damals noch nicht alle Regungen und Einwürfe des sittlichen Rechtsgefühls mit einem Schlage ersticken; das Bewusstseyn der schlechten Sache machte ihn zaghaft. — Bei spätern Krisen stehen die Verhältnisse freilich anders; durch Glück, Schmeichelei und Selbstsucht inmitten der Macht des höhern, sittlichen Bewusstseins beraubt und durch dynastische Aussichten verblendet, spielt der Kaiser allerdings bei der doppelten Abdankung (1814 und 1815) eine klägliche Rolle, welche nur von dem Uebermuth seiner meisten, früher oft niederträchtig gehorsamen Feinde und Freunde übertroffen wird. — Das dritte Kapitel führt die Aufschrift: „Arbeiten des Friedens, Code Napoleon, kaiserliche Regierung, Hofsitten und Unterhaltung; Frau von Staël, Frau von Chevreuse, Fürstin Hatzfeld.“ Das letzte Kapitel lautet: „Napoleon's Ansprüche auf militärisches Genie; seine Freigebigkeit im Belohnen der Soldaten, sein Mangel an Einsicht in den Charakter; seine Anhänger und Parteigenossen; Freunde selten oder gar nicht vorhanden; seine persönliche Erscheinung; Inbegriff seines Charakters; Schluss.“ In diesen Abschnitten wird bei vielem Wahren auch viel Scheinbares und Gehaltloses mitgetheilt; man trifft oft mehr auf eine rhetorisch-sophistische Anklage denn historisch-kritische Darstellung. Läugnen wird man es aber nicht, dass der Verfasser den Stoff dem vorgesteckten Ziele gemäss mit Geschicklichkeit gesammelt und geordnet hat. — Neben dieser wenn nicht künstlerischen, doch gewandten Gruppirung zeichnet sich das Werk, so weit ein Ausländer in der Rücksicht darüber urtheilen kann, durch klare, einfache Schreibart aus; sie erinnert bisweilen an Robertson. Desto unangenehmer berühren den Leser die eingestreuten, meistens neuern Dichtern, z. B. Byron, entnommenen Verse und rednerischen Glossen. So etwas ist geschmacklos und geziemt sich nicht für den Ernst des Gegenstandes. Bei Chronisten des Mittelalters, z. B. Gottfried von Viterbo im Pantheon, war die Mischung der Prosa und des Verses natürlich, weil sich beide Gebiete noch nahe lagen, für die Neuern ist ein ähnliches Verfahren steif und widerwärtig. Der dritte Lichtpunkt des Buchs tritt in den meisten kriegswissenschaftlichen Stücken und Abschnitten hervor, besonders für die Feldzüge von 1812 an, welchen gegenüber die frühern nur flüchtig und ebendesshalb ohne nachhaltige Frucht für den Leser behandelt sind. Kleine Karten und Plane erläutern den jeweiligen Schauplatz des Krieges. Die russische Heerfahrt und der deutsche Befreiungskrieg wer-

den mit grosser Sorgfalt und Umsicht geschildert; der Verfasser hat dafür die wichtigsten Hülfswerke, selbst deutsche Flugschriften und Monographien, gewissenhaft aufgesucht und ausgebeutet. Dabei ist er hier gegenüber den Franzosen und Bundesgenossen derselben meistens gerecht und unparteiisch; Napoleon, dessen einzelne Fehlgriffe kein Unbefangener verkennt, wird jedoch zu häufig bemäkelt und getadelt; denn er soll nun einmal als ein gewöhnlicher Feldherr ohne angebornes Genie und fortschreitende Entwicklung erscheinen, eine Grille (whim), welche oft zur Unzeit auftritt und durch lange Räsonnements die schönsten Stellen der kriegsgeschichtlichen Aufzeichnung störend unterbricht. Bei dem Allen bleibt das Buch sehr verdienstlich; es gibt dem gebildeten Leser eine gute, populär geschriebene Uebersicht der mächtigsten Kriegsereignisse in jenen entscheidenden Jahren. Ein Stück Napoleons als Feldherr würde in unserer Gegenwart sicherlich sich Bahn brechen und manche begangene Missgriffe gut zu machen trachten. Jedoch hat das Friedenszeitalter so tiefe Wurzeln geschlagen, dass trotz des theilweisen Waffengeklirres eine kriegerische Entwicklung von Dauer, wie sie im besprochenen Menschenalter erfolgte, schwerlich zum Glück der Bildung Raum gewinnen wird.

Graf Radetzky, k. k. Feldmarschall, während seiner vierundsechzigjährigen Dienstzeit. Nach österreichischen Feldakten von J. Strack, k. k. Capitänlieutenant. Wien, 1849. gr. 8. S. 99.

Oft hörte man während des französischen Winterfeldzugs 1814 im Lager der Verbündeten den fremdartigen Namen Radetzky aussprechen; die Einen belobten, die Andern tadelten den damaligen Generalquartiermeister der grossen Armee unter Schwarzenberg. Jenes thaten die Besonnenen, auch mit langsamen Fortschritten zufrieden, dieses die Feurigen und rascher Entscheidung durch Angriff Zugewendeten. Endlich, als man ununterbrochen auf Paris losging und noch mehr nach dem Fall der Hauptstadt stimmten beide Ansichten in der Anerkennung des Verdienstes überein, welches sich der Chef des Generalstabes um die gemeinschaftliche Sache erworben hatte. Denn ihm war es gelungen, nicht nur militärische, sondern auch diplomatische Schwierigkeiten beseitigt zu haben; er stand jetzt, wenn auch unscheinbar wie Gneisenau im Hauptquartier Blüchers, im ersten Gliede der deutschen, durch Ausdauer, Umsicht und Thatkraft ausgezeichneter Feldherrn. Jedoch blieb für das grössere Pu-

blikum sein Ruf ziemlich bescheiden und versteckt *); häufiger verkündeten ihn lange darauf die öffentlichen Blätter bei Anlass der grossen, von vielen Offizieren der Fremde besuchten Kriegsspiele, (Manoeuvers), welche von dem damaligen Obergeneral in der Nähe Verona's mehrmals in den ersten dreissiger Jahren abgehalten wurden. Kenner belobten offen den Eifer und die Umsicht, die praktische Tüchtigkeit eines schon betagten Heerführers, welcher inmitten des tiefen, wie es schien, auf lange gesicherten Friedens für den Krieg rüstete. Da schlug plötzlich die Prüfungsstunde; Frankreich, Italien, Deutschland, Ungarn, Polen, die Schweiz, wurden hintereinander von Parteistürmen ergriffen, erschüttert. Die österreichische, durch Missgriffe aller Art unterhöhlte Monarchie, ein successiv entstandenes Staaten- und Völkeragglommerat, drohete den Ein- und Umsturz; die vertagten Reformen kamen zu spät; zersetzende und auflösende Revolutionsstoffe heimischen und fremden Ursprungs wurden verbunden diess- und jenseits der Alpen. Ein wildes, wüstes Durcheinander ohne bestimmten Plan und feste Richtung begann; die alte Conföderation Habsburgs, selbst die Dynastie, welcher kein vorragender Kopf zu Hülfe kam, schwankte. Venedig und Mailand, eingedenk der nationalen, von Italien geforderten Stellung, verschmäheten den neuen, freisinnigen Rechtsvertrag und griffen, Unabhängigkeit im Banner, zu den Waffen. Sardinien-Piemont, den schlauen, ehrgeizigen König Karl Albert, Zwittergeburt von Jesuitismus und Liberalismus, an der Spitze, benutzte den günstigen Augenblick und fiel von Oesterreich, dem alten Protector und Bundesgenossen, ab. Alles weissagte Erfolg; die Wälschen, voll Hasses gegen das Deutschthum, drangen über den Mincio bis an die Linie der Etsch vor; Ueberzahl und Begeisterung verbürgten ihnen, wie es schien, über kurz oder lang den gewissen Sieg. Frankreich, Deutschland und die Schweiz zweifelten daran, so weit sich die Stimmung in den öffentlichen Blättern aussprach, keinen Augenblick. Jeder von den Italienern gewonnene Vortheil wurde mit Jubel vernommen und über Gebühr ausgemalt; ein gewisser Stieglitz z. B. sang in Venedig und Augsburg Freiheitslieder wider die eigene Landsmannschaft; ja, man muthete den Oesterreichern selbst von Wien aus zu, sie sollten den vertragsmässigen Besitz jenseits des Gebirgs um des Friedens und der volksthümlichen Selbstständigkeit willen ohne Weiteres aufgeben. Das konnten die Eingeborenen fordern, wenn sie

*) In Pierer's Lexikon und in der biographie universelle fehlt bis zum heutigen Tage der Name.

Kraft und Nationalgefühl für entsprechende Thaten besassen, nicht aber Deutsche. Inmitten dieser betäubenden Ereignisse und Urtheile behielt der greise Feldmarschall, von einem trefflichen Generalstabe unterstützt, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck; es gelang ihm, auszuharren und im günstigen Augenblick den zerschmetternden Streich zu vollziehen, dessen Folgen der politischen Lage theilweise eine andere Wendung gaben und den unlängst bei Novara gewonnenen Sieg, die Frucht eines viertägigen Feldzugs, vorbereiteten. Merkwürdig bleibt es daneben, dass es dem österreichischen Marschall und seinen Gehülfen gelungen ist, in der Tiefe des Friedens und während der Feindseligkeiten dem aus Deutschen, Italienern, Ungarn und Slaven gebildeten Heere, ähnlich dem Hannibal's in Spanien, die moralische Einheit des kriegerischen Ehrgefühls und nationalen Wetteifers als eigentliche Spannkraft einzuflössen und dadurch eine im Ganzen unerschütterte Mannszucht zu begründen. Denn aus der Ehrliebe, urtheilte schon Perikles, wird die Mannheit, aus dieser die Freiheit geboren. — Nur kalte Gemüthsverhärtung kann die Bestrebungen der nördlichen Italiener zu Gunsten völliger Unabhängigkeit vom Auslande von vorne herein verdammen, nur unwissende Geistesblödigkeit mag auf der andern Seite die Verzichtleistung auf einen vertragsmässigen Besitz fordern, welcher, preisgegeben einen andern Fremden, etwa dem Franzosen oder Engländer, zur Ausfüllung des leer gewordenen Platzes einladen würde. Die italienische Frage ist demnach militärisch-politisch so wichtig und folgenreich geworden, dass jeder auch bescheidene Aufschluss über eine hervorragende Persönlichkeit Dank verdient. Die vorliegende Schrift beabsichtigt keine, schon aus Mangel der Hülfsmittel unmöglich gewordene Biographie des berühmten, bei 83 Jahren noch frischen und thatkräftigen Marschalls; sie verfolgt nur die Hauptschicksale desselben auf der kriegerischen Laufbahn, theilt aber eben darüber manche, bisher entweder unbekannte oder nur bruchstückweise vorhandene Nachrichten mit, und zwar meistens aus den verlässlichsten Quellen, den Feldakten. Der Inhalt ist kurz folgender. — Joseph Graf Radetzky de Radetz, im böhmischen Marktflecken Trzebenitz am 2. Nov. 1766 geboren, trat ohne weitere militärische Vorbereitung durch eine Kriegs- oder Kadettenschule 1784 in das Kürassierregiment Caramelli (später Erzherzog Franz) ein, machte als Oberlieutenant und Adjutant des Marschalls Lascy, seines Vorbildes, die zwei, meistens unglücklichen Türkenfeldzüge (1788 und 1789) mit, theilte die lehrreichen Wechselfälle der französischen Revolutionskriege (1792—1798), gab in Italien anfangs als Adjudant Beaulieu's, dann als Major im Pioniercorps mehr-

fache Beweise seiner vielfachen, namentlich im Technischen durch Studium und Erfahrung gewonnenen Tüchtigkeit (1796—97), entwickelte bei dem Feldzug der verbündeten Oesterreicher und Russen in Italien (1799) als Generaladjutant des Grafen Melas, namentlich in der Trebiaschlacht und bei Novi, so glänzend Muth und Talent, dass er zum Ritter des Theresienordens vorgeschlagen wurde, eine Auszeichnung, welche den nunmehrigen Obrist des Kürassierregiments Erzherzog Albert wegen des bei Hohenlinden (3. Decbr. 1800) erworbenen Verdienstes auch wircklich belohnte (1801). Während des kurzen Friedens (1801—1805) für die eigene und des Regiments wissenschaftlich-taktische Ausbildung zu Oedenburg in Ungarn mit Eifer und Erfolg thätig, entsprach Radetzky in dem Kriege 1805 und noch mehr 1809 den Hoffnungen, zu welchen sein bisheriges Benehmen berechtigte; dort befehligte er als Generalmajor eine Reiterbrigade in Italien unter der Oberleitung des hier umsonst bei Caldiero sieghaften Erzherzogs Karl, hier kämpfte er anfangs als Befehlshaber der Vor- und Nachhut des fünften Armeecorps in Baiern und Oesterreich, namentlich bei Wels und Ebelsberg, darnach zum Feldmarschalllieutenant befördert und dem vierten Armeecorps zugetheilt (Fürst Rosenberg) in der gewaltigen Entscheidungsschlacht bei Wagram (5.—6. Juli). Zeichen der bewiesenen Auszeichnung war die Ernennung zum Chef des Generalquartiermeisterstabes (21. August) und nach abgeschlossenem Frieden die Aufnahme unter die Kommandeurs des Maria Theresienordens. Dazu berechtigten, hiess es unter anderm, die rastlose Thätigkeit, der rasche Ueberblick, die kaltblütige Entschlossenheit und der persönliche Muth. Als Hofkriegsrath und Chef des Generalstabs arbeitete Radetzky in den Friedensjahren (1810—12) für gründliche Pflege der theoretischen und praktischen Militärwissenschaft, für Militärlandesbeschreibung, möglichst gut gebildete Glieder des Generalstabs und genaue Kenntniss der letzten Feldzüge. Manche seiner Vorschläge gingen durch, andere scheiterten. So vorbereitet trat er als Chef des Generalstabs unter dem Generalissimus Fürsten Schwarzenberg für die Feldzüge der Jahre 1813—15 in einen eben so umfassenden als schwierigen Wirkungskreis ein; denn es mussten nicht nur militärische, sondern auch diplomatische Knoten gelöst, widerstrebende, aus Eifersucht und Volksthümlichkeit entsprossene Ansichten und Wünsche unter die höhern Gesichtspunkte des allgemeinen Wohls gebracht, viele Gefahren mehr durch eiserne Ausdauer denn rasche Kühnheit gebrochen und beseitigt werden.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Strack: Graf Radetzky.

(Schluss.)

Dennoch rückte das Hauptquartier der grossen Armee, durch Blücher's und der Preussen Feuer in Frankreich vorwärts gedrängt, seinem Zielpunkte näher und erzwang durch den Fall der Hauptstadt den Frieden. Die kurze, durch die Schlachten bei Ligny und Waterloo beseitigte Störung desselben, gab dem wiederum an die Spitze des Generalstabes berufenen Feldmarschalllieutenant keine Gelegenheit zu bedeutenden Thaten. Desto grössern Spielraum fand er als kommandirender General im lombardisch-venetianischen Königreich (seit 1831), sowohl für die Verwaltung als die taktisch-militärischen Bedürfnisse der ihm anvertrauten Heertheile. Diese bildeten, ausser den zum Generalkommando gehörigen immobilen Truppen, zwei Armeecorps mobiler Krieger, welche zusammen 52 Bataillons und 30 Eskadrons mit 74,000 Mann und 4,800 Pferden hatten. Eine neue Felddienst- und Manoeuvririnstruktion, welche genau den Fortschritt der Wissenschaft berücksichtigte und allen rein parademässigen Ueberfluss beseitigte, wurde die Grundlage des theoretischen und praktischen Unterrichts. Den Schluss machten die grossen Herbstübungen eines ganzen oder mehrer Armeecorps, z. B. 1834 zwischen der Etsch und dem Mincio. Offiziere des In- und Auslandes eilten herbei, um Zeugen dieser ernsten, Gewandtheit des Leibes und Kopfes fordernden Kriegsspiele zu werden. Dabei knüpfte der alte Feldmarschall, — diesen Titel führte er seit 1836 — Lehren und Uebungen oft an die von dem Erzherzog Karl gegebenen Beispiele bescheiden an. „Er, hiess es in der Vorrede zur Feldinstruktion, war der Gründer unsers Ruhms in hundert Schlachten und Gefechten; er war der eigentliche Schöpfer einer Lehre, die Tausenden unserer Waffenbrüder das Leben erhielt. Seine gediegenen Worte (in den Schriften über Strategie und den Feldzug von 1799) sind daher auch der wahre Probierstein jener Grundsätze, die als Nachhall seines grossen Wirkens seinen Namen unter uns zu verewigen, und sein begonnenes Werk zum neuen Ruhme der Armee fortzupflanzen den Zweck haben."

— In dieser ununterbrochenen Thätigkeit, welche einen vortrefflichen Generalstab und ein taktisch gut ausgebildetes Heer der verschiedenartigsten Volksthümlichkeiten mitten im Frieden zu schaffen wusste, wurde Radetzky von der lombardisch-venetianisch-piemontesischen Bewegung überrascht. Ob er sie erwartet hatte? So wenig wie Metternich den eigenen Sturz. Nichtsdestoweniger war der Heerführer im Gegensatz zu dem allgewaltigen, den Fortschritten des Zeitalters verschlossenen Minister für die Ereignisse gerüstet; denn er hatte nichts von dem verabsäumt, was zur Vervollkommnung der ihm anvertrauten Schaaren dienen mochte; er war nicht wie sein Herr und Meister hinter den Forderungen seines Berufs zurückgeblieben. Selbst das Alter übte, was gewiss selten ist, nur langsam und schüchtern den abschwächenden Einfluss; der 82 jährige Greis von kaum mittlerer Grösse, aber kräftigem Gliederbau, war noch ein kühner Reiter und im gesellschaftlichen Kreise von ungezwungener, leutseliger Heiterkeit; sein offenes, munteres Wesen war gleichsam der Ausdruck des männlichen Selbstbewustseins, dass nicht Gunst und Ränke, sondern eigenes Verdienst zu den höchsten Aemtern Bahn gebrochen hatten. Daher fielen ihm Männer geraden Charakters leicht zu; der Soldat, aller Politik fern und nur seiner nächsten Pflicht folgsam, nannte ihn ohne Rücksicht auf nationale Abstammung ob der stets wachsamen Sorgfalt den Vater, ungefähr wie der tyroler Jäger den Stutzer oder die Büchse als seinen Ernährer begrüsst. „Der alte Feldmarschall vereinigte die Eigenschaften eines ritterlichen Offiziers und eines erfahrenen Heerführers.“ Dieses treffende Wort kommt in einer sogleich zu bezeichnenden Schrift über die neuesten Kriegsereignisse in Oberitalien vor, deren Inhalt und Gang einen kurzen Rechenschaftsbericht zu fordern scheint.

Die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahre 1848. Mit einer gedrängten historischen Einleitung. Erste und zweite Lieferung. Zürich, bei Schulthess. 8.

Der unbekannte Verfasser, nach einzelnen Wendungen und Ausdrücken zu urtheilen, ein Schweizer, zeigt gegenüber einem so jungen und unreifen Ereigniss seltene Unparteilichkeit, Wahrheitsliebe und militärisch-historische Einsicht. „Die gegenwärtige Darstellung, sagt das kurze Vorwort, gründet sich auf eine sorgfältige Prüfung und Benutzung der öffentlich gewordenen Akten und Berichte der kriegführenden Theile, auf schätzbare Privatmittheilungen zuverlässiger Augenzeugen und einige durch

eigene Anschauung erworbene Kenntniss des Kriegsschauplatz es und der beiderseitigen Armeen." — Der erste Abschnitt gibt eine gedrungene, klare Uebersicht der italienischen Zustände seit dem Jahr 1846 bis zum Ausbruch der Revolution in Mailand, schildert die Schönheit und den Reichthum des Landes, den liebenswürdigen Charakter des lebhaften, sparsamen, aber auch selbstsüchtigen und phantastischen Bewohners, welcher z. B. in einer von Menschen wimmelnden Strasse Roms einen Mann den Fuss brechen sieht, ohne dass Hülfe herbeieilt, schildert den wachsenden, wenn auch oft ungerechten Hass gegen die Deutschen und Oesterreicher, als welche hauptsächlich die sittlich-nationale Wiedergeburt und Einigung der Halbinsel hinderten, wirft einen charakterisirenden Blick auf den breitgestalteten, freundlichen Reformpapst Pius IX, welcher bald für die aus lautern und unreinen Stoffen zusammengesetzte National- oder Unabhängigkeitspartei das Aushängeschild und Feldgeschrei wird, verfolgt die bedeutenden Fortschritte derselben durch Klubs, Nationalgarden (guardia civica) und Volksagitation, welche in den Oesterreichern den Eckstein des Bösen nachweist (1846—47), beschreibt den Aufstand der Sicilianer (12. Jänner 1848) und die Nachwirkungen auf Neapel, Mittel- und Norditalien, namentlich die Lombardei und das Mailändische, wo schon am 19. Januar Radetzky im Generalbefehl an die Armee neben anderm sagt: „Noch ruht der Degen fest in meiner Hand, den ich durch 65 Jahre mit Ehre auf so manchem Schlachtfelde geführt. Möge man uns nicht zwingen, die Fahne des Doppeladlers zu entfalten; die Kraft seiner Schwingen ist noch nicht gelähmt." — Darnach wird von dem Verfasser hervorgehoben, wie die Verkündigung des Standrechts in Mailand und der Lombardei den Gährungsstoff nur augenblicklich niederhielt (Februar), wie der Ministerwechsel in Turin durch den Nachfolger Balbo Piemont und den König auf die Seite der Nationalpartei brachte und wie endlich der revolutionäre Durchbruch zu Paris und Wien auch für Oberitalien das Zeichen zum Kampf gab. Der zweite Abschnitt schildert nach einer genauen Angabe die österreichischen Streitkräfte (75—80,000 Mann nebst 100—120 Feldgeschützen), den Aufstand in Mailand, der Lombardei und Venedig, den Anschluss des ehrgeizigen und verschlagenen Königs von Sardinien, den Rückzug der Oesterreicher bis an die Etsch. Er geschah in Ordnung; die siegestrunkenen Italiener, deren jüngere Generation wie überall, den Krieg nur vom Hörensagen kannte, träumten von einer gänzlichen Auflösung des Heeres und eilten, diese Entdeckung durch öffentliche Blätter zu verbreiten. Ergraute Krieger, ihr Pfeifchen rauchend, bemerkten aber ruhig: „Die Armee sieht aus,

wie eben eine Armee im Kriege aussieht“ (S. 68). Der Verfasser, im Thatsächlichen mit dem Biographen Radetzky's (Kap. 6) meistens übereinstimmend, bemerkt hinsichtlich des kriegerisch-patriotischen Aufschwunges der italienischen Jugend folgendes: „Die Wünsche des jungen Italiens wurden in den ersten Tagen des Aprils erfüllt. Die dreifarbige Fahne flatterte von den Thürmen aller Städte der Halbinsel (Mantua und Verona ausgenommen), die Einheitspartei hatte in allen Regierungen die Oberhand, alle Staaten rüsteten ihre Kontingente zum grossen Befreiungskriege und eine begeisterte Jugend schaarte sich in den Städten um das Panier der Freiheit und gelobte in feurigen Eidschwüren, für das Vaterland zu siegen oder zu sterben.“ — Da nun, wird richtig bemerkt, die Hoffnung des Gelingens allein von einem tüchtigen, ausdauernden Heere abhing, so musste man entweder nach dem Vorgange Preussens im Jahr 1813 das ganze Volk für kriegspflichtig erklären und die Freiwilligen den Regimentern zufügen, oder, an der Kampflust des Mehrtheils verzweifelnd, in dem Ausland einen Kern von Soldaten und Offizieren suchen. Frankreich, die Schweiz, Deutschland hätten dazu, heisst es weiter, volle Gelegenheit geboten. Statt dieser beiden Wege habe man eine Mittelstrasse und Halbheit gewählt, welche nicht zum Ziel führt, habe eine unvollständige, bei den ersten Schwierigkeiten wieder aufgegebene Dienstpflicht verkündigt, an die Fremden schön tönende Aufrufe erlassen ohne feste Angaben des Soldes und anderer materiellen Kapitulationsverhältnisse, endlich aus Mangel an tüchtigen Offizieren rohe, aller Zucht und wahrhaften Fertigkeit ziemlich ferne Schaaren von Landstürmern, Freiwilligen und Kreuzfahrern versammelt. Der dritte Abschnitt beschreibt das erste Zusammentreffen der beiderseitigen Armeen am Mincio, die Expedition der Italiener nach Welschtyrol, wobei denn auch eine Amazone, Signora Baltrami als Befehlshaberin von 160 Freiwilligen nach Gebühr erwähnt wird, und schildert dann genauer die Einschlissung der Festen Peschiera und Mantua. Dort antwortete der alte Commandant Jos. Rath, zur Uebergabe aufgefordert, er sei Maria Theresienritter, hier beseitigte der Veteran, Graf Gorzkowski durch die kräftigsten und umfassendsten Vertheidigungsanstalten jeden Gedanken an Unterhandlungen. — Für die Charakteristik Karl Albert's, welcher ein Gemisch bigott-kirchlichen und fatalistischen Aberglaubens zu besitzen scheint, ist der S. 115 bezeichnete Zug merkwürdig. Dem Feuer vor den Linien Veronas persönlich ausgesetzt, antwortete der König einem abmahnenden Begleiter: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, bleiben Sie hier bei mir; kommt eine Kugel, so ist es Gott, der sie uns sendet“. — Der

vierte Abschnitt enthält die Operationen der österreichischen Reservearmee, deren Führer Nugent durch Hinweisen auf die Schwierigkeiten des Proviantzuges und die Entfernung der zu durchschneidenden Zwischenstationen wider die gewöhnlich erhobenen Vorwürfe vertheidigt wird, beschreibt dann das hitzige Treffen der Hauptarmee bei Santa Lucia und den Strassenkampf in Neapel. S. 172 wird bei Anlass der freiwilligen Geschenke, namentlich für die Verwundeten, ein Dankschreiben Radetzky's an die Geberin einer für den Marschall bestimmten Decke mitgetheilt. Es lautet: „Mein Fräulein! Ich habe viele Jahre durchlebt, ich habe gute und schlimme Zeiten gesehen und stets unsere edlen deutschen Frauen voran gesehen, wenn es sich handelte, ein patriotisches Werk zu fördern, Noth zu lindern. So auch jetzt — Dank dem edlen Sinn dieser Frauen — ist für die Verwundeten gesorgt, sind die Offiziere wieder mit dem Nöthigsten versehen. Ich danke aus vollem Herzen dafür allen edlen Frauen für ihr ächt weibliches Handeln. Gegen Sie, mein Fräulein, habe ich aber auch eine besondere Schuld der Dankbarkeit. Sie, das Kind eines alten Kriegers, haben dem alten Führer einer herrlichen Armee eine persönliche Freude machen wollen und dadurch mein altes Herz erwärmt. Ich habe mit Freude Ihre freundliche Gabe empfangen als ein Zeichen, dass das feinfühlende Frauenherz in mir die Armee hat ehren wollen."

Es ist zu wünschen, dass die dritte und letzte Lieferung dieses, für die neueste Kriegs- und Zeitgeschichte nützlichen Werkchens recht bald erscheine.

14. April.

Kortüm.

Kosmosliteratur.

I. Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien. Erster Theil. Bearbeitet von Bernhard Cotta, Professor. Leipzig, T. O. Weigel 1848. X. 356.

Den so sehr fühlbaren Mangel einer Gesammtbetrachtung des Naturganzen suchte unser grosser Landsmann Alexander von Humboldt durch seinen Kosmos zu umgehen, brach hierdurch die Bahn und legte den Grund für eine ganz neue Betrachtungsweise der Natur. Kein Naturforscher der

Erde war hierzu befähigter als er, dessen grosser Geist, durch die glänzendsten äusseren Hülfsmittel genährt, die Bewunderung aller Nationen schon lange vorher auf sich gezogen hatte, den der Deutsche wie der Engländer und Franzose verehrte. Er gab in diesem Werke eine Darlegung, wie sich die Natur ihm am Abende eines vielbewegten Lebens darstellt, das wie wenig andere so glücklich war, die verschiedensten Gestaltungen auf, in und über der Erde mit demselben Geiste in sich aufgenommen zu haben. Dieses Zusammenfassen der ganzen Natur, wie es bei einem einzelnen Menschen möglich ist, hat Humboldt auf eine Weise zu Stande gebracht, wie es allein von ihm zu erwarten war, und das Genie, welches ein so grosses Werk schaffen konnte, blickt aus jedem Gedanken, aus jedem Satze hervor, der in dem Buche enthalten ist. Obgleich Humboldt's Kosmos von allem Schul- und Gelehrtenzwange entfernt und über solchen weit erhaben ist, und die Sprache, in welcher er geschrieben ist, in späteren Jahrhundenten noch als ein klassisches Muster gelten wird, so ist doch die Bildung unserer sogenannten Gebildeten noch nicht soweit fortgeschritten, dass sie eine solche Fülle von Gedanken und Kenntnissen, wie sie im Kosmos enthalten sind, gehörig erfassen und verstehen können, obgleich man sich vielfach das Ansehen gibt und durch die Mode gezwungen wird, es sich zu geben, als verstehe man dieses Werk vollkommen, als hätte man das grosse Streben eines grossen Mannes bis in die kleinsten Theile erfasst.

Zum Glück gab es aber auch ehrliche Leute genug, welche theilweise öffentlich aussprachen, wie wehe es ihnen thue, dass ihre Kenntnisse, ihre Geistesgaben nicht so weit reichen, dieses Werk verstehen zu können und geradezu andere Gelehrte aufforderten, Humboldt's Gedanken in einem leichtverständlichen, populären Gewande wieder zu geben. So war zu erwarten, dass sich bald eine Kosmosliteratur heranbilden werde, die, vorerst auf populärem Wege sich bewegend, ein Verständniss des Humboldt'schen Kosmos für den Laien möglich macht, später aber neue Erstrebungen und Erfindungen in dem grossen Gebiete der Natur auf ähnliche Weise zu verarbeiten sucht.

Dass diese Literatur in der That nicht lange auf sich warten liess, beweisen die zwei vor uns liegenden Werke von Cotta und Reuschle, deren Bestreben dahin geht, dasjenige dem Laien verständlich zu machen, was ihm bei der Gedankenfülle, bei der in dem Kosmos ausgedrückten Centralisirung der unermesslichen Kenntnisse Alexanders von Humboldt unklar und undeutlich erscheint, weil nicht Jeder die allgemeinen Naturkenntnisse besitzt, um manche hieraus hervorgehende Andeutungen, die

nur ein Mann von Fach erfassen und begreifen kann, zu verstehen. Der Titel beider Werke beweist schon, dass die Verfasser dem Grundsatze huldigen, der Mann von Fach brauche keinen neuen Kosmos, für ihn sei Humboldt's Kosmos ein Koloss, aus dem er nur schöpfen, den er aber in der Gegenwart nicht verbessern könne. Nichts ist in den Naturwissenschaften anerkennungswerther, als Beiträge zu einer Geschichte derselben zu liefern und zu der Verbreitung einer Gesammtansicht der Natur beizutragen; untersuchen wir, wie die Verfasser der beiden genannten Werke ihre Aufgabe gelöst haben.

Seit Leonhard Euler in seinen Briefen an eine deutsche Prinzessin über verschiedene Gegenstände der Physik gezeigt hat, wie Vieles den Laien durch diese Form verständlich gemacht werden kann und wie ansprechend sich so die Wissenschaften darstellen lassen, wurde es immer mehr Modesache, die verschiedensten Wissenschaften, namentlich einzelne Theile der Naturwissenschaft, in Briefform zu bearbeiten, und diese Bearbeitungen haben, von verständiger Hand ausgehend, mehr genutzt, als alle populären Handbücher und dergleichen. Von keinem wurde aber noch die Klarheit, die Einfachheit der Euler'schen Darstellung erreicht, so begabte Naturforscher sich auch damit beschäftigt haben, ein um so grösseres Wunder, da man glauben sollte, Euler sei durch seine grossartigen mathematischen Speculationen, die er gleichsam spielend handhabte, doch gewissermassen von der äusseren Umgebung abgeschlossen gewesen. Ein glücklicher Gedanke Cotta's war es, zu seinem Commentar die Briefform zu wählen, und er zeigt schon in der Ansprache an Alexander von Humboldt und an die Leser seinen Beruf in populärer, erhaben würdiger Sprache, entfernt von allem Trivialen, zu schreiben, um als Commentar des grossen Werkes zu gelten. Sehr schön hebt er in der ersten Ansprache die Stellung und Bedeutung der Wissenschft in den Worten hervor: „kein Thron steht so fest als der der Wissenschaft". In ihr allein hat man in der Gegenwart etwas Positives, in ihr allein erhält man einen Standpunkt, den man in dem Nebel der Politik vergeblich sucht.

In 40 Briefen schliesst sich der Verf. dem Gedankengange Humboldt's der Reihenfolge nach an, und der Zweck seiner Bemühungen und Beweise geht so ziemlich dahin, in einem anschaulichen Bilde des Naturganzen die alte Idee verschiedener Naturforscher zu beweisen, dass die Natur im einzelnen und im Ganzen durch eine fortschreitende Entwicklung nach und nach das geworden sei, wie sie sich jetzt uns darstellt; er schliesst hierdurch alle höhere Macht aus, und die Gottheit wird ihm

zur Urkraft, er ist also ein reiner Naturalist und Materialist, und verfolgt in seinen Briefen den gleichen Weg, wie Vogt in seinen physiologischen Briefen. Kein Naturforscher gilt ihm als wahrer Naturforscher, der nicht diesen Weg geht, währendem ein Mensch, je mehr er in die Erkenntniss der Naturgesetze eindringt, um so mehr in sich das Werkzeug einer höheren Macht erkennen muss, und diese Macht muss dem Naturforscher, der nach den Kräften und dem Ergebniss der Kräfte, den Körpern forscht, und dem das Wesen dieser Kräfte, die erste Ursache derselben, stets das grösste Räthsel bleiben muss, weit erhabener noch erscheinen als es ein Mensch aufzufassen vermag, der die Natur nicht kennt. Geht aber der Naturforscher davon aus, dass er Alles in der Natur als einen Rohstoff betrachtet, der verarbeitet wird und aus dem Dieses und Jenes hervorgeht, so kann er zwar, wie manche Naturforscher der neuern Zeit, geistreiche Zusammenstellungen und auch neue Entdeckungen machen, die ganze Natur in ihrer Erhabenheit vermag er aber nicht aufzufassen und zu erkennen, weil es ihm an der Erkenntniss des Geistes fehlt, welcher das Ganze durchdringt. Wäre Alexander von Humboldt in seinem ganzen Streben und Wirken von diesem Grundsatze ausgegangen, so wäre wahrscheinlich sein Kosmos nie zu Stande gekommen.

Die zwei ersten Briefe, Naturgenuss und Stoff und Kräfte, sind als Einleitung zu betrachten; der erste ist in der That sehr schön geschrieben, er setzt unter Anderem darin die grosse Wahrheit auseinander, wie die Naturforschung dem Menschen unendlich mehr Nutzen gebracht habe, als alle staatswirthschaftlichen und politischen Systeme; im zweiten weist er der alten und neueren Naturphilosophie den ihr würdigen Platz an und zeigt, wie wenig durch vergleichende Erklärungen und schönlautende Phrasen eines Carus und Anderer für die Naturwissenschaft gewonnen wird. Mit der in diesem Briefe ausgesprochenen Ansicht über Kraft und Körper sind wir durchaus nicht einverstanden; das ist ganz richtig, dass wir keine Kraft ohne Körper und keinen Körper ohne Kraft denken können; gehen wir aber auf das Sein und Werden der Körper zurück, so müssen wir doch an eine Kraft denken, welche dieses bedingt, wir müssen an eine Kraft denken, welche die kleinsten Theile, aus denen ein Körper besteht, zusammenhält, eine Kraft, welche auf diese so wirkt, dass der Körper uns in dieser oder jener Farbe erscheint, eine Kraft, dass ein Körper die Wärme, die Electricität besser leitet als ein anderer, eine Kraft, welche die Atome so lagert, dass der Körper magnetisch erscheint u. s. w., und desshalb müssen wir nothgedrungen Kräfte voraussetzen, obgleich wir sie nicht an und für sich zu erkennen vermögen, sie

vielmehr erst sinnlich wahrnehmen, wenn sie angefangen haben auf die Körper zu wirken. Das Erforschen der Gehirnthätigkeit ist dem Verf., obgleich er es als schwierigstes Problem der Naturforschung erkennt, doch in nächster Zukunft erreichbar und als grossen Schritt vorwärts bezeichnet er die jüngsten phrenologischen Arbeiten! Von seinem Standpunkte aus ist diese Ansicht nicht anders zu erwarten. Aehnliche kühne Behauptungen spricht er hier noch mehr aus, wie z. B. der nächsten Zukunft sei es vorbehalten, die Ursache der Electricität zu erkennen; so wenig wir die Ursache der Schwerkraft, des Lichtes, der Wärme, des Magnetismus kennen, so werden wir auch nie die der Electricität kennen, denn das ist eben das grosse Räthsel der Natur, das der Mensch in dem Wahne seiner Grösse immer zu erkennen und zu ergründen glaubt; wenn man ihn aber fragt, was ist Wärme, was ist Schwerkraft u. s. w. so kann er nur unbestimmte und scheinbare Definitionen geben, die so gut im Nebel herum fahren, als die der Naturphilosophen. Mit dem Schlusse dieses Briefes: „Keine ewige Grenze ist dem Menschen gesetzt, aber ewig eine Grenze", stimmen wir in jeder Beziehung überein.

Der dritte bis eilfte Brief incl. beschäftigen sich mit dem astronomischen Theile des Kosmos. Er gibt hier zuerst die Bessel'sche Darstellung der Parallaxenmessung der Fixsterne mit einigen eigenen Erläuterungen und der linsenförmigen Gestalt des Sternhaufens der Milchstrasse, in dem unser Sonnensystem befindlich ist, auf sehr ansprechende Weise mit Zeichnungen und erläutert hieraus die Nebelflecke als in weitester Entfernung liegende Sternhaufen. Seit Alexander von Humboldt seinen Kosmos schrieb, wurde in Nordamerika entdeckt, dass der Orionnebel durch einen Münchner Refractor sich aus einzelnen Sternen bestehend darstellt und so scheint Herschel's Ansicht über die Nebelfläche nach und nach umgeworfen zu werden. Mädler's Centralsonne erhält das, was einer solchen Phantasie gebührt, und mit schönen Worten weist Cotta darauf hin, welch grosses Feld der Forschung in der Astronomie noch vor uns liege, ein Feld, dessen Grösse sich durch die in den letzten 5 Jahren gemachten astronomischen Entdeckungen, durch die von Jahr zu Jahr sich anhäufenden Hilfsmittel der Rechnung und Beobachtung einigermaassen ermessen lässt; es liegt z. B. nicht ausser der Möglichkeit, ja vielleicht näher als wir glauben, dass wir durch künstliche Darstellung des Diamanten und durch den Gebrauch desselben als Linsen zu unermesslichen neuen astronomischen Entdeckungen gelangen können.

Die Doppelsterne erläutert der Verf. historisch und aus einer so kurzen Darstellung kann man, wenn sie dabei so klar ist wie diese, sehen

wie leicht anschaulich man dem Laien ein schwieriges Problem auf historischem Wege machen kann. Seit Cotta den fünften Brief schrieb, welcher von unserem Sonnensystem handelt, wurde dem von Graham entdeckten Planeten der Name Metis ertheilt, es wurden aber auch an dem Neptun nicht nur ein Ring, sondern auch zwei Monde wahrgenommen und ein achter Saturnusmond entdeckt. In dem sechsten Briefe kommt er auf die allgemeine Anziehung zu sprechen, und erklärt sich hier als vollkommenster Gegner der Atomtheorie; er hätte bedenken sollen, dass die Atomtheorie es gerade ist, aus der man die Dichtigkeit und Schwere der Körper gegenüber der Erde am besten erklären kann, ohne gerade, wie er sagt, zu einer „unsicheren Hypothese“ zu schreiten. Sehr deutlich ist die nach Bessel gebildete Darstellung der gegenseitigen Störungen der Planetenbahnen, wie auch die durch Beispiele an Kugeln erläuterte Dichtigkeit der Himmelskörper. Im achten Briefe gelangt er an den Mond. Die Einleitung in diesem Briefe ist eine der wenigen trivialen Stellen, welche in dem Buche vorkommen und in die sonst populäre Schriftsteller so leicht verfallen. Den Beweis über den Mangel einer Mondatmosphäre liefert er nach Bessel und zieht hieraus wie dieser den Schluss, dass der Mond keine organischen Wesen, nach unserem Sinne, haben könne. Die hellen Mondstreifen hält er für Gangspalten, die mit hellem Gestein erfüllt sind, die Mondrillen für offene Spalten. Zum Schlusse gedenkt er spöttisch Gruithuisen's in München, ohne seinen Namen zu nennen; wer die vielen Aufsätze dieses ausgezeichneten Mannes über den Mond in seinen alten und neuen Analecten, in den Verhandlungen der kaiserlichen Leop. Acedemie der Naturf. und sein geistreiches Werk: Naturgeschichte des Himmels, gelesen hat und weiss, wie Gruithuisen den grössten Theil seines Lebens darau gesetzt hat, den Mond zu beobachten und desshalb vielleicht Vieles gesehen hat, was Andere nicht gesehen haben, kann nicht so höhnisch über ihn urtheilen; seine Phantasieen ragen zwar manchmal etwas stark hervor, seine Arbeiten enthalten aber doch eine solche Fülle von Kenntnissen, eine Menge von neuen und geistreichen Gedanken, die aller Beachtung werth sind.

Der neunte Brief, über Kometen, ist ganz nach Bessel's Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände, mit einer eigenen, ziemlich unverständlichen Erklärung der Polarisation des Lichtes, welche bei der Beobachtung des Kometenlichtes, eine so grosse Rolle spielt. Im zehnten erläutert er die Meteorsteine, und weist, ganz den Gedanken Humboldt's folgend, ihre Identität mit den Sternschnuppen nach und beschreibt den interessanten Meteorsteinfall zu Braunau in Böhmen am 14. Juli 1847. Wir er-

lauben uns, hier auf den sehr interessanten von Chr. L. Landbeck in den Württembergischen naturwissenschaftlichen Jahresheften (II. Jahrg. p. 383) beschriebenen Meteorsteinfall aufmerksam zu machen, der am 25. December 1846 zu Schönenberg, königlich bayerschen Landgerichts Burgau statt fand.

Mit dem zwölften Brief gelangt der Verf. an die Erde und gibt in der Reihenfolge eine Darstellung ihrer geologischen, geognostischen, hydrographischen, meteorologischen und organischen Verhältnisse. Zuerst spricht er sich über die bekannte Erdkruste aus und legt hierzu eine Höhen- und Tiefentafel bei; bei der interessanten und erschöpfenden Darstellung im Kosmos blieb ihm hier wenig zu commentiren übrig. Bei der Form der Erde führt er die äusserst interessanten Plateau'schen Versuche über die Rotation einer der Erdschwere entzogenen Oelmasse an, welche von grösster Bedeutung sind und alle Beachtung verdienen, indem man durch ein einfaches Experiment die so weit entfernten Himmelsgebilde nachahmen kann. Das Erkennen der Erdabplattung durch Gradmessungen und Pendelbeobachtungen ist sehr schön dargestellt, man erkennt daraus die Meisterschaft des Verf. in populärer Darstellungsweise. In den nächsten Briefen gelangt er zur Dichtigkeit der Erde, zu ihrer inneren Wärme und ihrem Magnetismus. Das Nordlicht hätte trotz der umständlichen Darstellung Humboldt's noch einige Erläuterungen verdient, da noch so vielfach lächerliche Ansichten darüber cursiren. Der von Faraday aufgefundene Diamagnetismus ist nicht, wie der Verf. sagt, eine dem Magnetismus verwandte neue Eigenschaft der Körper, vielmehr eine mit demselben innig zusammenhängende Erscheinung, die uns in der Erkenntniss des gegenseitigen Ineinandergreifens der primitiven Naturkräfte wieder um einen Schritt weiter geführt hat. An den Magnetismus der Erde schliesst sich das Leuchten der Weltkörper an; er beschreibt darin das Meerleuchten nach Darwin, das hier wenig in Betracht kommen kann; von da wendet er sich an die vulkanische Thätigkeit, an die Gasquellen und Geyser. Sehr zu rühmen ist, dass er bei diesen Darstellungen bekannte Schriftsteller und Augenzeugen über diese Gegenstände sprechen lässt, wie Hoffmann über die Entstehung der Insel Ferdinandea und von Leonhard über die Gegoer in Issland. Die Identität der vulkanischen Ausbrüche und Erdbeben hat er ausgezeichnet gegeben.

Die nächsten Briefe handeln von dem inneren Bau der Erde, von der Bildung der festen Erdkruste und der Bildung der Gesteine. Man ersieht aus denselben, dass hierin der Verfasser besonders zu Hause ist, denn die Aufeinanderfolge und Bildung der Gesteine ist äusserst anspre-

chend und verständlich dargestellt. Der 24. Brief, eine Geschichte der Organismen auf der Erde, ist eine zusammenfassende Darstellung aus Bronn's Geschichte der Natur, mit vielen Holzschnitten vorweltlicher Pflanzen und Thiere. Den erratischen Blöcken ist der nächste Brief gewidmet; er huldigt bei denjenigen der Alpengegenden rein der Gletschertheorie, bei den nordischen verlässt er die Humboldt'sche Erklärung einer petridelaunischen Fluth und schreibt sie dem Transporte von Eismassen zu; bei der Vertheilung des Landes auf der Erdoberfläche macht er mit kurzen Worten all die weit hergeholten und theilweise lächerlichen Erklärungen zu nichte, die alles Bestehende aus einer Hypothese erklären und zeigt für den Laien sehr deutlich und verständlich den Grundsatz Alexanders von Humboldt, dass man die heutige Gestaltung der Erdoberfläche als das Product unendlich vieler auf einander folgender Einwirkungen betrachten müsse. Die langsame Hebung und Senkung des Landes im 27. Briefe ist bei weitem nicht so erschöpfend dargestellt, wie Al. von Humboldt's Aeusserungen hierüber im Kosmos I, 312 — 316. Bei der Darstellung der Gebirgskettenerhebung im nächsten Briefe gibt er zuerst die Erhebungstheorie von Elie de Beaumont; er selbst ist aber kein Anhänger derselben, spricht sich vielmehr für unzählige kleinere und locale Erhebungen aus, was auch wahrscheinlicher ist.

Der 29. Brief über Fluth und Ebbe ist kurz zusammengefasst und klar dargestellt; man vergleiche hiemit die prachtvolle Darstellung Leonhard Euler's in irgend einer Ausgabe seiner Briefe, und man wird sehen, dass dieses alte unvergleichliche Muster populärer Sprache doch nicht erreicht ist. Die Circulation des Wassers auf der Erde, die Quellenbildung in dem Wasser durchlassenden und „wasserundurchlassenden" Boden, die Bewegung der Flüsse, der Seen, der Meere mit den Verdunstungen und Condensirungen ist ansprechend und erschöpfend gegeben.

Der 31. Brief ist eine würdige Zugabe zum Kosmos, in welchem die Gletscher ausser einigen allgemeinen Andeutungen ganz übergangen sind. Er beschreibt in demselben zuerst die Moränen, gibt dann nach Agassiz eine Beschreibung des Unteraargletschers und führt die verschiedenen Ansichten über das Fortbewegen derselben von Saussure bis Hopkins an, doch ohne eine genügende Erklärung zu geben. So manche Phantasieen die Hugi'schen Erklärungen enthalten mögen, so besitzen wir in seinen Untersuchungen über die Gletscher doch eine solche Menge von interessanten Thatsachen und Nachrichten, dass er nicht so vornehm absprechend über ihn hätte verfahren sollen.

Mit dem 32. Briefe beginnt der meteorologische Theil; es werden

nach einander behandelt: Atmosphäre, Klima und Wetter. Bei Anführung des Barometers bezeichnet diesen der Verfasser als Wetterglas; bei der noch so vielfach herrschenden Ansicht, dass das Barometer das Wetter verkündige, hätte er diesen Ausdruck nicht gebrauchen, sich überhaupt über den Aberglauben bei Witterungsprophezeihungen weit eindringlicher aussprechen sollen, da noch so viele Gebildete den Einfluss gewisser Tage auf die Witterung u. dgl. m. sich nicht nehmen lassen. Sehr interessant wäre es gewiss für Viele gewesen, auch etwas über die Witterungsphasen der Vorwelt zu vernehmen, welche Dr. K. Fr. Schimper so schön geschildert hat. In dem Briefe über das Klima vermissen wir die ansprechende Darstellung, welche die meisten übrigen so sehr auszeichnet, er besteht aus einer Anhäufung von Thatsachen und Umständen, ohne diese in ihrer Allgemeinheit zusammen zu fassen, wodurch sie allein dem Laien verständlich werden können.

In dem 35. Briefe beginnt das organische Leben auf der Erde. Die Entstehungserklärung der organischen Geschöpfe auf Erden nimmt der Verfasser sehr leicht, leichter als man es in einem für Laien geschriebenen Werke thun sollte. Auch er geht vom Krystalle aus, zu dem als Beweis der schwierigen Trennung zwischen Organischem und Unorganischem die Meisten ihre Zuflucht nehmen. Die neuen Entdeckungen Faraday's, welche vor Kurzem in mehreren Zeitungen cursirten, über die schon längst vermuthete Abhängigkeit der Krystallisation vom Magnetismus, werden, wenn sie begründet sind, in dieses schwierige und interessante Gebiet ein neues Licht bringen. Der Verf. nimmt in der Natur drei Individualisirungen an, die des Krystalles, der Pflanze und des Thieres; in dieser Darstellung ist der Verf. auch durchaus nicht frei von naturphilosophischen Vergleichungen, gegen die er sonst bei jeder Gelegenheit loszieht. Wie man z. B. an den „bald rechts, bald links aufsteigenden Trapezoëderflächen" der Krystalle eine Aehnlichkeit mit den Spiralbildungen der Pflanzen auffinden kann, wird Vielen unbegreiflich sein. Die Bestrebungen der organischen Formen durch mathematische Gesetze nachzuweisen, wie es in neuester Zeit Manche, z. B. Schübler in seiner Schrift „die Formen der Natur" gethan hat, hätten hier wohl auch Erwähnung verdient, da sie als ein erster kleiner Anfang zu betrachten sind, die Mathematik, diese universelle Sprache der Natur, auch in die bisher ihr verschlossenen und von ihr unverstandenen Räume einzuführen. Die drei nächsten Briefe gehören zu den schönsten des ganzen Werkes, es werden in denselben die Infusorien und Korallen, das Gleichgewicht des organischen Lebens und die Geographie der Pflanzen und Thiere mei-

meisterhaft geschildert, und in die eigene Darstellung die herrlichen Erzählungen Darwins und Adelberts von Chamisso über die Korallenriffe und Schleidens geistreiche und poetische Schilderung der Pflanzenverhältnisse der Erdzonen verwoben.

Die Spitze des ganzen Werkes soll der 39. Brief bilden. Er ist überschrieben: Der Mensch, den der Verf. als das Endresultat aller Selbstentwicklungen in der Natur betrachtet. Dieser einzige Brief wischt viel von dem Eindruck weg, den das ganze Werk auf den Leser gemacht hat. Das Hervorgehen der organischen Formen aus einer Entwicklungsreihe hätte er gerade beim Menschen am wenigsten anführen sollen, denn der Mensch schadet, wie er selbst eingesteht, am meisten dieser Argumentation, und nicht einmal Hypothesen reichen zu, das plötzliche Erscheinen des Menschen ohne die Annahme einer Schöpfung zu erklären. Der Verf. sagt zwar, die Analogie spreche für die Selbstentwicklung, dies ist aber durchaus logisch unrichtig, da die Entwicklung des einen aus dem andern keineswegs nachgewiesen ist. Mit allem Ernste sagt er, es sei würdiger für den Menschen, von einem Affen abzustammen, als von einem göttlichen Engel, denn die letztere Abstammung wäre viel zu demüthigend für ihn! Auch führt er unter anderem an: Man versetze den Europäer nach Afrika, den Neger nach Europa, und nach vielen tausend Jahren werde die Raçe in Europa die höher, die in Afrika die nieder entwickelte sein. Wir können freilich nicht beurtheilen, wie dies sein würde, und wahrscheinlich Herr Cotta eben so wenig; dieser Satz würde aber voraussetzen, dass die höchste Bildung des Menschen stets in Europa gewesen sei, während uns die Geschichte eine hohe Bildung in Asien und Afrika zu einer Zeit lehrt, wo der Bewohner Europa's noch auf niedrigster Stufe stand. Zum Schlusse dieses Briefes gelangt er an die Bedeutung des Gehirns und von diesem zur Phrenologie; wenn er von einer Widerlegung der von Tiedemann in seiner berühmten Schrift über das Gehirn des Negers verglichen mit dem des Europäers und des Orangutangs ausgesprochenen Resultate seiner Forschungen durch Campe spricht, so ist diese Widerlegung nur von wenigen Phrenologen anerkannt. In einem Commentar zu Humboldt's Kosmos die Phrenologie zu bringen, kann diesem Commentar nur schaden, besonders jetzt, wo die Phrenologie durch die vielen Lächerlichkeiten, welche sich die Phrenologen zu Schulden kommen liessen, so ziemlich aus der Mode gekommen ist. Alle weiteren und näheren Erörterungen hierüber bleiben am besten bei Seite; nur das führe ich noch an, dass Cotta zur Bestätigung verschiedener phrenologischer Sätze auch die Kretinen anführt. Die Phre-

nologen setzen voraus, dass bei diesen Geschöpfen kein Organ, das irgend eine Intelligenz, eine erhabene Geistesfähigkeit repräsentirt, ausgebildet sei, vielmehr nur die der thierischen und sinnlichen Triebe gewissermassen hervorragen. Wie können nun die Phrenologen die vollkommene Heilung solcher Kretinen, wie sie in neuerer Zeit in den verschiedenen in Deutschland errichteten Heilanstalten geschehen ist, erklären? Gestaltet sich bei diesen etwa mit der Zeit das Gehirn anders? Krankhafte Zustände und nachherige Heilung der einzelnen Organe können sie dieses in ihrem Sinne und nach ihren Grundsätzen doch wohl nicht nennen, wenn sich zuerst ein vollkommener Mangel einer Geistesthätigkeit und später ein vollkommenes Vorhandensein derselben kundgibt. In dem neuesten geistreichen Werke Ennemoser's: Der Geist des Menschen in der Natur (Stuttg. und Tüb. 1849. S. 768) sind fünf Fragen aufgestellt und beantwortet, welche den Phrenologen manches zu schaffen machen werden. Ennemoser hat in diesem Werke aufs schlagendste nachgewiesen, welch schlechte Psychologen die Phrenologen waren und sind.

Der letzte Brief enthält einen Rückblick auf das ganze Naturgemälde. Werfen wir auch einen Rückblick auf das Werk, so müssen wir offen gestehen, dass der Eindruck, den es als Ganzes auf uns gemacht hat, ein sehr günstiger ist, und dass es jedem, der zu Humboldt's Kosmos einen Commentar nöthig hat, sehr zu empfehlen ist. Auch die äussere Ausstattung ist dem Humboldt'schen Werke würdig, und der zweite Theil wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen.

II. Kosmos für Schule und Laien nach Alexander von Humboldt von Dr. K. H. Reuschle, Professor der Mathematik und Geographie zu Stuttgart. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger'sche Buchhandl. 1848. Erster Theil 211, zweiter Theil VIII u. 304 S.

Stellen wir dem Cotta'schen Werke dieses gegenüber, so muss sich, was Klarheit und Darstellungsweise anbelangt, der Eindruck, den ersteres auf uns gemacht hat, verdoppeln. Die Vorrede ist dem zweiten Theile angehängt; der Verf. sagt darin, sein Werk soll keineswegs ein eigentlicher Commentar sein, sein Kosmos soll vielmehr in eigener Darstellung die Lücken ausfüllen, welche der den Quellen ferner stehende Leser in dem Humboldt'schen Werke finde. Dass er in dem Buche eine eigene Darstellungsweise verfolgt, ist in der That begründet, warum setzt aber dann der Verf. „nach Al. von Humboldt“ auf den Titel? Wahr-

scheinlich zur Empfehlung des Buches oder zur Entschuldigung, dass er es nach Humboldt unternimmt, auch einen Kosmos zu schreiben. Schon beim Lesen des ersten Abschnittes erkennt man, wie weit der Verf. davon entfernt ist, in populärer Sprache schreiben zu können, und dieses fällt um so mehr auf, wenn man das Buch dem Cotta'schen gegenüberstellt; auf der andern Seite ist aber der innere Zusammenhang des Ganzen, die Entwicklung von der „frei im Raume schwebenden Erde" bis zu den einzelnen Gestaltungen auf der Erde ausgezeichnet entwickelt, und jeder Leser wird nur bedauern, dass sich dieses im Einzelnen nicht auf gleiche Weise wiederholt.

Der erste Theil „Der Himmel" zerfällt in zwei Bücher, wovon das erste überschrieben ist: „Orientirung der Erde im Weltall und ihre kosmischen Naturverhältnisse." Der erste Abschnitt handelt insbesondere von der irdischen Schwere und der Ballung der Materie; es sind darin eine Masse von physikalischen Thatsachen der Schwere angehäuft und zusammengestellt, welche weder eine Uebersicht noch eine Einsicht gewähren und auf den Leser nur ermüdend wirken können. Im zweiten Abschnitt wird die Axendrehung der Erde erläutert. Die Untersuchungen Benzenbergs über das Herabfallen eines Steines, welche früher gegen, später für die Axendrehung Beweise lieferten, sind sehr gut dargestellt; es ist dies eine der wenigen Stellen populärer Sprache, welche das Buch aufzuweisen hat. In diesem und dem vorigen Abschnitte wiederholen sich die Verweisungen auf spätere Bücher und Capitel zu oft, wenigstens 20 mal. Die kurze Zusammenstellung der Weltsysteme im nächsten Abschnitt: „Die Erde in fortschreitender Bewegung als Planet des Sonnensystems", ist gut gegeben; es sind dies aber nur einzelne Funken, denn gleich nachher verfällt der Verf. wieder in seine Unklarheit und in eine Art von Durcheinander, in welchem kaum der Mann von Fach den Faden erhalten kann, vielweniger natürlich ein Schüler oder ein Laie. Er, der so Vieles durch die Undeutlichkeit seines Aufsatzes voraussetzt, hätte bei Angabe des ersten Keppler'schen Gesetzes die Ellipse nicht so umständlich zu erklären nöthig gehabt, so gut jemand seine vielen neugeschaffenen Ausdrücke und Redensarten versteht, welche wir weiter unten gesammelt angeben werden, versteht man auch die elliptische Form, die gegenwärtig jeder Handwerker zu zeichnen vermag. Die Darstellung der elliptischen Bahnen ist gut gehalten. Warum schreibt der Verf. Neuton und nicht Newton?

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kosmosliteratur.

(Schluss.)

Dieser grosse Mann war doch ein Engländer und kein Deutscher, und fremde Namen wird man doch nicht germanisiren wollen. In dem vierten Abschnitte: Die Erde unter dem Einfluss der allgemeinen Gravitation in ihren Bewegungen gestört und ein Glied höherer Systeme, erläutert er zuerst die Masse und die Dichte der Erde nach den Bestimmungen mit der Drehwaage; bei den Störungen der Erde erwähnt er die Ab- und Zunahme der Ekliptikschiefe, die Excentricität der Erdbahn, die Präcession und das sich hieraus ergebende Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen, die Veränderung in der Lage der Apsiden; alles dieses ist weit besser geschrieben und erläutert, als die früheren Abschnitte; die Erklärung der Ebbe und Fluth im Wasser und in der Atmosphäre ist dagegen sehr unverständlich. Zu rühmen ist, dass er dem Glauben eines Mondeinflusses auf die Witterung so entschieden entgegentritt, und die Mädler'schen Phantasieen zu der Stelle zurückführt, welche ihnen gebührt.

Das zweite Buch, Die Naturgeschichte des Himmels, zerfällt wiederum in vier Abschnitte. Der erste derselben oder der fünfte in der ganzen Reihe handelt von dem „uns zugänglichen Weltraum mit seiner Stofferfüllung". Hier erläutert er zuerst das Licht und den Aether; die Auffindung der Geschwindigkeit des Lichtes setzt er historisch auseinander, eine Weise, welche er öfters hätte verfolgen sollen, um seine Darstellungsweise etwas lebhafter zu machen; alsdann kommt die Aberration der Fixsterne, die Interferenz des Lichtes, die hierdurch leicht erklärliche Wellenbewegung desselben und der dieser zu Grund liegende Lichtäther an die Reihe. Die Erfüllung des Weltraumes und mit ihm aller unsern Sinnen wahrnehmbaren Körper durch den Aether ist dem Verf. eine Stofferfüllung; wir müssen uns den Aether, wenn je als eine Materie, noch unendlich feiner vorstellen, als die feinsten Gasarten, also als einen Stoff, der unsern Sinnen an und für sich nicht wahrnehmbar ist; es fragt sich hierbei, ob wir dann noch den Ausdruck Stoff gebrauchen dürfen, da dieses den Begriffen widerstreitet, welche wir sonst vom

Stoffe haben. Die Entdeckungen durch die Fernröhre und Teleskope hat der Verf. gut gegeben; von den Sternverzeichnissen and Sterntafeln führt er keines der vielen Verzeichnisse der Araber an, welche so lange Zeit hindurch eine so grosse Rolle in der Astronomie und Astrologie spielten, und bei den Nebelflecken lässt er es dahingestellt sein, ob man sie für unendlich weit entfernte Sternhaufen oder sich bildende oder auflösende Weltmassen halten will.

Im sechsten Abschnitte, „das System der Milchstrasse oder das Sternsystem, zu welchem unsere Sonne gehört“, gibt er zuerst eine Beschreibung der Milchstrasse, wie sie sich uns darstellt von der Erde aus gesehen. Die neben unserer Sonne in unserem Sternsystem befindlichen Fixsterne oder „Mitsonnen unserer Sonne“, wie sie der Verf. nennt, geben ihm Veranlassung, sich über die Grösse, Entfernung und Bewegung derselben auszusprechen, und er hebt hiebei besonders die Verdienste Bessels hervor. Die Bewegung der Doppelsterne um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt ist sehr undeutlich erläutert, er hätte dies ausführlicher behandeln sollen, da es eine von den Bewegungen unsers Systems verschiedene Bewegung ist. Sehr gut ist die Argumentation Hrn. Reuschle's gegen einen universellen Centralkörper. Die Lichtveränderungen der Sterne sind neben den verschwundenen Sternen Tycho de Brahe's und Keppler's in der Cassiopeja und im Fuss des Schlangenträgers ganz nach Humboldt dargestellt. So sehr sich der Verf. stets gegen die astronomischen Phantasien ausspricht, so macht er doch auch einige am Schlusse dieses Abschnitts.

Der siebente Abschnitt, „Das Sonnensystem, dessen Planet die Erde ist“, enthält zuerst die Bessel'sche Darstellung, wie gross wir mit unsern besten Fernröhren Gegenstände von einer gewissen Grösse auf unsern „Nachbar-Weltkörpern“ sehen können; nach dieser kommt eine Naturgeschichte der Sonne. Dass die Sonnenflecken, wenn sie ganz fehlen oder in so grosser Anzahl, wie es manchmal vorkommt, erscheinen, keinen Einfluss auf die grössere oder geringere Erwärmung der Erde ausüben, ist noch nicht so bestimmt nachgewiesen, wie es der Verf. darstellt. Die neuen Planetenentdeckungen haben wir schon bei Beurtheilung der Cotta'schen Schrift näher erläutert. Leverrier's Ruhm bei der Neptunentdeckung sucht der Verf. auch hier wie früher in einem Aufsatze in den Jahrbüchern der Gegenwart, doch nicht auf so unwürdige Weise wie dort, zu schmälern. Die Vermuthungen über das Vorhandensein weiterer Planeten und somit die Möglichkeit solcher Entdeckungen setzt er weitläufig aus einander und geht dann über zu einer Naturgeschichte der be-

kannten Planeten und Kometen. Den Kometen von 1843 hätte er etwas näher erörtern sollen, da noch so viele Leute an eine Identität dieser Erscheinung mit dem Zodiakallicht oder an eine andere Lichterscheinung glauben, wie sie Wirth in seiner Schrift: „Der Heliokon oder das Ost-Westlicht" aufgestellt hat; auch fehlt bei dem Biela'schen Kometen die vor vier Jahren gemachte Entdeckung eines Doppelkerns. Nachdem er sich gegen die Bode'sche Progression der Planetenentfernungen über die übereinstimmende Excentricität der Planetenbahnen, ihre nach ein und derselben Seite gerichtete Axendrehung und ihre gleichmässige Neigung zu der Grundebene des ganzen Systems ausgesprochen hat, kommt er noch einmal auf die Möglichkeit zu sprechen, weitere Planeten ausserhalb des Neptun aufzufinden, und stellt als Möglichkeit hin, dass noch fünf dort liegen können. Der Schluss über die Bildungen der Planeten in der Gestaltung, wie sie jetzt sind, mit einer Darstellung der Olbers'schen Hypothese der Zertrümmerung eines grösseren Planeten in der Gegend, wo die kleinen kreisen, ist eine der bestausgeführten Stellen des ganzen Buches. — Der letzte Abschnitt handelt von der Region und dem System der Erde. Der Mond, das Thierkreislicht, die Sternschnuppen und Meteore werden nach einander erläutert. Sehr weitläufig sind die Störungen der Mondbahn und seine Axendrehung behandelt, in der Naturgeschichte des Mondes folgt er ganz den Bessel'schen Ansichten. Die Unterhaltung des Sonnenlichtes durch in sie hineinfallende Meteormassen ist von Prof. Gruithuisen schon 1830 im fünften Heft seiner alten Analecten und in seiner Naturgeschichte des Himmels weit schöner ausgesprochen, als in der angeführten Mayer'schen Schrift.

Wie der erste Theil, zerfällt auch der zweite „Die Erde" in zwei Bücher und jedes derselben in vier Abschnitte. Das dritte Buch in der Reihenfolge ist überschrieben: Das Innere der Erde im Verkehr mit der Oberfläche und die tellurischen Bildungshergänge. Der neunte Abschnitt handelt von dem Erdkörper als einem Sitz eigenthümlicher Polarkräfte. In diesem spricht er sich zuerst über die Erdrinde und den Erdkern aus, geht dann zu einer Schilderung der Polarität überhaupt über, die er ziemlich genau erläutert, und macht dann einen Abschweif auf die chemische Verwandtschaft, welche er dadurch, dass er sie in diesem Abschnitte einreiht, für eine polare Kraft erklärt, für diese Annahme aber keinen Beweis liefert. Den Magnetismus erläutert er kurz, doch ohne auch nur ein Wort von den neuen Faraday'schen Endeckungen über den Diamagnetismus anzuführen. Nun kommt die Electricität an die Reihe in geschichtlicher Uebersicht, zuerst die Reibungselectricität, wobei er sich auf geeig-

nete Weise gegen die Annahme electrischer Flüssigkeiten ausspricht. Bei dem Galvanismus nennt er die galvanische Kette hygroelectrische, nicht hrydroelectrische, wie allgemein angenommen ist; es wird ziemlich gleichbedeutend sein, ob man diesen Ausdruck von ὑδραίνω oder von ὑγραίνω herleitet, nur sieht Ref. nicht ein, warum man einen allgemein angenommenen guten Ausdruck umändern soll, die Naturwissenschaft hat Synonyme genug. Von der Zamboni'schen electrischen Säule sagt der Verf., sie vertrete allein die Volta'sche Lehre der Berührungselectricität; allbekannt ist aber, dass sie nicht mehr und nicht weniger die Volta'sche Theorie unterstützt, als jede andere electrische Säule. Die Zusetzungen durch Reibungselectricität waren weit früher bekannt; als die galvanische Electricität entdeckt wurde, und nicht erst „in neuerer Zeit gelungen", wie der Verf. sagt; eben so wurde die Herstellung von Electromagneten nicht zuerst von Davy, sondern von Arago entdeckt, und zu gleicher Zeit machte dieser auch Drähte durch die Reibungselectricität magnetisch, und diese Entdeckung wurde also ebenfalls nicht in neuerer Zeit gemacht, wie der Verf. anführt. Zum Schlusse gelangt er an die Thermoelectricität und den Erdmagnetismus; die Darstellung des letztern ist ziemlich umfassend und klar. Das Geräusch bei Nordlichtern ist nicht „mehr als zweifelhaft", wie sich der Verf. ausdrückt, sondern von neueren Beobachtern vollkommen erwiesen. Nicht alle Nordlichter knistern, und wenn manche es nicht gehört haben, so ist dies noch kein Beweis für die Nichtexistenz.

In der Einleitung des 10. Abschnittes: Das Erdinnere ein Heerd eigener Wärme, spricht der Verf. von leuchtenden trockenen Nebeln von 1783 und 1831. Unter dem leuchtenden trockenen Nebel von 1783 kann nichts anderes gemeint sein, als der bedeutende Höhenrauch dieses Jahres, ob dieser aber geleuchtet habe, ist sehr fraglich. Die Lichtnebel von 1831 waren aber durchaus keine trockenen Nebel, sondern eine durch die Sonne erfolgte Beleuchtung ungewöhnlich hoch schwebender Dämpfe, also ein gewöhnlicher, aber sehr hochstehender Nebel, und das Licht Sonnenlicht, also kein selbstentwickeltes, wenigstens sind die meisten Meteorologen dieser Ansicht. Nun kommt eine Darstellung der durch die Wärme bedingten Aggregationszustände der Körper, ihre Wärmecapacität („Fassungsvermögen") und ihr Leitungsvermögen. Bei Auseinandersetzung der Verhältnisse zwischen Licht und Wärme kommt er auch auf die Moser'schen Bilder zu sprechen und glaubt zur Erklärung derselben eine neue Theorie aufstellen zu müssen; es wäre dies schon gut, da die des unsichtbaren Lichtes noch keineswegs begründet ist. Diese Bilder

aber als reine Abklatschbilder zu erklären, das ist doch etwas zu weit gegangen, besonders, wenn man zu einer Gasverdichtung an der Oberfläche der Körper seine Zuflucht nehmen muss, einestheils eine solche Gasverdichtung nicht nachweisen, anderntheils nicht angeben kann, in was dieses Gas bestehen soll, vielmehr einfach zur Beweisführung anführt, der Platinschwamm am Wasserstoffeuerzeug verdichte auch Wasserstoffgas, eine Behauptung, welche noch keineswegs anerkannt, vielmehr durch die scharfsinnigen Erklärungen des berühmten Physico-Chemikers A. de la Rive sehr zweifelhaft ist. Wenn der Verf. also von einer rein unbewiesenen Voraussetzung bei dem unsichtbaren Lichte Moser's spricht, so hätte er sich hüten sollen, selbst eine d u r c h a u s unbewiesene Voraussetzung anzuführen. — Sehr anzuerkennen ist, dass er in diesem Abschnitte den lächerlichen Behauptungen, die Bewegung für ein Aequivalent der Wärme auszugeben, entgegentritt. Wir wissen nicht, ob es derselbe Herr Mayer ist, den der Verf. S. 60 anführt, der in dem 42. Bande S. 233 der Annalen der Chemie und Pharmacie in einigen Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur den Satz aufstellt: Die Locomotive sei einem Destillirapparate zu vergleichen, die Wärme gehe in Bewegung über und setze sich an den Axen der Räder als Wärme wieder ab, eine Argumentation, welche sich am besten selbst richtet. Nun geht der Vf. zur Wärmezunahme nach Innen und zu der Feuerflüssigkeit des Erdinnern über, und nimmt hiebei Veranlassung, sich über die Beständigkeit der Erdwärme auszusprechen und das Unhaltbare so vieler lächerlicher Hypothesen über dieselbe darzulegen.

In dem 11. Abschnitte: Die Erdfläche ein Schauplatz plutonisch-vulkanischer und jovisch-neptunischer Hergänge, stellt er neben die plutonischen, vulkanischen und neptunischen Bildungen, wie die Ueberschrift zeigt, noch „jovische“ auf, wozu er die Zerstörungen durch Wasser und Luft, durch Einsickern des Wassers, die Einsenkungen u.s.w. rechnet. Zu was solche Zusammenstellung nützen soll, kann Ref. nicht einsehen. Nun gelangt er an das unterirdische Wasser und die Quellenbildung, Thermen, Gasquellen u. s. w. Die Existenz der Irrlichter zieht er gänzlich in Zweifel, und doch ist sie von so vielen Augenzeugen constatirt. Nach den Schlammvulkanen gelangt der Verf. an die eigentlichen Vulkane; der Vulkan Jorullo in Mexico ist nicht erst 1830 entstanden, wie es S. 88 heisst, wahrscheinlich wollte er hier die 1831 entstandene Insel Ferdinandea anführen, da S. 126 die Entstehung dieses Vulkanes näher beschrieben ist. Die Gruppen und Zonen der Vulkane bespricht er sehr kurz, gelangt dann an die Erdbeben und erläutert sehr gut, wie das

Wasser der Grund aller vulkanischen Thätigkeit sei. Als Gegensatz führt er nun die Thätigkeit des Wassers an der Oberfläche der Erde an, die Ablagerungen unter Wasser, Strandbildungen u. s. w. Unter diesen erwähnt er wohl den jüngsten Meereskalkstein (Riffstein), aber nicht den jüngsten Meeressandstein. Nach einander werden nun die Ab- und Zuschwemmungen des Meeres („Meereserosion"), die Höhlen und Thalbildungen, Stromablagerungen, erratische Blöcke und Gletscher erläutert. Nun kommt die „Vermoderung unter Wasser" (Torfbildung) an die Reihe und diese führt ihn dazu, es mit der Steinkohlenbildung eben so leicht zu nehmen, indem er diese auf demselben Wege, nur mit einigen Modificationen entstehen lässt. Wie sich aber mit diesem Vermoderungsprocesse alle Erscheinungen an den Steinkohlen erklären lassen, führt er nicht näher an. Nun kommen die Korallen- und Infusorienbildungen und nach diesen die atmosphärischen Einflüsse auf die Erdfläche, wovon er auf einmal wieder einen Sprung in die vulkanische Thätigkeit macht und die dadurch bewirkten Hebungen und Senkungen mit Wellenthälern und Wellenbergen vergleicht! Einer Einsenkung muss nach seiner Ansicht stets eine Erhebung entgegenstehen, eine Hypothese, die er nicht näher begründet. Erhebungskratere, Gangbildungen, Kuppenbildungen u. s. w. machen den Schluss dieses langen Abschnitts.

„Die Erdrinde ein Gefüge verschiedenartiger Gebilde aus verschiedenen Epochen" ist der 12. Abschnitt überschrieben. Hier gibt er zuerst eine Aufzählung der chemischen Grundstoffe in unklarer Zusammenstellung, geht dann zu einer Aufzählung der einzelnen Mineralien über und beschreibt die natürlichen und künstlichen Mineralsysteme, wobei er den Vorzug der chemischen Systeme sehr gut beleuchtet. Nun kommen die Felsarten an die Reihe; Thonschiefer führt er S. 149 als gleichbedeutend mit Grauwacke an, den Klingstein S. 150 als ein Gemisch von Feldstein und Natrolith; später unter den „geognostischen Gebilden" unterscheidet er den Thonschiefer vollkommen von der Grauwacke, hier lässt er aber S. 164 das Steinsalz besonders im Keuper auftreten, Fehler, die sich der Verf. nicht hätte zu Schulden kommen lassen sollen, da jedes unbedeutende geognostische Lehrbuch ihn hätte belehren können.

Das vierte Buch: Die jetzige Erdoberfläche, handelt im 13. Abschnitt vom Land und Wasser, worin die Vertheilung und Verhältnisse beider einzeln und gegenseitig auseinandergesetzt werden. Es ist dieser Abschnitt wohl der beste des ganzen Buches, man sieht, dass der Verf. manche geographische Kenntnisse besitzt. Im 14. Abschnitt: Luft und Wetter, spricht er von der Zusammensetzung und den Verhältnissen der

atmosphärischen Luft, und geht von da auf eine kurze Erläuterung der meteorologischen Erscheinungen über. Wie er den Luftdruck neben die Schwere und die Schwungkraft als eine neue tellurische Kraft hinstellt, ist Ref. unklar, man weiss nicht, was er bei seiner dunkeln Sprache hierunter versteht. Ueber die Regenverhältnisse der Erde spricht er sich in ansprechender Weise aus, eben so über den electrischen Process der Luft, nur hätte er hiebei bestimmtere Erklärungen geben sollen. Gleich gut sind auch die Erörterungen über die Brauchbarkeit des Barometers als Wetterglas nach Studer. Der 15. Abschnitt: Wärme und Klima, ist erschöpfend und ganz nach der Humboldt'schen Darstellung gehalten.

In dem kurzen 16. Abschnitte: „Leben und Geist“ soll das, was gleichsam das Endresultat, den Centralpunkt des ganzen Kosmos bildet, das Leben abgehandelt werden; es ist dies einer der grössten Mängel des Buches, der es zu einer blossen sogenannten physikalischen Geographie stempelt. Bei Auseinandersetzung der organischen Chemie spricht der Verf. kurz von der Radikaltheorie, und umgeht die in neuerer Zeit sich immer mehr verbreitende Kerntheorie von Laurent und Dumas. Dasselbe findet bei der Angabe der natürlichen Pflanzensysteme statt, wo er Ocken's naturwidriges System und das Jussieu'sche ausführlich behandelt, vom De Candolle'schen und den Verbesserungen von Bartling aber nichts anführt. Auch bei den Thieren führt er die geistreichen, von keinem Zoologen aber angenommenen Ocken'schen Ansichten an, welche in ihrem naturphilosophischen Dunkel am wenigsten geeignet sind, dem Laien und Schüler Einsicht in das Ganze zu geben. Von der für den Kosmos so wichtigen Pflanzen- und Thierverbreitung ist so viel wie nichts gesagt, und eben so kurz kommt der Mensch, der Schlussstein der Schöpfung, weg.

Zum Schlusse kann Ref. nicht umhin, einige neue Worte und Redensarten anzuführen, womit Herr Reuschle die deutsche Sprache und die Naturkunde bereichert hat. Es sind uns besonders aufgefallen: Erster Schritt zur Zurechtfindung der Erde im Weltall. Sonnenhaft. Pendeln. Spiel der Central- und der elliptischen Bewegung. Allgemeine Weltkraft. Der uns zugängliche Weltraum. Gränzen unserer Weltraumsgegend. Das Licht, das uns mit den Gegenständen vermittelt. Erweiterung unserer Weltallsaussicht. Lichtauslöschung im Weltäther. Weltruthen (= Sternweiten). Nachbarweltkörper. Reich, Unterreiche oder Provinzen der Sonne. Vollplaneten. Eingebürgerte Weltkörper (= Kometen). Maassfremde Grössen. Proletarier des Sonnensystems (= Meteorsteine). Weltspähne und kosmischer Hagel. Artungen der Electricität. Barsche Veränderungen der Magnetnadel. Bremsen der Axendrehung der

Erde. Ueberkippen. Chemisch-träge und chemisch-regsam. Metalle des gewöhnlichen Bewusstseins. Mechanischer Einschuss (= Injection). Kennzeichnend zu besonderen Ganzen gestempelte Landesräume. Binnenländische Erdsenke. Beinahseee und Beinahinseln. Weltstellung der Länder. Schlechthiniges Kleinstes und Grösstes. Einzeläusserstes. Verähnlichung und Ausscheidung (= Stoffwechsel). Werden des gegenständlichen Geistes.

Aus dem Dargestellten wird man ersehen, dass der Herr Verfasser seinen Zweck, ein Buch für Schulen und Laien zu schreiben, nicht erreicht hat, obschon der Mann von Fach, namentlich durch die consequente Durchführung des Ganzen, es in mancher Beziehung befriedigend und belehrend aus der Hand legen wird.

Otto E. J. Seyffer.

Kurze Anzeigen.

Chronicon Samaritanum arabice conscriptum cui titulum est liber Josua, ex unico codice Scaligeri nunc primum edidit, latine vertit, annotatione instruxit et dissertationem de codice, de chronico, et de questionibus, quae hoc libro illustrantur praemisit Th. Guil. Joh. Juynboll. Addita est tabula lithograpta, praeter ultimam subscriptionem et notas qopticas, in codice obvias, specimina exhibens literarum Samaritanarum, ex eo libro aliisque codicibus sumta. Lugduni Batavorum, apud S. et J. Luchtmans. 1848. 55 S. Text und 369 S. Uebersetzung und Anmerkungen in 4.

Die hier zum erstenmale edirte Handschrift erhielt der berühmte Scaliger nach vielen Bemühungen von den Samaritanern in Naplus und vermachte sie, wie seine übrigen literarischen Schätze, der Universitätsbibliothek zu Leyden. Seither ward sie von Golius, Hottinger und Reland abgeschrieben und benutzt, und vielfach ward das Verlangen nach einer vollständigen Ausgabe dieses merkwürdigen Buches ausgesprochen. H. Juynboll ist nicht nur diesem längst gefühlten Bedürfenisse entgegengekommen, sondern hat auch, wie schon der Titel anzeigt, die ganze Cultur- und Literärgeschichte der Samaritaner beleuchtet, so, dass dieses Werk in Verbindung mit seinen, im Jahre 1846 geschriebenen „Commentarii in historiam gentis Samaratinae“ Alles enthält, was uns von diesem merkwürdigen Volke Wissenswerthes geboten werden kann. Im ersten Kapitel gibt der Herausgeber alle wünschenswerthe Auskunft über die Geschichte dieses Codex und dessen Beschaffenheit. Das zweite Kapitel handelt von dem Inhalte des Buches, von dem vermuthlichen Verfasser desselben, von dessen Schreibart und den von ihm benutzten Quellen, so wie von der Zeit, in welcher und dem Orte an welchem wahrscheinlich dieses Buch verfasst wurde. Wir begnügen uns hier, den Inhalt dieses Werkes summarisch anzugeben: Das erste Kapitel enthält eine Art Vorrede von dem, welcher das Buch Josua aus

dem Samaritanischen ins Arabische übersetzt hat, und eine allgemeine Uebersicht, über den Zustand der Israeliten unter und nach Moses. Das zweite bis zum achten Kapitel, enthält eine Einleitung des Uebersetzers, in welcher er zuerst erzählt, wie Josua zum Propheten geweiht worden, wie die Moabiten, Ammoniten und Midianiten Biliam bestochen, damit er die Israeliten verfluche, wie sie dann auf seinen Rath um die Israeliten zur Sünde zu verleiten, 20,000 Mädchen mit Götzenbildern in ihr Lager geschickt, unter denen auch eine Königstochter war, die aber Pinhas sammt ihrem schon verführten Geliebten tödtete und so weitere Sünden verhütete, und wie dann ein siegreicher Krieg gegen diese Könige geführt ward. Dann wird Moses letzte Rede an sein Volk angeführt, ferner Josua's Leichenrede und seine für Moses veranstalteten Trauerfeierlichkeiten. Mit dem 9. Kapitel beginnt das eigentliche Buch Josua; Gott versichert ihn seines Beistandes und befiehlt ihm, den Jordan zu überschreiten. Er redet das Volk an und erneuert den Bund mit ihm, der auch aufs Neue beschworen wird, er trifft die nöthigen Veränderungen zur Bildung des Heeres und zur Besetzung der östlich vom Jordan gelegenen Provinzen, sendet Kundschafter nach Jericho, setzt nach ihrer wunderbaren Rückkehr trocknen Fusses über den Jordan, und die Nachricht von diesem Wunder allein tödtet schon mehrere Fürsten Palästinas. Ein Engel erscheint Josua und verkündet ihm die Einnahme von Jericho, die auch bald, wie sie in der Bibel geschildert wird, erfolgt. Daran schliesst sich die Geschichte von Akan's Diebstahle, und der List der Gibboniten. Josua schlägt die Cananiten zu wiederholtenmalen, ein Feuer vom Himmel verzehrt die Feinde an einem Schlachttage, und Josua verkündet Eleazar seinen Sieg durch eine Taube, die $2^1/_2$ Stämme werden dann entlassen, und das Land ausgemessen und unter den Siegern vertheilt. Josua gründet Samaria und baut einen Tempel auf dem gesegneten Berge, nach welchem von allen Theilen Palästinas alljährlich drei Pilgerfahrten unternommen werden.

Nach zwanzigjährigem Frieden erhebt sich (Kap. 26—37) ein neuer Völkerbund gegen Josua, an dessen Spitze der persische König Schaubak steht und an dem sich auch der Riese Ben Jafet betheiligt. Die verbündeten Könige lagern in der Nähe der Stadt Keimun und bedrohen von hier aus in einem Schreiben Josua mit Krieg, um zugleich durch den Gesandten nähere Auskunft über den Zustand der Israeliten zu erhalten. Der Gesandte kömmt an einem Festtage zu Josua und ist ergriffeu von der Würde, mit der dieses Fest gefeiert wird. Josua theilt das Schreiben dem Volke erst nach dem Feste mit, beantwortet es dann, indem er sein Vertrauen auf Gott ausspricht, der so viele Wunder für sein Volk und für ihn gethan, und bestellt den Feind auf das Schlachtfeld bei Keimun. Das Volk bricht in Jubel aus, als ihm Josua seine Antwort mittheilte und vor der Abreise des Gesandten, stehen 300,000 Mann kampfbereit. Der Gesandte kehrt bestürzt zu Schaubak zurück und warnt ihn vor dem unglückseligen Ausgang dieses Krieges. Seine mündlichen Berichte sowohl als Josua's Brief, verbreiten Schrecken und Verzagtheit unter den Verbündeten, doch ein alter Zauberer und die Mutter Schaubek's ermuthigen sie wieder so, dass sie in ihrem Vorsatze, Josua zu bekriegen, beharren. Eleazar segnet die Israeliten, dann brechen sie auf und lagern bei Adjlun. Hier werden sie aber durch Zauberkunst der Magier, von sieben eisernen Mauern eingeschlossen. Josua betet zu Gott, dass er ihm die Taube seines Vetters Nabih schicke. Als dieses

Gebet erhört ward, schrieb er an Nabih, was ihm von den Zauberern widerfahren und flehte seine Hülfe an. Die Taube bringt den Brief ihrem Herrn. Nabih sammelt ein zweites Heer und zieht gegen den Feind, der gar keinen Angriff erwartet. Josua vernimmt das Kriegsgeschrei, die Priester stossen in die Posaunen, worauf die eisernen Mauern zusammenstürzen und die Verbündeten, von zwei Seiten angegriffen, eine gänzliche Niederlage erleiden.

Nun folgt (im 38. Kap.) eine Schilderung des religiösen Lebens, das die Israeliten unter Josua führten. Auch ist von den verschiedenen Abgaben an die Priester und Leviten die Rede, so wie von andern das Privat- und öffentliche Leben betreffenden Gesetzen. Kap. 39 enthält Josua's letzte Rede an das Volk und die Ernennung Abid's, eines Vetters Kaleb's, zu seinem Nachfolger, der neun Jahre herrscht und einen glücklichen Krieg gegen die Moabiten führt. Ihm folgt Tarifa, der die Ammoniten bekämpft; dann kommen in einem Zeitraume von 215 Jahren neun andere Fürsten aus verschiedenen Stämmen, deren letzter Samsam hiess, und ausgezeichnet an Schönheit, Kraft und Tugend war. Nach dem Tode Samsam's ergaben sich die Israeliten dem Götzendienste, auch unter den Priestern, deren Oberster nach dem Tode Eleazar's und Pinha's zu den Nachkommen des Letztern gehörte, entstand Zwietracht. Es macht sich ein zweiter Hoherpriester aus dem Geschlechte des Ithamar auf und baut einen Tempel in Silun und gewinnt durch Zauberkünste einen grossen Theil des Volkes für sich, auch Samuel wird seiner Leitung anvertraut und in alle Zauberkünste eingeweiht. Die Spaltung unter den Israeliten veranlasst die Nachbarvölker, sie zu bekriegen, die Söhne des falschen Hohenpriesters fallen im Kriege, der Vater stürzt bei dieser Nachricht vom Throne und stirbt.

Mit dem 45. Kapitel springt die Geschichte plötzlich in die Zeit des Nebukadnezar hinüber, der Palästina nimmt und die Israeliten in die Gefangenschaft führt. Als endlich die Erlaubniss zur Rückkehr in ihre Heimath gegeben wird, entsteht ein Streit zwischen den Samaritanern und Judäern; diese wählen Jerusalem als Hauptstadt und jene den Berg Garizim. Der König soll zwischen ihnen entscheiden. Beide Parteien erscheinen mit ihren heiligen Büchern. Erstere natürlich mit der wahren heiligen Schrift Moses, letztere mit verfälschten Büchern. Auf Befehl des Königs werden sämmtliche Bücher ins Feuer geworfen und siehe da, die der Judäer werden zu Asche, die Schrift der Samaritaner aber bleibt unversehrt, worauf der König natürlich sich zu diesen hinneigt, und den Tempel auf dem Berge Garizim wieder herstellen lässt. Das folgende Kapitel handelt von Alexander, der im Traume einen hohen Priester sieht, der ihm die Eroberung der Welt verkündet. Auf seinem Zuge durch Palästina erkennt er in einen samaritanischen Priester die Traumgestalt wieder, er zeigt sich gnädig gegen die Samaritaner, und auf seiner Rückkehr bekennt er sich zu ihrem Gotte und bleibt ihnen gewogen, obgleich ihre Feinde sie bei ihm zu verläumden suchen. Von Alexander geht die Chronik auf Hadrian über, der nach einer langen und mühseligen Belagerung, mit Hülfe zwei gefangener Samaritaner, Jerusalem nimmt und ihnen daher auch, so wie sich selbst, Statuen errichten lässt. Nach andern Eroberungen kömmt Hadrian auch nach Naplus, um diese Stadt zu zerstören; er steht jedoch wieder von seinem Vorhaben ab, besucht und beschenkt sogar den Tempel. Als er aber durch die Judäer später erfuhr, dass die Samaritaner nach seiner Abreise den Tempel gereinigt, ihn folglich als einen

Unreinen betrachteten, ertheilte er den Befehl, sie alle mit dem Tode zu bestrafen und ihre Stadt zu verheeren. Dieser Befehl wird zum Theil vollzogen, doch verbargen sich viele Samaritaner, auch ein Theil der Stadt wird verschont, weil Hadrian noch zur rechten Zeit von einem Flüchtlinge über die Gebräuche der Samaritaner belehrt wird und wohl einsieht, dass in der Reinigung des Tempels nichts Verletzendes für ihn war. Doch gehen manche historische und liturgische Bücher bei dieser Invasion der Römer zu Grunde, welche hier aufgezählt werden. Es folgt nun noch in den letzten Abschnitten Einiges aus dem Leben der Priester Akbun, Nathanel und Babaruba, welche aus Furcht vor den Römern nur im Verborgenen die Gesetze Gottes beobachten können, denn wer öffentlich eine religiöse Handlung beging, ward hingerichtet. Auch das Besteigen des heiligen Berges war verboten, und die Römer hatten eine Kapelle auf dem Berge und einen Talisman in Gestalt eines Vogels errichtet, der, sobald ein Samaritaner sich näherte, ein Zeichen gab. Um diesen Talisman zu zerstören, begab sich ein Neffe des Hohenpriesters nach Konstantinopel, wo er als Christ lebte und dem geistlichen Stand sich widmete. Er stieg von einer Stufe zur andern bis er endlich zur Würde eines Erzbischoffs gelangte; da erbat er sich vom Kaiser die Erlaubniss, die Kapelle auf dem Berge Garazim besuchen zu dürfen. Hier bricht nun die Geschichte ab, deren Ende sich leicht vermuthen lässt, da er wahrscheinlich den Talisman zerstörte und vielleicht gar beim Kaiser wieder mehr Toleranz gegen seine heimlichen Stamm- und Glaubensgenossen erwirkte.

Ref. hat hier keine andere Absicht, als auch dasjenige Publikum, von dem nicht zu erwarten steht, dass es sich mit diesem Buche näher befassen, doch mit dessen wesentlichem Inhalte bekannt zu machen; er geht daher in die gelehrten Untersuchungen des Herausgebers nicht näher ein und überlässt es auch andern, besser dazu geeigneten Zeitschriften, Text und Uebersetzung, die nicht ganz fehlerfrei sind, einer nähern Beleuchtung zu unterwerfen. Sehr belehrend in geographischer, historischer und linguistischer Beziehung, sind die zahlreichen Anmerkungen, welche der Uebersetzung beigefügt sind und nicht minder anziehend ist die im dritten Kapitel der Einleitung enthaltene Darstellung der verschiedenen Traditionen, Sekten und Dogmen, der Samaritaner, so wie des Einflusses, den der Islam und besonders die Sekte der Druzen auf sie geübt. Um den Gebrauch des Buches zu enleichtern, hat der unermüdliche Herausgeber vier Indices beigegeben. Der Erste enthält die arabischen Wörter, die in der Einleitung und den Noten vorkommen, und der zweite die hebräischen, syrischen und samaritanischen Wörter. Der Dritte, in lateinischer Schrift, gibt ein vollständiges Namen- und Sachregister und im vierten, werden die in diesem Werke citirten Stellen aus dem alten und neuen Testamente angeführt.

Weil.

Antiquités Celto-germaniques et Gallo-romaines trouvées sur le territoire de Renaix et dans les communes environnantes (Flandre orientale et Hainaut) par Éd. Joly. Première Partie. — Sépultures Gallo-romaines. Gand, imprimerie de Léonard Hebbelynck. 1848.

Wir wählen aus dem vorgenannten kleinen Werke nur einen einzigen Artikel aus, und zwar denjenigen, welchen Herr Joly selbst für den glänzendsten und interessantesten seines Buches erklärt und welcher gerade uns für unsere Zwecke der wichtigste ist.

Wie man nämlich bisher durch die Anlegung von Chauseen und Eisenbahnen auf so manche höchst interessante unterirdische Necropolen, — namentlich auf die Gräber bei Selzen und das grosse Leichenfeld bei Nordendorf, mit so vielen so reich und kostbar ausgestatteten Todten — gestossen ist: also hat man in Ost-Flandern östlich von Gent bei Anlegung eben einer solchen Chausee von Lede nach Wichelen auf dem sogenannten Merveld an dem nördlichen Ausgange des Fleckens Lede unfern der Stadt Alost oder Aalst ein gleiches, ja vielleicht noch wichtigeres Todtenfeld aufgefunden. Es ist nur zu bedauern, dass nicht ein solcher Ingenenieur wie Herr Feigele, welcher die Ausgrabungen bei Nordendorf so geschickt unternommen hat, auch die bei Lede leitete. Denn daselbst ist es das Gouvernement, welche dieselben, wie es scheint, sehr ungeschickt und ohne die nöthigen Kenntnisse, Kunst und Aufmerksamkeit vollführen lässt und sich darauf beschränkt, nur recht viele Fundstücke an den Tag zu fördern. Herr Joly war nicht selbst bei den Ausgrabungen anwesend, sondern die ersten Fundstücke wurden in dem Gemeindehause zu Lede aufgestellt. Daselbst hat er dieses beschaut. Ueber dasjenige; was weiter ausgegraben worden ist, hat ihm ein Geistlicher zu Alost, Herr Vicarius J. Lamotte, Nachricht gegeben. Doch ist bis jetzt noch kaum ein Fünftel des grossen Leichenfeldes aufgedeckt. Wie Vieles kann also noch gefunden werden! O dass man nur kunstgerecht ausgräbe, ein Tagebuch führete, jede Erscheinung genau beobachtete und aufzeichnete, und in Sonderheit bei jedem einzelnen Grabe auf das Bestimmteste und in das Einzelnste hinein bemerkte, wie das Grab selbst gemacht und mit welchen Stoffen, z. B. ob mit Kohlen und Asche, es ausgefüllt war; wie das Skelett darin beschaffen war, welche Mitgaben es alle bei sich gehabt hatte, wo in dem Grabe und an dem Skelette jeder einzelne Gegenstand gelegenwar und wie dieser gewesen ist. u. s. w.

Doch auf die Alterthümer selbst zu kommen, welche Herr Joly theils nach eigener Anschauung, theils nach ihm gemachter Mittheilung aufgezählt und möglichst auch beschreibt, so sind diese: Menschenreste, Gefässe, auch ein kleines Thränenfläschen (oder vielmehr Salbengefäss), Waffen, ein Schreibgriffel von Bronze, Schmuck und Münzen.

Von einer eigentlichen Beschreibung der Skelette, ihrer Grösse, Race, Grabeslage etc. ist gar keine Rede. Es wird bloss in der Aufzählung gesagt: „Menschliche Zähne und mehrere Theile menschlicher, nicht calcinirter Knochen. Der eine derselben war mit der Spitze einer Lanze oder eines Pfeiles durchbohrt.“ Das ist Alles über einen Gegenstand, über welchen sich so Vieles berichten lässt.

Die Gefässe, theils zerbrochen, theils noch ganz und wohl erhalten, waren aus grauer, gelblicher, brauner, rother und schwarzer steinhart gebrannter Erde und mehr ihrer Grösse, als ihrer Form nach von einander verschieden. Sie hatten nämlich meistens die, auch in den Gräbern von Selzen vorkommende, Urnen ähnliche Gestalt. Charakteristisch an denselben ist eine ganz eigenthümliche Verzierung auf einem eckigen Vorsprunge des Bauches, wie sie auch Janssen in seinem „Ondheidkundige Mededeelingen“, auf Abbildungen von zahlreichen bei Nimwegen gefundenen Gefässen gibt. Diese Verzierung aber besteht aus Zeichnungen von einer mehr oder minder grossen Regelmässigkeit, die mit Grabsticheln, Stempeln oder dem Rollrädchen gemacht sind. Dazu hat man auch gefunden: eine Art Präsentir-Teller (une soucoupe) von Sigelerde in der Mitte mit dem Töpfernamen: SACRAPO; den Boden einer kleinen Schale gleichfalls aus rother terra sigillata mit der Aufschrift: CENITOR. F. und Scherben von einem prächtigen Bolus von rother Sigelrede, auf deren äussern Oberfläche ein Jagdstück in Basrelief dargestellt ist, so wie zwei von jenen unten ganz runden, in den Rheinlanden nicht selten erscheinenden gelblichen und bräunlichen Trinkgläsern, von welchen Herr Joly scheint, seiner Beschreibung nach, noch keine gesehen zu haben, und denen auch, sehr irrig, auf der Tafel IX, fig. 33 zu den „Die Heidengräber am Lupfen“ (bei Oberflacht), von Hauptmann von Dürrich und Dr. Wolfgang Menzel ein Fuss, wie bei unsern Stengelgläsern, zupunktirt ist. — Das sehr kleine, sogenannte Thränenfläschchen (fiole lacrymatoire) war auswendig mit ganz dünnem Kupferbleche umgeben und hat eine Handhabe von feinem Messingdrahte. Seine ganze Höhe beträgt nur 0^m,025, und der Durchmesser der Bauchung ist nur etwas stärker.

Die Eisenwaffen, welche besonders zahlreich und mannigfaltig gefunden wurden, sind: die Spathe oder das lange zweischneidige Schwert und die Semispatha oder das kürzere, einschneidige Schwert, Dolche und Messer, Lanzen von verschiedener Gestalt und Grösse, Wurfspiese und Pfeile, die runden Schildbuckel (umbones) mit dem breiten, flachen Rande mit Spuren von Nägeln oder mit erzenen Henken (attaches en bronze), und besonders Streithämmer und Francisken (Schlachtbeile) von verschiedener Art, zum Theile ganz so wie das Schlachtbeil, welches man in dem Jahre 1653 zu Tournay in dem Grabe des fränkischen Königs Childerich (Chifletius S. 210) gefunden hat, zum Theile auch wie die in Kruse's Necrolivonica Tab. VII, figg. 3 und 6 abgebildeten Beile. Auch fand man auf merkwürdige Weise ein kleines Beilchen oder einen Keil (coin) von Feuerstein; — einen kleinen Donnerkeil? Diese Schlachtbeile waren zum Theile gar nicht durchbohrt, sondern hatten selbst auch eiserne Handhaben oder Stiele; in den Röhren der Lanzen stack oft noch Holz von den Schaften derselben, und an den Heften der Messer und Dolche sah man noch Reste von Horn und Erz, als aus denen die Griffe derselben bestanden hatten.

Als Schmuck zierten vorzüglich noch die Skelette: eine grosse Menge von Korallen, die meistens aus gebrannter Erde, oft schön maillirt und nach Form, Grösse und Verzierung unendlich verschieden, öfter auch aus Amber (Ambra) waren; so wie ganz einfache Armbänder (bracelets) aus Stahl oder Erz ohne irgend eine Art von Verzierung, und Fibeln oder Agrafen (des fibules au agrafes) in verschiedener Gestalt aus Silber, Bronze und Eisen. Am

herrlichsten ist eine, wie eine runde Scheibe gestaltete Agrafe von Gold (une plaque d'agrafe), welche eine silberne Bordüre umgibt. Ein Brustbild, der Arbeit nach wenig von den Figuren verschieden, welche man auf dem merovingischen Münzen abgebildet findet, ziert diese. Dasselbe ist nach der Linken gewendet, hat um den Kopf eine kleine Binde (bandelette) oder ein Diadem und hält ein kleines Kreuz in der linken Hand, eine Nachahmung des Labarums der byzantinischen Kaiser. Rings um dieses Brustbild findet sich eine Reihe von Charakteren, die eine Art von Legende darstellen, welche aber sehr schwer zu enträthseln ist. Herr Joly hält mit Herrn Viot (Revue numismatique Belge, T. III, No. 3) diese runde Scheibe für eine plumpe Nachahmung von einer Münze oder Platte mit dem Bilde irgend eines byzantinischen Kaisers, durch irgend einen ungebildeten (barbare) Künstler, welcher die Legende nicht zu lesen verstand. — Ausserdem enthielten die Gräber noch Agrafen oder Schnallen und verschiedene kleine Stücke so wohl von Eisen als Bronze, die wohl zu Waffen und Schwerter-Gehängen gehörten. Unter diesen sind besonders Schnallen von Kupfer, die auf ihrer obern Fläche mit einer kreisrunden oder ovalen, goldnen oder silbernen Platte geziert sind, welche Zeichnungen in feiner Drahtarbeit (Filigran) enthalten, oder mit kleinen Stücken von rothem Glase eingelegt oder incrustirt sind. — Nicht minder boten sich kleine Gegenstände von Bronze oder Eisen dar, welche wieder mit Bronze oder Email incrustirt sind und welche vielleicht dem Pferdegeschirre angehörten.

Doch das Allermerkwürdigste sind endlich drei Münzen: 1) ein consularischer Silber-Denar (un denier consulaire); 2) eine barbarische Nachahmung (une imitation barbare) einer Kaisermünze in Gold, und 3) ein goldener Drittel-Solidus (un tiers-triens — de sol d'or) von dem einen Könige Childebert, welche ein Skelett zwischen den Zähnen hielt. Diese Münze hat auf ihren Avers ein Profil mit der Legende: CHELDEBERTVS. REX. und auf dem Revers die Worte: CIV. AR. (Civitas Arelatum) Sie ist also geprägt in Arelas (Arelatum oder Arelate), dem heutigen Arles an der Rhone, in welcher Stadt noch die herrlichsten römischen Ruinen sind, und sich schon in dem dritten Jahrhunderte zur mächtigen Colonia, Arelate Sextanorum, mit Schatz und Münze erhob, unter Constantin dem Grossen Sitz der gallischen Präfectur und in der Folge die Hauptstadt eines Königreiches (Arelat) wurde.

Und die letzte Münze ist schon in numismatischer Beziehung sehr interessant, denn man weiss, wie selten die merovingischen Drittel-Solidus in Gold sind, zumal gar die mit der königlichen Unterschrift. Aber sie dient uns in historischer Hinsicht so gar zu einem festen Haltpunkte; denn sie beurkundet, dass diese Gräber, wenn wir die Münze auch nur sogleich dem Könige Childebert I. zuweisen, der von 511 bis 558 regierte, unbedingt wenigstens aus dem sechsten Jahrhunderte sind; wiewohl Herr Janssen diese Gräber nach der Beschaffenheit der übrigen Umstände möchte in die letzten Zeiten der Merovinger setzen. Diese unstreitbar fränkischen Gräber selbst aus dem Ursitze der salischen Franken eröffnen zugleich eine ganze Reihe solcher fränkischen Gräber den Rhein bis Worms hinauf. Wir haben nämlich weiter die Gräber bei Xanten oder Santen, auf dem linken Rheinufer in SO von Cleve, mit dem merkwürdigen Königsschedel mit der Krone in einer erzenen Schüssel, mit dem Schlachtbeile, dem Trinkglase, und mit den Goldbrochen, mit den vielen Fal-

kengestalten, welche so sehr erinnern an die Falkenjagd, die schon in dem fünften und sechsten Jahrhunderte aus den Oriente über Constantinopel längst zu den Franken gekommen war (vergl. die Denkmäler von Castra vetera und Colonia Trajana in Ph. Houber's antiquarium zu Xanten, mit Erläuterungen von Dr. Franz Fiedler, und die Geschichte der deutschen Sprache von Jakob Grimm, in dem ersten Bande die Falkenjagd); — wir haben die von Dorow irrig für römisch gehaltenen eilf Gräber zwischen Neuwied und Heddesdorf mit Skeletten, deren Schedel von dem übrigen Körper getrennt sind, mit der kleinen weissen Taube aus Thon und mit den bloss mit Falkenköpfen verzierten Fibeln und mit den Fibeln in Falkengestalt selbst aus Gold und Silber (s. Dorow römische Alterthümer in und um Neuwied S. 142 ff. und Tab. XXIX); wir haben die Gräber die Lahn hinauf bei Burg unfern Herborn mit der Francisca, die Gräber an dem Hofe Graurod und bei Schierstein unfern Wiesbaden, in zahlreicher Menge mit derselben Francisca und allen Waffen der Franken und mit dem altrheinländischen unten runden Trinkglase, welches man gar nicht stellen konnte, sondern das man immer austrinken musste, wenn es gefüllt war (s. die Annalen des Nassauer Vereines Band II, Heft 2 und 3); wir haben die Gräber bei Nierstein, Selzen, Wahlheim und Schwabsburg, wo besonders bei Selzen (s. das germanische Todtenlager bei Selzen, von den Gebrüdern W. und L. Lindenschmit), wo Münzen von Justinianus I., dem Zeitgenossen (reg. von 527 bis 565) Childebert's I., und merovingische und karolingische Münzen, so wie gleichfalls alle diese fränkischen Waffen, dieser Schmuck in Gold und Silber, und diese Weingläser gefunden sind; und wir haben endlich die Gräber bei Hessloch und Eppelsheim unweit Alzey, nicht minder mit diesen Waffen, diesem Schmucke und diesen Gläsern (s. meine Jahresberichte VII, S. 31 und 32, und IX, S. 51 und 52).

Und welch ein Licht werfen diese genannten unwidersprechlich christlich-fränkischen Gräber von Lede bis Eppelsheim auf alle die alten Gräber an dem obern Rheine in Deutschland und Helvetien und an der obern Donau, zumal bei Ebringen, Sinsheim, Bühlingen, Bel Air, Lemperberg, Oberflacht, Nordendorf und Fridolfing! Wie schauen wir in diesen letzteren, so zahlreichen Gräbern allen dieselben, gleichen und ganz ähnlichen Grabesmitgaben und den ganz gleichen Todten-Cultus, also das gleiche deutsche (alemannische und burgundische) Volk und die gleiche Zeitperiode desselben! — Und wenn man das uns bestreiten zu wollen wagte, dass auch den christlichen Todten noch lange alle die ihnen in dem Leben werth gewesenen Gegenstände, wie in der Heidenzeit, einer alten nationalen Sitte gemäss, mit in das Grab gegeben wurden, wer kann das nun noch leugnen, nachdem er die Berichte über die Grabfunde bei Lede und Selzen (s. unsere Heidelberger Jahrbücher 1848 Nr. 17 und 18) vernommen?! — Wie sind nicht zugleich eben so, wie die merkwürdige Gold-Broche von Lede, die herrlichsten in den genannten Gräbern allen gefundenen Schmucksachen sämmtlich nicht in einem altklassischen, griechischen und römischen Style, sondern in dem einer, durch die Völkerwanderung und Zerstörung des weströmischen Reiches hervor gerufenen, Neuzeit, deren, mehr ein orientalisches Gepräge an sich tragende, Kunst mit ihren phantastischen Wundergestalten von Byzanz ausging, — von Byzanz, das seine gleichen Kunstgegenstände wie den Franken, Alemannen und Burgun-

dern, so den Skandinaviern (man vergl. z. B. nur: der königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen, Annaler for Nordisk oldkyndighed 1838 Tab. I, fig. 3 und 4; und Mémoires 1840 — 1843, Tab. I, II, III, und den Leitfaden S. 63) und selbst den Warägern, an der Ostsee gab. Man beschaue zumal die herrliche runde Broche von Lede und zugleich Nachbildungen der von den nächsten Nachfolgern Constantin's des Grossen um die Mitte des vierten Jahrhunderts geprägten Münzen auch nur mit dem Diademe in den historisch-antiquarischen Mittheilungen der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen, S. 93 und 94 und Tab. V, fig. 4 und 5); man stelle auch die bei Xanten gefundene Krone, mit der in eben jener Gesellschaft Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde S. 50 abgebildeten zusammen. — — O wie wird erst das rechte Verständniss der ältesten deutschen Vergangenheit durch die immer zahlreicher geöffnet werdenden alten christlichen Gottesäcker uns bereitet werden! Wahrlich, die Todten müssen aus ihren Gräbern gleichsam auferstehen, um so vielen, noch von dem bangenden Zwange ihrer Einseitigkeit und von dem Starrsinn ihrer hochmüthigen Rechthaberei geblendeten Gelehrten und Alterthumsforschern das rechte Licht leuchten zu machen!

Der Eggesterstein im Fürstenthum Lippe. — Eine naturhistorische und geschichtliche Monographie von Christian Gottlieb Clostermeier, weiland fürstlich-lippischen Archivrathe. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, von Dr. Ernst Helwing, Professor an der königlichen Universität zu Berlin. Lempo und Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung. 1848. — (XV und 120 Seiten in 8.)

Der Eggesterstein, das älteste und merkwürdigste Denkmal des Fürstenthums Lippe, gehört der Ur- und Bildungsgeschichte des deutschen Bodens an und hat, als einzig in seiner Art, schon seit Jahrtausenden die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Derselbe wird jedoch erst in dem Jahre 1093 in einer Urkunde, als Agisterstein mit Namen genannt. Seitdem haben auch Viele über diese ungeheure Felsenmasse geschrieben, von Hermann Hamelmann bis auf H. F. Massmann, dessen vortrefflicher Schrift wir bereits in diesen Heidelberger Jahrbüchern, Jahrgang 1846 Nr. 44 und 45, gedacht haben. Der Hauptschriftsteller über den Eggesterstein ist jedoch Christian Gottlieb Clostermeier.

Herr Helwing greift die Sache nochmals auf, dem Publikum eine zweite Auflage der Klostermaier'sten Monographie darbietend, weil die erste Auflage vergriffen ist, und weil ihm das bisher über den Eggesterstein Gesagte, selbst auch Massmann's letztes Wort, noch nicht vollkommen genügte. Er redet von der natürlichen Lage und Beschaffenheit, so wie von der geologischen Entstehung der Felsen selbst, von der Menschenarbeit und den Bildwerken in Sonderheit an denselben und von deren ursprünglichen Bestimmung.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Nicht minder unterrichtet er uns über die Literatur und die Sagen über den Eggesterstein, so wie über die Zeichnungen, die man von demselben hat, und deren letzte und vollkommenste die von Ernst von Bandel sind; und fügt er sieben Urkunden bei.

Ueber die natürliche Beschaffenheit dieser Felsen und über die Menschenarbeit und die Bildwerke an denselben haben wir bereits genugsam in diesen unsern Jahrbüchern gesprochen. Der Name, den man gar verschieden geschrieben hat, als: Agistersteyn, Agisterstein, Egesternstein, Egesterenstein, Eghesterenstenn, Egesteren steyn, Eggesterensteyn, Picarum rupes vulgo Exterenstein, Egisterstein seu Exterstein, Externstein, u. s. w. wird eben so verschieden erklärt. Man leitet denselben her: von der alten deutschen Göttin Eostra oder Easter, von dem Exterbache, oder dem Dorfe Exter, von dem mit „Eichenholzung" gleichbedeutenden Echster, von Egge, d. i. der Benennung jedes langgestreckten, steilen, scharfkantigen Bergrückens, und von Agis-dor d. h., Schreckens-Thor-Stein. Herr Helwing selbst erkennt, dem Hamelmann folgend, für die allein richtige Erklärung die von dem Vogel Elster, welcher Niederdeutsch Aeckster, Häckster, Exter hiess und noch heisst, und hält die Benennung der Felsen für gleich bedeutend mit Rupes picarum, Elsternstein. Die neueste und wohl richtigste Ableitung des Namens dieser Felsen kannten alle die Schriftsteller, welche bisher über denselben geschrieben haben, noch gar nicht. Diese gibt uns Jakob Grimm in seiner erst ganz kürzlich erschienenen Geschichte der deutschen Sprache. In derselben sagt er nämlich Seite 657 und 658: „In den Urkunden steht Agisterstein, Egesterenstein; für den viel gedeuteten namen läge doch nichts näher als das ahd. und gewiss auch alts. êgester êgesteren êrgestere nudius tertius, ags. aergistran, nhd. vorgestern, ehegestern; was dem gestern voraus geht, bezeichnet lange vergangenheit. es sind felsen, nicht von heute, auch nicht von gestern, sondern vor gestern, aus grauem alterthum."

Aber welches war nun die ursprüngliche und spätere Bestimmung der Menschenarbeit und Bildwerke an diesen Felsen? — Herr Helwing verwirft unbedingt jede alte heidnische, religiöse oder politische. Er spricht zuerst aus, was sie nicht gewesen seien. Er sagt: man darf nicht annehmen, Karl der Grosse habe den der heidnischen Abgötterei gewidmeten Eggesterstein in einen Gott geweiheten, mit den Bildnissen der Apostel gezierten Altar verwandelt; und er war in Sonderheit nie dem Dienste der Göttin Easter gewidmet; er war eben so wenig der Hauptsitz eines vermeinten Lichtdienstes der alten Deutschen;

auch am Eggesterstein war es nicht, wo Drusus in Gefahr gerieth, mit seinem Heere aufgerieben zu werden; die Eggersteine sind die Altäre nicht, an denen unsre Altvordern nach ihrem Siege über Varus die Obersten und Hauptleute der Römer abschlachteten, der zweite dieser Felsen ist auch der Thurm der Veleda nicht; und man darf den Eggesterstein eben so wenig zu einer Malstatt der alten Sachsen machen. Nach Herrn Helwing's Ansicht diente vielmehr erst später der Eggesterstein bloss zu rein christlichem Gottesdienste, und erhielt dann eine weltliche Bestimmung. Dieses zu beweisen, erzählt uns Herr Helwing die Geschichte dieses Steines: Derselbe gehörte einer edeln Familie, und von dieser erkaufte ihn der Abt Gumbert in der Stadt Paderborn, dem, den Aposteln Petrus und Paulus geweiheten, Kloster Abdinghof, welchem er vorstand, und dieser Kauf wurde in der bereits angeführten Urkunde von dem Jahre 1093 durch den Bischof Heinrich unter Kaiser Heinrich III. bestätigt. Abt Gumbert erhob den Eggesterstein zu einem völligen Wallfahrtsorte, und von nun an wurden auch die herrlichen Menschenwerke in und an diesen Felsen, wohl durch Paderborner Künstler und Handwerker, vollführt. Dieses bezeuget auf das Unwidersprechlichste eine alte Inschrift, welche erst E. von Bandel entdeckt hat, und welche unmittelbar rechts von der schmalen oder eigentlichen Ein- und Ausgangsthür der untern Kapelle an deren breiterer inneren, sauber abgemeiselten Felsenwand eingehauen ist. Dieselbe lautet: † ANNO. AB. INC. DNJ. M.C.XV. IIII. KL. . . . . DEDIT † TE HEINRICUS TH. TARP. d. i. † Anno ab incarnatione Domini MCXV, IV Kalend. Dedicavit Sanctae Cruci (hoc) templum Heinricus Episcopus Dei gratia Patarprunensis.

Doch die Wallfahrten zu demselben geriethen in Verfall; es rissen dabei zuletzt viele Unordnungen ein. Man soll selbst Vorbeireisende beraubt und ermordet haben. Die Zeiten der Reformation naheten immer mehr heran; das lippische Land bekannte sich zu derselben, und die Andacht an dem Eggestersteine, welche sich nicht mehr mit dem Geiste des Protestantismus vertrug, ging nun gänzlich ein. Nach dem dreissigjährigen Kriege jedoch wollte zwar, in dem Jahre 1654, während der Erbgraf Simon Philipp zur Lippe auf einer Reise in Italien zu Florenz sich aufhielt, der dortige Grossherzog Ferdinand den Eggesterstein von dem Grafen Hermann Adolph von der Lippe kaufen, um die Wallfahrt zu demselben wieder herzustellen und so der katholischen Religion wieder den Eingang in das protest. Fürstenthum zu öffnen; allein der Handel verschlug sich, als man hinter seine Absichten kam, und der Graf Hermann Adolph liess nun zu seiner Jagdplaisir vor dem Eggesterstein eine Art Festung und ein Jagdschloss anlegen; jedoch mit seinem Tode, in dem Jahre 1666, zerfielen seine Einrichtungen wieder. Aber jetzt endlich nahm sich die edle Fürstin Pauline der so interessanten Felsen an und schuf sie dieselben, besonders in den Jahren 1811 und 1812, zu einem Vergnügungsorte um, nach dem man aus der ganzen Umgegend lustwandelt, damit man von den nun ersteigbaren, colossalen Felsen hinab, den Geist an der dortigen grossen Natur erlabe.

Wenden wir uns noch auf die Bedeutung des Hauptbildwerkes an den Eggestersteinen, so stimmt Herr Helwing ganz mit der in diesen unsern Jahrbüchern von uns gegebenen, jedoch von ihm nicht erwählten Deutung überein; er sagt: „Den untern Theil der Darstellung nimmt der Sündenfall ein; — darüber in der Mitte erblicken wir (das Kreuz und an demselben) das Opfer

der Erlösung; — endlich zu oberst erscheint die Siegesfreude der göttlichen Allmacht über das gelungene Werk der Erlösung." Und sehr richtig bezeichnet Herr Helwing als das Motiv, welches den Künstler bestimmte, gerade diesen Gegenstand, und als den Mittelpunkt desselben das Kreuz, zur Ausschmückung des Heiligthumes zu wählen, den Umstand, dass das letztere dem heiligen Kreuze gewidmet war. Die in dem westlichen Felsen eingehauene Kapelle wird ausdrücklich in der einen der gegebenen Urkunden, in der des Jodocus, des Abtes des Klosters Abdinghof, vom Jahre 1592 „Sacellum sive beneficium sub titulo vel invocatione Sanctae Crucis in lapideo monte, vulgo Eggesternsteyn geheissen". Es waren sogenannte heilige Kreuz-Andachten, welche hier in dem Anschauen einer grossartigen Natur an den beiden Heilig-Kreuz-Festen, an dem Feste der Kreuz-Erfindung und an dem der Kreuz-Erhöhung, jährlich in dem Frühjahre und Herbste von frommen Pilgern gefeiert werden sollten.

Doch dass diese wundersamen Felsen nicht früher bei den alten Deutschen eine heidnisch-religiöse Bestimmung erlangt haben sollten, davon können wir uns nicht überzeugen; wir fühlen uns vielmehr gedrungen, mit Hermann Hamelmann bei unsrer ausgesprochenen Ueberzeugung stehen zu bleiben, dass der Eggesterstein zuerst ein uraltes heidnisch-sächsisches Heiligthum war und dann bei der Bekehrung der Sachsen in ein christliches Heiligthum umgewandelt wurde. Und es freut uns, dass wir uns auch durch Jakob Grimm in unsrer Ueberzeugung bestätigt sehen. Dieser leitet nämlich seine von uns gegebene Erklärung des Namens des Eggesterensteines mit den Worten ein: „Die Externsteine in einem Felsen des Teutoburgerwaldes lehren anschaulich, dass hier ein christliches Denkmal an eines älteren heidnischen stelle trat."

K. Wilhelmi.

Lieder Guillems IX, Grafen von Peitieu, Herzogs von Aquitanien, herausgegeben von Adalbert Keller. Für den Herausgeber gedruckt bei Ludw. Fried. Fues. Tübingen, zu Weihnachten 1848. 10 S. in gr. 8.

Bis jetzt sind nur neun Lieder Wilhelm's, Grafen von Poitiers, des ersten und ältesten Troubadours bekannt, und auch diese weder vollständig noch in der urkundlich getreuen und kritisch genauen Gestalt, die unser Zeitalter mit Recht bei allen derartigen Publikationen verlangt. Um so verdienstlicher erscheint die vorliegende Bekanntmachung zweier Lieder, aus einer Pariser Handschrift Nr. 7698, aus welcher ein Freund des Herausgebers (Prof. Michelant zu Rennes) sie abgeschrieben hatte; denn sie geschieht mit der kritischen Sorgfalt und mit der philologischen Genauigkeit, die man bei einem so gründlichen Forscher und Kenner dieser Literatur freilich erwarten konnte; weitere Nachweisungen über den Dichter, sein Leben und seine Person und die von dem letztern bis jetzt bekannt gewordenen geringen Reste bringt in Vollständigkeit das Vorwort des Herausgebers, der gewiss am ersten dazu berufen wäre, die jetzt zerstreut an verschiedenen Orten abgedruckten Liederreste dieses Troubadours in eine Sammlung zu vereinigen, zu der sich vielleicht bei näherer Nachforschung noch manches Andere von den verlorenen, nicht unbedeu-

tenden Poesien Wilhelm's gewinnen liesse. So wenig günstig auch die Zeitumstände einem solchen Unternehmen jetzt sind, so wollen wir doch dazu die Hoffnung nicht aufgeben, und dem verehrten Herausgeber die Erfüllung dieses Wunsches ans Herz legen.

An diese Publikation romanischer Lieder reiht sich eine andere von Liedern deutscher Zunge, die dem deutschen Mittelalter angehören:

Lieder Heinrich's Grafen von Wirtenberg, herausgegeben von W. Holland und A. Keller. Tübingen, gedruckt bei L. F. Fues 1849. 19 S. gr. 8.

Diese Publikation, dem edlen, um unsere Literatur so hoch verdienten Freiherrn von Lassberg zu seinem achtzigsten Geburtstag von den Herausgebern dargereicht, bringt aus einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, welche, früher in dem Besitze von Clemens Brentano, jetzt in der Meusebach-schen Sammlung (zu Berlin) sich befindet, nach einer von W. Grimm genommenen Abschrift, vier Minnelieder, von welchen das erste in der Handschrift keinen Namen hinter sich hat, die drei folgenden aber mit dem Namen Heinrich's Grafen von Wirtenberg ausdrücklich bezeichnet sind, und demnach als Versuche dieses Grafen, welcher der Stammvater der herzoglichen Linie des jetzt königlichen Hauses Wirtenberg ist und von 1448 — 1519 lebte, gelten können. Es scheint auch in der ganzen Fassung einige Verschiedenheit in diesen drei Liedern von dem ersten bemerkbar, dessen Verfasser entweder der Dichter der im Manuscript voranstehenden Lieder, Conrad von Helmsdorf, oder (was auch dem Herausgeber wahrscheinlicher dünkt) ein sonst unbekannter Dichter ist. Jedenfalls verdienen die Herausgeber für diese von ihnen mit gewohnter Genauigkeit und aller kritischen Sorgfalt veranstaltete Mittheilung allen Dank namentlich von Seiten derer, die in den Wirren der Zeit noch nicht den Sinn für das verloren haben, was unsere Vorwelt wahrhaft Grosses und Edles geschaffen hat!

Ueber Erziehung und Unterricht Alexanders des Grossen. Erster Theil. Von Dr. Robert Geier. Halle, Druck der Waisenhausbuchdruckerei 1848. 44 S. in gr. 4.

Eine eben so genaue und vollständige, wie kritisch gesichtete Darstellung von dem Leben Alexanders des Grossen nach seinen verschiedenen (nicht blos militärischen) Bezügen fehlt uns, trotz mancher schätzbaren Arbeiten; in der vorliegenden Abhandlung ist zur Ausfüllung dieser Lücke ein Anfang gemacht worden, welcher in der schönen Abrundung des Ganzen nur den Wunsch einer baldigen und weiteren Fortsetzung dieses Lebensbildes erregen kann, das in dem vorliegenden Theile nicht über die Jugendjahre Alexander's hinausreicht. Aber dieser Theil ist mit einer solchen Umsicht und Sorgfalt behandelt, dass nicht leicht Etwas hinzugesetzt, nicht leicht aber auch Etwas vermisst werden dürfte, was der Vollständigkeit Eintrag thun könnte. Eben dadurch sind wir ausser Stand gesetzt, das Geschäft der Kritik bei einer solchen Behandlungsweise mit einigem Erfolg zu führen; wir ziehen es darum vor, einfach einen

kurzen Bericht über dasjenige vorzulegen, was in diesem ersten Theile in so befriedigender Weise dargestellt ist. Nach einer kurzen Angabe der Quellen und Hülfsmittel beginnt das erste Kapitel mit den Eltern und mit den ersten Erziehern und Lehrern Alexanders des Grossen; zuerst wird die Geburt näher bestimmt; es werden die Nachrichten über die Mutter und Amme — einer bekanntlich bei den alten Griechen schon seit dem heroischen Zeitalter nicht unbedeutenden Person — besprochen; dann folgt Alexander unter männlicher Aufsicht; hier ist zunächst von den beiden Männern die Rede, welchen die erste Erziehung des Knaben anvertraut war, Leonidas und Lysimachus; über die Art und Weise dieser Erziehung, die Folgen derselben, wie sie noch in späteren Jahren in dem Charakter Alexander's hervortreten, verbreitet sich der Verfasser näher. Mit dem zweiten Kapitel treten wir zu Aristoteles und seiner Leitung der Erziehung und des Unterrichts Alexander's des Grossen, als dieser das dreizehnte Lebensjahr erreicht hatte; denn an dieser Zahl will der Verfasser mit Grund festhalten; auf das, was über die Berufung des Aristoteles bemerkt ist, folgt eine kurze Uebersicht der Grundsätze desselben über sittliche Erziehung, woraus die Anwendung dieser Grundsätze auf die sittliche Bildung Alexander's gezeigt wird. Wir empfehlen diesen Abschnitt insbesondere der Beachtung, weil man hier deutlich sieht, von welchem Einfluss überhaupt die Ethik des Aristoteles auf den Jüngling war, dessen Anlage zur Heftigkeit und zum Zorn, durch die frühere Erziehung des Leonidas in dessen übel angebrachter Strenge eher gefördert als gedämpft worden war, so dass selbst später noch, bei manchen schönen Zügen edler Selbstbeherrschung und Mässigung, doch einzelne Ausbrüche eines Zornes erfolgten, welchen völlig zu überwinden auch einem Aristoteles nicht gelungen war. Auf der andern Seite aber, „zeigt sich in dem ganzen Wesen Alexander's jener Abscheu gegen alles Niedere und Gemeine und jener Sinn für ein höheres Streben, welchen geweckt und genährt zu haben sicherlich ein Hauptverdienst der Aristotelischen Ethik ist" (S. 17). Nun geht der Verfasser zu den Jugendgenossen und Mitspielern Alexander's über, aus deren Zahl Callisthenes von Olynth und Theophrast mit Recht ausgeschieden werden; es wird versucht, die Zeit und den Ort des Unterrichts zu ermitteln, welcher nicht sowohl an dem glänzenden Königshofe zu Pella, sondern in dem stillen Stagira während eines vierjährigen Zeitraums dem Königssohne ertheilt ward. Wie der Stand der Kenntnisse und Fähigkeiten Alexander's damals war, als Aristoteles die Erziehung und Bildung übernahm, wird zuerst festgestellt, dann der Lehrplan des Aristoteles und die Tendenz des Unterrichts überhaupt bezeichnet, und nun erst zu dem Einzelnen übergegangen, zur Gymnastik, Musik, Zeichnen und Malen, insbesondere aber zu dem, was zur geistigen und wissenschaftlichen Ausbildung gehört. Durch das Studium der Dichter, vor Allem des Homeros, suchte der Weise von Stagira vornehmlich seinen Zögling einzuführen in eine höhere geistige Bildung; die Theilnahme, die Liebe und Verehrung, die Alexander noch bis in die späteren Lebensjahre dem hellenischen Volksdichter zollte, spricht sich in manchen, hier nicht übersehenen Zügen aus, die das Alterthum aufbewahrt hat; aber auch andere Dichter, namentlich Pindar und Euripides, erfüllten und begeisterten das Gemüth des jungen Helden, dessen Seele bis in die letzten Zeiten seines irdischen Daseins niederen und gemeinen Regungen fern blieb; in wie weit die philosophi-

schen und insbesondere die religiösen Ansichten des Lehrers auf den Zögling einwirkten, und welches überhaupt die Folgen des höheren wissenschaftlichen, durch Aristoteles ertheilten Unterrichts waren, soll im zweiten Theile der Schrift ausführlicher entwickelt werden; es wird hier blos Einiges im Allgemeinen (nach Stahr Aristotelia) angeführt und in einem Schlussparagraphen auf das spätere Verhältniss Beider zu einander aufmerksam gemacht. Die Liebe, ja Verehrung des Zöglings gegen seinen Meister blieb ungetrübt und gab sich fortwährend in glänzenden Beweisen kund; erst in den letzten Jahren des Zöglings trat in Folge der Verschwörung des Hermolaus und Sostratus, und nach dem Ende des in diese Verhältnisse verflochtenen, mit Aristoteles verwandten Callisthenes (326 a. Chr.) eine Entfremdung, oder vielmehr, wie Plutarch sich ausdrückt, ein Misstrauen des Alexander gegen seinen Lehrer ein, das, setzt Plutarch hinzu, jedoch nicht so weit ging, dass er diesem etwas zu Leide gethan, sondern blos in einer Erkaltung des innigeren Wohlwollens und der innigen Liebe bestand, damit aber den Charakter einer Entfremdung annahm.

Dass bei der ganzen Ausführung, wie sie in diesem ersten Theile gegeben ist, die nöthigen Beweisstellen nirgends fehlen, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung; aber der Verfasser hat diese Gelegenheit auch benutzt, zu mehreren der angeführten Stellen Plutarch's, welche für das Verständniss oder für die Kritik Schwierigkeiten bieten, Verbesserungsvorschläge mitzutheilen, welche wir bei dieser Gelegenheit ebenfalls etwas näher zu betrachten gedenken. Die erste dieser Stellen befindet sich Vit. Alexandr. 4: ἔτι δὲ ὄντος αὐτοῦ παιδὸς ἥ τε σωφροσύνη διεφαίνετο τῷ πρὸς τἄλλα ῥαγδαῖον ὄντα καὶ φερόμενον σφοδρῶς ἐν ταῖς ἡδοναῖς ταῖς περὶ τὸ σῶμα δυσκίνητον εἶναι καὶ μετὰ πολλῆς πρᾳότητος ἅπτεσθαι τῶν τοιούτων, ἥ τε φιλοτιμία παρ' ἡλικίαν ἐμβριθὲς εἶχε τὸ φρόνημα καὶ μεγαλόψυχον. Das Schwerfällige in dem Bau dieser Periode ist keineswegs in Abrede zu stellen: wiewohl Sätze der Art bei Plutarch, wie bekannt, nicht so selten anzutreffen sind; da nun der Artikel τῷ in der Aldina und Juntina, so wie in der Pariser Handschrift A (nr. 1671) fehlt, so wird von Joh. Aug. Jacobs, den der Verf. anführt, vermuthet: διέφαινε τὸν πρὸς τἄλλα u. s. w. Diese Vermuthung scheint uns unzulässig; zwar wird διέφαινε bei Plutarch mit Objectsaccusativen (wie ἦθος, τρόπον, θυμόν u. dgl.) verbunden (s. z. B. Arat. 49. C. Gracch. 1. Mar. 41. Pompej. 2. Thes. 6. Cleomen. 33. Alex. 39, wo wir statt διέφηνε das in den andern Stellen Plutarchs vorkommende διέφαινε substituiren möchten); aber, soweit wir gefunden haben, kommt es nicht mit Personalobjecten verbunden vor, wie dies, nimmt man jenen Verbesserungsvorschlag an, hier der Fall wäre; ferner ist der Gebrauch des Passivs διεφαίνετο durch Stellen, wie Flamin. 4. Philopoem. 15. Marcell. 29. Lucull. 24. Caes. 6. Crass. 6. in einer unzweifelhaften Weise gesichert; drittens lassen sich, wenn wir τῷ in τὸν verändern, die nachfolgenden Infinitive (δυσκίνητον) εἶναι und ἅπτεσθαι nicht wohl erklären, und endlich ist der Gebrauch dieses Dativs (τῷ, eo quod) vor einzelnen Infinitiven wie vor solchen, die zu ganzen absolut gestellten Sätzen erweitert sind, dem Plutarch durchaus nicht selten, so dass wir auch hier keinen Anstand daran nehmen können; vgl. z. B. Wyttenbach ad Plut. de aud. poet. p. 15 B, oder de discrim. adul. p. 49 E. Der Wegfall von τῷ in der einen Pariser Handschrift ist wohl erklärbar aus dem mit το schliessenden, vorausgegangenen Worte. Verbindet man mit diesem

τῷ das allerdings dazu gehörige δυςκίνητον εἶναι und ἅπτεσθαι, sc. Ἀλέξανδρον, wozu als Nebenbestimmung ῥαγδαῖον ὄντα und φερόμενον gehört, so wird die Construction, abgesehen von dem allerdings etwas schwerfälligen Bau des Ganzen, keine Schwierigkeit haben. Weit schwieriger erscheint uns die Stelle ibid. cap. 5: Διὸ τοῖς πράγμασιν αὐξομένοις καταναλίσκεσθαι τὰς πράξεις εἰς ἐκεῖνον ἡγούμενος ἐβούλετο (sc. ὁ Ἀλέξανδρος) μὴ χρήματα μηδὲ τρυφὰς καὶ ἀπολαύσεις, ἀλλ' ἀγῶνας καὶ πολέμους καὶ φιλοτιμίας ἔχουσαν ἀρχὴν παραλαβεῖν. Hier liegt die Schwierigkeit in den, offenbar auf den vorher erwähnten Philipp, den Vater Alexanders bezüglichen Worten εἰς ἐκεῖνον, welche unser Verfasser in ἐκεῖνος verwandeln möchte. Dies kann aber dann nicht mehr auf Alexander, auf den doch die ganze Stelle, namentlich ἡγούμενος ἐβούλετο, sich bezieht, gehen, sondern auf Philipp, was dem Zusammenhang und Sinn des Ganzen zuwiderläuft. Andrerseits ist die Verbindung des καταναλίσκειν mit der Präposition εἰς, in so weit es sich um das Object oder den Zweck einer Verwendung handelt, eine sogar gewöhnliche (s. z. B. Pericl. 1. Philopoem. 4. Cleomen. 32. Demosth. 7. Anton. 21. Compar. Pelop. et Marc. 3. Morall. p. 692 C. 1075 B; sogar mit πρός: p. 92 A.), weshalb auch wohl keiner der frühern Herausgeber an der Stelle Anstoss genommen, und die Uebersetzung des Cruserius: „Quare increscente imperio absumi in illum existimans actiones, gestiebat" etc. den Sinn der Stelle richtig gegeben zu haben scheint; ja es scheint uns selbst dieses εἰς ἐκεῖνον nothwendig zur näheren Bestimmung und Beziehung des in καταναλίσκεσθαι liegenden Begriffs, so wie wegen des nachfolgenden Gegensatzes und des darin enthaltenen παραλαβεῖν, zu dem wir aus eben jenem εἰς ἐκεῖνον uns ein παρ' ἐκείνου hinzudenken müssen. Derselbe Grund bleibt, wenn man statt εἰς ἐκεῖνον setzen wollte ἐν ἐκείνῳ, nach Stellen, wie Syll. 20: — ἄχρι τῶν ἑλῶν ἐν οἷς ὁ Μέλας καταναλίσκεται ποταμός, oder Mar. 21. Flamin. 3. Cim. 1, wo dieselbe Verbindung mit ἐν vorkommt. — In der S. 28 in der Note angeführten Stelle aus Plut. Pericl. 1. waren wir früher auch der Ansicht des Verfassers, der die am Schluss des Capitels auf die Worte Philipps (οὐκ αἰσχύνῃ καλῶς οὕτω ψάλλων) noch weiter folgenden Worte nicht für eine Aeusserung Plutarchs halten, sondern als Worte Philipps den vorausgegangenen anreihen möchte. Auch Sintenis hatte sich in seiner 1835 erschienenen Separatausgabe dieser Biographie für eine solche Auffassung ausgesprochen, ohne jedoch ihr in seiner späteren Gesammtausgabe der Vitae Folge zu geben. Und, wir dächten, mit Recht. Lassen wir uns nämlich nicht durch die Capitelabtheilung stören, und knüpfen wir die Anfangsworte, so wie die ganze weitere Erörterung in dem unmittelbar folgenden zweiten Capitel an diesen Schluss des ersten, so möchte es sich, selbst schon im Hinblick auf das Partikelchen δὲ bald mit Sicherheit ergeben, dass die Schlussäusserung des ersten Capitels mit dem Anfang des zweiten in inniger Verbindung steht, und dass die ganze Erörterung und Betrachtung Plutarchs mit jenem auf Philipps Worte folgenden ἀρκεῖ γὰρ nothwendig zu beginnen ist. — Eine andere Stelle Plutarchs aus der weit mehr als die Vitae entstellten zweiten Abhandlung desselben über das Glück Alexanders, cap. II. wird S. 29 besprochen: ταῖς δὲ ἄλλαις τέχναις τὸ πρᾶν ἄνευ τοῦ ζηλοῦν ἀπεδίδου καὶ τὸ ἔνδοξον αὐτῶν καὶ χάριεν, τῷ τέρπειν δ' οὐκ ἦν εὐάλωτος εἰς τὸ μιμεῖσθαι (scil. ὁ Ἀλέξανδρος). Hier nahm Hutten (um von Reiske's Verbesserungsvorschlag nicht zu reden) nach χάριεν eine Auslassung der

Worte: ἔτερπεν μὲν αὐτόν an; unser Verfasser würde statt eines solchen Einschiebsels (das auch wir für unnöthig halten) vorziehen die Aenderung: καὶ τῷ ἐνδόξῳ αὐτῶν ἔχαιρεν, gewiss die einfachste und ansprechendste Veränderung, wenn überhaupt eine solche nothwendig ist.. Aber das ist es eben, was wir bezweifeln, selbst abgesehen von der Spaltung des ersten Satzgliedes in zwei, denen im zweiten Satzgliede nur Eins entgegensteht, was der Concinnität zuwider erscheint, indem das nach τῷ τέρπειν folgende δὲ doch nur auf ein vorhergehendes Satzglied weist, zu dem es den Gegensatz bildet. Ref. nahm daher τὸ ἔνδοξον und χάριν noch als Objecte zu ἀπεδίδου, so gut wie τὸ τιμᾶν, und übersetzte demgemäss früher die Stelle: „den andern Künsten überliess er alle Ehre ohne Nacheiferung [d. h. ohne selbst Eifer zu bezeigen, darin sich auszuzeichnen], allen Ruhm und Annehmlichkeit, ohne dass er sich durch die Ergötzlichkeit zur Nachahmung hinreissen liess"; τὸ ἔνδοξον αὐτῶν (sc. τῶν τεχνῶν) καὶ χάριν ist also der Ruhm, der in dem eifrigen Betrieb dieser Künste liegt, und die Annehmlichkeit, das Angenehme, das damit verknüpft ist. Beidem zollte Alexander die gebührende Anerkennung, aber er liess sich dadurch selbst nicht leicht zur Nachahmung hinreissen. Wir dächten, auf diese Weise wäre der Sinn der Stelle, ohne eine Aenderung des Textes darin vorzunehmen, ermittelt; εὐάλωτος ist durch Stellen wie Sertor. 11 (εὐάλωτον εἰς δεισιδαιμονίαν, vgl. Philopoem. 15) hinreichend gesichert.

Observationes criticae in Catonis et Varronis de re rustica libros. Accedit Epimetrum criticum. Scripsit Henricus Keil. Halis, formis et sumptibus Schmidtianis. MDCCCXLIX. 101 S. in gr. 8.

Diese Schrift bringt nicht blos, wie der Titel erwarten lässt, einzelne kritische Bemerkungen zur Verbesserung des Textes der beiden, auf diesem Titel genannten Schriftsteller über den römischen Landbau, sondern sie betrifft eigentlich die ganze Grundlage dieser Texteskritik und sucht damit allen auf diesem Felde anzustellenden Versuchen eine sichere Basis zu geben. Erörterungen ähnlicher Art über einige andere Schriftsteller bilden den Inhalt eines Epimetrum criticum, das von S. 77 an bis ans Ende reicht. Wir wollen versuchen, den Hauptinhalt des Ganzen in der Kürze darzulegen, um damit auf die gehaltvolle Erörterung die Aufmerksamkeit aller Freunde der römischen Literatur zu lenken. Von den Schriftstellern des römischen Landbaues, welche hier in Betracht kommen, ist der älteste derselben, Cato, in neuester Zeit Gegenstand erneuerter Forschung geworden, welche, neben der Beschaffenheit des Textes, insbesondere die Frage nach der Aechtheit des Ganzen, oder vielmehr der Abfassung des Ganzen durch den älteren Cato berührte, und diese möglichst festzustellen suchte. Weniger fast geschah für das Werk des Varro, so sehr man auch sonst jetzt bemüht ist, über die schriftstellerische Thätigkeit dieses fruchtbarsten aller römischen Schriftsteller in ihrem Gesammtumfang ins Reine zu kommen. Für das Varronische Werk vom Landbau hat die Texteskritik eigentlich seit drei Jahrhunderten, d. h. seit dem Erscheinen der Ausgabe von P. Victorius im Jahre 1541 und der dazu gehörigen, im nächstfolgenden Jahre erschienenen Explicatio keine wesentliche Förderung gewonnen.

„Non dubito confirmare, ruft der Verfasser S. 27 aus, post Victorium, qui quasi sospitator horum scriptorum exstitit, neminem ita de iis meritum esse, ut codicum et interpolatorum exemplarium natura perspecta universam librorum conditionem promoveret eaque ipsa causa erat, cur a Victorio hanc disputationem ordiremur.“ Victorius nämlich nennt in dem Vorwort der genannten Explicatio unter den von ihm benutzten Handschriften besonders eine (auch vor ihm schon von Angelus Politianus benutzte) Florentiner Handschrift, als die älteste und vorzüglichste, welche Cato und Varro bis auf den mangelnden Schluss enthielt, ausserdem aber auch noch, wie ein vorn stehendes Inhaltsverzeichniss angibt, die zwölf Bücher Columella's und vor diesen Ein Buch des Claudius Martialis [d. i. wohl des Gargilius Martialis?]: was beides zur Zeit der Benutzung des Victorius nicht mehr vorhanden war. Diese Handschrift, in der auch Schleicher Melett. Varr. I. p. 15. die älteste Quelle des Varronischen Textes und das Original erkennt, aus dem die übrigen Codices abgeschrieben worden, hat sich, aller Nachforschungen ungeachtet, bis jetzt nicht wieder auffinden lassen; sie scheint abhanden gekommen zu seyn: so dass die nächste Aufgabe der Kritik dahin gerichtet sein musste, die aus dieser anerkannt ältesten und vorzüglichlichsten Handschrift geflossenen Copien zu ermitteln und auf diesem Wege die Herstellung des ursprünglichen Textes zu versuchen. Der Verfasser stellt desshalb S. 5 ff. ein genaues Verzeichniss der verschiedenen noch vorhandenen Codices der Schriften des Cato und Varro vom Landbau auf — in Allem zwei und dreissig Nummern, unter welchen zwei noch in Florenz befindliche Laurentianus LI, 4 und LI, 2 als die jener verlorenen Urschrift (Codex Marcianus) zunächst stehenden und aus ihr copirten erscheinen. Das letztere ist zwar nicht durch ein bestimmtes Zeugniss erwiesen, aber aus den vom Verf. S. 12 ff. nachgewiesenen Gründen so wahrscheinlich, dass ein Zweifel darüber wohl kaum obwalten dürfte; beide Abschriften fallen dann, die eine zwischen 1420—1430, die andere um 1450. Unter diesen beiden Hundschriften gibt der Verf. dem Codex LI, 4 den Vorzug; s. S. 15. Mit diesem Ergebniss war zugleich für die Verbesserung oder Wiederherstellung des Textes der natürliche und allein sichere Weg gegeben, den man seit der bemerkten Ausgabe des Victorius in Folge des Bestrebens, den Text möglichst mundgerecht und lesbar zu machen, mehr oder minder verlassen hatte, wie dies aus der Darstellung des Verfahrens, das die verschiedenen Herausgeber von der durch Georg Merula zu Venedig 1472 besorgten Ausgabe an bis auf Schneider herab bei Varro befolgt hatten, sich ergibt; s. p. 21 ff. Der Verf. stellt darüber p. 27 folgenden Grundsatz auf, dem man, nach der vorausgegangenen Beweisführung den Beifall nicht wird versagen können: „cum ultra ea, quae Victorio parata erant auxilia, ne nunc quidem progredi liceat, sequitur, si quis novam in his libris operam collocet, eum ita ad Victorii exemplum se debere componere, ut unicum et integrum scripturae fontem, quem ille uno codice comprehensum habebat, nos aliquot libris collatis certo restituere possumus, constanter sequatur et quae corrupta esse invenerit omissis conjecturis Italorum corrigat.“ Bei dieser allgemeinen, zu Anfang des zweiten Abschnitts gestellten Angabe begnügt sich jedoch der Verfasser keineswegs, sondern er sucht auch zugleich die Anwendung davon im Einzelnen an einer namhaften Anzahl von solchen Stellen zu zeigen, in welchen durch Interpolation oder verkehrte Behandlung der Her-

ausgeber die ursprüngliche Lesart der Handschriften verdrängt worden ist. Er bringt zuerst solche Stellen, in welchen die ursprüngliche, aber minder bekannte und gewöhnliche, oder dem Varro eigenthümliche Redeweise durch eine andere, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch zwar entsprechende, aber darum noch nicht Varronische, geändert ward, und zwar gegen die handschriftliche Autorität, die man entweder geradezu abwies oder doch nicht näher beachtete; auch Eigenthümlichkeiten in einzelnen Formen (z. B. die Flexion mancher Wörter nach der zweiten Declination, während im gewöhnlichen Sprachgebrauch die vierte Declination vorherrscht) kommen hierbei zur Sprache. Dann aber geht der Verfasser auf die Verderbnisse über, die aus den Handschriften in den Text gekommen sind, und sucht, indem er den Grund und die Quelle dieser Verderbnisse ermittelt, auch den Weg und die Mittel der Besserung nachzuweisen; wir erhalten in diesem Abschnitt eine Reihe der werthvollsten und meist durch Einfachheit und Natürlichkeit ansprechenden Verbesserungen des Textes, welche theils solche Stellen betreffen, wo durch Umstellung der in eine falsche Ordnung gebrachten einzelnen Worte geholfen werden kann, theils solche, wo durch Wiederholung derselben Worte oder durch Aufnahme von erklärenden Randbemerkungen u. dergl. Verderbnisse entstanden waren; eben so auch solche, wo durch Nachlässigkeit oder Zufall Auslassungen einzelner Worte stattgefunden und Lücken, bald grössere, bald kleinere, im Texte entstanden sind. In vierter Reihe endlich erscheinen solche Stellen, in welchen das Verderbniss in einzelnen Buchstaben, die Heilung demnach in deren Aenderung zu suchen ist. Wir empfehlen diesen ganzen Abschnitt von S. 28 — 64 der sorgfältigen Beachtung aller Derjenigen, die mit dem Texte und der Kritik des Varro sich beschäftigen, und wenden uns zum dritten Abschnitt S. 65 ff., welcher Cato's Büchlein vom Ackerbau betrifft. Der Verfasser ist entschieden der Ansicht, dass dieses Büchlein in der Gestalt, in welcher wir es jetzt besitzen, keineswegs von dem älteren Cato herrühre, dass aber die Ermittelung der ursprünglichen Form jetzt nicht mehr möglich sei, da dies über die Zeit jener ältesten, jetzt verlorenen Handschrift, welche für uns die Quelle der jetzt noch vorhandenen Codices bildet, hinaus sich erstrecke. Die Gründe, welche es ihm unmöglich machen, auch nach der von Klotz mit so grosser Sorgfalt geführten Vertheidigung der Aechtheit, für diese sich auszusprechen, liegen für ihn eben so sehr in der ganzen Ausdrucksweise, wie in dem Inhalt und der unzusammenhängenden Ordnung der einzelnen Bestandtheile, in einzelnen Auslassungen wie Zusätzen u. dgl., kurz in der ganzen dermaligen Zusammensetzung und Fassung der Schrift; die von andern Schriftstellern, namentlich von Varro, Columella und Plinius, und zwar meist wörtlich aus dieser Schrift angeführten Stellen haben für unsern Verfasser nicht die Beweiskraft, die sie in den Augen des vorher genannten Gelehrten für die Aechtheit der Schrift in ihrem dermaligen Bestand hatten, und so schliesst er seine Erörterung mit folgenden Worten: „etiamsi non continuo libro justis partibus ac certa lege distributo agriculturam docere voluit Cato, id quod certe noluit, sed singula praecepta, quae in agro colendo maxime servare oporteret scripsit, tamen haec tam incondite quam nunc leguntur ab eo composita esse nunquam adducor ut credam. Sed quod in singulis verbis factum esse ostendi, idem in universo libro accidisse arbitror. Nam cum capitibus iisque magnam partem brevissimis

praecepta disposita essent, facile fieri potuit, ut haec inter se confunderentur. Quo simul hoc accidit, ut alia omitterentur, alia bis ponerentur aut quae Catonis non erant admiscerentur, et prisca oratio mutaretur. Verum enim vero cum antiquissimo tempore hic libri ordo, quem nostri codices praebent, constitutus sit, in gennina forma restituenda operam et tempus perdendum esse nego." Allerdings mag in dem ursprünglichen Bestand und in der ursprünglichen Fassung Einzelnes verändert, namentlich Einzelnes ausgelassen, Anderes ersetzt worden sein, da das Ganze, wie auch der Verfasser anerkennt, aus einer Reihe von einzelnen, besonders abgetheilten und dann in einer gewissen Ordnung zusammengestellten Regeln und Lehren bestand; es mag auch in den Formen Einzelnes geändert worden seyn; das Alles wird man zugeben können, ohne darum die Aechtheit des Ganzen, als einer Catonischen Schrift, die in einer, vielleicht auch hier und dort abgekürzten Form auf uns gekommen, bezweifeln zu wollen. — Das Epimetrum criticum S. 77 ff. bringt schätzenswerthe Notizen zur Texteskritik einiger andern Schriftsteller oder vielmehr zur Textesgrundlage derselben: dahin gehören die Nachrichten über den ältesten Codex der Metamorphosen des Apulejus zu Florenz, der die Quelle aller andern Codd. bildet, eben so über eine andere Florentiner Handschrift, welche für Apollonius Rhodus die letzte Quelle des Textes bildet, über eine andere Florentiner Handschrift der Briefe des Plinius, welche nebst einer unvollständigen Vaticaner dem durch Titze's Ausgabe bekannten Cod. Pragensis nahe steht und mit ihm einer und derselben Classe angehört; wobei zugleich das wahre Verhältniss der Prager Handschrift mehrfach ins Licht gestellt wird, was weiter zur Besprechung einer Anzahl von Stellen in kritischer Hinsicht Veranlassung gibt. Einiges Andere zu Nicander, Charisius und Macrobius macht den Beschluss. Möchte, das wird Jeder wünschen, der diese Observationes durchgangen hat, der Verf. uns noch öfter mit ähnlichen Mittheilungen erfreuen!

Phaedri Augusti liberti fabularum Aesopiarum libri quinque cum Appendice fabularum. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wortregister für Schulen. Herausgegeben von Dr. Karl Friedrich August Brohm, Director des Gymnasiums zu Thorn. Fünfte verbesserte Auflage, besorgt von Rudolph Brohm, Gymnasiallehrer zu Thorn. Berlin, Ferdinand Dümmler's Buchhandlung. 1848. XX und 190 S. 8.

Diese fünfte Auflage einer viel verbreiteten Schulausgabe unterscheidet sich von ihren Vorgängern dadurch, dass der Text nach den neuesten Ausgaben revidirt und bei dieser Revision manche der früher aufgenommen Conjecturen Bentley's wieder beseitigt wurden, dass eben so auch die Anmerkungen theils vervollständigt, theils berichtigt wurden, jedoch ohne Abweichung von den Grundsätzen, welche die Fassung wie den Umfang dieser Anmerkungen in den früheren Ausgaben bestimmt hatten; es sollen nämlich dieselben Alles enthalten an historischen und antiquarischen Erörterungen, was der Quartaner zum Verständniss des Phädrus braucht (nach S. VIII), um dadurch dem Lehrer die Mühe und Zeit zu ersparen, die er auf solche Gegenstände zu verwenden hat, und andrerseits es ihm möglich zu machen, auf die Sprache sein ganzes Augenmerk

zu richten. In Folge dessen sind exegetische oder grammatische Bemerkungen nur in so weit aufgenommen, als es nöthig schien, dem Lehrer damit vorzuarbeiten, nicht aber ihm vorzugreifen: eben darum aber auch sind weggefallen alle Verweisungen auf Grammatiken u. dgl., indem der Herausgeber sich von derartigen Verweisungen gar keinen besondern Nutzen verspricht. Vorangestellt dem Texte ist eine Darstellung des Lebens des Phädrus, aus der Feder des Herrn Dr. Hirsch; sie gibt einen guten Ueberblick und stellt die sichern Punkte aus dem Leben des Dichters, mit Bezug auf die seinen Namen tragenden Fabeln, und auf diese zunächst gestützt, in passender und anschaulicher Weise zusammen. Auf den mit Anmerkungen der oben bezeichneten Art versehenen Abdruck des Textes folgen: Appendix prima fabularum Aesopiarum (dreissig Fabeln, die sogenannten Gudianischen und Burmannschen) und Appendix secunda fabularum Aesopiarum Julii Phaedri (eine Auswahl von zwanzig Fabeln, aus den zwei und dreissig durch A. Cassitti und später durch A. Mai herausgegebenen Fabeln), mit ähnlichen, jedoch kürzeren Bemerkungen. Ein Wortregister oder vielmehr ein zunächst für den Schüler bestimmtes Wörterbuch macht den Schluss dieser correct gedruckten und für ihre nächsten Zwecke brauchbar eingerichteten Schulausgabe.

Fragmente aus einer neuen Bearbeitung der Gymnasialpädagogik, mitgetheilt zur wissenschaftlichen Verständigung bei der bevorstehenden Reorganisation des gesammten und insbesondere des Gymnasialschulwesens von Dr. Alexander Kapp, Professor am Gymnasium zu Soest. Arnsberg 1848. Verlag von A. L. Ritter. VIII und 120 S. gr. 8.

„Mit der Reform des Staates hat sich uns auch eine Reform der Schule unabweisbar angekündigt. Denn die Schule ist, wie nicht genug wiederholt werden kann, die Lehrlingsstätte der einst im Staat und durch diesen für die die Menschheit wirkenden Arbeiter. Wie also diese thätig sind, ob mit, ob ohne Erfolg, ob meister- ob stümperhaft, hängt lediglich von der vorbereitenden Befähigung während der Lehrzeit ab: oder wie die Schule beschaffen ist, so ist es auch der Staat."

Mit diesen Worten eröffnet der Verfasser die vorstehende Schrift, die eben bestimmt ist, näher den Weg zu zeigen und die Mittel anzugeben, durch welche diese Reform der Schule zu vollbringen sei. Seit der Zeit, als der Verfasser seine Fragmente niederschrieb, hat sich freilich Manches geändert: die Reform der Schule ist noch wenig vorwärts gerückt und, was die davon unzertrennlichen äusseren Verhältnisse betrifft, namentlich die Verhältnisse der Lehrer, ihre nothwendige Besserstellung u. s. w., so sind wir, trotz aller Aussichten, auch hier um keinen Schritt weiter gekommen, wohl aber in Folge der herrschenden Finanznoth und des gesammten Druckes der Zeit, welcher es fast unmöglich macht, für den Lehrstand Etwas zu thun, eher zurückgedrängt worden: so dass es jetzt fast den Anschein gewinnt, als gelte es weit mehr, das in den inneren wie äusseren Verhältnissen der Schule Bestehende zu erhalten und zu wahren, denn Neues und angeblich Besseres an dessen Stelle zu setzen, zumal wo dasselbe in mehr oder minder ungewisser Zukunft liegt. Indem wir aber

das bereits Bestehende und auch Bewährte uns zu erhalten suchen, wollen wir darum uns nicht abschliessen und jeden Vorschlag einer Aenderung oder Besserung abweisen: im Gegentheil, wir wollen jeden dahin zielenden Beitrag dankbar annehmen und das, was als zweckmässig und ausführbar erscheint, nach Gebühr berücksichtigen. Eine solche Berücksichtigung aber wird man gerne der vorliegenden Schrift zuwenden, deren Inhalt und Tendenz wir hier in der Kürze angeben wollen. Es theilt aber der Verfasser nicht das Ganze, sondern nur einige Partien mit, welche, indem sie auf den Kern des Ganzen gehen, jedenfalls die Grundlagen enthalten, auf welchen der neue Bau der Schule aufgeführt werden soll. Es sind diess die Bestimmungen über den Begriff des Gymnasiums und sein Verhältniss zu den übrigen Arten der Schule, namentlich zur höheren Bürger- und Realschule; dann die Begründung der in den Kreis des Gymnasialunterrichts fallenden Gegenstände, und damit auch der Behandlung wie des Maasses derselben. Ganz ausgefallen ist der Religionsunterricht, weil die Religion als Confessionsglauben nicht mehr Sache des Gymnasialunterrichts und dessen Denkanleitung seyn könne, sondern entschieden den betreffenden Familien und deren Kirchen angehöre (S. 4) — allerdings eine strenge Consequenz des jetzt ausgesprochenen Grundsatzes der Trennung von Kirche und Staat: womit jedoch nach unserem Ermessen es keineswegs ausgeschlossen seyn wird, eigene, jeder Confession zugehörige und von dieser auch zu bestellende Religionslehrer einer jeden Anstalt beizugeben und auf diese Weise den in keinem Fall auszuschliessenden Religionsunterricht besorgen zu lassen.

Von der aus 22 §§. bestehenden Einleitung dieser neuen Bearbeitung der Gymnasialpädagogik werden hier nur die drei letzten (§. 20 — 22) mitgetheilt, von welcher §. 20 die dreifache Gliederung oder, wie sich der Verfasser ausdrückt, Absonderung der Schule in Volksschule, Real- oder höhere Bürgerschule und Gymnasium oder Gelehrtenschule feststellt, §. 21 das Verhältniss dieser drei Arten der Schule zu einander und §. 22 die Gliederung der Gymnasialerziehung bespricht. Wenn bei der Realschule der Verfasser das Studium der französischen und englischen Sprache nicht von dem der lateinischen, als der gemeinsamen Mutter getrennt wissen will, so hat er damit eine Ansicht ausgesprochen, die, so bestritten sie auch in unsern Tagen erscheint, doch jeder wahre Pädagog, der sich der wahren Zwecke des Unterrichts eben so sehr wie der Grundlagen desselben bewusst ist, mit voller Ueberzeugung unterschreiben wird. An die Einleitung oder vielmehr das daraus Mitgetheilte, schliesst sich unter Nr. II eine Anzahl Fragmente aus der neuen Bearbeitung der Gymnasialpädagogik selbst, und zwar aus dem ersten, den Gymnasialunterricht betreffenden Theile. Wir machen vorzugsweise auf die grösseren Abschnitte aufmerksam, welche auf den Unterricht in der griechischen und römischen Sprache sich beziehen, die innere Nothwendigkeit dieses Unterrichtszweiges, als des wesentlichsten, für die gelehrte Bildung darthun (§. 31) und eine Reihe von falschen Einwürfen abwehren (§. 32), welche die Ignoranz und Verkehrheit unserer Zeit dawider erhoben hat. Aber auch die übrigen Zweige des Unterrichts, die deutsche Sprache und Literatur, desgleichen die französische und englische, der geschichtliche Unterricht, der naturwissenschaftliche und mathematische werden durchgangen, und hier insbesondere Maass und Ziel dieses Unterrichts, so wie die Behandlung desselben näher bezeichnet. Als

Schlussgegenstand des Gymnasialunterrichts erscheint dem Verfasser die Lehre vom Menschen, die er in eine theoretische und praktische eintheilt; die dahin gehörigen §. 41 — 42 bilden den Schluss des Ganzen.

Diess sind die Gegenstände, welche in dieser Schrift vorzugsweise besprochen werden und darum auf Theilnahme und Anerkennung bei denen rechnen können, denen es mit einer gedeihlichen, auf solider Grundlage ruhenden Pflege der Jugend wahrer Ernst ist.

Der Gymnasiallehrer in seinem edlen Berufe und als Mensch, von Dr. Carl F. Ameis, Prorector am Gymnasium zu Mühlhausen. Blätter der Erinnerung an Carl Gottfried Siebelis. Gotha, Henning'sche Buchhandlung 1845. XVIII und 84 S. in gr. 8.

Wenn wir die durch zufällige Umstände verspätete Anzeige dieser Schrift nachholen, so liegt der Grund dazu in der ganzen Fassung und Haltung der Schrift, deren Inhalt jedem Schulmann empfohlen werden kann. Zunächst bestimmt, das Gedächtniss eines Mannes zu erhalten, von dessen Thätigkeit hier ein äusserst lebendiges und anziehendes Bild vorgeführt wird, ist sie reich an einzelnen Winken, Urtheilen und Betrachtungen, die sich über die verschiedenen Zweige des höhern Gymnasialunterrichts, Methode und Behandlung desselben erstrecken, und die Lebenserfahrung einer vieljährigen, gesegneten Wirksamkeit enthalten, die sich nicht durch die wechselnden Ansichten das Tags oder den Lärm unberufener Schreier irre machen liess, wie sie sich jetzt fürReformatoren der Schule ausgeben, die sie in die Wirren des politischen Lebens hereinziehen oder gar davon abhängig machen wollen. Von Allem dem ist hier nicht die geringste Spur: und darin liegt, abgesehen von dem übrigen beachtenswerthen Inhalt der Schrift, etwas Wohlthuendes für jeden wahren Freund der Schule. Auch aus diesem Grund mag das Schriftchen recht vielen Lesern empfohlen seyn.

---

1. *Praktische Rhetorik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Redekunst, für die obern Classen der Schulen und zum Selbstunterricht von Ch. F. Falkmann, weil. fürstl. lipp. Rath und Direktor des Gymnasiums Leopoldini zu Detmold. Erste Abtheilung.* Auch mit dem besondern Titel: *Stilistik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Abfassungskunst u. s. w. Vierte Auflage, neu durchgesehen und verbessert von dem Sohne des Verfassers. Leipzig, Hahn'sche Verlagsbuchh. 1849. XVIII. 530 S. in gr. 8.*
2. *Deutsches Lesebuch. Dritter Cursus. Von Carl Oltrogge. Vierte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung 1849. XI und 658 S. in gr. 8.*

Beiden Werken, hier in erneuerten Abdrücken, die von der sorgfältig nachbessernden Hand der Herausgeber überall Kunde geben, vorliegend, haben in der grossen Verbreitung, die sie bisher gefunden, ihre praktische Tüchtigkeit und Brauchbarkeit für die oberen Classen unsrer höheren Bildungsanstalten wie für den Privatunterricht in einer Weise bewährt, dass eine nähere Besprechung der ganzen Einrichtung derselben, der Anlage wie der Ausführung

in der That nicht mehr nöthig erscheint, zumal als von den früher erschienenen Ausgaben mehrfach in diesen Blättern die Rede war. Wenig Werke der Art dürfte man in der That finden, in welchen der gesammte, in einer Anleitung zum Styl gehörige Stoff nach seinen verschiedenen Gattungen und Arten so wohl durchdacht und behandelt ist, wie in dieser Falkmann'schen Stilistik — der Frucht einer fast vierzigjährigen, diesem Gegenstande gewidmeten Thätigkeit! Wenn daher der Sohn, dessen Sorge wir das Erscheinen dieser neuen Ausgabe verdanken, die ganze innere Einrichtung des Buchs, die sich des gerechten Beifalls des Publikums bisher erfreut hat, unverändert gelassen und seine Bemühungen vielmehr einer sorgfältigen Revision des Ganzen und Verbesserung des Einzelnen zugewendet hat, so hat er daran gewiss wohlgethan, während auch von Seiten der Verlagsbuchhandlung für die äussere Ausstattung des Buchs in typographischer Hinsicht durch guten Druck und scharfe Lettern bestens gesorgt worden ist. Dasselbe können wir auch von dem Oltrogge'schen Lesebuch rühmen, welches durch die zweckmässige Auswahl der Lesestücke in Prosa und Poesie, nach den verschiedenen Gattungen derselben, sich schon in seinen früheren Auflagen einen grossen Leserkreis erworben und in der neuen, vierten Auflage durch passende Vermehrung des Stoffs zu erhalten gewusst hat. Die Anordnung und Einrichtung des Ganzen ist, wie billig, nicht geändert; eine gute Zugabe ist das S. 645 ff. angehängte Verzeichniss der benutzten Schriftsteller mit kurzen biographischen Notizen und Verweisungen auf die von ihnen hier aufgenommenen Stücke.

Lubbe (S. F. Prof. Dr. Privatdocent an der Universität zu Berlin): Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie, etc. Berlin, Verlag von H. Schulze 1846.

Da dieses Buch weder in Hinsicht des Inhaltes, noch in Hinsicht der Methode besondere Eigenthümlichkeiten darbietet, so sind wir einer detailirten Kritik überhoben. — Für niedere technische Lehranstalten, so wie für solche, welche einen raschen und zugleich für die Praxis genügenden Ueberblick der gewöhnlichen Elementarmathematik wünschen, kann es jedoch als brauchbar empfohlen werden. —

Grossmann (J. P. Oberreallehrer): Aufgaben aus der berechnenden Geometrie. Für den Schul- und Selbstunterricht. Stuttgart, Verlag von F. H. Köhler 1846.

Die in dieser Sammlung enthaltenen Aufgaben beziehen sich auf die allergewöhnlichsten geometrischen Lehren und sind in allgemeine und numerische eingetheilt. — Die allgemeinen hätten füglich wegfallen — oder mindestens weit kürzer gefasst werden können — da sie nur das darbieten, was sich in jedem Lehrbuche findet, oder unmittelbar daraus ergiebt. — Willkommen werden dagegen dem vielbeschäftigten Lehrer die Zahlenbeispiele sein — vorausgesetzt: dass sie richtig berechnet sind, oder nicht zu viele Druckfehler enthalten. —

Bünau *(H. v. Dr. phil. Lehrer der Mathematik an der Gewerb- und Baugewerkschule zu Chemnitz): Vorschule der praktischen Geometrie. Mit 20 Kupfertafeln. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1847.*

Die nächste Veranlassung zur Herausgabe dieses Werkchens über die Anfänge der praktischen Gometrie fand der Verf. in seiner Stellung als Lehrer an der Chemnitzer Gewerb- und Baugewerkschule, woran er seit 8 Jahren den Unterricht in der praktischen Geometrie ertheilt, und wobei keins der vorhandenen ähnlichen Werke seinem Zwecke entsprach, was darin seinen Grund hat: dass die meisten Gewerbschulen kaum seit 10 — 12 Jahren existiren, noch im Emporblühen begriffen sind, und daher sowohl hinsichtlich der Lehrmethode, als des Umfanges auf die Vorbildung der Schüler Rücksicht zu nehmen ist. —

Wir finden das Werkchen für den beabsichtigten Zweck sehr brauchbar und können dasselbe mit Recht für höhere Bürger- und niedere Gewerbschulen als Grundriss oder Leitfaden bei dem Unterrichte in der praktischen Geometrie empfehlen. Es zerfällt in zwei Abschnitte, wovon der erste die niedere Feldmesskunst und der zweite die niedere praktische Stereometrie behandelt. Der Inhalt ist folgender: Kap. I: Abstecken und Messen gerader Linien. Kap. II: Operationen mit der Messkette und dem Winkelkreuze. Kap. III: Von von Winkelinstrumenten. Kap. IV: Vom Abstecken der Figuren. Kap. V: Vertikelmessungen. Absch. 2: Praktische Stereometrie. —

Wöckel (Dr. L. Prof. der Mathematik am Gymnasium zu Nürnberg): Die Geometrie der Alten, in einer Sammlung von 824 Aufgaben, etc. Zum Gebrauch in Gymnasien und technischen Lehranstalten, so wie beim Selbststudium der Geometrie. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag von Raspe. Nürnberg 1847.

Die Absicht des Verf. bei der Herausgabe seines Werkchens geht dahin: dem Schüler ein möglichst billiges Material zur selbständigen Uebung in der Elementargeometrie in die Hände zu geben, was er dadurch zu erreichen sucht: dass er mit der allereinfachsten Aufgaben beginnt und bei den folgendeu schwierigern die Angabe des Constructionsverfahrens und selbst der Figuren durch Zurüchverweisen mittelst Ziffern auf früher schon vorgekommenen Aufgaben, oder die dem Ganzen vorangestellten 74 geometrischen Lesesätze zu ersparen sucht. —

Wir finden dieses Verfahren sehr zweckdienlich — und wünschen: dass das Werkchen auch in seiner zweiten, verbesserten und um 112 neue Aufgaben vermehrten Auflage in die Häude recht vieler Schüler gelangen und ihnen passenden Stoff zu selbständigen geometrischen Uebungen darbieten möge.

r. Schnuse.

INTELLIGENZBLATT.

Nr. 2. *März* und *April.* **1849.**

Nr. 21. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

The life of Percy Bysshe Shelley. By Thomas Medwin. In two volumes. London 1847. 8.

Wie Göthe in seiner Schrift „aus meinem Leben" Wahrheit und Dichtung verbindet, so nehmen die Lebensnachrichten über Shelley denselben Weg. Sie führen ein in die wirkliche Welt des Seins und des Handgreiflichen auf der einen, des Gedachten und Urbildlichen auf der andern Seite; sie entwickeln den Kampf zwischen beiden Ausgangspunkten und zeigen, wie hier eine feurige, schöpferische Dichternatur sich Bahn bricht und dort am Felsen der Wirklichkeit in Folge eigener und fremder Schuld zerschellt. Das Sittenverderbniss und die eingerostete Ueberverfeinerung in den höhern, reichen Gesellschaftsclassen schliessen mit dem romantisch-abentheuerlichen Wesen einer geistes- und gemüthsstarken Persönlichkeit gleichsam das Teufelsbündniss ab, um einen herrlichen, freigebig von der Natur und dem äussern Glück begünstigten Menschen auf angenehmen Seiten- und Kreuzfahrten an den Abgrund zu führen, das heisst, seinen Dichter- und Menschenberuf zu verpfuschen. Die Mängel der hohen englischen Aristokratie in der Kirche und im Staat treten dabei klar an die Oberfläche, und die Schattenseiten der oft über Gebühr gepriesenen Unterrichts- und Erziehungsanstalten verfehlen nicht an die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform zu mahnen, welche das Gute beibehalten, das Verrottete über Bord werfen müsste. Deshalb ist eine kurze Würdigung jener Lebensnachrichten über einen, auf dem Festlande bisher wenig bekannten Dichter auch für deutsche Leser vielleicht anziehend und nützlich, zumal oft dies- und jenseits des Kanals dieselben Gebrechen und Hindernisse den freieren Entwicklungsgang der sittlichen und geistigen Kräfte erschweren, dann aber auch wiederum wesentlich von einander abweichen. Man wird es daher nicht auffallend finden, wenn in der neuesten Zeit bei Engländern und Deutschen oft in Folge derselben, nur verschieden ausgeprägten Ursachen und Umstände manche reichbegabte Dichternaturen gewissermassen verliederlichten, oder nicht wurden was sie werden konnten; wenn z. B. Lord Byron und Shelley in v. Platen und Grabbe das entsprechende, freilich anders gefärbte Gegenpaar finden. — Auf einem Landgut in Sussex geboren (1792), wo die einem alten, reichen Adelsgeschlecht angehörigen

Eltern von ihren Renten lebten, und in dem klösterlichen Eton ohne Zusammenhang erzogen, besuchte Shelley die Hochschule Oxford und vertiefte sich hier bald in philosophisch-theologische, bald in physikalisch-poetische Studien. Zarten Körpers, von stärkern Mitschülern als Knabe oft vernachlässigt und gemisshandelt, lebhafter Einbildungskraft und unruhiger Wissbegierde, bildete sich der Jüngling ein System dialectisch-atomistischer Welt- und Menschenansicht aus, welche neben dem Gebäude des herkömmlich überlieferten protestantischen Kirchenglaubens eine Capelle für unbekannte Götter aufrichtete und ihnen opferte. Die philosophisch-poetische Skepsis nämlich erhob sich zu Zweifeln an dem ewigen Leben des Geistes und verkündigte diese theils in einem namenlos gedruckten Gedicht: „Die Königin Mab", theils in einem gleichfalls anonymen Schriftchen über den Atheismus. Letzteres sollte als eine Art Leitfaden für Privatdisputationen dienen, welche der feurige, poetisch-speculative Verfasser mit seinen Freunden für gemeinsame Uebung der Kräfte anstellte; es war durchaus unverfänglicher Tendenz, mehr eine Frucht des gelehrten, an kein festes Ziel gebundenen Müssiggangs, denn bösartigen, frech negirenden Sinnes. Die pedantische Strenge und Unduldsamkeit nahmen die Spielerei aber als strengen, vorbedachten Ernst auf; der junge Dichter und Naturphilosoph, welcher im Platon und Pythagoras schwärmte, wurde wegen der durch Stillschweigen eingestandenen Autorschaft des Schriftchens: „Die Nothwendigkeit des Atheismus" ohne weiteres mit Schimpf und Schande ausgestossen oder relegirt (1811). Dieser Schritt hatte für den Dichter die wichtigsten Folgen; von dem strenggläubigen, ungebildeten Vater verstossen, von den meisten Verwandten und Freunden als eine ansteckende Gattung moralischen Ungeheuers gemieden, zog sich Shelley auf die Linie des angebornen und entwickelten Trotzes zurück, organisirte gewissermassen seine skeptischen Bedenken, kleidete sie ein in die Hülle und Fülle des Dichtungsvermögens und trat allmählig mit einer wirklichen literarisch-poetischen Opposition, deren Mittelpunkt der geläuterte Deismus lieferte, der dogmatischen Verknöcherung und gesellschaftlichen Selbstsucht der höhern Stände entgegen. Das Elend der Welt weckte sein Mitgefühl; er sah die Leiden des Armen und gewahrte die Uebel der Unwissenheit; er wollte die Reichen bewegen, sich des Ueberflusses zu entäussern, eine Brüderschaft für Eigenthum und Wissenschaft zu gründen, und war bereit, dafür mit eigenem Beispiel voranzugehen; er erblickte in der Zukunft das tausendjährige Reich der Freiheit und Brüderlichkeit und glaubte, dass alle Mitmenschen die Segnungen des Schöpfers empfinden und geniessen sollten. Diese und ähnliche Ansichten

und Pläne, durch die auf das Ehrgefühl bitter zurückwirkende Relegation verstärkt, fanden aber keinen angemessenen Boden der Willenskraft; gewöhnt an die Eindrücke und Bedürfnisse des Wohlstandes, verwickelte sich der junge Dichter und Theosoph durch die falsch aufgegriffene Liebe in neue Schwierigkeiten; er entführte die schöne, jedoch prosaische Tochter eines Londoner Gastwirths, liess sie sich in Gretna Green antrauen, vollbrachte, da der Bruch mit dem Vater nun vollständig wurde, etliche Jahre in drückender Entbehrung und Unzufriedenheit; beide Ehegatten trennten sich zuletzt freiwillig (1814); die Frau wurde schwermüthig und warf sich trotz ihrer Kinder in einen Fischteich (1818), der Mann aber dichtete, wählte eine zweite, erfolgreichere Liebschaft und späterhin Heirath, unternahm bei verbesserten Glücksumständen Reisen nach dem Festlande (1814 und 1816), lernte Frankreich, die Schweiz, Italien kennen, lebte Monate lang mit Lord Byron unter demselben Dach und gewann, heimgekehrt, durch den „Abfall des Islams" (the revolt of Islam) und andere Werke fortan fest begründeten Dichterruhm. Dagegen schalt ihn die streng kirchliche Partei einen Gottesläugner, Revolutionär und Wollüstling, welcher seine Frau entführt, dann zur Trennung und endlich zum Selbstmord veranlasst habe. Dafür mochte die romantisch-phantastische Liebe einer durch Schönheit, Jugend, Reichthum und hohen Stand — der Gemahl war Lord — ausgezeichneten Unbekannten entschädigen. Diese trat nämlich in der Nacht, welche der ersten Abreise von London (1814) voranging, plötzlich in des Dichters Zimmer und enthüllte ihm den reifen Entschluss, Gemahl, Rang und Vermögen aufzugeben und dem Urbild ihrer geheimen Wünsche auf das Festland oder wohin es sonst gehe, unbedingt zu folgen. „Seit Langem habe ich, hiess es unter anderm, durch die Königin Mab eure Bekanntschaft gemacht, in dem feurigen und zärtlichen Gemälde eurer Janthe das Herz, aus welchem es hervorquoll, gelesen. Eure unverholene Freiheitsliebe, euer allgemeines, von aller Selbstsucht gereinigtes Wohlwollen, euer Eifer für die Glückseligkeit und Vervollkommnung des Menschengeschlechts, vor allem aber euer aufgeklärtes Urtheil über die Rechtsgleichheit und freie Verbindung beider Geschlechter (Emancipation des Weibes nach neuerm Styl) — diese Tugenden, unbekümmert um die Meinung des Publikums, machten euch zum Ideal meiner langen, nie gestillten Sehnsucht. Ich will endlich meine Tag- und Nachtträume verwirklichen; ich melde euch nach manchem fruchtlosen Selbstkampf, dass ich meinem Gatten und Namen, meiner Familie und meinen Freunden entsagt habe; ich bin nach reifer Prüfung entschlossen, euch in die Welt zu folgen, mein Vermö-

gen, welches beträchtlich ist, euch zu widmen trotz der schlimmen Nachrede.“ — Der Dichter, andeutend, dass er bereits verlobt sei, wies auf die zarteste Weise die Bittstellerin ab; sie aber hielt, wie die Folge lehrte, Wort, verschwand aus der vornehmen Gesellschaft, deren Zierde sie gewesen war, reiste wie ein untrennbarer Schatten dem Geliebten mehrmals nach, sprach ihn in Neapel und endete hier wahrscheinlich durch Selbstmord. Welch tiefen Blick in die Traumwelt und Verdorbenheit der höhern Gesellschaftsklassen eröffnet dieser Zug! Er beweist gleichmässig die Nothwendigkeit einer Reform der englischen Ehegesetze, welche hier dem gemeinen Mann in etlichen Bezirken den Verkauf seiner Frau erlauben, dort für die gebildeten Stände Scheidungen beinahe unmöglich machen und deshalb die abentheuerlichste, frivolste Unsittlichkeit mittelbar begünstigen. — Schwer geprüft und wiederum, diesesmal glücklich, verheirathet, mit den Seinigen gespannt, jedoch im Besitz eines unabhängigen Vermögens, von wenigen Freunden geehrt, vom grossen Publikum ob häuslicher Missgeschicke bitter beurtheilt, schüttelte Shelley bei steigendem Dichterruhm den heimischen Staub ab und zog sich im Frühling 1818 für immer auf das Festland zurück. In Frankreich, der Schweiz, besonders aber in Italien, seinem neuen Vaterlande, vollbrachte der arme Mann unter Reisen und Dichten den im Grunde kleinen Ueberrest des Lebens; denn schon 1823 ereilte ihn der Tod. Ein Windstoss warf unweit Livorno das leichte Boot um, in welchem der Dichter nebst einem Freunde der Lieblingserholung, der Schifffahrt, nachzugehen pflegte. Er starb inmitten der Blüte seines lyrischen, nur der Pflege und Ruhe bedürftigen Genies, welches sich daneben in fast allen Gattungen der Poesie und ästhetischen Kritik versucht hatte. Die wachsende Kenntniss des klassischen Alterthums, welchem z. B. die Idee des entfesselten Prometheus entnommen wurde, wirkte auch allmählig zügelnd auf die Form zurück und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen einer gleichsam geregelten, besonnenen Muse. Den Cultus derselben, den Dichterberuf, betrachtete Shelley als Lebensaufgabe, aber die Wege und Functionen des schaffenden Geistes wurden von ihm mehr herausgefühlt denn klar erkannt und kritisch zerlegt. Es war, wie wenn ihm Platons Wort: „Ohne einen gewissen Wahnsinn gelangt Niemand zu den Pforten der Poesie“ (Phädrus) stets vorschwebte. „Der Dichter, pflegte er zu sagen, ist ein, von der übrigen Welt verschiedenes Wesen. Die Einbildungskraft überschleicht ihn, er weiss nicht, woher? Bilder umgaukeln ihn, er kennt nicht ihre Heimath; streitende Kräfte wirken in ihm, ohne dass sie ein äusserer Anstoss, eine innere Leidenschaft erweckt;

er stösst nie überlegte Empfindungen aus; er schafft Persönlichkeiten, deren Original nie von ihm gesehen wurde; der Macht, welche sie aus dem Nichts hervorrief, kann er aber nicht gebieten; er muss warten, bis Gott oder der Dämon sie ihm einhauchen; er besitzt höhere Gaben als das übrige Menschengeschlecht, und die ausgezeichnetsten Fertigkeiten, aber er ist dabei der Bewahrer eines noch höhern Vermögens; er schreibt nämlich Gesetze vor, stürzt Gewohnheiten und Meinungen um, beginnt und beendigt eine Epoche gleich einem Gott, aber er ist daneben ein blinder, gehorsamer, werkthätiger Priester im Tempel Gottes" (II, 144). „Dichter, heisst es an einer andern Stelle, sind die Hierophanten einer unbegreiflichen Offenbarung, die Spiegel der gigantischen Schatten, welche die Zukunft auf die Gegenwart wirft, die Worte, welche ausdrücken, was sie nicht verstehen; die Trompete, welche zur Schlacht bläst und nicht fühlt, was von ihr aufgeregt wird; Dichter sind die nicht anerkannten Gesetzgeber der Welt."

In der Politik blieb Shelley, das ewige Kind (the eternal child (II, 148), wie Byron trotz des demokratisch-oppositionellen Aussenwerks ein abgeschlossener Aristokrat. Die Republik hielt er für die beste Verfassung, wenn Uneigennützigkeit vorangehe, eine Bedingung, von der schwarzen Suppe und der Gütergleichheit Sparta's erfüllt, für die künstlichen Verhältnisse der Neuzeit ohne Ackergesetz und Bluttaufe unmöglich; Rousseau, welcher lieber den Bestand der Dinge denn Blutvergiessen wollte, habe richtig geurtheilt, Wordsworth, wenn er sage:

„Yes, Slaughter
Is Gods daughter"
d. h. „Ja, Mord
Ist Gottes Hort."

sehr gefehlt; Plato's Republik tauge nichts, weil sie die Dichter verbanne, More's Utopie sei eben ein Traumbild, die Schweiz flösse auch keine Liebe ein, Amerika gewähre wegen seiner Jugend keinen sichern Maasstab für die Beurtheilung; der Präsident besitze eine grössere Gewalt als das Haupt einer constitutionell-monarchischen Regierung und biete eben desshalb ein weites Feld für Bestechung. Die politischen Oekonomisten erklärte Shelley für Fortschrittsprediger des Menschengeschlechts, welche aber im Widerspruch mit sich selber den Grundsatz „uti possidetis aufrecht erhielten (II, 171).

Ueber die Sitten und Culturverhältnisse Italiens geben die Denkwürdigkeiten vielseitigen, gründlichen Aufschluss; man wird auch in dieser Rücksicht sie gerne lesen und sich an den eingestreuten, oft ver-

wickelten Lebensbildern ergötzen. Es genüge dafür nur ein Zug! Bei der Ankunft in Rom musste der Dichter seine Bücher den Zollbeamten (doganieri) vorweisen; unter jenen befanden sich Spinosa und die Bibel; letztere wurde confiscirt (II, 178). So fromm war das Papstthum.

Ausgezeichneten Sinn und Takt besass Shelley für die Plastik; er durchmusterte bewundernd die Meisterwerke des hellenischen Alterthums, dessen naturtreues und dennoch ideales Kunstvermögen seiner Meinung nach nicht in dem Schlachthause und in dem Anatomiesaal, sondern unter freiem Himmel auf dem Turnplatz entwickelt und geschult wurde. Der Anblick der Laocoonsgruppe wird also geschildert: „Der Gegenstand ist unangenehm, aber gegenüber der Gruppirung und Ausführung wird das Werk von keinem Denkmal des Alterthums übertroffen. Es stellt einen Vater und zwei Söhne desselben dar. Byron meint, Laocoons Schmerz gehe in dem der Kinder auf, eines Sterblichen Todeskampf verschmelze mit der Geduld eines Unsterblichen. Nicht so! Schreckliches Körperleiden, wider welches er mit dem angestrengten Nachdruck der Verzweiflung und dem Gefühl der Ungerechtigkeit kämpft, bildet, scheint es, die vorherrschende, überströmende Bewegung (emotion), und dennoch hat der Ausdruck Adel und Hoheit, welche den Schmerz mit Würde umgibt. Wir kommen jetzt zu den Söhnen. Ihre Züge und Stellungen zeigen die Fülle der kindlichen Liebe und Ehrfurcht an, von welcher sie so beseelt sind, dass alle übrigen Gefühle verschwinden. Dies tritt besonders bei dem Aeltesten hervor. Seine Augen sind auf Laocoon gerichtet, seine ganze Seele ist mit und bei dem Vater; der zu ihm erhobene Arm, nicht für den Schutz, sondern wie instinctmässig ausgestreckt, spricht deutlich. Ausdrucksvoll sind die Umrisse der Gestalt, des Antlitzes, der Lippen, welche sich halb öffnen, als wollten sie nicht ungeziemende, unnütze Klagen, Bitten und Jammerlaute hervorstossen, sondern Worte tröstender Zärtlichkeit an den unglücklichen Vater richten. Die Stärke des körperlichen Schmerzes wird nur durch das Aufheben des rechten Fusses angedeutet; umsonst sucht er ihn von den mächtigen Schlingungen zu befreien. In dem jüngern Kinde scheinen Bestürzung, Schmerz und Kummer um die Obhand zu streiten; sein zartes Alter kann noch nicht die Höhe des Unglücks überschauen, welches auf ihn und alles Theure losbricht; er ist krank an Schmerz und Grausen; wir hören fast seinen Schrei. Die linke Hand liegt auf dem Kopf der Schlange, deren Zähne seine Seite treffen, und der fruchtlose Versuch des Hinwegdrückens steigert nur die Wirkung. — Jedes Glied, jede Muskel und Ader Laocoons drückt mit Lebenstreue die Wirksamkeit des Giftes aus;

die unentwirrbaren Falten des Schlangengürtels kann man, so zahlreich sind sie, kaum verfolgen. Nie hat ein Meissel mit so anatomischer Treue und Stärke die vortretenden Muskeln des Armes bezeichnet, dessen Hand den Nacken des Gewürms fast bis zur Erdrosselung packt; das Maul der Riesenschlange und die weit enthüllten Zähne, wie sie eben in das Herz des Opfers einschlagen wollen, erfüllen den Zuschauer mit Grausen und Furcht; er glaubt die Wirklichkeit zu sehen" (II, 352). — Wie viel hätte der begabte Mann geleistet, wäre er weniger begütert und ein Zögling besserer Schulen gewesen!

Friedrich Perthes Leben. Von Clemens Theodor Perthes ord. Prof. der Rechte in Bonn. Erster Band. Hamburg und Gotha, 1848, bei Fried. und Andreas Perthes. IV u. 362 S. 8.

Diesen frommen, muthigen und kräftigen Mann, wie Perthes mit Recht in dem Vorwort der oben bezeichneten Lebensnachrichten heisst, haben eigene Anstrengung und Umsicht, bisweilen auch Gunst der Zeiten, aus der Armuth zum Wohlstand, aus der Dunkelheit zur namhaften, öffentlichen Anerkennung geführt; sein Schicksalsgang, frei von romantisch-abentheuerlicher Schwärmerei, nicht aber von vielfachen Mühsalen und Gefahren, ist der Aufzeichnung würdig. Diese hat nach mündlichen Mittheilungen, einzelnen Druckschriften, vor allem aber Briefen, ein, in der literarischen Welt wohl bekannter Sohn übernommen; er gedenkt des Vaters, wie sich von selbst versteht, mit Liebe und Hochachtung, jedoch ohne lobrednerische Parteilichkeit; er fasst ihn auf im Zusammenhang mit der Entwicklung des Menschenalters und Vaterlandes; er gewinnt dadurch einen höhern Standpunkt, von welchem aus betrachtet die Persönlichkeit in dem Allgemeinen aufgeht, das Besondere, ohne zu erlöschen, der Gesammtheit anheimfällt. Das Charakterbild drängt sich nicht herrisch und Ton angebend vor, zieht sich aber auch nicht spröde und scheu zurück von der Theilnahme an den gemeinsamen Dingen und Bestrebungen; ihm eröffnet sich jenseit der vier Pfähle des Hauses und Geschäfts noch ein anderer Lebenskreis, der politisch-patriotische, dessen Stürme und Fährlichkeiten nicht gerade ritterlich kühn aufgesucht und bekämpft, aber eben so wenig bürgerlich demüthig gemieden und feigherzig abgelehnt werden. Der verständige, vor- und rückwärts blickende Mann steht in der Mitte zwischen dem sengenden Feuer der Leidenschaft und dem abkühlenden Wasser des nüchternen Verstandes; nach etlichen

Fehlgriffen Meister seiner Begierden und Triebe, geht er schrittlings, ohne rechts und links abzuweichen, dem praktischen Berufsziel des Buchhandels entgegen, verabsäumt aber dabei kein Mittel und keine Gelegenheit, wissenschaftlich-literarisch sich auszubilden, kommt mit Gelehrten, Künstlern, Staatsmännern, selbst Feldherrn bei dem Wechsel der Lebensverhältnisse in weitere oder engere Bekanntschaft, erwirbt äussere Unabhängigkeit, dehnt die Gränzen seines geistigen, gesellschaftlichen und commerziellen Verkehrs in günstigen Augenblicken aus, jedoch ohne anmasslich den gewählten und festgehaltenen Kreis der Berufsthätigkeit zu überschreiten, oder in ein ihm fremdes Gebiet, etwa des Schriftstellers, einzugreifen, gewinnt durch dieses ächt praktische Verfahren Freunde, Gönner, Anhänger, hin und wieder auch Gegner und neidische Nebenbuhler, greift, ein Patriot und Feind der Unterdrückung, bei entscheidenden kritischen Anlässen in den Gang der öffentlichen Verhältnisse ein, entwickelt männliche Kraft und Umsicht, bauet, in dem gewaltigen Sturm des Befreiungskrieges dach- und fachlos, nach dem Frieden Haus, Geschäft und Vermögen mit jugendlichem Unternehmungsgeiste wieder auf, überall thätig für Gemeinwohl, geistige und materielle Fortschritte, welche er in seinem engern Kreise durch manche grossartig gedachte, nicht immer vollzogene Plane zu fördern weiss. So gibt er das Bild eines vaterländisch gesinnten und wohlthätigen Geschäftsmannes, welcher unablässig an der eigenen Bildung und häuslichen Unabhängigkeit arbeitend auch für Andere sorgt und den blühenden Wohlstand gemeinnützig zu machen weiss, in mancher Rücksicht nicht unähnlich dem Nordamerikaner Franklin; der hat ihn nur an republikanischem Selbstgefühl und Trotz wie an diplomatischer Gewandtheit übertroffen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, welche den Gesammtcharakter des Mannes betreffen, mag es zweckmässig sein, die Beweise dafür in den einzelnen Abschnitten der Lebensbeschreibung aufzusuchen. Ihr Inhalt umfasst, so weit ihn der erste, vorliegende Band liefert, zwei Wendepunkte. Im ersten Buche, welches neun Capitel enthält, wird das Jugendleben (1772 — 1805), im zweiten mit zehen Capiteln die Zeit der Napoleonischen Herrschaft in Teutschland (1805 — 1814) geschildert. Es muss bei der Enge des vorgesteckten Raumes genügen, die wichtigsten Momente der ausführlich beschriebenen Entwicklung zu bezeichnen. Am 21. April 1772 zu Rudolstadt geboren, wo der früh verstorbene Vater am fürstlichen Rentamt die Stelle eines Secretärs besass, kam Friedrich Justus Perthes als fünfzehnjähriger Knabe nach Leipzig, um unter mannichfaltigen Entbehrungen und Mühen in der strengen Schule

des Herrn Böhme das Buchhändlergeschäft zu erlernen, siedelte nach erstandener Lehrlingszeit gen Hamburg über (1793) und gründete hier, durch Umsicht, Fleiss und Freunde unterstützt, eine eigene Handlung (1796), bald mit der ältesten Tochter des Wandsbecker Boten, Caroline Claudius, verheirathet (1797), auch Haus- und Familienvater, dehnte, indess 136 Bankerotte den tollen Spekulationsgeist der Hamburger abkühlten, sein Geschäft bedeutend aus (1799) und fasste den kühnen Entschluss, auf der Grundlage des nördlichen Teutschlands, etwa von Hamburg, Holstein, Mecklenburg und Hannover aus den literarischen Verkehr aller europäischen Völker durch Gegenseitigkeit ihrer wissenschaftlichen Erzeugnisse zu vermitteln (S. 115). Dafür verband er sich mit dem wissenschaftlich gebildeten Heinrich Besser, seinem Schwager und treuesten Freund. Erst die Unglücksfälle des Jahrs 1806 störten diesen, mit Erfolg und Hartnäckigkeit festgehaltenen Plan. Bedeutende, nicht selten einander widerstrebende Persönlichkeiten, welche Perthes kennen und lieben lernte, geben dabei die Poesie für das prosaische Geschäftsleben; so in Hamburg Claudius, Klopstock, im münsterschen Kreise die Droste, die Fürstin Gallitzin, der Graf Friedrich Leopold von Stolberg, in Holstein die Reventlow, Bernstorff, Graf Adolf Moltke und Schönborn. Ueber Moltke, seinen liebsten Jugendfreund, urtheilte Niebuhr: „er hatte den Löwen in sich, den zu rastlosen Geist, gezähmt, und sein morgenländisches Feuer zur Belebung griechischer Gestalten gewendet.“ „Schönborn, dänischer Legationsrath“, schrieb Niebuhr 1798 aus London, „ist sehr originell im Ausdruck, kraftvoll, bisweilen selbst bis zum Unfeinen, von sehr tiefer Philosophie und ausgebreiteter Kenntniss der Alten, besonders ihrer Philosophie und Mathematik; ein ausserordentlich starker Kopf und auffahrend gegen Widerspruch.“ — Der holsteinisch-hamburgische Umgang wirkte mehr geistig anregend auf Perthes ein, der westphälische hob den kirchlich-religiösen Standpunkt hervor. So bemerkte treffend und ohne alle Polemik der Weihbischof Caspar Droste seinem Freunde: „Bei uns (Katholiken) kann weder das Treiben und Drängen, um zur Wohlfahrt zu gelangen, noch das Bedürfniss, etwas Festes zu gewinnen, stattfinden, wie bei Ihnen (den Protestanten); denn wir suchen die Wahrheit nicht, wir haben sie; den Glauben, den wahren Glauben, suchen wir nicht, wir haben ihn“ (S. 129). Perthes, dadurch nicht abgeschreckt, vertiefte sich in den Kern der Bibel und fand, zumal Ja bi's Liebe hinzutrat, nach langem Kampf Beruhigung, Sicherheit des Urtheils. „Du fragst“, schrieb er an Moltke, „wie es jetzt mit mir steht; lieber Freund, ich weiss, was Wahrheit ist, ich weiss, was

der Mensch ist und was er sein soll, ich weiss, was in der Welt zu finden ist, ich weiss, dass der Mensch, je reicher er in sich ist, um so ärmer in der Welt wird“ (S. 149).

Das zweite Buch, die Napoleonische Herrschaft in Teutschland überschrieben, führt den Leser aus dem kleinen Kreise des Hauses, der Freundschaft und geschäftlichen Wirksamkeit in ein reicheres, sturmvolles Leben ein, welchem Wechselfälle, Noth und Gefahr nicht fehlen. Sie finden den Bürger Perthes, dessen religiös-sittliche Welt- und Menschenanschauung bereits abgeschlossen ist, gerüstet; er entzieht sich den allgemeinen Bedrängnissen und Kämpfen nicht, er tritt ihnen vielmehr auf Gott, Vaterland und Pflicht vertrauend, mit ungebeugter Kraft entgegen und schliesst sich dem kleinen Kreise der edelsten Männer an, welche inmitten des einbrechenden Verderbens nicht kleinmüthig werden, ja, aus dem Elend und Druck selbst neue Kräfte und Hoffnungen schöpfen. Von diesem Augenblicke an gewinnen die Lebensnachrichten auch eine allgemeinere, historische Bedeutsamkeit; sie klären manchen Punkt der vaterländischen Zeitgeschichte auf. Diese bot damals ein entschiedenes Uebergewicht der Nachtseite; bei schwachem Gefühl für das Gemeinsame und Reichsangehörige schwärmten die höhern Stände, von den meisten Gelehrten und Wortführern unterstützt, für das kosmopolitisch-negative Princip, das heisst, für das Ausland, namentlich Frankreich, welches früher als Republik, darauf als militärisches Kaiserthum die Wiedergeburt des Menschengeschlechts verhiess, aber selber in den Windeln stecken blieb. Wie dermalen viele angeblich Freisinnige bald auf die Wälschen, bald auf die Ungarn und Polen als Stützen des social-politischen Fortschrittes blicken und die eigenen Kräfte von der Fremde abhängig machen: so verkauften sich damals in einem weit schlimmern Grade Völkerschaften und Fürsten dem Dictator des Westlandes, dem Konsul und Kaiser Napoleon. Der sollte, meinten sie, Heil und Segen bringen, die Ideen der neuen Zeit ausbrüten, den socialen Umschwung, wie man heut zu Tage spricht, bewerkstelligen, nach dem Vorgang Karl's des Grossen Wälsch- und Teutschthum durch eine kolossale Union verknüpfen und in den Tempel der Humanität, der Glückseligkeit einführen. Dafür sei denn neben Anderm die Auflösung des alten, verrotteten Reichs nebst Anhang nothwendig und die Geburt eines neuen, unter Frankreichs Protektion zu stellenden Rheinbundes unerlässlich. Diese und ähnliche Wünsche der widersinnigsten Art wurden auch gemach erfüllt; von teutschen Köpfen entdeckt und den Fremden mitgetheilt, trat die Rheinconföderation, durch teutsche Fäuste vertheidigt, in praktische Wirksamkeit. Die-

ser, an Zahl und Mitteln allmählig überwiegenden Partei des Auslandes trat glücklicherweise eine zwar kleinere, an moralisch-intellectuellen Kräften jedoch stärkere entgegen, die der Heimath, des national-patriotischen Princips; sie wollte Frankreich gegenüber die innere Selbständigkeit um jeden Preis bewahren, die äussere trotz der trüben Aussichten wieder gewinnen. Andere Parteien als diese beiden Gegensätze kannte man eigentlich nicht; ihnen gegenüber traten alle weitern Bestrebungen politischer Art in den Hintergrund. Perthes schloss sich gemäss seiner gesunden, einfachen Natur den oft von der Weltbürgerei verhöhnten Unabhängigen an. Dafür wirkte auch anregend und bildend der Umgang mit den in Hamburg für längere oder kürzere Zeit sesshaften Oppositionsfranzosen Villers, Dumas, Reinhard, einem gebornen Wirtemberger, vor Allem aber die schriftliche Bekanntschaft mit dem berühmten Schweizerhistoriker Johannes Müller (S. 161). „Dank", antwortete dieser im August 1805 dem jungen Manne", für Ihre Zuschrift; es ist Labsal, solche teutsche Gefühle zu finden; ohne Sie gesehen zu haben, werde ich Ihr Freund. Die Zeit ist da, wo alle Gleichgesinnten sich einander brüderlich anschliessen müssen in dem Werke der Nationalrettung. Hierfür nur hat für mich das Leben noch Reiz. Es ist eine innere Sprache, eine unsichtbare Verbrüderung der Gleichgesinnten, die bei jedem Worte sich erkennt. Diese Verbrüderung, wozu Sie, mein Freund, gehören, ist das Salz der Erde; wer da sich zusammenfindet, ist Bruder und Freund, mehr als mit Vielen, die er lebenslänglich gesehen." — Als nun nach den grossen Unfällen der Jahre 1805 und 1806 der etwas weichliche Mann verzagte, suchte ihn Perthes, wenn auch niedergebeugt, wieder aufzurichten. „Mann!", meldete er z. B. Müllern von Hamburg aus (27. Oct. 1805), „der von sich schreibt, „„ich gehöre einer weit älteren Zeit an!"" — gehöre ihr an! — Der Geschichtschreiber seines Volks war in jenen Zeiten mindestens dessen Rathgeber — oft sein Führer. Meister der Geschichte! der Sie Ihre Feder in Feuer getaucht haben — es ist diess gelungen! Teutschland hat nur eine Stimme: Vaterland, Freiheit, Rache!" — Diesen Grundansichten blieb der Geschäftsmann, welchen die Besetzung Hamburgs durch die Franzosen (Nov. 1806) beinahe des ganzen, mühselig erworbenen Vermögens beraubt hatte, unerschütterlich treu; er wurde nie kleinmüthig, baute seinen zerrütteten Hausstand von Neuem auf, gründete 1810 das teutsche Museum, um durch die Schrift den vaterländischen Sinn zu nähren, wirkte für das von ihm erkannte Rechte und Gute durch Wort und That und diente der Verbindung des edelsten, patriotischen Geistes inmitten des Drucks und der Polizeiwacht

als kühner, gewandter Bote und Zwischenträger; seine Spannkraft wuchs mit den Gefahren und Hindernissen, auch da nicht nachlassend, als Hamburg dem französischen Reiche huldigen und Unterthanspflicht leisten musste (1811. 1812). Das theilweise Gute, welches die neuen Verhältnisse brachten, wurde dabei weder übersehen noch zu hoch angeschlagen. „Glauben Sie mir nur", schrieb er dem Schwarzburger Oheim, „mich leitet in meinen Ansichten nicht Leidenschaft; ich achte und schätze sehr Vieles der neuen Wirthschaft und sehr Weniges von dem, was unsere Fürsten und Regierungen früher thaten" (S. 218). Dem im kolossalen Massstabe angelegten, dennoch unzulänglichen Sperrsystem des literarischen Verkehrs wurden als bekämpfende Kräfte Geduld und Schlauheit entgegengesetzt. Napoleon nämlich hatte wie mancher Regent vor und nach ihm zwar Denk- und Pressfreiheit als Eroberungen des Jahrhunders anerkannt, aber gleichzeitig polizeiliche Anstalten errichtet, um den jeweiligen Umlauf der Gedanken und Ideen in den Köpfen zu beobachten und der despotischen Politik gemäss zu leiten. Den gesammten Bücherverkehr beaufsichtigte von Paris aus die aus vier Bureaus und zahlreichen Beamten gebildete Generaldirektion der Buchdruckereien und des Buchhandels, in den Departements wirkten dafür der Inspector des Buchhandels und mehre Unterbeamte, z. B. der Stempelwächter, der commissaire-vérificateur à l'estampille. Kein Buch durfte ohne Erlaubniss dieser Herren, welche eine Reihe von Plackereien veranlassten, erscheinen und in Umlauf kommen. Dennoch wurde die literarische Sperre so gut wie die continentale wider den brittischen Handel vielfach vereitelt; bald brachen List und Bestechung durch, bald gewährte der im Grunde offene und gutmüthige Charakter des Franzosen den Bedrängten Vorschub; die Denunziationen der Teutschen gegen ihre eigenen Landsleute bildeten nicht selten den gefährlichsten Feind des Bücherverkehrs und der Colonialwaaren. Perthes arbeitete sich durch alle diese Hemmnisse mittelst der Kraft und Klugheit hindurch; sein literarisches Geschäft nahm in Teutschland, Holland, Frankreich einen ungewöhnlichen Umschwung. Bei diesem Anlass wurde auch Görres in Coblenz zu Rathe gezogen; er schrieb seinem buchhändlerischen Freund neben Anderm folgende aufmunternde Charakteristik der damaligen Verhältnisse. „Unsere Zeit lässt Nichts bestehen, was ruht; wie in den Wissenschaften das gemächliche alte Bücherwesen aufgehört hat, so sind auch die Kaufleute von ihren ruhigen Sitzen in den Comtoiren aufgetrieben; wer nicht bestehen kann mit dem, was er früher erworben hatte, der muss heraus aus der Sänfte und hinauf aufs Pferd; alles alte Fussvolk muss beritten werden; denn die

Zeit selbst fährt auf dem Rennwagen daher.“ Der gute Görres! Hat er nicht diesem Rennwagen später alle mögliche Hemmschuhe anzulegen getrachtet ohne Rast und Frucht? — „Geld“, fährt er fort, „ist jetzt das erste Werkzeug des Despotismus (wie gewöhnlich), und dieses Werkzeugs muss sich Der bemächtigen, der eine Gegenwirkung üben will. Und dennoch verzettelt, was uns die Gewalt nicht nimmt, unser Ungeschick, unsere Dummheit und Unbehülflichkeit. — Die Nation hat Nichts, was sie erfreuen könnte, als ihre Literatur; so wenig Stillstand ist nach der ideellen Seite eingetreten, dass mehr wie je die Production in den Geistern drängt und der literärische Eierstock noch gar nicht ausgehen will. Auch Lese- und Studirlust ist nicht vermindert, und es ist daher auch wiederum nicht abzusehen, wie die Literatur äusserlich untergehen könnte; also nur Muth zum Unternehmen!“ (S. 225). Diese Bemerkungen eines Mannes, welcher trotz seiner spätern Blössen und Abirrungen die höchsten Verdienste um den vaterländischen Sinn erworben hat, sind wichtig für das historische Verständniss der damaligen Dinge; der so oft geschmähete wissenschaftliche und literarische Eifer bewahrte nämlich in Teutschland bei vielen Missgriffen die Unabhängigkeit des Geistes und mit ihr das Vermögen einer im günstigen Augenblick ergriffenen Initiative des praktischen Handelns. Wie dieses mit dem Jahre 1813 eintraf und den Hauptgegenstand der Biographie gleichfalls ergriff, wird in den letzten, vielleicht bessten Abschnitten des Buchs eben so ausführlich als lehrreich und anschaulich geschildert. Die patriotische Erhebung Hamburgs mit ihren Leiden und Freuden tritt dabei natürlich in den Vorgrund, in welchem neben dem Herrn von Hess unter den durch Wort und That wirksamen Persönlichkeiten der teutschen Volkspartei Perthes die erste Rolle spielt; er opfert seiner Ueberzeugung Alles, Vermögen, Familie und Haussitz, und schlägt sein Leben bald als Bürgersoldat, bald als thätiger Unterhändler mehrmals in die Schanze, er überschreitet dabei, ohne Ehrgeiz und Eitelkeit, nie die Schranken seiner Talente und ordnet sich in Dingen, welche er nicht versteht, ohne Weiteres dem Einsichtsvollern unter, eine gewiss seltene und achtungswerthe Gabe. Denn wie Vieles wurde und wird verpfuscht, weil die Betheiligten bei dem besten Willen nicht Mass halten und überall eingreifen wollen! So entstehen denn, weil die Gebiete der Wirksamkeit nicht gehörig abgemarkt werden, Verwirrung und mit ihr Unsicherheit, zuletzt Schiffbruch wohl entworfener, schlecht ausgeführter Plane. Nur das Genie ist viel- und allseitig, das Talent muss sich einen Gegenstand wählen und festhalten. Wenn die Erziehung es vernachlässigt, diesen Cardinalpunkt herauszuhe-

ben, so helfen bisweilen die gewaltthätigen Lehrmeisterinnen, die Revolutionen und Völkerkriege, nach; sie weisen dem Menschen nicht selten den Platz und Rang seiner Befähigung an; sie entfalten die Kraft, welche häufig schlummert, und verjagen die gleissende Schwäche, deren Sturz kein Schein der Macht hemmen kann. Je mehr man im Frieden und im geordneten Staat den Menschen auf die Bahn seiner psychologisch erkannten Fähigkeiten beschränkt und dadurch wilde Triebe und Leidenschaften unter die Zucht der ihrer selbst bewussten Vernunft stellt, desto seltener werden soziale Stürme aufgehen und das zerstörte Gleichgewicht der Menschenkraft suchen. — Die Ereignisse, welche mit dem Frühjahr wie für Gesammtteutschland, so für Hamburg eintraten, folgten einander bekanntlich Schlag auf Schlag; ihr Reichthum erlaubt hier nur die Andeutung des Entwicklungsganges, wie ihn das vorliegende Buch, oft anziehende Einzelnheiten mittheilend, darstellt. In dem Abschnitt, Hamburgs Versuch, sich zu befreien (Januar bis 18. März 1813), schildert Caroline Perthes ihrem Vater in Wandsbeck den Einzug der Russen neben Anderem also: „Ein Vorposten von dreizehn Kosaken kam schon gestern Abend (17. März) in die Stadt mit ihren Manteltalaren und mit Fetzen von Franzosen oder wenigstens von deren Kleidern geziert. Ein jeder Mund rief und jubelte, und jedes Herz dankte Gott im Himmel und den Russen auf Erden. Niemals, mein lieber Papa, habe ich eine solche Vereinigung in Einem Punkt, ausgehend aus tausend Herzen, empfunden. Könnten wir so zum besten Punkt uns vereinigen, das müsste eine herrliche Kirche sein. Also die Kosaken kamen geritten, hatten ihre Lanzen gesenkt, schwangen ihre Mützen und sahen erstaunlich treuherzig und freundlich von ihren Pferden herab; von allen Seiten brachte das Volk ihnen Branntwein, Kuchen und Brot aufs Pferd; Leute, die kein Gemüth haben, haben gestern und heute eins bekommen, und wenn man nur öfter den Menschen so tief in die Seele kommen könnte, sollte es wohl gute Folgen haben u. s. w.“ — (S. 256). In dem Abschnitt: Die neue Bedrohung und die Wiederbesetzung Hamburgs durch Davoust“ (18. März — 30. Mai) werden die allgemeinen Schicksale und die besondern Erlebnisse Perthes' geschildert. Letzterer, unter der Leitung des Obristen von Hess, eines geborenen, in Hamburg seit 1780 angesiedelten Schweden, als Major für die Bürgerbewaffnung thätig, entkam mit genauer Noth durch die Flucht; sein Vermögen ging zum zweitenmale grösstentheils zu Grunde. Das Alles entmuthigte aber den wackern Mann nicht; von den Franzosen geächtet, brachte er seine Familie gen Holstein in Sicherheit und arbeitete nun, sich selbst überlassen, während des Waffenstillstandes (Juni bis Mitte Augusts) und nach demselben auf das Thätigste für die allgemeine, vaterländische Sache, besonders als Seele des neuen hanseatischen Direktoriums für die Hansestädte, deren Flüchtlinge und Krieger von ihm vielfach durch Geldsammlungen in Teutschland und England, diplomatische und anderweitige Wirksamkeit unterstützt und gefördert wurden. Dabei drängte er sich nie in fremde, etwa höher gelegene Kreise ein, eben desshalb überall wohl gelitten und berücksichtigt. Der Gedanke, das teutsche Reich unter Oe-

sterreichs Vorsteherschaft wiederhergetellt und den Hansestädten mit den nöthigen Reformen einen ehrenhaften Platz in demselben eingeräumt zu sehen, musste jedoch bald aufgegeben werden. Denn, hiess es, der Kaiser von Oesterreich sehe die teutsche Krone als eine Dornenkrone an und sein Cabinet verharre in einer verschlossenen, zurückgezogenen Haltung. Die Absichten der preussischen Regierung kenne Niemand, aber ohne Furcht dürfe man sie in keinem Falle betrachten (S. 304). Hinsichtlich der Hansestädte möge man Schweden und Hannover nur mit Misstrauen beobachten; jenes wolle sie für den norwegischen Plan als Gegenstand des Austausches gewinnen, dieses erstrebe nach den Entwürfen des Grafen Münster geradezu Einverleibung. Den Stand der Dinge zu ergründen und drohende Gefahren nach Kräften abzuwenden, begab sich Perthes mit den Abgeordneten Bremens etliche Wochen nach der Schlacht bei Leipzig gen Frankfurt in das grosse Hauptquartier der Verbündeten. Der Empfang war überall freundlich, die Zusicherung der hanseatischen Unabhängigkeit unzweideutig. Das teutsche Reich, sagte Stein, werde hergestellt werden, aber so lange der Friede noch nicht geschlossen sei, dürfe der Eintracht wegen keine Verhandlung über die höhere Gestaltung des Reichs geführt werden. Den intriguanten Kronprinzen von Schweden werde man mit seinen theuer bezahlten 25,000 Mann einpacken und nach Hause schicken. Der König von Preussen, äusserte der Legationsrath Bartholdy, werde in kurzer Zeit Nationalstände berufen, und bald werde sich Preussens Stellung zu Teutschland entwickeln. M e t t e r n i c h sprach desgleichen von der sichern Hoffnung auf Herstellung des Reichs und sagte die Freiheit der Städte zu; man wäre jetzt von vielen Chimären der frühern Zeit zurückgekommen. „Sie haben“, redete Kaiser Franz, viel gelitten, „aber es wird schon besser werden; denn nun bleiben wir Alle Teutsche, und ich will schon wachen helfen. — Ja, dem Hamburg geht es schlecht, und der wüste Kerl, der Davoust, rächt sich arg, aber was ich gut machen kann, will ich thun.“ — Welche Greuel und Schändlichkeiten die liebenswürdigen, von vielen teutschen Pinseln auch jetzt noch bewunderten, K a i s e r f r a n z o s e n in Hamburg verübten, wird S. 334 anschaulich beschrieben. Man vertrieb bei schneidender Kälte (Jänner 1814) über 20,000 Menschen, zuerst die Jungen und Starken als gefährlich, dann die Alten und Schwachen als überflüssig, jagte die Waisenhauskinder, die Gebrechlichen der Spitäler, die Verbrecher der Zuchthäuser hinaus, leerte das mit 800 Kranken und Wahnsinnigen gefüllte Krankenhaus und zündete es an, brannte alle Vorstädte, Vordörfer und Landhäuser an der Alster nieder, beraubte die Bank und überliess sich den schamlosesten Gelderpressungen. Stundenlang lag die Umgegend wie ein grosser, mit Schnee und Eis bedeckter Schutthaufe da, aus welchem einzelne Mauertrümmer und halb verbrannte Bäume hervorstarrten; Weiber und Kinder irrten, nach ihrem alten Eigenthum suchend, in der Zerstörung umher; Nacht für Nacht röthete sich der Himmel von der Gluth brennender Häuser; auf allen Gassen Altonas, auf allen Landstrassen der Umgegend schwankten halberfrorene Gestalten umher, welche nach Kleidern, Brot und Obdach ver-

langten; lange Züge von Alten und Kranken, von Weibern und Kindern bewegten sich, von Kosaken geleitet, auf den Strassen nach Bremen und Lübeck. „Kein Ausdruck“, schrieb Perthes seiner Frau, reicht aus, das Elend der Umgegend zu bezeichnen; gesehen muss es werden; aller Jammer, den ich in den letzten drei Viertel Jahren an mir und Andern erlebt habe, ist Nichts gegen diese Gegenwart.“ — Zwar milderten Hülfsvereine und Beiträge des In- und Auslandes den Jammer, aber gründliche Besserung brachten erst Napoleons Sturz und der Pariser Friede. Mit Recht konnte jetzt der edle Nicolovius an die Gräfin Luise Stollberg schreiben: „Ja, wir leben unter Gottes Wunder; was wir unsern Kindern mit kummervollen Herzen wünschten, aber niemals zuzusichern wagten, das haben wir selbst noch erlebt. Und diese wunderschöne Morgenröthe, welch' einen Tag verheisst sie! Ein Geschlecht, das so sich erhob, wird nicht wieder sinken, sondern von Kraft zu Kraft in Ehren wandeln. Ja, ich hoffe, wie im neuen Jerusalem wird fortan Gott selbst unsere Sonne und die Quelle alles vollen, echten Lebens sein; denn Volk, Heer und Herrscher haben ihn erkannt und sich vor ihm gebeugt. Und was kümmern mich die Minister, die doch nur nach eitler Ehre geizig sind und doch nach dem herrschenden Geiste sich drehen und wenden werden.“ — Aehnlich, wenn auch später vielfach getäuscht, urtheilte Perthes; am 31. Mai gerade nach jähriger Abwesenheit mit Tausenden in das befreite Hamburg zurückgekehrt, meldete er seinen Freunden H. Jacobi und Villers neben Anderm Folgendes: „Ich habe manches wirklich Harte und Schwere getragen, aber wahrhaft unglücklich ist der Mensch nur, wenn er mit Gott, mit sich und mit der Welt irrig, ungewiss und uneins ist; das aber war ich nie. — Unser teutsches Vaterland ist zum Kern und Inhalt der grossen europäischen Staatenrepublik bestimmt. Europa ist nicht bestehend ohne Teutschland und bedarf seiner jeden Augenblick, um europäisches Leben leben zu können, und Teutschland kann zu keiner politischen Gestalt und zu keiner politischen Vollkommenheit berufen sein, die dieser seiner Bestimmung widersprechend wäre. Wir armen Teutschen müssen uns schon bequemen, als Inhaber der Ideen und als Aufsteller der Ideale, durch welche das Uebergewicht Europa's über die übrige Welt geschaffen wird, ein etwas unbequemes und durcheinander wogendes Leben zu ertragen. — Was auch komme, die französische Nation hat eine Zeit gebraucht, um auf constitutionellen Boden zu gelangen, so wie Napoleon, um auf grossen Umwegen von Corsica nach Elba zu kommen. Diese Zeit und dieser Raum sind mit Jammer, Blut und Elend angefüllt, aber die Resultate rechtfertigen die Weltregierung. — Was auch künftig grosse und kleine Tyrannen beginnen mögen, es wird ihnen doch nicht möglich sein, den Geist ordnungsmässiger Freiheit, den Sinn für Verfassung und für ständische Rechte bei den Völkern zu unterdrücken.“ —

21. April. **Kortüm.**

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841, von Joseph Russegger, k. k. Gubernialrath und Salinen-Administrator zu Wieliczka. Mit einem Atlas, enthaltend geographische und geognostische Karten, Gebirgs-Profile, Landschaften, Abbildungen aus dem Gebiete der Flora und Fauna. Dreizehnte Abtheilung: Reise in der Levante und in Europa. Stuttgart. Schweizerbartsche Verlagshandlung und Druckerei. 1848. 170 S. 8.

Wir habeu in unserem letzten Berichte (vergl. den Jahrg. 1848 dieser Blätter, S. 718—725) Russegger verlassen, als er sich in dem Hafen von Alexandria einschiffte, um die Rückreise in die Heimath anzutreten. Seine Aufgabe in den Ländern Mehmed Alis war gelöst. Mit einem reichen Schatz von Erinnerungen, mit einer Welt voll Erfahrungen kehrte er zurück. Die österreichische Regierung hatte ihm einen unbeschränkten Urlaub für weitere Wanderungen in Europa bewilligt, und Russegger folgte zunächst einer ehrenvollen Berufung des Königs von Griechenland zur geognostischen Durchforschung seines Staates. Noch war die geeignete Jahreszeit nicht angebrochen, um hoch über das Meeresniveau sich erhebende Gebirge zu besteigen; unser Verfasser benutzte daher den lebhaften Verkehr der Dampfschiffe auf dem Mittel- und Archipelmeere, um einige der interessantesten Küsten-Punkte der sogenannten Levante, namentlich Smirna und Constantinopel zu besuchen.

Erster Abschnitt. Reise an den Küsten der Levante. Am 11. Februar 1839 langte R. im Hafen von Sira an, und bestieg ein österreichisches Dampfschiff, um nach Smirna und Constantinopel abzufahren. Bald entfaltete sich Smirna vor den Blicken unseres Reisenden: umschlossen von finstern Cypressenwäldern liegt die Stadt am Fusse des Festungsberges, den freundlichsten Anblick gewährend. Der kurze Aufenthalt gestattete nur eine flüchtige Besichtigung des Wichtigsten. Der Basar Smirna's wird als sehr reich geschildert; was der Orient, mit Einschluss von Persien und Indien Schönes hervorbringt, ist hier vereint; die Stadt zählt 120,000 Einwohner. R. besuchte die, nicht im besten Zustande befind-

liche Citadelle und stieg von da zur Karawanen-Brücke hinab, die über einen breiten, tiefen Bach führt, wo alle aus dem Innern kommenden und dahin abgehenden Karawanen anhalten, und Massen von Baumwolle gewaschen werden. Vom heimlichen Dunkel gigantischer Platanen umschattet liegen hier mehre türkische Kaffeehäuser, von aufmerksamen Zuhörern umgeben sieht man hier greise Mährchen-Erzähler; der Fremdling glaubt sich ins Bereich von Tausend und eine Nacht versetzt. Der Fuss des Schlossberges bei Smirna besteht aus Feldstein-Porphyr, der Gipfel aus Basalt und Trachyt, welche demnach wohl den Porphyr durchbrochen haben dürften.

Es war am 16. Februar, als unserem Verfasser der Blick auf Constantinopel zu Theil wurde. „Ein duftiger Schleier lag noch auf Meer und Land, und wie ein Nebelbild von riesenhafter Ausdehnung entfaltete sich in der Ferne ein Gemenge von Häusern, Moscheen, Minarets, Cypressen, Schiffmasten u. s. w. Immer mehr hellte sich das Dunkel, die einzelnen Theile des undeutlichen Bildes traten mehr aus einander, gestalteten sich; es ward heller Tag und in den Strahlen der Morgensonne, von ätherischem Lichte umflossen, lag Constantinopel vor uns, die alte Kaiserstadt, die grösste Stadt des Orients und schon ihrer feenhaft schönen Lage wegen mit Recht der Stolz des Muselmannes. Nicht lange und unser Dampfer ankerte im herrlichen Stambul am Eingang des Bosphorus. Berg und Thal ringsum bedeckt von Stadt und Gärten macht Constantinopel mit seinen zugehörenden Theilen: Ejub, Galata, Pera, Skutari und dem unvergleichlichen Bosphorus den Eindruck der enormsten Grösse, der, was ich sah, nur von jenem des Häusermeeres von London, vom Thurme der Paulskirche herabgesehen, übertroffen wird. — Himmlisches Stambul! Man muss dich nur von Aussen von der Höhe sehen, um die Poesie deines Anblicks ungetrübt, wie ein schönes Traumbild zu erhalten; denn der erste Tritt ans Land und zwischen die Häuser — und der schöne Wahn reisst entzwei!“ — So theilt denn Constantinopel das Schicksal vieler Städte des Orients — wie namentlich Jerusalem — die eigentlich nur von ferne gesehen werden dürften. — Die nächsten Tage verbrachte Russegger mit Besichtigung der vielen Merkwürdigkeiten, als da sind die Halle der tausend Säulen, ein grosses unterirdisches Gewölbe mitten in der Stadt, unter Constantin dem Grossen als Cisterne erbaut, jetzt eine Seidenspinnerei, die herrlichste Moschee Sultan Achmeds, die Krone aller Moscheen Stambuls; ferner besuchte er den hinter Skutari sich erhebenden Bulgurlu (Walachenberg), der aus einem schwärzlich-grauen Kalkstein besteht, und auf seinem Rückwege von da die Moschee der

Derwische im Kloster des Said Achmed Rufi. Hier wurde ihm das seltsame Schauspiel tanzender Derwische zu Theil, das von einer melancholischen Musik von Flöten und Tamburinen begleitet, einen ernsten Eindruck macht. — Am 26. Februar verliess der Verf. Constantinopel, um sich nach der Insel Sira einzuschiffen, wo er am 2. März anlangte, mit der nicht sehr tröstlichen Aussicht, vorerst fünfzehn Tage im dortigen Lazarethe Quarantaine halten zu müssen.

Zweiter Abschnitt. Reisen in Griechenland. Die wissenschaftlichen Beobachtungen, welche uns in vorliegendem Bande mitgetheilt werden, beschränken sich fast nur auf die geognostischen Verhältnisse, so wie auf Berg- und Hüttenwesen, da Russegger die ihm bisher von Boghos Bey überlassenen physikalischen Instrumente diesem beim Scheiden von Alexandria zurückgegeben hatte. Indess haben die geognostischen Bemerkungen um so mehr Interesse für uns, da wir, zwei in dem letzten Decennium erschienene Werke ausgenommen (Expedition scientifique de Morée und Fiedlers Reise), keine umfassenden Nachrichten über die Geologie Griechenlands besitzen. — Die Insel Sira besteht vorzugsweise aus Glimmerschiefer, der auf untergeordneten Lagerstätten stängelichen Kalkspath und Aragon enthält. An der Südseite des Hafens der Stadt Sira setzen zahlreiche Quarz-Gänge in dem Glimmerschiefer auf, welcher ausserdem noch sehr häufig Rutil und Granat, und ein mächtiges Lager von Braun-Eisenstein führt. Auch tritt körniger Kalk in dem Schiefergebirge auf.

Nach überstandener Quarantaine begab sich Russegger zunächst nach Athen, wo er sich zur geognostisch-bergmännischen Bereisung des Königreiches vorbereitete, und alsdann eine Wanderung durch Attika nach der Insel Euböa antrat. Der erste Punkt von Interesse, der sich ihm bot, waren die grossartigen Marmorbrüche des Pentelikon, die meist aus der frühesten Zeit stammen, und einst das Material zu manchem Kunstwerk des Alterthums lieferten. Die Aussicht vom Pentelikon muss herrlich sein; man überblickt den grössten Theil von Attika, die Insel Salamis und Egina, Korinth, die heiligen Berge von Hellas, das Schlachtfeld von Marathon. — Am 1. April überschritten unser Verf. und seine Begleiter die merkwürdige Brücke, welche Euböa mit dem Festlande verbindet. Euböa besteht fast gänzlich aus Glimmerschiefer, mit zahlreichen Durchbrüchen von Serpentin und körnigem Kalk; ausserdem erscheint schwarzer, dünngeschichteter Thonschiefer, der sich in der Nähe von Delphi voll von Quarzlagern zeigt und in hohem Grade an den Gold führenden Thonschiefer unserer süddeutschen Alpen, zumal jenen des Zillerthales

erinnert. In der Nähe von Kumi führt der Serpentin auf untergeordneten Gängen und Lagern: Eisenchrom, Asbest, Broncit, Diopsid, Speckstein und als Anflug auf Klüften Kobaltblüthe. Unmittelbar auf dem Serpentin liegt blauer Thon, Lehm und darüber in wechselnder, oft 200 Fuss betragender Mächtigkeit ein schiefriger, kalkiger Süsswassermergel. Zwischen dem Mergel und dem blauen Thone, zum Theil auch im Mergel selbst finden sich Braunkohlen, von denen zwei Bänke, jede drei Fuss mächtig, besondere Erwähnung verdienen, da sie Gegenstand bergmännischen Abbaues geworden sind. Der Mangel einer sachverständigen Leitung des ganzen Unternehmens — der schon zur Zeit als Fiedler (1834) Kumi besuchte, sehr merklich war — stand bis jetzt einem günstigen Erfolg hemmend entgegen. — An der Bucht von Kumi, unfern des Cap Kili, setzen Eisenstein-Gänge im Kalkstein auf, die noch in vielen Adern das Nebengestein durchschwärmen. Bemerkenswerth ist die Mannigfaltigkeit von Eisenerzen; es kommen vor: Magneteisen, Eisenglanz, faseriger und dichter Roth-Eisenstein und Braun-Eisenstein, Thon-Eisenstein und Eisenkies. — In der Nähe von Achmed-Aga beobachtete Russegger ein seltsames Conglomerat; es bildet kleine Berge von mehr als hundert Fuss Höhe, von tiefen Schluchten durchzogen, und besteht aus Trümmern von Roth- und Braun-Eisenstein, von Sphärosiderit, von Kalkstein und Serpentin, verbunden durch Thon- und Kalkmasse. Auf schmalen Gängen finden sich in diesem Conglomerat Gypsspath, Tripel, Meerschaum und milchweisser Halbopal, welcher gewöhnlich den Kern der Meerschaum-Knollen ausmacht. — Ueber das freundlich gelegene Städtchen Limni — in dessen Nähe Barytspath-Gänge in Serpentin aufsetzen — begab sich R. mit seinen Begleitern zu den denkwürdigen Thermen von Lipso, den Bädern des Hercules. In einer von hohen Serpentin- und Kalkstein-Bergen umgebenen Bucht treten in geringer Entfernung von der Küste viele heisse Quellen zu Tage; ihr Wasser setzt fortwährend grosse Mengen eisenreichen kohlensauren Kalkes ab. Es hat einen starken salzigen Geschmack; die stärkste, einen Fuss hoch über ihre Mündung emporsprudelnde Quelle zeigte eine Temperatur von 70° Reaum. In der Nähe dieser Thermen liegen die Bäder des Hercules, von denen man noch in Felsen ausgehauene Badekammern bemerkt. Auch Sulla soll sich einst ihrer bedient haben. Am 25. April langte R. wieder in Chalkis an, von wo er sich nun auf das Festland begeb und zuerst einen Ausflug nach dem Kopais-See unternahm, und alsdann die Reise durch Rumelien und Böotien antrat.

Von besonderem geognostischen Interesse ist der Besuch unseres

Verfassers in den Meerschaum-Gruben bei Theben. Das Mineral findet sich, nebst thonigem Sphärosiderit, in einem Diluvial-Conglomerat, bestehend aus Kalkstein nnd Serpentin-Geschieben in einem thonig-kalkigen Bindemittel. Fiedler, welcher bereits in seiner Reise durch Griechenland (I. S. 96 ff.) das Vorkommen des Meerschaumes ausführlich schilderte, glaubt das Gebilde als ein Reibungs-Conglomerat ansehen zu müssen, welche Meinung indess Russegger nicht theilt. Die Mächtigkeit der Ablagerung, der in den Umgebungen Thebens eine bedeutende Verbreitung zusteht, ist nicht bekannt. Die Grösse der Meerschaum-Knollen wechselt von der eines Kubik-Zolles bis zu jener eines halben Kubik-Fusses und darüber. Der Meerschaum ist von gelblich- oder grünlich-weisser Farbe und im feuchten Zustande weich wie Wachs, zerspringt jedoch beim Trocknen an der Luft sehr stark. Die schönsten Stücke werden dadurch unbrauchbar, und darin liegt auch der Grund des hohen Preises, sonst könnte bei der Häufigkeit des Minerals ein Mann täglich fast zwei Kubikfuss brauchbaren Meerschaum gewinnen. Zur Zeit der Anwesenheit unseres Verf. war man mit dem Grubenbau gegen sechs und dreissig Fuss tief niedergegangen, und je tiefer man vordrang, desto mehr und besseren Meerschaum fand man. Einen so praktischen Bergmann, wie R. musste der gründlich schlechte, gefährliche und untechnische Grubenbau schmerzlich berühren. Eine grosse Anzahl des Meerschaumes wird unnützer Weise vor Ort zerhauen, nicht wenig gestohlen. Die Gruben sind von einem Banquier zu Athen von der Regierung gepachtet; da nun das Aerar seinen bedungenen Antheil nur von jenem Quantum des Meerschaums nimmt, welcher als vollkommen kaufmännische Waare in den Handel kommt, dieses Quantum wegen des häufigen Zerspringens der Substanz sehr gering ist, so ergibt sich auch für die Regierung nur ein äusserst spärlicher Gewinn. Vortheilhafter wäre es, nach des Verf. Meinung, wenn sich dieselbe mit kleinen Procenten begnügen, diese aber nicht von der Kaufmannswaare, sondern von dem geförderten rohen Meersehaum einbringen wollte.

Zunächst wurde nun der Parnassus bestiegen — dessen Gebirgsstock hauptsächlich aus Kalkstein besteht — und das berühmte Orakel von Delphi besucht. Die Höhle besteht aus zwei Abtheilungen; die untere ist in eine Capelle verwandelt, die obere durch eine Leiter nur schwierig zugänglich. Reste kolossaler Mauern, Trümmer von Säulen und Obelisken geben noch allein Kunde von den herrlichen Bauten, die einst hier standen. Von da erreichten die Wanderer das freundlich gelegene, von Olivenwäldern umgebene Städtchen Salona (Amphissia), das gegen

4000 Menschen zählt. Einen sehr beträchtlichen Erwerb der Bewohner bildet Erzeugung und Handel von Olivenöl. Die Verpachtung der nur der Regierung angehörenden Olivenbäume (etwa die Hälfte des Waldes) soll jährlich über 60,000 Drachmen (1 Drachme = 21 Kreuzer Conv. Münze) eintragen. Auch bei den klassischen Thermopylen ward verweilt; jetzt steht ein Gensdarmen-Blockhaus mit Thurm und Zugbrücke auf dem Platze, wo Leonidas fiel. Zwischen Meer und Sumpf auf der einen Seite und zwischen den senkrechten Felswänden des Oeta zieht sich der Pass hin. Nicht fern vom Grabe des griechischen Helden entspringt aus dichtem Kalkstein (welcher die Felsmassen des Oeta zusammensetzt) ein Bach warmen Wassers, und zwar in solcher Menge, dass mehrere Mühlen dadurch getrieben werden können. Wo das Wasser sich hin verbreitet, bedeckt es den Boden mit einer dicken Rinde kohlensauren Kalkes. Nach einer mehrtägigen Wanderung gelangte Russegger nebst seinen Begleitern nach Missolonghi. Die ärmliche Stadt — noch damals zum Theil ein Trümmerhaufe — zählt kaum über 3000 Menschen und hat eine für den Seehandel ungünstige Lage. R. wallfahrtete zu den Gräbern des Marko Bozzaris und Normanns. Wer Missolonghi sieht, muss staunen über die lange Zeit, welche hier eine Zahl Krieger sich vertheidigte. Wie ist es möglich — so bemerkt unser Verf. — dass eine Stadt mit Gräben und Wällen, über die man beinahe springt, mit Mauern, die beim ersten Kanonenschusse zusammenzustürzen scheinen, sich so lange gegen einen so weit überlegenen, wuthentbrannten Feind halten kann? — Jedoch nicht die Mauern, nicht die Wälle waren es, die Missolonghi hielten — die Herzen der Verheidiger sind es gewesen, die das Unglaubliche leisteten. Wer kann eine Schaar besiegen, in der jeder Einzelne sich für unbesiegbar hält und sich dem Tode weiht! Vernichtet kann sie allerdings werden, aber nicht unterjocht, denn die Gefallenen deckt der Lorbeer der Geschichte. — Am 2. Juni schifften R. und seine Gefährten über die Meerenge von Lepanto nach Rhion auf dem Peloponnes hinüber; unseres Verf. Plan war nun von Patras nach Kalavrita zu gehen, das berühmte Felsenkloster Megalospileon (die grosse Höhle) zu besuchen, sodann den westlichen Theil des Peloponnes bis zur Südspitze der Maina, Cap Matapan zu durchstreifen, und von dort über Sparta durch den östlichen Theil des Peloponnes sich über Nauplia nach Athen zurückzubegeben. Binnen einem Monat wurde dieser Plan ausgeführt. — Das Felsenkloster Megalospileon liegt am Fuss einer senkrechten, etwa 400 Fuss hohen Felswand; ein bedeutender Theil desselben, Kirche, Keller und Küche sind in das Innere einer grossen Felsenhöhle eingebaut, von der

man von Aussen fast gar nichts bemerkt. Im Freiheitskampfe gewährte das Kloster einer Menge reicher Familien ein Asyl; es wurde von 800 Bewaffneten vertheidigt, die Ibrahim-Pascha's Sturm abschlugen. Im Jahre 1839 zählte das Kloster 125 Mönche; seine Einkünfte wurden auf 72,000 Drachmen angegeben. — Die geognostische Beschaffenheit jener Gegenden ist ziemlich einförmig; das ganze Gebirge Panachaikon, welches die Bucht von Patras vom Ufer des Lepantischen Meerbusens bis zur Thalebene von Kamenitza umschliesst, besteht aus dichtem Kalkstein (wohl zur Kreide-Gruppe gehörig), der von mächtigen Lagerstätten von Hornstein begleitet wird. Gegen Kalavrita zu wird der Kalkstein von Schichten eines eigenthümlichen — wahrscheinlich der Tertiär-Zeit angehörigen Conglomerates — bedeckt, das an die Nagelflue erinnert. Es besteht aus Geschieben von Hornstein, Kieselschiefer, Kalkstein, durch einen kalkigen Teig gebunden; die Geschiebe haben die Grösse eines Taubeneies bis zu der eines Kubikfusses. — Eine Wanderung durch Arcadien, wie der Verf. sie nun machte, wird Jeden enttäuschen, der geneigt sein sollte, für dieses Land zu schwärmen; die Natur ist freilich herrlich und erhaben, aber die Menschen sind in eine gefühllose Trägheit versunken, überall Schmutz und Armuth. Unfern des malerisch gelegenen Bergstädtchens Andritzina finden sich auf Klüften in Thonschiefer, der mit dichtem Kalkstein wechsellagert, Roth-Kupfererz, und strahlige, büschelförmige Parthieen von Antimonblende von seltener Schönheit.

Je mehr R. und seine Begleiter sich der fruchtbaren Ebene von Kalamata näherten, desto rascher veränderte sich die Gegend. „Als wir den Pamisos passirt hatten und uns dem schönen Ithome (2469 P. Fuss hoch) gegenüber, näher an die himmelanstrebende Kette des Taypetos hielten, änderte sich das Ansehen des Landes. Alles ist bebaut, jedes Fleckchen benutzt, Garten an Garten, Dorf an Dorf, von welchen fast jedes einen gut besetzten Basar besitzt. Ueberall bewegt sich das Leben des Handels. Zwei Stunden lang führt der Weg durch einen förmlichen Wald von Feigen- und Olivenbäumen, Kaktusse bilden die Hecken. Wir waren wieder im warmen Süden angelangt.“ In Kalamata — einer freundlichen Stadt mit 2000 Einwohnern — wurde Rasttag gemacht; Geist und Körper bedurften der Erholung. Zunächst wurde nun ein Ausflug in die Maina (ein Theil des alten Lacedämoniens) unternommen; diese Gegenden sind in naturwissenschaftlicher Beziehung noch gar nicht durchstreift; denn Fiedler besuchte nur einzelne Punkte, die französische Expedition schiffte vorbei. Beim Dorfe Boruss am Taygetos beginnt die Maina, wie unser Verf. sagt, „das wildeste, undankbarste Fel-

senterrain, das mir mit Ausnahme der eigentlichen Wüste je vorkam, gegen das unser illyrischer Karst noch als ein gesegnetes Land erscheint, das ist die Maina, der verhältnissmässig am stärksten bevölkerte Theil Griechenlands." — Krystallinisch-körniger Kalk setzt den ganzen Taygetos zusammen, und ist das herrschende Gestein des Gebirgsrückens, der sich bis zum Cap Matapan erstreckt und die Maina bildet. Auf ihm ruht Nagelflue, die oft zu Meereshöhen von 3 bis 4000 Fuss ansteigt; sie wird hin und wieder von Meereskalkstein bedeckt, der sich reich an Meereskonchylien zeigt und bisweilen grosse Kalkspath-Rhomboeder umschliesst.

Am 25. Juni gelangte R. zu der Südspitze Griechenlands, dem Cap Matapan, dem Vorgebirge Tenaron der Alten, und von da zum Porto Quaglio; dieser Hafen ist sehr schön und bekannt durch die unzählige Menge von Wachteln, welche alljährlich hier gefangen werden, und theils einen Handelsartikel, theils getrocknet einen Hauptnahrungszweig der Mainotten bilden. Die Gegend ist öde: zwei Häuser des Hafenkapitäns am Strande, ein einsames Kloster am Berggehänge sind die einzigen Wohnungen. Unfern des Porto Quaglio treten Thon- und Glimmerschiefer auf, letzterer umschliesst kleine Lagen von Braun-Eisenstein, begleitet von Eisenglimmer und Roth-Eisenstein. — Von hier wendete sich der Verf. landeinwärts, dem Central-Rücken des Taygetos zu; nach kurzer Wanderung befand er sich im schönen und fruchtbaren Thal des Eurotas. Unfern Lebestewa, im Bergland des Taygetos, herrschen Thonschiefer und körniger Kalk; in ersterem setzen Gänge von rothem Porphyr auf.

Mit dem Aufenthalt in Sparta schliesst die erste Abtheilung des letzten Bandes, dessen baldiger Vollendung wir um so mehr entgegensehen, da wir noch Schilderungen besonders interessanter Gegenden Griechenlands — namentlich der Cycladen — zu erwarten haben. Ausserdem wird der letzte Band noch die Reisen Russeggers in Italien, Deutschland, England, in Norwegen und Schweden enthalten.

Beiträge zur vorweltlichen Fauna des Steinkohlengebirges von Dr. Goldfuss, k. geh. Regierungsrathe, Professor an der rheinischen Universität u. s. w. Mit fünf lithographirten Tafeln. Herausgegeben von dem naturhistorischen Vereine für die preussischen Rheinlande. Bonn, 1847. In Commission bei Henry und Cohen. 27 S. 4.

Unsere Kenntniss der Steinkohlen-Fauna ist eine sehr geringe. So reich und mannigfaltig die Flora jener Formation sich zeigt, eben so sel-

ten sind thierische Reste in derselben. Die Luftthiere werden nur durch einige Scorpionen und Insecten, die Krustenthiere ausser dem Limulus trilobitoides (Buckl) durch einen kleinen, kürzlich von Jordan entdeckten Krebs vertreten, von den Weichthieren erscheinen nur wenige Litoral- und See-Konchylien. Eine bedeutendere Rolle spielen unter den Wirbelthieren die Fische, deren durch Agassiz gegen 152 nachgewiesen wurden, die hauptsächlich der Ordnung der Haie und Rochen angehören. Man glaubte übrigens lange Zeit in den Fischen die einzigen Wirbelthiere jener alten Epoche zu sehen. Erst im Jahre 1839 machte Phillips auf Reptilien-Knochen im Kohlenkalk von Ardwick bei Manchester aufmerksam, und im Jahre 1844 wies Gergens im Brandschiefer zu Münster-Appel Reste eines Salamander-artigen Geschöpfes nach, das H. v. Meyer Apateon pedestris nannte. Dem mit der Geologie der Rheinlande so wohl vertrauten Berghauptmann v. Dechen war das häufige Vorkommen grosser Coprolithen in dem Saarbrücker Kohlengebirge in den Sphärosiderit-Nieren von Lebach längst ein Fingerzeig zu eifrigen Nachforschungen. Er hatte sich auch nicht getäuscht, seine Bemühungen wurden mit dem besten Erfolg gekrönt, und fossile Saurier-Reste aufgefunden, deren Beschreibung wir Goldfuss verdanken.

Schon seit geraumer Zeit waren die Bergleute zu Lebach angehalten worden, die dort vorkommenden Sphärosiderit-Nieren mit Vorsicht zu zerschlagen, um gut erhaltene Fisch-Reste in denselben zu entdecken. So fanden sich zu Anfang des Jahres 1847 fünf Nieren, welche Fragmente von Reptilien einschlossen. Die grösste enthält einen Schädel, die vier andern Köpfe und Theile des Körpers von zwei kleinen Arten derselben Gattung. Nach den Untersuchungen von Goldfuss bildet dieser fossile Saurier den Uebergang der Ichthyodeen zu den Lacerten und Krokodilen; er wurde, zu Ehren des Entdeckers, Archegosaurus Dechenii genannt. (Die drei ersten, trefflich ausgeführten Tafeln stellen die Thierreste in natürlicher Grösse dar.)

Ausserdem folgt noch die Beschreibung zweier, durch die Herren Häuser und Gelbert im Saarbrücker Kohlengebirge kürzlich entdeckten Fische, die ebenfalls abgebildet sind. Der eine Fisch, Palaeoniscus Gelberti, kam in schwarzem Schieferthone des Steinkohlengebirges zu Heimkirchen nördlich von Kaiserslautern vor; auf gleiche Weise fand sich der andere, Sclerocephalus Haeuseri benannt. Den Schluss bildet Beschreibung und Abbildung eines Fisches, der auf einer Platte des im Kohlensandstein eingeschlossenen Kalklagers von Ruppersdorf in Böhmen aufgefunden, und durch Herrn v. Dechen der Universität in Bonn zum

Geschenk gemacht wurde. Goldfuss nannte diesen Fisch, welcher der Ordnung der Selacier und der Gattung Orthacanthus angehört, Orthacanthus Dechenii.

Vorliegende Schrift ist die letzte des thätigen Verfassers, den uns vor wenig Monaten der Tod entriss. Die petrefactologische Wissenschaft verlor in ihm eine ihrer ersten Stützen, der Kreis seiner Freunde einen edlen, biederen Mann.

G. Leonhard.

T. Macci Plavti comoediae. Ex recensione et cum apparatu critico Friderici Ritschelii. Accedvnt Prolegomena de rationibvs criticis grammaticis prosodiacis metricis emendationis Plavtinae. Tomvs I. Prolegomena Trinvmmvm Militem Gloriosvm Bacchides complectens. Bonnae H. B. Koenig svmptvs fecit A. MDCCCXLVIII. Londini Williams et Norgate venvmdant. 8. Bis jetzt sind Prolegg. (CCCXLVI) und Trinummus (178) erschienen, und auch dieser nur in der Schulausgabe:

T. Macci Plavti comoediae. Scholarvm in vsvm recensvit Fridericvs Ritschl. Tomvs I. Trinvmmvm Militem Gloriosvm Bacchides Mostellariam et Stichvm complectens. Bonnae etc.

Es bedarf wohl bei den philologischen Lesern dieser Zeitschrift keiner besondern Erinnerung darüber, was man von einem Plautus aus Ritschls Hand erwarten darf. Zahlreiche Proben haben dargethan, dass er vor Allen zu diesem Werk berufen ist, und jetzt bestätigt es der Trinummus, neben dessen allseitig durchgearbeiteter und vollendeter Gestaltung sämmtliche frühere Ausgaben wie Anfänge und vorbereitende Versuche sich ausnehmen. Diesen Eindruck macht der neue Text sowohl durch schärfere und umsichtigere Auffassung des Zusammenhangs, dessen Unterbrechungen wie Ueberladungen, Weniges abgerechnet, noch Niemanden vorher aufgefallen waren, als durch die feinste Beobachtung der sprachlichen und metrischen Ausdrucksweise des Dichters. Einem solchen Werk mussten die umfassendsten Studien vorangehen, gestützt auf die sorgfältigste Ausbeutung der Grundlage. Jene haben wir zum Theil in den Parerga kennen gelernt, wo die geschichtliche und literärische Seite derselben vorherrscht; in den Prolegomenen aber werden wir gewahr, zu welch überraschenden Resultaten Plautinischer Metrik und Grammatik Ritschls Forschungen geführt haben; sie sind der beste Commentar

der Comödien, da ihr wesentlicher Inhalt zwar den ganzen Plautus betrifft, die einzelnen Belege aber, was sehr zweckmässig ist, wo möglich aus dem Trinummus genommen werden. Von diesen Prolegomenen wird Ref. einen Bericht erstatten, ebenfalls mit specieller Beziehung auf die neue Textesrecension; bei einem Werk, welches in unserer Wissenschaft, wie wenige, Epoche macht, ist es wohl erlaubt, etwas ausführlicher zu werden und nicht bei einer allgemeinen Relation stehen zu bleiben.

Der Verfasser beginnt mit einer Charakterisirung seiner Handschriften, diese sind A (Ambrosianus), B (Vetus), C (Decurtatus), D (Ursinianus), E (R's Eigenthum), F (Lipsiensis), G, H, K (3 Vaticani).

Der Ambrosianische Palimpsest gehörte ursprünglich dem Kloster des heiligen Columbanus in Bobbio, seit Anfang des 17. Jahrhunderts aber der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand, wo ihn A. Mai entdeckte, und 1815 von dem unter der Vulgata der Bibel ein Jahrtausend verborgen gebliebenen Plautus manche interessante Proben bekannt machte. Leider verfuhr er dabei im Gebrauch der chemischen Mittel nicht mit der Vorsicht, wozu ihn die Wichtigkeit seines Fundes verpflichtete: durch seine Schuld ist Vieles für immer unleserlich geworden; vergl. Ritschls Brief an G. Hermann in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, 1837, p. 737 sqq. Die Handschrift reicht in das fünfte, vielleicht gar in das vierte Säculum zurück. Den Trinummus enthielten darin 36 Blätter, von welchen nur 18 uns geblieben sind mit den Versen 1—95; 172—567; 637—671; 736—773; 835—863; 1045—1078, also ungefähr die Hälfte der Komödie. Diese gilt gewöhnlich als sehr gut conservirt, und ist es auch im Vergleich mit Amphitruo, Bacchides, Aulularia, Casina, Cistellaria und Stichus; alle Citate daraus, welche die alten Grammatiker geben, finden sich noch vor — und dennoch zeigt schon die Berechnung der in A fehlenden Blätter mehrere Lücken im Text. Der Codex ist nämlich sehr gleichmässig geschrieben, in der Weise, dass je 19 Verse auf eine Seite gehen, nur selten wird ein Septenar auf zwei Zeilen vertheilt, nach Ritschls Ueberschlag unter je neun oder zehn einer. Demnach ergibt sich, dass zwischen 671 und 736 mehr als 66 Verse ausgefallen sind; denn auch angenommen, dass unter 57 Septenaren 5 gebrochen waren, bleibt immer ein Deficit von 4 Versen im heutigen Text. Prüft man diesen genau, so ist kein Zweifel an der Lücke möglich, denn Megaronides muss mit den Worten: nunc si opperiri vis adventum Charmidis, perlongumst (III, 3, 16) sich auf eine Aeusserung des Kallikles beziehen, die wir nicht mehr kennen. Daher ergänzt Ritschl mit bekannter Virtuosität die Rede des letztern nach III, 3, 5 durch die Verse:

set illud sum animi incertus, nuncine ilico
parari has a me nuptias aequom siet,
an exspectandum, dum eius huc reveniat pater.

Worauf denn Megaronides erwidern konnte:

mora quid opus est quaeso? quandoquidem tibi
parata dos domist etc.

Ebenso stimmt die Berechnung von 228 Zeilen, die zwischen 863 und 1045 fielen, nicht zu den 185 Versen, welche jetzt in diesem Zwischenraume Platz nehmen. Freigelassene Linien, um den Wechsel der Personen vor den neuen Scenen anzugeben, mögen höchstens vier gewesen seyn; unglaublich wäre aber die Annahme, dass von 171 Septenaren 43 gebrochen gewesen seyen, da das durchschnittliche Verhältniss nicht mehr als 18 zulässt. Eine von R. angestellte Betrachtung des Gesprächs zwischen Charmides und dem Sykophanten erweist nun den Ausfall von Versen an mehr als einer Stelle. Zuerst kann der Sykophant die grobe Antwort in IV, 2, 30 nur geben, wenn ihn Charmides nach seinem Namen gefragt hat, der Vers gehört also, wie jetzt R. zeigt, nach 37. Darauf aber musste Charmides etwas über die Unhöflichkeit sagen, mit der ihm der junge Mensch begegnet, und dann eine Bemerkung machen, wodurch die Worte jenes: multa simul rogitas, motivirt würden, etwa wie p. 21 in den Prolegg. geschieht:

Ch. tamne saeviter, adulescens? tu si tibi me postulas
dare operam, aequomst respondere mihi te, quod ego te rogo.

wobei R. in scharfsinniger Weise das von ihm (Prooem. Ind. schol. aest. Bonn. 1846) herausgegebene Glossarium benutzt; dort werden die Glossen aus den Plautinischen Stücken in der Reihe aufgeführt, wie sie darin vorkommen; es citirt aber saeviter zwischen usquemodo (827) und pax (891), also eben an der defecten Stelle. Freilich steht saeviter noch einmal vs. 1060, und der Glossator könnte sich in der Anordnung geirrt haben. Das würde jedoch in der Hauptsache nichts ändern. Weiterhin (IV, 2, 56) wird Charmides nicht ohne Verwunderung die richtige Ortsangabe hingenommen haben, dass der Sykophant ihn selbst in Seleucia gesprochen habe, noch weniger durfte er die Lüge, mit welcher jener sich verrieth, ihm hingehen lassen, indem er von Charmides erst auf der Insel Cecropia (83) geschieden seyn wollte, da er die beiden Briefe doch bereits zu Seleucia empfangen hatte; endlich mangelt der Zurechtweisung „dixi ego jamdudum tibi, bene te potius dicere aequomst homini amico quam male“ die Beziehung auf einen solchen vorher gethanen Ausspruch. Die fühlbarste Lücke aber, der auch schon Grauert (Schul-

zeitung 1829, p. 31) auf die Spur gekommen war, befindet sich nach IV, 4, 5, wo der durch irrige Anklage gegen Kallikles aufgebrachte Charmides nimmermehr sagen darf: credo omnia istaec, si ita sunt, ut praedicas. Denn „istaec omnia" hat er noch nicht vernommen. Die nöthige Aufklärung, die Kallikles geben musste, ist es eben, welche in den weggefallenen Versen enthalten war. Dass der A. diese noch hatte, ergibt sich aus einer Berechnung des 59. Fasciculus, der auf vs. 1078 des Trinummus folgte; von ihm ist gar nichts mehr übrig, aber der 60. beginnt mit Truculentus I, 2, 15: nach einer umsichtigen Berechnung fehlen an der fraglichen Stelle 22 Verse, die noch im Palimpsest gestanden haben müssen.

Das ist zwar nur ein negativer Gewinn, welchen Ritschls sorgfältige Untersuchung des Ambrosianus gewährt, aber er ist doch unschätzbar für die richtige Beurtheilung und Exegese der Komödie. Man wird jetzt z. B. nicht mehr in den Tadel Lindemanns einstimmen mögen, wenn er zu IV, 5, 18 anmerkt: Stasimi in Calliclem animus justo citius mutatus esse videtur. Callicles enim nihil nisi affirmaverat, se fidelem permansisse Charmidi et thesaurum se effodisse intus. Unde Stasimus nondum certam poterat facere conjecturam, Calliclem firmum amicum hero suo restitisse — saltem citius haec transiguntur, si compares cum reliqua colloquiorum exuberantia et tarditate.

Es ist allerdings eine Ungunst des Zufalls zu nennen, dass grade die in den spätern Handschriften verschwundenen Verse auf den uns jetzt verlornen Blättern des A standen, und dafür in diesen der Theil erhalten wurde, welcher auch anderswo weniger gelitten hat. Sonst aber dürfen wir uns glücklich schätzen, eine solche Grundlage der Plautinischen Kritik und das aus so bewährter Hand empfangen zu haben. Das beweist zuvörderst die Ausbeute von neuen Versen, wie 746, welcher die Rede des Megaronides mit den Worten: lubido, atque ea condicio huic vel primariast, abschliesst, ohne welche man sich vordem nicht zu helfen wusste, indem selbst die genialsten Bearbeiter des Plautus auf gezwungene Emendationen nebst eben so gezwungenen Erklärungen des vorhergehenden Verses verfielen. Doch diesen Fund hat bereits Mai bekannt gemacht. Anders verhält es sich mit dem vs. 769 in derselben Scene. Er ist in A nur zur Hälfte erhalten, den Rest hat R. ausgefüllt; er ergänzt zu mendaciloquum aliquem die Worte esse hominem oportet de foro. Darauf folgen noch in der Vulgata die Prädicate falsidicum, confidentem. Früher war mit diesen Accusativen nicht zurechtzukommen, wollte man nicht auf blinden Glauben hinnehmen, was ein neuerer Herausgeber ver-

sichert, dass dieser Casus „pendet a verbo aliquo, quod quia abruptus sermo est, et per cola incedit, omissum est fervore dicendi.“ Da Megaronides in aller Ruhe seinen Plan auseinandersetzt, wäre hier eine so grelle Aposiopese sehr übel angebracht. Jetzt wird niemand daran zweifeln, dass die Construction ihren natürlichen Gang nahm, und falsidicum wie mendaciloquum von einem Verbum abhing, welches im verlornen Hemistich stand. In 410 glaubte man wohl durch die Conjectur von Acidalius: quasi si formicis obicias papaverem, die Verbindung mit dem vorhergehenden Verse hinreichend hergestellt, doch konnte einen die Citation von Charisius (64) irre machen. Jetzt ist kein Zweifel mehr gestattet an der Unzulässigkeit von quasi si, wenn man weiss, dass auf 408 in A die nächste Zeile lautet: non hiscle minus nuors . . . . cito, d. h. nach der sichern Ergänzung Ritschls: non hercle minus evorsi sunt nummi cito. So schnell der Ameisenhaufe die hingeworfenen Mohnkörner verschleppt, so schnell kehren dem Schlemmer Lesbonikus Fischhändler, Salbenverkäufer, Bäcker, Fleischer, Vogelfänger u. s. w. sein Geld aus dem Hause weg. Nun hat erst das Bild seine volle Bedeutung und Anschaulichkeit. Kleinere Ausfälle, die aber doch zu manchen verkehrten Interpolationen und Explicationen verleitet haben, sind ebenfalls an einigen Stellen jetzt glücklich gedeckt: so 758, wo ehemals gelesen wurde: ab amico alicunde argentum rogem. Selbst was Hermann hier versucht oder von Andern angenommen hat: ab a. a. mi argentum in dotem rogem, ist aus mehr als einem Grund unhaltbar, besonders darum, weil der Hauptbegriff fehlt, welchen A herstellt: mutuom argentum rogem. In der Rede des Charmides IV, 1, 22 fehlten sonst allenthalben die letzten Worte animum advortam, der Vers musste daher mit Hülfe einiger Flickwörter zu Stande gebracht werden. Andrerseits ist A auch freier von Glossemen, als spätere Bücher. Man liess sich allgemein den Satz: sive immutare vis ingenium moribus (I, 1, 73) gefallen, obwohl er nur eine kahle Umschreibung des folgenden aut si demutant mores ingenium tuum ist, und neben diesem weder grammatische noch logische Berechtigung hat. Ihn hat nun R., da er in A fehlt, ganz aus dem Text entfernt, nicht wie andere Glosseme, welche aber auch schon in A stehen, blos eingeklammert. Dasselbe ist in II, 1, 15 dem Zusatz sagittatis widerfahren, wo Hermann schwerlich savii sagittis geschrieben hätte, wenn ihm das Wahre aus A bekannt gewesen wäre: saviis perculsus est. Ein anderes Glossem, welches aber bereits Gruterus beseitigte, steht in den übrigen Handschriften II, 2, 69 neben immuni, nämlich immunifico.

Verbesserungen, welche hauptsächlich den Sinn betreffen, bietet der Ambrosianus unter andern II, 2, 54 dar. Wie dort das semel vor familiariter zu verstehen sei, wird man nicht leicht im Stande sein zu erklären; aus dieser Verlegenheit zieht das urkundliche firme et familiariter. Eine schon von Camerarius herrührende Emendation des unverständlichen quas dependit, inquit (II, 4, 27) bestätigt jetzt die Handschrift. Nicht so glücklich war derselbe, wenn er den corrupten Worten der Palatini II, 4, 106: sed etsi hercles nichts weiter zu entlocken wusste, als sed etsi hercle, womit wir über den Gedanken, den Lesbonikus aussprechen soll, nicht klüger werden. Bereits Saracenus hatte sed etsi haec res vorgeschlagen, und ein früherer Bearbeiter des Plautus, dessen kritische Versuche der cod. Lipsiensis nebst Consorten darbietet, sed etsi hercle res, beide mit richtiger Beurtheilung des Sinnes, aber ohne die metrische Form zu wahren, welche A festhält in der Lesart sed si haec res. Recht erfreulich ist die dem Vers III, 2, 39 zu Theil gewordene Berichtigung, welcher weder in der Gestalt, die ihm Italische Interpolation gegeben, zu rechtfertigen war, noch selbst durch Hermanns Bemühungen wesentlich gewonnen hatte; dort lautete er nämlich: pernovi equidem, Lesbonice, imperitum tuum ingenium admodum; bei Hermann: pernovi ego imperitum, Lesbonice, tuum ingenium admodum. Aber Lysiteles wirft seinem Freund nicht Unerfahrenheit vor, sondern Mangel an Energie bei guter Gesinnung und löblichen Vorsätzen; eben das gibt A mit den Worten: pernovi equidem, Lesbonice, ingenium tuum ingenuum admodum. Hiermit ist auch die monströse Correption der ersten Sylbe von imperitus entfernt, auf welche man sich oft berief, um jede Licenz dieser Art dem Plautus und Terentius andichten zu dürfen.

Selbst zu groben grammatischen Missgriffen gab der bisherige Zustand des Textes Veranlassung. Da las man zunächst auf die Autorität des cod. D (Ursinianus) hin III, 3, 14 von Merula bis auf Lindemann:

ex ea largitari *) illi, neque ita, ut sit data
columem te sistere illi, et detraxe autument.

Das Frequentativum largitor, einzig in seiner Art, konnte noch hingehen, aber an ein Adjectiv columis für incolumis zu glauben, war mehr, als einem vernünftigen Grammatiker zugemuthet werden durfte. Beides hat jetzt durch A seine Erledigung gefunden, welcher largitari durch largiri te, und columem te durch incolumem zugleich ersetzt und verbessert.

---

*) largitate haben die alten Ausgaben vor Camerarius, der daraus largitari machte.

Monströs ist auch II, 2, 85 die Form nemulta, mit welcher man viele Geduld gehabt hat, nachdem sie einmal von Acidalius eingeführt war. A hat das einfache non multa. Einer solchen Autorität werden sich die Vertheidiger der Vulgata gewiss in III, 2, 25: in foro operam amicis da, haud in lecto amicae, ut solitus es, gerne fügen, wenn A an die Stelle des grammatisch-fehlerhaften und noch dazu durch Synizese mit da widrigen haud das richtige ne setzt.

Dieselbe Handschrift bestätigt an sehr vielen Stellen die Emendationen der bedeutendsten Kritiker: so von Camerarius 14 quoniam ei, 68 objurgitem, 427 dependi inquito, 474 edim, 486 tute uti, 487 nequeas saltem, 529 quom, 550 caste suam, 835 venti, 846 usurpavi meis; von Acidalius 493 aequo, 558 si quem, 838 apage a me sis, 1062 audiens est; von Lambinus 184 ego me, 378 egone, 637 a benevolente; von Dousa 31 succrevere; von Scaliger 219 famigeratori, 655 quae tu dixti, 656 scibam; von Gulielmus 1062 da magnam; von Guyetus 18 graece nomen; von Bentley 481 tui nec; von Reiz 339 aut bibat; von Bothe 6 quae illaec, 52 tibi valere, 838 dehinc. Am häufigsten treffen wir in A Hermanns Verbesserungen wieder, wie 27 id me, 46 ego te, 230 par sit, 231 voluptatis, 248 satis, 308 pepulit — servit, 309 sin ipse, 367 apiscitur, 388 tuum erit, 470 cena sit, 474 etsi, 490 di, 550 egerint, 557 ab se, 558 possit. Auch die ältesten Versuche haben einigemale das Rechte getroffen und stimmen mit A, nämlich F (oder cod. Lips.) 492 emisimus, Z (d. h. Merula) 456 ferentarium, Pius 233 sic faciam, 539 fulguritae, 645 fecit, 1058 tutelam, Valla 526 coctum, Aldus 1053 amiseris und 1074 omitte. Doch bleibt noch eine Menge solcher Fälle übrig, wo man sich wundern muss, wie die einfachsten Verbesserungen so lange auf sich warten liessen. Wenn z. B. I, 2, 29 Kallikles seinen Freund fragt: quid venis? so ging natürlicherweise auch ad te venio, nicht ad te advenio vorher. Derselbe vs. 51 drückt sich nicht richtig so aus: sed istuc negoti cupio scire, quidquid est, da Megaronides ihm aus der Sache kein Geheimniss machen will, und er selbst kein so heftiges Verlangen, sie zu erfahren, an den Tag legt, was beides seyn müsste, wenn quidquid die ursprüngliche Lesart wäre. Das ist aber nur quid siet. In derselben Scene vs. 189 lag es sehr nahe, für nihil est, qui respondeam zu setzen nihil est quod respondeam, doch hat daran so wenig Jemand früher gedacht, als II, 1, 4 das animus hunc der Pall. in animus nunc zu verwandeln, was in jeder Hinsicht den Vorzug vor der Interpolation animus hic verdient.

(Fortsetzung folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ritschl: Plauti comoediae.

(Fortsetzung.)

Ziemlich gezwungen ist die Verbindung II, 1, 4 sq. de hac re mihi satis haud liquet: nisi hoc sic faciam, opinor, utramque rem simul exputem, in Vergleich mit der jetzt gewonnenen Construction ut utramque etc. Freilich hat bereits Merula utramque weggelassen, und dadurch die Auffindung des Richtigen erschwert. In IV, 2, 6 konnte Hermanns quom ego zwar ein sprachliches Unding, wie qui ego, wegräumen, aber wenn, wie Ritschl darthut, Plautus immer nummum brauchte statt nummorum, so kann hier nur das quia ego des A helfen. Dass IV, 3, 44 durchaus dederis stehen müsse, indem repetas und exigere coepias in den nächsten Versen folgen, und nicht dederit, springt in die Augen; doch haben alle frühere Ausgaben die dritte Person. Ganz ungefüge ist ibid. 48 der Satz: nam ego talentum mutuom quod dederam, talento inimicum mi emi, wo, wenn die Antithese allein auf talentum — talento ruhte, eo unentbehrlich wäre, aber wie schön tritt sie jetzt hervor in A: quoi dederam! In vs 71 eamus intro, sequere. St. quonam te agis. Ch. quonam nisi domum? erhalten wir jetzt erst die Wiederholung desselben Frageworts, wie die Form des Ausdrucks und die Analogie es verlangt; alle übrigen Handschriften und die ihnen folgenden Ausgaben geben an erster Stelle nur quo und helfen dem Vers mit einem müssigen tu vor te agis nach.

Anderer Art sind die Lesarten, durch welche der Plautinische Sprachgebrauch hergestellt wird. Plautus kennt nur columen, also müssen wir jetzt mit A lesen: qui in columine astat summo (I, 2, 47); er braucht nie inscius, sondern insciens. Dies ist also I, 2, 178 herzustellen. Desgleichen findet man bei ihm immer nur integumentum statt tegumentum, jenes gibt A in II, 2, 40. Zum erstenmal erscheint in einem classischen Werke die Form hau für haud II, 1, 8, II, 4, 61: nach Ritschls Ansicht fand sie Victorinus (Putsch 2462, Gaisf. 17) schon in der Stelle der Aeneide X, 599, auch beziehen sich darauf die Grammatiker Charisius und Phocas. Ersterer sagt p. 87: haud similiter d littera termi-

natur: hau enim graeca vox οὐ d littera terminari apud antiquos coepit, quibus mos erat d litteram omnibus paene vocibus vocali littera finitis adjungere, ut: quo ted hoc noctis dicam proficisci foras. Hier hat Ritschl nur hau für au geschrieben und οὐ nach graeca vox eingeschoben. Sonst kommt dieses hau noch in der versificirten Inschrift no. 4848 bei Orelli (Grut. p. 769) vor, und als Variante des codex B bei Plautus selbst Mostell. III, 2, 96 (hauscio), Poenul. IV, 2, 13 (hauscius). Ferner ist der archaistische Genitiv tis jetzt erst für II, 2, 61 gewonnen, an einer Stelle, die tui kaum zuliess, da die Elision den Endvokal undeutlich machte; vergl. Mil. IV, 2, 42. Andere Archaismen sind votes für vetes II, 4, 56; surrupuisse für surripuisse I, 2, 46; quincto für quinto II, 4, 123; elutum für elotum II, 4, 5; ecfodiam für effodiam II, 4, 62; cluentibus für clientibus II, 4, 70. Dagegen hat A mit den andern, besonders B, Formen gemein, wie inrigua, thensaurus, adsidui, occlusti, simitu, inprobus, comessum, holitores, Acheruntem, etc. Wir kommen unten auf mehrere dem Palimpsest entnommene Lesarten zurück, namentlich auf den Werth desselben für die metrische Gestaltung des Dialogs wie der cantica: jetzt sind noch die übrigen Handschriften in ihrem Verhältniss zu A sowohl als zur weitern Fortpflanzung des Textes in Betracht zu ziehen.

Unter diesen zeichnet sich in mancher Hinsicht der sogenannte Vetus aus (B). Er ist im eilften Jahrhundert von verschiedenen Händen theils columnenweise, theils in einer Reihe, und wo jenes statt hat, durchaus nicht mit gleichmässiger Folge der Verse geschrieben (vgl. Parerg. I. p. 488). Selbst die Anzahl der Linien ist sehr ungleich und schwankt auf den Folioseiten des Codex zwischen 34 bis 54. Unter dem Schluss des Truculentus ist der Titel der Vidularia zu lesen; dem ersten Stück (Amphitruo) geht noch der Querolus voraus, welcher gleich den zwölf später entdeckten Komödien erst nachträglich beigebunden wurde. Manche Stücke haben viele beachtungswerthe Correcturen von zweiter Hand; im Trinummus kommt dergleichen fast nichts vor. Die Personen in diesem sind durch griechische Buchstaben unterschieden, z. B. A ist Megaronides oder Philto, B Callicles, E Lysiteles, Z Lesbonikus u. s. w. Das Plaudite wird dem cantor gewöhnlich mit der sigla ω zugewiesen; längere Schlussreden haben die Aufschrift grex (in der Asinaria), caterva (in den Captivi und der Cistellaria), poeta (im Epidicus). Wie nun der cod. A, abgesehen von seiner innern Vortrefflichkeit, auch durch alleinige Uebereinstimmung mit alten Citationen sich beglaubigt — siehe Auct. ad Herenn. II, 23 und Cic. de Invent. I, 50 zu Tim. I, 1, 1; Epp.

Brut. II zu II, 2, 37; Servius in Virg. Aen. IV, 231 zu II, 2, 59 — so zeigt B einen gewissen Vorzug in Vergleich mit jüngern Textesquellen durch engeres Anschliessen an A. Beide haben allein den Vers II, 2, 40 erhalten, und II, 2, 14 die Worte quos conlaudant gerettet, sie stimmen ferner zusammen in folgenden Stellen: 8 (mihi), 10 (ea quid), 18 (Graece nomen), 215 (de eorum verbis), 283) simitu, 392 (neque ut ego), 458 (respondi tibi), 473 (accubes), 520 (illunc), 539 (fulguritae sunt), 646 (difficilis statt difficilius), endlich in der reinen Haltung von 1059, wo die übrigen codd. entweder defect oder durch Interpolation entstellt sind. Ja B hat hie und da selbst neben der ältern Handschrift das Richtige allein überliefert, wie 145 posiveris, 210 falson an, 287 quae excruciant (wo Merula auf dasselbe gefallen ist), 490 decent op., 594 quid ea (eigentlich quid dea); den vs. 756 gibt er dem Megaronides, statt, wie bisher geschah, unter beide Sprecher ihn zu vertheilen, auch hält er gegen A ältere Formen, wie quom, quoi, mutuom, vivont, quaequonque, aps, apstineo, opsero, opsecro und ähnliches fest; am bemerkenswerthesten ist in dieser Rubrik 426 dehibuisti statt debuisti, was Ritschl mit Berücksichtigung der Analogie von praehibuisti aufgenommen hat. Daher ist diese Handschrift von besonderer Wichtigkeit in dem Theil, wo sie durch die Defecte von A zur ältesten Autorität avancirt, und in der That ist auch die hier gewonnene Ausbeute ziemlich beträchtlich, wenn auch das Interesse daran insofern geringer sein möchte, als das Erheblichste bereits schon Gemeingut geworden ist, wie der bereits von Taubmann edirte vs. 904, desgleichen die von Pareus und Andern benutzten Ergänzungen der lückenhaften Verse 986 und 988 mit an tui is es und ipsusne es, 1036 durch nequam quidem für nequam idem; und dasselbe gilt von den meisten guten Lesarten, wie 678 ne scintillam, 579 facile inventust, 694 quid? te, 720 soccis, 721 caculam, 785 allatum tibi, 823 reducem faciunt, 884 incipississ, 941 e medio, 954 tam esset und nummum (letzteres ebenso 959, 966), 1001 negoti, 1016 gurguliost, 1024 quod periit, 1083 quis, 1109 hac me, 1116 antepotens, 1156 desponsam esse; diese sind längst in die Texte des Plautus übergegangen, so dass wir aus Ritschls Ausgabe nur folgende Nachlese beibringen können: 722 at für aut (sollte atque heissen), 730 prosus, eine Schreibweise, die bei der Emendation des corrupten Verses 1130 gute Dienste leistet, 913 vide modo, für das noch von Hermann beibehaltene vide homo, 928 ubi ipse est, was aus metrischen Gründen dem hergebrachten ipse ubi est vorzuziehen ist, 1036 preterire für praeteriri, 1079 hicine für hiccine, 1118 das im

anapästischen canticum unentbehrliche suppeditat für suppetat, entlich 1185 die richtige Zutheilung der Worte immo huic parumst an Callicles, sonst sprach hier Charmides.

Etwa ein Jahrhundert jünger als der Vetus ist unser Decurtatus (C). Pareus hat ihm den bekannten Beinamen gegeben, welcher ihm wirklich zukommt, da er vordem auch die acht ersten Stücke enthielt; das beweisen die Zahlen der fasciculi, welche am untern Rande des achten Blattes von jedem fasciculus angebracht waren, jetzt aber meistentheils ausgekratzt sind, mit Ausnahme der 4ten, 14ten, 19ten und 29sten Lage; auf der 4ten steht XX, also sind 16 Lagen verloren gegangen, welche zu den acht ersten Komödien ausreichten. Vgl. Ritschls Abhandlung über die Kritik des Plautus im Rhein. Museum 1836. p. 163. Die Linienzahl ist meistens 26; im Trinummus und Truculentus fehlt die Angabe der Personen zu Anfang der Scenen, welche vorher ziemlich regelmässig angebracht sind. Diesem Codex ist dem Alter, Format, dem Charakter der Schriftzüge, und selbst der Linienzahl nach ganz gleich der Ursinianus (D), jetzt Vaticanus 3870, so benannt von seinem ehemaligen Besitzer, dem Cardinal Ursini, welcher ihn erwarb, als Nicolaus von Trier 1429 den kürzlich in einem deutschen Kloster entdeckten Schatz nach Rom brachte. Vgl. die ausführliche Erzählung Ritschls l. c. p. 156 sqq. Die Abstammung beider Handschriften aus B beweist die Zahl der Zeilen, welche in letzterem zwar gegen das Ende hin sehr variirt, zu Anfang aber gewöhnlich 52 beträgt; ein Blatt in jenen enthielt demnach so viel als in B eine Seite; das Verhältniss trifft bei den drei ersten Stücken, welche nebst einem Theil der Captivi D hat, so bestimmt zu, dass die Blätterzahl in diesem ganz identisch ist mit der Seitenzahl in jenem. Darin stimmt C mit D durchaus überein, dass, wenige iambische Scenen abgerechnet, alles in Prosa geschrieben ist.

Ehe wir weiter gehen in der Aufzählung der Handschriften, wird es zweckmässig seyn, wenn wir uns von Ritschl über die Fortpflanzung des Plautinischen Textes während des ersten Jahrtausends der christlichen Aera belehren lassen und eine Uebersicht der Schicksale zu gewinnen suchen, welche denselben betroffen haben. Den ursprünglichen Umfang der Sammlung von 21 Komödien des Plautus, welche Varro veranstaltete, hat einst der Ambrosianus vollständig enthalten, nur den Prolog des Pseudulus und einige Scenen des Stichus ausgenommen, welche auch schon im Originale des A, der hier α bezeichnet wird, gefehlt haben mögen. Ein solches Exemplar hatten Servius und Donatus im vierten Jahrhundert vor Augen, vgl. Parerg. 391. Bald nachher gingen mehrere

Scenen im Amphitruo, der Schluss der Aulularia nebst dem Anfang der Bacchides verloren; die Casina, Cistellaria und Vidularia lagen noch in ihrer Integrität vor, denn die letztgenannte kannte im sechsten Jahrhundert Priscianus, und führte jetzt verlorne Verse aus den beiden übrigen an. Die Scenen der Mostellaria scheinen schon damals in Verwirrung gewesen zu seyn. Einen nothwendig vorauszusetzenden Codex auf dieser Stufe von Corruption bezeichnet R. mit β. Nehmen wir mit ihm an, dass nach und nach viele Blätter besonders in der Cistellaria und Casina wegfielen oder sonst verdorben und beschädigt wurden, und die Vidularia ganz verloren ging, so ist damit ein dritter Grad (γ) in der Corruption des Textes gegeben. In diesem Zustand befand er sich, als Calliopius eine Recension besorgte, und eine neue Anordnung der Stücke einführte. Durch diese wurde die Aulularia von den Bacchides getrennt, so dass der Schein einer zwiefachen Lücke im corpus fabularum Plautinarum entstehen musste, die doch nur eine war. Dann folgte die Trennung des Plautus in zwei ungleiche Theile, wovon der eine (δ) die acht ersten, der andere (ε) die zwölf letzten Komödien enthielt. Jenen eröffnete der Amphitruo, diesen die Bacchides. Aus dem cod. δ ist B und D, so wie der alte Harlejanus (J) abzuleiten, für die übrigen sehr zahlreichen Manuscripte, die sämmtlich aus dem 14ten oder 15ten Jahrhundert herrührend sich auf den ersten Theil beschränken, muss ein eigenes Original (ζ) angenommen werden, denn von BDJ zeigen sie grosse Verschiedenheit. Was den zweiten Theil betrifft, so können CD nicht unmittelbar aus B abgeschrieben seyn, da sie in vielen Auslassungen übereinstimmend von B differiren, sondern eine Handschrift (η) liegt dazwischen, von welcher auch die prosaische Schreibweise in beiden herrührt. Die Kritik dieses Theils würde wesentlich gewinnen, wenn es gelänge, den von Turnebus und Lambinus benutzten codex (T) wieder aufzufinden; er hatte an vielen Stellen bessere Lesarten als die Pall.

Im Mittelalter kannte man lange nur den ersten Theil; die Bekanntschaft mit dem zweiten erneuerte nach langem Vergessen die Entdeckung von D. Zahlreiche Abschriften wurden davon genommen, und da in D viele Varianten von zweiter Hand beigeschrieben sind, übertrug man bald die prima, bald die secunda manus in die Copieen; Gelehrtere blieben auch dabei nicht stehen, sondern suchten den mit Schreibfehlern überladenen Text durch eigene Conjecturen zu berichtigen und lesbar zu machen. Auf diese Weise entstand eine neue allenthalben corrigirte, oder besser gesagt, interpolirte Recension des Plautus, insbesondere der zwölf letzten Stücke, welche von Poggio und andern Gelehrten jener Epoche

besorgt mehr Leser fand, als die Urhandschrift und die daraus gezogenen Copieen. Zu diesen letztern gehört der Vaticanus 1629 (G) und Laur. Pl. 91, 12; zu der verfälschten Sorte der Leipziger, von Ritschl mit F bezeichnete. Die Lesarten aus beiden Recensionen hat E in den zwölf letzten Komödien. In Betreff des Vat. G und zweier ähnlichen andern (H, K) lesen wir Prolegg. XXXV die Bemerkung: „Trinummi etsi plenam, quam in promptu habeo, cum tribus Vaticanis collationem ab initio statueram in annotatione integram proponere, tamen afferendae scripturae taedium non potui ultra primum actum fabulae concoquere: tam nihil vel in Plauti manum instaurandam vel in depravationis caussas gradusque perspiciendos illinc redundare intellexi. Ut cumulata discrepantis scripturae farragine verendum fuerit ne turbaretur multo magis mens legentium quam ulla utilitate adjuvaretur. Eademque ratio ceterorum, quos quidem norim librorum mss. ad unum omnium.“ Demnach dürfen wir auch von den im ersten Acte des Trinummus mitgetheilten Varianten dieser Handschriften Umgang nehmen. Selbst von ihrem archetypum, dem cod. D und seinem Doppelgänger C lassen sich wenige eigenthümliche Lesarten von Bedeutung anführen, da das Beste, was sie haben, schon B gibt. Zu jenen gehört 190 fit statt fiet, 314 dampni, 885 dampno, 664 occulto (C), 829 dampnare. Die Schreibfehler dieser codd. wurden, wie schon oben bemerkt worden ist, mit vieler Emsigkeit von den italienischen Philologen corrigirt, wobei denn mancher gute Einfall die Hand des Dichters wieder herstellte: vgl. 492 emisimus (wie A), 250 quod bibit, was das Metrum verlangt, 36 conducibile (wie A), 196 ita est (wie A), 324 quaedamst (wie B), 1161 arbitro (wie B). Eine ziemliche Anzahl von Verbesserungen ist der Art, dass sie höchstens nur die Achtsamkeit des Correctors, nicht den Scharfsinn des Kritikers erweisen, wie di bene vortant für di bene vortat, 502, siehe Aehnliches 606, 621, 700, 714, 796 (sermone terere diem für diem sermonem terrere), 892, 1004 u. s. w. Mehr Verdienst hat schon die Versetzung von 510 aus der falschen Stelle, die er sonst vor 507 eingenommen hatte (bestätigt durch A); die Emendationen absinthium für absentium 935, quos für hos 949, mores für homines 1028. Ungleich grösser ist die Masse der verfehlten Aenderungen, was bei der grossen Unkunde der Plautinischen Metrik und dem Mangel einer kritischen Methode kaum anders seyn konnte. Man vergleiche Correcturen, wie 308 servibit, 317 sancta tecta, 537 ad mendicitatem, um von der Schwäche dieser Versuche eine Idee zu bekommen. Der ed. princeps von Merula 1472 (Z) hat theils der Text von D, theils ein interpolirter codex im Trinummus und einigen andern

Stücken zu Grund gelegen, für die Bacchides, Mostellaria, Menaechmi, den Miles und Mercator konnte der Herausgeber nur ein ganz schlechtes Manuscript gebrauchen. Man verdankt auch ihm einige gute Conjecturen, die er aber nur in der annotatio vorbringt, vgl. 265 in amorem, 708 te tueris, 822 mei, 933 in Pontum (wie B), 1046 hominibus, 1141 nec qui und 1185 hominist affatim, viel besser, als was der Corrector in F hat, homini sat est. Doch fehlt es nicht an ähnlichen Missgriffen, wie die dort begangenen. Im Ganzen ist jedoch sein Verfahren vorsichtiger. Die Personenabtheilung wurde von beiden meistentheils richtig getroffen. Unter den zunächst folgenden Ausgaben verdienen besonders die des B. Saracenus, Ven. 1498, die des I. B. Pius, Mediol. 1500, und dann die des Pylades, Brix. 1506 Beachtung. Viel bedeutender als sämmtliche Vorgänger ist J. Camerarius. Allerdings beruht der wesentlichste Vorzug seiner Ausgabe auf der bessern Grundlage, welche er in den beiden von Interpolation freien Handschriften B und C für den Text gewonnen hatte, aber es war doch ein Glück, dass diese grade in seine Hände kamen. Denn damals möchte kaum ein Anderer so gut wie er im Stande gewesen sein, den rechten Gebrauch von solchen Schätzen zu machen. Um Sinn und Form Plautinischer Poesie denselben zu entlocken, bedurfte es einer grossen Kenntniss der Latinität und insbesondere des dem Plautus eigenthümlichen Sprachgebrauchs, zugleich auch einer bessern Einsicht in Prosodie und Metrik, als die meisten Philologen zu jener Zeit besassen. Es gereicht Camerarius zur Ehre, dass er 127 keine Correption, wie dedistin' argentum, oder 791 illum quem habuit erträglich fand, keinen Hiatus duldete, wie 781 demum adulescenti, 933 advecti Arabiam, und die Septenare, wie 606, 607, 691, 701 etc. nicht nur zuerst zu berichtigen bemüht war, sondern das auch mit ausgezeichnetem Geschick bewerkstelligte. Welche Kluft zwischen ihm und den Italienern, die sich an D versuchten, befestigt war, wird man aus einer Vergleichung ihrer Emendationen leicht abnehmen, und an der Differenz derselben die Grösse des deutschen Kritikers abmessen können. In 487 machte F aus si id neque ad salutem, ut optumis sis proxumus übel genug: si id neque vis, at saltem etc. Camerarius: si id nequeas, saltem etc. Die Handschriften haben 945: deinde porro. Ch. mande porro; statt zu verbessern, geht F noch einen Schritt weiter in der Corruption, und schreibt mandere; Camerarius erkannte scharfsinnig, dass Charmides die Worte des Sykophanten wiederholt. Es war keine Kunst, für eine mirum crederem 961 zu setzen ei nimirum crederem, wie F; wohl aber eine aurum crederem herauszufinden, wie Camerarius. Und

dergleichen kommt allenthalben vor, man vergl. die Verse 291, 297 (wo bei Camerarius nur die Wortstellung dem seltnern Metrum widerspricht), 411, 424, 430, 486, 521, 529, 550, 572, 678, 701, 743, 990, 1015, 1017, 1022. Bisweilen war er freilich gegen die ältern im Vortheil, wo B der richtigen Lesart näher steht als D, z. B. 572; hier gibt B consuis, CDE cum suis, daher nahm F das alberne num vis, während Cam. mit geringer Mühe consulis herausbrachte; ähnlicher Art ist 1080. Nebst Camerarius hat in diesem Jahrhundert die grössten Verdienste um Plautus Valens Acidalius sich erworben; auch im Trinummus rührt eine schöne Anzahl evidenter Verbesserungen von ihm her, wie 50, 61, 70, 96, 361, 641, wo er eine bessere Eintheilung der Personen oder Folge der Verse eingeführt hat, oder 65, 368, 492, 679, 1042, 1074, 1145, wo der Sinn, endlich 92, 364, 558, wo der Vers von ihm hergestellt worden ist. Der Vorwurf, welchen ihm Ritschl macht (Prolegg. LIII), dass er die Wichtigkeit der Ausgabe von Camerarius nicht erkannt habe, ist gewiss gegründet, erleidet aber selten Anwendung auf das vorliegende Stück. Was in den nächsten Decennien geschah, ist von geringer oder doch nur mittelmässiger Bedeutung für die Kritik, so grosse Anerkennung auch Fr. Taubmanns Exegese und Ph. Pareus Variantensammlung verdienen mag. Handschriftliche Conjecturen von Scaliger, Dousa und Salmasius hat Ritschl benutzen können, die Ausbeute ist nicht sehr erheblich, da die Marginalien der genannten Männer nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Scaligers Emendationen sind 85 qui in, 139 tutelam (was auch Gulielmus und Bergk gefunden haben), 218 unde quid, 359 Charmidai (so auch Gruter), 820 aetherei (dasselbe Bothe), 915 C est (wie Palmerius), 1021 Crimnus (wie Guyet), 1032 nihili faciunt (mit G. Hermann), 1036 strenuos nunc (mit Guyet), 1138 occessit (mit Gulielmus). Die von den übrigen Gelehrten jener Zeit gemachten probehaltigen Vorschläge begnügen wir uns blos mit Zahlen anzudeuten; hiezu gehören von Dousa: 94, 573, 721, 1031, von Lambinus 170, 530, 887, 1185, von Muretus 366, von Scioppius 594, 904, von Gruterus 930, 1177, von Pareus 41, 186, 722, 895, von Gulielmus 213, 428, 994, 1062. Grösser ist die Summe der von Guyet verbesserten Verse, da viele ἄμετροι immer noch unterliefen; Ref. hat sich in dieser Beziehung folgende aus den drei letzten Acten des Trinummus angemerkt: 568, 601, 635, 829, 833, 834, 869, 929, 931, 952, 965, 989, 1036, 1124, 1140, 1188. Ritschl vergleicht Guyet mit Bothe, und bemerkt über beide Prolegg. LV: Ex reliquis criticam operam Plauto eamque non una de caussa memorabilem

duo soli navarunt, Franciscus Guyetus et F. H. Bothius nostras, ingenii et usu et abusu similes. De quibus non dubito, quin satis honorifice sensurus sit, qui ex annotationis tantum nostrae testimoniis judicium faciat: tam vel feliciter inventa vel sollerter excogitata ad illos referri viderit non adeo pauca. Sed eorundem reputandum est longe plurima commenta nobis tacenda fuisse, quibus saepe temerariis, saepe imperitis, nonnunquam incredibiliter perversis atque adeo portentosis — non possum enim clementius iudicare — bonum Plautum commacularunt: tam miro illi temperamento sana futilibus miscuerunt. Quippe in quibus ingenium et acumen, ars non fuit et disciplina. Praecipuae autem eis fraudi metricum genus omne fuit: cuius etsi laudandum est quod raro inter criticos Plautinos exemplo omnino rationem esse habendam intellexerunt, quaedam autem in senariis potissimum perspexerunt rectissime, tamen modo in concedendo, modo in improbando nimii falsisque quibusdam opinionibus praepediti saepe eorum ipsorum versuum, quorum reconcinnare mensuram vellent, numeros miserrimum in modum corruperunt, ac non multum abfuit quin Plautum ex Plauto expellerent. Ausserdem führte Guyet den kritischen Obelos mit gränzenloser Willkühr, indem er aus nichtigen Gründen, oder weil er mit den Schwierigkeiten des Textes nicht anders zurechtkommen konnte, eine Menge Verse für untergeschoben erklärte. Diese Kehrseite von G.'s Kritik tritt in Ritschls Noten fast nirgends hervor, was ihm die Leser gewiss danken werden; hier lernen wir nur kennen, was an ihr Gutes war. Eben so sind die häufigen Anführungen von Bothe's Conjecturen nur geeignet, von dessen Leistungen die günstigste Vorstellung zu erwecken. In der That übersteigt das numerische Verhältniss seiner Emendationen zu denen Hermann's das der Hälfte, und ihre Bedeutung ist für Inhalt wie Form des Plautinischen Werks keine geringe. Mehrere Verse sind hier zum erstenmal an ihre rechte Stelle gebracht, wie 320, 577, 578, 590; Glosseme getilgt, wie 96, 129, auch 52 in Uebereinstimmung mit A, 263 (der ganze Vers); der richtige Ausdruck hergestellt, wie 54, 157, 242, 293, 647, 820, 821, 903, 983, 1179; die Orthographie 24, 928, 1183; in der Behandlung der Verse zeigt Bothe mitunter grössere Strenge als Hermann, besonders hinsichtlich der Correptionen. Dieser duldete noch 730 potest fieri prorsus, Bothe setzte pote fieri; 913 hat Hermann: quod in manu teneas atque oculis videas, statt in zu streichen, wie Bothe gethan. Sehr hart ist 1145 me esse penes, atque eum bei Hermann, Bothe stellt um me penes esse. Man vergleiche ausserdem noch die hieher gehörigen Fälle 288, 316, 361, 386 (wo durch die Wiederholung von tute die erste Sylbe

von conciliis zur Kürze wird), 547, 1052. Auch den Hiatus hat Bothe besser durch tum, als Hm. durch eum in 789 gehoben; den richtigen Accent 824 hergestellt, und 1054 eine fehlerhafte Diärese des Septenar beseitigt. Dabei dürfen wir freilich nicht vergessen, dass Hermann der erste war, welcher im Zusammenhang einer Plautinischen Komödie die metrische Kunst des Dichters darlegte und so für eine gründliche Behandlung der Kritik die Bahn brach. Der Charakter seiner Ausgabe des Trinummus ist aber damit ausgesprochen, dass die Verbesserungen fast durchgängig den Vers betreffen; selbst wo Glosseme ausgeschieden werden, wie 239, 309, 837, oder eine Lücke ausgefüllt wird, wie 294, 300, wies zunächst der Fehler im Rhythmus auf den logischen hin; so fällt Metrisches und Grammatisches zusammen in den Emendationen turbine venti (835), nihil faciunt (1032), desgleichen Berücksichtigung des Sinnes und der Analogie des Metrums in der Transposition des Verstheils nobiles apud homines von 828 nach 831; Ausnahmen machen nur 136, 185, 207, 287, 558, 611, 802, 822, 826, 835, 847, 975, 980, 982, 1171. Einen grossen Theil der metrischen Emendationen Hermanns bestätigt der Ambrosianus, hiemit sind auch die Principien, worauf jene sich gründen, gerechtfertigt. In 46 las man vor Hermann tui benevolentis, si ita's ut ego volo, er beseitigte den groben Hiatus si ita's durch Einschiebung von te vor volo, womit zugleich die unpassende Emphase von ego wegfiel; dasselbe gibt jetzt A; man wird auch an der Richtigkeit von ipsus in statt ipse in (112), rogare hoc ego für rogare ego (173) nicht zweifeln und es billigen, dass extemplo — emisimus (492) nicht ferner ein gebildetes Ohr verletzen darf, wenn es auch nicht ganz sicher ist, ob Plautus hier salillum animai schrieb (vgl. Prolegg. LXXIX). An mehr als einer Stelle entscheidet A für die Tilgung fehlerhafter Correptionen, welche Hermann verlangt hatte: er hat fac sciam, wo die frühern edd. face sciam (174); gravius tuum erit unum, wo jene gravius erit tuum unum (388); illum ab se abalienarier statt illum ab sese abalienarier (557); ni id me invitet für ni me id invitet (27). Eine accentwidrige Stellung des Molossus egerunt (550) hebt nun die Lesart egerint, welche von Hermann ebenfalls dem Text wiedergegeben ist; mit gleichem Recht, wenn auch ohne dass die Bestätigung der Handschrift hinzukömmt, versetzte er in 410 quam si tu obicias formicis papaverum, das übelplacirte formicis nach quam si; damit stimmt wenigstens Nonius p. 220 überein. Den unnatürlichen Accent auf der Endsylbe eines trochäischen Wortes mitten im Vers, wie 470 adposita sit cena, entfernte Hermann stillschweigend, indem er cena sit schrieb, wie A hat; diese

Autorität entgeht der darum nicht minder sichern Correktur nisi me aliud quid (457) für nisi quid me aliud, denn eine solche Verbindung zweier mit den Wortausgängen zusammenfallender Anapaeste darf zu Anfang des Senars nicht stattfinden. Im Septenar kann, wie bekannt, der Proceleusmatikus nicht die Stelle des Trochaeus vertreten; richtig gibt A in 367 non aetate, verum ingenio apiscitur sapientia; was die übrigen Handschriften hier haben, adipiscitur, schaffte erst Hermann weg. Nach derselben Regel stellte er 313 istaec ego mihi um (mihi ego) und 968 mihi quod ego aurum dem tibi (m. q. ego dem aurum t.). Ganz unmetrische Verse waren vordem 308, 309:

si animus hominem perpulit, actumst, animo servibit, non sibi;
si ipse animum perpulit dum vivit, victor victorum cluet.

Bei Hermann haben sie ihre ursprüngliche Gestalt wieder gewonnen:

si animus hominem pepulit actumst, animo servit, non sibi,
sin ipse animum pepulit, vivit, victor victorum cluet.

Auch hier hat H. alle Verbesserungen angegeben, die neuerdings A bestätigt, nur dass in diesem bereits das Glossem dum sich findet. Man vergleiche noch die Behandlung der Verse 155, 231, 298, 617, 725, 824, 944, 955, 956, 969, 976, 1032, 1038, 1064, 1131, 1155, 1156. Von seinem Lehrer Reiz nahm Hermann folgende Emendationen auf: 375 uxoremme? ita für uxorem ita; 385 sed ad istam adde für sed adde ad istam; 902 dedit ipse für dedit mihi ipse; 926 ne male loquere statt ne male loquare, 989 quoniam huc advenis statt quoniam advenis, 1174 domist, wo sonst noch ein überschüssiges foras hinzugesetzt wurde. Sie beziehen sich alle auf metrische Fehler der Vulgata.

Nach so vielen und so tüchtigen Leistungen konnte man sich zu dem Urtheil berechtigt glauben, dass wenigstens der Trinummus in genügender Reinheit und Integrität vorliege. Ritschl's Ausgabe belehrt uns jetzt, wie weit wir noch davon entfernt waren. Sein Scharfblick hat Lücken aufgedeckt, wo man sonst nichts vermisste, und Glosseme erkannt, welche früher ohne alles Arg für ächte Plautina hingenommen wurden. Ueber diese gibt seine Abhandlung de interpolatione Trinummi, 1844 (Parerg. p. 508 fg.) den nöthigen Aufschluss; jene besprechen die Prolegomena zu der Komödie p. XIV — XXVII, woraus wir schon oben das Wesentliche mitgetheilt haben. Ohne diese starke Beschädigungen des Textes anzunehmen, musste man eigentlich dem Plautus bald den Vorwurf verwirrter Darstellung, bald den läppischer Geschwätzigkeit machen Zu denen, die sich über ganze Verse erstrecken, kommen noch einige kleinere, bisher entweder unbeachtet gebliebene oder doch nicht glück-

lich behandelte Corruptelen ähnlicher Art. In 130 wurde ehedem die Lücke zwischen quid secus est und dare te in manus mittelst des dürftigen Glossems aut quid interest ausgefüllt. Es muss etwas weggefallen seyn, wie dare gladium quam; was Ritschl in der Note angibt, oder nam te obsecro, wie im Text jetzt mit Klammern steht. Mit der einfältigen Glosse maledictas famas (186), zu der ursprünglichen jetzt aus A wieder gewonnenen Lesart has famas ging für das unentbehrliche Pronomen der Platz verloren, der ihm erst jetzt zurückgegeben worden ist. In 537 ist a me ein Zusatz, welcher wenigstens das Metrum stört, oder will man mit Camerarius istum schreiben, eine Synalöphe von der schlechtesten Wirkung hervorbringt. Um corde 660 zu erhalten, wurde an diesem Vers manches Experiment versucht; wir zweifeln nicht an der Richtigkeit von Ritschl's Vermuthung, dass dies Wort sich aus 650 hieher verirrt habe. Dasselbe ist der Fall mit eho 943, welches aus dem vorhergehenden Vers in den Handschriften wiederholt ist (der Dichter konnte das offenbar nicht wollen), und in 586. Hier ist aus 588 o pater repetirt. Dem folgenden aequom videtur, quin, quod peccarim, potissumum mihi id opsit fehlt es so an aller logischen und grammatischen Beziehung, auch wenn man qui schreibt. Jenes o pater hat aber eine Negation verdrängt, am wahrscheinlichsten das von Ritschl eingesetzte, mit dem öfters wiederholten i modo trefflich zusammenstimmende nullo modo. So fällt auch die hier noch unpassende Verdopplung des i modo weg. Zur Entwirrung der Verse 765—770 haben schon die Parerga p. 572 bedeutendes geleistet, aber noch Einiges stehen lassen, was der Verf. jetzt in der Note, wir glauben mit vollem Recht, als Interpolation verwirft. Nach Abzug der Erklärungssätze quae non visitata sit (zu ignota facie) und quasi sit peregrinus (zu in peregrinum modum) bleiben dann die tadellosen Verse übrig:

M. homo conducatur iam aliquis quantum potest
ignota facie. C. quid is scit facere postea?
M. is homo exornetur graphice in peregrinum modum.
mendacilocum aliquem [esse oportet de foro]
falsidicum confidentem etc.

Kleinere Lücken dagegen sind entweder zuerst, oder doch mit feinerem Takt und strengerem Festhalten am Gegebenen als von den Vorgängern ergänzt worden in 945, 947, wo die Handschriften einige Zeilen nacheinander zu Anfang defekt sind. Wenn dort Hermann die Verse mit ego quidem hercle und esse oportet hominem beginnt, bringt er quidem und hominem ohne handschriftliche Autorität in den Text, wogegen Ritschl's taceo und praedicare grade nur den leergebliebenen Raum

ausfüllt und am Erhaltenen nichts ändert. Ebenso verfuhr er in 885, wo B Platz für hercle liess; Hermann, welchem freilich der Vortheil, die codd. selbst eingesehen zu haben, entging, musste eine Umstellung vornehmen: ante lucem si. In 590, welchen Vers erst Bothe an seine rechte Stelle gerückt hat, darf eo zu Anfang nicht fehlen, wenn nicht der Zusammenhang des Gesprächs einen offenbaren Riss bekommen soll. Andere durch die Construktion gebotene Ergänzungen sind 813 probari ei, 974, me oprepsisti, 1170 at eum esse nolo; besonders musste mehrmale est dem Particip beigefügt werden, da dieses bei Plautus fast nirgends die Stelle des verbi finiti vertritt, vgl. 575 natust, 590 gestandust, 706 victust.

Wichtige grammatische Verbesserungen, sind 693 conlutitet, wodurch die nicht einmal durch die Handschriften gesicherte und an sich unhaltbare Form collutulare wegfällt, 130 sectius für secius (nach Gell. XVIII, 9), 1052 coepias, wo A annähernd coapias hat, 977 die geniale Conjektur decharmida, 1118 adsecue sequitur, welches seltene Wort Lachmann auch in einem Fragment des Plautus bei Varro de L. L. VI, 73 herstellt (Rh. Mus. VI, 120), die codd. haben adsequitur subest subsequitur, woraus allein die ursprüngliche Lesart nicht zu errathen war, welcher jetzt vom Metrum eine Bestätigung zu Theil wird. Desgleichen gab dieses einen Wink, um aus den Lesarten vestispica (A), vestisplice (BC), vestiplice (DE), das allein passende: vestiplica heraus zu finden. Als nicht ganz sicher bezeichnet Ritschl selbst seine Vorschläge 492 satullium und 512 toleratrix = nutrix zu lesen, desgleichen die in den Text aufgenommenen obex 644, (vgl. Prolegg. 324) und vesculum 888. Syntaktisch beachtenswerth ist 973 me oprepsisti nach der Beobachtung, dass dies Verbum bei Pl. den Accusativ regiert (vergl. Trin. 61, Poenul. prol. 14), ferner 558 os quoi sublinat statt cujus os sublinat, worauf cuios oder cuius in A leitete; 338 tolerare ei egestatem für tolerare ejus egestatem, ebenso 358 quoi tu egestatem tolerare vis. Dass equidem Plautus nur von der ersten Person braucht, wird Prolegg. 77—79 an allen Stellen, welche bei dieser Streitfrage in Anschlag kamen, nachgewiesen. Wir lernen ferner, dass von den Wörtern nummus, Philippus, Philippeus nur der Genitiv auf um vorkam, in 845 fällt die vollere Form weg durch das von A gebotene quia, in 152 steht sie zwar noch im neuen Text, wird aber in den Prolegg. (92) nachträglich fortgeschafft mit Hülfe der Verbesserung nemo hic est. In 105 corrigirt R. auch duum nach der Analogie von Men. III, 3, 18 und Trin. 425. Aus metrischen Gründen werden, wo diese eintreten, die Genitivformen fide, die

vorgezogen; warum sollte der Dichter sie nicht gewählt haben, wenn die Sprache sie ihm darbot? Nur rei wollte Ritschl nicht verkürzen, da für einen Genitiv re kein Zeugniss vorliegt. Der Vokativ der nomina propria auf es, wie Charmides, Pleusides (Mil. III, 1, 16), wirft, wie R. in der Note andeutet und Prolegg. 87 fg. weiter ausführt, das s nicht ab, was zu der interessanten Entdeckung Anlass gibt, dass der Alte im Miles nicht Periplectomenes, sondern Periplecomenus geheissen haben müsse.

Von welchem Werth eine solche Grundlage wie der Palimpsest für einen Kritiker von Ritschl's Genialität und Gelehrsamkeit seyn könne, sieht man aus den Stellen, wo der codex nur eine Andeutung zum Auffinden des Wahren enthält. Der Art sind 209, 409, 420, 515, 769, auch 6, 45, 62, 537, 560. In 209 hat A: quae neque futura neque sunt, tamen illi sciunt. Daraus machte ein des Metrums unkundiger Grammatiker: quae neque futura neque facta sunt, tamen illi sciunt; es ist das die Lesart der übrigen Handschriften, woran sich noch Hermann hielt, wenn er schrieb: neque facta neque futura tamen illi sciunt. Erst Ritschl erkannte, dass facta ein späteres, tamen ein früheres Einschiebsel sey und der Gedanke des Dichters nicht anderst hergestellt werden könne, als mit Voranstellung des nothwendigen Präsens: quae neque sunt neque futura sunt, illi sciunt. Die Verse 409, 769 haben wir schon oben behandelt. Um von dem accepistine des A 420 Gebrauch machen zu können, musste zugleich die verkürzte Form accepstin' angewendet werden, und um aus der Lesart tibinegon das richtige tibi egon zu erhalten, statt zu der noch bei Hermann geduldeten Vulgata tibi ego zurückzukehren, musste man wissen, welche Stelle ego im Senar einnehmen darf. Zu illanc in Vers 9 verhalf illacc im Vers 6, wo dies A hat; quia hic in 45 führte auf quoia hic; 62 haut .. scias, d. h. mit einem Zwischenraum von 2 Buchstaben auf haut nescias; vordem suchte man der Stelle auf andere Weise zu helfen, wie Hermann, indem er tunc für haud setzte; jetzt ergibt sich derselbe Sinn, aber eine bei weitem kräftigere Form des Ausdrucks. Eine noch kleinere Lücke 537 ut ad incitas. redactus leitete auf die nothwendige, aber noch vor Hermann unterlassene Correktur incitast, und in 560 agro ego hoc auf die dem Gedanken des Satzes angemessenste Betonung ágro hoc ego, wobei de vor agro ausgelassen wird.

In der Erforschung des Plautinischen Versbaus ist Ritschl zu den erfreulichsten Ergebnissen gelangt, indem wir mit seiner Hülfe jetzt ungleich sicherer über die Licenzen der Prosodie und Metrik urtheilen kön-

nen, als nach Hermann's in den Elem. d. m. und sonstwo niedergelegten Beobachtungen, wenn auch Bentley's und Hermann's Normen, wie sich von selbst versteht, die Grundlagen des in den Prolegg. aufgestellten Systems sind. Der Verf. entwickelt es von p. 115 — 315, und beginnt mit den von Plautus für die Correption von Positionslängen gesteckten sehr engen Gränzen. Die Annahme viel ausgedehnterer Freiheit auf diesem Feld schreibt sich von Bentley her, der zunächst von Terenz ausging. Aber Terenz ist, wie R. zeigt, viel mehr interpolirt und durch Glosseme entstellt, als der seltener von Grammatikern gelesene Plautus; und diese Entstellungen gehen weit über denBembinus zurück, der keineswegs gleiche Autorität wie der Ambrosianus in Anspruch nehmen darf. Ausserdem achtete man bisher nicht genug auf den wesentlichen Unterschied, welcher zwischen den strenger und freier gehaltenen Versmassen besteht; zu jenen gehören die Senare und die iambischen wie trochaeischen Septenare, zu diesen alle übrigen. Ein Hauptfehler aber war der, dass man von einer Licenz, die gesichert schien, auf andere einen Schluss zog, für die sonst kein Beweis vorlag. Der Art sind die Folgerungen, welche W. A. Becker in seinen Quaest. de com. Rom. fab. p. 14 aus der Correption von ille, iste, ipse, esse, eccum für ähnliche Vordopplungen machte; sie erleidet nur auf die winigen polysyllaba: supellectile, simillumae, satellites, expapillato Anwendung; nimmermehr ist aber die Correption von posse und dedisse darum zuzugeben, weil esse öfters nur ein Pyrrhichius ist. Eine Einzelnheit ist noch Philippi oder Philippei, keine Ausnahme occulto (Tr. 664), da hier, wie im operio eine Ekthlipsis statt fand; atque wurde nur in freiern metris verkürzt, vgl. Tr. 824, Rud. I, 4, 8; demnach durfte Hermann Tr. 1145 im Septenar nicht schreiben me esse penes atque eum a me lege populi patrium posceret. Seltene Correptionen sind die von inde, unde, intus (mit Unrecht von Hermann 1101 getilgt), inter (daher auch interim, interim, interpellatio), nempe, omnis, welchen man irrigerweise hercle (vgl. Hermann's Vorrede zum Trinummus, pag. XV) ergo (beseitigt von Reiz 926), quippe, intro zugesellen wollte. In freiern Versmassen kann omnium durch Synizese zum Spondeus werden, in den andern gilt es mehremale als Anapaest, also die antepaenultima als Kürze. Dass ferentarius (456) und tabernaculo (726) corripirt wurden, findet seine Entschuldigung in der antispastischen Gestalt dieser Wörter, welche ohne solche Veränderung in die iambischen und trochaeischen Verse gar nicht eintreten konnten. Andere vermeinte Correptionen fallen durch Ausstossen von Vokalen weg, in Folge deren Wörter wie bonus, malus, bene, male, domi, fores,

canis, colos, soror, amor, viros, tamen, senem, enim, simul, meri, erum, manus einsylbig werden, nach der Analogie von mina, welches bekanntlich öfters mna ausgesprochen wurde. Solche bilden immer einen Iambus oder Pyrrhichius und sind Nomina oder Partikeln, nie Verba; auch hier darf man nicht nach blosser Consequenz urtheilen, sondern auch der usus ist zu berücksichtigen: man wird z. B. keinen Beleg für die einsylbige Aussprache von mina (Drohung), minus und semel finden: aber sine gehört vielleicht hieher, was die Scansion in Terent. Andr. I, 1,* 39 erleichtern würde. Natürlich behandelte man beneficus, beneficium, maleficus, maleficium, domicilium auf dieselbe Weise, wenn der Vers es nöthig machte; diese Analogie befolgten die alten Sceniker auch bei venustatis, voluptatis, voluntatis; und minister, ministro als bisyllaba haben ihre Berechtigung in dem monosyllabum manus. In allen genannten Fällen wird man keine Correption vor st, pt, ct voraussetzen dürfen, oder wie wäre das gänzliche Vermeiden desselben in profecturum, adeptorum, gerundarum, facultatum, egestatem, honestatem zu erklären? Denn juventutem, was man beibringen wird, ist anderer Art und erlaubt die Krasis, wie boves, navo, brevi, ovis, Jovis, avonculus, oblivisci, caveto, cavillatio, welche auch durch die Schrift ausgedrückt ist in dites, navem, nauta, aetas, aeternus, noris, nosse. Besonders merkwürdig ist die einsylbige Lesung von quidem und aput, da in den oben angeführten Wörtern überall eine liquida die Vokale trennt; dies ist hier nicht der Fall, sonst aber stimmen sie mit den übrigen in allen Bedingungen überein; daher kann quidem im nächsten Worte, wenn es vokalisch anlautet, ganz aufgehen, wie 58 dum quidem hercle tecum nupta sit etc. Doch 559 darf es nicht von hercle verschlungen werden, weil dort auch meus einsylbig ist, sondern entweder quidem oder hercle muss wegfallen; letzteres behält Ritschl bei; wir möchten quidem vorziehen, weil sich darauf die Antwort des Stasimus si sapies quidem zu beziehen scheint. Nach aput richtet sich caput wenigstens im Curcul. II, 3, 81. Die Wörter nimis, modus, miser sind entweder gar nicht, oder doch nur in den weniger strengen Versarten so verkürzt worden.

(Schluss folgt.)

Nr. 24. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ritschl: Plauti comoediae.

(Schluss.)

Sehen wir nun, wie die gewonnenen Ergebnisse den Text des Trinummus zu Gut kommen. Der Anapaest 109 videtque ipse ad paupertatem protractum esse se ist dadurch vermieden, dass mit Benutzung der richtigen Lesart im Stichus I, 3, 22 pauperiem (aus AB) statt des ganz unmetrischen paupertatem (in CD) auch hier gelesen wird ad pauperiem. Scaliger wollte das unentbehrliche ipse streichen. Vortrefflich ist die Beseitigung der Correption in 318 quid exprobras, wo die Frage dadurch sehr an Kraft gewinnt, dass quid wegfällt. Die Nachahmung der Sprache des gemeinen Lebens, woraus sich der Komiker ein Studium machen muss, brachte natürlich eine grosse Wortfülle hervor; die Folge war, dass man beim Abschreiben dieser volksthümlichen Lustspiele entweder noch neue Zusätze entbehrlicher Wörter machte, oder solche auch im Text wegliess; beides geschah, wenn der Sprachgebrauch und Zusammenhang darüber nicht zu leiden schien, um so leichter, als man bald das eigentliche Kriterion für diese Varianten, das Metrum ganz aus den Augen verloren hatte. Darum darf sich die Kritik, nachdem ausgezeichnete Forscher nachgewiesen haben, wie an unzähligen Stellen die Verderbnisse in den Text gerathen sind, nicht mehr scheuen, was durch jenes fehlerhafte Verfahren bald zu kurz bald zu lang geworden ist, auf das richtige Maass zurückzuführen. Je gelinder das geschieht, je weniger Aenderungen des in den besten Handschriften überlieferten Textes nöthig werden, desto grössere Probabilität hat die Emendation für sich. Betrachten wir z. B. den Vers 724, der bei Hermann noch in mehr als einem Betracht fehlerhaft geblieben ist: et capturum spolia ibi illum, qui meo hero adversus venerit, denn advorsus darf die antepaenultima nicht kurz haben, meo ero nicht so durch seine Stellung fast unverständlich werden, statt dass es vor qui venerit einen Vorzug erhalten musste. Diese Uebelstände wollte Bothe durch Tilgung von meo heben, doch wird man das sehr ungern vermissen, noch dazu, da kurz vorher schon einmal erus meus vorkömmt. Allen Härten und Unebenheiten entgeht

Ritschl durch die Transposition et capturum ibi spolia illum; damit tritt meo ero an seinen gebührenden Platz. Wie hier die Correption non adversus nicht zu dulden war, so durfte auch quod ad ventrem attinet nicht bleiben; da aber attinet bei Plautus keine andere Construction hat, als die mit ad, ist jetzt attigit dafür geschrieben, wozu ursprünglich attinet das Glossem gewesen seyn mag. In 964 tilgt R. die Correption accepisti, indem er die Verkürzung accepsti wieder anwendet; so braucht aurum nicht in der Thesis und Elision ganz aufzugehen.

Correption im Zusammentreffen zweier Worte, wird hier (pag. 141) ganz abgewiesen, mit Ausnahme des interrogativen und apostrophirten ne vor Consonanten, z. B. habe n tu und hic, hoc vor Wörtern, die mit qu anfangen, wie pol hic quidem (851); letzteres nur zu Anfang des Wortes. Im mitten Vers wird man es nicht nachweisen können, am wenigsten, wenn die Personen wechseln, wie 930 quid? hoc quod te rogo. Schon Gruter strich das störende quod, hob aber damit zugleich das Metrum auf, wesshalb Hermann räthlich fand, zur Vulgata zurückzukehren; beides bringt R's quid iam? vor hoc te rogo ins Reine. Gegen obige Regel verstossen Verse, wie die bei Hermann 316 neu tibi aegritudinem, pater, parerem, parsi sedulo, und 661 perpeti nequeo: simul me piget parum pudere te, jenen hat schon Bothe berichtigt: ne aegritudinem tibi pater, in diesem Ritschl jetzt me ausgeworfen.

Die Synizese der Vokale beschränkt sich auf Zusammensetzungen wie dein, deinde, dehinc, proin, proinde, seorsum, deorsum, praeut, praeoptare, coire, anteit, antehac, introire, quoniam. Mit i haben die Synizese ausserdem nur dies, trium, diu, scio, ois, ait, sciebam, audiebam, welche beide öfter dreisylbig bleiben. Anderes der Art war in Senaren und Septenaren verpönt. Fehlerhaft ist mithin die Lesart otio captus in fraudem 658, weswegen wohl auch Hermann captus otio in fraudem corrigirte, wobei die Concinnität der Stelle leidet. Zu Hülfe kömmt glücklicherweise A, in dem mit der Lücke eines Buchstaben gelesen wird oti aptus. Dies aptus wird von Nonius, vielleicht mit Berücksichtigung unserer Stelle, durch connexus und colligatus erklärt. Die Synizese mit e haben deus, meus und die Casus von is, idem, auch eo, eam, eant und die ähnliche Formen mit Ausschluss der Composita, ferner eo als Adverb, nicht aber adeo; die mit u endlich tuus, suus, duo, duas, quattuor, puer (blos im Nominativ), duellum, fui in den Formen wo r fehlt, oder wenigstens diesem ein langes e vorhergeht. Man wird bemerken, dass auch hier die meisten Wörter gleich denen, welche die Correption der Positionslänge zulassen, bisyllaba sind.

Die Correption des langen Vokals hat statt bei Endungen von Verben, die einen Iambus oder Pyrrhichius bilden, wie roga, jube, abi (rogan, juben, abin), volo, ago, ero, nego, scio (und darum auch nescio), dabo, dato, dedi, sodann in den freiern metris noch pati, loqui, dari. Die doppelzeitigen Partikeln und Pronomina cito, ibi, ubi, mihi, tibi, sibi, ego waren ursprünglich alle lang; bei Plautus herrscht indess die Kürze bereits vor; modo erfährt nur in pausa eine Production; die genannten Pronominen aber haben in Senaren und Septenaren nur bei Personenwechsel die Endsylbe lang, ausserdem blos in den freiern Versmaassen. Deshalb schiebt Ritschl 480 ego nach tibi ein, und stellt dem mihi 761 hem voraus; Hermann corrigirte ebenfalls dort pol mihi, aber aus dem nicht zureichenden Grund, dass der erste Fuss mehr Gewicht und eine grössere Sylbenzahl verlange. Es fehlt ja nicht an voces iambicae in dieser Stelle. Darin liegt die Ursache, dass sogar vermieden wurde, die angegebenen Pronomina in eine solche Lage zu bringen, dass ihre Endung auf die Arsis fiel, was Ritschl berücksichtigte, wenn er 316 pater tibi setzte statt Bothes sonst richtigen tibi pater und tibi egon (515) für tibi ego, woran man sonst nicht anstiess. Wie obige Fälle erweisen, ist nur Correption der ursprünglich langen Vokale, nicht umgekehrt Produktion ursprünglich kurzer anzunehmen; darnach hat man Acheruns, coxendicis, fui, fuimus, rei, diei zu beurtheilen. So war auch die Substantivendung or anfangs nur lang, was der Genitiv oris und die Nebenform os (honos, colos etc.) zeigt; sie ist es noch an mehreren Stellen des Plautus, wo gubernator, uxor, amator, imperator, exercitor so vorkömmt. Diese Produktion hat man auch auf die Verbalformen übertragen wollen, welche in den folgenden Personen einen langen Vokal erhalten, wie loquar, fateor, moror, machinor. Jedoch sind die dafür beigebrachten Exempel verdorben und mit Ausnahme der Conjunktivwendung muss es bei der Kürze sein Bewenden haben. Die auf s ausgehenden Verbalendungen sind nur einer Verlängerung fähig, wenn sie sich auf Analogieen stützen, z. B. facis, feceris auf die von velis, sis, edis, duis, dixerimus, dixeritis. Hierzu kommen noch von den auf t endenden Conjunktiven sit, fuat, duit, det, desideret, und selbst Indikative wie fit, it, solet, jubet, afflictat, attinet, habet, vielleicht auch dat (Mostell. III, 1, 72). Von einer Verlängerung der Perfekt- und Futurendungen auf it kann keine Rede seyn; wo dergleichen scheinbar vorkömmt, erlaubt Caesur und Interpunktion die Anwendung der Kürze überhaupt, wie z. B. im Tr. 584 nam certumst sine dote haut dare quin tu i modo, und diese Licenz ist nur da gestattet, wo das Wort die paenultima kurz hat.

Den Hiatus lassen ebenfalls gewisse Caesuren, Interjektionen, Personenwechsel und stärkere Interpunktionen zu, aber selbst an solchen Stellen, wo diese Bedingungen eintreten, ist er viel seltner als das Coalesciren der Vokale. Die Diaerese vertrug sich mit dem Hiatus, weil durch sie der Vers in zwei Hemistichien getheilt wird, wenn zwischen diesen keine enge syntaktische Verbindung bestand, wie in Tr. 613 postremo edepol ego istam rem ad me attinere intellego, welcher von Guyet, Hermann, Bothe und Ritschl auf verschiedene Weise abgeändert worden ist — nicht so vertrugen sich mit ihm die andern Cäsuren: im Septenar ist der Hiatus daher weder an der 7. noch an der 9. Stelle erlaubt, viel weniger konnte er in dem Senar, die oben angemerkten Fälle abgerechnet, geduldet werden. Erscheint derselbe dennoch in den Handschriften, wie auf die grellste Weise 539 alternae arbores, 540 angina acerrumae, 818 ego igitur, 556 dixti arcano 974 argute oprepsisti, so wird man nimmermehr darin die Hand des Dichters erkennen dürfen, sondern anzunehmen haben, dass ein Wörtchen ausgefallen ist, wie ibi, illi, ergo, tu, me in den bezeichneten Stellen. Die besten codd. AB verbannen mehremale die sonst vorkommenden Hiatus (wie 6 nunc igitur primum für nunc primum igitur, 18 Graece nomen est für nomen Graece est u. s. w.) und geben dadurch der Kritik alle Berechtigung zu einem consequenten Verfahren. Wer wird 103 dici excrucior stehen lassen mögen anstatt dici discrucior, was so nahe liegt, an die Stelle zu bringen? Freilich wird der Fehler nicht überall so leicht weggeräumt. Wenn es 34 hiess nimio satiust, ut opust, te ita esse, quam ut animo lubet, und Hermann corrigirte nimio satiust te ita ut opus est esse, q. u. a. l., so war auf diese Weise das Aergste beseitigt, aber der Nachdruck, welcher auf ut-ita ruht, verlor bedeutend durch die von Hermann eingeführte Wortfolge, und es ist keine Frage, dass in der jetzt gegebenen Fassung n. s. ut opust ita ted esse bei strengerem Anschliessen an die codd. auch ein kräftigerer Ausdruck gewonnen wird. Bieten aber die Handschriften einen erlaubten Hiatus, dann wäre es unkritisch, ihn zu entfernen: wesshalb Ritschl lieber mit A 432 tempust adeundi. L. estne hic Philto schrieb, als was auch anging, tempus adeundist mit Camerarius. Derselbe hat 727 recht im Geist des Plautus placidule für placide gesetzt, und auch 776 illi det alteram, alteram eleganter corrigirt als Hermann, welcher det alteram ille atque alteram schrieb. Anderes hieher Gehörige siehe 800, 1018, 1059, 1098.

Die Vereinigung des Wortaccents mit dem metrischen Iktus war, wie bekannt, eine besonders grosse Schwierigkeit für die altrömische Poesie, da eine solche ganz durchzuführen bei dem totalen Mangel an

oxytonirten Wörtern unmöglich war; man berücksichtigte den Accent in iambischen, pyrrhichischen, kretischen Wörtern, welche mit dem 6ten Fuss des Senar zusammenfielen, schon darum nicht, weil sie sonst an dieser Stelle durchaus wegbleiben mussten; auch im 5ten waren oxytonirte Iamben, Spondeen, Anapäste, Ioniker, Molossen u. s. w. unvermeidlich. Bildete aber den 4ten Fuss ein iambisches Wort, so durfte nicht auch der 5te ein solches seyn; das kam selbst dann selten vor, wenn der Iambus im 4ten Fuss auf zwei Wörter vertheilt wurde (siehe Tr. 533); hie und da folgt dem iambischen Wort im 4ten ein anapästisches im 5ten, oder zwei Anapäste, oder auch Anapäst und Spondeus wurden zusammengestellt, jedoch nie so, dass den 4ten Fuss ein spondeisches oder spondeisch ausgehendes Wort bildete. Bestanden die beiden letzten Füsse nicht aus oxytonirten Wörtern, so fiel ein im 4ten schliessender Choriamb mehr auf, und wurde daher vor einer starken Interpunktion vermieden. Vgl. 581, wo die hergebrachte Lesart dic Callicli, me ut conveniat. quin tu i modo in dreierlei Weise von Hermann und Ritschl abgeändert worden ist, dieser entscheidet sich zuletzt Prol. 282 für d. C. med ut conveniat. tu i modo. Von noch üblerem Effect an derselben Stelle war der Molossus, wie 31 succrerunt, 410 formicis, welche beide schon beseitigt sind; die Wirkung ist dieselbe im Septenar 648 und 886, letztern Fall hat Ritschl lieber unberührt gelassen, als Hermanns zu gewaltsame Aenderungen aufgenommen, in ersterem mit tuum tu virtuti ut geholfen, wobei der Gegensatz virtuti (zu amorem) nicht so verdunkelt wird, wie in Hermanns tuum virtuti uti. Iambische Wörter kommen selbst in der dritten und vierten Stelle des Septenar vor; jenes seltner, da auf diese Weise zugleich die Penthemimeres wegfällt; der Spondeus erscheint in demselben Fuss als isolirtes Wort nur, wenn dies vom vorhergehenden durch starke Interpunktion getrennt ist, wie Tr. 427; anapästische Worte wurden ganz vermieden, 594, welcher Vers Hermanns Aufmerksamkeit entgangen ist, in ambiguo est etiam, musste daher corrigirt und geschrieben werden in ambiguo etiam est. Im zweiten Fuss kommen iambische Wörter viel seltner vor, als im ersten, da man die Verbindung zweier solcher Wörter überhaupt mied. Gewöhnlich gehen daher dem iambischen Wort im zweiten Fuss zwei oder gar mehrere Wörter im ersten vorher, welcher dadurch das pondus und die multitudo syllabarum erhält, die Hermann Praef. XVI verlangt. Noch widrigern Eindruck machte ein spondeisches oder anapästisches Wort an der bezeichneten Stelle. Kaum als Ausnahme von dieser Beobachtung ist es zu betrachten, wenn da nihiloplus, multoplus, propter

me, propter te öfters gefunden werden, weil in diesen Verbindungen das zweite Wort mit dem vorhergehenden durch eine Art von Enklisis zusammenhängt. In der ersten Dipodie war natürlich noch weniger die Verbindung zweier anapästischen Wörter, oder eines anapästischen mit darauf folgendem iambischen oder spondeischen erlaubt, den Fall ausgenommen, wenn beide durch eine starke Interpunktion, wie Capt. I, 1, 18 getrennt werden. Daktylische, trochäische und tribrachische Wörter konnten nur im ersten Satze des Senar Platz erhalten, letztere können nie sonst den Ictus auf der paenultima haben, wohl aber im Septenar auf der ultima, wenn noch zwei kurze Sylben folgen; Wörter, welche über das bisyllabum hinausgehen, erlauben die Accentuirung ihrer letzten Sylbe nur, wenn sie auf zwei Kürzen ausgehen.

Der trochäische Septenar zerfiel den Alten in einen Kretiker und iambischen Trimeter (daher die Benennung procreticum metrum). Auch hier galt daher der Ausgang auf zwei iambische Wörter für fehlerhaft; man ging noch weiter, indem der im einfachen Senar noch erlaubte Spondeus im 5ten Fuss zwischen zwei iambischen Wörtern fast ganz ausgeschlossen wurde; gegen den Anapäst an dieser Stelle war man nachsichtiger, aber zwei anapästische Wörter vor dem Schlussiamben wären durch übergrosse Lebhaftigkeit aufgefallen und erscheinen daher kaum anders als so, dass ein kurzes monosyllabum vorher den Schein eines paeonischen Wortes hervorbringt. Der erste Fuss nach dem Kretiker liess wie im Senar sehr mannichfaltige Formen, auch die Oxytonese trochäischer, die Paroxytonese daktylischer Wörter zu, eben so erlitt der Kretiker in Verbindung mit diesem alle möglichen Variationen, nur durfte für den Iamben hier kein Proceleusmatikus eintreten, auch nicht die erste Dipodie des Senars aus einem anapästischen und darauf folgenden spondeischen Wort bestehen, wie in dem schon früher emendirten Vers Mil. III, 1, 18 clare oculis video pernix sum (muss heissen sum pernix).

Das bisher Gesagte betrifft den grammatischen Accent, von welchem der logische unterschieden werden muss; beide fallen insofern zusammen, als die Worte, auf welchen der Nachdruck des Gedankens ruht, in die Arsis treten und nicht in der Thesis versteckt oder gar durch sie verschlungen werden dürfen. Hier kommen aber manche Modificationen in Betracht. So werden bedeutende Wörter schon dadurch gehoben, dass sie im Vers voran stehen; geht pyrrhichischen oder iambischen Wörtern ein kurzes monosyllabum vorher, so benimmt das dem Accent des hervorzuhebenden Begriffs nichts; bei doppelten Gegensätzen ist es unnöthig (putida diligentia), jedes einzelne Glied besonders zu betonen, wie Tr. 6

nunc igitur primum, quae ego sim et quae illaec siet einmal nur quae und nur illaec, nicht auch ego accentuirt ist; die Verschlingung der monosyllaba, auf welchen der Ton liegt, wie 13, ist oft nur scheinbar; in dem Fall nämlich, wenn ein solches mit einer folgenden Länge zusammengezogen wurde, fiel es nicht weg, sondern die Synekphonese trat ein, es wurde mitausgesprochen; was nicht geschehen konnte, wenn ein kurzer Vokal folgte. Zeigen sich abgesehen von allen diesen Milderungen der Regel noch Ausnahmen, so wird man bedenken, dass der Dichter in der Berücksichtigung des grammatischen und logischen Accents zugleich eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen hatte, und öfters darauf verzichten musste, einen Gedanken passend auszudrücken, wenn er jedem Wort sein Recht lassen wollte. Wo es aber möglich war, den Forderungen des logischen Accents zu entsprechen, dürfen wir nicht zweifeln, dass ihnen genügt worden sey; Plautus wird z. B. 583 nicht geschrieben haben de dote ut videat quid opus sit facto, indem das unbedeutende sit hervor-, das wichtige opus zurücktritt und zugleich seinen üblichen Ictus auf der ersten Sylbe verliert, sondern de dote ut videat quid facto opus sit; er wird nicht im einen Vers mendaciloquius und im nächsten confidentilóquius betont, sondern in beiden den richtigen Accent auf die antepaenultima gebracht haben, was freilich jetzt auch eine zum Theil auf A gegründete Emendation des Verses 200 nöthig macht: neque adeo argutius; jener hat adeo neben der Interpolation argutum magis, während die spätern Handschriften diese beibehalten und das ächte adeo wegwerfen. Andere Beispiele von geschickt hergestelltem Accent siehe 230, 633, 676, 687, 714, 814, 828, 835, 889, 1023, 1138. Mehrere in dieser Hinsicht gute Lesarten bietet auch A dar, wie 18 vós hoc statt hoc vos; 51 quid tua agit uxor statt quid agit tua uxor; 91 amicos esse kräftiger als esse amicos.

Zunächst bespricht R. im Gegensatz zu den metrischen Worten die metrischen Füsse. Im Senar durften anapästische Füsse an den Stellen 1, 2; 2, 3; 4, 5 (von 3, 4 ist kein Beispiel bekannt) zusammentreffen, wenn sie nur nicht aus zwei anapästischen Wörtern bestanden; vs. 759 hängen sogar drei zusammen. Eben so wenig vermied man Paarung von Daktylen im trochäischen Vers, wenn diese nicht mit daktylischen Worten zusammenfielen; nur durfte im Septenar der Daktylus an der 4ten Stelle nicht auch vor oder nach sich eine andere haben, der Diärese wegen. Diese kann entweder durch die Cäsur nach der Arsis des 4ten oder nach der des 5ten ersetzt werden; wozu die Fälle nicht gehören, wo die Diärese durch Elision verdunkelt wird. Hat ein Septenar

weder die Diärese noch eine der stellvertretenden Cäsuren, so muss er für fehlerhaft gelten. Der Daktyl kommt nun meistens in dem 4ten Fuss nur vor, wenn die Cäsur nach der 4ten Arsis fällt, so allein ist er nicht anstössig, vorausgesetzt, dass die Thesis des Dactylen dem Sinn nach zum folgenden, nicht, wie 1054, zum vorhergehenden Hemistich gehört. Mit dem Septenar stimmt der Senar in Vielem überein, aber während in diesem die hephthemimerische Cäsur sehr häufig ist, gestattet jener sie niemals nach dem 5ten Fuss. Die Cäsur nach der 4ten Arsis vermied der Senar, wenn sie schon nach der zweiten eintrat, daher 582 corrigirt werden musste. Elisionen an dieser Stelle, z. B. 741, machen eine Ausnahme. In zwei gleiche Hälften sollte derselbe Vers nicht zerfallen; doch hebt auch hier wieder die Elision, wie 23 und sonst, häufig die Regel auf; grössere Licenz noch zeigt sich in der Anwendung eines den Satz bisweilen auch abschliessenden monosyllabi in der dritten Arsis, wie 56. Als grosse Härte galt die Stellung eines Daktylen vor dieser Arsis, daher Verse wie 421, 792 selten sind. Für den Tribrach bestand die Beschränkung, dass er nicht nach einem Monosyllabum den Vers beschliessen durfte. Der Proceleusmaticus konnte kaum anders vorkommen, als mit Vertheilung der zweisylbigen Anakrusis und aufgelösten Arsis auf zwei und mehrere Worte in der Weise, dass der grammatische Accent nicht verletzt wurde, dergleichen miseria, et edépol gewesen wäre. Als fehlerhaft wurde die Verbindung eines Tribrachen oder Daktylen mit dem Anapäst betrachtet, wodurch ein trochäischer Proceleusmatikus entstand.

Bedeutendes hat Ritschl auch in den Canticis geleistet, und namentlich für die Abtheilung der Verse als Norm, welche in vielen Stellen sicher entscheidet, die Abschnitte der Gedanken aufgestellt. Dadurch wird die Gruppirung der Rhythmen bei weitem gleichmässiger und consequenter, als sie in Hermanns Ausgabe erscheint, der übrigens ohne Zweifel, wie p. 295 bemerkt wird, in späteren Jahren die Anordnung wesentlich abgeändert haben würde. Ritschl hat sich dabei der handschriftlichen Ueberlieferung viel mehr angeschlossen. Freilich hat ihm auch hier wieder der A manche vorzügliche Lesart dargeboten, wie 237 eos sectatur, 242 nam qui amat quod amat, 267 saviis percolsus est, 270 certa res est. Die Uebergänge von einem Metrum zum andern sind jetzt durch die Absätze der Sentenzen wie durch die Katalexen schön motivirt; jene erlauben starke Antithesen des Rhythmus, wie 235, 263, diese leiten in anmuthiger Verschlingung vom Kretikus zum Trochäus, 251, vom Trochäus zum Iambus, 253, vom Iambus zum Bacchius über, 287. Da-

gegen wird derselbe Rhythmus festgehalten, so lange der Gedanke derselbe bleibt, 223—231, 236—262, 266—275; vielleicht hätte R. auch 245—247 besser gethan, die Kretiker nicht durch Trochäen zu unterbrechen, da illa entbehrlich, die Umstellung von amplius etiam unsicher und die von id est mali eben nur dieser Aenderung wegen gemacht ist. Desgleichen wird man sich lieber für die nur in den Noten empfohlene trochäische Gestaltung der Verse 239—241, als die im Text vorgezogenen Bacchien entscheiden. Das Vergnügen, die zahlreichen eben so einleuchtenden als ungezwungenen Emendationen R.'s in diesen lyrischen Parthieen näher zu betrachten, müssen wir uns versagen, da ohnehin unser Bericht schon zu viel Raum in Anspruch genommen hat.

Die kleinere Edition enthält den Text des Trinummus mit Angabe der Versmaasse ohne die kritischen Noten. Sie ist für den Schulgebrauch sehr zu empfehlen, da dieses Stück den jugendlichen Geschmack gewiss in höherem Grade als die Terentianischen anspricht, und nirgends dem Lehrer Verlegenheiten bereitet.

Kayser.

Studien über Altitalisches und Römisches Staats- und Rechtsleben, als Vorschule der Römischen Staats- und Rechtsgeschichte, von Dr. Maximilian Nägele, Privatdocenten an der Universität zu Heidelberg. Schaffhausen, Hurtersche Buchhandlung. 1849.

Die vorstehende Schrift hat den Zweck, wie dies in der Vorerinnerung in der Kürze angedeutet wird, dem Studium der Römischen Staats- und Rechtsgeschichte als Propädeutik in dem Sinne zu dienen, dass hier dem Anfänger ein umfassendes Bild von dem vorrömischen Zustande des Italischen Landes, der Italischen Völker und ihren Staatseinrichtungen geboten und die aus diesen Untersuchungen sich ergebenden Resultate unmittelbar dazu angewendet werden sollen, für die Entstehung des Römischen Volkes nnd Staates eine historisch zu rechtfertigende Grundlage zu gewinnen. Die genügende Lösung dieser Aufgabe konnte sich der Verfasser nur dann versprechen, wenn er jede in das Gebiet seiner Untersuchungen einschlagende Frage je nach ihrer Wichtigkeit mehr oder weniger ausführlich besprach, dagegen aber alle in das besondere Gebiet der Römischen Staats- und Rechtsgeschichte gehörende Lehren, wo es nur immer ohne Störung des Zusammenhangs in der Argumentation geschehen konnte, von seiner Darstellung ausschloss, — des zu verarbeitenden Stoffes war ja ohnedies die Fülle.

Was die Methode der Darstellung betrifft, so sollte diese lediglich ein getreues Referat des Inhaltes der Quellen wiedergeben, sich, was die Literatur der wissenschaftlichen Bearbeitung dieser Quellen angeht, nur auf die Anführung des wesentlich Nothwendigsten beschränken, die Schriften der Aeltern und Neuern aber, deren Forschungen der Verfasser beizutreten sich veranlasst sah, gewissenhaft angeben. Ganz von selbst theilte sich dem eben erwähnten Zwecke gemäss die vorstehende Schrift in drei Theile, von denen der erste die Geschichte der Völker Italiens vor und zur Zeit der Gründung Roms, der zweite die Geschichte Latiums und seiner Bewohner vor Roms Erbauung, der dritte endlich die Geschichte der Gründung und Erbauung Roms (die origines urbis Romae) behandelt.

Im ersten Theile werden zur allgemeinen Charakterisirung sämmtlicher vom Fusse der Alpen bis zur Sicilischen Meerenge Alt-Italien in vorrömischer Zeit bewohnenden Volksstämme drei grosse Volkselemente, das Iberische, Pelasgische und Etruskische unterschieden, die dann in ihrer Mischung auf die Latinische und Römische Nationalität (2. und 3. Theil) hinführen.

Die Untersuchung der Ausbreitung des Iberischen Volkes auf der Italischen Halbinsel (1. Th. 1. Abth. §. 3 — 13) führte auf drei Abzweigungen Iberischen Stammes, die Ligurer (1. Abschn. §. 4), die Umbrer (2. Abschn. §. 5), die Osken (3. Abschn. §. 6—13), welche letztern sich dann wieder in Osci-Aurunci und Osci-Sabelli *) schieden.

Die übersichtliche Darstellung der Schicksale Pelasgischer Einwanderungen auf Italischem Boden (1. Th. 2. Abth. §. 14—26) setzte eine gedrängte Schilderung der Pelasgischen Ansiedelungen in Alt-Griechenland, auf den Inseln des Aegäischen und Ionischen Meeres und in Kleinasien (§. 15. 16) voraus, und führte, was die Italischen Pelasger angeht, auf mehrere der Zeit und dem Orte nach verschiedene Einwanderungen dieses Volkes in Unteritalien (§. 18. 19), in Mittel- und Oberitalien (§. 20 — 26).

*) Die Darstellung des Wenigen, was wir überhaupt vom Sabinischen Staats- und Privatrechte wissen, hätte lediglich Wiederholung der erschöpfenden Zusammenstellungen bei Göttling (Geschichte d. Röm. Staatsverfassung §. 2 bis 12) sein können, wurde also viel besser ganz übergangen. Nicht weniger blieb hier die Entwicklung des Einflusses des Sabinischen Privatrechts auf das Römische Recht, die unbeschadet des Zusammenhanges in der Geschichte des Römischen Privatrechts (vgl. z. B. Huschke über die Stelle des Varro v. d. Biciniern S. 79 ff. 99 ff. Puchta C. d. Instt. I. §. 38. 39. 40) nicht übergangen werden darf, unberührt.

Wie weit es dem Verfasser gelungen ist, in der Untersuchung des Etruskischen Volkselementes Alt-Italiens (1. Th. 3. Abth. §. 27—42) das Verhältniss des Pelasgischen Volksstammes zu dem Etruskischen auf der Westküste Mittelitaliens in dem durch den Zweck seiner Aufgabe gebotenen Maasse zu entwickeln, überlässt er der Kritik. Die das innere Staats- und Privatleben der Etrusker behandelnden §§. 36—42 sollten nach den erschöpfenden Untersuchungen von K. O. Müller nur das dem Anfänger Unentbehrliche übersichtlich wiedergeben.

Ganz abgesehen von den zahllosen Schwierigkeiten, welche die Combination der divergirendsten Quellen-Angaben der in diesem ersten Theile versuchten, räumlich so ausserordentlich beschränkten Zusammenmensetzung einer Völkertafel Alt-Italiens bietet, wurde dem Verfasser bei diesem Theile seiner Arbeit der Mangel klarer und gründlicher Charten besonders fühlbar, denn bei aller anerkannter Vortrefflichkeit der d'Anville'schen Charte Alt-Italiens war eine endliche Zusammenstellung der seitdem gemachten Einzelforschungen wesentliches Bedürfniss geworden: doppelt empfindlich erscheint ihm aber jetzt dieser Mangel, nachdem leider erst nach vollendeter Ausarbeitung seines Manuscripts ihm die Blätter XI und XII der ersten Lieferung des schönen Atlas antiquus des Herrn von Spruner zu Handen gekommen sind.

Im zweiten Theile behandelt die erste Abtheilung (§. 43—53) die Geschichte der Volksstämme, die vor und zur Zeit der Gründung Roms Alt-Latium bewohnten und in ihrer Mischung das Volk der Alt-Latiner bildeten. Die Ausarbeitung der geographischen Parthieen dieses zweiten Theiles wurde dem Verfasser durch die Benutzung der meisterhaften Charte der Umgebungen Roms in W. Gell's Topography of Rome and its vicinity wesentlich erleichtert.

In der zweiten Abtheilung des zweiten Theiles (§. 54—82) versuchte der Verfasser in einer ersten Unterabtheilung (§. 55—72) die Roms äussere Geschichte während der ersten vierhundert Jahre des Bestehens der Stadt zu einem guten Theile beherrschende und eben darum zum Verständnisse des innern wie des äussern Staatsrechts der Römer unentbehrliche Alt-Latinische Bundesverfassung zu entwickeln, wobei er zwei Perioden (die Bundesverfassung von den ältesten Zeiten bis auf Roms Eintritt in den Bund, §. 55—65. und die Bundesverfassung von da an bis zur Vernichtung des Alt-Latinischen Bundes, §. 66—72) seiner Darstellung zu Grunde zu legen sich veranlasst sah. Die zweite Unterabtheilung behandelt sodann die für das innere Staatsrecht Roms maassgebenden

Parthieen der Verfassung der einzelnen Latinischen Städte (rex, dictator, senatus, praetor, populus — plebs, opifices, coloniae).

Der Inhalt des dritten Theils ruht auf dem leitenden Gedanken, „dass Rom, mit allen Staaten des Alterthums gleiches Schicksal theilend, die Begebenheiten, denen es seinen Ursprung dankt, und die Schicksale seines Volkes in etwa den ersten drei Jahrhunderten seines Bestehens der Sage überlassen muss; dass aber gerade die Sage, insofern sie als die einheimische, auf Römischem Boden und von Römern gepflegte erwiesen werden kann, dann die sicherste und natürlichste Grundlage bildet, um aus jenen dunkeln und mythischen Jahrhunderten in die hellen Zeiträume der beginnenden Geschichte hinüber zu leiten.“ Um nun aber eben diese ächte, einheimische Sage aufzufinden, mussten die Quellen vorerst einer kritischen Beleuchtung unterworfen werden, da, war die Quelle als eine lautere erwiesen, auch auf die Treue ihres Inhalts mit Sicherheit geschlossen werden konnte. Zu dem Ende enthält der erste Abschnitt der ersten Abtheilung (§. 85 — 129) die Kritik der Quellen, und zwar gesondert die der Römischen und die der Griechischen Quellen. Der zweite Abschnitt der ersten Abtheilung (§. 130—134) enthält dann die ächte, auf die im ersten Abschnitte gewonnenen Resultate sich stüzzende Sage der Römer vom Anfange ihrer Stadt, vom Ursprunge ihres Volkes.

Die zweite Abtheilung (§. 135 — 155) stellt sich eine doppelte Aufgabe: vorerst sollen bestimmte, historisch zu rechtfertigende, die Anfänge Roms umfassende Momente aufgefunden werden. Zur Lösung dieser Aufgabe musste die aus der ersten Abtheilung sich als ächt ergebende Stammsage in ihrer Anwendung auf die klassischen Localitäten Roms kritischer Betrachtung unterworfen werden, und diese Untersuchung (§. 135 —141), wesentlich erläutert und ergänzt aus der mit genügender Wahrscheinlichkeit erkennbaren politischen Lage Alt-Latiums zur Zeit der Gründung Roms, aus der localen Beschaffenheit der Tiberhügel und den wenn gleich wenigen, doch um so interessanteren Ueberresten von Bauwerken ältester Zeit, aus den Notizen über das älteste Römische Recht und endlich aus der spätern Geschichte der eigentlich historischen Jahrhunderte führte zu vier Grundsätzen (§. 143—146), in denen die Veranlassung der Gründung Roms, die Nationalität seiner ältesten Bewohner und deren früheste Schicksale ausgeführt werden. Hieran reiht sich dann zum Schlusse die Untersuchung über den Zusammenhang der drei alten Stammtribus (Ramnes, Tities, Luceres) mit den drei in ihrer Mischung das Römische Volk bildenden Nationalitäten der Latiner, Sabiner, Etrusker und

über die rechtliche Stellung dieser drei Stämme im ältesten Römischen Staatsorganismus, insbesondere des Etruskischen zu den beiden ersten (§. 147 ff.).

Der Verfasser gesteht gern ein, wie weit das wirklich Vollbrachte hinter dem guten Willen zurückgeblieben ist, und wünscht um so dringender belehrende Kritik von competenter Seite.

Dr. M. Nägele.

Crinagoras von Mytilene, eine Abhandlung — von Dr. Eduard Geist, Director des Gymnasiums. Giessen 1849. Druck von Wilhelm Keller. 50 S. in gr. 8.

Dass das Verständniss wie die Kritik der so Vieles und so Verschiedenartiges in sich enthaltenden Liedersammlung, welche wir als Griechische Anthologie jetzt kennen, nach dem, was für das Ganze zunächst durch Jacobs geleistet worden, im Einzelnen nur dadurch wahrhaft gefördert werden kann, dass einzelne Gelehrte einzelne Partien dieses Ganzen, namentlich solche, die sich als Versuche eines und desselben Dichters darstellen, im Zusammenhang mit einander behandeln, unterliegt keinem Zweifel, und wird man schon aus diesem Grunde der vorstehenden Abhandlung, die einen solchen Beitrag bietet, gern seine volle Aufmerksamkeit zuwenden. Ursprünglich ein Vortrag, gehalten zu Giessen in der Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst, erscheint derselbe hier in einer umgeänderten, jedenfalls erweiterten und vervollständigten Fassung, die des gelehrten Apparats, der allerdings hier zu berücksichtigen war, nirgends entbehrt, und immerhin Kritik und Erklärung der einzelnen Gedichte des Crinagoras, wie sie jetzt noch uns in der Anthologie vorliegen, um ein Wesentliches weiter gebracht, dadurch aber zugleich eine richtigere Würdigung des Dichters selbst und seiner Leistungen möglich gemacht hat. Es liegt darin zugleich ein wesentlicher Gewinn für die Geschichte der Griechischen Literatur überhaupt, zunächst ihrer Poesie, die, wenn wir auf die nachalexandrinische oder römische Zeit blicken, noch nicht in dem Grade, wie die Poesie der früheren, classischen Zeit, erforscht und behandelt ist, was eben nur nach und nach durch solche Monographieen, wie die vorliegende, geschehen kann.

Zuvörderst gibt der Verf. über die Person des Dichters genauere Nachrichten, als sie in den bisherigen Mittheilungen von Fabricius, Jacobs u. A. sich finden, welche in dieser Hinsicht nur Weniges bieten, da aus-

ser Strabo (XIII. p. 918), welcher den Crinagoras unter den berühmten Schriftstellern von Mytilene aufführt und zugleich als seinen Zeitgenossen bezeichnet, kaum ein anderer Schriftsteller des Crinagoras überhaupt gedenkt, so dass wir also fast einzig auf die seinen Namen tragenden Gedichte gewiesen sind, wenn wir über seine Person etwas Näheres ermitteln wollen. Und das ist, was der Verfasser in einer umfassenderen Weise, als seine Vorgänger, gethan hat, nicht ohne aus einzelnen Aeusserungen, Andeutungen und Winken einige nähere Aufschlüsse zu gewinnen. Er zeigt uns in Crinagoras einen der gebildeten Griechen, die in Rom Eingang fanden, selbst bis in die näheren Umgebungen des Augustus, auf welchen, wie auch auf dessen Familie einzelne Beziehungen und Anspielungen in diesen Gedichten hier und dort vorkommen. Ob sich Crinagoras, wie der Verfasser wegen der Epigramme 14 und 15 vermuthet, wirklich mit Bücherabschreiben beschäftigt, scheint uns eine etwas gewagte Vermuthung, da die Uebersendung der Gedichte, welche mit diesen poetischen Zugaben des Uebersenders begleitet waren, zu einer solchen Annahme nicht nöthigt, sondern eben so gut auch andern Gründen und Annahmen Raum lässt; selbst dann, wenn wir annehmen, dass die überreichten Gedichte noch von ihm geschrieben waren, wird daraus noch nicht gerade auf ein besonderes Geschäft des Crinagoras oder Erwerbszweig, den er mit solchem Abschreiben getrieben, geschlossen werden dürfen. Rom scheint der Aufenthaltsort des Dichters, wenigstens geraume Zeit hindurch, gewesen zu seyn; die Zeit dieses Aufenthaltes wird sich aber kaum näher bestimmen lassen, als dass er 730 u. c., wie aus dem Epigramm No. 11 hervorgeht, bereits zu Rom in der Familie des Augustus näher bekannt war, also wohl einige Zeit vorher nach Rom gekommen sein dürfte; wie lange er dort geblieben, wissen wir nicht; ob er unter Tiberius noch dort gelebt, wissen wir auch nicht; es findet sich in seinen Epigrammen keine darauf hinweisende Spur; wohl aber finden sich darin Andeutungen von Reisen, namentlich in seine Heimath, welche der Verfasser mit Sorgfalt weiter verfolgt hat. Ob aus der Erwähnung der Ligyer (Epigr. 32) und eines Bades in den Pyrenäen (Epigr. 21), wahrscheinlich des jetzigen d'Acqs (Aquae Augustae), ein Aufenthalt an diesen Orten oder eine Reise dahin, etwa im Gefolge des Augustus auf dessen im Jahre 727 nach Gallien und Hispanien unternommenen Reise, wie der Verf. vermuthen will, gefolgert werden kann, wird zweifelhaft bleiben müssen, da der Dichter auch eben so gut auf andere Weise von beiden Orten Kenntniss erhalten haben konnte. Mehr hat die Vermuthung für sich, dass der im Etymol. magn. s. v. ἄρπυς angeführte Pentameter

aus dem Crinagoras des Parthenius auf ein Gedicht des Letzteren weise, welches dem Dichter Crinagoras gewidmet und darum auch mit dessen Namen benannt worden, woraus denn weiter auf eine Freundschaft oder doch jedenfalls auf irgend ein näheres Verhältniss zwischen beiden geschlossen werden kann. Ein anderer Crinagoras, als dieser Dichter aus Mytilene, ist wenigstens nicht bekannt; eben so wenig eine mythische Person, die diesen Namen dem Gedichte des Parthenius verliehen haben könnte.

Was nun den allgemeinen Charakter der Poesien des Crinagoras betrifft — es sind deren im Ganzen etwas über fünfzig, meist nur aus einigen Versen bestehend, einige auch schwerlich jetzt vollständig erhalten, — so sind sie nach der richtigen Bemerkung des Verfassers zwar meist durch bestimmte Veranlassungen hervorgerufen und in so fern Gelegenheitsgedichte grossentheils zu nennen. Ein besonderer Fluss der Rede ist in ihnen nicht anzutreffen, Sprache und Ausdruck zeigt nicht die Einfachheit und Leichtigkeit, welche so manche derartigen Producte älterer Dichter Griechenlands auszeichnet, sondern erscheint etwas gesuchter und gekünstelter, ohne durch besondern Flug der Phantasie, geistreiche Gedanken u. dergl. uns zu entschädigen; die Pointe, die freilich da, wo das Epigramm einen blos darstellenden oder beschreibenden Charakter annimmt, kaum zu suchen oder zu erwarten ist, wird eben desshalb meistens vermisst; indess liegen diese Mängel, die bei den Alexandrinern in fast noch höherem Grade vorwalten, zu sehr in der Zeit und deren Richtung, als dass wir dem Dichter daraus einen besondern Vorwurf machen könnten, zumal da er im Ganzen eine eben so reine und kräftige Sprache führt, und den epischen Dialekt mit eben so viel Gewandheit als Gleichförmigkeit zu handhaben versteht: was jedenfalls eine gute formelle Bildung voraussetzt, die ihn, wie überhaupt eine gewisse Gediegenheit seiner Poesie, vortheilhaft vor manchen ähnlichen Erscheinungen seiner, wie der nächst folgenden und vorausgehenden Zeit auszeichnet. Diesen Eindruck hat wenigstens bei uns die erneuerte Lectüre dieser Poesien gemacht, welche, mit Ausnahme eines einzigen, des ersten, und zweier (wahrscheinlich verdächtiger) in No. 14 mitten hineingeschobenen Verse, sämmtlich in elegischem Versmaasse gehalten sind. Daher der nicht unbegründete Verdacht, ob Crinagoras wirklich, wie dies die Aufschrift will, für den Verfasser dieses ersten Gedichts, das aus acht jambischen Trimetern besteht und in seiner ganzen Fassung einen verschiedenen Charakter zeigt, angesehen werden darf: die Abwesenheit der epischen Formen scheint einen solchen Verdacht allerdings zu bestätigen, wenn auch

gleich daraus keine völlige Gewissheit entnommen werden kann. In dem zweiten Epigramm, welches wie das erste und dritte erotischer Art ist, spricht der Dichter von einem Liebesfeuer, welches in ihm Aristo durch ihren Gesang der Geschichte von Nauplios erregte. Diese Geschichte war (nach Lucian, Suetonius und Lucillus) eine von denen, welche zum Gegenstand pantomimischer Darstellungen dienten, und hiernach wäre also an den Vortrag eines Pantomimus zu denken, wenn nicht der Umstand in den Weg träte, dass im Pantomimus, wenigstens zur Zeit des Augustus und somit auch des Crinagoras, nur Männer auftraten; dies macht es dem Verfasser wahrscheinlich, dass hier die Schauspielerin Ἀριστώ in einen Schauspieler oder vielmehr Tänzer Ἀρίστων zu verwandeln sey, zumal da ein pantomimischer Tänzer dieses Namens allerdings in einem Epigramm des Lucillus, welcher Dichter freilich etwas später, als Crinagoras, unter Nero fällt, vorkommt und hier wegen seiner Steifheit verspottet wird. Dieser konnte, meint der Verfasser, wohl in jüngeren Jahren des Crinagoras Liebe entzündet haben, während er im Alter ein Gegenstand des Spottes geworden. Man wird gegen diese Annahme schwerlich mit bestimmten Gegengründen auftreten können; man müsste denn etwa einen solchen aus dem Ausdruck ᾖσεν (Ἀριστώ) entnehmen wollen, der in dieser seiner Allgemeinheit, wenn auch nicht pantomimischen Tanz und Gesang gerade ausschliessend, doch eben so gut von jedem andern musikalischen Vortrag, also auch von einem jeden (lyrischen) Vortrag, der nicht nothwendig ein Pantomimus ist, gebraucht werden kann. Das vierte Epigramm begleitet die Uebersendung eines silbernen Schreiberohrs (κάλαμος) an einen, als Knaben zu denkenden Proclos zu dessen Geburtstag. Dass dieser Πρόκλος oder Proculus einer angesehenen römischen Familie angehört, wird wohl mit Grund anzunehmen seyn; dass es aber der Freigelassene des Augustus Proculus, von diesem später wegen Ehebruch entlassen (Sueton. Aug. 67. vgl. Plin. H. N. VII, 45, wo er Proculeius heisst) gewesen, oder dessen Sohn, scheint uns eine etwas gewagte Annahme. Dasselbe mag von der Annahme gelten, welche bei dem im fünften Epigramm angeredeten Lucius, welchem der Dichter einen Zahnstocher zum Geschenk übersendet, an den L. Agrippa, den Sohn des M. Agrippa, den Enkel August's erinnert, der 755 u. c. als 20jähriger Jüngling sein Leben verlor. Denn zur nähern Begründung dieser Annahme finden wir, ausser der allgemeinen Beziehung des Dichters zum Hof und zu den nächsten Umgebungen August's keine weitere Spur in dem überhaupt nur sechs Verse zählenden Gedicht.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geist: Crinagoras von Mytilene.

(Schluss.)

Das Epigramm 6 gilt gewöhnlich für ein Weihegedicht und dürfte wohl auch kaum anders, als in diesem Sinne gefasst werden: es werden in den fünf ersten Versen Trauben, Nüsse, Birnen und andere Früchte aufgeführt, und (Vs. 6) als reichliche Zwischenspeisen für die Weintrinker bezeichnet, dann folgt zum Schluss das Distichum: Πανὶ φιλοσκήπωνι καὶ εὐστόρθυγγι Πριήπῳ | ἀντίθεται λιτὴν δαῖτα Φιλοξενίδης; gewöhnlich so aufgefasst, dass Philoxenides die vorher genannten Früchte als ein frugales Mahl (λιτὴν δαῖτα) dem Pan und Priapus weihe. Hier erhebt sich nun die Schwierigkeit, dass die vorher genannten Früchte nicht im Accusativ, wie dies das folgende Verbum ἀντίθεται und selbst die dabei stehende Apposition λιτὴν δαῖτα erwarten lässt, sondern im Nominativ stehen; der Verfasser ist deshalb geneigt zu vermuthen, dass hier zwei verschiedene Gedichte in Eines zusammengeworfen sind, dass demnach die sechs ersten Verse einem Gedicht des Crinagoras angehören, dessen Schluss fehlt, die zwei letzten Verse aber ein besonderes, einem andern Dichter zugehöriges Epigramm bilden. Ehe wir zu einer so gewaltsamen Lösung der Schwierigkeit schreiten, möchten wir wenigstens nichts unversucht lassen, was zur Erhaltung dieses Epigramms führen könnte. Lassen sich nicht die fünf ersten Verse (mit der dazu gehörigen Apposition im sechsten Vers) als eine Anrede auffassen, entnommen etwa einem Gedichte des Crinagoras, wozu dann als Schluss oder gewissermassen als Unterschrift das Distichum Vs 7 und 8 dient? Im achten Epigramm, welches die Uebersendung eines Oelfläschchens (ὄλπη) an den Sohn eines Simon — wahrscheinlich einen Knaben oder Jüngling, zu dessen Geburtstag begleitet, wird dieses eherne, einem silbernen ganz ähnliche Salbfläschchen als Ἰνδικὸν ἔργον bezeichnet, woran der Verf. in so fern Anstoss nimmt, als von Indischen Metallarbeiten bei Griechen und Römern keine Spur anzutreffen sey, wohl aber die Korinthischen bekannt und allerwärts verbreitet seyen: demgemäss wird statt Ἰνδικὸν vorgeschlagen Ἰσθμικόν, gewiss eine ansprechende Verbesserung, wenn anders ihre Nothwendigkeit

eben so gerechtfertigt wäre. Und gegen diese würde sich kaum noch ein anderer Zweifel erheben können, als der, welcher bei dem Prädicat Ἰνδικὸν etwa auch an den Inhalt des Fläschchens, an die in Rom so gefeierten Indischen Oele und Narden, die man beim Bade, wie bei den gymnastischen Uebungen anwendete, denken würde, wiewohl dieser Auffassung das dabei stehende ἔργον schwerlich zusagt. Auch der Name des Simon in der Anrede: υἱὲ Σίμωνος, die freilich bei Suidas, der dieses ganze Epigramm mittheilt, fehlt, ist dem Verfasser verdächtig, da dieser Name ein griechischer sey, hier aber doch wohl an den Sohn eines vornehmen Römers zu denken wäre. Er schlägt daher vor Λίβωνος, da Libo eben so wohl in der gens Livia wie Scribonia vorkommt, und mehrere angesehene Männer dieses Namens, die selbst mit Augustus in näherer Berührung standen, vorkommen. Insbesondere beachtenswerth finden wir die Erörterung, zu welcher das vierzehnte Epigramm die Veranlassung gegeben hat. Es ist an die Antonia, die Tochter der Octavia, die Gattin des Drusus gerichtet, begleitend das übersendete Geschenk einer Bücherrolle, die eine Pentas lyrischer Gedichte enthält. Auf das erste Distichum: Βύβλων ἡ γλυκερὴ λυρικῶν ἐν τεύχεϊ τῷδε | πεντὰς ἀμμήτων ἔργα φέρει Χαρίτων folgen nun zwei Trimeter: Ἀνακρέοντος, ἃς ὁ Τήϊος ἡδὺς πρέσβυς | ἔγραφεν ἢ παρ' οἶνον ἢ σὺν ἱμέροις, und dann das Schlussdistichum mit der Widmung an Antonia. Darauf hin hatte man hier eine Zusendung der Gedichte des Anacreon angenommen und wegen der πεντὰς βύβλων λυρικῶν weiter gefolgert, dass die Gedichte des Anacreon aus einer Sammlung von fünf Büchern bestanden, wiewohl nirgends sonst fünf Bücher des Anacreon genannt werden. Indessen hatte schon Reiske Verdacht wider die beiden eingeschobenen Trimeter erhoben: und diesen nur im Allgemeinen von Reiske ausgesprochenen Verdacht hat der Verfasser näher auf eine solche Weise begründet, dass wir wenigstens nicht mehr zweifeln an der Unächtheit dieser beiden Trimeter, die nicht einmal metrisch richtig sind, und auf eine Weise hier eingeschaltet werden, zu der sich nicht leicht ein ähnliches Beispiel eines solchen Wechsels in solchen kleineren epigrammatischen Poesien finden dürfte. Wir haben also hier an die Uebersendung einer Rolle zu denken, welche eine Pentas lyrischer Bücher, d. h. wohl eine aus fünf Abtheilungen bestehende Sammlung lyrischer Gedichte, die wahrscheinlich auch fünf verschiedenen Dichtern angehörten, enthielt. Dies scheint uns, hat man einmal die Unächtheit des Einschiebsels anerkannt, die einfachste und natürlichste Auffassung der Stelle zu sein, die in keinem Falle mehr, wie dies auch der Verfasser ausdrücklich bemerkt, für ein Zeugniss des Bestandes der Anacreontischen

Liedersammlung aus fünf Büchern wird gelten können. Ob nun aber bei dieser Sammlung an Poesien Alexandrinischer Dichter, aus welchen Crinagoras ausgewählt, zu denken ist, wie unser Verf. annehmen möchte, wagen wir in der That nicht zu entscheiden. Der Verf. ist zu dieser Annahme mit aus dem Grunde geneigt, weil die älteren griechischen Lyriker, selbst Anacreon, bei den Römern nicht sehr verbreitet gewesen, und nur von Gelehrten gelesen worden, während die Alexandriner der allgemeinen Verbreitung und des allgemeinen Beifalls sich erfreut. Dies werden wir aber doch, nach dem, was in Bezug auf Anacreon bei Gellius XIX, 9 ausführlich erzählt wird, kaum so unbedingt annehmen können, und darum möchte Ref. lieber an lyrische Poesien der ältern Zeit als an die gelehrten, und darum auch oft schwer verständlichen Versuche der Alexandriner auf diesem Gebiete denken, so beliebt auch sonst allerdings die Alexandrinischen Dichter zu Rom waren, und so vielfach sie auch dort nachgebildet und übertragen worden sind.

Diese Proben mögen genügen, um den Inhalt dieser kleinen Schrift zu empfehlen, welche nach der schon oben erwähnten Einleitung über die Person des Dichters und den Charakter seiner Poesie den Text der einzelnen unter seinem Namen gehenden Gedichte — in Allem ein und fünfzig Nummern — folgen lässt und diesen mit kritischen und exegetischen Noten begleitet, von denen wir eben einige Proben vorgelegt haben. Aehnliche Beiträge, über andere Dichter, die uns jetzt nur noch aus dem, was von ihren Dichtungen in die Anthologie aufgenommen ist, bekannt sind, in ähnlicher Weise fortgesetzt, werden uns gewiss dem Ziele näher führen, welches wir am Eingang unserer Anzeige als wünschenswerth bezeichnet haben.

Urkundensammlung über die Verfassung und Verwaltung der Universität Marburg unter Philipp dem Grossmüthigen. Herausgegeben von Dr. Bruno Hildebrand, Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Marburg. Marburg, Elwertsche Universitätsbuchhandl. 1848. IV und 100 S. gr. 4.

Dieses Urkundenbuch der Universität Marburg bringt neben einer Anzahl bereits gedruckter Urkunden, die aber hier in einem mehrfach berichtigten und verbesserten, auch mit einzelnen, zweckmässigen Erläuterungen versehenen Abdruck vorgelegt werden, noch dreizehn bisher nicht durch den Druck bekannt gewordene, meist eben so interessante,

als wichtige Documente, welche auf die Geschichte der Universität Marburg, wie überhaupt auf die Geschichte des deutschen Bildungswesens in dem sechszehnten Jahrhundert manches Licht werfen, weshalb man eine Fortsetzung der hier begonnenen Mittheilungen, so ungünstig auch sonst die Zeitverhältnisse allen solchen Unternehmungen sind, im Interesse der Wissenschaft, wie selbst der Zeit wünschen kann. Denn auch unsere reformsüchtige Zeit könnte aus solchen Mittheilungen gar manche Belehrung gewinnen, wenn es ihr anders überhaupt um eine solche zu thun wäre bei ihren sogenannten Reformbestrebungen, die nur in der Umwälzung bestehender Ordnungen und Beseitigung auch des durch die Erfahrung Erprobten bestehen. Ohnehin dreht sich diese ganze Reformbestrebung nur um Aeusserlichkeiten, durch welche die bestehenden Einrichtungen und Ordnungen der Universitäten nur noch complicirter gemacht, und das innere wissenschaftliche Leben, das diese Einrichtungen durchdringen und beleben soll, immer mehr in den Hintergrund gestellt und aus den Augen verloren wird.

Von den vierundzwanzig hier mitgetheilten Urkunden bringt die erste diejenigen Stellen der Homberger Kirchenordnung vom 20. October 1526, welche auf die Universität Marburg sich beziehen, nämlich cap. 29. 32. 34; den über diese Kirchenordnung vom Herausgeber beigefügten Nachweisungen möchten wir noch Baum: Lambert von Avignon (Strassburg und Paris 1840) p. 134 ff. beifügen. Dann folgt der Landtagsabschied vom 15. October 1527, hier nach dem im Landesarchiv zu Cassel befindlichen Original abgedruckt, und der Freiheitsbrief des Landgrafen Philipp vom 31. August 1529, hier aus einer im Giessener Universitätsarchiv befindlichen Pergamenthandschrift in einem getreuen Abdruck mitgetheilt; aus derselben Handschrift erscheinen an vierter Stelle hier zum erstenmal abgedruckt die (in lateinischer Sprache abgefassten) Statuten der Universität Marburg von demselben Datum des 31. August 1529. Nach dem schönen Eingang, der uns die Reformbestrebungen des sechszehnten Jahrhunderts in einem ganz andern und zwar reineren Lichte erscheinen lässt, als die des neunzehnten Jahrhunderts, beginnt der erste Abschnitt mit der Wahl des Rectors der Universität. Daran sollen alle Professoren, d. h. die ordentlichen — von ausserordentlichen war damals noch keine Rede — Theil nehmen; durch die Stimmen der Einzelnen soll ein zu diesem Amt Tauglicher aus den Professoren bestimmt werden („suffragiis et votis singulatim exactis e professoribus idoneum aliquem designari“ lauten die Worte), jedoch soll dabei die Ordnung der vier Facultäten beobachtet werden: ordine tamen illo servato, ut

primas habeant theologi, hos sequantur Juris periti, mox Medici, hos ex professoribus linguarum et bonarum artium caeteri; Worte, die wir nur dahin verstehen können, dass bei der Wahl die Reihenfolge der vier Facultäten hinsichtlich der Person des zu Wählenden eingehalten werden soll: wie dies bis auf den heutigen Tag in Heidelberg der Fall war, nicht in Folge einer statutarischen Bestimmung, wohl aber in Folge einer fast halbhundertjährigen Observanz, die sich, in Betracht der Zweckmässigkeit eines solchen Verfahrens von selbst gebildet hatte, jetzt aber auch natürlich, als eine Störung der vollkommenen Wahlfreiheit, beseitigt werden soll. Denn die Universitäten, wenn sie mit dem Zeitgeist fortschreiten wollen, müssen in ihrem kleineren Kreise ähnliche Tummelplätze von Wahlumtrieben werden, wie dies in den grösseren Kreisen des Volkslebens bei den politischen Wahlen der Fall ist! gewiss ein erfreulicher Fortschritt! — Von einer Bestätigung des erwählten Rectors durch den Landesfürsten ist in dem Marburger Statut nirgends die Rede; die Dauer der Stelle war halbjährig; indess ward, wie der Herausgeber nachweist, schon im Jahre 1559 die Dauer auf ein Jahr erweitert.

Der akademische Senat, der dem Rector zur Seite steht, soll aus vier Gliedern bestehen, darunter der Decan der philosophischen Facultät, der zugleich die Aufsicht über die vorzunehmenden Redeübungen, Declamationen und Disputationen (über welche ein eigener Abschnitt handelt) führt. Von dem Beisitz des Exprorectors ist nirgends die Rede. Dann folgen kurze, aber herzliche Vorschriften über die Professoren, die auch einen ihrer Lehre entsprechenden sittlichen Lebenswandel führen und darauf sehen sollen, „ut teneriores animos sanctitas docentis ab injuria custodiat et ferociores a licentia gravitas deterreat. Sumant igitur ante omnia parentis erga discipulos animum ac succedere se in eorum locum, a quibus sibi liberi erudiendi traduntur, existiment atque adeo nec habeant vitia nec ea ferant." Denkt man an solche Dinge auch heutigentags? Zielt nicht Alles, was man jetzt anordnen will, darauf hin, das Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler, das ein inniges und herzliches, auch über die Collegstunde hinausreichendes seyn soll, zu einem blos äusserlichen zu gestalten, so weit, dass der Lehrer nicht einmal ein Zeugniss des Fleisses oder Unfleisses ausstellen, sondern sich in der Regel auf ein blosses sogenanntes Frequenzzeugniss beschränken soll! Diese Entfremdung, dieses Fernestehen des Lehrers und des Schülers, und die dadurch unmöglich gemachte persönliche Einwirkung des Ersteren auf den Letzteren sollte vor Allem in den Bereich unserer reformatorischen Bestrebungen gezogen werden; denn diese Frage ist wichtiger, als manche

andere, die um Formalien und dergleichen Dinge sich drehen, die aber, weil sie in irgend einer Weise mit der Politik zusammenhängen, desto eifriger besprochen werden. Wie bei den Professoren, so auch folgen ähnliche Bestimmungen über die Schüler, die in ihren Lehrern ihre geistigen Väter erblicken und verehren sollen. „Sic enim sociata docentis et percipientis concordia studio proficiendi non modicum confert. Ita enim fiet, ut libenter audiant, qui discunt et dictis praeceptorum credant atque ipsis quam simillimi esse concupiscant." Was die Zulassung zur Universität betrifft, die jetzt von einem durch die Studienbehörde ausgestellten Zeugniss der Reife abhängig gemacht ist, so enthält das Statut die Vorschrift, dass Niemand vom Rector immatriculirt werden soll, welcher nicht einen Haus- oder Privatlehrer aufstellen kann, der den Aufzunehmenden als seinen Schüler anerkennt, nach dessen Weisung er in einer seinen Anlagen und Fähigkeiten entsprechenden Weise, öffentliche, wie Privatvorlesungen besuche, unter dessen Aufsicht und Leitung er gewissermassen stehe u. dgl. Interessant sind auch die disciplinarischen Bestimmungen für die Studirenden, namentlich die Strafen, die der Rector, welchem in dieser Beziehung eine grosse Gewalt eingeräumt wird, verhängen kann. Manche mehr das sittliche Verhalten betreffende Bestimmungen würden freilich in unserer Zeit, die über das Alles wegsieht, grosses Befremden erregen; vortheilhaft sticht aber das Ganze ab wider den Wust und die Salbaderei neuerer Gesetzgebung für die zu völliger Mündigkeit gelangten „Akademischen Bürger", die darum auch aller sittlichen Aufsicht entzogen sind. Solche Eingriffe in die Grundrechte der deutschen Jugend will man heutigentags sich nicht mehr erlauben.

Mehrere Urkunden betreffen die Verhältnisse der Stipendiaten; No. VII gibt die Donationsurkunde vom 4. October 1540; No. VIII die kaiserliche Bestätigungsurkunde vom 16. Juli 1541; No. XIII die Verwaltung des Universitätsvermögens; auch mehrere polizeiliche Verordnungen (wie z. B. No. XIV und XV) können als interessante Beiträge zur Sittengeschichte jener Zeit gelten; No. XX bringt die reformirten Statuten der Universität vom 14. Januar 1564. Aus dem Abschnitt, der von der Anzahl der Professoren und deren Besoldung handelt, ersehen wir, dass die Universität auf vier Theologen (zu 200, 140, 120, 100 fl. jährlichen Gehalts), auf vier Juristen (zu 200, 150, 120, 100 fl.), drei Mediciner (200, 100, 70 fl.) und acht Philosophen (zu 100 fl.) normirt war. Der Herausgeber hat aber nun in einer sehr genauen und sicheren Berechnung, die sich auf den Preis der gleichen Quantität Früchte in jener und in unserer Zeit stützt, nachgewiesen, dass diese scheinbar

so niederen Gehalte es in der That doch nicht waren. Denn nach dieser Berechnung würde die Besoldung der drei höchst besoldeten Professoren (à 200 fl.) in unserm Gelde $2866^2/_3$ Gulden betragen. Die mit 150, 140 und 120 fl. besoldeten Professoren würden auf 2150, 2006, 1720 Gulden kommen, die mit 100 fl. zu $1433^1/_3$, endlich der mit 70 fl. auf $1003^1/_2$ Gulden. Ein eigener Abschnitt handelt auch „von monatlicher zusammenkunfft Rectoris, Decani vnd Professorum, vnd Berahtschlagung der Universitet notturfft." Alle Monat einmal wenigstens sollen alle Professoren zusammenkommen; was Jeder von „mängel vnd gebrechen weyss", es sei in Bezug auf Lehrer, Studenten, oder die Güter und das Einkommen der Universität, so wie die Bäulichkeiten derselben, das soll er „in gemeyner versamlung trewlich" und bei seinem Dienstoid zur Anzeige bringen, der Gegenstand soll dann besprochen werden, und wenn keine Vereinigung erzielt wird, an den Statthalter des Landgrafen gelangen, in wichtigen Fällen aber an den letzten selbst. Nun folgt ein Abschnitt „Von eynigkeyt der Professoren". Es würde freilich jetzt als eine bittere Ironie erscheinen, wenn man ernstlich daran dächte, eine solche Bestimmung in die Universitätsstatuten einzuschieben! Denn so weit sind wir allerdings schon vorwärts gekommen, dass man Alles eher an Universitäten als Einigkeit unter den Lehrern zu finden gewohnt ist, ohne dass unsere in Reformen so gewaltige Zeit ein Heilmittel oder ein Surrogat entdeckt, welches der steigenden Spaltung und Trennung abzuhelfen im Stande wäre; im Gegentheil, unsere jetzigen Reformer scheinen sich besser auf die Kunst zu verstehen, Spaltungen und Trennungen, Partei- und Cliquenwesen möglichst in Gang zu bringen. Die Marburger Vorschrift, die schwerlich in eines unserer Reformprogramme aufgenommen werden dürfte, lautet folgendermassen:

Insonderheit aber wollen wir, dass unsere Professoren unter einander einig seyen, Keiner dem Andern Verdruss oder wider Willen Etwas, es sey heimlich oder öffentlich, bereite, sondern ein Jeder seiner Profession treulich abwarte und sie (die Professoren) sämmtlich all ihr Thun vornehmlich dahin richten, dessen sich auch ein Jeder vor sich selbst zu befleissigen schuldig seyn soll, dass unsere Universität Gott dem Allerhöchsten zu Ehren, dem Vaterland und gemeinen Nutzen zu Guten und den Professoren selbst zu Ehren, in Erhöhung und Zunehmen gebracht werde.

Dass übrigens nicht blos über die Disciplin der Studenten strenge gewacht, sondern auch die Lehrer selbst in ihrem sittlichen, ausseramtlichen Lebenswandel nicht blos überwacht, sondern auch eintretenden Falls

bestraft wurden, ersehen wir unter No. XXI vom 23. Januar 1564 aus der landesfürstlichen Entscheidung über einen Competenzstreit, der sich über einen solchen Fall zwischen der Universität und dem Statthalter des Fürsten erhoben hatte. Die fürstliche Entscheidung fällt zu Gunsten der Universität aus, weil der Landesfürst in den derselben ertheilten Privilegien dem Rector „simplicem jurisdictionem in alle vnd jede der Universitet gliedtmassen" überlassen hatte. Dem Rector wird das Recht der Bestrafung des wegen einer fornicatio verklagten Lehrers mittelst einer Geldbusse zuerkannt, aber die Sünderin, die sich schon mehrfach vergangen, durch landesfürstlichen Befehl aus der Stadt gewiesen. Wie sehr es dem Fürsten um Erhaltung guter Disciplin unter den Studirenden zu thun war, zeigt ein unter No. XXII vom 7. Juli 1556 mitgetheilter Erlass, welcher zwar eine von der Universität erbetene Milderung einer harten Strafbestimmung ausspricht, aber eben so auch gegen jeden Strassenunfug den Rector, und wenn dieser seine Schuldigkeit nicht gehörig thut, den Statthalter einzuschreiten auffordert. „Denn S. F. G. nicht gemeindt sein, wedder Studenten noch Jemandts anderss allerley Muttwillen, Schlägerey, Gezänk, Gassiren vnd andere Leichtfertigkeit ahntzurichten zugestadten, Sondern wöllen viell mehr, dass sie deren Dinge müssig gehen vnd ihres Studirens, darumb sie hergeschickt werden, mitt vleiss abwartten, wie ohntzweiffentlich ihrer Elltern vnd derjenigen, so sie herschicken, will vnd meynung anders nicht ist." — No. XXIII enthält eine Verhandlung vom 22. Juli 1566 über die Errichtung einer ständigen Deputation zur Verwaltung der Universität; No. XXIV die ältesten Statuten des Pädagogiums.

Nach diesen Proben wird man gerne eine weitere Fortsetzung dieser Publication, welche der Herausgeber beabsichtigt, erwarten, zumal wenn dieselbe, woran wir wohl nicht zweifeln dürfen, in einer eben so genauen und sorgfältigen Weise, dabei unterstützt durch zahlreiche, das Verständniss mancher Einzelheiten fördernde Anmerkungen, erfolgt, wie dies bei den vorliegenden Documenten durchweg der Fall ist.

Am 1. Mai 1849. **Chr. Bähr.**

I. Les Confidences par A. Lamartine, und *II. Raphaël, Pages de la vingtième année* (von dem nämlichen Verfasser). *Paris (Perrotin) 1849.*

In der erstern Schrift beschenkt uns der Verfasser, kaum aus dem Ministerium der neuen Republik getreten, mit einer höchst romantischen Schilderung seiner Kinder- und Jugendjahre, und die zweite Schrift ist eine Fortsetzung und Ergänzung dieser Schilderung unter einem erdichteten Namen.

Des Verfassers Geburt und Kinderjahre fielen in den Zeitraum der französischen Staatsumwälzung. Sein Vater, der nicht lange vor ihrem Ausbruch den Militärdienst verlassen hatte und seitdem auf einem kleinen Landgut bei Macon lebte, kehrte jetzt nach Paris zurück, um sich zum Schutz des bedrängten Königs anzubieten, obgleich seine junge Gemahlin (Tochter des Oberfinanzverwalters des Herzogs von Orleans des Roys) damals ihr erstes Kind (den Verf.) unter dem Herzen trug. Er wurde bei der Vertheidigung der Tuilerien verwundet. Als aber die Auswanderung nach dem Beispiel des Grafen v. Artois ansteckendes Modefieber wurde, hatte der Chevalier v. Lamartine den Muth, im Vaterland zu bleiben, ohne an der Verwirklichung einer auf eine freisinnige Verfassung gegründeten Monarchie zu verzweifeln. Er begab sich wieder in seine ländliche Einsamkeit. Diese beschirmte ihn jedoch nicht lange vor dem Argwohn der Umsturzpartei. Er selbst wurde in ein Gefängniss zu Macon geworfen, während sein noch lebender Vater, 84 Jahre alt, nebst Gemahlin und ihren meisten Kindern in einen Kerker zu Autun geschleppt wurde. Lamartine's Mutter bezog indessen allein mit ihrem Säugling einen Anbau des Hauses, das der Familie zu Macon gehörte, aber mit Beschlag belegt war. Gegenüber stand ein Kloster der Ursulinerinnen, jetzt in ein Gefängniss verwandelt, in welches auch Lamartine's Vater mit Andern versetzt wurde. Wie dieser aus seinem Fenster auf einem über die schmale Gasse ausgespannten Bettluch durch das entgegengesetzte Fenster zur Nachtzeit mehrmal seiner Gemahlin Besuche machte, wird umständlichst beschrieben. Nach achtzehn Monaten öffneten sich die Gefängnisse zu Macon und Autun, und die ganze Familie sah sich wieder in dem schmucklosen Landsitz Milly vereinigt. Auch diesen schildert uns der Verf. mit dem Pinsel eines Breughel bis auf die kleinsten Einzelheiten; eine Schilderung, welcher er durch das mit Zärtlichkeit ausgemalte Bild seiner Mutter Glanz zu verleihen sucht. Tasso's befreites Jerusalem in der Uebersetzung von Lebrun war, so sagt er, das erste

Buch, das die Kinder hier kennen lernten, indem der Vater am Abend daraus vorlas. Der Eindruck davon auf den Verfasser (der doch wenige Jahre alt war) blieb unverwischt. Er macht uns aufs genaueste mit der sehr einfachen Erziehung bekannt, die er bis ins zehnte Lebensjahr unter den Augen der Mutter empfing, die sich besonders angelegen sein liess, sein Gemüth zu dem Urquell alles Guten hinzulenken. Uebrigens wuchs er im Verkehr mit den Hirten- und Bauernkindern auf und theilte ihre Uebungen, ihre Vergnügungen und kleinen Abenteuer im Kampf mit den Elementen zu jeglicher Jahreszeit, und wurde frühzeitig mit Allem befreundet, was die Natur im Landleben auch in wenig ausgezeichneten Gegenden in reicher Fülle darbietet. Er entwirft S. 86 ein poetisch reizendes Bild von dem heitern Glück, das er da genoss, und auch von dem physischen Gedeihen, das sich in seiner ganzen Gestalt kund gab. Die Eltern waren seine Lehrer und dies gleichsam im Spiele. Er hörte sie lesen und bekam Verlangen auch zu lesen; er sah sie schreiben, und er begehrte, sie möchten auch ihm dazu verhelfen. So habe ich, sagt er, Alles gelernt, ohne dass sich eine Augbraune verzogen hätte. „Meine Mutter (fügt er S. 90 bei) wollte nichts aus mir machen, als ein glückliches Kind mit gesundem Geist und liebender Seele. Ihre Ideen zu solcher Erziehung hatte sie aus sich, dann aus Rousseau und Bernardin v. St. Pierre geschöpft, mit deren Schriften sie sich schon in der Kindheit bei ihrer Mutter, deren Haus ein Sammelplatz der gefeiertsten Dichter und Gelehrten war, befreundet hatte.“ Der Grund ihrer Seele war ein tiefes, zärtliches, trostreiches Gefühl des Unendlichen. Sie lebte ganz in Gott, so weit dies einem Sterblichen vergönnt ist (S. 96). Dies ergoss Himmelsluft um sie her. Am Morgen und Abend, vor und nach jeder Mahlzeit, auch sonst bei natürlichen Anlässen betete sie mit den Kindern in wenigen Worten, aber jedesmal mit dem Ausdruck feierlicher Innigkeit (S. 99 f.). Auch nahm sie bei ihren öftern Besuchen armer verlassener Kranken die Kinder mit sich und machte sie zu Trägern der Heilmittel für sie, und zu Zeugen ihrer Pflege (S. 103 f.). Auch die Unterstützungen dürftiger Familien in Geld und Anderm liess sie denselben durch die Kinder überbringen (S. 166). Dadurch kamen diese in das freundlichste Verhältniss zum Volk.

Als der Verfasser zehn Jahre alt war, schickten ihn die Eltern zum Pfarrer des nächsten Dorfes zur Erlernung der ersten Anfangsgründe des Lateins. Wie die andern Knaben trug er sein Frühstück mit sich und zugleich ein Scheit Holz für die Feuerung des armen alten Geistlichen. Den Unterricht überliess dieser einem jungen fähigen Vikar, der

sich aber lieber mit der Jagd beschäftigte. Seine Bücher waren Werke von Raynal, Rousseau, Voltaire, Romane des Tages, Flugschriften von royalistischer Färbung. Bei ihm wie bei so vielen Andern hatte der Hass der Revolution den Geschmack an der Philosophie, die ihr Vorschub gegeben, nicht verdrängt (S. 106). Das ganze Ergebniss des Unterrichts, den der Knabe hier ein Jahr lang empfing, bestand in einigen Declinationen lateinischer Worte. Die meiste Zeit verging in Schlittschuh- und Schwimmübungen und mit dem Besuch von Hochzeiten und Dorffestlichkeiten. Des Verfassers Oheime drangen aber nun, als er ins zwölfte Jahr eintrat, auf dessen Versendung in eine gelehrte Schule. Die Wahl fiel auf ein Pensionat zu Lyon. Dem jungen Lamartine, der bisher so grosse Freiheit genossen und keine andere Herrschaft als die sanfte einer liebreichen Mutter kennen gelernt hatte, schien das neue Verhältniss eine harte Gefangenschaft. Seine Vorsteher und Lehrer, die unter den zweihundert Zöglingen mit Ernst auftraten und alles darauf anlegten, dass diese dem Institut Ehre machen sollten, waren in seinen Augen verhasste selbstsüchtige Kerkermeister. Er dachte Tag und Nacht auf Flucht und nach einigen Monaten gelang sie ihm wirklich. Als er aber, vier Franken in der Ficke, unterwegs im Gasthaus eines Städtchens den Hunger stillen wollte, überraschte ihn der Director des Pensionats, und führte ihn unter dem Geleit eines Gensd'armes nach Lyon zurück. Zwei Monate suchte man durch schwere Bussen seinen Widerwillen zu brechen. Da dies aber nichts verfing, wurde er in das elterliche Haus zurückgeschickt. Nur die Mutter zeigte Mitleid, und sie setzte es durch, dass er jetzt einem Collegium zu Belley an der Grenze Savoyens unter Leitung von einer Art Jesuiten (Pères de la foi) anvertraut wurde. Der Verf. ergiesst sich in Lobsprüche auf diese Erzieher. „Zwar meine Mutter, sagt er, fand ich hier nicht, aber doch Andacht, Liebe, eine sanfte väterliche Aufsicht, den wohlwollenden Ton des Familienlebens, geliebte und liebende Kinder mit heitern Gesichtern. Ein göttlicher Geist (?) schien mit dem nämlichen Hauch Lehrer und Schüler zu beseelen. Jene verstanden die Kunst, eine Leidenschaft für Gott (?) in diesen zu wecken (de créer en nous la passion de Dieu). Die Frömmigkeit, durch viele Uebungen und äusseres Gepräng genährt, wurde mir Triebfeder des Fleisses" (S. 125. 126). Auch gefiel ihm, dass er mit Prämien beladen jedes Jahr ins Elternhaus kehrte. Doch vermisste er auch zu Belley die Freiheit von Milly. Sein sehnlichstes Verlangen blieb dieser zugewendet. Nach vier Jahren sah er diese Sehnsucht erfüllt. Zwar verliess er Belley mit Dank für die dort ihm gewidmete Sorge. Doch fügt er jetzt

bei: Je n'aime pas l'institut des Jesuites. Elevé dans leur sein, je savais discerner dès cette époque (?) l'esprit de séduction, d'orgueil et de domination qui se cache ou qui se relève à propos dans leur politique, et qui en immolant chaque membre au corps et en confondant ce corps avec la religion, se substitue habilement à Dieu même et aspire à donner à une secte surannée le gouvernement des consciences et la monarchie universelle de la conscience humaine. Um dieses Gemisch von Lob und Tadel zu rechtfertigen, beruft sich der Verf. auf Voltaire, denn auch er, ein Schüler der Jesuiten, habe die Lehrer seiner Jugend in den Feinden der Philosophie geehrt (S. 134). — Wieder in Milly, brachte er den ganzen Tag auf der Jagd mit seinem Vater zu, der ihn statt der Bekleidung mit der toga virilis, mit einer Uhr, einem Gewehr und einem Pferd beschenkte, die Abende aber im Kreis der Familie, wo man sich mit Erzählen und Lesen von Geschichtsbüchern und Dichtern die Zeit verkürzte. Auch durfte er sich in einer Leihbibliothek im nahen Macon solche Bücher auswählen, die er von ältern Mitschülern zu Belley hatte rühmen hören, die aber dort verbotene Kost waren. Seine Lieblinge wurden die Romane der Damen Stael, Cottin und Flahaut, des Richardson, des Prévôt, des deutschen August Lafontaine, den er „le Gessner prosaique de la bourgoisie" nennt (S. 137), und vor den alten Klassikern, die ihn an den Schulzwang erinnerten, gab er damals dem Tasso, dem Dante, dem Petrarca, dem Shakespeare, Milton, Chateaubriand und vor Allen dem O s s i a n den Vorzug. Letzterer war den Franzosen eben durch eine zierliche, aber mangelhafte Uebersetzung von Baour-Lormian bekannt und lieb geworden. Des Verf. Enthusiasmus für diese melancholischen Gesänge des grossartigen nordischen Naturdichters wurde noch durch seine erste Liebe gesteigert. Ihr Gegenstand war die sechszehnjährige Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers, mit dessen Familie sich die des Verfassers befreundet hatte. Sie war kurz zuvor aus einer Klosterpension in Paris zurückgekommen, hatte auch Englisch gelernt und und war voll Andacht für Ossians Nebelgestalten. Die Figur uud das ganze Wesen der Geliebten wird uns als höchst liebenswürdig geschildert, und eben so die gegenseitige Zuneigung, in deren Gewebe mancher Faden aus Ossians Gesängen sich flocht. Als eine ganz unschuldige Eingebung, die Begegnungen von Fingal und Malwina im Mondschein auf den Grabhügeln der Ahnen nachzuahmen, wird uns die Verabredung unsers jungen Paares zu einer mitternächtlichen Zusammenkunft auf der Terrasse vor dem hochgelegenen Wohnhaus der Geliebten erzählt. Die Zusammenkunft fand statt; aber damit ging auch der Roman zu Ende. Man

beschloss, der ossianische Liebhaber solle zu seiner Ausbildung auf Reisen gehen. Das Pärchen schwur sich ewige Liebe Aber die Abwesenheit schmolz den Schwur, und es war weiter keine Rede davon. — Nun achtzehn Jahre alt, begleitete der Verfasser eine Verwandtin und ihren Mann nach Toskana. Diese Reise war für ihn eine Kette von Entzücken vor den Naturscenen der Schweiz, des Genfersees, des Simplon, der lombardischen Seen, zu Florenz und am Meer zu Livorno. Von dort sollte er wieder umkehren. Aber seine Wünsche schweiften nach Rom und Neapel, und ohne die Erlaubniss der Eltern abzuwarten, fuhr er mit dem Postcurier nach Rom, in Gesellschaft eines berühmten Sängers (David) und eines schönen Jungen, der des Sängers Sohn oder Neffe zu sein schien. Diese beiden bezeigten ihm die grösste Freundlichkeit. Erst in Rom zeigte sich's, dass der Jüngling ein verkleidetes Mädchen war, eine Cantatrice, Schülerin des schon betagten Sängers. Doch wurde sie jetzt, die männliche Kleidung wieder annehmend, des jungen Reisegeführten Cicerone in der Hauptstadt der Christenheit, wo sie geboren war. Sein Quartier nahm er bei einem römischen Maler. Dieser lebte mit seiner Frau und einer sechszehnjährigen Tochter sehr eingezogen und fromm. Doch ein Bruder des Malers, der auch zu Rom lebte, und sich damit ernährte, dass er Fremden in der italienischen Sprache und Literatur Unterricht gab, hatte sich an den Versuchen der Römer für Freiheit und Unabhängigkeit betheiligt, und war ungeachtet ihres schmählichen Ausgangs noch ganz dafür begeistert. Diesem schloss der junge Lamartine sich an, der gleiche Liebe für Freiheit und gleichen Hass gegen Napoleon hegte. Sie verweilten oft zusammen auf Roms berühmten Trümmern, um sich durch ihren Anblick und das Lesen von alten Dichtern und Geschichtschreibern für die Herrlichkeit des längst erloschenen Freistaats zu erwärmen. Im Colliseum, sagt der Verfasser, habe er ein Bild der Grösse des römischen Volks erblickt, obgleich es für uns ein Riesendenkmal seiner auf Eroberung gegründeten Herrschaft über geknechtete Völker ist. Die Peterskirche aber ist dem Verf. die äussere Verklärung der Weltreligion (la transfiguration monumentale de la religion du Christ. S. 174), während er in den herrlichen Münstern des sogenannten gothischen Styls nur Werke grossartiger Barbaren erkennen will. Die Peterskirche (heisst es S. 175) c'est le temple le plus abstract que jamais le genre humain, inspiré d'une idée divine, ait construit içi bas. — On sent que c'est un temple qui ne peut être habité que par l'idée de Dieu et que toute autre idée ne remplirait pas. Dies lässt sich allenfalls hören, obwohl es von dem Dom von Mailand, Köln oder Antwerpen auch

gesagt werden kann. Wenn aber der Verf. (S. 176) die Peterskirche das Pantheon der vergötterten Vernunft nennt, so hat er sich unbewusst in die Hegelsche Speculation verstiegen.

Auf seiner Wanderung nach Neapel wäre er bei einem Haar in die Hände der Räuberbande des Fra Diavolo gerathen. Er begegnete dem Postwagen, der von ihr niedergeworfen und von Kugeln durchschossen da lag. Noch war es Murat nicht gelungen, diese Banden auszurotten. Der Verf. behauptet, dass sie im Sold des in Sicilien regierenden Ferdinand standen. — Zu Neapel selbst zog den Verf. das Leben der Fischer im Golf vorzüglich an, die bei einbrechender Nacht bis nach Capri, Castellamare, Bajä, Procida, Ischia und gegen Gaeta hinausfahren, um mit dem Glanz einer über der Fluth hingehaltenen Fackel die Fische ins Netz zu locken. Er und ein Jugendfreund, den er hier wieder gefunden, knüpften an der Mergellina, die sich am Fuss des Pausilipp am Meere hindehnt, Bekanntschaft mit einem alten Fischer an, gerade als er mit einem muntern Knaben (Beppo) sich zur Ausfahrt auf den Fischfang anschickte. Sie schlossen mit ihm einen Vertrag, wornach er sie für ein geringes Taggeld als Lehrlinge und Kostgänger annahm. Reizend beschreibt nun der Verf. ihre Nachtfahrten. An einem Septembertag wurden sie jedoch zwischen Procida und dem Vorgebirg Misene von einem heftigen Sturm überrascht; die Wogen thürmten sich; nur durch das angestrengteste Rudern entging die Barke dem Untergang. Nach vier Stunden landeten sie mit Mühe an der Insel Procida, nachdem die vier Abenteurer die Fischkörbe, die Segeltücher, den Anker, die Schiffsseile und selbst die vom Wasser durchtränkten Wollenkittel in das Meer geworfen hatten, um die Barke zu erleichtern. Aussteigend rief der Fischer: Madonna hat uns gerettet! und er führte die Gefährten über Felsenstufen in eine hochgelegene armselige Hütte, die sein Eigenthum war, und wo seine alte Frau mit einer Enkelin in der Herbstzeit wohnten, um ein kleines Rebgut zu besorgen und die Trauben zum Verkauf zu trocknen. Diese Hütte, ihre beiden Bewohnerinnen und der Empfang der unversehenen Gäste bei finsterer Nacht werden bis in die kleinsten Züge, und das Töchterchen (Graziella) mit besonderer Vorliebe geschildert. Zu dieser entspann sich nun bald ein romantisches Verhältniss des Verfassers, das sich bis zu seiner Abreise fortsetzte. Tragisch war am nächsten Morgen der Auftritt, als der Fischer und seine Frau ans Ufer hinabstiegen und jetzt wahrnahmen, dass die Barke, ihr bestes Eigenthum, durch den Sturm an dem Felsen zerschellt war. Da erhob sich grenzenloser Jammer. Zürnend ergoss sich der der greisen Frau in Verwünschungen

des grausamen Meeres und in Aufzählung der trefflichen Eigenschaften des zertrümmerten Fahrzeugs, endlich in Klagen, an das aus Holz geschnitzte Bild des heil. Franz gerichtet, das, des Schiffs Schnabel verzierend, es vor solchem Unheil hätte beschirmen sollen. Doch als die Kinder dieses Bild unter den Trümmern gefunden, küsste es die Alte unter vielen Thränen und wurde nun schweigsam. Der Verfasser und sein Freund beeilten sich, im kleinen Hafen von Procida eine andere gutbestellte Barke mit Zubehör nebst einem Paar wollenen Gewändern für den Fischer und seinen Knaben zu kaufen, um durch dieses Geschenk die Trauer der armen Familie in Freude zu verwandeln. Diese war vollständig. Alt und Jung umtanzte jubelnd das neue Fahrzeug. — Neun Tage verflossen hier noch den beiden Freunden im Wechsel von Ausflügen, Schwimmübungen, Gesprächen mit den Gliedern der Fischerfamilie und dem Lesen von Tacitus, dem Roman Jacobo Ortis von Foscolo und Paul und Virginie, welche Bücher sie aus dem Seesturm gerettet hatten. Oft auch unterhielt sie Graziella des Abends mit ihren Volksgesängen und dem anmuthigen Tanz der Tarantella. Die Alten aber erzählten ihnen die Ueberlieferungen von dem Geschick ihres Geschlechts, das von Aegina stammte, wo es vom Handel lebte, aber von den Türken zur Auswanderung gezwungen wurde. Die beiden Freunde machten sich den Spass, Foscolo's Ortis und Stellen aus Tacitus den einfältigen und unwissenden Hausgenossen vorzulesen, um zu sehen, welchen Eindruck es auf sie machen würde. Die guten Leute äusserten unbefangen: sie begriffen nicht, warum Ortis verzweifle und sich umbringe, da er doch alle ächten Freuden des Lebens geniessen, sich nach Lust ergehen, die Sonne schauen, seine Geliebte lieben und zu Gott beten konnte an den schönen Ufern der Brenta. Warum kümmerte es ihn, ob die Oesterreicher oder die Franzosen in Mailand regieren? Noch weniger begriffen sie, warum die Personen bei Tacitus einander würgten der Herrschaft wegen, oder sich selbst entleibten, um keine Herrschaft zu erleben (S. 233). Ganz anders war der Eindruck, als ihnen nun die Freunde Paul und Virginie vorlasen. Da wurden sie ganz Ohr und fühlten sich heimisch und gerührt, weil hier einfältig die Natur zu ihren Herzen sprach. — Am neunten Tage verliess die ganze Fischerfamilie mit den Gästen die ländliche Hütte von Procida, und die neue Barke trug sie an die Mergellina am Pausilipp zurück. Lamartine und sein Freund zogen in die Stadt. Doch letztern rief bald nachher ein Brief der Eltern ab, und nun sah sich Lamartine vereinsamt. Er erkrankte, und erst die Rückkehr in das ärmliche Häuschen des Fischers gab ihm die Gesundheit wieder. Dies

Wunder wirkte Graziella. Das Mädchen hatte inzwischen von einem mütterlichen Oheim Unterricht in der Bearbeitung von Korallen mittelst einer Art Drechselbank erhalten. Dieses Geschäft war leicht und einträglich. Jeden Abend schickte der Oheim seinen Sohn zu ihr, um die Arbeit nachzusehen. Dies Verhältniss sollte nach der Absicht des vermeintlichen Oheims und Grossmutter von Graziella zu einer dauernden Verbindung führen. Allein der Vetter, obwohl gutmüthig, doch missgestaltet, missfiel ihr, und ihr Herz schlug für einen Andern. Dieser Andere war (als Fischerjunge gekleidet) ihr Begleiter zu den Kirchen, und fühlte sich geschmeichelt, wenn er wahrnahm, dass ihre Erscheiuung im zierlichen Festanzug Bewunderung erregte. Selbst den Spott, womit das Mädchen oft seine Studien unterbrach, indem sie ihm verstohlen Buch und Feder aus den Händen wand, und ihn fragte, warum er sich nicht lieber mit ihr als mit todten Papieren unterhalte, fand er liebenswürdig. Doch wollte er sich nicht eingestehen, dass seine Neigung mehr als Freundschaft war. Dies wurde beiden erst klar, als die Grosseltern mit dem Gedanken einer Verbindung des Mädchens mit dem Vetter Cecco, der schüchtern um sie warb, hervortraten. Da bemächtigte sich der Liebenden die tiefste Trauer. Der Verfasser entfernte sich auf einige Zeit von dem Fischerhaus, in der Hoffnung, die Abwesenheit würde den Schmerz von beiden lindern. Ohne Führer bestieg er den grimmig donnernden, Steine auswerfenden Vesuv, irrte dann wie gedankenlos durch die verödeten Gassen des ausgegrabenen Pompeji, bis Castellamare und Sorrent. Doch vergebens! Sein Herz trieb ihn bald an die Mergellina zurück. Da fand er nun alle Glieder der Fischerfamilie verstört. Graziella that immer noch nichts als weinen. Eher als Cecco ehelichen, sagte sie, wolle sie nach Genf entfliehen (menace pire que celle du suicide). Zuletzt aber, durch die inständigen Bitten der Grosseltern gedrängt, liess sie sich doch erweichen; sie reichte dem flehenden Cecco die Hand, der einen Ring daran steckte. Allein dies war doch nur leidiger Zwang. Als der Tag der Verlobung nahte, war Graziella unversehens entschwunden; nur die wenigen Worte liess sie zurück: „Ich werde Nonne; vertheilt meine Habe unter die Kinder; den Ring gebt Cecco zurück!“ — Welche Bestürzung, welcher Jammer! Doch kamen jetzt alle überein, Cecco selbst, der Verlobung ganz zu entsagen, wenn man nur der Entflohenen wieder habhaft würde. Und Aller Sorge war nun, ihre Spur zu erforschen.

(Schluss folgt.)

Nr. 26. HEIDELBERGER 1849.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lamartine: Les Confidences und Raphaêl.

(Schluss.)

Der Gast schiffte nach Procida. Er wusste, dass eine Freundin von Graziella dort verweile, die, obgleich Nonne geworden, noch fortan bei ihren Eltern wohne. Vielleicht, dachte er, hat sie bei dieser Freundin Rath gesucht. Er pochte (schon war es Nacht) an der Thür der Hütte von Graziella's Grosseltern, aus der ihm ein Licht entgegenflimmerte. Wirklich hatte sie sich dort eingeschlossen. Er fand sie in Fieberschauern. Am Abend zuvor hatte sie an der Klosterpforte angeklopft. Allein sie öffnete sich nicht. Darauf hatte sie der Freundin durch ein Kind sagen lassen, sie am andern Morgen abzuholen, und zur Bewährung ihres festen Entschlusses, sich ganz Gott zu weihen, hatte sie sich selbst ihre langen schönen Haare abgeschnitten. Sie wies sie dem besuchenden Freunde vor. Beide ergossen sich nun in Liebesbetheuerungen. Doch bekennt der Verfasser, seine Liebe sei wie Eis gewesen im Vergleich derjenigen des Mädchens. (Sie war mithin die Getäuschte!) Als es tagte, erschien die ganze Fischerfamilie vor der Hütte zu Procida. Auch die Freundin erschien. Sie hatte, nachdem sie die Botschaft erhalten, noch in der Nacht die Fischerfamilie beschickt, um sie von dem, was vorgehe, in Kenntniss zu setzen. Das Wiedersehen war ein herzbrechender Auftritt. Doch kehrten jetzt alle beruhigt in die Wohnung an der Margellina zurück. Die folgenden Monde verflossen still und heiter, nur zuweilen durch Graziella's Ahnung von der Wegreise des Geliebten getrübt. Die Ahnung wurde bald zur Wirklichkeit. Lamartine's Jugendfreund Virieu kam ihn abzuholen, und ein Brief der Mutter drang ungestüm auf schleunige Rückkehr. Mit Zurücklassung eines feurig zärtlichen Briefs an Graziella mit der Betheurung, spätestens in vier Monaten wiederzukehren, um nimmer von ihr zu scheiden, wollte er das Haus verlassen, als noch alle schliefen. Doch da trat die Unglückliche, durch das Geräusch geweckt, aus ihrer Kammer, und den Scheidenden erblickend sank sie in Ohnmacht. Die Freunde brachten sie wieder zu sich. Aber der Abschied war jetzt um so herzzerreissender. Damit schloss sich der Roman. Der

Verf. meint (S. 329) sich von jedem Vorwurf frei zu sprechen, dass er sagt: „L'amour vrai est le fruit mur de la vie. A dixhuit ans on ne le connait pas, on l'imagine.“ — Einige Zeit hernach überbrachte ihm ein Reisender ein Päckchen; es enthielt einen letzten Brief Graziella's, die ihm das Nahen ihrer Auflösung meldete, und ihr zu Procida abgeschnittenes Haupthaar beilegte. — Zwölf Jahre später suchte der Verfasser, als er wieder nach Neapel kam, die Fischerhütten an der Margellina und zu Procida auf; doch jede Spur war verschwunden. Der Verf. tröstet sich mit dem Ausruf an Graziella: ton véritable sépulcre est dans mon coeur. —

Im eilften und zwölften Buch gibt der Verfasser einen Abriss seines Treibens bis zu dem Zeitpunkt, wo ein neuer Roman sich zwischen ihm und einer Dame von Paris in den Bädern von Aix in Savoyen entspann, den er in dem Buch: Raphaël beschreibt.

Im Jahre 1814 nahm er, wieder im Kriegsdienst bei Ludwig XVIII, Theil an dem Zuge des Grafen v. Artois gegen den von der Insel Elba zurückgekehrten Napoleon, von dem er S. 339 sagt: er wäre nie nach Paris gekommen, wenn es nicht in Frankreich ein Heer gegeben hätte, das dem kaiserlichen Adler entgegenflog. L'armée enleva la nation; elle oublia la liberté (?) pour un homme. Der Verfasser läugnet alle Sympathie der Nation für den Kaiser weg, erwähnt aber nichts von der Antipathie der Nation gegen die bourbonische Regierung. Als indessen die Prinzen Frankreich verlassen hatten, entschloss er sich im Lande zu bleiben, und es gelang ihm, auch viele Andere dafür durch die Vorstellung zu bereden: das Interesse der Anhänger des Königs erfordere, sich aufrichtig den Liberalen und Republikanern anzuschliessen, welche der gleiche Hass gegen Bonaparte beseele (S. 344). Weil aber jetzt kaiserliche Beschlüsse jeden Waffenfähigen aufforderten, entweder ins Heer zu treten oder einen Mann zu stellen, fand er gerathen, sich beidem durch die Flucht nach der Schweiz zu entziehen. Er wanderte zu Fuss ins Waatland, wo er sich zufällig mit einer Bern'schen Familie befreundete. Nach Ludwig's XVIII Wiedereinsetzung kehrte er nach Paris zurück, wo er mit seinem Jugendfreunde Virieu zusammentraf, dem nämlichen, mit dem er zu Neapel geweilt hatte und von dessen Freundschaft er mit Begeisterung spricht. Nur in einem Stück sympathisirte er mit ihm nicht, im Geschmack für Montaigne, gegen dessen Skepsis und Cynismus er eifert (S. 373). Bald verleitete ihm jedoch der Kamaschendienst; er zog wieder zu seinen Eltern aufs Land und machte von da Ausflüge nach Savoyen. Von andern jungen Gesellen liess er sich in einen Strudel

leichtsinnigen Lebens verwickeln, dem ihn aber bald die erneuerte Verbindung mit einem ehemaligen Schulgenossen, Baron Louis Vigart, entriss. Mit diesem brachte er nun längere Zeit auf seinem Landgütchen Servolex bei Chambery zu, und machte dort Bekanntschaft mit zwei mütterlichen Oheimen des Freundes, Brüdern der als Schriftsteller bekannten Grafen Joseph und Xaver de Maistre, die noch in Russland verweilten. Jenes Paar war sehr unterrichtet; sie wussten allen Dingen eine ironisch lächerliche Seite abzugewinnen. Nur im Punkte der Ehre und des Göttlichen verstanden sie keinen Scherz. Später lernte der Verf. hier auch Joseph v. Maistre kennen, der den Freunden die Soirées de St. Petersburg noch aus der Handschrift vorlas. Er urtheilt von ihm (S. 393): Toute sa philosophie n'était que la théorie de ses instincts religieux. — Il s'était fait des dogmes de ses préventions. C'était là tout le philosophe. L'écrivain était bien supérieur en lui au penseur. Mais l'homme était très supérieur encore au penseur et à l'écrivain. Sa foi, à laquelle il donnait trop souvant le vêtement du sophisme et l'attitude du paradoxe qui défie la raison, était sincère, sublime, féconde dans la vie. (Als sardinischer Gesandter zu Petersburg hatte er gesucht seinen Einfluss zu Gunsten der Jesuiten etwas zu stark geltend zu machen, weshalb der russische Hof seine Abberufung verlangte. S. Lutteroths Russland und die Jesuiten von 1772 bis 1820). Am eifrigsten sprach für die Theokratie die jüngste Schwester der vier Gebrüder Maistre, und machte auf die Einbildungskraft des Verfassers starken Eindruck. — Dieser fuhr noch länger fort, ein irrendes Leben zu führen. Etwas lebenssatt, wie es scheint, zog er wieder nach Milly. Das väterliche Haus stand jetzt verlassen. Er verbrachte hier ganz einsam mit einer alten Magd, einem Pferd und einem Hund den langen Sommer, sich wie abgestorben fühlend. Diese Stimmung wurde durch den täglichen Umgang mit dem Ortspfarrer (Dumont), dem nämlichen, der als Vikar ihm den ersten Unterricht gegeben hatte, nicht verändert. Dieser, jetzt 38 Jahre alt, war selbst ein mit der Welt zerfallener Einsiedler. Im Hause des weltgesinnten Bischofs von Macon hatte er sich nachher längere Zeit an den Umtrieben des Adels gegen die Revolution in der Umgegend von Lyon betheiligt, war aber später ohne innern Beruf, blos durch äussere Umstände gedrängt, Priester geworden. (Der Verf. hat ihn in seinem Gedicht Jocelin geschildert.) In der Literatur war er kein Fremdling, und sein unterrichteter Geist sagte dem Verf. dermassen zu, dass er den halben Tag mit ihm zubrachte. Ihre politischen Ansichten befanden sich im Einklang. Der Pfarrer war auch dem Jacobinismus eben so abhold, als dem Kaiser-

thum, behielt aber doch für die Republik eine gewisse Neigung, die noch durch die Missgriffe der Restauration gesteigert wurde. Auch die Richtung, welche die Politik den religiösen Dingen zu geben trachtete, behagte weder dem Abbé Dumont, noch dem H. v. Lamartine. Letzterer sagt von sich selbst (S. 419): Je ne crojais pas de l'esprit, mais je voulais croire de coeur. Wenn er das Geheimnissvolle des Christenthums auch nicht als Wahrheit anerkannte, so betete er es doch als wunderbare Dichtung der Seele an. Seine Melancholie, durch die Einsamkeit genährt und durch viele Langeweile verstärkt, wirkte indessen so nachtheilig auf seine Gesundheit, dass der Arzt ihm dringend die Bäder von Aix empfahl. Dahin zog er im Herbst, damals im 21sten Lebensjahre, brütete aber auch dort, abgeschieden von jedem Umgang, über sich selber, bis ihn die zufällige Bekanntschaft mit einer jungen, schönen, geistreichen Dame von Paris mit dem Zauber einer romantischen Schwärmerei umspann, die sein Buch: Raphaël umständlichst darstellt. Hier wird uns mit einem grossen Aufwand poetischer Empfindsamkeit das Gemälde einer ganz idealen platonischen Liebe entrollt, welche vielleicht einige Gleichgesinnte entzücken mag, aber jeden Andern durch die Ausführlichkeit in der Ausmalung aller, auch der geringsten Einzelheiten und eintönige Wiederholungen der nämlichen ätherischen Gefühle und Verhimmelungen langweilen und einschläfern muss.

Beide Schriften bestätigen, dass das poetische Element in dem Verfasser jederzeit das weitaus überwiegende war. Sie werden ihm indessen vielleicht gleich seinen frühesten Dichtungen die Gunst mancher empfindsamen Seele zuwenden; dem Glauben an seine praktische Tüchtigkeit als öffentlicher Charakter dürften sie aber wohl keinen Vorschub geben. Wahrheitgetreue Selbstbiographieen gehören zu den schätzbarsten Beiträgen für Menschenkenntniss und für richtige Würdigung der Einflüsse auf geistige und sittliche Bildung. Selbst Romane, deren Personen und Geschicke blos Gebilde der Dichtung sind, können Gleiches leisten, wofern in ihnen die Natur mit Treue sich abspiegelt. Lamartine's beiden Bekenntnissen lässt sich aber das Verdienst weder solcher Selbstbiographieen, noch solcher Romane zuerkennen. Denn gleichwie Rousseau in seinen Confessions durch ganz unverschleierte Schilderung seiner Schwachheiten und auch der Schwachheiten seiner Leidenschaftsgenossen die Leser zu bestechen sucht, so strebt Lamartine nach dem nämlichen Ziel durch Idealisirung dieser Schwachheiten in verklärter Gestalt. Das einzig Belehrende, was man seinen Bekenntnissen entnehmen kann, ist eine sprechende Warnung vor den Folgen einer blos fragmentarischen Jugendbil-

dung und des sich Hineinstürzens in ein müssiges, blos phantastisches Leben ohne einen würdigen, edeln Zweck. Auch scheinen dem Ref. Lamartine's Bekenntnisse unter den psychologisch merkwürdigen Seltsamkeiten und Abirrungen ausgezeichneten Dichtertalents selbst in ernsten Jahrbüchern der Wissenschaft ein Denkblatt zu verdienen.

Constanz. **J. H. Wessenberg.**

Der Geist des Menschen in der Natur oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde von Dr. Joseph Ennemoser. Mit einer schematischen Abbildung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1849. XXVIII u. 774 S. gr. 8.

Die Psychologie ohne Somatologie hat — dieses sieht man in unserer Zeit immer mehr ein — keinen Boden; sie endet in solcher Einseitigkeit in mystisch-phantastischen Träumen oder unfruchtbaren, sogenannten speculativen Abstractionen. Was wir die Seele und den Geist des Menschen nennen, lässt sich nicht aus dem Zusammenhange mit dem Leibe und seinen Organen, vorzüglich den sogenannten Seelenorganen des Hirnes und der Nerven und denen der Sinne und der Bewegung reissen; es zeigt sich nur in und mit diesen thätig, und was in uns und ausser uns liegt, können wir nur innerhalb dieser materiellen Werkzeuge und mit ihnen erkennen. Die Psychologie ist Naturwissenschaft der Seele, auf Selbst- und Menschenbeobachtung gestützt. Der Heerd der Seelenthätigkeit ist der Leib; daher kann ohne physiologische Kenntnisse von einer tüchtigen Bearbeitung der Seelenlehre keine Rede sein. Schon von Beneke, Fischer, Scheidler und Anderen wurde der somatologische Theil in die Psychologie aufgenommen. Wie sich aber die Entwicklungen der Menschenseele auf den Menschenkörper stützen, so die Entwicklungen des Menschenkörpers auf den thierischen Körper, die des letztern aber auf die allgemein organischen und zuletzt auf die Entwicklungen des Erdkörpers, unseres Sonnensystems und auch noch selbst auf weitere Beziehungen zu fremden, ausserhalb unseres Sonnensystems gelegenen Systemen. Man hat daher in der Psychologie nicht nur den Zusammenhang der menschlichen Seele mit ihrem Körper, sondern auch mit allen andern, allgemeinen und besondern tellurischen und kosmischen Entwicklungen zu betrachten. Die meisten neuern Philosophen, welche den somatologischen Theil in die Psychologie aufnehmen, waren weder Mediciner, noch Naturforscher, und doch sind die medicinischen

und naturwissenschaftlichen Kenntnisse von unberechenbarem Nutzen, ja unentbehrlich für alle nachhaltigen Forschungen im Gebiete der Geisteswissenschaft. Aber nicht minder wichtig ist für die Physiologen auch das tiefere Studium der Psychologie. Wie soll die Natur der Nerven, des Hirnes, des Blutes, des Herzens, der Lunge untersucht werden ohne Betrachtung ihres Zusammenhanges mit den Functionen des Geistes und des Gemüthes, des Affectes und der Leidenschaft, ohne Kenntniss dieser, mit den leiblichen Werkzeugen untrennbar zusammenhängenden Functionen, wie die Natur der Bewegungswerkzeuge ohne Kenntniss aller Richtungen des menschlichen Bewegungsvermögens, das Wesen, der Ursprung und die Heilung der Geistes- und Gemüthskrankheiten ohne die Erforschung der Gesetze und Erscheinungen des gesunden und kranken Geistes- und Gemüthslebens? So ergänzen und durchdringen sich wechselseitig die Physiologie und Psychologie des Menschen, und finden zuletzt ihren eigentlichen Schlussstein in der sie vollendenden Anthropologie oder Menschenwissenschaft. Psychologische Werke von tüchtigen Naturforschern und Aerzten waren daher von jeher eine besonders willkommene Erscheinung auf dem Felde der philosophischen Literatur, wie die Schriften von Heusinger, Lenhossek, C. G. Carus, Burdach u. A. Die Naturforscher hatten seither bei ihren Untersuchungen einzig und allein auf den Zusammenhang der Menschenseele mit dem menschlichen Leibe und auf ihre Wechselwirkung aufmerksam gemacht; dagegen liessen sie die Verbindung des Menschen mit den übrigen thierischen und vegetativen Entwicklungen der Natur, so wie die mit den unorganischen, die allgemeinen tellurischen und kosmischen Beziehungen zur Entwicklung der Menschenseele ausser Acht. Das oben angeführte Werk des durch viele Schriften über anthropologische und psychologische Gegenstände, so wie über den thierischen Magnetismus bekannten Dr. Ennemoser stellt sich diese eben so schwierige, als umfassende Aufgabe. Es will „den Geist des Menschen in der Natur“, den „Zusammenhang des Menschengeistes mit der ganzen Natur“ darstellen. Wir stimmen dem gelehrten Verfasser hierin vollkommen bei, dass nur auf diesem Wege das innerste Wesen der Menschenseele und ihr Unterschied von allen Erscheinungen der Natur, so wie ihre Uebereinstimmungsmomente mit den letztern erkannt werden können, und müssen darum ein Werk dieser Art für ein höchst verdienstliches Unternehmen halten. Auch gestehen wir, dass wir in diesem umfangreichen Buche an vielen Orten unzweideutigen Proben eines lebendigen, geist- und gemüthvollen Darstellungstalentes und einer eigenen Auffassungs- und Forschungsgabe begegneten, die oft zu neuen

und überraschenden Combinationen und Hypothesen führt, die sicher auch von demjenigen, der ihnen nicht beistimmen kann, mit steigendem Interesse gelesen werden. Doch dürfen wir nicht verschweigen, dass nur dann eine Untersuchung über „den Geist des Menschen in der Natur“ zu einem erklecklichen und nachhaltig befriedigenden Resultate kommen kann, wenn sie eben da bleibt, wohin sie gehört, nämlich innerhalb der Schranken „der Natur“. Wer „den Geist des Menschen in der Natur“ darstellen will, und ausser oder über die Natur hinausspringt, den Geist in transcendentaler oder übersinnlicher Weise betrachtet, und dann eine solche „übernatürliche“ Betrachtung eine natürliche nennt, kommt eben dadurch in einen Widerspruch, den kein Scharfsinn auflösen kann, weil die natürliche Stellung des Geistes und damit auch die ganze Aufgabe der Wissenschaft gestört ist. Die nachfolgende Darstellung wird zeigen, wie Dr. Ennemoser auch in diesem Werke, wie in seinen übrigen Arbeiten über den thierischen Magnetismus, in diesen Fehler gefallen ist, und dadurch oft die wahre Betrachtung der Natur und des Menschen zu einem schönen und geistreichen Romane macht, der überall besser, als in der Wissenschaft, angewendet wird, die ausschliessend das Ziel nakter und strenger Wahrheit verfolgt, und darum, wenn sie, wie Ennemoser sie ganz richtig auffasst, Naturlehre der Seele sein will, auf dem Boden der Naturanschauung, der innern oder Selbstbeobachtung, der äussern oder Menschenbeobachtung, und des innern und äussern Versuches stehen bleiben muss. Der unbefangene Beobachter wird gestehen, dass sehr oft in diesem Werke ungeachtet seiner sonstigen Verdienste die Phantasie den Verstand, die Mystik die natürliche Beobachtung und das gesunde Raisonnement der Vernunft überwiegen. Eine nähere Betrachtung dieses auch selbst in seinen Fehlern anziehenden Werkes mag dieses anschaulich machen. Wir schiken unserer näheren Beurtheilung eine kurze, übersichtliche Darstellung des ganzen Inhaltes voraus.

In einer Einleitung (S. 1 — 19) handelt der Verf. von Gott. Der erste Theil (S. 19 — 395) behandelt das Weltall, die älteren und die eigenen Ansichten über die Weltbildung, die uranfänglichen Bildungstriebe und Stoffe, die Erdentwicklung, die organischen Urkeime der Erde, die Erde und insbesondere die allgemeinen und besondern Lebensformen der Erde, die unorganischen Elemente und ihre Bildung und Zusammensetzung, das Leben der Pflanzen, der Thiere durch alle Gradationen und endlich das körperliche, äussere oder thierische Leben des Menschen. Diese Untersuchungen, welche besonders in den Hauptstücken über die Pflanzen und Thiere viele neue Ansichten enthalten, bilden den

vorbereitenden Theil zum **zweiten**, grössern, welcher die eigentliche Aufgabe, die Darstellung „des Geistes des Menschen“, enthält (S. 395—774). Dieser Theil umfasst nach allgemein philosophischen Vorbemerkungen, in welchen auch viele Rücksicht auf die christlichen Ansichten über diesen Gegenstand genommen wird, die allgemeine und die besondere Psychologie. Die allgemeine Psychologie (S. 442—486) stellt die menschliche Seele in ihrem Wesen dar, die besondere (S. 486—477) handelt „von dem Ich und dem Selbstbewusstsein“ (S. 487—498), „von der Empfindung und den Sinnen“ (S. 498—524), „von den Vorstellungen und der Wahrnehmung“ (S. 524—534), „von der Einbildung und dem Dichten“ (S. 534—563), „von dem Verstande und dem Denken“ (S. 563—576), „von dem Begriffe und der Sprache“ (S. 576—598), „von den Gefühlen und Neigungen“ (S. 598—606), „von dem Gemüthe und seinen Stimmungen“ (S. 606—617), „von den Trieben und Begierden“ (S. 617—627), „von dem Willen und der Freiheit“ (S. 627—642), „von der Wechselwirkung des Leibes und der Seele“ (S. 642—774). Der besondere Theil der Psychologie schliesst mit einer „Kritik der Phrenologie“ (S. 762—774).

So sehr wir das Verdienstliche einer solchen, von vielseitiger Kenntniss und umfassender Forschungsgabe des Verf. zeugenden Arbeit in vollem Maasse anerkennen und würdigen, so glauben wir doch, indem wir nun auf das Einzelne aufmerksam machen, unsere, oben angegebenen Aussetzungen hinlänglich belegen zu können.

S. 1 wird die Frage aufgeworfen, wie der Mensch „**in die Natur** hineinkomme“? und die Antwort dahin gestellt, dass der Mensch von Gott (dem Uebernatürlichen) komme, und durch diesen **in die Natur** übergehe, so dass er sowohl durch den Geist an dem Uebernatürlichen (Gott), als durch den Leib an der Natur Theil nehme, und dass das Bindeglied beider die Seele sei. Wir halten die Vorstellung für einen gelehrten Naturforscher, der die „Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde“ darstellen will, nicht für eine richtige, wenn man sich vorstellt, als komme der Mensch so von Aussen her **in die Natur** hinein, während alles Andere in der Natur liegt. Der Mensch und zwar nicht nur sein Leib, sondern auch der Geist ist **in der Natur**, entwickelt sich **aus der Natur** in und mit dem Leibe, und kann also unmöglich **von Aussen her zur Natur** als ein Anderes hinzukommen. Allerdings hat der Verfasser Recht, wenn er Stoff und Kraft unterscheidet, dabei aber die Bemerkung macht, dass der Stoff in der Natur nicht ohne die Kraft, die Kraft nicht ohne den Stoff zur Entwicklung komme.

Ist aber nicht auch der Menschen-Geist Kraft, ist, wenn man unter dem Geistigen das hinter der Erscheinung Liegende, die Kraft versteht, nicht Geist in jedem Dinge, nur in niederer und höherer Potenzirung? Ist der Geist nicht die Blüthe, die Frucht, die höchste Entwicklung der in der Natur liegenden Kraft? Wenn der Verf. sich das letzte Element der Naturentwicklung als Gott denkt, ist denn dieses Element als Welt- oder Elementarkraft allein im Geiste, ist es nicht in jedem Dinge, und stellt es sich nicht in jedem Dinge, unter grösserer oder geringerer Beschränkung, in bestimmten Daseins- oder Potenzweisen dar? Allerdings kann man, wenn man das Sein an sich und das Sein in der einzelnen, äussern Erscheinung, das unbedingte und bedingte Sein unterscheidet, auch in Gott die Transcendenz und Immanenz unterscheiden; aber man kann sich die Transcendenz nicht ohne Immanenz denken; die letzte, in der Zeit gedacht, ist eine blos anthropomorphitische Auffassung des sogenannten Schöpfungsactes, der im Gottesbegriffe ohne die Zeitbeschränkung festgehalten werden muss. Die Immanenz des Göttlichen kann aber durchaus nicht nur im Menschen als Geist; sie muss in jedem Dinge, in dem organischen, wie dem unorganischen, in jedem Himmelskörper und seinen einzelnen integrirenden Theilen, also in den Körpern aller Sonnensysteme angenommen werden, weil die Kraft in jedem Einzelnen eben wieder der Geist ist, der sich im Menschen in der höchsten, uns bekannten Immanenz offenbart. Wenn also der Verf. in dem Menschen einen „Funken Gottes" findet, so finden sich solche Funken des absoluten oder Weltgeistes nicht etwa nur in dem Menschen, wie allein und ausschliessend gepachtet, sondern in jedem einzelnen Dinge, vom Steine der Erde bis zum Sirius, in jedem Atome der Welt. Dies ist der wahre Begriff der ewigen Immanenz Gottes, und der Begriff der Transcendenz entsteht nur dadurch, dass die spaltende Vernunft das Sein an sich von dem Sein in der Erscheinung trennt. Wir können also nicht sagen, dass der Mensch, wie Dr. Ennemoser will, gleichsam durch Gott in die Natur hineinkomme, sondern sein Keim liegt mit allen Urkeimen des Lebens in der Natur ursprünglich, nnd entwickelt sich aus der Natur. Nur diesen Weg der Entwicklung zeigt uns die Naturkunde, auf welcher der Verf. seine Psychologie erbauen will. Der „übernatürlich mystische" Weg ist nicht der Weg der Naturwissenschaft. Wenn Gott „der in der Welt zugleich fortwirkende, immanente Geist" ist (S. 13), wie der Verf. sagt, so muss dieser sich wohl hüten, menschliche Persönlichkeitsbegriffe mit diesem Sein des All zu verbinden. Auf dem Boden der Naturkunde kann der Mensch

nicht weiter gehen, als die Erscheinungen der Natur durch Beobachtung und Versuch kennen lernen und sie auf ihre Gründe und Gesetze zurückführen. Das Uebernatürliche in dem Sinne, in welchem es der Verf. nimmt, ist eben, weil es übernatürlich ist, kein Gegenstand der Naturwissenschaft; es ist Gegenstand des Glaubens, und führt, weil man hier nicht immer demonstriren kann, zu phantastischen Verirrungen. Sagt doch der Verf. ganz richtig S. 57 selbst über die Frage nach absolut übernatürlichen Wesen: „Hierüber bleibt der Phantasie zum Vermuthen, zum Dichten, zum Schwärmen das weite Feld überlassen; wir bleiben in unsern Untersuchungen bei dem Gegebenen, bei dem, was uns wirklich angeht und noth thut.“ Kann man Gott, wie ihn der Verf. unter steter Anführung von Bibelaussprüchen auffasst, als das „Gegebene“ für die Naturwissenschaft hinstellen? — Nach S. 57 „gibt der bewegte Raum die Zeit“. Wir glauben, dass der Raum nicht bewegt werden kann, sondern, dass nur die Dinge im Raume bewegt werden, weil Raum, so wenig als Zeit, Substanz oder Accidens, sondern nur ein Verhältniss ist, der Raum, unter welchem die Dinge nebeneinander, die Zeit ein Verhältniss, unter welchem sie nacheinander existiren.

S. 65 beruft sich der Verf. zum Belege seiner Ansicht darauf, dass nach der biblischen Lehre das „unmittelbare, göttliche Lebensprincip, der Odem aus dem Munde Gottes“ dem Menschen, eingeblasen in die Nase, Kopf und Herz durchdringt. Wenn man diese mythische Darstellungsweise der Menschenschaffung nach der Bibel philosophisch auslegen will, muss man dann das Hineinwehen des Gottesodems nicht auf alle und jede einzelne Dinge beziehen, kann man es denn allein und ausschliessend dem Menschen vindiciren? Der Verf. sagt S. 69 vom Menschen: „Er ist von hyperphysischer Abkunft, alle andern Geschöpfe sind Erzeugnisse der Erde selbst.“ Wenn alle irdischen Geschöpfe Erzeugnisse der Erde sind, so ist unbezweifelt auch der Mensch ein solches, da seine Materie ganz aus denselben Stoffen besteht, da sein Organismus äusserlich und innerlich der des Säugethieres ist, da sich zu seinen geistigen und gemüthlichen Anlagen und Entwicklungen wunderbare Analogieen in der Thierseele finden. Wenn, wie der Verf. sagt, Gott „der Grund der Welt“ und Gott das „Hyperphysische“ ist, so zeigt sich das Hyperphysische im Menschen nicht mit ausschliessendem Privilegium.

Die Definition von der Erde S. 77: „die Erde ist eine besondere, im Weltall zu einem individuellen Dasein gewordene Sphäre“, ist viel zu weit, da sie auf jeden einzelnen Körper der Erde, eben so auf jeden Mond, jede Sonne, jeden Kometen und alle körperlichen Theile der-

selben sich erstreckt. — Dass der Einfluss des Sonnenlichtes, auch der Mondwechsel auf gewisse Krankheiten Einfluss hat, wollen wir gerne zugeben; dagegen müssen wir entschieden die Ansicht zurückweisen, dass „der Gestirneinfluss bei Kranken sehr mächtige Wirkungen“ habe (S. 80), dass ausser Mond und Sonne „die Gestirne Einfluss“ äussern. Die Entfernung ist von der Art, dass von einem Einflusse keine Rede sein kann, wenigstens von keinem Einflusse, den wir bei einer medicinischen Diagnose erkennen und benutzen können. Eben so wenig möchten wir dem Verf., der überall zu sehr von der magnetiscen Heilkraft eingenommen ist, einen Satz zugeben, der sich mehr auf Phantasie, als auf Naturbeobachtung stützt, und den sicher kein empirischer Arzt oder Naturforscher unterschreibt, „dass die Stellungen der Kranken nach der Erdachse bei Behandlung der Krankheiten von grossem Belange und auch wohl mit den oben angedeuteten Gestirneinflüssen in Verbindung zu bringen sind“ (?? S. 85). Eben so zweifelhaft scheint gewiss jedem Naturforscher, dass (S. 88) „magnetisirtes Wasser seine eigenthümliche, durch das Magnetisiren erhaltene Polarität (Stimmung) nicht wieder verliere, und noch nach langer Zeit, unberührt gelassen, auf krankhafte Zustände des Menschen, insbesondere Krämpfe und auf das Schlafwachen, wirke.“ Wer solche Behauptungen aufstellt, steht nicht auf dem Boden der Naturwissenschaft. Für eine naturwissenschaftliche Phantasie erklären wir die Behauptung S. 101, dass die „Dyas die heilige Grundzahl des Raumes“ sei, die „Erfüllungszahl aber die Zahl 4“. Man möge die Begründung dieser sonderbaren Ansicht an der angeführten Stelle nachlesen. Eben so soll 9 eine Hauptzahl sein, weil „der 9 Monate alte Fötus ein neues Leben im Tageslichte antritt“ (S. 102). Diese Zahlenspielereien klingen selbst oft komisch. Das Pflanzenleben wird nach S. 103 vorzüglich in der 5 Zahl repräsentirt, weil „die Pentandrien zu den vollkommensten Pflanzengeschlechtern gehören, die gleichsam in dem Blumenschmucke der 5 Zahl ihre Hochzeit feiern“ (!! sic). Wir geben hier zur Charakteristik dieser mit Zahlen spielenden Verirrung eine kleine Probe, welcher man schwerlich auf dem Boden der „Naturkunde“ beistimmen wird. „Die Zahl 7 ist die Hieroglyphe des weiblichen Geschlechtes (!), welches in der That das Geschlecht par excellence repräsentirt“ (was wäre denn der weibliche Geschlechtscharakter ohne den männlichen?), „wie der Mann den Gattungscharakter der Menschheit“ (ist das Weib nicht auch Gattung, ist nur der Mann Mensch, nicht auch das Weib?) „in der 9 Zahl, wesshalb der Mann auch an der 9 als Hieroglyphe seines Geschlechtes in der Entwicklung des Lebens eben

so fest hält, wie das Weib an 7 (!!), und übrigens auch nicht so bestimmt von dem eigentlichen Geschlechtscharakter in der Zeit bedingt wird, wie das Weib; denn dieses hält so fest an die 7 Zahl, dass es mit $2 \times 7 = 14$ mannbar und bereits eben so entwickelt ist, wie das männliche Geschlecht mit $2 \times 9 = 18$. Mit $3 \times 7 = 21$ ist das Weib erst vollkommen ausgebildet (heurathsfähig), der Mann mit $3 \times 9 = 27$, das erste Drittel der vollen Lebenszeit. Mit $7 \times 7 = 49$ stirbt das weibliche Geschlechtsleben auch im besten Falle ab, wie der Mann noch nicht einmal mit $7 \times 9 = 63$, und lebt dann nun mehr unter dem generischen Charakter als Mensch, welchen der Mann nie ablegt. Eine wahre Originalität im Geschlechtsleben (sic) besitzt allein das Weib" (!). Wir haben diese Stelle wörtlich mitgetheilt, um zu zeigen, wie oft auf die naturwissenschaftliche Ansicht des Verfassers die Phantasie einen merkwürdigen Einfluss äussert. Weil also die Zahl 7 die Hieroglyphe des weiblichen Geschlechtscharakters sein soll, wird das Mädchen mit $7 \times 2 = 14$ Jahren mannbar? Wird aber das Mädchen im Süden und im Orient nicht schon mit 12 Jahren, im Norden viel später, als mit 14 Jahren mannbar? Weil 7 die Zahl des Weibes sein soll (daher vielleicht die böse Sieben), wird das Weib mit $3 \times 7 = 21$ heurathsfähig? Fängt diese Heurathsfähigkeit, und, wenn der Verf. auch darunter „vollkommene Ausbildung" versteht, bei uns und anderwärts nicht schon früher an? Burdach nimmt das 20ste Jahr an. Wie sieht es da mit der Zahl 7 aus? Die Zeugungsfähigkeit soll mit $7 \times 7 = 49$ bei dem Weibe absterben? Stirbt sie nicht bei vielen früher, ja in der Regel zwischen 45 und 48, bei manchen auch noch etwas später ab? Der Mann soll den generischen Charakter nicht ablegen. Legt ihn denn das Weib ab? Die wahre Originalität im Geschlechtsleben soll allein das Weib besitzen? Ist das weibliche Geschlecht als Geschlecht origineller, als das männliche? Auf dieselbe Weise will der Verf. S. 151 auf die Fünfzahl als Hieroglyphe des Pflanzenlebens hindeuten, indem sich „das Pflanzenleben" auch am menschlichen Leibe „an den Nägeln der fünf Finger und fünf Zehen" offenbare (sic). — Der Verf. unterscheidet S. 184 die sechs äussern Sinne und das Gemeingefühl, was Kant auch den innern Sinn (sensus vagus, communis, vitalis) genannt hat. Er kommt zur Annahme der sechs Sinne durch die Trennung des Fühl- und Tastsinnes; er betrachtet beide als besondere Sinne. Man kann aber diese Sinne nicht als zwei unterscheiden, wie die übrigen Sinne unterschieden werden; denn sie haben das nämliche Object, die nämlichen Organe, die nämliche Qualität, und darum ist der Fühlsinn nur die

passive Seite (Receptivität), der Tastsinn die active Seite (Spontaneität) eines und desselben Sinnes, während die Organe, Objecte und Qualitäten der übrigen Sinne wirklich verschieden sind. Wir können darum nur fünf und nicht sechs äussere oder Organsinne unterscheiden. — Ganz richtig sagt der Verf. S. 199: „Von einem Sitz der Seele kann überhaupt nicht die Rede sein, höchstens nur von einer Beziehung; denn der Leib und alle besondern Theile desselben haben nicht die Seele und sind auch nicht eins mit ihr; sie sind Organe oder Werkzeuge der Seele."

Für unbegründet müssen wir auf dem Boden der Naturphilosophie die Eintheilung der Thiere nach den von dem Verfasser angenommenen Bildungselementen der Natur in Erd- (Samen-), Wasser-, Luft- und Lichtthiere erklären (S. 206). Eben so wenig können wir der Ausführung der Säugethiereintheilung nach der sich in den Sinnen offenbarenden Intelligenz beistimmen, nach welcher z. B. der Affe und Seehund zu den Gesichtthieren, der Hund zu den Gehörthieren, die Raubthiere zu den Thieren des Geschmacks, der Elephant zu den Thieren des Getastes, die Beutelthiere, Insectenfresser, Nage- und Gürtelthiere und die Dickhäuter zu den Gefühlthieren gezählt werden (S. 217). Wer die Psychologie, mit der Naturkunde vereinigt, als neue Wissenschaft darstellen will, darf sich nicht an den S. 230 ausgesprochenen Grundsatz des Verf. halten, den wir wohl nicht ohne Grund für Naturforschungen als sehr bedenklich ansehen müssen: „Hier muss ich aber eine gewisse Freiheit der Phantasie in Anspruch nehmen; denn, wenn die unmittelbare Erfahrung und die auf ihr fussende Wissenschaft zu Ende ist, dann tritt die Phantasie in ihr Recht" (allerdings, aber dieses Recht ist sehr zweideutig, und hat für die Wissenschaft durchaus gar keine Bedeutung), „und sie füllt die Lücken aus, und ebnet die Wege vom Bekannten zum Unbekannten auf ihre Weise." Ist diese Weise nicht eine ganz andere, als die der Schritt vor Schritt der Erfahrung folgenden, von allen Phantasieen sich ferne haltenden Naturwissenschaft? Ist das Ausfüllen von Lücken, welche keine Erfahrung ausfüllen kann, durch die Phantasie nicht so gefährlich, dass man von einer also zusammengestoppelten, in ihren Lücken durch die Phantasie ausgefüllten Wissenschaft zuletzt nicht mehr sagen kann, was auf Rechnung der Naturbeobachtung, was auf Rechnung der Phantasie zu setzen sei?

S. 234 können wir die Behauptung nicht unterschreiben, dass nach der Bibel Adam „als Gattung noch in der ungetheilten Form, geschlechtslos, in der mosaischen Schöpfungsgeschichte" aufgefasst werde. Dem Adam wird die Eva von Jehova entgegengeschaffen, wodurch

gerade der Mythos in Adam ausser der Gattungsbedeutung den Geschlechtscharakter darstellen will. Noch viel weniger aber können wir der naturwissenschaftlichen Auffassung dieses Mythos durch den Verf. S. 238 beistimmen. Nach diesem war nämlich „Adam mit der Eva schwanger" (sic). Eva „war im Rumpfe Adams, wie der Pistill im Kelche des Pflanzenstammes enthalten, so dass er nicht wusste, wie ihm geschah, als er einmal erwachte und dieselbe vor sich sah, und als Fleisch von seinem Fleisch erkannte" (S. 238 und 239). Adam trug „die Eva, wie die Mutter ihr Kind, in seinem Schoosse" (S. 240, sic), „und gebar sie dann in einem Alter, welches der Geschlechtsreife der Gattung entspricht" (!!). „Adam, ganz Mann, trug Eva, ganz Weib, als Keim in sich" (S. 241). „Als Adam die Eva geboren hatte, und zwar in vollendeter Geschlechtsreife" (welchen Umfang muss Adam gehabt haben!), „hörte diese Art von Geburt auf, und die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes durch die Vereinigung der entgegengesetzten Geschlechter begann." Wir haben wohl keine weitere Ausführung nöthig, um diese Hypothese, die auch durchaus unbiblisch ist (denn das Schaffen der Eva aus den Rippen Adams ist etwas ganz Anderes), auch als eine naturwissenschaftlich unhaltbare darzustellen.

Das Werden des Menschen ist nach S. 259 „von einer zweifachen Seite aufzufassen, einmal passiv natürlich, durch Gotteskraft geht er leiblich organisch nach den Gesetzen der Natur aus der Harmonie des Ganzen hervor; dann zweitens activ bildet er seinen Vernunftgeist selbstthätig zur Gottähnlichkeit aus." Es wird hier immer schwer zu bestimmen sein, was auf die Nothwendigkeit der natürlichen Organisation und auf Gott, und was auf die Freiheit des Menschen, die Selbstthätigkeit fällt. — Nach S. 316 sollen die vier Herzkammern oder „das Herz mit seinen vier Höhlen" wirklich „die Vollzahl des Raumes" (die Zahl 4) „darstellen" (!!). — Eben so wenig können wir mit dem Verf. S. 353 das Gehirn deshalb als „einen fortwährenden Verbrennungsprocess mit Lichtentwicklung" (!) betrachten, weil „die ganze Gehirnmasse Phosphor und phosphorsaure Salze enthält." Ist denn in der Gehirnmasse allein Phosphor, und müsste man so nicht zuletzt den ganzen Organismus zu einem Verbrennungsprocesse umwandeln? — S. 359 lesen wir: „Der Mensch ist ein politisches Thier, sagt Kant." Wir fügen hinzu: Nicht Kant, sondern Aristoteles hat diesen Satz aufgestellt, aus welchem ihn Kant genommen hat. — Zur Bezeichnung des Menschen würden wir einen andern Ausdruck wählen, als den, welchen der Verf. aus Butte's Biotomie entlehnt hat, dass der „Mensch der höchste musikalische

Gedanke der tellurischen Natur" sei (S. 370). — Nach den physischen Racenkennzeichen der Haut, der Gesichtsfarbe, der Schädelform und ihres Verhältnisses zum Gesicht u. s. w. ist offenbar die Eintheilung der Menschheit in drei Hauptracen, die kaukasische, die äthiopische und die mongolische, so dass die Racen der neuen Welt nur als Modificationen der letztern erscheinen, zweckmässiger, als die von dem Verfasser der beliebten Vierzahl als Vollendungszahl des Raumes wegen gewählte in weisse Race (Europa), braune (Amerika), gelbe (Asien) und schwarze (Afrika). Die gelbe ist ihm die mongolische, die schwarze die äthiopische, die weisse die kaukasische und die braune (braunrothe) die amerikanische der neuen Welt, und doch gesteht er „die Verwandtschaft der mongolischen und amerikanischen Race" zu (S. 376), und scheint die letztere trotz der Eintheilung nur als eine Modification der ersteren zu betrachten.

So sehr wir es sonst billigen, wenn in einem deutschen Schriftsteller sich deutscher Patriotismus regt, so können wir doch den Satz nicht unterschreiben, „dass Deutschland der gemeinsame Centralpunkt und die Pflanzschule der geistigen Regsamkeit und des allgemeinen Völkerverkehrs der Erde ist" (S. 379). — Nach unserer Ansicht stellt der Verf. die Philosophie der Griechen gegenüber der christlichen Auffassungsweise der modernen Philosophie zu sehr in den Nachtheil. Derselbe sagt S. 428: „Die Griechen konnten also durch alle möglichen Wendungen ihres Verstandes im Denken weder den wahren Ursprung, noch die wahren Beziehungen, noch den wahren Endzweck des Geistes finden, weil sie nur die Natur als Object vor Augen hatten, Gott aber als das wesentliche Object nicht kannten" (?). Liegt nicht gerade hier der grosse Vorzug der Griechenphilosophie, dass sie eben in und mit der Natur beginnt, dass sie das Göttliche in der Natur nachweist, dass ihr das Natürliche und Vernünftige das Göttliche ist, nicht aber das Uebervernünftige und Uebernatürliche, was ja eben, weil es über die Vernunft und Natur hinausgeht, für die Vernunft und Natur unerkennbar ist, und sehr oft in das Unnatürliche und Unvernünftige ausartet? War nicht auch Gott ein wesentliches Object der Philosophie bei den Griechen, nur mit möglichster Vermeidung anthropomorphitischer Vorstellungen, war er es nicht bei den Ioniern, Pythagoräern, Eleaten, bei Sokrates, Plato und selbst bei dem Naturforscher Aristoteles, der gerade von der Natur und durch die Natur zum Göttlichen aufsteigen wollte? Was die Griechen durch ihre Vernunft nicht erreichten, haben auch wir nicht erreicht, und hierin glaubt der

Verf. sich zur Annahme einer „unmittelbaren, göttlichen, Alles umfassenden Offenbarung“ (S. 431) berechtigt, welche „der menschlichen Ohnmacht zu Hülfe kommen soll.“ Diese „neue Lehre göttlicher Offenbarung“ ist nach ihm (S. 431) „in dem neuen Testamente des Christenthums“ enthalten. Er vergisst dabei gänzlich, dass er hier auf das Princip der Auctorität kommt, und das der reinen Vernunftforschung verlässt, dass er also ins Gebiet des Glaubens übergeht, und das des Wissens hintansetzt. Damit haben es freilich die Griechen nicht zu thun; aber auch die neuere und jede Philosophie hört da auf, wo die Auctorität beginnt; freilich kann auch die Philosophie Auctorität sein, aber nur dann, wenn das „sic volo, sic jubeo“, das „ipse dixit“ aufhört, und die Auctorität für ihre Behauptungen Gründe anführt. Diese Gründe müssen wieder philosophisch d. h. vernünftig sein. Baut der Verf. die Psychologie auf Naturkunde, so kann er sie nicht auf die Bibel bauen, er kann wohl zeigen, dass die biblischen Aussprüche mit Naturforschungen, wie z. B. die kosmogonischen Sagen des Mosaismus, oder mit philosophischen Gründen, wie die Moral des Christenthums und die ersten Elemente des urchristlichen Dogmatismus, übereinstimmen. Aber dann darf ihm der Grund für seine Behauptung als Philosoph und Naturforscher nicht der sein, weil er die Auctorität der Schrift für sich hat, sondern, weil der Ausspruch der Schrift ein vernünftiger ist. So ist und bleibt das einzige Princip der Philosophie die Vernunft. Wer von der „Ohnmacht“ der menschlichen Vernunft ausgeht, und darauf die Offenbarung stützt, bedarf keiner Philosophie und Naturkunde zur Begründung psychologischer Theorieen. Nach seiner Consequenz musste der Verf. S. 436 darum behaupten, dass im Christenthum „das Princip nicht nur der wahren Religion für Sinn und Herz, sondern auch der wahren Wissenschaft, der Kunst und Moral für den Verstand und die Phantasie“ liege. So gerne und freudig wir dieses für die Religion, wenn anders das Urchristenthum von dem spätern Symbolorthodoxismus getrennt wird, anerkennen, so gerne wir dieses auch für die Moral annehmen; so müssen wir es doch für die Wissenschaft und Kunst bestreiten, in welchen die Alten, was die ideale Richtung in der Natur betrifft, erreichten, was schwerlich die Neueren erreichen können. Und hatten sie das Princip des Christenthums, ist dieses nicht vielmehr sogar für Wissenschaft und Kunst gefährlich, wenn man nämlich die ewig wahren und reinen Elemente der ursprünglichen Christuslehre mit den spätern Symbol- und Katechismus-Auffassungen verwechselt?

(Schluss folgt.)

Nr. 27. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ennemoser: Psychologie.

(Schluss.)

Der Ausspruch über Hegel's Philosophie, der trotz seiner mit Recht zu tadelnden, abstracten, in unverständlichen Theorieen sich bewegenden, zu wenig die Naturbeobachtung berücksichtigenden Lehre zu den genialsten Denkern der Neuzeit gehört, und eine neue Epoche für die philosophische Begriffsentwicklung herbeigeführt hat — welchen wir S. 438 lesen — „Eine solche die Makel und Gebrechen mit Floskeln verhüllende Lehre (Philosophie Hegels) ist entweder eine Lüge (sic), oder, was verzeihlicher wäre, eine völlige Misskenntniss der menschlichen Natur" — scheint uns viel zu hart und ungerecht, so wenig wir sonst mit der Einseitigkeit des Hegel'schen pantheistischen Idealismus einverstanden sind, der zu einer solchen Geringschätzung der Naturwissenschaften führte, dass er den Satz aufstellte: „Der schlechteste Begriff ist mir lieber, als eine Naturbeobachtung" (!). Der Verfasser sagt S. 444: „Die Psychologie ist also eine selbständige Lehre, ja eine Grundlehre aller menschlichen Thätigkeiten des Wissens und Könnens. Sie ist nicht Physiologie, weil diese nur von Naturkräften und natürlichen Wirkungen (im engern Sinne) handelt, die weder mit den Seelenkräften identisch sind, noch einer gleichen Gesetzmässigkeit folgen; noch ist die Psychologie eine reine Geisteslehre, weil sie weder das Göttliche schlechtweg, noch den ideellen Geist als solchen in der Zweckbestimmung des Vernunftlebens vor Augen hat." Darin stimmen wir dem Verfasser vollkommen bei, was er über die Psychologie als Grundlage der Wissenschaften sagt, und dass er sie weder allein zur Physiologie, noch allein zur Geisteslehre machen lassen will. Aber sind denn nicht auch die Geisteskräfte und Geisteswirkungen Naturkräfte und natürliche Wirkungen, ungeachtet die letztern nach dem Verf. von den erstern vollkommen getrennt werden? Ist nicht der Geist auch in der Natur, und zeigt sich als Kraft und Wirkung in der Natur; ist er nicht ein wesentlicher und integrirender Theil der Natur? Um zu beweisen, dass der Geist des Menschen etwas durchaus Anderes, als die Natur sei, führt

der Verf. S. 446 an: „Die stoffige Seite der Atome und die physischen Gesetze gelten hier nicht mehr; Mikroskop und Wage, Reagens, Messer und Linse der empirischen Forschung nach Proportionen und Quantitäten finden hier keine Anwendung.“ Wir erwiedern: Was der Verf. hier vom Geiste sagt, gilt durchaus auch von der Kraft. Gelten etwa die stoffigen Seiten der Atome mehr bei der Empfindung und Intelligenz der Thierseele, bei dem Leben der organischen Kraft, bei der Bewegungskraft der Himmelskörper? Was können bei solchen Kräften zur Erkenntniss ihres Wesens gegenüber den Atomen ihrer Stoffe Reagentien, Messer, Mikroskope, Linsen, Wagen u. s. w.? Also entweder ist überhaupt die Kraft etwas Anderes, als die Natur, was Niemand behaupten wird, da man die Natur so wenig ohne Kraft, als ohne Stoff denken kann; oder auch der Geist ist zuletzt als die höchste Potenzirung der Kraft, als ihre freieste, am wenigsten gebundene Entwicklung in der Natur und zu dieser ein wesentlich und nothwendig gehörender Theil. Der Geist ist nach dem Verf. S. 449 „das unwandelbar Ewige, Uebernatürliche“; darum, wie er auch anderwärts sagt, Gott. Alles Andere ist im Menschen wandelbar und veränderlich. Daher fragt der Verf. S. 449: „Wenn das Sehen und Hören, der Gedanke und der Wille vergeht, wenn das Leben verschwindet, was bleibt? Es bleibt das durch die Seelenkräfte zu Stande gekommene Facit von Wahr und Gut des Vernunftgeistes.“ Wir glauben nicht, dass eine solche Ansicht consequent sich mit der von dem Verf. anderwärts behaupteten, persönlichen Unsterblichkeit des individuellen Bewusstseins vereinigen lässt, da diese Stelle nur den Gottesgeist im Menschen als unsterblich betrachtet.

Wir bezweifeln die sicher von jedem Naturforscher verworfenen, S. 453 angeführten Beispiele „von jahrelanger Entbehrung der gröbern Nahrungsmittel bei der vollkommensten Gesundheit, da man hierunter ein Leben des Menschen von Luft, Licht und Wasser verstehen könnte. Weil der Vf. bei dem vorherrschenden mystischen Elemente die Wunder etwas zu sehr in Schutz nimmt, erklärt er es S. 459 für das grösste Wunder, dass man „die aus der Tiefe des Ichs fortwährend hervorbrechenden Geistesstrahlen der Prophetie und Gottesbegeisterung für Irrlichter hält.“ Wo ist aber dann das Kriterium, die wahren von den falschen Prophetieen und Begeisterungen zu unterscheiden; wer soll hier angeben, ob sie aus der Tiefe oder nicht aus der Tiefe des Ichs kommen? — Dass „die Bestimmbarkeit des Leibes vorzüglich von der Seele und nicht diese von jenem abhängt“, soll S. 460 damit bewiesen werden, „dass die Seele die Entwicklung der Leibeskräfte fördern und

hemmen kann." Indem wir dieses gerne zugeben, fragen wir aber: Kann nicht auch die Entwicklung des Leibes, seiner Organe und Functionen im Allgemeinen und Einzelnen die Seele in ihren Thätigkeiten hemmen oder fördern, und würde dieser erwiesene Umstand nicht für die von dem Verf. bekämpfte Abhängigkeit der Seele vom Leibe sprechen? — S. 464 werden die Kräfte des Menschengeistes im Körper die „eigenthümlichen Aeusserungsweisen" der Seele genannt, während die Kräfte nicht die Aeusserungsweisen selbst, sondern dasjenige sind, was im Stoffe diesen Aeusserungsweisen zu Grunde liegt. Wenn man die Perfectibilität, wie der Verf. S. 466, „den Thieren ganz abspricht", so kommt es darauf an, was man sich unter jener vorstellt. Dass die Thiere nicht vollkommener werden können, ist kein wahrer Satz; denn es ist eine Thatsache, dass ältere Thiere klüger, vorsichtiger, intelligenter, als jüngere, handeln, dass das ganze geistige Leben des Thieres im gezähmten Zustande ein anderes wird, dass ein verschiedener Grad von Intelligenz sich in derselben Ordnung, ja in derselben einzelnen Art der Thiere zeigt, dass abgerichtete Thiere einen höhern Grad von Intelligenz offenbaren, also auch einer grössern Art von Cultur zugänglich sind. In dieser Hinsicht kann die Perfectibilität der Thiere, namentlich der Säugethiere und Vögel, nicht bestritten werden. Wenn unter Perfectibilität aber Vervollkommnungsfähigkeit der Vernunft verstanden wird, so kann sie natürlich dem Thiere nicht zukommen, weil das Thier zwar Vorstellungsvermögen durch alle fünf Sinne, Gemeingefühl, Selbst- und Gegenstandsempfindung, Trieb und Begehrungsvermögen, Verstand, Einbildungskraft und Gedächtniss, Affect und Leidenschaft, aber keine Vernunft und eben darum auch keine Sprache hat.

Den Wechsel von Schlaf und Wachen betrachtet der Verf. in der besondern Psychologie, welche S. 486 beginnt, als einen „Zustand der Zerrüttung und Abnormität" (sic), nicht „als einen Zustand eines vollkommen geistigen Wesens" (S. 550). Er sieht den Schlaf als eine Folge der Sünde Adams, ja selbst als einen physischen Beweis der dem Menschengeschlechte eingebornen Erbsünde an (?). Er findet den „gegenwärtigen Zustand des Menschen verzweiflungsvoll" (S. 551); der Wechsel von Schlaf und Wachen kann „nicht im Schöpfer, nicht in der Natur seinen Grund haben." Der „jetzige Zustand" (des Wechsels zwischen Wachen und Schlaf) ist eine „Erniedrigung des ganzen menschlichen Wesens" (S. 553). Wären wir nach dem Verf. keine Sünder, wir würden nicht schlafen? Könnte man nicht mit gleichem Rechte behaupten, dass wir weder Lunge, noch Herz, noch

Nieren, noch sonst ein körperliches Glied besässen, wenn wir keine Sünder wären, oder die Erbsünde nicht an uns hätten? Ist der Schlaf nicht im Wechsel von Tag und Nacht durch die Umdrehung der Erde um ihre Achse und durch den Lauf des Blutes, wie durch die Einrichtung unserer Organe, schon ursprünglich in unserer Menschennatur bedingt, und können wir von einer andern Menschennatur reden, als eben von der unsrigen? Im Wachen sind die äussern Sinne thätig, wie der Verf. sagt, im Schlafe hören sie auf, thätig zu sein, und der innere tritt an ihre Stelle. Da müssten wir im Schlafe vollkommener sein, als im wachen Zustande, und in der That Adam hat im Paradiese nach dem Verf. geschlafen, bis er nach dessen Hypothese die Eva gebar. So werden die ewig Schlafenden die Gescheitesten sein!! Doch im niedern Schlafe zeigt sich nach dem Verf. nur „eine Art Naturbewusstsein“, nur in „den höhern Zuständen des Hellsehens“ finden wir „eine Art G o t t e s b e w u s s t s e i n“ (! S. 560). So dürfte man sich nur in den magnetischen Schlaf bringen lassen, um fix und fertig alle Tiefen der Religion und Philosophie zu ergründen! Kein Wunder, dass so manche Theologen den Schlaf im Denken dem Wachen vorziehen; da geht ihnen erst das rechte Licht auf! Wen Gott lieb hat, dem gibt er es im Schlafe! Wenn wir alle diese Behauptungen dem Verf. zugäben, wozu wir eben so wenig geneigt sind, als die nüchterne, auf einfache Beobachtung gebaute Naturwissenschaft, so wäre die Kunst, die Leute in einen solchen Schlaf zu bringen, oder der Magnetismus allerdings, wie S. 563 gesagt wird, „das Mittel, die wesentlichen Eigenschaften des Menschen nach seinem Urzustande in physischer und psychischer Hinsicht, seine Kräfte und Beziehungen zu Gott und der Natur aufzudecken“ (!!). — Dass bei der Sprachbildung das „E r s t e“ die „Person als subjectives Pronomen oder das Fürwort“ (S. 586) sei, möchten wir stark bezweifeln, so wie, dass hierauf in der Bildung „das Zeitwort“ folge. Zuerst werden die äussern tönenden Gegenstände durch den mit dem Hörsinn verwandten Sprachsinn bezeichnet (Hauptwörter), dann erst folgen die an ihnen wahrgenommenen Handlungen (Zeitwörter) und Qualitäten (Beiwörter), später erst zur kürzern Bezeichnung des Redenden, Angeredeten u. s. w. die Fürwörter.

S. 627 lesen wir: „Der Wille ist bewusstes Schaffen.“ Der Wille ist k e i n S c h a f f e n, sondern das, von dem das S c h a f f e n ausgeht. Ein blosses Wollen ist noch kein Schaffen, sondern ein S t r e b e n zu schaffen, ein Streben von Innen nach Aussen, das erst, indem es aus sich tritt, zum S c h a f f e n wird.

Um zu zeigen, dass die Seele eine vom Gehirne an sich betrachtet

durchaus unabhängige, immaterielle Substanz sei, weist der Verf. S. 693 darauf hin, dass „im Gehirn ausser der vegetativen Ganglienmasse nichts enthalten sein könne, als centrale Sinnes- und Bewegungsnervenfasern.“ Es ist aber erwiesen, dass von der ursprünglichen Structur des Gehirns das Denken und alle intellectuellen Anlagen des Menschen abhängen, dass bei Trepanationen durch einen Druck auf das Gehirn das Bewusstsein aufhören und beim Nachlassen des Druckes wieder kommen kann, dass mit ursprünglicher Gehirnabnormität nie eine normale Geistesthätigkeit verbunden ist, dass sich die geistige Thätigkeit beim Thiere, wie beim Menschen, nach dem Ueberwiegen des Hirns über das Rückenmark und die übrige Nervenmasse richtet, und dass unser eigenes Denken nicht nur nach dem Bewusstsein im Kopfe gefunden, sondern ganze oder theilweise Apoplexieen oder Entzündungen des Gehirns durch zu grosses Anstrengen der Denkkraft herbeigeführt werden können. Warum soll also das Hirn nur das Centralorgan für Sinnenthätigkeit und Bewegung, warum nicht auch, zumal, wenn man seine Structur und seine Organe im Innern betrachtet, für das Denken und alle höhere, geistige Thätigkeit sein? Mit diesem Satze wird weder die reine Körperlichkeit der Seele, noch die Wahrheit der Phrenologie behauptet, welche das Hirn in viele kleine Organe der Oberfläche als eben so viele Repräsentanten abgesondert betrachteter Seelenvermögen zerfetzt, und am Ende die Seele zu einem Facit dieses gewagten Rechnungsexempels macht, ja die Seelenorgane an den Erhöhungen, Vertiefungen und abgeplatteten Stellen der äussern Knochenplatte des Schädels abtasten will. Auch wird mit dem Satze, dass das Hirn das Centralorgan für die Thätigkeit des Geistes sei, nicht die von dem Verf. so sehr perhorrescirte Ansicht des Materialismus von der Seele aufgestellt, nach welcher sie eben nichts Anderes, als Materie, sein soll, weil immer noch das in dem Organ Thätige von dem Organe selbst unterschieden wird, und das Hirn nur als Werkzeug dieses Thätigen erscheint. Shakespeare sagt: „Das Hirn ist die Mutter, der Geist der Vater; die Gedanken sind ihre Kinder.“

Einer nähern Betrachtung und eines sorgfältigern Ueberdenkens besonders werth erscheint uns die von dem Verf. gegebene Kritik der neuern Phrenologie. Wir unterschreiben die Gründe, die er gegen dieselbe aufzählt. S. 766 sagt er: „Nun, wenn das kleine Gehirn das Organ der Fortpflanzung ist, wie geschieht es, dass niedere Thiere ohne dasselbe excelliren?“ Vorzüglich macht er sich auch über das Organ der Religion, das man am Schädel nachweisen will, S. 767 lustig. Sehr richtig sagt der Verf. S. 766 und 767: „Der Scharf-

sinn hat seinen Sitz in der mittlern, obern, vordern Stirne, etwas höher sitzt der metaphysische Tiefsinn, und der Witz hat sein Organ in der obern, gewölbten Seite der Stirne. Es befinden sich in dieser Gegend die vordern Gehirnlappen; eine blos menschliche Hand und das Auge vermag mit den feinsten Hilfsmitteln durchaus keinen separirten Theil in diesen Gehirnlappen zu entdecken. Wie macht es wohl das Organ des Scharfsinnes, dass es nicht von jenem des Tiefsinnes inne gehalten und von jenem des Witzes übertrieben wird; schlafen zwei, während eines functionirt? Uns ist ein Organ für den Verstand zu viel, und wir finden nicht Rath, wie eine organische Function mit mit einer subjectiven Geistesthätigkeit zusammenkommt; mit Gall's Annahme von drei Verstandesorganen vergehen uns aber vollends die Organe und der Verstand!“ Für die schwächste Seite der Phrenologie hält der Verf., abgesehen von dem physiologischen Theile, „die Psychologie“, und es unterschreiben sicher die bedeutendsten Physiologen und Psychologen Deutschlands den S. 708 enthaltenen Satz: „Gall's auf Erfahrung sich stützende Lehre beruht auf keiner Erfahrung und folglich auf gar keiner Stütze“; denn auf „seine Beobachtungen gründen sich keine richtigen Urtheile“. Ueber Gall sagt er S. 764: „Er war ein guter Anatom, ein mittelmässiger Physiolog, aber ein sehr schlechter Psycholog.“ Die von dem Verf. S. 762 — 774 angeführten psychologischen Gründe gegen die Phrenologie verdienen eine nähere Berücksichtigung Wir erkennen den Grundsatz einer ächten Naturforschung in der S. 730 und 731 ausgesprochenen Behauptung an: „Man lasse einmal ab von den Träumereien und Phantasieen, und halte sich an das Wahre, was wirklich ist, und was unter den allgemeinen Gesetzen seine Geltung findet. Wer aber die allgemeinen Naturgesetze nicht kennt, und die im Gebiete des Lebens waltenden Kräfte nicht überschaut, der behalte lieber seine Windeier von dem Markte der Wissenschaft zurück.“ Eben, weil auch wir uns an diesen wahren Ausspruch des gelehrten Herrn Verfassers halten, mussten wir, so gerne wir sonst die Verdienste des interessanten Werkes anerkennen, die oben mitgetheilten Ausstellungen machen.

Heidelberg, 2. April 1849.

1) *Die Lehre vom Menschen oder die Anthropologie. Ein Handbuch für Gebildete aller Stände von Dr. H. S. Lindemann, Professor der Philosophie und Kulturgeschichte an der höhern Lehranstalt in Solothurn. Erste Abtheilung, XXXV und S. 1 — 292. Zweite Abtheilung, S. 293—566. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller. 1844 und 1845. gr. 8.*

2) *Grundriss zu den Vorlesungen über Anthropologie. Von Dr. H. S. Lindemann, ordentlichem Professor der Philosophie an der Hochschule zu München. Erlangen. Ferdinand Enke's Verlagshandlung. 1848. IV und 339 S. gr. 8.*

Die Psychologie kann man gegenüber der Somatologie die innere Naturwissenschaft nennen. Sie stützt sich, wie jede Naturwissenschaft, auf Erfahrung; nur unterscheidet sie sich von der äussern Naturwissenschaft dadurch, dass sie sich nicht, wie diese, allein auf äussere Beobachtung stützt, sondern ganz vorzüglich auf die innere Beobachtung oder Selbstkenntniss baut. Zwar müssen wir, um zu einem genügenden Resultate zu gelangen, auch äussere Beobachtung d. h. Beobachtung anderer Menschen und des Seelenlebens der Thiere damit verbinden; aber das Denkende, Fühlende und Wollende in uns und Andern kann nur dadurch richtig erkannt werden, dass es in sich selbst einkehrt, und sich selbst erkennt. Was Erkennen, Fühlen, Wollen, was Urtheil, Schluss, Begriff und Idee, Sinn, Verstand und Vernunft ist, kann ich nur durch mich selbst, nie durch Andere erfahren; eben so bin ich auch, die Gesetze und Thätigkeiten des Geistes nur in mir selbst zu erfahren, im Stande. Das Medium, durch welches die Seele thätig ist, ist der Leib, und darum wird die Vollendung der Somatologie und Psychologie immer in der Verbindung beider Wissenschaften, in der Anthropologie, bestehen. Der Verf. der oben bezeichneten Werke will nach Vorrede von No. 1. „eine in ihren Ergebnissen gleichsam mathematische Seelenlehre aufstellen (S. 1). „Die einzelnen menschlichen Vermögen „sollen nicht hypothetisch behauptet“, sondern ihre „Wesenheiten und Thätigkeiten nachgewiesen“ werden. Die „Darstellung selbst soll weder einseitig empirisch, noch einseitig rational, oder speculativ“ sein, sondern sich auf „Vernunft- und Erfahrungserkenntniss zumal“ stützen (S. 1 u. 2).

Schon Herbart's mathematische Seelenlehre ist trotz allen scharfsinnigen Hypothesen verunglückt, und wir zweifeln sehr, ob man jemals Alles, was das Seelenleben des Menschen betrifft, mit mathematischer Ge-

wissheit wird aufstellen können. Am allerwenigsten wird dieses aber nach der Richtung geschehen, welche der Verf. eingeschlagen hat. Er will nämlich seine Anthropologie auf dem Boden der Krause'schen Philosophie aufbauen (S. 15). Nach Karl Christian Friedrich Krause (geb. 1781 zu Eisenberg im Altenburgischen, gest. 1832 zu München) ist das Urwesen (Gott) das Ewige über der Natur und der Vernunft, welche die beiden Sphären des Universums bilden, aber auch zugleich das Wesentliche beider, die Durchdringung beider; so dass das Leibwesen (Reales) und Geistwesen (Ideales) von Gott (dem Höherwesen) eingeschlossen, und Gott die Alleinwesenheit ist. Er lehrt den Panentheismus, welchen seine Anhänger wohl von dem Pantheismus und Theismus unterscheiden, und der die Versöhnungs- oder Vermittlungsbrücke bilden soll, auf welcher die Philosophie wieder zum Theismus gelangt. Darum ist die Gotteswissenschaft für Krause die Basis aller Wissenschaften. Alles wird auf sie zurückgeführt, und Alles von ihr abgeleitet. Die ganze Philosophie hat nach Krause ihre Bedeutung verloren, wenn sie aufhört, eine theologisirende zu sein. Dass man bei einer solchen Basis nicht mathematisch zu Werke gehen kann, ist natürlich, da das Grundprincip selbst nicht mathematisch erkennbar ist. Aber auch rein empirisch kann bei der Construction einer auf ein solches Princip gebauten Anthropologie nicht verfahren werden, weil das Princip selbst ein empirisch nicht erkennbares ist. Die Menschenlehre kann aber nur empirisch aufgestellt werden; denn, was sich auf Selbstbeobachtung stützt, ist innere Erfahrung, was sich auf Menschenbeobachtung gründet, äussere Erfahrung oder Empirie im engern Sinne. So ist und bleibt die Anthropologie eine empirische oder Naturwissenschaft, wie ihre einzelnen Theile, die auf die innere oder unmittelbare Empirie gestützte Psychologie, und die auf die äussere oder mittelbare Erfahrung gebaute Körperlehre des Menschen. Die Speculation construirt a priori, während die Seelen- und Körperlehre des Menschen aposterioristisch zu Werke geht. So kann selbst Vieles, was die Erfahrung nicht bestätigt, ja, was selbst derselben widerspricht, auf solchem Wege in die Menschenlehre gelangen; man leitet dann solche Abweichungen und Phantasieen von der Speculation ab, und nennt sie „Vernunfterkenntniss". Die Thätigkeiten der Seele in unserm Körper und Geiste gehören, wie unser Körper und Geist, zur Natur; eine Wissenschaft derselben ist ein Theil der allgemeinen Naturwissenschaft. Was die Seele an sich ist, wissen wir nicht; wir können sie nur aus ihren Erscheinungen und Entwicklungen in Körper und Geist erkennen; eine solche Entwicklung aber kann nur

durch die Erfahrung in uns und in Andern zum Bewusstsein gebracht werden; wir schliessen dann allerdings von diesen Erscheinungen auf die Gesetze, von den Wirkungen auf die Gründe, von der Daseinsweise der Seele in Körper und Geist auf ihr Wesen; aber wir construiren das Gesetz, den Grund, das Wesen der Seelenthätigkeit nicht vor der Erfahrung, sondern erst durch die Erfahrung, und unser Vernunftschluss darf nur so viel gelten, als der Erfahrungssatz gilt, der ihm zum Belege dient.

Der gelehrte Herr Verf. hat ganz Recht, wenn er Rosenkranz gegenüber (S. 9) behauptet, dass „in einer Lehre vom Menschen“ auch „das leibliche Leben seine Darstellung“ finden müsse, wie ich denn auch die Darstellung des letztern in mein System der Psychologie aufgenommen habe; aber eben deshalb muss die Psychologie eine Erfahrungsseelenlehre sein, da der Leib ein reines Object der äussern Erfahrung ist, und von der Seele so wenig in dem menschlichen Einzelleben getrennt gedacht werden kann, als die Seele vom Leibe.

Ein zweiter Fehler der Krause'schen Philosophie ist das affectirte Haschen nach deutschen Kunstterminologieen in der Philosophie, die an die Stelle der griechisch- und lateinisch-deutschen treten sollen. Das Streben an sich ist sehr löblich, dem babylonischen, vorzüglich durch Kant's Kunstsprache so sehr vergrösserten Thurmbau der Philosophensprache entgegenzutreten, und wir stimmen aus voller Seele dem bei, was hierüber der Verf. S. XIX der Vorrede zu No. 1 sagt: „Bei dem sich wieder immer mehr kräftigenden Volksbewusstsein wird es allmälig eine Ehrensache werden, auch in wissenschaftlicher Hinsicht die noch aus dem unseligen Perücken- und Zopfzeitalter herrührende Fremdelei endlich einmal abzulegen, und jene babylonische Sprachverwirrung zu beseitigen, die namentlich noch in den heutigen Naturwissenschaften und Zeitschriften herrscht, welche sich häufig selbst da fremder Wörter bedienen, wofür die allgemeine Volks- und Schriftsprache schon längst die einfachsten deutschen Bezeichnungen hat.“ Das Princip ist gewiss sehr löblich; nur müssen wir die Ausführung im Krause'schen Purismus eine verunglückte nennen, welcher nur dazu dienen kann, die deutsche Philosophie lächerlich zu machen, wenn man die undeutschen, deutsch sein sollenden Ausdrücke mit den einfachen und durchaus wahren Begriffsbezeichnungen der alten Griechenphilosophie vergleicht. Die nähere Beurtheilung der Lindemann'schen Anthropologie, welche ganz denselben Fehler theilt, wird diese unsere Ansicht weiter unten, wie wir hoffen, zur Genüge darthun.

No. 2 ist ein Auszug von No. 1. Das erste Werk des Verf. ist nämlich als Handbuch „für Gebildete aller Stände", das zweite Werk als Leitfaden zu akademischen Vorlesungen bestimmt. Das zweite Werk ist darum viel kürzer; es umfasst nicht mehr, als auf 339 Seiten 316 Paragraphen, während das erste 475 Paragraphen und 566 Seiten hat; besonders ist die Lehre von Gott, vom Rechte, der medicinische Theil, die Darstellung der Phrenologie und Physiognomik im ersten Werke ausführlich behandelt, im zweiten nur angedeutet. Wir zeigen hier das Wesen dessen an, was der Verf. in beiden Werken ausführt, und was man sein anthropologisches System nennen kann.

Dasjenige, was alle Richtungen und Entwicklungen des Menschen in sich schliesst, das Ganze des Menschen ist das Ich. Dieses geht in seiner Entwicklung in zwei Gegensätze aus einander, den Leib und den Verstand, worunter der Verf. sehr unpassend dasjenige versteht, was man nach dem Sprachgebrauche mit Geist bezeichnet. Dasjenige, das dem Ich zu Grunde liegt, ist das Urich; dieses ist von dem Ich eingeschlossen, als ihm zu Grunde liegend; aber es schliesst das Ich nicht ein. Das Urich entwickelt sich nun im Ich zu den beiden Gegensätzen des Leibes und des Verstandes. Zum Leibe entwickelt sich das Ich vermöge des Urleibs, der im Ich, wie das Urich, ist, zum Verstande vermöge der Vernunft, die ebenfalls im Ich liegt. Leib und Verstand sind in Wechselwirkung und unaufhörlicher Verbindung durch die Phantasie, und alle diese Vermögen concentriren sich zuletzt in der Seele. So schliesst das Ich 1) das Urich, 2) den Urleib, 3) die Vernunft, 4) den Leib, 5) den Verstand, 6) die Phantasie, 7) die Seele in sich, und in der Ganzheit des Menschen, was L. auch durch eine schematische Figur von einander einschliessenden Kreisen veranschaulichen will (S. 26), werden demnach sieben Vermögen unterschieden: 1) das Urich, 2) der Urleib, 3) die Vernunft, 4) der Leib, 5) der Verstand, 6) die Phantasie, 7) die Seele, welche alle von dem Ich eingeschlossen sind (S. 26 — 254).

Wir halten uns hier und im Nachfolgenden bei Angabe der Seitenzahlen an das zweite Werk, den Grundriss der Anthropologie, nicht nur, weil dieses neuer ist, sondern, weil es die Ansichten des Verfassers kürzer und bündiger enthält.

Das Ich ist das sich selbst Denkende, oder das Selbstbewusste in uns; es kommt dadurch zum Bewusstsein, dass es ein Ich ist, dass es sich von dem, was es nicht ist, vom Nichtich unterscheidet. Es kann sich also als sich selbst Denkendes nicht nur der

äussern Natur, sondern selbst dem eigenen Leibe und allen seinen Organen entgegenstellen. Unmöglich kann man daher vom Ich sagen, dass es den Leib in sich schliesse, sondern im Gegentheile entwickelt sich aus der Materie des Säuglingsleibes, wie die Erfahrung zeigt, durch die in der Materie thätige, von dieser wohl zu unterscheidende Vernunftkraft, welche nach und nach in der Entwicklung alles Andere von sich trennen und auf sich selbst aufmerken lernt, das Selbstbewusstsein. Das Ich ist der sich und alles Andere ausserhalb seiner wissende Geist. Man kann also nicht sagen, dass das Ich den Leib in sich schliesst. Das wäre gerade so viel, wie wenn man sagen wollte, der Geist schliesse den Leib in sich. Man wende nicht ein, dass der Mensch in Gedanken, d. h. dadurch, dass er den Leib denkt, den Leib wirklich in sich schliesse. Denn auf diese Art müsste man auch sagen, dass das Ich, weil es Welt- und Gottesbewusstsein hat, auch Gott und Welt in sich schliesse. Das reale und ideale Insichschliessen sind aber wohl zu unterscheiden. Eben, weil das Ich den Leib nicht in sich schliesst, kann man nicht sagen, dass es sich zu Leib und Verstand entwickle. Nur das kann sich zu Leib und Geist im Gegensatze entwickeln, was der Entwicklung des Gesammtlebens zu Grunde liegt. Dies ist aber nichts anderes, als der menschliche Persönlichkeitsgrund, die Seele, die höchste Potenzirung der Naturkraft, die Vernunftkraft, die sich im Menschen in und mit der Materie zum Erkennen ihrer selbst und alles Andern entwickelt, welche die Kraft des Ichwerdens in sich selbst hat. Den Verstand kann man ferner unmöglich als das betrachten, was der reine und ganze Gegensatz des Leibes, das Andere desselben ist. Dieses ist nur der Geist, das Ideale, und der Verstand ist nur eine Richtung des Geistes oder des Idealen, welche weder Gefühl, noch Begehren ist, wie der Verf. fälschlich andeutet, sondern einzig Erkennen, und zwar ein Erkennen, das sich als Reflectiren, Denken, Begreifen, Urtheilen und Schliessen wohl von der Erkenntnissrichtung der Vernunft und des Sinnes unterscheiden lässt. Dem Leibe soll „ein Urleib“ und zwar „ein ätherischer“ zu Grunde liegen. Der Nervenäther, welcher sich im Hirne und den Nerven nach der Annahme vieler Physiologen thätig zeigt, ist kein Urleib, sondern eben so gut, wie jedes andere Organ des Körpers, ein wesentlicher, zu diesem Leibe integrirend gehöriger Theil desselben. Wir kennen keinen andern Leib, als eben den, den wir haben, und wenn wir in die Psychologie einen andern Urleib hineinphantasiren, so könnten wir eben so gut und ganz mit demselben Rechte von einem Ur-ur-urleibe u. s. f. in infinitum sprechen. Die Organe unseres gegenwärtigen, körperlichen Daseins bilden unsern

jetzigen Leib; von einem Jenseits des jetzigen Leibes, von einem Leibe hinter diesem Leibe, den man zu dem biblischen σωμα πνευματικον machen will, wissen wir nichts. So wenig wir von einem Urleibe wissen, so wenig können wir, ja mit noch weniger Recht, von einem Urich sprechen. Das Selbstbewusstsein oder das Ich ist ein Einfaches, weil, sobald es sich etwas entgegenstellt, dieses eben nicht mehr das wissende Subject oder das Ich, sondern das gewusste Object oder das Nichtich ist. Es kann aber nicht etwas noch Einfacheres geben, als das Einfache selbst. So konnte auch Leibniz seine Urmonade nicht hinter den Monaden beweisen, da jene etwas Einfacheres sein sollte, als das Einfache (die Monade) selbst, was durchaus undenkbar ist. Ich kenne nur das Selbstbewusstsein unmittelbar in mir und durch Vernunftschlüsse auch in andern Menschen. Von einem Ich hinter oder jenseits des Ichs weiss ich weder durch mittelbare noch durch unmittelbare Erkenntniss etwas. Würde man unter Urich sich dasjenige vorstellen, was der Entwicklung jedes Ichs zu Grunde liegt, und das man gleichsam die Ichkraft nennen könnte, so dürfte man wieder nicht mit dem Verf. sagen, dass das Ich das Urich einschliesse, sondern umgekehrt, dass dasjenige, das allem und jedem Ich zu Grunde läge, nicht von dem Ich eingeschlossen sein, sondern durchaus nur das Ich selbst einschliessen müsste. Der Vf. betrachtet die Vernunft als das Vermögen, durch welches das Urich im Ich sich zum Verstande entwickelt. Zum Verstande des Menschen ist im Thiere ein Analogon, nicht zur Vernunft. Die Vernunft entwickelt sich zuletzt, und kann also nicht vor dem Verstande als das Organ vorhanden sein, aus welchem sich erst hintennach der Verstand entwickeln soll. Wenn der Verf. die Phantasie als dasjenige Vermögen bezeichnet, das den Leib und den Verstand (Geist) verbindet, als den Ring, der beide Kreise zusammenbringt, so möchten wir eher die Seele als ein solches Bindemittel bezeichnen, da Seele im Leibe und im Geiste thätig ist, die Seele sich im körperlichen und geistigen Leben des Menschen entwickelt, da das Leben selbst mit dem Aufhören der Seelenthätigkeit aufhört, Leben zu sein. Die Seele soll nach dem Verf. das sein, in welchem sich alle diese Richtungen concentriren. Die Concentration aber zeigt sich im Ich, und die Seele ist das den Entwicklungen des menschlichen, individuellen Gesammtlebens zu Grunde Liegende, der individuelle Persönlichkeitsgrund. Jedes dieser von dem Verf. angenommenen Vermögen im Menschen soll wieder eine dreifache Richtung haben: 1) Sinn, 2) Trieb, 3) Gemüth. Der Verf. unterscheidet diese dreifache Richtung nicht nur im Leibe, sondern auch in allem Ernste im Urleibe (S. 161 — 171), und nimmt da-

her Urleibsinn, Urleibtrieb und Urleibgemüth an (!! S. 161 — 169). Eben so soll nicht nur der Verstand, sondern selbst das Urich einen Ursinn, Urleib und ein Urgemüth (!!) haben (S. 146 — 160). Man hat bisher Verstand und Gemüth als im Gegensatze befindlich und sehr oft im umgekehrten Verhältnisse bei den einzelnen Menschen vorhanden angesehen. Nach dem Verf. wird nun ein Gemüth des Verstandes angenommen, und das Gemüth, das reines Gefühlsleben ist, als eine Offenbarung, Entwicklung des Verstandes (!) betrachtet. Doch weiss Jeder, der den Menschen kennt, dass beim Manne naturgemäss der Verstand, beim Weibe das Gemüth vorherrscht, und Jemand sehr viel Verstand ohne Gemüth besitzen kann. Selbst in der Phantasie unterscheidet der Verf. den Sinn, den Trieb und das Gemüth, und in der Seele als der Concentration aller Vermögen den Allsinn, Alltrieb und das Allgemüth (!! S. 216 — 251). So verlangt die Consequenz des Systems, dass von dem Verf. ein siebenfaches Gemüth, ein siebenfacher Trieb und in dem gleichen Unterschiede ein verschieden abzutheilender Sinn, abgesehen von den fünf äussern oder Organsinnen des leiblichen Sinnes, angenommen wird.

Diese Siebenheit der Vermögen in der menschlichen Persönlichkeit sucht der Verf. auf eine sonderbare, ziemlich mystisch klingende Art nachzuweisen. „Im Menschen", sagt er S. 208 des Grundrisses, „bewährt sich unserer Ansicht nach die heilige (?) Siebenzahl (!), welche nach der Kabbalah die Zahl der Vollkommenheit ist. Daher die 7 Wochentage, die 7 Söhne und 7 Töchter des Saturnus, die er auffrass (7 Tage und 7 Nächte), die 7 Kasten Aegyptens; dann die 7 Sacramente, Haupttugenden und Hauptsünden in der katholischen Kirche u. s. f." (!!!). Es fehlt nichts, als die Aufzählung der 14 Nothhelfer, da auch in ihnen die heilige Siebenzahl verborgen ist, und $2 \times 7 = 14$ sind. Wir können einer solchen wissenschaftlichen (?) Beweisart nicht beistimmen, und finden bei derlei Parallelen das — risum teneatis amici — anwendbar. Wir gehen zu einigen Bemerkungen über das Einzelne über.

Nach S. 7 (wir halten uns an den kleinern Grundriss) sind „die Grundwesenheiten der Grundwissenschaft zufolge zuhöchst Eigenschaften Gottes." Was ist aber denn Gott, wenn die Grundwesenheiten die Eigenschaften Gottes sind? Wir hätten gedacht, die Summe aller Prädicate ist eben das Subject. So wäre der Inbegriff aller Grundwesenheiten zuletzt Gott. „Alle Wesen enthalten die ganze Gliederung der göttlichen Grundwesenheiten ihrer jedesmaligen Sonderwesenheit und Stufe gemäss

an sich." Die ganze Gliederung aller Grundwesenheiten ist aber nothwendig das Grundwesen selbst. Und wir sehen nicht ein, wie auf diesem Wege Gott ausser oder über der Welt, wie der Verf. will, wirklich sein soll. Von dem philosophischen Purismus des Verf. geben wir hier einige Proben. „Die Form des In-Richtung und Beziehung-Stehens" ist „die Richtheit" (sic) und „Bezugheit" (!). S. 11. „Die Form des Befassens" ist „die Fassheit" (!! ambitus) S. 11. Die Negation ist nach dem Verf. die „Gegenjaheit" (sic) oder Neinheit", die Affirmation „die Jaheit". Wäre der Geist die Jaheit, so wäre der Leib die „Gegenjaheit", und der Mensch würde diese Gegensätze in sich schliessen; er verbände sie „zu einer gliedlebigen (organischen!) Vereinjaheit" (S. 12). Bei diesem Worte wird man an Alles eher denken, als an die Vereinigung der Gegensätze. Modalität ist nach S. 13 „Verhaltseinheit" (!) und Materialität „Gehaltseinheit" (sic). Wer denkt da an Materialität? Die Modalität „im engern Sinne" ist die „Bezugseinheit" (sic) S. 14. S. 16 wird auch von „Seinvereinheit" gesprochen. Der Organismus wird S. 28 ein „Geglieder" (!) genannt. Dass in jedem Vermögen Sinn, Trieb und Gemüth sich nach dem Verf. in dreifacher Richtung zeigen sollen, ist „Verhaltgleichheit" (S. 126). Das Begreifen heisst „Gehaltdenken". Die hypothetisch-disjunctiven Urtheile sind „bedingigeintheilige" (S. 133 und 134). S. 165 kommt „der Urleibsinn" und S. 169 sogar „das Urleibgemüth" vor. S. 207 ist die Seele „die Vereingliedung des Ichs" (!). S. 267—269 werden der Hindusstamm „der Urstamm", der kaukasische „der Selbststamm", der äthiopische „der Ganzstamm" und der amerikanische „der Vereinstamm" genannt. Schon die Namen zeigen, dass das Psychisch- und Physisch-Charakteristische der Rassen nicht richtig unterschieden wird. Die monogamische Ehe ist S. 275 eine „eingemahlige". S. 283 theilt der Verf. „das absteigende oder gesetzte Mannesalter" in das „gegenvollkräftige" (vom 36. bis 43. Jahre) und das „gegenjugendliche Mannesalter" (vom 43. bis 50. Jahre), das „Hauptlebensalter der Abnahme" dagegen in das „Gegenjugend- oder Grossalter" (vom 50. bis 64. Jahre), und zwar dieses wieder in das „Gegenjünglingsalter" (vom 50. bis 57.) und in das „Gegenknabenalter" (vom 57. bis 64.) und endlich in die „Gegenkindheit oder das Greisenalter" (vom 64. bis 78. Jahre). Letzteres zerfällt nach ihm wieder in das „Gegenkindesalter" (vom 64. bis 71.), in das „Gegensäuglingsalter" (vom 71. bis 78.) und in das „Gegenkeimlingsalter" (vom 87. Jahre bis zum Tode). S. 315 erscheint sogar ein „urleibliches Schlafwachen" (!!). S. 319 werden die Affecte in die Innerungs-, Strebungs-, Gefühls- und Handlungs-

affecte“ abgetheilt, eine Eintheilung, die auch der Lehre von den Leidenschaften und selbst von den Geisteskrankheiten zu Grunde gelegt wird, und die wir nicht unterschreiben können, da es keine andern, als Gefühlsaffecte, gibt, da alle zuletzt auf eine über das Normalmaass der Vernunft gesteigerte Empfindung von Lust oder Unlust (Trauer und Freude in unendlich vielen Gradationen), also auf angenehme oder unangenehme Affecte zurückgeführt werden müssen, daher entweder einen mehr positiven, oder mehr negativen Charakter haben. Der Verf. legt der Phrenologie und Physiognomik, wenn er auch namentlich der erstern nicht ganz beistimmt, zu viel Gewicht bei, noch mehr der C. G. Carus'schen Kranioskopie, gegen welche vom physiologischen Standpunkte mit Recht erhebliche Gründe geltend gemacht worden sind.

Ungeachtet dieser Rügen, die wir im Interesse der Wissenschaft und unserer Ueberzeugung zu machen uns veranlasst sahen, werden Fleiss und Einsicht dem Herrn Verf. nicht streitig gemacht werden können, und wir heissen, wenn wir auch dem Krause'schen Systeme und dieser in seinem Geiste geschriebenen Anthropologie in den Principien, von welchen sie ausgehen, und in den Resultaten, welche sie gewonnen zu haben behaupten, durchaus nicht beistimmen können, diese hier angezeigten, jedenfalls durch Sachkenntniss und Entwicklungsgabe philosophischer Begriffe empfehlungswerthen Arbeiten auf dem Felde der anthropologischen Wissenschaft willkommen.

Heidelberg, am 4. April 1849.

K. A. v. Reichlin Meldegg.

I. *Nachtrag als Ergänzung und Berichtigung zum Versuch einer Münzgeschichte des Elsasses vom Freiherrn von Berstett. Freiburg im Breisgau, Herdersche Buchdruckerei. 1844. 23 Seiten Text mit 3 Tafeln Abbildungen. 4.*

II. *Münzgeschichte des Zähringer-Badischen Fürstenhauses und der unter seinem Scepter vereinigten Städte und Landschaften, von A. Freiherrn von Berstett. Mit Abbildungen. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung, 1846. VI und 278 S. Text mit 49 Tafeln Abbildungen, einem Münzmesser und einer Carte.*

Als Ref. in diesen Jahrbüchern (1849. No. 10) den „Versuch einer Münzgeschichte des Elsasses“ anzeigte, hatte er oben aufgeführten

„Nachtrag" noch nicht zu Gesichte bekommen. Dieses ist ihm inzwischen durch die Güte des Herrn Verf. geworden. Indem er nun diesen Nachtrag zur Anzeige bringt, freut er sich, aus eigener Anschauung bestätigt zu finden, was in der Anzeige des frühern Werkes als Ueberzeugung ausgesprochen wurde, dass nämlich manche dort gewünschte Vervollständigung der v. Berstett'schen Forschung hier enthalten sein werde. Es ist dieses namentlich bei den Strassburger Medaillen der Fall, zu welchen eine Reihe auf den so berühmten Landsmann Kleber hinzugetreten sind. Wie esin der numismatischen Forschung überhaupt der Fall war, so hatten auch die elsassischen Sammler ihren Eifer vornehmlich auf den Erwerb griechischer und römischer Münzen gerichtet; auf den Reichthum an vaterländischen Münzen wurden sie theilweise erst durch das frühere Werk des Verf. aufmerksam gemacht, und ihren spätern Mittheilungen verdankt hinwiederum Herr von Berstett manche in diesem Nachtrage enthaltene Bereicherung des frühern Materials. — Hieher gehört vorzüglich die reichhaltige Sammlung elsassischer Münzen, welche Dr. Fautel in Colmar angelegt hatte und der Herr Verf. S. 9 dieses Nachtrags bespricht, die jetzt aber nach einer schriftlichen Mittheilung des letztern an die Stadt Hagenau verkauft worden ist.

Die Reichhaltigkeit der Zusätze ergibt sich selbst aus oberflächlicher Anschauung; — nicht weniger als 218 neue Münzen sind in dem Nachtrage aufgezählt, obwohl der Herr Verf. in der Vorrede (S. 1) auf eine absolute Vollständigkeit seines Werkes mit den Worten Verzicht leistet: „Ich hätte die Zahl der in diesem Nachtrage aufgenommenen Münzen mehr, als verdoppeln können, wenn jede geringfügige Stempelverschiedenheit, deren Zahl bei einigen Stücken sehr gross ist, besonders beschrieben worden wäre; allein ich wollte die Geduld meiner Leser nicht zu sehr in Anspruch nehmen; Anstreben nach solcher Vollkommenheit ist eben so ermüdend, als unmöglich."

Ganz neu hinzugekommen sind die Münzen der Grafschaft, des nachmaligen Fürstenthums Pfalzburg, welches nach Lage und Abstammung zum Elsass gehört, wenn es gleich 1791 vom Elsass getrennt und dem Departement de la Meurthe zugetheilt worden ist. Die gleichnamige Stadt war auf der Höhe der Vogesen, wo einst das Lützelstein'sche Dorf Einhardhausen gestanden, durch den Pfalzgrafen Johann Georg von Veldenz erbaut worden; an diesen war die Gegend von Churpfalz gediehen, welches Haus im Kriege von 1552 die Grafen von Lützelstein ihrer Herrschaft beraubt hatte.

(Schluss folgt.)

von Berstett: Münzgeschichte des Elsasses und des Zähringischen Hauses.

(Schluss.)

Von Pfalz-Veldenz wurde Pfalzburg mit Lixheim 1583 an Lothringen verkauft und diente 1621 zur Ausstattung der Prinzessin Henriette, unter welcher es zum Fürstenthum, jedoch ohne Sitz und Stimme erhoben wurde. Als Wittwe ihres ersten Gemahls liess diese männerreiche Frau 1633 und 1634 Münzen schlagen; zu gleicher Zeit ging sie durch französische Waffen, welche einen Parlamentsspruch unterstützten, ihrer Herrschaft verlustig. Sie heirathete in der Verbannung und grosser Noth nach einander den Marquis Carl Guasco von Sellerio, später Christoph von Moura, endlich Graf Franz Grimaldi von Monaco. Durch spanische Fürsprache erhielt sie dann 1559 ihre Herrschaften wieder, trat sie aber kurz vor ihrem 1560 erfolgten Tode an die Krone Frankreich mittelst Vertrags ab. — In diese letzte Zeit nun scheinen nach des Ref. Ansicht folgende zwei Münzen (No. 213 und 215 des Nachtrags) zu gehören, welche der Herr Verf. keiner bestimmten Zeit anweist:

1) Av. Der Lothringische gekrönte Adler mit der Umschrift: HENR. A. LOTH. PRIN. PHAL. ET. LIX.
Rev. Getheilter Wappenschild mit den drei Lerchen und den Salmen von Bar.

2) Av.: HENR. A. LOT. PRIN. PHAL. ET. LIX. Brustbild rechts mit einfacher Haube und Perlenschnur am Hals.
Rev. MONETA. NOVA. LISEI CVSA. Gekrönter Lothringer Adler.

Denn namentlich das Brustbild der Frau verräth nicht nur reiferes Alter, sondern zeigt auch die Tracht der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. — —

Diese elsässischen Forschungen nun stehen ihrem Charakter nach nicht vereinzelt da, sondern bilden einen Theil der Forschungen über das alemannische obere Rheinthal, diesen frühen Sitz deutscher Cultur. Denn ob auch die Politik der spätern Jahrhunderte die Bevölkerung beider Ufer trennte; sie gehört noch immer zusammen durch Sprache, Sitte, Tracht,

gemeinschaftliche Sagen, obgleich auf beiden Seiten Berechnung und Unverstand nicht lässig gewesen sind, die ursprünglichen Charakterzüge theils durch wälsche Tünche zu verwischen, theils durch Nachäfferei kleinstädtischen, von allen Seiten her zusammengestoppelten Wesens ihrer Eigenthümlichkeit zu berauben. — Ganz in richtiger Anschauung dieses Verhältnisses ist dem Herrn Verf. seine Arbeit über elsässische Münzenkunde gleichsam nur Vorbereitung und erster Theil seines grösseren Werkes über die Münzen des rechten Rheinufers, welches zugleich Oberschwaben und Oberfranken umfasst, da es sich an den jetzigen Umfang des Grossherzogthums Baden anschliesst.

Schon der Titel des zweiten Werkes zeigt an, wie reichhaltige Beiträge zur Specialgeschichte Badens hier zu erwarten stehen. Dass die Anzeige einer solchen Erstlings-Arbeit, wie die vorliegende ist, eigentlich durch Beibringung nicht unbeträchtlichen neuen Materials Werth und Geltung haben sollte, sieht Ref. wohl ein. Er bedauert, dieses nicht leisten zu können. Denn einestheils ist die Arbeit des Herrn Verf. mit solcher Umsicht vollendet, dass wohl geraume Zeit vorübergehen wird, bis erhebliche Nachträge gegeben werden können, andererseits ist dem Ref. die reichhaltige F. F. Münz-Sammlung, welcher er sein weniges Wissen auf diesem Gebiete verdankt, nicht zu Gebote. Denn eine Folge mannigfachen Missbrauches der grossen Bewegung, zu welcher im vorigen Jahre sich Deutschland erhob, war unter Anderm auch, dass für nöthig befunden wurde, jenen grossartigen Schatz in Sicherheit zu bringen.

Ref. begnügt sich daher, den Lesern dieser Jahrbücher die Eintheilung und den Inhalt dieses ausgezeichneten Werkes vorzuführen und nach wenigen Ergänzungen des Materials in seinen Berichtigungen sich auf die geschichtlichen Einleitungen der einzelnen Abtheilungen zu beschränken. — —

Das ganze Werk zerfällt nämlich in drei Abschnitte. Der erste behandelt das Zähringisch-Badische Regentenhaus und die von ihm geprägten Münzen; der zweite führt die Geschichte und Münzen anderer münzberechtigter Reichsstände auf, deren Besitzungen in dem Gebiete des jetzigen Grossherzogthums Baden lagen; der dritte bringt XXII Urkunden und Auszüge, die im Grossherzogthum geprägten Münzen betreffend, nebst einem Nachweis über die Ausmünzungen in Carlsruhe vom Betriebsjahre $180^3/_4$ — 1841 einschliesslich. — Auf den beigegebenen Tafeln sind nicht weniger, als 353 badische Münzen und Medaillen und 330 von andern Städten und Ständen enthalten, ein Beweis, dass selbst ohne Ausnahme des Binder'schen Werkes für Würtemberg, wohl kein süd-

deutscher Staat einer so reichhaltigen und mit so fürstlicher Pracht ausgestatteten numismatischen Arbeit sich wird rühmen können.

Wenn im Vorberichte der Herr Verf. dankend anerkennt, dass ihm durch Beihülfe höchster Munificenz möglich geworden, die Zusammenstellung auf die Weise, wie es jetzt geschehe, zu veröffentlichen, so hat dieses Ref. wohl erfreut, nicht überrascht. Es ist dieses nur ein neuer Beweis der thätigen Theilnahme, welche unser Grossherzog vaterländischer Forschung und Bestrebung selbst mit grossen Opfern schenkt, eine Theilnahme, die im vorigen Jahrhundert jene grossartigen Werke quellenmässiger Einzelnforschungen zu Tage förderte, an welchen wir, die Epigonen, jetzt zehren müssen, während die Fortsetzung derselben fast nur vom Gnadenbrod der historischen Vereine zehren, oder zu den wenigen selbstständigen flüchten muss, denen die Theilnahmlosigkeit der Grossen und Kleinen den Muth nicht rauben konnte, auf ihrer mühevollen Bahn vorwärts zu schreiten.

Wir wenden uns zur Betrachtung des Einzelnen.

Die erste Abtheilung (S. 1 — 67) behandelt, wie gesagt, die Münzen des badischen Regentenhauses. Sie beginnt (S. 1 — 3) mit einer kurzen Geschichte der Zähringer, welcher (S. 4) die Beschreibung zweier Münzen beigegeben ist, die diesen Stammvätern des badischen Fürstenhauses zugeschrieben werden. Die eine hat auf der Vorderseite den schreitenden Löwen, die andere eine männliche Figur mit dem Wappen von Kärnthen (?). Wenn nun Ref. trotz der dunkeln Inschrift DVX . . BERG . . N, geneigt wäre, letztere einem Zähringer zu belassen, so vermag er in der ersteren ungeachtet der Legende BER..S.. dieses nicht zu thun. Denn abgesehen davon, dass nach der Abbildung (Taf. I. 1 *a*) die Buchstaben BER sich leicht anders lesen lassen, zumal das S vorsteht, auch die Rückseite mit dem in der Abbildung ziemlich deutlichen NOS . I . . um ein Kreuz mit Palmzweigen auf die geistliche Legende „Conserva nos in pace" schliessen lässt, kann Ref. in dem Löwen weder Sinnbild noch Wappen des Zähringer-Geschlechtes anerkennen, zumal auf Münzen, deren Gepräge, wie die vorliegende, schwäbischen oder rheinischen Charakter trägt.

Doch dies kann dem Herrn Verf. um so weniger zum Vorwurf gereichen, als er selbst (S. 4) die Attributionen dieser Münzen nur anführt, ohne darüber entscheiden zu wollen, und sich (S. 3) vertraut genug mit dem Stadium zeigt, in welches beim Erscheinen seines Werkes die alte Controverse über das Wappen der Zähringer gelangt war. Damals spukte der Zähringer Löwe noch allerwärts, nicht nur an der Brust

der Ordens-Ritter, sondern auch in den Köpfen der Gelehrten; es war nach des hochverdienten Leichtlen's Ausspruch schwer, mit einer andern Meinung aufzukommen, obgleich Bader durch seinen Egeno den Bärtigen (Carlsruhe 1844) auch hierin den richtigen Weg angebahnt hatte. Erst im folgenden Jahre that Stälin, dessen Werk für Baden, wie für Schwaben überhaupt, die Arbeiten eines Jahrhunderts aufwiegt, (Würtemberg. Gesch. II. S. 300) mit dürren Worten den Ausspruch: „Der Zähringische Löwe ist eine Erfindung späterer Zeiten, er erscheint wenigstens auf keinen ächten Siegeln der Zähringer und nur in erdichteten Darstellungen." Diese Ansicht ist denn auch neuerdings von Bader (Abhandlung: „Die ältesten Siegel des zähringisch-badischen Fürstenhauses" in den Schriften der Alterthums- und Geschichts-Vereine zu Baden und Donaueschingen III. Jahrg. Carlsruhe 1848) mit der alleinigen Ausnahme festgehalten worden, dass nach einer handschriftlichen Mittheilung des Abts von Altenripp der Löwe für eine Urkunde von 1157 als burgundisches Siegel Herzog Bertholts IV angenommen wird. In dem beweisführenden Material hat Ref. (ebendas. S. 194) das Siegel einer Villinger Urkunde von 1187 beigebracht, das einzige, welches wir in dem Grossherzogthum Baden von den Zähringern besitzen. — Es folgen sodann (S. 6 ff.) nach einem Ueberblicke der drei Linien des badischen Hauses: Hachberg, Röteln und Baden die Münzen des letztern in seinem jüngern Zweig (denn von dem ältern, Hermann von Baden Oesterreich und seinem mit Conradin von Schwaben enthaupteten Sohne Friedrich sind keine Münzen beigebracht, obgleich Ref. die Hoffnung nicht aufgibt, dass sich in Oesterreich welche finden werden), und zwar zuerst der beiden Kirchenfürsten Johann Erzbischof von Trier (1464 — 1503) und Friedrich Bischof von Utrecht (1496 — 1516), sodann der weltlichen Mitglieder des badischen Fürstenhauses in allen seinen Linien bis auf die 1846 geschlagenen Zweiguldenstücke und die Gedächtnissmedaille der Vermählung des nunmehrigen Herzogs von Sachsen-Coburg (Siegers bei Eckernförde) mit Prinzessin Alexandrine von Baden. Die Aufzählung geschieht, wie schon gesagt, in einer Vollständigkeit, dass Nachträge sobald nicht zu erwarten stehen.

„Die zweite Abtheilung, die im Grossherzogthum inbegriffenen Reichsstände und sonstigen Münzberechtigten" betreffend, ist eben so reich ausgestattet und für die vaterländische Geschichte noch erspriesslicher, als die doch erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beginnenden badischen Fürsten-Münzen. Die einzelnen Stände sind nach alphabetischer Ordnung aufgeführt, mit kurzer geschichtlicher Einleitung.

Ref. führt aus dem Verzeichnisse nur diejenigen Namen auf, welchen er eine oder die andere Bemerkung beifügen kann.

Dass die Bischöfe von Basel, obwohl ihr Sprengel auf der linken Rheinseite liegt, hier aufgeführt werden, dafür können wir dem Herrn Verf. nur Dank wissen. Das Verzeichniss (S. 75—81) ist sehr reichhaltig, besonders belehrend und anziehend aber ist die Aufführung der ältern Münzen der Bischöfe (S. 72—73). Dass (S. 74) nach dem Vorgange der schweizerischen Geschichtschreiber das Münzrecht von Bischof Ortlieb (von Vrohburg) datirt werde, inzwischen aber durch v. Pfaffenhoffen unbestreitbar ältere Münzen nachgewiesen seien, hat Ref. in der Anzeige des Versuches einer elsässischen Münzkunde in diesen Blättern (1. Heft S. 149) schon dargethan.

Den Abschnitt über die Aebte von St. Blasien (S. 82—84), welche ausser Schaumünzen noch Einwechslungs-Münzen zur Bezahlung der Arbeiter in ihrem Bergwerke zu Guttenburg prägten, erwähnt Ref. nur, um den Herrn Verf. auf zwei Privatsammlungen aufmerksam zu machen. Die eine, welche die Erben des verstorbenen Kaufmanns Lucas Ummenhofer in Villingen wegen übermässiger Forderung bei der öffentlichen Versteigerung nicht verkaufen konnten, hat, obgleich sie meist aus Pawel besteht, einige erhebliche Stücke schwäbischer Medaillen, unter welchen Ref., wenn ihn sein Gedächtniss nicht trügt, eine des Abts Mauritius (Ribbele) bemerkte. Die andere bewahrt der Besitzer des Wirthshauses zu Unterkirnach bei Villingen Krethi-Plethi in einem Sacke auf.

Was nun das freiherrliche Geschlecht von Bodmann (S. 85) betrifft, so sind dessen Schicksale auf den Grund archivalischer Mittheilungen der Familie, nebst der Beschreibung zweier Münzen gegeben. Bodmann ist ein durch die schönsten schwäbischen Sagen gefeierter Name; wer kennt nicht die Geschichte vom Landstürzer, der die Welt durchwanderte, vom Nebelmännchen, von dem Blitzstrahl, der am Hochzeitfeste das ganze Geschlecht mit Ausnahme eines Säuglings vernichtet? — Mit widerstrebendem Herzen muss Ref. die fast zur historischen Wahrheit verkörperte Ueberlieferung durch urkundliche Thatsachen bekämpfen; dass er durch diesen Excurs einen Beitrag zur Topographie Badens gibt, mag ihm zur Entschuldigung sein. Dass die alte Bodman [ob das am Bodensee liegende Schloss der Freiherren, oder das durch seine Warte den Schiffern so bekannte Hochbodmann zwischen Ueberlingen und Pfullendorf, ist noch nicht sicher ermittelt] kaiserliche Pfalz der Karolinger war, ist geschichtliche Wahrheit. Kurz vor seiner Absetzung hatte Karl der Dicke sich dort am Kopfe operiren lassen; zuletzt befindet sich, zwei Jahre

vor dem Erlöschen des Kaiserhauses, Ludwig das Kind daselbst. — Nach dem Tode Ludwigs blieb die Pfalz den Kammerboten Erchanger und Berhtolt zur Nutzung angewiesen, jedoch nur theilweise; einen Theil und — nach dem übrigen Länderappetit dieses Herrn zu schliessen — nicht den schlechtesten wusste Bischof Salomo von Constanz als Schenkung zu erhalten. (Quorum utrorumque [der Kammerboten] multa dicioni subtracta sunt per munificentias regias in utrosque episcopos. . . . Huic [dem Salomo von Constanz] cum aliquae Potamum, camerae nuntiorum juris oppidum, pertinentiae a regibus darentur cet. Ekkehard IV. bei Pertz Mon. II. 83.) Dieser an das Hochstift Constanz abgetretene Theil der Herrschaft ist nun wahrscheinlich Hochbodmann, denn dieses finden wir im Besitze des Hochstifts, bis im vierzehnten Jahrhundert die Nutzniessung verpfändet und 1507 auch das Eigenthumsrecht an die Stadt Ueberlingen verkauft wird.

Im Jahre 917 aber werden die Kammerboten gestürzt und enthauptet. Aus diesem Ereignisse ist offenbar die Nachricht entstanden (v. Berstett S. 85), dass in jenem Jahre Bodmann zerstört worden sei. Der Wiederaufbau wird ohne genaue Zeitangabe einem Ritter von Ems, Ministerialen der Grafen von Montfort zugeschrieben. Diese Sage entstand aus dem gemeinschaftlichen älteren Wappen beider Geschlechter, dem Steinbocke. Dass von Grafen von Montfort keine Rede sein kann, ist klar. Denn erst nach dem Tode des Schwiegersohns des letzten Grafen von Bregenz, Pfalzgraf Hugo, 1182, trennten die Grafen von Montfort als jüngere Linie von den Pfalzgrafen von Tübingen sich ab (Stälin II. 426 ff.). Wir finden aber schon 1169 Ebirhardus sacerdos de Bodimen in der Urkunde Bischof Otto's von Constanz für Kloster Salem (Literae Salemitanae Mscpt. I. 119) und 1191 Ulrich von Bodmann mit seinem Bruder Burchard in einer Urkunde Bischof Diethelms für Salem (ebendas. S. 109). Es kann also in dieser Zeit die Wiedererbauung der Burg in der oben angegebenen Weise nicht erfolgt sein. Und doch klingt aus dieser Sage etwas wie geschichtliche Wahrheit nach. Bodmann wurde mit andern Besitzungen an das nachmalige Geschlecht der Grafen von Bregenz abgetreten. (Chron. Petrhus. bei Mone Quellensammlung etc. I. 118—119: hi . . ad avunculum suum imperatorem augustum se contulerunt et ab eo . . . in Alemannia loca habitationis acceperunt . . . dedit quippe eis Potamum et Brigantium cet.) Dieses Geschlecht trat aber von den geschenkten Gütern mehrere an den begleitenden ebenbürtigen Lehenadel ab. (Ebendas. Talibus igitur ab imperatore ditati donis cum ea . . suo juri mancipassent, ex eis dona largiti sunt, et uni quidem dederunt Tü-

ringin [Theuringen], alteri Ubirlingin, alii vero Bôchorn, qui etiam postea cum eis connubia miscuerunt cet.)

Die Zeit dieser Schenkungen ist nicht angegeben. Aus der Haltung der Erzählung des Mönchs von Petershausen klingt die Zeit grosser Bürgerkriege um die nach Nationalitäten getrennten Theile des Frankenreiches nach; auch lebt Otzo, von dem gesagt ist: „Ex hujus (des in Deutschland bleibenden Zweiges des obigen Geschlechtes) itaque semine natus est“, zur Zeit des Ausgangs der Karolinger. Dem widerspricht nun allerdings der Besitz des Kronguts durch die Kammerboten, allein die Stellung der Partheien war in jenen Bürgerkriegen so wechselnd, dass Entziehung von Würden und Gütern und Aemtern und Vergabung derselben an die Kirche, oder an andere Familien ganz gewöhnlich sind. Nehmen wir aber dies Bregenz-Buchhorner Grafengeschlecht als Besitzer von Bodmann an, so ist zeitweilige Burghut durch die späteren Herren von Ems, deren Besitzungen mitten in dem Bregenzer Stammgut liegen, nicht gerade als unwahrscheinlich zu verwerfen, wiewohl Ref. nach dem ersten urkundlichen Auftreten der Herren von Bodmann sie als Lehensträger des Hochstiftes Constanz erkennen möchte.

Eine weitere Sage ist das s. g. Hunnen-Recht, Erlaubniss des ausschliesslichen Fischfangs auf dem Constanzer See bis Gottlieben, als Belohnung für erfolgreichen Widerstand gegen die Hunnen (Ungarn) einem Ritter von Bodmann durch Conrad I ertheilt. Einen Sieg über die Ungarn aber erfochten 913 gerade die beiden Kammerboten mit dem Linzgaugrafen Ulrich am Inn. Der zweite Zug der Ungarn fällt in das Jahr 917, in welchem die Kammerboten gestürzt und der Sage nach Bodmann zerstört wurde; ihr dritter Zug 926 berührte das nördliche Ufer des Bodensees nicht, da derselbe so eilig war, dass sie sich nicht einmal Zeit nahmen, St. Gallen zu verbrennen, von Constanz unverrichteter Dinge abzogen und die Plünderung von Reichenau unterliessen, weil Schiffe fehlten, über den See zu kommen (Stälin I. 266. nach den Quellen).

Da ohnedies Bodmann um diese Zeit nach der obigen Sage in Trümmern lag, hätte eine Vertheidigung in Constanz vorfallen müssen, wo nur der Bischof mit den Bürgern und den umwohnenden Freien sich vertheidigen konnte, da der Herzog Burchard I um diese Zeit in Italien war. Auch scheinen die Fischerlehen in Constanz wirklich früh dem Bisthum gehört zu haben, welches auch den Wasserzoll und das Brückengeld über den Rhein schon lange vor 1198 als Reichslehen besass. (Verum quum in hiis rebus, sc. pontomio moneta et thelonio ab impe-

riali infeodantur majestate qui in Episcopos eligentur in Constanciensi Ecclesia u. s. f. in der dunkeln Urkunde König Philipps für Bischof Diethelm [No. 1198 und 1205], die freie Schifffahrt bei Constanz im Tausch für Frastenz [frastio] und den Heimfall der vom Grafen Mangold von Rohrdorf widerrechtlich besetzten Mersburg betreffend, im Copialbuch des Bisthums Constanz. Damit vergleiche man, dass 1297. 18. Sept. der Fischer Eberhard Bodmer von Petershausen sein Fischerlehen hinter der Predigerinsel, welches er um 200 Gankvishe und 3 Solidi denariorum Lehenzins vom Abte von Salem hatte, vor dem Official des Domstifts aufgibt und wieder erhält.)

Die letzte vom Verf. mitgetheilte Sage endlich lässt 1307 die Burg mit der ganzen Bodmannschen Sippschaft vom Blitzstrahl vernichtet werden, mit Ausnahme des Säuglings Johann, der von der Amme, in einen Kessel verpackt, den Berg hinabgeschleudert wurde, seit welcher Zeit alle Bodmann den Namen Johann tragen. Auch hier widerspricht die urkundliche Sachlage. Ref. findet schon 1310 Johann von Bodmann als Zeugen in der Bürgschafts-Urkunde Graf Hugo's von [Montfort-] Bregenz für Albrecht und Johann und Hugo von Werdenberg, den Verkauf von Boshasel betreffend, und 1379. 21. Juni Ritter Johann von Bodmann, Herrn Conrad's sel. Sohn, in einem Vertrag, die Gemeinschaft Leibeigener in Wahlwies betreffend (Lit. Sal. I., 347. und Annal. S. Georgii ad h. a.). Was nun die dem eben behandelten Geschlechte zuerkannten Münzen betrifft, so dünkt es dem Ref., es seien Lindauer, obgleich er, trotz des fehlenden urkundlichen Beweises, anerkennen will, dass Carl IV dem Geschlechte irgend einen Prägstock verpfändete, der aber gewiss doch das alte Gepräge beibehalten musste. Ref. bricht hier endlich seinen langen Excurs damit ab, dass er ihn als Beitrag zur Aufklärung eines Punktes in der badischen Specialgeschichte bei dem Leser entschuldigt.

Das darauf folgende Breisach (S. 86—94) ist durch Geschichte und Münzen gleich anziehend, vorzüglich auch als Münzstätte der alemannischen Herzoge. Ref. verweist hierüber auf seine Anzeige der Schrift „Die Münzen der Herzoge von Alemannien von F. S. Freiherrn v. Pfaffenhofen“, indem er wiederholt sich dahin ausspricht, dass die dort Taf. IV No. 3 abgebildetete Kaiser-Münze Otto's, welche links den Namen Otto, die Buchstaben $\frac{\text{AC}}{\text{AC}}$, rechts ein verzogenes PR und unten IS zeigt, eine durch Ungeschicklichkeit des Stempelschneiders verkehrt geprägte Breisacher Münze sei. Vgl. diese Jahrbücher 1845. No. 44. S. 693.

Bei den Grafen von Freiburg ist die Ansicht des Herrn Verf. (S. 97), dass erst der Sohn Egeno's im Barte das Schloss Freiburg gebaut, dahin zu berichtigen, dass schon Herzog Berhtolt V es bewohnte. (Vergl. die Stelle aus Schöpflin Hist. Z. Bad. V. 143: [Ducem Berhtoldum] in castro Freiburg jucundum et hilarem invenit, mit der bekannten Anekdote, dass der Herzog seinen busspredigenden Neffen die Schlossfelsen habe hinabstürzen wollen, bei Schreiber.) Was die Münzen dieser Grafen betrifft, so erinnert sich Ref. einen Hohlpfenning mit dem einfachen linksschauenden Adler und der Legende C. H. F. gesehen zu haben, der (aus dem Münzfunde bei Deggingen?) in die Hände v. Pfaffenhoffen's kam, und entweder dem Grafen Heinrich von Freiburg-Badenweiler, oder dem gleichzeitigen Heinrich II von Fürstenberg zu vindiciren wäre. —

Zum Abriss der Geschichte von Fürstenberg stand dem Herrn Verf. die Berichtigung der ältesten Geschichte dieses Hauses nicht zu Gebote, welche Ref. dem Schlussband der Münch'schen Geschichte beigegeben hat. Doch ist auch nach Münch die Angabe (S. 118) irrthümlich, dass Berhtold III Mutter eine Gräfin von Stauffen [statt von Neiffen] gewesen. Die Herrschaften Oberkirch und Fürstenegg gehörten nicht zum Erbe der Dynasten von Wolfach, sondern waren noch zu Lebzeiten Heinrichs I vom Reich zu Lehen gegeben worden. Daher ist zu erklären, dass schon dieser Graf 1267. 28. April mit Herrenalb (Alpirsbach?) im Streit über die Kapelle auf dem Kniebis ist (vgl. Stälin II. 474). Die vom Herrn Verf. erwähnte F. F. Goldmünze (S. 124) mit der Inschrift: „Vive et vivas, tandem vincit veritas", scheint auf die Zeit der Verbannung des Fürsten Anton Egon von Fürstenberg-Heiligenberg vom kaiserlichen Hofe sich zu beziehen. (S. m. Forts. der Gesch. v. Fürstenberg von Münch Bd. IV. S. 80 ff.) — Ob die Grafen von Fürstenberg nicht schon im fünfzehnten Jahrhundert gemünzt haben, lässt Ref. dahingestellt. Im Vergleiche mit der Stadt Villingen über landgräfliche Rechte durch Graf Wolfgang von Fürstenberg geschieht der Münze allerdings Erwähnung (Original im Villinger Archiv).

Dass Constanz sein Münzrecht als Reichslehen der Bischöfe gehabt habe, geht zwar aus der vom Verf. angeführten Urkunde Otto's III für Villingen (S. 146) nicht hervor, wohl aber aus der vom Ref. oben beigebrachten Urkunde König Philipps. Ref. macht den Herrn Verf. hiebei auf einen Münzfund bei dem Bau des Adlerwirthshauses in Deggingen (bei Hüfingen) aufmerksam, durch welchen das Verzeichniss bischöflich Constanzischer Münzen seit dem Erscheinen seines Werkes wohl gemehrt

worden ist. Zwar wurde, wie gewöhnlich, der Fund zerstreut, doch sind durch v. Pfaffenhoffen die bessern Stücke für das F. F. Münz-Cabinet in Donaueschingen gerettet worden.

Zu den Münzen von Mannheim (S 162—166) muss Ref., obgleich der Herr Verf. die Churfürstlich-Pfälzischen Münzen aus seinem Werke ausgeschlossen hat, die folgende zählen, weil sie den Beweis liefert, dass gleich nach der angeblichen Erbauung der Ort officiell den jetzigen Namen führte: Sie ist von Silber, halbe Thalergrösse. Av. Bärtiges Brustbild. Umschrift: Moneta Nov. Argent. Manheimii cusa. Rev. Bairisches und Pfälzisches Wappen unter einem Fürstenhut mit Weltkugel und Kreuz. 1608. Churfürstlicher Pfaltz Landmüntz. Sie ist im Besitz des Herrn Posthalter Kramer in Rastatt. Einen ganzen Thaler von gleichem Gepräge will Prof. Grieshaber gesehen haben.

Von Offenburg ist Ref. ebenfalls keine Münze bekannt, eine Spur aber, dass gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wenigstens eine Schaumünze dort geschlagen wurde [vielleicht zur Zeit der Anwesenheit König Maximilians], glaubt er in folgendem einseitigen bleiernen Probeschlag zu haben, welcher beim Graben des Eisenbahndammes dort gefunden wurde. Er ist rund. Eine Kaiserkrone mit einfachem Bogen, links von derselben ein aus Punkten zusammengesetztes Kreuz, unter demselben eine Perle. Rechts der Krone ein nicht deutlich ausgeprägtes M, unter der Krone die Spur eines MB. Das Gepräge trägt den Charakter der oben angegebenen Zeit. Im Besitze von Dir. Weissgerber in Bruchsal.

Dass Villingen (S. 197—198) in frühester Zeit wirklich geprägt habe, scheint Ref. auch durch das daselbst im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert urkundlich vorkommende Geschlecht Monetarius, Muntzer begründet.

Wenn bei Kloster Wittchen (S. 221) der Herr Verf. eine Begabung durch die Königin Agnes von Ungarn annimmt, so folgt er einer im siebzehnten Jahrhundert gedruckten Lebensbeschreibung der sel. Luitgart, die auf keiner historischen Grundlage beruht. Der Grundbesitz jenes Klosters, welches über seine Stiftung hinaus auf eine Beguttensammlung in Oberwolfach sich zurückdatiren lässt, rührt vom Kauf einiger Grundstücke, Schenkung der Herren von Geroldseck und einiger Wolfacher Bürger her. Dass die Stifterin eine Bettelfahrt zur Gründung ihres Klosters gemacht, liegt im Charakter der Zeit, dass sie dabei nach Königsfelden gekommen, ist nicht unmöglich; jedenfalls aber war es ein anziehender Zug, welchen die Sage, oder der Legendenschreiber ausbeutete, diese arme kranke Reuerin mit der vornehmen Frau in Verbin-

dung zu bringen, welche eine Krone mit dem Nonnenschleier vertauscht hatte. Daher die Ausschmückung dieser Sage.

In der dritten Abtheilung des Werkes sind (S. 225—266) Abdrücke und Auszüge aus meist ungedruckten Urkunden über das Münzwesen enthalten, welche den Werth der Arbeit erhöhen.

Die Abbildungen sind, wie der Anschein lehrt, und so weit Ref. sie mit den Originalien vergleichen konnte, treu, überhaupt das ganze Werk mit einer Zierlichkeit ausgestattet, welche der Verlagshandlung alle Ehre macht.

Mit diesen Bemerkungen, welche der Herr Verf. als Zeichen der hohen Achtung vor seiner mühevollen, mit seltener Vollständigkeit ausgeführten, höchst empfehlenswerthen Arbeit ansehen möge, schliesst Ref. seine Anzeige, wünschend, dass dem würdigen Greise noch Lust und Musse werde, den Abend seines Lebens durch einen ähnlichen Beitrag für die vaterländische Geschichte fruchtbringend zu machen.

Rastatt. **Fickler.**

Handbuch der medicinischen Polizei. Nach den Grundsätzen des Rechtsstaates, zu academischen Vorlesungen und zum Selbstunterrichte für Aerzte und Juristen bearbeitet von Dr. J. H. Schürmayer. Erlangen, 1848. Ferdinand Enke'sche Verlagshandlung. XVI und 553 S. gr. 8.

Der Herr Verfasser dieses Handbuches, schon seit einer Reihe von Jahren ein eifriger Bearbeiter und aufgeklärter Reformator in den verschiedenen Gebieten der Staatsarzneikunde, dem namentlich auch durch seine kürzlich erfolgte Ernennung zum Professor der Staatsarzneikunde an der Universität Heidelberg eine höchst ehrende Anerkennung seiner preiswürdigen Bemühungen um diesen Zweig der Gesammtmedicin zu Theil ward, hat sich durch vorliegendes Werk, welches einen äusserst schwierigen, durch Anhäufung eines massenhaften Materials nur schwer zu überwältigenden Gegenstand behandelt, aufs Neue und in würdiger Weise als ein Mann vom Fache bewährt, zumal man nur selten solch eine allseitige fachliche Durchbildung und solch eine völlige Bemeisterung seines Stoffes anzutreffen pflegt.

Fassen wir zunächst die Anlage und Eintheilung der Schrift ins Auge, so können wir beides nur als eine äusserst glückliche, in allen Theilen exacte bezeichnen. Indem nämlich der Herr Verfasser den

ganzen Gegenstand, den die medicinische Polizai nothwendig zu behandeln hat, nach den neuesten, durch Kritik und Beobachtung geläuterten Ansichten und Erfahrungen auf das Gewissenhafteste darzulegen bemüht war, wusste er auch auf die geeignetste Weise sich aller übertriebenen und ermüdenden Weitschweifigkeit, wie jeglicher sterilen Theorieenklauperei neben ausgedehnter fremder und inländischer Literaturbenutzung zu enthalten, ohne jedoch dadurch weder in den Fehler eilfertiger Ueberstürzung seines Gegenstandes, noch der Unklarheit und Unsicherheit des Gedankens zu verfallen.

Um sich aber den Umfang und die Masse dieser Arbeit recht klar zu machen, wird die Anführung des Inhaltsverzeichnisses hinreichen, wodurch auch noch die Zweckmässigkeit und formelle Gliederung in Anlage und Inhalt erfreulich ersehen werden kann.

Die Einleitung enthält: „Begriff und Zweck der medicinischen Polizei, ihr Verhältniss zur Polizei überhaupt und zum Staate.“ §. 1—28.

Der erste Abschnitt behandelt: „Oeffentliche Gesundheitspflege. Entfernung von Krankheitsursachen.“ §. 29—35.

Erstes Kapitel: „Gänzliche Vernichtung von Krankheitsursachen. Verhinderung erblicher Krankheiten.“ §. 36—56. „Wegräumung schädlicher äusserer Einwirkungen. (Sorge für ungestörtes Fötusleben; — Entfernung schädlicher Einflüsse bei der Geburt; — physische Erziehung der Kinder; — gesunde Speisen und Getränke; — Schutz gegen gesundheitsnachtheilige Einwirkung von Geräthschaften; — Aufsicht auf verschiedene Fabricate wegen möglicher gesundheitsnachtheiliger Einwirkung; — gesunde Wohnplätze; — Anstalten gegen Gesundheitsbeschädigung durch wildwachsende Giftpflanzen; — Anstalten gegen die Einwirkung thierischer Contagien; — Anstalten gegen Beschädigung durch Verkauf von Gift; — Vorkehrungen gegen gefährliche Thiere; gegen Geisteskranke; gegen Selbstmord; — Anstalten zur Abwendung von Gesundheitsbeschädigung gegen Lebensgefahr durch mechanisch gewaltsame Einwirkungen; — Sorge für gesunde Gefängnisse und Strafanstalten; — Sorge für einen der Gesundheit möglichst schadlosen Betrieb der Gewerbe.)“ §. 57—260.

Das zweite Kapitel bespricht: „Schutzanstalten gegen ansteckende Krankheiten. (Vernichtung der Ansteckungsfähigkeit durch polizeiliche Anstalten; — Abhaltung contagiöser Krankheiten an der Landesgrenze; — Maassregeln gegen contagiöse Krankheiten im Lande.)“ §. 261—328.

Das dritte Kapitel lehrt: „Schutzanstalten gegen miasmatische Krankheiten.“ §. 329.

Der zweite Abschnitt: „Oeffentliche Krankenpflege, Heilung ausgebrochener Krankheiten“ §. 330, handelt in dem ersten Kapitel über: „Herbeischaffung von Heilmitteln. Sorge für tüchtiges ärztliches Personal. (Sorge für materielle Heilmittel. Arzneimittel. Apotheken. Apotheker; — Sorge für hülfliche Chirurgen; Wundarzneidiener; — Sorge für Krankenwärter; — Sorge für das Vorhandensein chirurgischer Instrumente und Blutegel; — Sorge für das Vorhandensein der nöthigen Bandagen und Maschinen; — Sorge für Badeanstalten und Gesundbrunnen; — Sorge für Anstalten bestimmter Uebel; — Verhinderung der Quacksalberei; — Sorge für Hülfe bei allgemein verbreiteten Krankheiten; — Sorge für einzelne Erkrankte; — Armenpflege im Allgemeinen; — Sorge für Rettung bei Scheintod und Unglücksfällen.)“ §. 331—491.

Der dritte Abschnitt handelt von: „den Medicinalpolizeibehörden.“ §. 492—507.

Jeder einzelne Abschnitt, jeder auch noch so unbedeutende Gegenstand ist hier mit gleicher Liebe, gleicher Sachkenntniss und gleicher wissenschaftlicher Vielseitigkeit und Gründlichkeit abgehandelt, wodurch das ganze Werk unstreitig einen, seiner abgerundeten Vollständigkeit wegen gediegenen Werth erhält. Dass aber der Herr Verfasser vermied, kritisch oder nur aufzählungsweise die einzelnen Gesetzgebungen bezüglich seiner Wissenschaft zu beleuchten, wird demselben wohl eher zum Vortheile, als zum Vorwurfe anzurechnen sein, da die Einzelnen, Lehrer oder Aerzte, dieselben leicht im etwaigen Falle genauer erörtern, oder näher kennen lernen werden, und überdies auch die nächste Zukunft eine über alle deutschen Lande verbreitete, allgemein gültige medicinisch-polizeiliche Gesetzgebung in Aussicht stellt.

Einen weiteren, gewiss sehr zu berücksichtigenden Vorzug dieses Handbuches erblicken wir in der Art und Weise, wie der Herr Verfasser den doppelten Zweck, für Aerzte und Juristen zugleich zu schreiben, erreicht hat. Es ist dieses um so mehr in Auschlag zu bringen, als die Standpunkte der Aerzte und Juristen auf diesem Felde nur zu oft eine abweichende Auffassung zulassen, wodurch es eben so ungemein schwierig wird, in der wissenschaftlichen Erörterung eine Sprache einzuhalten, die keinem von beiden Theilen unverständlich werde, welche Klippe der Herr Verfasser glücklich vermied.

Wir begrüssen somit dieses treffliche Handbuch als ein äusserst sach- und zeitgemässes Werk, welches in seiner Totalität auch den

strengsten Anforderungen einer wissenschaftlich-kritischen Beleuchtung entsprechen dürfte, und verbinden damit den Wunsch, dass es bei Allen, für welche es geschrieben, neben seiner bleibenderen Stellung in der Literatur, jener allgemeinen Benutzung und gebührenden Anerkennung theilhaftig werden möge, welche es rücksichtlich seiner Gediegenheit und seines inneren wissenschaftlichen Gehaltes mit vollem Rechte verdient.

Die äussere Ausstattung dieses Werkes ist endlich, wie es nur von der rühmlich bekannten Verlagshandlung zu erwarten ist, untadelhaft und dem Ganzen völlig entsprechend.

Offenburg, 1849.

Dr. P. J. Schneider.

Kurze Anzeigen.

Minéralogie et Pétralogie des environs de Lyon, disposées suivant l'ordre alphabétique. Par M. A. Drian, Ingénieur civil des mines, ancien directeur des concessions du Ban-Lafaverge et de la Montagne-du-Feu. Ouvrage couronné par la Société d'agriculture de Lyon. 539 p. in 8. Lyon, 1849, chez C. Savy.

Die Gegend um Lyon ist reich an mannigfaltigen Fels-Gebilden, wie an einfachen Mineralien, welche in diesen ihren Sitz haben; eine vollständige Aufzählung dieses Vielartigen kann nur sehr erwünscht sein. Der Verf., durch eine, von der „Ackerbau-Gesellschaft“ gestellte, Preis-Aufgabe veranlasst, sammelte mit grösster Pflichttreue alle vorhandenen Thatsachen, die verschiedenen Cabinette Lyons boten ihm ergiebige Quellen dar; sein vorzüglichster Gewährsmann ist Fournet; aber er gab dabei der Beweise nicht wenige, dass er sich überhaupt mit der, den Gegenstand betreffenden, Literatur wohl vertraut gemacht habe. Für die Aufzählung der Felsarten, wie der einfachen Mineral-Substanzen, diente, was für solche Absichten ganz zweckmässig, die alphabetische Ordnung. Man wird von uns nicht erwarten, dass sämmtliche Artikel vollständig hier angegeben werden; da jedoch das Drian'sche Werk nur in einer verhältnissmässig geringen Zahl von Exemplaren aufgelegt worden, folglich gar manchen Mineralogen und Geologen nicht zu Handen kommen dürfte, so erachten wir es im Interesse der Leser unserer Jahrbücher, wenn wir Einiges hervorheben.

Was zuerst die Fels-Gebilde betrifft, normale und abnorme, welche in der Gegend um Lyon auftreten, so machen wir folgende namhaft, indem uns die geologische Classifications-Weise leitet, und wir die Formationen in aufsteigender Ordnung, d. h. mit den ältesten beginnend, aneinander reihen.

Abnorme Massen: Gneiss, herrscht zumal im südwestlichen Theile des Rhone-Departements, und ihm schliesst sich zunächst Glimmerschiefer an.

Beide Gesteine wurden von Graniten, Granuliten u. s. w. durchbrochen. Jene Felsart lässt mannigfaltige Abänderungen wahrnehmen (S. 189). Der grosse Saussure war der Erste, welcher, vor länger als sieben Jahrzehnden, der Granit-Gänge im Gneisse und im Glimmerschiefer gedachte. Sehr häufig sieht man Bruchstücke des letztern Gesteins eingeschlossen in Granit (S. 281). Feldstein-Porphyr wird zumal am linken Loire-Ufer getroffen; zum Theil dürfte er älter sein, als das Steinkohlen-Gebirge. Hornblende-Gestein und Hornblende-Schiefer. Von Lortet wurde ein Hornblende-Gestein-Gang nachgewiesen, der in Schrift-Granit aufsetzt, welches letztere Gebilde den Glimmerschiefer durchbricht (S. 9). Diorit (mit Vergnügen bemerkten wir, dass der Verf. dasjenige kannte und nicht unbenutzt liess, was neuerdings in Deutschland für die Berichtigung der Charakteristik dieser Felsart geschah). Aphanit, die Angabe erscheint etwas zweifelhaft. Basalt, bis jetzt nur in losen Bruchstücken nachgewiesen. Melaphyr. Mit dem, was S. 272 über den Ursprung gesagt wird, dass Melaphyre als durch Porphyre metamorphosirte Schiefer, Sandsteine u. s. w. zu betrachten seien, werden deutsche Geologen sich nicht vertragen können.

Normale Gebilde. Von den Gliedern der „Uebergangs"-Gruppe tritt nur Thonschiefer auf, welcher jedoch keine fossilen Reste führt. Die Bestimmung rührt von Dufrénoy her. Nach unserm Verf. lässt das Gestein mannigfaltige Erscheinungen erlittener metamorphischer Einwirkungen wahrnehmen. Bergkalk. Soll an mehreren Stellen des rechten Loire-Ufers zu Tag gehen. Eine grosse, Steinkohlen-Formation erstreckt sich von St. Etienne bis Rive-de-Gier. Zuerst wird das „*Système de Rive-de-Gier*" abgehandelt und ein interessanter Durchschnitt der, das Kohlen-Gebilde zusammensetzenden, Schichten mitgetheilt, wie solcher in einem 442,65 Meter abwärts reichenden Schachte entnommen worden. Urkunden über das Werk reichen bis ins vierzehnte Jahrhundert zurück. Das „*Systeme de St. Etienne*" zerfällt in ein unteres, mittleres und oberes. Die ältesten Nachrichten über den dasigen Grubenbau stammen aus dem Jahre 1694. Anhangsweise ist noch von einigen andern, in der Gegend vorhandenen Kohlen-Streifen die Rede. In einem besondern Artikel werden die verschiedenen Kohlen-Abänderungen und deren Beschaffenheit zur Sprache gebracht. Trias-Gebiet. Es besteht vorherrschend aus Sandsteinen und Mergeln; von jenen verdient eine sehr quarzreiche Lage Erwähnung der zahlreichen Bivalven-Eindrücke wegen, die ihre Oberfläche zeigt. Ein eigenthümliches Interesse gewährt das bunte Sandstein-Gebilde dadurch, dass die bekannte Kupfererz-Lagerstätte von Chessy darin ihren Sitz hat. Von der Lias-Formation kommt Kalk vor. In sehr bedeutender Weise erscheint das Jura-Gebiet entwickelt; ein Theil des Departements ist davon bedeckt. Beim Weiler Cirin wird ein geschätzter lithographischer Stein gewonnen. Braunkohlen finden sich an mehreren Stellen. Bei Gelegenheit der Kalk-Trümmer-Gebilde geschieht der beachtungswerthen Beobachtungen Lortet's Erwähnung, die Rollstücke mit Eindrücken betreffend, welche theils vom Druck herrühren, theils auf chemischem Wege entstanden sind (S. 37).

So weit die Felsarten; was die erwähnten einfachen Mineralien angeht, so müssen wir uns noch mehr beschränken in unseren Andeutungen. Wir wählen, zur bequemeren Uebersicht, die alphabetische Folge und bezeichnen un-

ter den vom Verf. in der Gegend um Lyon nachgewiesenen Substanzen folgende. Amethyst, sehr sparsam zu finden. Andalusit, hin und wieder im Glimmerschiefer. Anthracit, am bedeutendsten ist der der Steinkohlen-Periode angehörende. Antimonglanz, tritt hin und wieder in Gängen auf. Apatit, in faserigen Parthien, oder als erdige Masse. Barytspath, setzt an vielen Orten Gänge, oft von beträchtlicher Mächtigkeit, zusammen und tritt in mannigfaltigen Krystallisations-Abänderungen auf. Kohlen- und phosphorsaures Blei, von letzterm nur Spuren, jedoch beinahe auf allen Bleiglanz-Gängen. Interessante Beobachtungen Fournets über die Entstehung jener beiden Substanzen aus Bleiglanz der gepocht und dem Luft-Einwirken ausgesetzt worden (S. 324). Blende, nicht häufig, aber mitunter in zierlichen Krystallen. Chlorit, zeigt sich als Gebirgsmasse und in manchen andern Verhältnissen. Cordierit, kleine Krystalle in einem Eklogit-Block gefunden. Disthen, in Glimmerschiefer. Eisenglanz, in mannigfachen Abänderungen. Eisenkies, mehrere interessannte Krystall-Varietäten, auch als Vererzungsmittel von Pflanzen-Theilen. Feldspath, die Krystalle beschränkt, was Varietäten betrifft, aber zum Theil selten und sehr schön ausgebildet. Vorkommen in Graniten, Porphyren u. s. w. Flussspath, unter andern in Octaedern von reinster violblauer Farbe auf Quarz in den bekannten Manganerz-Gruben von Romanèche, am häufigsten als krystallinische Masse auf Gängen in Granit, Gneiss u. s. w. Granat, die Krystalle erscheinen zuweilen durchwachsen mit kleinen Beryll-Nadeln. Gypsspath. Besonders beachtungswerth sind die Krystalle, welche sich in grosser Menge bei dem, in der *Montagne du Feu* unfern Rive-de-Gier entstandenen, und erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erloschenen, Kohlenbrandes auf sogenantem Porcellanjaspis, so wie auf den natürlichen Coaks erzeugten; manche dieser Krystalle schlossen Kohlen-Asche in ihrem Innern ein. Kalkspath, sehr häufig, in den mannigfaltigsten Verhältnissen des Vorkommens, und nicht weniger als einundzwanzig Krystallisations-Abänderungen darbietend. Roth-Kupfererz, unter andern in Würfeln. Kupferindig. Kupferlasur. Malachit. Beide letztere Mineralien fanden sich, wie bekannt, zu Chessy von seltner Schönheit; die dortigen Gruben wurden in alter Zeit durch die Römer betrieben und seit den Jahren 1400 durch Franzosen. Von Manganerzen finden sich Pyrolusit, Braunit, Psilomelan u. s. w. Vorzugsweise interessant erachten wir Das, was über die Grube von Romanèche gesagt wird und über den so merkwürdigen Gang (S. 257 ff.). Molybdänglanz, auf kleinen Nestern in einem Kupferkies-Gang zu Chessy, auch auf Spalten-Wänden in Syenit von Turmalin begleitet. Olivin, sehr häufig im Basalt und mitunter in Massen von Faustgrösse. (Fournet ist, mit älteren Naturforschern, der Ansicht, dass jene Massen der Erdrinde entrissene Bruchstücke wären: wir versuchten an einem andern Orte den Beweis zu führen: Olivin sei als Ausscheidung aus der basaltischen Masse zu betrachten, entstanden durch Zusammentritt gewisser Elementar-Stoffe, während das vulkanische Gebilde sich noch im feuerig-flüssigen Zustande befand.) Pinit, an mehreren Orten in Feldstein-Porphyr.

Diese Beispiele mögen genügen als Beweise der mannigfaltigen einfachen Mineralien, welche die Lyoner Gegend besitzt.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Fortsetzung.)

Aus dem, was von uns bei diesen und jenen Artikeln erwähnt wurde, ergibt sich, dass der Verf. sich auch in theoretische Betrachtungen einliess, was das Entstehen der von ihm aufgeführten Substanzen betrifft u. s. w., und das ist nur zu billigen, indem dadurch für Anfänger in der Wissenschaft die in der geschilderten Gegend zu unternehmenden Ausflüge nothwendig lehrreicher werden müssen. So erklärt sich die Aufnahme von Artikeln wie: *Cristallisation des roches éruptives et métamorphiques* (eine Zusammenstellung der von Fournet früher und später an verschiedenen Orten dargelegten Ansichten), *Feldspathisation et Fissuration des roches* (ebenfalls nach Fournet), *Silicification* u. s. w., und was besonders zweckmässig, das ist, dass immer Beispiele aus dem abgehandelten Landstriche beigefügt sich finden. An Erze führenden, so wie andern Gängen ist die Lyoner Gegend sehr reich, und diese werden, mit den Erscheinungen, welche sie darbieten, ausführlich besprochen. Wir machen namentlich aufmerksam auf die interessante Gang-Trümmer-Gesteine: Granit-Breccie, durch Manganerze gebunden; Porphyr-Breccie, in welcher die Trümmer durch Bleiglanz verkittet sich zeigen, Quarz-Brecciod, eren Bindemittel Eisenglanz u. s. w.

Am Schlusse trifft man eine Bibliographie, eine Aufzählung sämmtlicher Schriftsteller, die sich mit Lyon, mit dem Lyonnais und dem Rhône-Departement überhaupt beschäftigten, nebst Hinweisung auf ihre Arbeiten.

Das Aeussere des Buches ist in jeder Hinsicht sehr anständig.

Études géologiques et minéralogiques, ou considérations pour servir a la théorie de la classification rationelle des terrains, a celle de l'age relatif des minéraux et des roches, ainsi qu'a celle du métamorphisme, par A. Rivière. *1re partie. Paris, 1847. 300 p. in 8.*

Der Verf. erachtet die beiden Theorieen des „Metamorphismus der Felsarten", und jene der „Ordnung der Gebiete nach den von ihnen umschlossenen fossilen Ueberbleibseln", für in gleichem Grade fruchtbringend als mit nicht geringen Bedenklichkeiten verbunden. In vorliegender Abtheilung des Werkes wird ausschliesslich der erste Gegenstand zur Sprache gebracht, vom zweiten soll später die Rede sein.

Ist der Wissenschaft, welche sich mit der Lebenwelt befasst, im Bereiche der Geologie eine Rolle zu gestatten, bedeutender als die dem Studium unorganischer Natur eingeräumte? Um diese Frage zu entscheiden, prüft R. die

Grundsätze, welche hinsichtlich der Classification der Gebiete herrschen, und wirft einen Blick auf das Geschichtliche der befragten Ordnung. Er zeigt, wie nach und nach, von Werner an bis auf die jüngste Zeit, das grosse Werk der „Eintheilung unserer Planetenrinde" — oder vielmehr der solche zusammensetzenden Gesteine — vervollkommnet worden, und wie der Gedanke einer relativen Altersfolge an die Stelle der Grundsätze getreten, von denen Classifications-Weise frühere Jahre ausgingen. Daran reihen sich Untersuchungen, die auf Paläontologie gestützte Anordnungs-Art der Gebiete betreffend; die zu hohe Wichtigkeit, von manchen Naturforschern jenem Wissens-Zweige verliehen, wird von unserem Verfasser mit gewisser Heftigkeit angegriffen. Versteinerungen führende Ablagerungen stehen denen, die sich frei von Thier- und Pflanzen-Resten zeigen, in auffallendster Weise nach; sie machen, wie R. annimmt, nur den 2,834,146. Theil der Erdrinde aus; folglich kann die Paläontologie nur bei einem beschränkten Theile des geologischen Studiums angewendet werden. Ein allgemeines Classifications-Gesetz für die Gebiete ist unbedingt nothwendig. Zudem findet man die Paläontologen nicht selten keineswegs einig untereinander über die Bestimmung dieser und jener fossilen Species; die Wissenschaft entbehrt noch der Regeln, sicher und entschieden genug, um als herrschendes Grundgesetz bei einer Classification leiten zu können. Versteinerte Ueberbleibsel von Thieren und Pflanzen werden, in gewissen Fällen, Anleitungen zu weitern Entdeckungen geben, für das Ordnen der solche Reste umschliessenden Gebiete weit erstreckter Gegenden gewähren sie Vermuthungen, in einem sehr beschränkten Landstrich vielleicht Gewissheit u. s. w.

Dass der Verf. in seinem Eifer gegen die Petrefactenkunde viel zu weit gegangen, ist aus diesen Andeutungen zur Genüge einzusehen. Auch wir sind der Meinung, dass eine zu weit ausgedehnte Anwendung der, für Geologie so überaus wichtigen, paläontologischen Beobachtungen zu manchen Irrthümern verleiten könnte; aber weit entfernt halten wir uns davon, in Abrede zu stellen, dass die Kenntniss fossiler Reste und ihrer Lage in der Erdrinde eine der sichersten Grundfester unserer Wissenschaft ausmachen; denn das Urtheil über das relative Alter der Fels-Schichten hängt ja vorzugsweise von der Natur der in ihnen vorhandenen thierischen und pflanzlichen Ueberbleibsel ab. Versteinerungen dürfen jedoch nicht als das Wesentliche der Schichten betrachtet werden; man darf sich nicht gestatten, wenn die nämlichen Species an weit von einander entfernten Stellen vorkommen, Schlüsse darauf zu gründen über die Einerleiheit der Massen, die nur aus deren räumlichen Verhältnissen, aus ihrer Lagerung, mit einem Worte aus dem Zusammenhange sämmtlicher Erscheinungen abzuleiten sind. Man dehne die Analogieen nicht weiter aus, als Beobachtungen es unmittelbar gestatten.

Das „Princip der Erdumwälzungen" ist nach unserm Verf. das einzige, welches allen Bedingungen einer wissenschaftlichen Methode vollkommen entspricht. Darauf beruht die *„Classification linéaire des terrains"*, wie solche zuerst von Elie de Beaumont dargelegt worden. Mit diesem berühmten Geologen nimmt R. zwei Zeit-Abschnitte des Erkaltens der Erde an, den ersten von 38,359 Jahren, während desselben war die Abkühlung der Oberfläche grösser, als jene der Masse; in der zweiten Epoche trat das umgekehrte Verhältniss ein. In jeder der beiden Zeitscheiden hatten Emporhebungen und Senkun-

gen statt, Schwingungen und Brüche des Bodens; diese dienen als Grundlagen bei Bestimmung der Gebiete. Elie de Beaumont nimmt deren fünfzehn an; nach dem Verf. lassen sich in der Erdrinde folgende erkennen (absichtlich behalten wir seine Ausdrücke bei):

Terrains.

Historique ou moderne.	*Glauconique.*	*Grauwacique.*
?	*Oolitique.*	*Phylladique.*
Pliocénique.	*Triasique.*	*Talcique.*
Miocénique.	*Psammérithrique.*	?
Eocénique.	*Pénéique.*	*Granitique ou gneissique.*
?	*Carbonique.*	
Crétacique.	*Anthracitique.*	

R. bemerkt übrigens, dass bis jetzt die Zahl der Erdrinde-Umwälzungen keineswegs genau gekannt sei.

v. Leonhard.

Staudt (Dr. G. K. Chr. von, ord. Prof. an der Universität zu Erlangen). Geometrie der Lage. Verlag von Bauer und Raspe. Nürnberg 1847.

Der Verf. hat in diesem Werke den Versuch gemacht, die Geometrie der Lage als eine selbständige Wissenschaft (ohne Anwendung von Verhältnissen) darzustellen. — Jeder geometrische Unterricht soll nach dem Verf. von allgemeinen Betrachtungen ausgehen, welche den Schüler mit den verschiedenen Arten geometrischer Gebilde bekannt machen und sein Anschauungsvermögen üben — die meisten Lehrbücher der Geometrie gehen zu bald zum Besondern über, wesshalb manche Begriffe nicht in der gehörigen Allgemeinheit aufgestellt würden. — Er wünscht, dass sein Buch die Lehrer bestimmen möge, ihrem Unterrichte in der Geometrie des Masses das Wesentliche aus der Geometrie der Lage voranzuschicken, damit die Schüler gleich anfangs denjenigen Ueberblick über die Wissenschaft bekommen, ohne welchen das rechte Verständniss der einzelnen Sätze und ihrer Beziehung zum Ganzen nicht wohl möglich sei. —

Der wesentliche Inhalt des Werkes ist folgender: Strahlenbüschel — Winkelräume und Winkelflächen — Ebenenbüschel — Parallelen — n Ecke, n Kanten und Polyeder. Unendlich ferne Elemente — Gesetz der Reciprocität — harmonische Gebilde — projectivische Verwandschaft zwischen einförmigen Gebilden — zwischen Grundgebilden der zweiten Stufe und zwischen räumlichen Systemen — Linien, Flächen und verwandte Gebilde — geschlossene Linien von paarer und unpaarer Ordnung — ebene Figuren und verwandte Gebilde — Körper und verwandte Gebilde — Rückkehrelemente — Involutionen — involutorische Systeme — Polarsysteme in der Ebene und im Strahlenbündel — Curven und Kegelflächen 2. Ordnung — projectivische Beziehungen zwischen Curven 2. Ordnung — Anzahl der gemeinschaftlichen Punkte und Tangenten

zweier Curven 2. Ordnung — Linien 2. Ordnung überhaupt — Aufgaben vom 2. Grade — Polarsysteme im Raume — Flächen 2. Ordnung — Anhang.

Allen, welche sich für die neuere Geometrie interessiren, darf das sehr gut ausgestattete Werk mit Recht empfohlen werden.

Müller (Dr. Anton, Prof. an der Universität zu Zürich), die algebraische Auflösung der Gleichungen des fünften und sechsten Grades. Stuttgart, Halberger'sche Verlagsbuchhandlung 1848.

Im Eingange des Vorworts sagt der Verf. er sei seit längerer Zeit mit Untersuchungen beschäftigt, in deren Bereich die algebraische Auflösung der Gleichungen als Anwendung gehöre, und habe dabei Resultate gewonnen, welche für die Wissenschaft sowohl Nutzen, als auch nicht unbedeutende Förderung zu versprechen scheinen (! —). Diese Ergebnisse einer langen, mühevollen Arbeit dem mathematischen Publikum vorzulegen und so zum Gemeingut zu machen — gestatten jedoch dem Verf. seine Verhältnisse und Umstände jetzt nicht, und er gibt desshalb das vorliegende Werk einstweilen als Vorläufer! —

Zunächst erwähnt der Verf., der Urtheile und Beweise von Lagrange, Gauss, Fourier, Ruffini, Abel und Dirksen über die Schwierigkeit und selbst Unmöglichkeit der allgemeinen Auflösung der algebraischen (nicht numerischen) Gleichungen von der Form:

$$A_n x^n + A_{n-1} x^{n-1} + \ldots + A_1 x + A_0 = 0, (\alpha)$$

wo also die Coefficienten $A_n, \ldots A_0$ nicht specielle Zahlen sind, und schliesst daraus, das Angeführte thue zur Genüge dar, dass die Frage nach der Lösbarkeit des fraglichen Problemes auf eine, alle urtheilsfähigen Sachkenner befriedigende Weise durchaus nicht erledigt sei (?!), während aus dem von den genannten Autoren Gesagten offenbar folgt, dass es eine für die Wissenschaft ganz nutzlose Arbeit ist, die allgemeine Auflösung der Gleichung (α) zu suchen, so bald $n > 4$ ist, d. h. nach geschlossenen Ausdrücken zu suchen, welche die Wurzeln der Gleichung (α) als Functionen der Coefficienten geben. — Und, selbst wenn man solche Ausdrücke erhalten konnte, aber sie wären sehr complicirt und verworren, so würden sie weiter keinen Werth haben, weil es viel einfacher und bequemer wäre, die bekannten Näherungsmethoden von Fourier, Horner, etc. anzuwenden. — Schon bei den Gleichungen des dritten und vierten Grades haben diese Methoden wesentliche Vorzüge vor der directen Anwendung der bekannten Formeln von Cardan, Euler etc. Die Auflösung der Zahlengleichungen ist aber zuletzt doch die Hauptsache — denn der Hauptzweck der Ableitung solcher allgemeinen Formeln, welche die Wurzeln einer beliebigen Gleichung des 2., 3., 4. ... Grades als Functionen ihrer Coefficienten geben, ist doch wohl kein anderer, als der, specielle Zahlengleichungen darnach aufzulösen! —

Der Verf. scheint sich in nichtssagenden bombastischen Redensarten sehr zu gefallen — unter anderm sagt er: Es könne Niemanden entgehen, dass die bis jetzt bekannten Beweise der Unmöglichkeit der allgemeinen Auflösung der

Gleichungen nicht genügen — Ruffini und Abel legen die allgemeine Gleichung des fünften Grades zum Grunde, und wenn ihre Argumente und Schlüsse richtig seien, so sei die Unauflösbarkeit nothwendig eine gemeinsame Eigenschaft aller Gleichungen des fünften Grades?! — Es sei bekannt, dass man bei der allgemeinen Gleichung des fünften Grades zu einer partikulären Gleichung des sechsten Grades gelange, von deren Lösung Alles abhänge. Diese letzte Gleichung lasse sich zwar wieder auf eine des fünften Grades reduciren; allein es sei damit Nichts gewonnen — möge es sich mit der Lösbarkeit der Gleichung des sechsten Grades verhalten wie es wolle, so sei es nicht blos interessant, sondern von der grössten Wichtigkeit (?), die Fälle zu kennen, in welchen sich diese Gleichung lösen lasse..... Nach Lagrange's Untersuchung sei zur Lösung einer Gleichung des 6. Grades die einer Gleichung des 10. oder 15. Grades erforderlich; allein der Leser des vorliegenden Werkes werde sich überzeugen, dass sich die Sache so drehen und wenden lasse, dass nur die Lösung einer Gleichung des 6. Grades erforderlich sei — wie bei den Gleichungen des fünften Grades. (Das sind aber längst bekannte Dinge.) ... Das Problem der allgemeinen Auflösung der Gleichungen laufe, wie Jedermann wisse, im Wesentlichen auf die Forderung hinaus, dass man die Werthe gewisser Functionen der Wurzeln angebe (?!) ... Der Verf. hält seine gefundenen Resultate für wichtig (?) .... Dem einsichtigen Leser könne nicht entgehen, dass dadurch ein ergiebiges Feld eröffnet sei, dessen Anbauung keinen Schwierigkeiten unterliege — und dennoch unermessliche Vortheile gewähren könne! — Es seien die Mittel geboten, Gleichungen des 6. Grades in sehr grosser Anzahl aufzufinden, welche durch die gewöhnlichen Subsidien der Algebra lösbar sind! — Doch hat sich der Verf. auf diesen Gegenstand nicht eingelassen — aber wenn man die Resultate auch nur tabellarisch zusammenstelle, so werde der Nutzen nicht ausbleiben! — Die Kapitalfrage: ob die Gleichungen des 6. Grades, welche hervortreten, allgemein lösbar sind, werde freilich dadurch nicht erledigt! .... Auch die elliptischen Functionen (!) zieht der Verf. hervor, und bemerkt, dass er dem Leser theils directe, theils indirecte Andeutungen und Hinweisungen gegeben, zugleich aber auch den Grund angegeben habe, warum er die Durchführung nicht aufgenommen habe! — Bei einer besondern Untersuchung dieser Functionen sei jedoch ein anderer Weg einzuschlagen, dessen Bezeichnung aber hier unthunlich sei, weil eine Verständigung kaum erwartet werden dürfe! — Es sei nicht wohl in Abrede zu stellen, dass die algebraische Auflösung der Gleichungen, wie es sich auch damit verhalten möge, eine tractirbare Aufgabe werden müsse, sobald die Theorie der Functionen der Coefficienten, der Wurzeln und der transcendenten Functionen vollständig ausgebildet sei! — Die bisherigen Arbeiten über die allgemeine Auflösung der Gleichungen haben dem Verf. nicht genügt, und als er diese Frage und ihre Erledigung (?) zum Gegenstande seines Nachdenkens gemacht, sei er zu genügenden (?) Resultaten gelangt, habe sich aber bald überzeugt, dass noch Dieses und Jenes zu untersuchen sei — und endlich habe sich ihm eine neue Welt aufgethan!? — Endlich behauptet der Verf., was theoretisch bestimmt sei, müsse auch practisch ausführbar sein! —

Man weiss fast nicht, was man von solchem hohlen, nichtssagenden, fal-

schen und widersprechenden Gerede sagen soll — und wir wollen desshalb nur einige kurze Bemerkungen hinzufügen.

Der Verf. hätte die Ungiltigkeit der Beweise von Ruffini, Abel, ... streng nachweisen, sich aber solchen Männern gegenüber nicht mit blossen Behauptungen und Versicherungen begnügen sollen! — Also, wenn die genannten Mathematiker die Unmöglichkeit der algebraischen Auflösung der allgemeinen Gleichung des 5. Grades:

$$A_5 x^5 + A_4 x^4 + A_3 x^3 + A_2 x^2 + A_1 x + A_0 = 0$$

streng bewiesen haben, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, dass auch keine einzige particuläre Gleichung des 5. Grades, zwischen deren Coefficienten besondere Relationen stattfinden, auflösbar ist! — Das ist ja eine herrliche Logik! — Sind das die unermesslichen Vortheile der Untersuchungen des Verf., dass er die Auflösung der Gleichungen des 5. und 6. Grades auf die einer Gleichung des 6. Grades zurückführt, die er ebensowenig aufzulösen weiss, als jene? — In der That hat der Verf. die Brauchbarkeit seiner kolossalen Formeln auch nicht an der wirklichen Auflösung einer einzigen Gleichung des 5. und 6. Grades gezeigt! —

Was Fourier von den frühern Versuchen der allgemeinen Auflösung der algebraischen Gleichungen sagt: „On n'obtient ainsi que des transformations très-compliquées où la vérité que l'on cherche est beaucoup plus cachée qu'elle ne l'était dans l'équation elle-même. Le temps, et pour ainsi dire l'espace, manqueraient bient-ôt à l'analyste pour effectuer de tels calculs, si le degré de l'équation était élevé — gilt in einem noch viel höhern Grade von dem Versuche des Verfassers! —

Dr. Schnuse.

Die nordischen Runen. Nach Joh. G. Liljegren, mit Ergänzungen bearbeitet von Karl Oberleitner. Wien 1848. Karl Haas'sche Buchhandlung. VIII. und 48 S. in gr. 4.

Die Runendenkmäler des Nordens. Nach Joh. G. Liljegren bearbeitet von Karl Oberleitner. Wien. Verlag von Lechner's Universitätsbuchhandlung. 1849. VIII. und 50 S. in gr. 4.

Diese beiden Schriften gehören zusammen, und die letztere Schrift bildet gleichsam den zweiten Theil der erstern, indem diese von den Runen überhaupt handelt, jene aber uns mit den sehr verschiedenen Arten derselben näher bekannt macht.

Die Runen aber sind besonders Dänemark und dem scandinavischen Norden eigen. In Schweden finden sich die Steine mit denselben am häufigsten; man zählt derselben bei 5000; in Dänemark hat man nur den 25., in Norwegen nur den 50. Theil derselben. Sie waren jedoch nicht bloss in den genannten Ländern, sondern auch bei verschiedenen, mit den Nordbewohnern verwandten Stämmen gebräuchlich. Sie wurden namentlich schon während des 6. Jahrhunderts in Gallien in hölzerne Tafeln geritzt, d. h. geschnitten, und kommen beständig in deutschen Gesängen vor.

Sie geben bis in das graueste Alterthum, bis in die erste Morgendämmerung der Bildungstage in Schweden zurück; und man nimmt an, dass der Gebrauch der Runenschrift mit der Einwanderung Odin's und der Asen angefangen habe. Das älteste Zeugniss runischer Schrift für Scandinavien gibt **Ansgarius** († 865), welcher meldet, dass ihm der König von Schweden an Kaiser Ludwig den Frommen († 840) einen Brief mit nach dessen Landessitte entstellten Buchstaben anvertraut habe. Auch schon in den ältesten Liedern der Edda wird die Runenschrift erwähnt. Allein während des nordischen Heidenthums war die Kenntniss der Runen und deren Gebrauch noch sehr beschränkt und als eine besondere und höhere Bildung nur in den Händen gewisser Würden und Geschlechter. Erst mit der Einführung des Christenthums und des durch dasselbe allgemeiner verbreiteten Unterrichtes ward auch die Runenschrift allgemeiner eingeführt und also allgemeiner bekannt. Denn man behielt sie, als die alte nationale Schriftweise, noch neben der lateinischen und Mönchsschrift bei; und die Runen machen nun die Buchstaben der Inschriften auf den Runensteinen aus. Und wenn gleich der eine oder der andere Runenstein früher oder auch später errichtet wurde, so können doch das Jahr 1000 und die erste Hälfte von 1100 in Oberschweden als das vorzügliche Zeitalter für die Runensteine bezeichnet werden. Es ist also höchst merkwürdig, dass der allgemeinere Gebrauch der Runen nicht dem Zeitalter des Heidenthums angehört, sondern vorzüglich während der ersten Jahrhunderte des Christenthums stattfand. Erst mit dem der Reformation hörte endlich der Gebrauch der Runen mehr und mehr auf. Doch sind die Runenzeichnungen selbst heute noch nicht in dem scandinavischen Norden ausgestorben.

Die ursprünglichen alten Runen selbst sind eine ganz besondere, höchst einfache Art von Schriftzeichen und Schrift. Eine jede Rune besteht aus zwei verschiedenen Strichen, nämlich aus dem Stabe (staf) oder aus einem gerade hinauf und herabgezogenen Striche und aus dem Kernstriche (kännestrek), aus einem gewissen, für jedes Zeichen von verschiedenen Punkten in ungleicher Höhe, Länge und Richtung gezogenen Striche, welcher, da er für jede Rune verschieden und daher sicher auszeichnend ist, wesentlich das eine Runenzeichen oder die Buchstabenfigur von der andern unterscheidet. Und man findet die Runen auf den ältern Denksteinen zwischen zwei in gleichem Abstande neben einander gezogenen Linien geschnitten, welche auf den Runensteinen selten gerade, sondern auf verschiedene Art gebogen, oft an dem einen Ende mit einem Kopfe und an dem andern mit einer Schwanzform versehen sind; oder sie machen den Grundzug zu vielfältig verschlungenen und geflochtenen Schlangen, Drachen oder anderen willkürlich geformten Figuren aus. Die Schrift musste wohl der Richtung dieser künstlichen Verschlingungen folgen und daher bald hinauf, bald hinab und in viele Haken gehen; doch wurden die Runen, wie unsre übrigen abendländischen Buchstaben, gewöhnlich nach einander geschnitten und von der Linken zur Rechten gelesen. Man hatte aber dieser Runenzeichen ursprünglich nur 16. Und die Runen waren in dem Norden nicht bloss diese Schriftzeichen (Lautzeichen, Buchstaben); sondern unter dem Worte Runen (runor) begriff man überhaupt in dem weitern Sinn, wie unter dem literae bei den Römern, die ganze wissenschaftliche Bildung und die vorzüglichern

Werke der Dicht- und Redekunst des Alterthums, die Trollteken, Kraft-Runor, Magin-Runor (Zauberzeichen) mit eingeschlossen.

Woher aber stammen in Wahrheit die Runen? Herr Oberleitner lässt uns über den Ursprung derselben gänzlich unaufgeklärt und unbefriedigt. Er sagt bloss: „Die gegenseitige Ordnung der Runen entspricht keinem andern Alphabet und weist solchergestalt nicht auf ein Stammalphabet hin oder gibt keine andern Aufklärungen, als gerade diese ihre Verschiedenheit von allen andern Buchstabenreihen, insbesondere von denen der klassischen Sprachen"; — und es ist uns unbegreiflich, wie er dennoch in dem Widerspruche hiermit in seinem Vorworte zu „die nordischen Runen" die Vermuthung äussern kann, „dass diese Schrift, gewöhnlich Runen genannt, eine verdorbene Nachäffung von jener der Griechen und Römer wäre." Andere Gelehrte aber, Friedrich Schlegel in seinen Vorlesungen über alte und neue Literatur und G. Th. Legis in seinen Fundgruben des alten Nordens, wollen die Entstehung der Runenschrift in dem Norden Europa's den phönicischen Kauffahrern zuschreiben. Die phönicische Schrift, die Schrift einer Sprache von der vielfachsten Abartung in grössern und kleinen Mundarten, welche auch in der That die meiste Aehnlichkeit mit den Runen und selbst auch nur 15 bis 16 Buchstaben hatte, habe sich in dem Norden acclimatisirt und daselbst später eine eigenthümliche Fortbildung gewonnen. Die Phönicier segelten nämlich, wie bekannt ist, schon in früher Vorzeit nach Britannien und der Bernsteinküste, und waren überhaupt lange Zeit, bis ungefähr zu dem Jahre 200 vor Christi Geburt, gänzlich in dem Besitze des Handels an dem baltischen Meere. Leicht drangen sie von da noch tiefer in den scandinavischen Norden, und von ihnen mochten die Priester zunächst die Schreibekunst gelernt haben. Von diesen aber ging sie allmälig zu dem Volke über; zu Zauberspielen, Geheimnissen, — weltlichen Dingen und eigentlicher Verständigungsschrift. Und Run und Runa bedeutet überhaupt jedes Geheime und Geheimnissvolle; runa heisst murmeln, Etwas leise sagen. Noch ist selbst bei uns die Redensart gebräuchlich: „Jemandem Etwas in das Ohr raunen." Eine alte sächsische Bibelübersetzung von Psalm XLI, 8. heisst: „alle myne vyende (meine Feinde) runeden (flüsterten zusammen, fassten heimliche Rathschläge) tegen my (gegen mich)"; und diess hat auch Luther beibehalten, übersetzend: „alle, die mich hassen, rawnen mit einander wider mich." Und Rune bezeichnet zugleich eine Vertraute der Gottheit, welche deren geheimen verborgenen Willen weiss (eine Drude, Trute, Traute, Vertraute), eine in geheime Wissenschaft eingeweihete und selbst geheime Kräfte besitzende, eine wahrsagende, der Heilkunst theilhaftige, wie man glaubte, von der Gottheit besessene oder inspirirte Frau, eine Hexe, Wissende. Daher die Zusammensetzung Allrune, eine Alleswissende, Allwissende. Siehe Keyssleri antiquit. septent. p. 461sqq. und die Glossarien von Scherz, Wachter und Haltaus.

Wenden wir uns nun zu dem nähern Inhalte der beiden Schriften Oberleitner's, so gibt er in „Die nordischen Runen" in der Einleitung den Begriff der Runen, und zerfällt diese Schrift selbst in zwei Abtheilungen, von welchen uns die erste Abtheilung die Buchstabenlehre und die zweite einen historischen Ueberblick über das Alter und den Gebrauch der Runen in Scandinavien darbietet.

Die zweite Schrift, „Die Runendenkmäler des Nordens", weiset uns die

Spuren von dem alten Gebrauche der Runen, d. i. eben die noch bestehenden Runendenkmäler, nach ihren verschiedenen Arten, nach. Solche Spuren von dem alten Gebrauche der Runen kommen nämlich auf mehreren Arten von Denkmälern vor und machen bald die Mälrunor (Sprachrunen) oder Buchstaben zur Bezeichnung von langen oder kurzen Angaben, bald wieder die Märkesrunor (Merkzeichen) oder gewisse Begriffszeichen aus.

Die Mälrunen bilden als Sprachlautzeichen theils blosse Inschriften, theils ausführlichere Aufsätze, welche letztern entweder auf Runenrollen (d. h. kleinen Stäben oder Rollen), oder in kleine Bretter (glatte Scheiben) von Holz geschnitten oder in Büchern auf Pergament und Papier, freistehend, und nicht zwischen zweien Linien, mit der Feder geschrieben, also ganze Runenschriften, Runenbücher sind. — Die blossen Inschriften sind gewöhnlich in der Muttersprache, also in der alten scandinavischen, kurz und sehr einfach, abgefasst; und sie machen aus: theils Minnesrunor über Todte, Steinrunen auf Runensteinen in der weitern Bedeutung; theils allerhand kurze Aufzeichnungen, und zwar a) an Gebäuden und auf Hausgeräthen; an den Steingestellen der Thüren, an Gebälken und Latten, an Zierathen, an Waffen, Trinkhörnern, Böthen, Waaren etc. b) Auf Kirchen und ihren Geräthschaften, auf den Mauern und Wänden der Kirchen, auf Kirchenthüren, Altarbekleidungen, Taufsteinen, Rauchfässern, Glocken etc. c) Als öffentliche Anzeigen in Runenzeichnungen, zur Aufklärung oder für gemeinnützige Nachrichten, z. B. als Beweise für das Recht einer Erbschaft, als Grenzsteine und als Ermahnungen im Allgemeinen in Beziehung auf eine gewisse Arbeit, die mit den Fürbitten für Verstorbene gewöhnlich verbunden war; und d) als Gepräge auf Münzen, gleichwie wir z. B. Abbildungen von solchen Münzen mit Runenschrift, und zwar von Goldbracteaten, in dem Leitfaden für nordische Alterthumskunde S. 92 und Tab. V. figg. 1—5 erhalten. — — Die Minnesrunor über Todte machen den grössten Theil der mit Runen bezeichneten Denkmäler aus und befinden sich theils auf aufgestellten, theils auf gelegten Steinen. Die letztern, die Denksteine über Gräbern, sind die eigentlichen runengeritzten christlichen Grabsteine in Kirchen und auf Kirchhöfen, unter denen wirklich Todte begraben liegen, und sie wurden allen Personen ohne Ausnahme errichtet. — Die aufgestellten Steine aber sind einerseit Runensteine — in der engern Bedeutung, oder ungemeisselte (d. i. unbehauene) Runenplatten, (Runhällar), und andererseits gemeisselte (zugehauene) Steine, und zwar entweder ganz einfache Säulen oder mehr künstliche Kreuze, welche beide auch als Grabdenkmäler bei den Gräbern der Verstorbenen aufgestellt wurden. — Die ungemeisselten Runenplatten befinden sich in dem ganzen scandinavischen Norden, besonders aber in Schweden ober dem Mälar, und erstrecken sich wohl längs den westlichen Küsten der Ostsee. Sie heissen schlechthin nur Steine oder Platten (stain oder häll, hallr) oder Steinplatten (stainhallr oder kvihallr, vom finnischen Worte Kivi, Stein, und dem Worte hall), zuweilen auch minnesmärke (Denkzeichen, Denkmale), und sie machen zusammengerechnet eine weit grössere Anzahl aus, als alle übrigen uns bisher bekannten Denkmäler dieser Art. Man muss sie wohl von den Bautasteinen (Wahrsteinen) unterscheiden. Denn sie haben zwar das mit denselben gemein, dass sie beide eine rohe von Menschenhänden fast ganz unabhängige Form und eine aufrechte Stellung haben, dass beide den Ort nicht erwähnen, wo der Todte liegt, zu dessen Gedächtniss

sie dastehen, und dass beide keine Grabsteine, sondern nur Denksteine sind. Aber die Runenplatten sind christliche Steine mit Runeninschriften, welche gehen auf meistens schnelle und auf den Tod unvorbereitet dahin gestorbene friedliche Landmänner und Bürger (sammt ihren Weibern selbst und Kindern), welche nützliche Werke gemacht, Wälder ausgerottet, Steine gesprengt und dem Wanderer bequeme Wege gebahnt, über sumpfige Stellen Stege gelegt, Brücken über Flüsse gebaut, Schutzhäuser und Herbergen errichtet etc., und welche Inschriften die vorüberziehenden Mitchristen zu Fürbitten für diese ihre Wohlthäter ermahnen. Diese Inschriften sind übrigens in dem Ganzen sehr einförmig und hauptsächlich von diesem Wortlaute: N. N. errichtete oder liess diesen Stein dem N. N. Vater etc. errichten; Gott helfe seiner Seele; oder: Gott sei mit ihm barmherzig! — Gott vergebe ihm seine Sünden und versetze ihn in das Paradies etc.! Die Bautasteine sind dagegen ohne alle Inschriften und beziehen sich auf ausgezeichnete Helden, welche besondern Muth bewiesen und grosse Thaten, zumal auch zur See, gethan haben. An diese Steine sollte sich die Saga oder fortgehende mündliche Erzählung dieser Thaten und sollten sich nicht minder die Heldengesänge knüpfen, und sie sollten fortwährend die lebendigste Erinnerung an die Helden des Volkes und deren Thaten erhalten. Beide aber, die geritzten Runenplatten und inschriftlose Bautasteine trifft man auf Anhöhen und Bergen, an Wegen, in Höfen und Gärten, wo die Personen wohnten, auch bei Begräbnissorten und bei Versammlungsplätzen und an Orten überhaupt, an welchen man sie gleich finden konnte; und der ungeritzte Bautastein war eine unbehauene lange und schmale Granitplatte, die zum Denksteine, Schutzsteine durch die jedesmalige Stellung bestimmt war; die geritzte (bezeichnete) Runenplatte war gewöhnlich ein Granitstein von derselben Beschaffenheit, der auch durch seine aufrechte Stellung die Blicke des Wanderers auf sich lenken sollte; er war aber mehr kurz und klumpförmig und hatte bloss eine glatte Oberfläche, welche die Inschrift enthielt. Diese Inschrift war, wie gesagt, zwischen zweien gleichweit entfernten Linien, entweder einfach oder in künstlichen Verschlingungen geritzt oder in den Stein eingehauen.

Die Märkesrunen endlich entstehen, wenn die Runen einen mehr willkürlichen Werth erhalten und zu Begriffeszeichen werden; und zwar erscheinen sie entweder als besondere einfache, aus gewissen gezogenen Strichen bestehende Namenszeichen (Bomärken) auf Grabsteinen, Glocken und Kirchenthüren, besonders aber auf Hausgegenständen und auf Siegeln für Jene (in dem fünfzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte), welche ihre Namen nicht unterzeichnen konnten, oder dienen sie als Bezeichnungen für den Wechsel der Zeit auf Runenstäben (Primstäben oder Jahresstäben) als Runenkalender. Nicht minder dienten die Runen auch als Zahlzeichen. Sie stehen aber auf diese Weise offenbar mit den Steinmetzzeichen in inniger Verwandschaft; und wir hätten sehr gewünscht, dass sich Hr. Oberleitner über das Verhältniss der Runen und Steinmetzzeichen zu einander näher ausgesprochen hätte.

Das Alles übrigens, was wir hier nur kurz gesagt, um in dem Allgemeinen eine Belehrung über die Runen zu geben, führt Herr Oberleitner auf eine vollständig unterrichtende und sehr anziehende Weise in wahrhaft wissenschaftlichem Geiste durch; — „die nordischen Runen" sind sogar eine von der k. Akademie in Stockholm gekrönte Preisschrift; — und er gibt uns in der

That in seinen zwei zusammen gehörenden Schriften ein Werk, welches, wie er in seinem Vorworte zu seinen Runendenkmälern sagt, durch seinen, — bis auf wenige Punkte, — erschöpfenden Inhalt und seine rein wissenschaftliche Behandlung über den Gebrauch und das Zeitalter der Runen und der Runendenkmäler die zuverlässigsten Aufschlüsse bietet; ein Werk, welches wir darum einem Jeden, der sich über die nordischen Runen und Runendenkmäler unterrichten möchte, sehr empfehlen.

Klunzinger, Karl, Dr. der Philosophie u. s. w. Dritter Bericht über den Alterthumsverein im Zabergau. 1848. Auf Kosten des Vereins. Stuttgart, 1848. Gedruckt in der J. G. Munder'schen Buchdruckerei. 14 S. in 8.

Derselbe, artistische Beschreibung der vormaligen Cisterzienserabtei Maulbronn. Mit einem Grundriss derselben. Stuttgart, 1848. Gedruckt in der J. G. Munder'schen Buchdruckerei, in Kommission der K. A. Sonnewald'schen Buchhandlung. 44 S. in 8.

Unermüdlich und auf das Uneigennützigste für die archäologisch-historische Wissenschaft thätig, hat Herr Klunzinger, der Vorsteher des Alterthumsvereins in dem schönen, schon seit frühester deutschen Vorzeit angebauten und durch die Römer kultivirt wordenen Zabergau, uns wieder mit den beiden vorgenannten kleinen Schriften erfreut.

Die erstere enthält fünf Paragraphen. 1) Thut Herr Klunzinger die ursprüngliche Einheit des Zabergaues dar, denselben in dem Gegensatze gegen Dr. Karl Pfaff (die Gaue und die ältesten Dynastengeschlechter Würtembergs. Hft. 1. S. 263) für einen Urgau und ursprünglich Einen erklärend, als indem dieses Gaues älteste Begrenzung theils durch das Flussgebiet der Zaber, theils durch den Strom- und Heuchelberg und das linke Ufer des Neckars gebildet wurde. Und mit Recht macht Herr Klunzinger überhaupt darauf aufmerksam, dass der Massstab der kirchlichen Eintheilung für die Auffindung der natürlichen und politischen Grenzen der Gaue nicht sicher ist. 2) Redet derselbe gegen Gock (über den römischen Grenzwall von der Altmühl bis zur Jaxt. S. 169) von einem abgebrochenen Burgthurme in Ochsenberg, ohne sich jedoch hier entschieden genug auszusprechen. Denn an der Stelle, wo dieser Burgthurm stand, mag wohl allerdings früher ein römischer Thurm gestanden haben. Aber die Mauern des letztern abgebrochenen Thurmes hatten Steinmetzzeichen, und Steinmetzzeichen hatten nicht die römischen, sondern durchaus nur die deutschen Gebäude des Mittelalters. 3) Meldet Herr Klunzinger die Auffindung zwei alter [zweier alten] aus Steinen errichteten Gräber bei Frauenzimmern, welche nur Gebeine umschlossen haben und mit nichten römische, sondern offenbar spätere deutsche christliche Grabstätten, und zwar sogar aus der Zeit sind, in welcher man den Todten keine Mitgabe mehr mit in das Grab gab. Durchaus alles Römische: Inschriften, Terra sigillata und Münzen, mangelt hier. 4) Gibt Herr Klunzinger die interessante Nachricht, welche der letzte Abt von Maulbronn, Bernardin Buchinger (regierte von 1642—1648), in seiner Schrift: Epitome fastorum Lucellensium über die Frauenklöster Lichtenthal, Frauenzimmern-Kirchbach, Rechenshofen und Bönnigheim mittheilt. Und

5) berichtet Herr Klunzinger über das Verhältniss des Alterthumsvereins in dem Zabergau zu andern Alterthumsvereinen. Die freundschaftliche Verbindung des letztern mit den andern so sehr zahlreichen Geschichts- und Alterthumsvereinen erweitert sich nämlich immer mehr, und acht derselben haben ihm wieder in der letzten Jahresfrist auf das Freundlichste ihre Druckschriften zugesendet. Möchten also sich alle Vereine immer inniger an einander anschliessen und ihr gemeinsames Streben gegenseitig, ohne Hochmuth und Eigenutz, auf das Eifrigste fördern. Dann werden diese Vereine wirklich von immer grösserm Segen für die Wissenschaft werden.

Die genannte zweite Schrift des Herrn Klunzinger ist zwar auch nur von geringerm Umfange, aber um so gewichtiger durch ihren sehr reichen Inhalt. Es ist in Wenigem sehr Vieles gegeben. Was wir in derselben erhalten, ist nämlich eine Beschreibung der noch in dem Kloster Maulbronn vorhandenen oder urkundlich bekannten Denkmale theils der Architektur, theils der bildenden und zeichnenden Künste, theils der Epigraphik und Heraldik; und das hat Herr Klunzinger einerseits selber an Ort und Stelle erhoben, und andererseits aus der Geschichte von Maulbronn geschöpft, welche er gleichfalls geschrieben hat und deren baldigste Herausgabe sehr zu wünschen ist. Vorzüglich hat er aber auch die zwei wichtigsten noch bestehenden Manuscripte über das Kloster Maulbronn benutzt: die auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart sich befindlichen „Monumenta Monasterii Mulifontani collecta et delineata labore Eberh. Frid. Jenisch“ von dem Jahre 1769 und die auf der Ephoratsregistratur in Maulbronn aufbewahrte „Geschichte und Alterthümer des Closters Maulbronn von M. Andreas Gottlieb Hartmann.“ Und zur Veranschaulichung der ganzen Anordnung des Klosterbaues ist ein von Herrn Klunzinger's Sohne, dem Polytechniker, mit vieler Geschicklichkeit ausgefertigter Grundriss des eigentlichen Klostergebäudes Maulbronn selbst dieser artistischen Beschreibung beigegeben.

Die letztere scheidet sich in zwei Abtheilungen, in eine allgemeine und übersichtliche Darstellung, und in eine nähere Beschauung des Einzelnen. In der erstern Abtheilung handelt Herr Klunzinger nämlich von dem Gesteine des ganzen Bauwerkes, von den Sculpturen, von den Malereien und von an einer Wand eingerissenen mystischen Kreisen, von den Inschriften, den Wappen und Steinmetzzeichen. Das ganze Kloster Maulbronn ist nämlich solid aus Stein ausgeführt, welcher in der Nähe in reichem Masse brach, und zwar verwendete man, mit wenigen Ausnahmen, zu den Gebäuden romanischen und frühgermanischen Styles den gelben, und zu den Gebäuden spätgermanischen Styles den rothen Keupersandstein. Von Skulpturen kommen besonders vor: 1) In Stein: Epitaphien aus verschiedenen Zeiten, eine seltsame Thierfigur als Relief aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts und das Spottbild eines Mönchs, welcher Trauben isst und sogar auf einer Traube reitet, aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts u. s. w. 2) In Holz: eine Anzahl Chorstühle, welcher wir später näher gedenken werden. Diese Skulpturen in Stein und in Holz sind zum Theil bemalt; ja es kommt auch bemaltes Gusswerk vor. Auf den sehr zahlreichen Gemälden, unter denen sich zumal die Wandgemälde durch Kunstwerth auszeichnen, kommen besonders biblische Geschichten vor, und spielt Maria eine Hauptrolle. Andere Gemälde stellen die Wappen und Wohlthäter

der Kirche dar um 1201 bis um 1387. Ganz eigenthümlich war auch ein satyrisches Bild auf das Mönchswesen. Denn es war eine Gans gemalt, an welcher eine Flasche, Bratwürste, Bratspiess u. s. w. hingen, nebst einer zur nassen Andacht gar wohl componirten Fuga mit ihrem nur den initialibus literis unterlegten Texte A. V. K. L. W. H., d. h. „Alle voll, keine leer, Wein her!" Die Laiensteinmetzen erlaubten sich durch solche Witze die herrschenden Excesse der Mönche in dem Essen und Trinken zu geisseln. Von den vielen Glasmalereien, die noch zu Anfange dieses Jahrhunderts vorhanden waren, sind jetzt nur noch einige farbige Scheiben übrig. Inschriften finden sich, sowohl in Prosa als in Versen, ausser der Stiftungstafel in bedeutender Anzahl theils an den Wänden, theils auf dem Boden, theils an den Glocken, und der Künstlerschrift nach zerfallen sie in drei Klassen. Die erste Klasse ist eine Mischung von römischen und neugothischen Majuskeln, und geht von 1201 bis 1387; die zweite besteht aus neugothischen Minuskeln, und geht von 1402 bis 1557, und die dritte ist grösstentheils in gewöhnlicher lateinischer Schrift abgefasst, und geht von 1493 bis 1774. Die ersten arabischen Zahlen finden sich seit 1432 und kommen nicht selten neben den lateinischen vor. Die meisten dieser Inschriften sind in lateinischer Sprache abgefasst. Eine Mischung von Deutsch und Lateinisch erscheint um 1303 und 1431—1532. Die erste bloss deutsche Inschrift ist von dem Jahre 1450. Die Wappen schaut man ebenfalls in grosser Menge. Sie sind theils in Stein gehauen an den Wänden und auf dem Boden, theils an jene gemalt, und zu Ehren der Stifter und Wohlthäter der Abtei angebracht. Die Steinmetzzeichen endlich kommen schon zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts und in grosser Anzahl vor, und bestehen theils aus geraden, theils aus krummen Linien. Es sind unter denselben auch neugothische Majuskeln, wie an der Burg Steinsberg unweit Sinsheim; und es sind unter ihnen denen an der Burg Steinsberg, an den Thürmen zu Besigheim und an der Burg Magenheim ähnliche.

Gehen wir nun zu den Gebäuden der Abtei selbst und deren einzelnen Theilen über, so sind dieselben von dem Jahre 1146 bis zu dem Jahre 1550, also in einem Zeitraume von 404 Jahren, und folglich in einem sehr verschiedenen Style, in dem romanischen Style, in dem Uebergangsstyle, in dem frühgermanischen Style und im neuern Zusatze von den Mönchen und Laienbrüdern der Abtei selbst gebaut. Den Mittelpunkt des Klosters bildet ein in Form eines Quadrates um 1215 bis 1220 und 1303 erbauter Kreuzgang. Der innere Raum desselben enthält an seiner Nordseite eine Kapelle und diente zu dem Friedhofe der gemeinen Mönche; daher sich in demselben noch 29 Epitaphien befinden. Und an diesen Kreuzgang schlossen sich an: a) im Süden die 1146 bis 1148 durch Ritter Walter von Lomersheim erbaute und 1178 durch Bischof Günther zu Speier geweihete Kirche mit ihrer westlichen, in dem Uebergangsstyle in den Jahren 1215 bis 1220 erbauten Vorhalle oder dem Paradiese, als wie man sie nannte, weil sie zu dem Gedächtnisse des Sündenfalles errichtet war; b) in Westen ein Keller aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ein Durchgang und eine geräumige Halle, wohl das frühere Refectorium, in dem Uebergangsstyle aus dem dreizehnten Jahrhunderte, sowie vor der äussern westlichen Seite dieser drei Gebäude ein äusserer Gang, welcher zu einem Saale spätgermanischen Styles aus der Zeit von 1512 bis 1518, zu dem Winterspeisesaale

(Refectorium hibernum), hinführte; c) im Norden die, Faust's Laboratorium genannte, Küche, das in dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in dem Uebergangsstyle errichtete Rebenthal oder der Capitelsaal, der später zu dem Refectorium diente, und drei gewölbte Räume von unbekannter Bestimmung; und d) in Osten noch ein grosser Keller in romanischem Style, die Geisselkammer (flagellatorium), und ein weiterer Raum in dem Style des vierzehnten Jahrhunderts, nebst einer kleinen Kapelle an seiner Südostseite, welcher urkundlich der Capitelsaal war und gleichfalls als Begräbnissplatz diente. Auf diese drei letztern Räume und den östlichen Theil des Kreuzganges waren die Zellen der Mönche gebaut, und es heisst dieser Platz noch jetzt das Dorment (dormitorium). Ausserdem war noch in dem Dachstuhle ein grosser, vielleicht für die Laienbrüder bestimmter Saal; und von dem Dorment gelangte man weiter südlich in einen als sehr kunstreich gerühmten Saal des Querschiffes der Kirche, welcher ursprünglich zu einer Schatzkammer eingerichtet, später aber, zwischen 1519 und 1521, zu dem Bibliotheksaale bestimmt wurde. In demselben befindet sich die sogenannte Fundationstafel von dem Jahre 1450. Von dem grossen Keller und der Geisselkammer zog weiter nach Osten hin ein Gebäude aus germanischer Zeit, unten mit dem Sprechsaale (Parleatorium) und oben mit dem Oratorium; und aus diesem Gebäude kann man endlich noch weiter östlich in das zwischen den Jahren 1384 und 1402 erbaute Herrenhaus oder die Wohnung des Herrn des Klosters, des Abtes. Auf dem Herrenkirchhofe bei demselben sind nur vier Epitaphien; denn der Platz desselben wurde bald zu dem Garten des Abtes bestimmt und die Aebte fanden nun ihr Begräbniss in der genannten Erweiterung des Laienkirchhofes. Der andern kleinern eigenen abgesonderten Gebäude, die zu dem Kloster gehörten, hier nicht zu gedenken; so war das Ganze mit einer eigenen, zwischen den Jahren 1361 und 1376 gebauten, Ringmauer umgeben, unmittelbar vor deren Thore sich eine Aufzugsbrücke befand. Um die Ansicht der Ganzen vollkommen zu geben, wäre ein kleiner vollständiger Grundriss eben mit der Ringmauer, dem Thore etc. sehr zweckmässig gewesen.

Der Geist des Cisterzienser Ordens, dessen Streben dahin geht, auf rauher Bahn ein erhabenes Ziel zu erreichen, spricht sich in der ganzen Anlage dieser Cisterzienserabtei aus; und die Kirche hat nicht einmal Hauptthürme, gleichwie dieses nur bei den Bauten der ärmsten frommen Orden der Fall war. Anlagen zu solchen Hauptthürmen sind nicht vorhanden; und der sehr schlank und spitze Thurm auf dem Kreuzdurchschnitt der Kirche mit seinen drei Glocken, ein so genannter Dachreiter aus der germanischen Zeit, ist nur von Holz. Ganz unbedeutend ist das ebenfalls hölzerne Glockenthürmchen auf der Westseite. Die Kirche selbst hat auch nur ein Längen- und ein Querschiff und zwei Nebenschiffe in romanischem Style und bildet ein römisches Kreuz. Die beiden Seitenschiffe sind niederer als das Hauptschiff, auch waren sie ursprünglich geschlossen und nur durch obere Fenster erhellt. In dem Jahre 1424 wurde das südliche Seitenschiff durchbrochen und noch eine Reihe von zehen niedrigen Seitenkapellen in germanischem Style angebaut. In jedem Querschiffe sind auch unten drei niedrige Kapellen und ein schmaler Gang in romanischem Style, und darüber ist ein grösserer hoher Raum, die bereits genannte Schatzkammer. Das Innere der Kirche theilt eine steinerne Wand, der Lettner, romanischen

Styls, in zwei Hälften, in eine östliche und in eine westliche, oder in einen Herrenchor und in einen Bruderchor. Ersterer hat wieder einen obern Theil, Chor in dem engern Sinne, und einen untern Theil. In jenem erhebt sich zwei Stufen höher der Hochaltar, auf welchem in Holz geschnitzte Figuren meist mit abgelöster Vergoldung sich befinden, nämlich Maria mit dem Christuskinde, hoch empor ragend, in der Mitte, und ihr zur Rechten die Kreuzannagelung mit siebenzehen, so wie ihr zur Linken die Grablegung mit sechszehen Figuren. In dem untern Theile des Herrenchors sind 92 Chorstühle von Eichenholz mit Sculpturen. Hinter diesen Chorstühlen sind in dem südlichen Seitenschiffe Ramen von abgegangenen Bildern, welche wahrscheinlich zu den in dem Jahre 1408 errichteten Seitenaltären gehörten. — Der Bruderchor enthält: vor dem Lettner in der Mitte drei Chorstühle von schöner und noch reicherer Arbeit, als die genannten; so wie in dem nördlichen Seitenschiffe: 23 Stühle mit Schnitzwerk. Weiter befinden sich in dem Bruderchore: vor jenen drei Stühlen ein 12 Schuh hohes Krucifix aus einem Keupersandsteine hinten mit der Jahreszahl 1473, so wie vor demselben ein Altar, vor diesem aber ein Grabmahl Walters von Lomersheim, unfern desselben an einer der südlichen Säulen des Hauptschiffes eine mit einer gewundenen und verzierten Treppe versehene steinerne Kanzel, und endlich an zweien einander gegenüber stehenden Pfeilern des Hauptschiffes zwei Baldachine für Altäre, von denen man irrthümlich meint, dass sie Controverskanzeln gewesen seien, indem das in diesem Kloster in dem Jahre 1564 Statt gehabte Religionsgespräch ohne Zweifel gar nicht in der Kirche gehalten wurde. — —

Dieses ist der Hauptinhalt einer preiswürdigen, mit hohem Fleisse geschriebenen Schrift, welche sich so recht eignet, einem Jeden, welcher das so sehenswerthe Klostergebäude Maulbronn beschauen will, zu dem Führer zu dienen.

K. Wilhelmi.

Die Schriften der römischen Feldmesser, herausgegeben und erläutert von F. Blume, K. Lachmann und A. Rudorff. Erster Band. Texte und Zeichnungen. Berlin, bei Georg Reimer 1848. XI. und 416 S. gr. 8.

Ueber diesen ersten Band, der ausser dem lateinischen Text Nichts weiter als ein Inhaltsverzeichniss der einzelnen in diesem Bande gegebenen Stücke, sowie die Angabe der benützten Handschriften und der in einer jeden derselben enthaltenen Stücke bringt, lässt sich vorerst Nichts weiter als ein einfacher Bericht des Inhalts erstatten, aus welchem freilich die grosse Verschiedenheit dieses neuen Textes von dem bisherigen, wie er in den Sammlungen von Rigalt und Goes enthalten ist, sowie die gänzlich verschiedene Anordnung der einzelnen Bestandtheile der ganzen als Scriptores rei agrariae bisher bekannten Sammlung zur Genüge hervorgeht. In wie weit diese neue Anordnung, die sich, so weit wir zu entdecken vermocht, zunächst auf die benutzten Handschriften, sowie theilweise auf die von Blume im Rheinischen Museum für Jurispr. Bd. V. u. VII. gegebenen Erörterungen stützt, begründet ist, muss freilich noch abgewartet werden, bis der zweite Band des Ganzen erschienen ist,

der uns über diesen Punkt, wie über so manches Andere, was mit der Constituirung des Textes zusammenhängt, nähern Aufschluss bringen wird. Denn dieser Band enthält ausser dem Text Nichts als die unter dem Rande angegebenen Abweichungen der Handschriften, nach welchen der Text gebildet worden ist. Von einer Erklärung des Textes, wie überhaupt von irgend einem Beitrag, welcher das Verständniss dieser wichtigen und doch in Manchem schwierigen Reste des römischen Alterthums fördern könnte, ist nirgends die Rede, und doch ist diese eben so nöthig, da sie schon mit der Bildung des Textes in vielfacher Beziehung steht. Dasselbe gilt von der Frage nach den Verfassern der einzelnen, hier in eine Sammlung vereinigten und in dieser Weise auf uns gekommenen Reste, sowie nach der Bildung und Zusammensetzung des Ganzen selbst; denn auch dieser Punkt hängt mit dem Text selbst und dessen Verständniss mannigfach zusammen, wesshalb die Lösung dieser Fragen wohl bei einer neuen Ausgabe, die diese Sammlung in ihrer urkundlich treuen Gestalt vorlegen soll, erwartet werden kann. In diesem ersten, bis jetzt allein erschienenen Bande findet sich von dem Allem, was doch als nothwendig anerkannt werden muss, Nichts, ja derselbe enthält weder Vorrede, noch Prolegomena, noch irgend Etwas der Art, was uns nur einigermassen einen Aufschluss oder einen Wink geben könnte. Man wird sich daher auch vorerst auf eine einfache Relation des Inhalts, namentlich der Anordnung der einzelnen Reste und dergleichen, insoweit sie auch von dem Bestand der frühern Ausgaben von Rigalt und Goes abweicht, beschränken, immerhin es aber beklagen müssen, dass bei der gänzlich veränderten und auch (wie sich schon jetzt sagen lässt) in Vielem verbesserten Zusammenstellung und Einreihung der einzelnen Bestandtheile nicht einmal am Rande der neuen Ausgabe die Seitenzahlen der genannten, bisher allein zugänglichen Ausgaben bemerkt sind, mithin für Jeden, der eine Stelle nachsehen will, diese ältern Ausgaben, nach denen bisher immer citirt werden musste, auch jetzt noch unentbehrlich bleiben. Sollte beim zweiten Bande etwa durch eine vergleichende Tabelle der Seitenzahlen nachgeholfen werden, so würde dies doch nur einen schwachen Ersatz für das bei dem Texte selbst Versäumte bieten können. Wie fühlbar aber dieses Versäumniss ist, mag aus dem, was wir alsbald über die veränderte Anordnung der einzelnen Stücke zu bemerken haben, ersichtlich sein.

Den Anfang macht jetzt unter der Aufschrift Juli Frontini das Bruchstück, das in der Sammlung von Goes p. 38 u. 39 unter der Aufschrift Julii Frontini de agrorum qualitate sich findet; die neue Ausgabe hat den Zusatz: De agrorum qualitate, obwohl er im A. G., also in dem Cod. Arcerianus und in dem Gudianus sich findet, weggelassen. Unter dem Text auf derselben Seite beginnt der Abdruck des zu Frontinus gehörigen Commentars des Aggenus Urbicus, ebenfalls mit der einfachen Aufschrift Aggeni Urbici (bei Goes p. 40 ff.). Am Schlusse steht: Explicit commentum de agrorum qualitate. Incip. de Controversiis. Es beginnt nämlich in der obern Abtheilung des Textes das Stück des Frontinus, das bei Goes p. 39 ff. unter der Aufschrift De controversiis steht (die auch im Cod. Arcer. sich findet; im Gudianus steht blos Item Controversiae), und darunter wieder des Aggenus Commentar (p. 50 ff. bei Goes).

(Schluss folgt.)

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Die dazu gehörigen Pläne und Zeichnungen, liber diazographus von Aggenus selbst früher (p. 49. G. p. 7.) bezeichnet, folgen am Schluss des gesammten Textes. Was bei Goes steht, findet sich auch hier, nur mit dem Unterschied, dass die neue Ausgabe kurz vor dem Schluss des bei Goes abgedruckten, mit den S. 43 daselbst befindlichen Worten: „Sunt et aliae limitum conditiones, quae ad solum non pertinent, hoc est ad artem nostram“, ein neues, zweites Buch beginnt, und darum die Aufschrift voranstellt: „Ex libro Frontini secundo.“ Zu diesem Buch gehört dann der Rest des p. 43 und 44 bei Goes stehenden Stücks, mit einem bei Goesius ganz fehlenden, hier aus den beiden oben genannten Handschriften beigefügten Schluss, dann das bei Goes S. 215—219 befindliche Stück, welches bei diesem die Aufschrift trägt: Fragmentum agrarium de limitibus, hier aber als zu den Werken des Frontinus gehörig eingereiht ist. Dann aber ist auch in dieses Buch dasjenige in theilweise etwas veränderter Form eingeschaltet, was wir bei Goes p. 61 ff. als den andern Theil der Schrift des Aggenus Urbicus De controversiis agrorum bezeichnet finden, was aber bei näherer Betrachtung des Inhalts und nach mehreren einzelnen bestimmten Aeusserungen als kein Werk dieses Commentators, sondern als das Werk des Frontinus erscheint, wie dies schon Blume a. a. O. V. p. 382 angedeutet hatte. Wir gewinnen daraus für die Person des Frontinus, als Verfassers dieser Schrift, insofern ein neues Datum, als p. 54. praestantissimus Domitianus erwähnt wird, was doch schwerlich von einem nach Domitian lebenden Autor zu erwarten ist, auf Frontinus aber, der unter diesem Kaiser in Amt und Würden stand, passt. Auch die Stelle kurz zuvor S. 33: „eiusmodi lites non tantum cum privatis hominibus habent, sed et plerumque cum Caesare, qui in provincia non exiguum possidet“, werden wir dann auf Domitian beziehen können. — Nun folgt p. 59 bis 90: „Ageni Urbici de controversiis agrorum; es ist das bei Goes p. 65 ff. und p. 76 ff. unter des nun mit Recht aufgegebenen Simplicius Namen abgedruckte Stück, mit einzelnen Zusätzen oder Erweiterungen aus dem Codex Arcerianus, namentlich am Anfang. Zu der Vorrede, mit welcher das Ganze nun beginnt, fehlt der Eingang: auf diese Vorrede folgt gleichsam als eine Einleitung zur weiteren Erörterung ein Umriss der Erde, welcher beginnt mit dem stoischen Satz von der Einheit der Welt: mundus, ut Stoici decernunt, unus esse intelligitur: sed qualis et quantus, geometricis spectaminibus aperitur. Bei der Angabe der Eintheilung der Erde in vier Theile ist hinzugesetzt: ut supra diximus, was also auf eine vorausgegangene Erörterung schliessen lässt. Aus dem, was wir S. 64 lesen (früher

unter des falschen Simplicius Namen), wird aber ersichtlich, dass das, was hier mitgetheilt wird, einem grössern, aus sechs Büchern bestehenden Werke angehörte, dessen viertes Buch De controversiis handelte. Bemerkenswerth ist ebendaselbst S. 64 das der Geometrie als Wissenschaft ertheilte hohe Lob: omnium igitur honestarum artium, quae sive naturaliter sive ad naturae imitationem proferuntur, materiam obtinet rationis artificium geometria, principio ardua ac difficilis incessu, delectabilis ordine, plena praestantiae, effectu insuperabilis: manifestis enim rationis executionibus declarat rationalium materiam, ita ut geometriam inesse artibus aut artes ex geometria esse intellegatur etc., und dann am Schluss: sed quoniam tanta naturalium rerum magnitudo exercitationis acuminis exigit curam, non facile geometria tangitur opinione et ad intellectum sui nisi quos ad naturalem philosophiam provehat, admittit. Sollte hier nicht, wenn auch nicht genau den Worten, so doch dem Sinne nach, ein Varronisches Fragment zu entdecken sein, etwa aus den novem disciplinarum libri, deren viertes de Geometria handelte? Sollte darauf etwa auch S. 67 die Stelle: „secundum rationem quorundam philosophorum aut geometrarum illud quoque, quod aere distinguitur, corporale esse decernitur“ sich beziehen lassen? Manche Zweifel, die uns übrigens in der Anordnung des Ganzen aufgestossen sind, wollen wir für jetzt noch nicht vorbringen, weil wir erst den weiteren Verfolg des Werkes und die darin hoffentlich gegebene Rechenschaftsablage auch über diesen Punkt abwarten wollen, zumal als auch das, was vorher als dem Frontinus zugehörig, diesem beigefügt war, hier wieder mit Cursivschrift abgedruckt ist, ebenso Manches, was in dem Commentum zu Frontinus vorkommt. Ueber die Person des Aggenus Urbicus haben wir in diesen neu publicirten Resten Nichts gefunden, was uns einen Aufschluss brächte und zur Erweiterung Dessen dienen könnte, was schon Goes p. 147 darüber bemerkt hat. Wenn dieser aus den Worten cum divino praesidio in dem Eingang zu dem Commentum Frontin's De controversiis („suscepimus quoque tractandos controversiarum status cum divino praesidio“) auf einen christlichen Verfasser schliessen will, so möchte dieser Schluss eher auf eine andere Stelle (p. 61 Goes p. 23 in dem Commentum zu Frontinus) zu begründen sein, wo von den über die loca sacra et religiosa entstehenden Controversen die Rede ist: „In Italia autem multi crescente religione sacratissima Christianorum, lucos profanos sive templorum loca occupaverunt et serunt“ etc., was auf eine Zeit hinweist, wo doch schon die christliche Religion ziemlich allgemein verbreitet war, obwohl uns Sprache und Fassung des Ganzen nicht über das vierte Jahrhundert hinauszuweisen scheinen. (Blume, Rhein. Mus. V. p. 377 will ihn spätestens gleich nach der Mitte des fünften Jahrhunderts setzen.) Die weitere Vermuthung von Goes, dass Aggenus im Sabinerlande, unfern des Berges Mutela, zu Hause gewesen, wird ziemlich ungewiss bleiben, da auch andere Orte und Landschaften Mittelitaliens genannt werden, und zwar so, dass man sieht, dass Aggenus dort gewesen, wie z. B. sicut hoc comperi in Samnio. Immerhin weisen diese und ähnliche Stellen mit weit mehr Grund auf einen in Italien lebenden Verfasser, als auf einen Gallier, und zwar aus dem südlichen Gallien, wo er um die Mitte des fünften Jahrhunderts geboren, wie Giraud vermuthet, der damit die Inschrift bei Gruter p. XIII., 15. (wo ein Adginnius Urbicus vorkommt) in Verbindung bringt. Aber die einzige Stelle, wo in den auf uns gekomme-

nen Resten von Gallien die Rede ist (p. 70 ed. Goes. p. 17 u. 83. dies. Ausg.), scheint eher für das Gegentheil zu sprechen: „Hae quaestiones maxime in Gallia tota [togata] moventur, quae multis contexta fluminibus immodicas Alpium nives in mare transmittit et subitarum regelationum repentinas inundationes patitur.“ Diese bloss gelegentlich gemachte Bemerkung ist übrigens aus Frontinus (p. 50) genommen, dem jetzt dieses früher dem Aggenus fälschlich zugewiesene Stück in dieser Ausgabe mit Recht zugetheilt ist; auch folgt gleich nachher wieder ein ganz bestimmt gefasstes Beispiel aus Italien, auf welches auch die Stellen, wo von den an Veteranen ertheilten Ländereien die Rede ist, gleichfalls verweisen. Was im Uebrigen die Person des Aggenus betrifft und den Werth seiner Leistungen, so scheint uns doch das Urtheil, das Blume a. a. O. p. 379 über ihn gefällt hat, etwas zu hart und allzu herabsetzend, so wenig wir sonst geneigt sind, das Lob dieses armseligen Compilators zu singen.

Auf Aggenus folgt S. 91 ff.: „Balbi ad Celsum Expositio et ratio omnium formarum“, dasselbe Stück, welches bei Goes p. 28 ff. unter dem (übrigens irrthümlichen) Titel: Julii Frontini de agrorum qualitate sich befindet und noch die weitere Aufschrift trägt: Julius Frontinus Celso, was auch in der That im Cod. Gudianus und Palatinus steht, während die andere Aufschrift aus dem Cod. Arcerianus und dem Jenensis entnommen ist; der Mutinensis hat: M. Junii Nypsi de mensuris. Dass der bekannte Frontinus, der unter Vespasian zu Rom die Prätur bekleidete und, wie wir oben gesehen, unter Domitianus noch lebte, der Verfasser dieser Abhandlung nicht sein kann, hatte schon Goes p. 142 aus den Eingangsworten geschlossen, die einen jungen Kriegsmann, der unter Domitian den dacischen Feldzug mitgemacht und die dann folgende Musse zur Abfassung dieser Erstlingsschrift benutzt, erkennen lassen. Diess kann aber auch Balbus nicht sein, der unter Augustus lebte und die Resultate der auf Befehl dieses Kaisers veranstalteten Messung in einem eigenen Werke zusammenstellte — iubente Augusto Caesare Balbo mensori, qui omnium provinciarum mensuras distinxit ac declaravit (in der dem Boethius beigelegten Demonstratio artis geometricae p. 402), oder in dem Liber Coloniarum p. 239 (bei Goes p. 141) — Balbi mensoris, qui temporibus Augusti omnium provinciarum et formas civitatium et mensuras compertas in commentariis contulit et legem agrariam per diversitates provinciarum distinxit ac declaravit, woraus vielleicht die andere Stelle des sogenannten Boethius stammt. Diese Schrift des Balbus wird als Liber Balbi mehrfach genannt, und bildet mit eine der Quellen, aus der diese Compilationen späterer Zeiten, wie wir sie jetzt noch besitzen, geflossen sind. Von ihm kann also dieses Werk eines jugendlichen Verfassers nicht wohl herrühren; auch der Celsus, an den das Ganze gerichtet ist, bleibt unbekannt; er scheint ein zu seiner Zeit angesehener Agrimensor gewesen zu sein, weil es am Eingang heisst: „notum est omnibus, Celse, penes te studiorum nostrorum manere summam.“ Oder sollen wir einen jüngern Frontinus, als den oben bezeichneten als Verfasser der Schrift annehmen? Wir zweifeln sehr. Oder wollen wir mit Blume (Rhein. Mus. f. Jurispr. VII. p. 142) an den Hyginus denken? vorausgesetzt, dass dieser wirklich der Zeit- und Kriegsgenosse des Trajanus war. Diese Vermuthung würde mehr für sich haben, ist auch von Lange (am gleich anzuführenden Orte p. 55 ff.) desshalb angenommen worden.

S. 108 ff. folgen unter der Aufschrift Hygini einige nicht ganz zusammenhängende Bruchstücke, an welche sich p. 111 das Stück anreiht, das bei Goes p. 203 u. 204 unter der Aufschrift incipit liber Hygini de limitibus abgedruckt steht, und nach einem Zwischenstück die bei Goes p. 205 folgende Schrift Hyginus de conditionibus agrorum bis zu 211 der ersten Zeile, indem der weiter folgende Rest, der von literae singulares handelt, hier weggefallen ist und dagegen das folgt, was schon Blume a. a. O. p. 123 ff. aus dem Cod. Arcerian. mittheilte, bis zu dem durch die Worte der Handschrift bezeichneten Schluss: De limitibus Hygini feliciter.

S. 134—165 incl. folgt: Siculi Flacci De conditionibus agrorum, d. i. diejenige Schrift, die in der Sammlung bei Goes den Anfang macht p. 1—27; nur die hier S. 26 und 27 angehängten Verzeichnisse: Incipiunt nomina agrorum und limitum sind weggelassen. Die Ueberschrift dieses Werkchens ist durch die Handschriften gerechtfertigt; der Zusatz Italiae, den Goes vorschlug (p. 124) erscheint kaum nothwendig, und dürfte aus den Anfangsworten schwerlich als nothwendig nachzuweisen sein, um so mehr, als gleich darauf schon die provinciae genannt werden. Dass der Verfasser ein angesehener und namhafter Agrimensor war, scheint aus Allem hervorzugehen; von seiner Professio spricht er gleich im Eingang; sein Vaterland, oder doch sein Aufenthalt, war in Italien; einzelne Orte oder Landschaften Italiens werden hier und dort von ihm erwähnt (z. B. p. 162 ut in Nolano comperimus); seine Lebenszeit fällt nicht vor Domitianus, den er S. 163 (de quibus Domitianus finem statuit) nennt.

Auf Siculus Flaccus folgt weiter S. 166 ff. Hygini de limitibus constituendis, das bei Goes p. 150 ff. bis 202 abgedruckte Stück. Dass der Verfasser, dessen Name bald Hyginus, bald Hygenus in den Handschriften geschrieben wird, von dem vorher erwähnten Hyginus, dem Verfasser ähnlicher Reste, nicht verschieden ist, wird nicht zu bezweifeln sein; nach der neuesten Untersuchung von Lange (in der Ausgabe des Hyginus De munitionibus castrorr., besonders p. 41) dürfte er mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit unter Trajanus zu setzen sein, dem er sogar (nach Lange's, auf eine Aenderung des Textes freilich gestützte Annahme p. 83 ff.) die kleine Schrift über Lagermessung gewidmet. Für diese Annahme spricht ebenso die Art und Weise, wie er in der Stelle der Schrift De condit. agrorr. p. 121 (p. 209 Goes) des Trajanus erwähnt, als selbst die Aeusserung in dieser Schrift De limit. constit. p. 202: „Subsecivorum omnium librum facere debebimus, ut, quando voluerit imperator, sciat, quot in eum locum homines deduci possint", und das ebendaselbst p. 202 und 203 erwähnte kaiserliche Archiv (tabularium Caesaris). Einigemal wird der Divus Vespasianus erwähnt, ebenso Divus Titus und Domitianus (p. 133). Italien werden wir wohl als seine Heimath und gewöhnlichen Aufenthaltsort annehmen dürfen, jedenfalls zeigt die öftere Erwähnung italischer Gegenden und Orte nähere Bekanntschaft mit diesem Lande (p. 131: namque hoc comperi in Samnio); während auch in andere Länder ihn sein Beruf geführt haben mag: hoc non praetermittam, sagt er p. 121 (p. 209 Goes), quod plerisque locis inveni etc. (ebenso p. 126: ut comperi aliquibus locis); bald darauf spricht er von dem, was in Dalmatien und der narbonensischen Provinz der Fall sei; und dann folgt weiter eine Aeusserung: neque hoc praetermittam, quod in provincia Cyrenensium comperi. Auch das aus

den Itinerarien bekannte Ad medera in Numidien wird p. 180 erwähnt; eben so die im Lande der Lusitaner von August angelegte (auch von Frontinus p. 51 erwähnte) Colonie Emerita (p. 171), aber die gleich nachher genannte regio Mullicensis et Turgaliensis ist gänzlich unbekannt, und kommt sonst nirgends vor, so weit wir wissen. Dagegen scheint er nicht nach Deutschland gekommen zu sein, weil es S. 123 heisst: item dicitur in Germania in Tungris pes Drusianus etc., nicht etwa wie sonst comperi. Für die Bildung des Mannes spricht die Art und Weise, wie er von Archimedes p. 184 (wo inventorem statt inventorum zu schreiben, wenn es anders kein blosser Druckfehler ist, was wir fast glauben) spricht, und wie er Stellen des Virgilius (p. 185, wo Vergilius) und Lucanus (p. 188) citirt. Endlich spricht er auch (p. 133) von einer weiteren Schrift, die wir jedoch nicht mehr besitzen: „cuius edicti (des Domitianus) verba itemque constitutiones quasdam aliorum principum itemque Divi Nervae in uno libello contulimus." Diese Schrift ist jedenfalls eine von derjenigen verschiedene gewesen, deren Reste jetzt noch in einzelnen Stücken unter den verschiedenen besondern Aufschriften als Theile dieses grösseren Ganzen vorliegen, das auf den Grund der von Augustus veranstalteten Messung im Zusammenhang mit dem Steuersystem basirt war. Es ergibt sich diess aus einer von Lange p. 43 angeführten Stelle des Cassiodorus Varr. III., 52, wo auf die Angabe von den durch Augustus veranstalteten Massregeln die Worte folgen: „Hoc auctor Hyginus gromaticus redegit ad dogma conscriptum, quatenus studiosus legendo possit cognoscere, quod deberet oculis absolute monstrare."

Nun folgen die Reste, welche bei Goes p. 102 ff. bis 147 abgedruckt waren, unter der Aufschrift De coloniis, und freilich als ein aus verschiedenen Quellen zusammengestelltes Conglomerat sich darstellen, dessen einzelne Bestandtheile in der neuen Ausgabe zum Theil anders abgesondert und in Folge dessen auch in eine ganz andere Ordnung und Folge gebracht sind. Zuerst erscheint unter der Aufschrift: Incipit liber Augusti Caesaris et Neronis p. 209 ff. das Stück, das bei Goes pag. 109 die Aufschrift führt: Liber Augusti Caesaris Neronis, mit Einschluss dessen, was die besondere Aufschrift: ex libro Balbi Provincia Piceni führte, hier aber nur mit S. 118 und einigen Zeilen auf S. 119 abgedruckt, worauf ein Stück Provincia Valeria eingeschoben ist, an welches dann das bei Goes den Anfang des Buchs De coloniis machende Stück S. 102 (Ex commentario Claudi Caesaris subsequitur etc.) sich anschliesst. Nun folgt p. 229 ff.: Civitates Campaniae ex libro regionum, das bei Goes p. 102—109 abgedruckte Stück mit dem (bei Goes zweimal, S. 109 u. 141, abgedruckten merkwürdigen) Schluss: „huic addendas mensuras limitum et terminorum ex libris Augusti et Neronis Caesarum, sed et Balbi mensoris, qui temporibus Augusti omnium provinciarum et formas civitatium et mensuras compertas in commentariis contulit et legem agrariam per diversitates provinciarum distinxit ac declaravit." Dann folgen einige Stellen aus p. 143 bei Goes, dann Provincia Dalmatiarum (p. 146 ff. bei Goes), woran sich einige andere kleinere Parzellen reihen, darunter eine mit der Aufschrift: Ex libro Balbi, ex libro Caesaris, ex lege triumvirali, und eines, das den Schluss bildet: Ex libro Balbi. Nomina lapidum finalium. Mit dem Columnentitel Liber Coloniarum II. folgt Seite 252 das bei Goes pag. 119—127 abgedruckte Stück,

das die Aufschrift trägt: Civitates Piceni. So ist allerdings Einzelnes wohl besser geordnet, aber die Zusammenstellung des Ganzen ist uns bis jetzt noch nicht klar geworden, worüber wir Aufschlüsse noch erwarten und desshalb bis zu dem Erscheinen des zweiten Bandes mit unserm Urtheil zurückhalten wollen. Dann wird es auch eher möglich sein, Etwas über die Zeit, in welche die Abfassung dieser Reste muthmasslich fällt, und über die Verfasser derselben zu bestimmen; dass Frontinus, dessen Name auch jetzt billig verschwunden ist, dabei nicht in Berücksichtigung kommen kann, zeigt schon die Erwähnung der Kaiser Verus, Antoninus, Commodus (p. 229. 236); aber mit diesem negativen Resultat ist bei einer so verschiedenartig zusammengesetzten Compilation, die immerhin nach den genannten Kaisern fällt, nur wenig gewonnen, und wir verlangen mit Recht dann weitere Aufschlüsse über das, was wir unter dem liber Augusti Caesaris et Neronis, unter dem Commentarius Claudi Caesaris, oder bloss Commentarius Caesaris, unter dem liber Balbi, unter dem liber regionum wirklich zu denken haben. Und dieselbe Frage werden wir auch nicht bloss hinsichtlich des Marcus Junius Nipsus oder Nipsius, jedenfalls eines der bedeutenderen Agrimensoren der spätern Zeit, stellen dürfen, sondern auch hinsichtlich des Latinus togatus, des Vitalis, des liber Dolabellae, des liber Magonis und anderer hier citirten, oder in Excerpten vorhandenen Schriftsteller, von denen wir vor Allem eine übersichtliche Zusammenstellung wünschen möchten, so weit solche nur immer möglich ist. Die Nomina Agrimensorum, d. h. das so überschriebene Verzeichniss, welches hier S. 403 auf die Demonstratio artis geometricae, angeblich des Boethius, folgt, hilft dazu gar Nichts, da es offenbar von einem Leser oder Abschreiber aus diesen Excerpten gefertigt ist.

Auf diese Bruchstücke folgen nun die verschiedenen, mehr in das Gebiet der Rechtswissenschaft einschlagenden Reste von Gesetzen, Constitutionen und dergleichen, jedoch, was zu billigen ist, mit Ausfall der bei Goes noch abgedruckten Reste der lex Thoria, zuerst S. 263: Lex Mamilia, Roscia, Peducla, Alliena, Fabia (p. 333 bei Goes); ex corpore Theodosiani secundo libro titulo de finium regundorum (p. 430 bei Goes, nebst dem Stück p. 346 aus dem fünften Buch der Sentenzen des Paulus); De sepulchris (p. 346 bei Goes); einige kaiserliche Constitutionen (p. 343 bei Goes) und p. 276 ff. unter der Aufschrift: Finium regundorum ein Titel aus den Digesten 10, 1; p. 281 ff. Agrorum quae sit inspectio, bisher ein Theil des sogenannten, aber irrthümlichen Simplicius, p. 88 bei Goes; dann p. 284: Incipit Marci Juni Nipsi liber II. feliciter, mit der besondern Aufschrift: Fluminis varatio, das bei Goes p. 285 ff. 298 ff. abgedruckte Stück mit einigen Erweiterungen; p. 302: Ex libris Dolabellae (bei Goes p. 293 ff.); p. 305: Ex libris Latini de terminibus (p. 302 bei Goes mit den verschiedenen Anhängen); p. 310: Ex libro XII. Innocentius V. P. Auctor de litteris et notis juris exponendis (p. 220 ff. bei Goes); in diesen Abschnitt ist, und zwar unter der Aufschrift: Expositio literarum finalium, auch dasjenige (S. 327) aufgenommen, was bei Goes p. 235 als liber Marci Baronis de geometria erschienen war, so dass dieser vermeintliche Autor, den Einige neuerdings in einen Varro verwandelt sehen wollten, nun gänzlich wegfällt. Der Innocentius scheint uns aber in eine weit spätere Zeit zu gehören als die Andern.

Diesen Stücken folgen als Anhänge: Mensurarum genera, literae singulares, Terminorum diagrammata; p. 342ff. Ordines finitionum ex diversis autoribus (bei Goes p. 247ff. bis 262); p. 354ff. De jugeribus metiundis (bei Goes p. 311ff.) und am Schluss S. 357 die bei Goes p. 262 abgedruckten literae singulares; S. 358: Incipit ratio limitum regundorum (bei Goes 263—274); S. 366: Item interpretatio ubi supra, De finibus agrorum (bei Goes p. 290ff. bis p. 293, mit einem Zusatz aus Isidor Origg. XV., 16); S. 371: In dei nomine Pauca de mensuris (bei Goes p. 320ff.); S. 377ff.: Euclidis liber primus (p. 316—319), mit einem Zusatz, und dann ebenso Einiges: Ex secundo libro Euclidis, Ex tertio etc., Ex quarto etc.; S. 393ff.: Ex Demonstratione artis geometricae excerpta; S. 413ff.: Ex Boethii geometria excerpta; Beides aus Cassiodor und aus angeblichen Schriften des Boethius zusammengestellt. An diese Texte schliessen sich neun und dreissig Tafeln mit den zu jenen Texten gehörigen Plänen, Figuren, Zeichnungen und dergleichen, sämmtlich sehr genau ausgeführt.

Scholia antiqua in Euripidis tragoedias partim inedita partim editis integriora. Ex recensione C. G. Cobet iterum edidit Augustus Witzschel. Lipsiae, sumtibus Ernesti Geutheri. MDCCCXLIX. VIII. und 64 S. in 8.

In der 1846 zu Leiden erschienenen Ausgabe der Phönissen des Euripides von Geel ward als Anhang eine Anzahl von alten Scholien zu mehreren Euripideischen Dramen, von C. G. Cobet, der in italienischen Handschriften diese Scholien gefunden hatte, abgedruckt. Da diese Specialausgabe eines einzelnen Euripideischen Stücks nicht so leicht in die Hände aller Freunde und Verehrer der Euripideischen Muse gelangen kann, so war es gewiss ein recht zweckmässiges und zeitgemässes Unternehmen, durch einen besonderen wohlfeilen Abdruck dieser Scholien ihre Verbreitung zu fördern und Jedem damit den Zutritt zu erleichtern. Denn dass diese Scholien es verdienen, unterliegt keinem Zweifel; sie erstrecken sich über die Hekuba, Orestes, Alcestis, Andromache, Rhesus und Troades, und sind einer Venetianer, Vaticaner (Nr. 909) und Neapolitaner Handschrift entnommen; dass ihre Verfasser aus guten Quellen noch schöpften, zeigt der Inhalt, insbesondere die zahlreichen Anführungen anderer, meist verlorener Schriftsteller; die Scholien zu den Troades werden sogar in der Aufschrift der einen (Neapolitaner) Handschrift für Scholien des berühmten Aristophanes ausgegeben, dürften also wohl immerhin aus den Schriften dieses Grammatikers entnommen sein. Der deutsche Herausgeber hat den Abdruck mit möglichster Correctheit veranstaltet, er hat die Abweichungen der Handschriften vom Texte, sowie die Verbesserungsvorschläge des holländischen ersten Herausgebers unter dem Texte beigefügt, aber hier sich nicht auf blosse Wiederholung beschränkt, sondern auch manches Eigene beigefügt, was den Werth dieses Abdrucks, den wir darum mit Recht empfehlen, da er auch für jede Ausgabe des Euripides benutzt werden kann, nur erhöhen wird. Der Index scriptorum in scholiis laudatorum ist eine gute Zugabe.

Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort. Mit topographisch-historischen Erläuterungen von Joseph Bergmann. Wien, 1849. 198 S. in gr. 8.

Den mehrfach in diesen Blättern erwähnten Forschungen des Verfassers über die vorarlbergischen Landschaften reiht sich auch diese neue Publication an, die zwar zunächst als eine Fortsetzung einer schon früher in Chmel's Oestreichischem Geschichtsforscher (Bd. I. p. 182 ff.) erfolgten Bekanntmachung von acht und zwanzig die Stadt und Grafschaft Feldkirch betreffenden Urkunden sich ankündigt, aber dann auch wieder eine gewisse Selbstständigkeit gewinnt, insofern der Herausgeber sich nicht mit dem blossen Abdruck alter Urkunden begnügt, sondern diese mit einer Reihe von geographisch-historischen, wie selbst sprachlichen Erörterungen begleitet hat, welche über die frühere Kunde dieses Landstriches, über die geschichtlichen, rechtlichen und kirchlichen Verhältnisse desselben während des Mittelalters die merkwürdigsten Aufschlüsse bringen, und damit so den eigentlichen Grund zu einer urkundlich getreuen Geschichte des Landstriches legen, der die vor dem Arlberge, welcher die Grenze von Tirol bildet, gelegenen Landstriche, zunächst die vier alten (vorarlbergischen) Herrschaften Feldkirch, Pludenz, Bregenz und Hoheneck (jetzt bairisch) sammt der Reichsgrafschaft Hohenems, wie sie nach und nach an das Haus Oesterreich fielen, befasst. Es verdienen aber diese Urkunden auch aus dem Grunde noch unsere besondere Aufmerksamkeit, als früherbin die Beziehungen dieser vorarlbergischen Herrschaften zu den nahen und anstossenden Ländern Deutschlands weit inniger waren, als diess jetzt in Folge der grossen Territorialveränderungen des neunzehnten Jahrhunderts der Fall ist, daher die Geschichte Vorarlbergs und seiner früheren Dynasten mit der Geschichte der verschiedenen Fürsten- und Adelsgeschlechter von Süddeutschland überhaupt vielfach verflochten ist, wobei wir so mancher andern Beziehungen zu der nahen Schweiz gar nicht weiter gedenken wollen.

In der diesen Urkunden vorausgehenden Einleitung gibt der Verfasser zuerst eine Uebersicht des Bestandes der ehemaligen Grafschaft und Herrschaft Feldkirch, dann geht er näher auf eine Darstellung des (dazu gehörigen) inneren Bregenzer Waldes ein, die wir wohl der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser werden empfehlen dürfen, da der Verf. hier eine sehr genaue historisch-topographische Schilderung der einzelnen Ortschaften dieses reizenden Gebirgsstriches liefert, und dann (S. 10) den Versuch einer genauen Schichtung des innern von dem vordern oder äussern Bregenzer Walde unternimmt, wobei die einzelnen Bestandtheile des innern wie des äussern Waldes genau angegeben werden. Nun folgt (S. 14) eine Uebersicht der einzelnen Pfarreien, der Mutter- wie der Töchterpfarren des gesammten Waldes mit möglichster Angabe des Zeitpunktes ihrer Entstehung; daran schliesst sich ein weiterer Versuch, die Hauptorte in der einst noch von den Gewässern des Bodensees überflutheten Ebene näher zu bestimmen, welche vom Fusse des Bregenzer Waldes links der Schwarzach, diese und dann die Fussach abwärts bis zum Einfluss in den Bodensee, dann am rechten Rheinufer hinauf sich bis Götzis zieht, das mit seiner Filiale Altach zum Bisthum Chur und vordern Walgau einst gehörte. In dieser Ebene findet der Verfasser auch das Schlacht-

feld, auf welchem im Jahr 355 p. Chr. die Römer einen Sieg über die Lentienser Alemannen errangen; er zeigt im Einzelnen, wie die Beschreibung, welche der treue und verlässige Ammian (XV., 4) von diesem Kampfe gibt, ganz auf den Theil dieser Ebene passt, der sich zwischen Hohenems und Lustnau hinzieht, und wie die ganze Lokalität vollkommen mit dem Berichte des römischen Geschichtschreibers übereinstimmt, was wohl als ein neuer Beweis für die Verlässigkeit und Treue dieses für uns so überaus wichtigen Schriftstellers gelten kann, der wahrhaftig in einer bessern Zeit Roms zu leben verdient hätte.

Wir müssen es spezieller Forschung überlassen, das näher zu durchgehen, was über diesen (vorarlbergischen) Rheingau und die einzelnen darin liegenden Ortschaften und deren Geschichte bemerkt ist, so namentlich über Höchst und Lustnau, wo wir im neunten Jahrhundert schon eine karolingische Villa (curtis regia Karl's des Dicken) erwähnt finden, Fussach, und über Torenbüren oder, wie es in der heutigen Volkssprache gewöhnlich heisst, Dornbirn, den bedeutendsten und volkreichsten Ort in ganz Vorarlberg, da er mit den dazu gehörigen drei Expondituren in Allem 8194 Seelen enthält. Torenbüren ist die ältere, durch die Urkunden bestätigte und darum auch vom Verfasser beibehaltene Schreibung; dass die jetzige Entstellung oder, wie sich der Verf. ausdrückt, Verschrumpfung des Namens in der Volkssprache schon mit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts eingetreten, zeigt die Verleihung des Wappens an diesen Ort durch den Erzherzog Ferdinand Karl von Tirol am 23. September 1655; denn dieses an die Benennung Dornbirn anknüpfend, zeigt einen grünen Birnbaum in einem rothen und weissen (also östreichischen) Schild. Indessen mit der Birne hat die ursprüngliche Benennung des Ortes durchaus Nichts zu schaffen. In Urkunden von 1407 und 1408 (bei Wegelin am gleich zu nennenden Orte p. 94. 120) finden wir Torenbüra oder Torebüren (p. 91), auch Tornbüra (p. 68). Auf Ems oder Hohenems und das gleichnamige berühmte Rittergeschlecht hat sich der Verf. diesmal nicht näher eingelassen, weil er diess zum Gegenstand einer besondern Arbeit zu machen gedenkt, der wir, bei der Bedeutung dieses in die Geschichte Süddeutschlands vielfach eingreifenden Geschlechts, nur mit Verlangen entgegensehen können. Dasselbe mag auch von dem gelten, was über Pludenz mit dem Thale Montavon, über das Schloss und die darnach benannte Grafschaft Sonnenberg von der Hand des Verfassers noch weiter zu erwarten steht.

Nach dieser Einleitung gibt der Verf. zuerst einen kurzen Ueberblick des Inhalts der von ihm bereits früher am angeführten Orte mitgetheilten acht und zwanzig Urkunden, welche Feldkirch zunächst betreffen; wir finden darunter auch eine von Heidelberg, vom 1. Mai 1408 datirt, eine Verwilligung des römischen Königs Ruprecht (Pfalzgrafen bei Rhein), dass Herzog Friedrich von Oesterreich die von den Appenzellern zerstörten Vesten Jagdberg, Wald-Ramschwag u. s. w. wieder erbaue; auf diese Kriegsstreitigkeiten bezieht sich auch die vorhergehende Urkunde, eine Friedensrichtung zwischen dem Grafen Friedrich von Toggenburg und den Städten St. Gallen, Feldkirch u. s. w., wie auch den Städten und Landschaften des Bundes ob dem Bodensee, dieselbe, die auch Zellweger in den Urkunden zur Geschichte des appenzellischen Volkes (I., 2. p. 141 ff.) unter Nr. CXCVII. gibt, womit jetzt auch das sich verbinden lässt,

was aus St. Gallen'schen Archiven unlängst über diese Verhältnisse durch K. **Wegelin's** Neue Beiträge zur Geschichte des sogenannten Appenzellerkrieges (St. Gallen 1844) p. 111 ff. bekannt geworden ist. Ueberhaupt bieten diese Beiträge Manches zur Geschichte vorarlbergischer Orte und Verhältnisse, und verdienten auch aus dieser Rücksicht weiter fortgesetzt zu werden.

Mit Nr. XXIX. (p. 35 ff.) beginnt die Reihe der neuen, hier zum erstenmal veröffentlichten Urkunden; sie reicht bis Nr. XCIII., ist theilweise mit erläuternden Anmerkungen, insbesondere historischen oder topographischen, darunter einige von grösserem Umfang, versehen; am Schluss ist noch S. 187 ff. hinzugekommen ein alphabetisches Verzeichniss einiger Wörter und Wortformen in diesen Urkunden, worauf wir die Forscher der deutschen Sprache aufmerksam machen wollen, da in diesen vier und sechzig Urkunden, worunter zwei und zwanzig des vierzehnten Jahrhunderts, manche Formen und Ausdrücke vorkommen, die eine besondere Beachtung verdienen, manche auch bis jetzt noch als mundartliche Ausdrücke in Vorarlberg sich erhalten haben. Uebrigens finden sich auch sonst in den Anmerkungen unter und nach dem Texte manche beachtenswerthe sprachliche Bemerkungen; z. B. S. 49. 53. 54.

Um nun im Einzelnen noch einige Proben des Inhalts dieser Urkunden und ihrer Bedeutung für die historische Kunde des Landes, das sie betreffen, zu geben, erinnern wir an die Urkunde XXXII., ausgestellt zu Wien am 23. Juni 1360 von dem Erzherzog Rudolph IV., welcher den Grafen Rudolph VI. von Montfort-Feldkirch sammt seinen drei Söhnen in ewigen Schutz nimmt, daher auch in der unter Nr. XXXIII. folgenden Urkunde (vom 26. Juni desselben Jahres) ihm insbesondere Schutz und Schirm wider die von Werdenberg verspricht; wir sehen daraus die Klugheit des Erzherzogs Rudolph, der, noch ehe er zu dem wenige Jahre nachher (26. Januar 1363) erfolgten Besitze von Tirol gelangt war, schon auf Verbindung mit den im Vorarlberg so mächtigen Grafen von Montfort dachte, da die daselbst gelegenen Landschaften die nächste Brücke zu den Vorlanden des Habsburg-östreichischen Hauses bildeten, und in sofern für dieses Haus besondere Wichtigkeit hatten. Die nächste Urkunde (Nr. XXXIV.) zeigt uns nun den wirklichen Eintritt dieser später mit so grossem Erfolg durchgeführten Pläne; sie enthält den Verkauf der Veste Neuenburg sammt Leuten und Gütern von Seite des Hugo Thumb von Neuenburg an den genannten Erzherzog, abgeschlossen zu Baden am 8. April 1363, also wenige Monate nach der Erwerbung von Tirol. Diese Neuenburg ist die erste Besitzung Oesterreichs in den vorarlbergischen Landen; sie ist, wie der Verf. sich ausdrückt, der erste Pfeiler zur Brücke von Tirol aus nach den alten Vorlanden, geschlagen zur Vermehrung und zum Wachsthum des Habsburgischen Hauses, das nach und nach, im Laufe der Zeit, die verschiedenen vor dem Arlberg gelegenen Herrschaften und Landstriche mit sich zu vereinigen wusste. Die **Neuenburg** liegt etwas oberhalb Götzis, ward bei dem Einfall der Schweden im Jahre 1647 von diesen besetzt — Neuenburg und Feldkirch sind die südlichsten Punkte, bis zu welchen die Schweden in Deutschland gelangten — dann ward sie von den Oestreichern wieder genommen, und erhielt sich als eine Veste, die sogar mit einer Besatzung versehen war, bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; von dieser Zeit an geriethen die Werke in Verfall, die später (1767) sogar verkauft und zum Theil selbst abgetragen wurden.

Die Urkunde, die diese kleine Veste sammt der Umgebung an das Haus Habsburg brachte, ist aber auch noch in andern Beziehungen wichtig und interessant; auf Einiges hat eine längere Anmerkung des Verfassers, die mehrere Seiten (58—70) einnimmt, aufmerksam gemacht; ein genauer Abriss der Geschichte dieser Veste, deren Name nicht auf Neunburg (d. h. eine mit neun Thürmen versehene Burg), sondern auf eine Neue Burg gedeutet werden muss, ist von dem in solchen Specialgeschichten so ungemein bewanderten Verf. beigefügt; ebenso manches Andere, was die Verhältnisse der nächsten Umgebung betrifft und auf diese ein besonderes Licht wirft. Ueber das Geschlecht der von Thumb ward schon früher S. 36 in einer Note berichtet.

Wie, nachdem die erste Erwerbung auf diese Weise erfolgt und so gewissermassen ein Grund habsburgischer Herrschaft gelegt war, bald weitere Erwerbungen folgten, zeigt die unter Nr. XXXVIII. mitgetheilte Urkunde, ausgestellt zu Schaffhausen am 28. Oktober 1378, wornach der Graf Rudolph VII. von Montfort die „Aigenschaft" von dem Bregenzerwald, dem hintern wie vordern Theil, die Veste Stauffen, Langenegg, Torenbüren mit Leut und Gut, das Gut zu Knüwen und Stiglingen aufgibt und dem Erzherzog Leopold III. übergibt. Die Huldigungsurkunde der Leute der genannten Orte ist unter Nr. XLI. mitgetheilt; sie ist datirt von Torenbüren am 9. Januar 1380. Eine spätere Urkunde, ausgestellt zu Winterthur am 5. December 1393, bringt den Verzicht des Grafen von Montfort auf alle Forderungen an die Orte. Zu einer ausführlichen geschichtlichen Erörterung über die im Illthal oberhalb Feldkirch bei dem Pfarrdorfe Schlins gelegene Veste Jagdberg sammt ihren Gütern, gibt die Urkunde Nr. XLIX. Veranlassung; der Verf. verdankt diese Mittheilung dem k. k. Studiendirektor Häusle. Die weiter nachfolgenden Urkunden betreffen mehrfach die Verhältnisse von Feldkirch, die Rechtspflege und dergleichen, und enthalten auch in letzterer Beziehung manches Beachtenswerthe für weitere Kreise. Ein nettes Kärtchen ist auch diessmal beigegeben, gewiss eine recht nützliche und dankenswerthe Zugabe. Von dem Verf. aber, der mit seltener Ausdauer und gleicher Gründlichkeit die Geschichte seines Geburtslandes aus urkundlichen Quellen darzustellen sucht, und uns schon so manchen, auch über die engen Grenzen dieses Landstriches hinausreichenden Beitrag historischer Kunde gegeben hat, scheiden wir dankbar und in der Hoffnung, recht bald wieder von seinen weiter fortgesetzten Forschungen berichten zu können.

Da diese Urkundensammlung zugleich einen integrirenden Theil eines andern grössern Unternehmens bildet, so mag es erlaubt sein, desselben auch hier, als einer erfreulichen Erscheinung, insbesondere noch zu gedenken. Wir meinen das

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien, 1849. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Viertes und fünftes Heft in gr. 8.

In den beiden uns vorliegenden Heften sind ausser der erwähnten vorarlbergischen Urkundensammlung noch weiter enthalten einige Aufsätze von v. Koch-Sternfeld: Forschungen über den Erzbischof Wichmann von Magdeburg und die Abtei Seitenstätten; die Dynastie von Hagenau, Mitstifter der ge-

nannten Abtei; die Sarchili und Scharsach im Hause Playen-Beilstein; die dynastischen Zweige von Moosbach und Weng. Das älteste Urbarium der vorher genannten Abtei Seitenstätten wird in einem Abdruck von Chmel zu Anfang des fünften Heftes mitgetheilt, worauf noch eine weitere Mittheilung desselben Gelehrten zur Geschichte des österreichischen Freiherrngeschlechts der Einziger von Eizig folgt, und ein von Gregor Wolny erstatteter Bericht über den historischen (zunächst Böhmen und Mähren betreffenden) Vorrath im Archiv des Benedictinerstiftes Raigern in Mähren. Man sieht daraus, dass es die specielle Landesgeschichte ist, welche hauptsächlich durch dieses Archiv in Mittheilung urkundlicher Quellen und dergleichen gefördert werden soll, und wird daher diesem für Oesterreich wichtigen Unternehmen einen erwünschten Fortgang gönnen. Dass die Akademie, von der dieses Unternehmen ausgegangen und auch weiter gefördert werden wird, sich aber nicht bloss auf Oesterreich und die Kunde dieses Landes beschränkt, sondern einen weitern Kreis ihrer Forschungen sich gezogen hat, zeigen die bereits ausgegebenen

Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien, 1848 und 1849. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Indem wir die eine Hälfte, die Berichte der mathematisch-naturhistorischen Klasse für jetzt übergehen, mag es erlaubt sein, aus dem andern Theile, der die Berichte über die Sitzungen der philosophisch-historischen Klasse bringt, Einiges zu erwähnen, was in den wohl demnächst herauszugebenden Denkschriften selbst seine weitere Ausführung finden wird. Wir nennen zuvörderst die Mittheilungen von Chmel über verschiedene, zunächst die Geschichte Oesterreichs (deren Förderung ja mit eine der Hauptaufgaben der Akademie ist, die zu diesem Zweck selbst eine eigene historische Commission aus ihrer Mitte terwählt hat) betreffende Punkte: über die demnächst zu erwartende „kritische Schilderung der kirchlichen Zustände Oesterreichs in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts“, oder die Beiträge ähnlicher Art aus unbenutzten Quellen des sechszehnten Jahrhunderts; zwei Schreiben des Kaisers Ferdinand I. aus dem Jahre 1564, welche hier S. 22ff. in einer deutschen Uebersetzung so wie nach ihrem lateinischen Original mitgetheilt sind, lassen die Wichtigkeit derartiger Mittheilungen zur Genüge erkennen, und werden nur den Wunsch fernerer, ähnlicher Mittheilungen aus dem reichen Schatze österreichischer Hausarchive erwecken. Das erste dieser Schreiben ist von dem genannten Kaiser an seinen Sohn, König Maximilian, gerichtet, und betrifft die von ihm dem Pabste zu machenden Vorschläge in der Angelegenheit des Kelches oder der Communion unter beiderlei Gestalt und der Priesterehe, um auf diese Weise für Deutschlands Ruhe zu sorgen und den Frieden der deutschen Kirche, wo möglich, wieder herzustellen. Nach dem Wunsche des Pabstes, oder vielmehr des päbstlichen Nuntius zu Wien, der hier wohl ganz im Sinne seines Herrn und nach den ihm ertheilten Instructionen handelte, soll diese Angelegenheit nicht durch eine feierliche Gesandtschaft des Kaisers an den Pabst, wie sie Jener beabsichtigte, verhandelt werden, sondern vorerst in brieflicher Weise an den Pabst gebracht werden, und zwar ohne alles äussere Aufsehen, ganz im Stillen, indem der Pabst dann, mit Zuziehung einiger wenigen ganz vertrauten Cardinäle, hoffe, die vom Kaiser in den beiden erwähnten Punkten gewünschte

Concession ertheilen zu können, „so dass sogleich ohne alles Aufsehen die Breven an die Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands erlassen würden, worin seine Heiligkeit die Vollmacht ertheilte, in den beiden bewussten Artikeln zu dispensiren.“ Denn, sagt der Pabst oder vielmehr dessen Nuntius, wenn die Verhandlung durch eine feierliche Gesandtschaft geführt würde, so sei der Pabst genöthigt, die Sache vor das Cardinalscollegium zu bringen, wo dann eine mühsame und äusserst schwierige Unterhandlung beginnen würde, bei der nicht bloss die Cardinäle, sondern auch die Theologen, sowohl Jesuiten als andere ähnliche scrupulöse und strenge Doctoren gehört werden müssten, welche Erörterung bei dieser Zeit besser unterbleibe, indem Viele unter den Cardinälen und jenen Theologen, die man bei diesen öffentlichen Verhandlungen nicht umgehen könne, vor der Bewilligung des Laienkelches wie der Priesterehe zurückschaudern; würden nun ihre Meinung und Rathschläge die der Andern durch ihre Zahl übertreffen, und desshalb eine ablehnende oder hinausschiebende Antwort erfolgen müssen, so könnte dies Veranlassung geben zu Verdruss und Zwietracht u. s. w. Wir sehen weiter aus dem Schreiben, dass der Kaiser, dem die Erledigung dieser beiden Punkte sehr am Herzen lag, den ihm ertheilten Rath über das einzuschlagende Verfahren annimmt, und in diesem Sinne noch ein weiteres Schreiben an seinen Gesandten in Rom, das hier ebenfalls, und zwar deutsch und lateinisch, mitgetheilt wird, erlässt, in welchem er dem Gesandten möglichste Förderung der Sache, aber auch alle Umsicht und Vorsicht bei der Verhandlung, die eine durchaus geheime sein soll, empfiehlt. Dass der Kaiser kaum an einem Erfolg zweifelt, lassen einzelne Aeusserungen des letzten Schreibens vermuthen, wie z. B. die Worte: nos non diffidentes, quin Sanctitati eius curae futurum sit, ne videamur fuisse decepti u. s. w., und bald darauf: aequitati namque et rationi consentaneum est, ut postulata nostra citra aliquam difficultatem admittantur. Wir kennen den weitern Gang dieser Verhandlungen, die jedenfalls erfolglos blieben, nicht; wir wollen auch hier nicht weiter untersuchen, ob die Gewährung oder Annahme der kaiserlichen Vorschläge, wornach man mittelst päbstlicher Dispensationen (wie man Aehnliches ja auch bei den in unsern Tagen gemachten Unionsvorschlägen vorgebracht hat) die bemerkten Streitfragen zu lösen und den kirchlichen Frieden herzustellen hoffen mochte, wirklich zu diesem Ziele geführt haben würden; charakteristisch bleibt die Sache immerhin; sie legt ein günstiges Zeugniss für die Gesinnung und die Absichten des Kaisers ab, der, wie uns der Herausgeber dieser beiden Schreiben versichert, hiezu hauptsächlich durch den Einfluss des wahrhaft frommen und christlichen Bischoffs von Wien, Friedrich Nausea, gebracht worden, wesshalb auch über diesen sonst wenig gekannten Mann, der von 1541—1552 Bischof zu Wien war, einige Notizen mitgetheilt werden. — Ein anderer Vortrag Chmel's über die Pflege der Geschichtswissenschaft in Oesterreich berührt zunächst das k. k. Münz- und Antikenkabinet, sowie die Ambraser Sammlung; er bringt manche literärhistorische Nachrichten, darunter auch die genaue Angabe der einzelnen Schriften und Aufsätze gelehrten Inhalts, welche von den verdienten und rühmlichst in der Gelehrtenwelt bekannten Vorstehern dieser Schätze (Arneth, Bergmann, Seidl) verfasst und an verschiedenen Orten niedergelegt worden sind. Die Wünsche des Verfassers über die weitere Benutzung dieser grossen und

reichen Schätze zu gelehrten Zwecken, zumal der vaterländischen Geschichtskunde, über die desshalb zu wünschende Vereinigung des Gleichartigen, die wechselseitig zu gewährende Unterstützung und Förderung und dergleichen würde man gern im Interesse der Wissenschaft erfüllt sehen, insbesondere auch den S. 77 niedergelegten Wunsch, dass noch mehrere junge Männer durch die nöthige Unterstützung in den Stand gesetzt werden möchten, diesen archäologischen, numismatischen, bibliothekarischen, archivalischen und sprachhistorischen Studien, wozu eben die reichen Sammlungen Wiens einladen, sich mit ungetheilter Kraft hinzugeben, so dass förderhin eine Schule gegründet würde für die Besetzung aller der Stellen, welche wissenschaftliche Kenntniss in den bemerkten Gegenständen erfordern! Denn, wie der Verf. ganz wahr bemerkt, poeta nascitur, ein Archäolog, Numismatiker, Bibliothekar, Archivar, Sprachhistoriker muss mühsam erzogen werden durch häufige Uebung unter guter Anleitung. Für grössere Staaten erscheint uns die Bildung einer solchen Schule eine wahre Nothwendigkeit, und zugleich das beste Mittel, der leidigen Protectionssucht, die, in kleinen wie in grossen Staaten, nur zu leicht derartige Stellen als blosse Versorgungsanstalten ansieht, einen Damm entgegen zu setzen. Frankreich besitzt eine solche Anstalt in der École des Chartes, die selbst unter der republikanischen Regierung eine verbesserte und erweiterte Einrichtung empfangen hat, was nur Nachahmung verdienen kann. — Als einen weiteren Wunsch des Verf., um von andern hier niedergelegten, gleich beherzigenswerthen Wünschen nicht zu reden, erwähnen wir noch insbesondere den (auch von uns mehrfach schon früher bei andern Gelegenheiten) ausgesprochenen Wunsch „nach einem Corpus Inscriptionum, nach einer grossen Karte des Theiles des römischen Reichs, der unser gegenwärtiges österreichisches Kaiserthum in sich fasste, mit genauer Bezeichnung der Fundorte römischer Alterthümer, endlich noch eine Geographie und Topographie dieses Gebietes in der Zeit der Römerherrschaft. Das wäre ein historischer Gewinn ersten Ranges. Daran könnten sich dann erst als sichere Grundlage die Forschungen über die ersten, noch so dunkeln Jahrhunderte des Mittelalters anknüpfen“ (Seite 80 u. 81). Dass nun das k. k. Münz- und Antikenkabinet eine solche Arbeit ins Leben zu rufen vermöge, dass es auch auf diesem Wege Mittelpunkt archäologischer Studien überhaupt für Oesterreich werden könne, ist ebenso wünschenswerth, zumal da die Unterstützung der kaiserlichen Akademie, die zu solchen Unternehmungen allerdings nöthig erscheint, nicht ausbleiben wird, und andere bis jetzt noch vereinzelt dastehende Kräfte sich dann auch bereitwillig anschliessen werden. Ueberdem fehlt es namentlich für ein solches österreichisches Corpus Inscriptionum nicht an mannigfachen Vorarbeiten, die bereits das, was einzelne Landschaften oder Landestheile betrifft, gesammelt und erklärt haben; wir erinnern nur an die betreffenden Arbeiten von Muchar, Seidl und Andern, welchen die von v. Hefner gesammelten römischen Inschriften Salzburgs, deren Druck die k. k. Akademie auf einen ihr von Arneth erstatteten Vortrag (S. 35) bereits beschlossen hat, sich würdig anreihen. — Ueber die von Mathias Koch handschriftlich der Akademie übergebenen „Beiträge zur neuern Geschichte aus unbenützten Handschriften“ hat derselbe Referent (Chmel) einen Bericht erstattet, der uns die Wichtigkeit dieser aus verschiedenen Bibliotheken Deutschlands gezogenen urkundlichen Mittheilungen erkennen

lässt. Von einem so gründlichen Kenner der Geschichte Oesterreichs, wie Mathias Koch, der zugleich die mühsamsten und schwierigsten Forschungen nicht scheut, liess es sich kaum anders erwarten, als dass das, was er mittheilt, eine wahre Bereicherung der Geschichtsliteratur seines Vaterlandes sein werde. In diesen Kreis vaterländischer Geschichtsforschung fällt auch das handschriftlich vorgelegte, nach den hier mitgetheilten Proben allerdings des Druckes von Seite der Akademie würdige Werk des k. k. Hausarchivsofficialen Dr. Andreas von Meiller: „Die österreichischen Landesfürsten aus dem Geschlechte der Babenberger, nachgewiesen aus Urkunden und Saalbüchern." Herr Chmel empfiehlt mit gutem Grunde dieses Werk als eine tüchtige Vorarbeit zu einer Geschichte der Babenberger, die ein dringendes Bedürfniss sei, auch von dem verstorbenen Hormayr beabsichtigt, aber nie ausgeführt worden. Weiter theilt Herr Chmel S. 53 eine Originalurkunde Friedrichs I. (Barbarossa) von Bologna 4. Juli 1162, und eine andere des Königs von Ungarn, Corvinus, vom 4. December 1472 mit; noch wichtiger und für deutsche Zustände interessanter erscheint das S. 28 ff. wörtlich abgedruckte Schreiben des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich an den Pabst Clemens VII. vom 20. Mai 1525; denn es gibt eine lebendige Schilderung des traurigen Zustandes im Innern Deutschlands in Folge der kirchlichen Streitigkeiten, wie der mit dem Namen des Bauernkrieges jetzt gewöhnlich bezeichneten inneren Aufstände, Alles natürlich von dem Standpunkt des Schreibenden aufgefasst und in einer Weise dargestellt, auf die, wie Chmel andeutet, die Rücksicht auf die Person, an welche der Brief gerichtet war, nicht ohne Einfluss geblieben. Den Schluss der Mittheilungen Chmel's macht S. 46 ff. eine Nachricht über ein von dem Benedictiner Bernard Pez im Jahre 1731 herausgegebenes Büchlein, welches das Leben und die Visionen einer frommen Wiener Beguinennonne (Agnes Blanabekin), aufgezeichnet von einem Wiener Minoritenmönche, ihrem Beichtvater, zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, enthält, dann aber unterdrückt ward, jedoch als ein Beitrag zur näheren Kunde des Standes der religiösen und sittlichen Bildung jener Zeit nach dem Urtheil von Chmel alle Beachtung auch jetzt noch verdient. — Diesen Oesterreichs Verhältnisse und geschichtliche Kunde zunächst betreffenden Vorträgen und Erörterungen lässt sich noch anreihen der Vortrag von Schlager: „Ueber die Geschichte der Wiener Hofnarren", in welchem insbesondere auch auf die reichen, bisher noch ganz unbenützt gebliebenen Materialien hingewiesen wird, welche über diesen, für das Leben an den Fürstenhöfen des Mittelalters und die Charakteristik der Sitten jener Zeit überhaupt nicht uninteressanten Gegenstand in den österreichischen Archiven sich vorfinden. Von den übrigen Vorträgen oder Aufsätzen betreffen einige den Orient, wie die des Herrn v. Hammer-Purgstall: über die Inschriftenverbrämung der Kleider als Souverainetätsrecht der Frauen im Morgenland; über die von den Arabern mit dem Namen Schoubije bezeichnete Menschenklasse; über die Geschichte der arabischen Literatur; ausserdem kann noch genannt werden ein Vortrag von Letteris zur Geschichte der epischen Poesie der Hebräer im 13. und 14. Jahrhundert; von Pfizmaier über die Aino-Sprache; von Reméle über die Identität der Magyaren und Jazygen.

Meine Hausgötter. Von Henriette Hanke, geb. Arndt. Eine Sammlung kleiner Aufsätze, zunächst für die Freunde der Verfasserin. Hannover. In der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1849. (Sämmtliche Schriften von etc. Bd. CI.) 190 S. in gr. S.

Es ist in diesen Blättern auf die verschiedenen Schriften der Verfasserin, wie sie in einer Ausgabe letzter Hand vereinigt, nacheinander in den zunächst verflossenen Jahren erschienen sind, wiederholt aufmerksam gemacht worden, weil sie auf diesem Gebiete der Literatur eine Erscheinung bilden, die auf gleiche Weise durch Form wie durch Inhalt eine besondere Beachtung anspricht, in letzterer Hinsicht namentlich durch die rein sittliche Tendenz, die das Ganze durchweht, sich vortheilhaft vor so manchen ähnlichen Erscheinungen unserer Tage auszeichnet, was die Verbreitung dieser Lectüre doppelt wünschen lässt. Das vorliegende Bändchen — wir wollen nicht hoffen, dass es den Schlussstein des Ganzen bildet — ist zunächst für die Freunde der Verfasserin bestimmt; zu diesen werden sich aber gern alle Diejenigen zählen, welche die Verfasserin aus ihren früher erschienenen Schriften kennen gelernt haben, nicht minder wie die, welche zuerst aus dieser Sammlung ihre Bekanntschaft machen sollten. Denn die hier vereinigten einzelnen Aufsätze werden einen ähnlichen Eindruck machen wie die früheren Darstellungen; sie zeigen uns ebensosehr, wie die Verfasserin es versteht, selbst die gewöhnlichsten Bezüge des täglichen und häuslichen Lebens in einem edleren Lichte erscheinen zu lassen, den unscheinbarsten Gegenständen ein höheres Interesse abzugewinnen und Alles auf diese Weise gewissermassen zu veredeln. Denn in dem Kreise des Familienlebens, des einfach häuslichen, freundlichen, ungezwungenen Verkehrs bewegen sich auch diese Schilderungen, die uns ein äusserst gefühlvolles Herz erkennen lassen, das auch in ernsten und trüben Lagen des menschlichen Lebens Trost und Fassung zu bringen vermag, freudige Erlebnisse aber in höherem Lichte zu verklären weiss. Diesen Eindruck werden diese einzelnen Aufsätze in der Seele eines Jeden hinterlassen, der überhaupt noch Sinn für diese Seite des Lebens besitzt, und in dem Strudel politischer Wirren nicht untergegangen ist. Unter den einzelnen in dieser Sammlung vereinigten Aufsätzen dürfen wir wohl insbesondere aufmerksam machen auf: der Auszug; der Schreibtisch; Eduard Wendel aus Berlin (eine sehr ansprechende Schilderung); Erdmannsdorf; Glatz in Moos; Heinrich Wilhelm Hahn der Aeltere, kön. Hofbuchhändler zu Hannover (ein schönes Lebensbild, dem wohl noch weitere Ausführung zu wünschen wäre); Grossvaters Bild, ein Familiengemälde, u. s. w.

Nr. 31. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Eisen-Erzeugung Oberschlesiens, oder statistisch-tabellarische Zusammenstellung aller im königlichen Regierungs-Bezirke Oppeln belegenen Eisen-Hütten-Werke, so wie Angabe deren Besitzer, Fabrikation, Fabrik- oder Hütten-Zeichen, Betriebskraft, als auch der dabei verarbeiteten Haupt-Betriebs-Materialien u. s. w. nebst Vorwort und erläuternden, allgemein statistisch-technischen Bemerkungen. Ein Versuch von Ludwig Wachler, königl. Hütten-Inspector in Malapane. Oppeln, 1847. Druck und Verlag von E. Raabe. 95 S. in klein Folio.

Die Eisen-Erzeugung Niederschlesiens und der Grafschaft Glatz u. s. w. Oppeln, 1848. 68 S.

Mit gerechtem Stolz darf Deutschland auf Verdienste hinblicken, welche ihm beim Fortschreiten in der Eisenhütten-Technik neuester Zeit zustehen. Nicht wenige der werthvollsten Erfindungen sind deutschen Ursprunges; aber leider gelangten dieselben noch keineswegs zur allgemeinen Anwendung, obwohl man Mängel und Gebrechen einsah. Schlesien war, wie bekannt, einst die Schule angehender Eisenhütten-Männer; jetzt weist man sie nach England und Frankreich, nach Belgien, nach dem Niederrhein und nach Westphalen. Zwar schritt, seit den letzten Jahrzehnden, die Eisen-Verarbeitung in Schlesien unverkennbar vor; mehr und mehr entwickelte sich jenes so wichtige Gewerbe zur zeitgemässen Umgestaltung; gar manche tief gewurzelte alte Vorurtheile wurden nach und nach aufgegeben. „Aber nur langsam, mit schüchterner Vorsicht, sagte man sich von frühern Gewohnheiten los, erfreute sich einzelner hervorragender lichter Punkte, liess solche aber lange leuchten, bevor der Entschluss zur Nachfolge reifte; und noch ist bei weitem die Höhe nicht erreicht, welcher mehr Kraft und guter Wille hätten zuführen können.“ In Belgien leisteten vereinte Kräfte während des Verlaufes weniger Jahre Grossartiges; in der Provinz Schlesien, durch alle materiellen Verhältnisse begünstigt, ist, nach unserem Verf., der allgemeine Zustand des Eisen-Gewerbes noch zu wenig bekannt, noch zu wenig erkannt; die Allgemeinheit vergönnt der Sache bis dahin keineswegs die wohlverdiente Theilnahme. Was namentlich sehr zu wünschen, das wären engere Verbindungen zwischen Beamten und betheiligten Werks-Besitzern. Fortdauernd

bezieht das Ausland bedeutende Summen für Artikel in gewöhnlichen Eisensorten, ja selbst für Roheisen von Schlesien; Beweise, dass man dort zu Land noch nicht genug und nicht billig genug producirt, dass jeder Aufschwung, jede Vervollkommnung im provinziellen Gewerbe die beste Rente verspricht, welche manche Producenten ausschliesslich im Auge haben.

Aus dem Gesagten ergeben sich die Gründe, welche Herrn Wachler bestimmt, eine schwierige, mühevolle Zusammenstellung, wie vorliegende, zu unternehmen, eine praktisch werthvolle Arbeit, welche er, die ihm von Beamten und Freunden gewordenen zahlreichen Mittheilungen dankbar erkennend, höchst bescheiden vorlegt.

Aus den „allgemeinen Bemerkungen, den Eisen-Hütten-Betrieb in Oberschlesien betreffend“, können wir uns nicht versagen, Einiges hier einzuschalten. Ueber Alter und Geschichte des Gewerbes sind die Nachrichten spärlich, ungenügend, obschon der Betrieb von Luppenfeuern bereits 1365 nachweisbar ist. Die Einführung von Hohöfen fällt erst nach dem Jahre 1718. Indessen hatte das, in Oberschlesien dargestellte, Stabeisen bis 1777 einen so bösen Ruf, dass dessen Einführung in den übrigen Provinzen Preussens verboten war. Mit dem Jahre 1790 dürften die Luppenfeuer gänzlich verschwunden sein, auch kamen um diese Zeit Coaks und Steinkohlen in Anwendung. Die Verbesserungen in der deutschen Frisch-Methode liessen die Stabeisen-Darstellung auf eine hohe Volkommenheits-Stufe gelangen und eröffnete dem schlesischen Stabeisen bald weit verbreiteten Absatz. Das erste gewalzte Stabeisen kam 1817 in Handel, und im Jahre 1828 fanden gelungene Versuche, Coaks-Roheisen im Flammenofen bei Steinkohlen zu verfrischen statt. So grossartig, und in fortwährender Entwickelung begriffen, auch die jährliche Roh- und Stabeisen-Fabrikation ist, so blühend der Wohlstand in allen übrigen Zweigen eines zeitgemässen Gewerbfleisses sich emporschwingt, um den in Erdtiefen enthaltenen Reichthum auszubeuten, so viel lässt die Provinz hinsichtlich statistischer Nachrichten über Umfang und Grösse stattfindender jährlicher Eisen-Fabrikation mit Recht zu wünschen übrig. Der grössere Theil jenes Gewerbzweiges ist im Privatbesitze, und genauere Verhältnisse lassen sich nur nach Angabe der Eigenthümer oder der Verwalter ermitteln.

Wir dürfen bei manchen, mehr ins Einzelne gehenden statistischen Angaben nicht verweilen; nur einige der wichtigern Thatsachen gestatten wir uns hervorzuheben. Um das Eisen-Hütte-Gewerbe Oberschlesiens, seiner Gesammtausdehnung nach, zu übersehen und richtig zu beurtheilen, muss man den Betrieb mit Holzkohlen und den mit Steinkohlen oder Coaks unterscheiden; jener ist der älteste und grösste hinsichtlich vorhandener

Hüttenwerke, dieser, der neuere, ist am bedeutendsten, was Grossartiges der Werke und Fabrikation betrifft. Die im Muschelkalk-Gebiet enthaltenen Schätze gutartiger Eisenerze, und die beinahe zwei Drittheile der Quadratfläche betragenden Waldungen längs der Grenze Polens veranlassten ohne Zweifel zunächst die Gründung so vieler Eisenwerke. Die Thon-Eisensteine der Kohlen-Formation liefern theils zur Stabeisen-Fabrikation das beste Geschick, indessen können manche, ihres Eisenkies-Gehaltes wegen, nur sehr vorsichtig benutzt werden. Von Zunahme des Hütten-Betriebes bei Anwendung von Holzkohlen kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Die allgemeine Anwendung von erhitzter Gebläse-Luft, obwohl solche namhafte Ersparung an Brenn-Material und reineres Ausbringen der Beschickung sichert, hat noch mit gehaltlosen Vorurtheilen zu kämpfen. Die eingeführte deutsche Frisch-Methode lässt, auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte, keine sehr wesentlichen Verbesserungen hoffen u. s. w. Der Steinkohlen und Coaks bedient man sich, der Natur der Sache entsprechend, nur in unmittelbarer Nähe grossartiger Kohlen-Ablagerungen. — Die letzte Vergangenheit war ein schwerer Kampf mit Englands Ueberfluss; die oberschlesische Eisen-Industrie vermochte, ihrer geographischen Lage wegen und bei den noch immer zu hohen Erzeugungskosten, die Concurrenz nicht auszuhalten; an Untergang war eher zu denken, als an Aufblühen, indem England ganz Deutschland mit so billigem Eisen überschwemmte, wie man es selbst nicht liefern konnte; viele Millionen Thaler wurden bei dem beginnenden Eisenbahn-Bau dem Vaterlande entzogen u. s. w. Eine, dem Bedarf entsprechende, Roheisen-Erzeugung kann nur inmitten des Steinkohlengebietes segenbringend genannt werden, und fehlt es hierzu in Schlesien am nöthigen Gelde, so muss Belgien mit seinen, zu solchem Behuf errichteten Gesellschaften als Vorbild dienen. Der Coaks-Hohofen-Betrieb leidet noch an vielen Gebrechen, besondere Aufmerksamkeit gebührt dagegen dem in rascher Entwickelung vorschreitenden Flammofen-Frisch- und dem damit in engstem Verbande stehenden Walzhütten-Betrieb u. s. w.

Es folgt nun eine tabellarische Nachweisung der im Regierungs-Bezirke Oppeln befindlichen Eisen-Hütten-Werke, deren Benennung, Besitzer, Fabrikation und Fabrik-Zeichen, nach den Kreisen zusammengestellt für das Jahr 1846, und eine zweite Uebersicht enthält, neben Angaben über Besitzer und Productions-Menge, auch solche über Betriebskraft und die verarbeiteten Haupt-Materialien. Auf königlichen und Privat-Werken sind vorhanden: 78 Hohöfen, 279 Frischfeuer, 9 Zainhämmer, 9 Puddlings-Werke, 20 Blechwalz-Werke, 17 Stabeisen-Walzwerke und 17

Fein-Eisen-Walzwerke. Die Fabrikations-Mengen belaufen sich zusammen auf:

	Centner.
Roheisen	1,249,207.
Gusswaaren	83,173.
Kolbeisen, Blech- und Stabeisen	772,094.
Zeugarbeit	230.
Fein-Eisen	116,550.
Sturz- und Zinkbleche . . . , .	56,800.

So weit der Inhalt des ersten Heftes. In Niederschlesien und in der Grafschaft Glatz ist das Eisenhütten-Gewerbe, dem Oberschlesischen verglichen, weniger grossartig und productiv, auch steht das dargestellte Roh- und Stabeisen hinsichtlich der Güte nach, und bis auf den Giesserei-Betrieb bleibt in einer rationellen Bewirthschaftung nicht wenig zu wünschen übrig, dagegen gewährt es viel Interesse, dass man sich theilweise die Mit-Anwendung von Torf und Braunkohle angelegen sein lässt. Fast allgemein beschränkt sich der Betrieb auf Verarbeitung von Holzkohlen. Sämmtliche Werke sind Privat-Besitz. Im Regierungs-Bezirk Breslau findet das Eisen-Gewerbe nur in sechs Kreisen statt. Die Steinkohlen-Ablagerungen der Gegend um Waldenburg u. s. w. werden zur Zeit für die Hütten noch nicht verwendet. Die geognostischen Verhältnisse sind interessant und an sehr vielen Stellen finden sich die unzweideutigsten Spuren frühern sehr schwungbaften Bergbaues, auch weisen die Mengen vorhandener bereits verwitterter Eisenschlacken auf bestandene Luppenfeuer hin, aber Nachrichten über den Hütten-Betrieb in älterer Zeit lassen sich nur höchst schwierig ermitteln. Gneiss, von Glimmerschiefer bedeckt, ist das herrschende Gestein. Von Erzen verdienen Magneteisen, Roth- und Braun-Eisenstein genannt zu werden. Glatz ist reich an Fichten und Tannen; die Köhlerei steht in ihren Resultaten den in Oberschlesien erlangten nach. Der Hohofen-Betrieb lässt wenig zu wünschen übrig. Bei weitem bedeutender in der Zahl der Werke und in der Productions-Menge, wie im Breslauer, ist das Eisenhütten-Gewerbe im Liegnitzer Regierungs-Bezirke, und die meisten derselben sind sehr alt. Leider muss man sich in der Regel auf Rasen-Eisensteine beschränken, welche, in sehr beträchtlicher Verbreitung, fast immer unmittelbar unter der Dammerde, bis zur Mächtigkeit mehrerer Fusse vorkommen, und deren Gewinnung daher leicht und wohlfeil ist. Thon-Eisensteine finden sich hin und wieder. Als Zuschlag wird Kalk verwendet. Der Holz-Bestand zeigt sich in allen Gegenden, wo Hütten-Anlagen vorhanden, noch sehr ausreichend, der Betrieb letzterer aber steht, seiner ma-

teriellen Verhältnisse wegen, in sämmtlichen Zweigen gegen den Oberschlesischen sehr zurück, besonders was Hohofen und Frischfeuer betrifft. Im Allgemeinen scheint zunehmende Erweiterung des Gewerbes, durch Anlage neuer oder wesentliche Vergrösserung vorhandener Werke, im Bezirk, wovon die Rede, nicht in Aussicht zu stehen, dagegen lässt sich ein sichtbares Fortschreiten in neuerer Zeit, durch Einführung zweckgemässer Verbesserungen keineswegs verkennen.

Aus den, wie im ersten Hefte beigefügten, tabellarischen Nachweisungen u. s. w. ergeben sich folgende Resultate:

	Centner
Für den Regierungs-Bezirk Breslau:	
Roheisen	22,000
Stabeisen	16,550
Fein-Eisen und Zeugarbeit	1,720
Für den Regierungs-Bezirk Liegnitz:	
Roheisen	159,007
Stabeisen	32,700
Fein-Eisen und Zeugarbeit	2,200

Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Natur-Wissenschaften in Wien, gesammelt und herausgegeben von W. Haidinger. 8. I. Band, XI und 263 S.; II. Band, XX und 500 S.; III. Band, XIII und 497 S.; IV. Band, X und 472 S. Wien, 1847 und 1848, bei W. Braumüller.

Wer erkennt nicht mit uns dankbar die grossen Verdienste, welche einer der ersten Mineralogen der Zeit — von dem man in aller Wahrheit sagen kann: er habe den für vorliegendes Werk gewählten Denkspruch Schiller's „nie ermüdet stille steh'n" auf seiner Lebensbahn treu im Auge behalten — sich auch dadurch erwarb, dass er in der österreichischen Monarchie einer der Hauptmittelpunkte wurde, um den achtbare Naturforscher sich schaarten. Die werthvollen, Inhalt-reichen „Berichte", die wir zu besprechen gedenken, sind einer der redendsten Beweise für das eben Gesagte; denn man hat solche als Ergebnisse des Gelehrten-Kreises zu betrachten, welcher nach und nach bei Haidinger sich bildete.

Die Haidinger'schen „Berichte" umfassen das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften; Mineralogie, Geologie und Petrefaktenkunde sind indessen vorzugsweise bedacht. Abhandlungen und Aufsätzen liegen meist die eigenen Noten der Vortragenden zum Grunde.

I. Band. Fr. Simony, Skizzen aus den Alpen des Salzkammer-Gutes. Naturwissenschaftliche Untersuchungen der Flora und der fossilen Fauna geltend, vorzüglich aber physikalische und künstlerische Studien der Boden-Oberfläche, bildliche Darstellungen von Gebirgsformen, eben so lehrreich, als mannigfaltig, Alpen-Panoramen, Thäler, Zerklüftungs-Gestalten von Felsen, ferner Gletscher, Gebirgs-Seen u. s. w. Ueber den Werth dieser, in Lithographieen veröffentlichten Aufnahmen, entschieden vollgültige Urtheile; die Bilder — welche Referent zuerst in Wien zu sehen Gelegenheit hatte — sind mit seltnem Kunst-Geschick entworfen und ausgeführt. Fr. von Hauer, zusammengewachsener Orthoceratit und Ammonit. Das bekannte, viel besprochene, paläontologische Schaustück aus dem Wiener Hof-Mineralien-Cabinet. Neue genaue Untersuchungen ergaben, dass zwar der untere Theil des Orthoceratiten mit Mastix angekittet war, der obere jedoch fest verbunden blieb, und dass der Ammonit mit dem Orthoceratit unstreitig in einer und derselben Gebirgs-Schichte begraben, bei allmäligem Festwerden des Kalkschlammes aber auf natürlichem Wege zusammengefügt wurde. S. Reissek, Befruchtung des Pflanzenkeimes. Die Versuche bezweckten eine künstliche Versetzung der Pflanzenzellen, analog dem natürlichen Vorgange, sie boten indessen keine genaue Uebereinstimmung mit Erfahrungen im Thierreiche dar. Haidinger, merkwürdige Farben-Vertheilung am Cyanplatin-Magnesium. Ein Dichroismus der Oberfläche durch Reflexion, ähnlich den Erscheinungen, welche man bisher am durchgelassenen Lichte beobachtete. Fr. Simony, vorgeschichtliche Gletscher-Ausdehnung im Salzkammer-Gut. Der Verf. gelangte, bei seinen Wanderungen und vielseitigen Untersuchungen, zur nothwendigen Annahme einer einstigen, weit verzweigten und mächtigen Ausdehnung der Gletscher in den Alpen jener Gegend. Haidinger, Brandisit eine neue Mineral-Species. Die nämliche Substanz, welcher Breithaupt den Namen Disterrit beilegte. A. Patera, Analyse des Korallenerzes von Idria. Haidinger, Periklin als Varietät des Albits. Simony, Gletscher auf dem Dachstein-Gebirge. Bemerkungen, welche sich denen über die Spur vorgeschichtlicher Eiszeit im Salzkammer-Gut anreihen. Ein dreifacher Wechsel der Temperatur-Verhältnisse in unserm Welttheil ist seit jener Zeit zu vermuthen, wo das Festland Europa seine gegenwärtige Gestalt bereits vollständig angenommen hatte. J. Czjzek, geologische Karte der Gegend um Wien. A. Loewe, Analyse der Kupfererze von Agordo im Venetianischen. S. Reissek, eigenthümliche Blüthen-Bildung von Cytisus und Abbildungen kranker Kartoffeln. Fr. Simony, Tiefen-, Durchschnitts- und Perspectiv-

Karte des Hallstätter Sees, erläutert durch die interessanten Ergebnisse zahlreicher, auf dem See vorgenommener Messungen und Sondirungen. Der Verf. beabsichtigt ähnliche Aufnahmen sämmtlicher Seen des Salzkammer-Gutes, und auf die Grundlage der zu erhaltenden Resultate, eine specielle Darlegung der verschiedenen Verhältnisse der gegenwärtigen Ablagerungen in den Alpen-Seebecken, so wie eine Parallelisirung derselben mit ähnlichen Gebilden älterer Alpen-Formationen. L. K. Schmarda, Licht-Einfluss auf Infusions-Thierchen. Die Resultate der neuen Beobachtungen des Verf. sind: viele Infusorien leben und entstehen auch an lichtlosen Orten; kräftiger entwickelt sich das Leben der mikroskopischen Thierwelt im Lichte; die grünen Thierchen der sogenannten Priestley'schen Materie entstehen nur im Lichte. Botzenhart, natürliche Farben der Körper. Schon Newton erklärte die natürliche Farbe der Körper aus innern Reflexionen; Botzenhart's leicht zu wiederholende Beobachtungen liefern einen experimentellen Beweis für die Richtigkeit jener Ansicht. J. K. Hocheder, Vorkommen der Diamanten in Brasilien nach V. v. Helmreichen. Man findet die Edelsteine theils im festen Itakolumit, theils im Cascalho. V. Streffleur, Reliefs des Wiener Wald-Gebirges, mit daran geknüpften Betrachtungen über die Entstehung dieses Gebirges und über die darin vorhandenen Höhen- und Schichtungs-Verhältnisse. Schmarda, Hülsen des Müller'schen Trompeten-Thierchens. Derselbe über neun neue Formen von polygastrischen Infusorien. Fr. von Hauer, Anwendung des Fuchs'schen Wasserglases, um fossilen Resten grössere Festigkeit zu geben. Haidinger, über die dichroskopische Loupe und über Botzenhart's Mittheilungen den Polarisations-Zustand des farbigen reflectirten Lichtes betreffend. Simony, Regenflecken auf Gebirgs-Seen. Das Phänomen wurde, während mehrerer Jahre, vorzugsweise auf dem Halstätter See zu allen Tageszeiten, in allen Monaten und, strenge Winterkälte ausgenommen, unter allen Temperatur-Verhältnissen häufig beobachtet. Die Regenflecken dürften ihr Entstehen den Wirkungen der Luft-Strömung zu danken haben, allein damit sind sie noch keineswegs vollständig erklärt. A. v. Morlot, über die in der Geschichte der Alpen-Geognosie so wichtige Gegend von Teissendorf. Zwei Profile der Schichtenfolge in der Grenz-Region von Nummuliten-, Sand- und Kalkstein und dem Fucoiden-Sandstein und Mergel dienen als erläuternde Beilagen. Fr. v. Hauer, Petrefacten des Anninger Berges bei Mödling. Im Allgemeinen deuten diese fossilen Reste unzweifelhaft auf Jura-Gebilde. C. E. Hammerschmidt, Apparat für Mikroskop-Zeichnungen. Es ist diese Vorrichtung sehr einfach und auf

jedes gewöhnliche Mikroskop anwendbar, dabei leicht und ohne grosse Vorbereitung zu handhaben, während zur Beleuchtung eine argandische Lampe genügt. (Die ausführliche Beschreibung kann in Dingler's polytechnischem Journal nachgesehen werden.) S. Reissek, Uebersicht der Anatomie, Physiologie und Systematik der Algen. Aus der Menge bekannter Thatsachen werden besonders die interessanten physiologischen und anatomischen Verhältnisse der Algensporen, meist erst durch Entdeckungen der letzten Jahre aufgeklärt, näher erörtert. Haidinger, Metamorphose von Braun-Eisenstein zu Roth-Eisenstein. Unzweifelhaft ist die Veränderung von braunem Glaskopf zu rothem; aber auch in der auf einander folgenden Bildung der fünf wichtigsten eisenhaltigen Species in der Natur finden wichtige Verschiedenheiten des elektrochemischen Zustandes statt. Nur Eisenoxyd-Hydrat wird gleichzeitig mit dem Bestehen organischen Lebens gebildet, selbst von diesem nur pulveriges, dichtes, verbunden mit organischen Säuren, oder etwa Phosphorsäure. Kohlensaures Eisenoxydul (Eisenspath) ist reductive katogene Bildung, anfangs in Thon u. s. w.; grosse Krystall-Individuen zeigen sich erst in älteren Schichten. Eisenkies, ebenfalls reductiv, schon in Torf und Thon, so wie in allen älteren Schichten. Eisenoxydul (Magneteisen) tritt in Körnern und Krystallen im Basalt auf, im Syenit ist es meist derb, während die Umgebung krystallinisch wird. Hämatit (Eisenoxyd) bleibt zuletzt übrig; es verlangt eine verhältnissmässig zum Druck erhöhtere Temperatur. Im wahren Granite erscheint mehr Eisenglanz und Eisenkies; nur im Oligoklas-Granit ist auch Magneteisen. Mannigfaltigste Pseudomorphosen von Eisenerzen unter einander kommen vor. C. E. Hammerschmidt, hydrophane Conchylien-Zeichnungen. Einige Conchylien ändern ihre Farbe im Wasser. A. von Morlot, über die im jetzigen Sprachgebrauch als plutonisch oder richtiger als eruptiv bezeichneten Massengesteine. Schmarda, wirbellose Thiere in den venetianischen Lagunen und in der Gegend um Triest. Haidinger, Pleochroismus des Amethysts. Höchst interessante Betrachtungen über die eigenthümliche Vertheilung der Farben im befragten Mineral. M. Hörnes, Ueberblick der fossilen Säugethiere des Wiener Beckens. Das Studium dieser Reste — sie stammen aus den Familien *Ursina*, *Canina*, *Proboscidea*, *Cervina* u. s. w. — ist interessant, indem man dadurch nicht nur neue merkwürdige Thierformen kennen lernt, welche oft Lücken in den Systemen lebender Thiere ausfüllen, sondern auch in geologischer Beziehung Aufschluss erhält über die Stellung der Schichten, in denen sie begraben sind. Leydolt, Erläuterung der Bildung des Schrift-Granits. Das nach

dem Verf. unzweifelhaft gleichzeitige Entstehen des Quarzes und Feldspathes wird besonders hervorgehoben. Fr. Simony, Höhlen-Bildung. Es ist die Rede von Grotten in geschichtetem Kalke und von gewissen, ausgedehnteren Alpenkalk-Stöcken eigenthümlichen, mit dem Namen „Karst-Bildung" bezeichneten, Gestaltungen der Gebirgs-Oberfläche, welche mit Grotten im innigen Zusammenhange sind. Nach der Art des Entstehens unterscheidet unser Verf. primitive und secundäre Höhlen, jene gelten als durch plutonische, oder überhaupt durch innere Einwirkung entstanden, bei diesen waltete der äussere Einfluss atmosphärischer Agentien. C. Langer, Structur-Verhältnisse der Knochen. Der Typus ist bei allen Thieren wesentlich derselbe, Knochen von Säugethieren lassen sich in keiner Weise von Vögel-Knochen mikroskopisch unterscheiden; für die compacte Substanz der langen Knochen von Amphibien ist jedoch ein Vorwalten primärer Lamellen bezeichnend. Fr. von Hauer, Versteinerungen aus den Marmor-Schichten der Gegend um Hallstatt. Am wichtigsten unter allen scheinen die Cephalopoden. Es lassen sich 24 Arten, die sechs verschiedenen Geschlechtern angehören, unterscheiden: *Ammonites* (16 Arten, mitunter 2 Fuss im Durchmesser), *Goniatites*, *Clymenia*, *Nautilus*, *Orthoceras* und *Belemnites*. A. Loewe, Analyse von Jamesonit und Berthierit. R. Comfort, systematische Eintheilung der Menschen-Raçen nach einem neuen Princip. Der Verf. nimmt, dem Wesen oder der Skelet-Bildung nach, oder nach der Hautfarbe, drei Stamm-Raçen an, welche sich zuerst zu neun, ferner aber vielfältiger combiniren: weisse Reihe, mit ovaler Gesichts-Bildung oder vorherrschendem Längen-Durchmesser (Kaukasier, Hindus, Araber); braune Reihe, mit breiter Gesichts-Bildung (Indianer, Malayen, Mongolen); schwarze Reihe, Schädel und Gesichts-Bildung mit vorherrschender Tiefen-Bildung (Polar-Bewohner, Ethiopier, Neger). Hammerschmidt, Andeutungen über das Pflanzen-Zellenleben. Reissek, Bau und Bedeutung der Samen-Thierchen bei Pflanzen. Der Verf. spricht sich dahin aus, dass in Zellen höherer Pflanzen sich normal- und gesetzmässig niedere Pflänzchen und Thiere entwickeln, welche zur Lebens-Eigenthümlichkeit der betreffenden Pflanzen gehören. Diese in den Zellen eingeschlossenen oder entogenen Pflänzchen sind Pilze, die Thiere die sogenannten Samenthiere. Streffleur, über Feuer-Bildungen auf der Erd-Oberfläche, und über die Ursachen ihrer gegenwärtigen Verbreitung. Schrötter, Beiträge zur Kenntniss der verschiedenen Molecular-Zustände der Materie. Die Beobachtungen beziehen sich auf das Chromoxyd und auf die arsenige Säure. R. Botzenhart, Polarisations-Büschel am Quarz. Eine neue Modification

der von Haidinger entdeckten Erscheinung farbiger Lichtbüschel im polarisirten Lichte. R. Comfort, Familie der *Equidae*. Nach dem Combinations-System des Verf. gruppiren sich dieselben folgender Massen: Pferd; mausfarbiges wildes Pferd der Tatarei; Maulthier; Zebra; Kanree (Pferd vom Himalaya); Quagga; Maulesel; Dsigettai (wilder Esel Palästina's); Esel. Kudernatsch, urweltliche Seen in Steiermark. Der grossartigste derselben, dessen ehemaliges Dasein durch geognostische Verhältnisse über alle Zweifel erhoben wird, nahm jenen noch gegenwärtig auffallend Becken-artig gestalteten Theil des obern Murthales ein, wo sich heut zu Tage die Städte Judenburg und Knittelfeld befinden, der endliche Abfluss dieses Sees dürfte einer gewaltsamen Katastrophe zuzuschreiben sein. Viele noch vorhandene Seen waren ehedem weit ausgedehnter und schreiten nun ihrer allmäligen Anfüllung entgegen. Ferstl, Vorkommen des *Coral rag* in Oesterreich. Derselbe bildet eine oft unterbrochene Hügelreihe von Ernstbrunn bis in die Gegend von Przemisl in Galizien. Haidinger, Beobachtungen während des verheerenden Hagelsturmes am 1. Juli 1846, der sich über Gratz und die nächste Umgegend verbreitet hatte. J. Czjzek, Ablagerungen bituminösen Holzes im südlichen Theile des Wiener Beckens. Die *Dreissera* oder *Dongeria subglobosa*, bekanntlich den oberen Tegel-Lagen eigen, ist nie unter den Flötzen bituminösen Holzes gefunden worden. Die Blätter-Abdrücke deuten auf Dicotyledonen. Streffleur, Ursachen der Fluss- und Meeres-durchbrüche. Hörnes, über den Struvit. R. Botzenhart, Grund-Gestalt des Eises. Comfort, über Pferde-Raçen. Es werden Raçen des Alterthums und jene der neuern Zeit unterschieden. Kudernatsch, Bestimmung des Kohlen-Gehaltes im Roheisen. Comfort, Eintheilung der verschiedenen Zweige der Wissenschaft. Streffleur, Meeresströme und Salz-Gehalt des Meerwassers. S. Reissek, Bau und Entwickelung des Getreide-Brandes. Streffleur, Veränderungen des Meeres-Niveau's im Laufe der Zeiten. Leydolt, merkwürdige Zwillings-artige Zusammensetzung des Ankerits. Comfort, Vorschlag eines Systems der Wirbelthiere nach einer Combinations-Theorie. Dieses System ist folgendes: Kopfthiere (eigentliche Säuger, Flatterer und Cetaceen); Brustthiere (*Ornithorhynchus paradoxus*, Vögel, Sumpf- und Wasser-Vögel); Bauchthiere (Reptile, Pterodactyle oder fliegende Fische, Fische). O. v. Hingenau, geognostische Wahrnehmungen in der Gegend von Tulleschitz in Mähren. Besonders bemerkenswerth ist die grosse Mannigfaltigkeit von Uebergangs-Modificationen des Massen-Gebirges mit feldspathiger Basis zwischen dem Serpentin bei Hrubschitz und dem unfern Mährisch-Kromau

vorkommenden Granulit. Hörnes, Mineralien-Sammlung der Frau Johanna, Edlen von Henikstein. (Eine ausführliche Beschreibung lieferte das Jahrbuch für Mineralogie.) Schmidt-Göbel, über Helfers hinterlassene Sammlungen aus Vorder- und Hinterindien. H. fand einen frühen Tod auf den Andaman-Inseln. Die Sammlungen enthalten u. a. etwa 3000 Thierarten, wovon vielleicht vier Fünftheile neu sind. Hammerschmidt, über Hellers Pflanzen-Sendung aus Mexiko. Streffleur, Theorien der Umbildung der Erd-Oberfläche. Hammerschmidt, über das Coendu und Manavier, zwei wenig bekannte Nagethiere aus Mexiko. Fr. v. Hauer, Braunkohlen-führende Gebirgs-Schichten der Gegend von Guttaring und Althofen in Kärnthen. Kner, Sepien-Schuppen aus dem Grauwacke-Gebirge des östlichen Galizien. J. v. Pettko, Uebergänge trachytischer und anderer vulkanischer Gesteine und Vorkommen des Basalts in der Gegend von Kremnitz. Hörnes, tertiäre Gebirgs-Schichten längs des Baues der Eisenbahn von Neustadt nach Oedenburg beobachtet. Mächtige Sand-Ablagerungen, welche unmittelbar auf Tegel zu ruhen scheinen, zeichnen sich durch ihren Petrefacten-Reichthum aus; es sind zwar nur wenige Species vorhanden, aber diese in ungeheuerer Zahl. Fr. v. Hauer, Vorkommen der Caprinen in den Gosau-Bildungen der Oesterreichischen Alpen. (Eine ausführliche Mittheilung liefern die „naturwissenschaftlichen Abhandlungen gesammelt und herausgegeben von Haidinger“.) Reissek, auffallende, durch den Brand verursachte Missbildungen des Maises. Derselbe, Analogien. Verwandtschaften und Uebergänge, welche zwischen Zell- und Krystall-Bildung stattfinden. A. von Würth, geognostische Verhältnisse von Parschlug in Steiermark. Die Braunkohlen-Formation ist muldenförmig umgelagert, nördlich von Glimmerschiefer, südwärts von Kalk begrenzt. Kner, geognostische Wanderung in die östlichen Kreise Galiziens. Das interessante Grauwacke-Gebiet wurde vorzugsweise besucht. Fr. von Hauer, Vorkommen des bekannten Muschel-Geschlechtes *Monotis* in den österreichischen Alpen. J. Barrande, geologische und paläontologische Forschungen im mittleren Theile von Böhmen. Hörnes, Versteinerungen aus dem Grauwacke-Kalk der Gegend von Rittberg unfern Ollmütz. Hammerschmidt, Photographie, Daguerreotypie, Galvanoplastik. Naturforschern, die nicht selbst zeichnen können, sind dadurch einfache Mittel geboten, von Gegenständen sich Abbildungen zu verschaffen und solche zu vervielfältigen, Zeichnern wird, durch Richtigstellen der Conture und genauere Darstellung der gegenseitigen Grössen-Verhältnisse einzelner Theile, ihre Arbeit sehr erleichtert. Fr. von Hauer, Cephalopoden aus dem

Bleiberger opalisirenden Muschel-Marmor. Seines prachtvollen Farbenspiegels wegen ist das Gestein, wie Jeder weiss, seit langen Jahren besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit von Mineralien-Sammlern. Es verdankt seinen Glanz zahlreichen Ammoniten-Schalen, die darin mit vielen andern organischen Resten zu einer Breccie vereinigt sind. Die Untersuchung ergab, dass der Bleiberger Muschel-Marmor derselben Bildung angehört, wie die Cephalopoden-Schichten der Gegenden von Hallstatt, Aussee u. s. w. Reissek, zwei neue Kartoffel-Arten aus Neu-Fundland. Der Anbau derselben dürfte zur Regenerirung der Kartoffeln im Allgemeinen, und zur Verhütung der Wiederkehr der Kartoffel-Fäule sich kaum als unbedingtes Hülfsmittel bewähren. L. Schmarda, Adriatische Infusorien-Fauna. F. Rossi, neue Arten von Spinnenthieren (*Arachnida*). Czjzek, neue Fundorte der fossilen Fauna im ungarischen Becken. Fr. von Hauer, Versteinerungen aus der Gegend von Dienten, südwestlich von Werfen im Salzburgischen. Ein Theil der sogenannten Grauwacke-Schichten nördlicher Alpen, und zwar wahrscheinlich alle Eisenspath-führenden Lager derselben, dürfte, den aufgefundenen fossilen Resten nach, dem obern silurischen System angehören, ein anderer Theil aber dem devonischen System. Reissek, Entwickelungs-Geschichte der Flachsfaser. Derselbe über die Natur des in Klein-Asien vom Himmel gefallenen Manna. Fr. von Hauer, beim Bohren des artesischen Brunnens im Bahnhof der Wien-Raaber Eisenbahn bei Wien durchfahrene Tertiär-Schichten. Die unterste Lage, bis zu welcher man vordrang, besteht aus Schutt von Wiener Sandstein mit Braunkohlen-Trümmern; sie gehört noch zur Tegel-Formation, deren Mächtigkeit also auch vermittels dieser Bohrung nicht ganz aufgeschlossen wurde. Derselbe über einen neuen Fundort tertiärer Fisch-Reste bei Porcsesd unfern Hermannstadt in Siebenbürgen. Die Schichten, welche die befragten Ueberbleibsel umschliessen, sind den Leithakalk-Bildungen beizuzählen.

II. Band. M. Hörnes, Versteinerungen aus dem Jurakalk von Nickolsburg. Goldmark, Bemerkungen über die Hyperoxyde von Barium und Wasserstoff. Streffleur, Ergebnisse der von der österreichischen Artillerie in Wien mit Schiess-Baumwolle angestellten Versuche. Viele Scharfschüsse nach der Scheibe zeigten, dass selbst mit geringer Wolle-Ladung auf 3 bis 400 Schritte noch ein wirksamer Schuss hervorgebracht werden könne. Durch feinkörnige Zubereitung dürfte sich die Wirksamkeit der Wolle bedeutend steigern lassen. Lobarzewski, einige Species neuer Laubmoose aus Galizien. Haidinger, Pseudomorphosen nach Steinsalz. Nur Vorläufer einer ausführlicheren Abhandlung

über den interessanten Gegenstand. Göth, Nachtrag zu den (im Vorhergehenden erwähnten) Bemerkungen Haidinger's über den Hagelsturm zu Gratz. Man erhält dadurch ein nicht geahnetes Bild von der Mannigfaltigkeit in der Erscheinung, welche nur auffordernd wirken kann, künftigen Phänomenen dieser Art jene Aufmerksamkeit zu widmen, die allein zur genauern Kenntniss derselben führen kann. Es war nicht ein Gewitter mit Hagelschlag, das am 1. Julius so viel Unheil anrichtete, sondern vielmehr drei, die nach kurzen Zwischenräumen, jedes einen andern Weg verfolgend, sich entluden. A. Patera, Analyse des Hauerits von Kalinka. Hammerschmidt, Anatomie der Insecten aus der Gruppe der Buprestiden. Fr. von Hauer, zahlreiche Fundorte der Proteen in Inner-, Unter- und Dürrenkrain. Zum Theil neu. A. von Bischof, geognostische Begehung eines Theiles von Süd-Tirol und vom Pusterthale. Fünf Haupt-Abtheilungen lassen sich unterscheiden: Urgebilde; Uebergangs-Gebilde; Porphyr-Gestein; Alpenkalk und tertiäre Formationen. Merkwürdig ist besonders das sich stets gleichbleibende Verhalten der Quarz-Porphyre und Melaphyre, dieselben bei ungleicher Altersfolge in ihren Erscheinungen parallelisirend. Graf von Serényi, geognostische Verhältnisse der Umgebung von Nagybanya. (Der Aufsatz, nicht wenige beachtungswerthe Nachweisungen enthaltend, war bereits früher in den österreichischen Blättern für Literatur und Kunst zu lesen.) Reissek, mikroskopische Veränderungen, welche die Stärke bei der Kleister-Bereitung erleidet. Hörnes, Zähne von *Acerotherium incisivum*. Man fand dieselben in einer Sandschichte am Rennwege nächst dem Belvedere. Streffleur, Ebbe und Fluth. Einfluss der Fliehkraft auf diese Erscheinungen. Fr. von Hauer, Fossilien des Kalksteines bei Porcsesd unfern Hermannstadt in Siebenbürgen. Nach frühern Beobachtungen hatte man, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen, die Kalkschichten als miocen dem Leithakalk parallelisirt. Neuerdings ergab sich in denselben ein merkwürdiges Gemenge organischer Typen. Nicht nur wurden drei, in Tertiär-Lagen bisher unbekannte Geschlechter zu Porcsesd entdeckt, sondern es fanden sich überdies Fischreste, identisch mit jenen der Miocen-Schichten von Neudörfel, und Mollusken der Eocen-Periode angehörend. Haidinger, über den von Scheerer als eigene Species aufgestellten Aspasiolith. Er wird für eine Pseudomorphose nach Cordierit erklärt. Kohl Edler v. Kohlenegg, lithographischer Stein aus Krain und Haidinger, lithographischer Stein aus Krain, Tirol und Ungarn. Mit einem in Krain aufgefundenen Kalkmergel wurden theilweise gelungene Versuche gemacht. Der Südtiroler Kalkschiefer, jener von Monte

Baldo, der von Vezzano u. s. w. eignen sich weniger zum Zeichnen, als zum Schreiben, die von Monte Baldo sind dem Anschein nach reiner. Hammerschmidt, periodische Phänomene der Vegetation. Bekanntlich liess die Brüsseler Akademie durch Quetelet Instruction für die Beobachtungen solcher Phänomene entwerfen. Die Sache fand nicht in Europa allein, sondern auch in Nord-Amerika vielen Anklang. Derselbe über Ad. Sennoners mineralogische Wanderung in den Apenninen von Piacenza. Fr. von Hauer, *Hamites Hampeanus*. Von Hampe bei Neuberg in Steiermark in einem Mergel entdeckt, welcher alle Merkmale der Gosau-Schichten trägt. Haidinger, Coniferen-Früchte aus dem Salz-Bergwerke von Wieliczka. Sie finden sich nach Russegger in der Spiza-Salz-Aufdeckung. A. Loewe, Analyse des Nickel-Arsenikglanzes, oder des Gersdorffits von Schladming, so wie von Prakendorf in Oberungarn. A. von Morlot, Eisenerz-Lagerstätte von Hüttenberg und Lölling in Kärnthen. Diese Gegend einer merkwürdigen Gabelung der Ostalpen war schon in frühern Zeiten der Erd-Geschichte aus dem Meere getreten und bildete ein Festland, während noch, wo jetzt der Dachstein und die Villacher Alpe sich steil gen Himmel erheben, Ammoniten und andere merkwürdige Repräsentanten einer untergegangenen Schöpfung sich im Tiefwasser ihres Lebens erfreuten. Schrötter, über Kapellers neue Constructions-Methode für Quecksilber-Thermometer. Es wird dadurch möglich, höhere Temperaturen, wie die Schmelzpuncte der Salze, des Zinkes u. s. w. genau zu bestimmen. Schweinsberg, chemische Beschaffenheit des Wassers aus dem artesischen Brunnen im Bahnhof der Wien-Gloggnitzer Eisenbahn. Ehrlich, geognostische Skizze der Gegend um Linz. A. Patera, über das Feuer-Meteor vom 10. Januar 1847. Haidinger, Schillern der Krystallflächen. Unter diesem Ausdruck wird das, in bestimmter Richtung orientirte, Erscheinen durch Zurückstrahlung von der Oberfläche nicht metallischer und metallischer Farben, im gewöhnlichen oder im polarisirten Lichte verstanden. (In den „naturwissenschaftlichen Abhandlungen“ ist das Ausführliche nachzusehen.) A. von Morlot, Analyse des (sogenannten) krystallisirten Sandsteines von Fontainebleau. Der Gehalt an mechanisch beigemengtem Sand wurde = 58 % gefunden. Freyer, Foraminiferen in Krain. Sie wurden an verschiedenen Orten in, zur Tertiär-Formation gehörigen, Thonen und Mergeln entdeckt (und später auch im Tegel von Radoboj in Kroatien, im Schlamm des heissen Krapina-Baches u. a. a. O.). Goldmark, Versuche mit Schwefeläther im allgemeinen Krankenhause zu Wien bei verschiedenen Operationen angestellt. Die Wirkungen sind interessant,

man darf jedoch die nöthige Umsicht nicht ausser Acht lassen. Wedl, Darstellung der peripherischen Nerven in verschiedenen organischen Theilen vermittelst concentrirter Aetzkali-Lösung. Simony, eine Winterwoche auf dem Hallstätter Schneegebirge und Ersteigung der 9492 Fuss hohen Dachstein-Spitze am 14. Januar 1847. (Bereits früher durch die Wiener Zeitung veröffentlicht.) Hocheder, Mittheilungen über Virgil von Helmreichens wissenschaftliche Reise in Brasilien. Morlot, über die Gegend von Grossau und vom Pechgraben unfern Steyer. J. von Pettko, Säugethier-Kopf aus dem Süsswasser-Quarz von Hlinnik in Ungarn. Es wurden manche auffallende Uebereinstimmungen mit dem Gebisse des europäischen Igels wahrgenommen. Morlot liefert genauere Nachweisungen über das Vorkommen jenes Süsswasser-Quarzes. Wedl, Faserung der Krystalllinse in verschiedenen Thierklassen und beim Menschen. Die Beobachtungen wurden theils an frischen, theils an durch siedendes Wasser, oder durch mineralische Säuren verdichteten und erhärteten Linsen angestellt. Hammerschmidt, über Ecksteins Aether-Einathmungs-Apparat, nebst physiologischen und psychologischen Erscheinungen bei der Aether-Einathmung. Ragsky, Aether-Apparate, Wirkung des Einathmens verschiedener Stoffe; Chromsäure ein Reagens für Aether. Haidinger, neue Platin-Verbindungen mit schillernden Flächen. Simony, zweiter Winter-Aufenthalt im Hallstätter Schneegebirge und drei Ersteigungen der hohen Dachsteinspitze, am 29. Januar, 4. und 6. Februar 1847. Morlot, geologische Karte der östlichen Alpen. Ehrlich, *Clypeaster conoideus* von Mattsee, fossile Reste aus dem Nummuliten-Sandstein von Oberwies bei Gmunden. Grimmer, Coleopteren-Verzeichniss aus Steiermark. K. Prüfer, Krystallform des Lazuliths. Fr. von Hauer, neue Cephalopoden aus dem rothen Marmor von Aussee. Die merkwürdigsten Arten gehören zu *Orthoceras*, *Nautilus*, *Goniatites* und *Ammonites*. Cl. Freiherr von Hügel, Veränderungen der Terrain-Beschaffenheit, die sich durch Einwirken menschlichen Thätigseins in der Nähe grosser Städte bemerklich machen. Aus den mitgetheilten interessanten Thatsachen ergibt sich u. a., dass in Wien, ursprünglich auf hügeligem Lande erbaut, eine beständig fortschreitende Ebnung des Bodens stattgefunden, die besonders durch Anlage der Glacien und Bastionen nothwendig wurde. Grosse Brände, die sich in ältern Zeiten, bei den Türken-Belagerungen u. s. w. oft wiederholten, trugen ebenfalls zur Ausgleichung bei. Hörnes, über Müllner's in der Gegend von Szobb unfern Gran in Ungarn entdeckte Tertiär-Versteinerungen. Es sind mehr als siebenzig wohl erhaltene Species. A. von Morlot, Analyse

eines Trachyts von Gleichenberg. Das Gestein dürfte den Trachy-Doleriten angehören, welche während der jüngern Tertiär-Periode, in der Bucht von Untersteier inmitten des Meeres unter vulkanischen Erscheinungen hervorbrachen. K. Winter, neu erfundene Methode, vermittelst Reibungs-Elektrizität Pulver zu entzünden. O. Freiherr v. Hingenau, Entdeckung einer Mineralquelle bei Tulleschitz im Znaimer Kreise, und Untersuchung der Luhatschowitzer Quellen. Morlot, Analyse eines sandigen Dolomites vom Hausberg bei Stübing nördlich von Gratz. Haidinger, über den Eisgang der Flüsse, besonders über das Aufbrechen der Eisdecke. Zumal mit Beziehung auf die Donau nächst Wien, und die Möglichkeit der Verhütung eines Theiles der mit solchen Katastrophen so häufig verbundenen Unglücksfälle. Reissek, Beschaffenheit der Flora von Wien und seiner Umgebung in der Vorzeit und Aenderungen, welche dieselbe bis auf unsere Tage erlitt. Haidinger, neuere Beobachtungen den metallischen Schimmer betreffend, der auf künstlich durch Aufstreichen weicher Krystalle auf einer festen Unterlage erhaltenen Fläche sichtbar wird. Hörnes und Rossi, Notizen über die bisher nach Wien gebrachten Rennthiere. Baron v. Seckendorf, die Kind'sche Methode des Erdbohrens. Patera, Analyse des den Lazulith von Werfen begleitenden Minerals. Der Formel nach fällt dasselbe zwischen Mesitin und Breithaupt's Pistomesit. J. von Pettko, geognostische Skizze der Umgegend von Kremnitz. Simony, meteorologische Beobachtungen auf dem Dachstein-Gebirge. K. Reissacher, Karte der geognostischen Verhältnisse im Depot Gold-führender Gangstreichen der salzburgischen Central-Alpenkette. J. Czjzek, fossile Foraminiferen des Wiener Beckens. J. von Reichberg, Erderschütterungen am 10. Februar 1847 im Innern des Ausseer Salzberges sowohl, als über Tag beobachtet. Simony, Hauptergebnisse der Messungen an mehreren Seen Ober-Oesterreichs ausgeführt. Zweck war die genauere Kenntnissnahme der Gestaltung jener Wasserbecken; auch nicht bei einem bestätigten sich die, oft ins Fabelhafte gehenden, bisherigen Tiefen-Angaben. Derselbe, Temperatur der Quellen bei Hallstatt. Ueber den Ursprung der warmen Wasser am Hallstatter See, über ihre Menge, Beschaffenheit und etwaigen Heilkräfte etwas mehr aufzustellen, als unfruchtbare Vermuthungen, bleibt so lange unmöglich, als nicht, durch einen Versuchbau, wenigstens einige sichere Anhalt-Punkte aufgeschlossen werden.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Haidinger's Berichte.

(Schluss.)

J. Jurasky, Vorkommen chemischer Zusammensetzung und technischer Verwendbarkeit des Keramohalits von Rudain in Ungarn. Als schwefelsaure Thonerde wird das Mineral am einfachsten zur Alaun-Bereitung zu benutzen sein. J. von Ferstl, fossile Pflanzen der Gegend von Grossau. K. Wedl, Darstellung der Elementar-Fasern der Cornea und Erklärungsweise der Querstreifung animalischer Muskelfasern. Schrötter, neues Verfahren zur Bestimmung des Kohlenstoff-Gehaltes verschiedener Eisen-Gattungen. Morlot, über Dolomit und dessen künstliche Darstellung. Ein von Wöhler bereits 1843 eingeleiteter und nun von M. durchgeführter Versuch beweist, dass die von der Theorie verlangte chemische Reaction, unter höherem Druck und bei 200° R. Wärme, wirklich eintrifft. Fr. von Hauer, fossile Reste aus der Kreide-Formation der Umgebung von Lemberg. Der ausserordentliche Reichthum des galizischen Kreide-Gebildes — Mergel, der unmittelbar von Molasse bedeckt wird — an solchen Ueberbleibseln war, vor wenigen Jahren noch, so gut als unbekannt. Haidinger, Vorkommen von Schwefel bei Kalinka unfern Altsohl in Ungarn. Alles spricht dafür, dass diese Lagerstätte, eingeschlossen wie sie ist von Trachyt-Bergen, lange nach der ersten Bildung der grossen Umrisse ihrer gegenwärtigen Umgebung, Schauplatz der, nach und nach verminderten, Bewegungen vulkanischer Wirksamkeit einer Solfatara war, deren letzte Regungen selbst jetzt noch in benachbarten Säuerlingen und Schwefelquellen übrig sind. F. Ott, Analyse des Dolomits von Kapnik. A. von Steiger, der Lehm (Löss) in Böhmen. Die Mächtigkeit des Gebildes, das über Gneiss und über Glimmerschiefer seine Stelle einnimmt, geht bis zu 30 Fuss. Simony, Römer-Skelette vom Hallstätter Salzberge. Es wurden deren sechs, bei Gelegenheit einer Schuttgrabung, zu Tag gefördert. Auch fand man verschiedenartige Gegenstände, meist von Bronze oder Eisen, Waffenstücke und Werkzeuge, ferner Römermünzen u. s. w. A. E. Reuss, die fossilen Polyparien des Wiener tertiären Beckens. In andern jüngeren tertiären Becken herrschen

die Mollusken weit mehr vor. Haidinger, Pleochroismus des Chrysoberylls. Barrande, die Brachiopoden der silurischen Schichten von Böhmen. J. Poppelack, Vorkommen von Tertiär-Versteinerungen in der Umgebung von Feldsberg. Corda, Prodromus der böhmischen Trilobiten. Göttmann, geologische Verhältnisse der Avaser Landschaft im Nordwesten von Nagybania. Anlage bergmännischer Unternehmungen hatten die Bereisung der Gegend veranlasst. Das Hauptgebirge, in welchem die Erzgänge aufsetzen, besteht aus Diorit-Porphyr, Trachyt kommt meist nur in vereinzelten Kuppen vor. Fr. von Hauer, Mastodon-Knochen aus der Sandgrube nächst St. Mark unfern des Belvedere. C. Mohr, naturhistorische Beobachtungen während eines Aufenthaltes in Surinam angestellt. Die Verhältnisse haben viel Gemeinsames mit denen des britischen Guyana, auch in Surinam fehlen Kalk-führende Formationen, die Gebirgsarten lassen sich jenen von Brasilien vergleichen. L. Zeuschner, Entwickelung der Jura- und Pläner-Schichten in der Gegend um Krakau. Die Glieder des Jura-Gebildes enthalten in den feinsten Kennzeichen gleiche Kalksteine, wie die schwäbische Alp. Pläner ist das jüngste Glied der Kreide-Formation und meist von Lehm bedeckt. Hammerschmidt, über Müller's *Hydrarchos*. Wedl, Blasenzellgewebs-Würmer der Grundel (*Cyprinus Gobio*) und die im Blute der letzten sich findenden Körperchen. Boué, Bemerkungen zu Morlot's Erläuterungen seiner Alpenkarte.

III. Band. K. Göttmann, geognostisch-bergmännische Verhältnisse der Avaser Landschaft in Ungarn. (Weitere Ausführung der im II. Bande enthaltenen Andeutungen.) Streffleur, über Scheda's geognostische Karte des österreichischen Kaiserstaates. Reissek, über die in letzter Zeit von verschiedenen Orten her berichteten Mannaregen. Das sogenannte Manna stammt von *Ficaria ranunculoides*, einer Pflanze aus der Familie der *Ranunculaceen*, deren Wurzelknollen vom Regen und bei Ueberschwemmungen ausgeschwemmt, mitunter an entfernte Orte getragen und abgesetzt werden. Hammerschmidt's Bemerkungen, denselben Gegenstand betreffend. A. Patera, Analyse des Arvaer Meteoreisens. R. Rickli, Methode, Schiesspulver unter Wasser ohne Anwendung von Feuer zu entzünden. Beruht auf der Entzündung des Kaliums durch Berührung mit Wasser. Die Vorrichtung ist höchst einfach und kann daher leicht angewendet werden. Zeuschner, nähere Aufschlüsse über die Tertiär-Bildungen von Oberweiss bei Gmunden. Fr. von Hauer, geognostische Beschaffenheit der Umgebungen von Hörnstein, im N.W. von Wienerisch-Neustadt, und über das daselbst zu ver-

muthende Salzlager. Die Gesteine der alpinen Salz-Formation treten in weit grösserer Nähe von Wien auf, als man bisher vermuthet hatte. Hörnes, geognostische Verhältnisse von Seelowitz in Mähren. Es handelte sich darum, die Ursachen gewisser, den Ackerbau sehr beeinträchtigenden nassen Stellen zu ermitteln; ein mehr oder weniger zersetzter Klebschiefer, „Saugschiefer", ruft, in seinen verschiedenen Verwitterungs-Zuständen, die sogenannten „Nassgallen" hervor. Zeuschner, Ansichten über die Karpathen- und Wiener-Sandstein-Gebilde. Zumal auf paläontologische Merkmale gestützt, glaubt der Verf., dass Wiener- und Karpathen-Sandstein, sammt dem ihm eingelagerten Kalk, dem *Néocomien* beizuzählen sei, obschon er auch eine nicht unbeträchtliche Zahl Lias-Petrefacten enthält. C. Hammerschmidt, statistische Nachweisung in Bezug auf Zweckmässigkeit und Unschädlichkeit der Aether-Einathmung. Unter 1650 Operationsfällen wurde nicht ein wirklicher oder dauernder Nachtheil bemerkt. A. von Morlot, über geologische Verhältnisse in Obersteier. Hörnes, Versteinerungen des sogenannten Alpenkalkes und der Gosau-Formation aus der Umgebung der Ruine Stahremberg bei Piesting. Zeuschner, systematische Stellung der *Terebratula diphya* und ihr verwandter Arten. Freyer, geologische Untersuchungen in Krain. Die „lithographischen Steine" der Gegend von Laak dürfen mit den berühmten Solenhofern durchaus nicht in Parallele gestellt werden, sie gehören einer eigenthümlichen Formation an, die im Becken von Krainburg ziemlich verbreitet scheint. Haidinger, Kalk-Tropfsteine in einem Casematten-Gewölbe der Dominicaner-Bastei aufgefunden. Sie bestehen aus zarten Häutchen kohlensauren Kalkes, die Oeffnungen zwischen sich lassen. Ihre Bildung deutet auf einen, von jener der Höhlen-Stalactiten verschiedenen Vorgang hin, wahrscheinlich darauf beruhend, dass der Kalk im Mörtel in ätzendem Zustande vorhanden war, durch Wasser aus demselben ausgezogen wurde, und dass sich aus den durchsickernden Tropfen die Häutchen, vermittelst Hinzutritts von Kohlensäure niederschlugen. Beim Entstehen der Grotten-Stalactiten kann man dagegen annehmen, dass kohlensaurer Kalk in Kohlensäure-haltigem Wasser vor dem Absatze aufgelöst war. Czjzek, geognostische Karte der Umgebungen Wiens. Wedl, Muskel-Apparat der Regenbogen- und der Gefässhaut. Pettko, das ganze trachytische Gebilde von Schemnitz und Kremnitz ist als ein einziger grossartiger Erhebungs-Krater zu betrachten. Pulszky, über den edlen Opal von Vörös vájás. (Aus Kanka's Bericht über die siebente Versammlung ungarischer Naturforscher und Aerzte zu Kaschau und Eperies.) Die ältesten Opalgruben dürften die sogenannten „Fünfzig Gräber"

sein, zahllose alte Schachte in einem Thale bei Czernewitza. Früher stand es Jedem frei, gegen eine Abgabe von fünf Gulden eine Opalgrube zu betreiben. Zu Anfang gegenwärtigen Jahrhunderts wurde das Pacht-System eingeführt. Die, auf Wissenschafts-Grundsätzen beruhende, Opal-Gewinnung gehört der neuern Zeit an. Die Bergkette, in welcher man die edlen Steine trifft, gehört, wie bekannt, zu den Trachyt-Gebilden; an der Grenze des Sároser Comitates, in unmittelbarer Nähe des höchsten Berges der Gegend, des Simonka, befindet sich die Opal-Lagerstätte; auch der Libunka lohnte die Mühe der Sucher. In den Trachytfelsen setzen mehrere Gänge auf, und unter diesen verdient ein regelmässiger Thongang besondere Beachtung, denn die Opalnester haben ihren Sitz unmittelbar über demselben im Trachyt, der einen Gang-artigen Charakter zeigt. Der grösste, bisher gefundene Opal, 1 Pfund 2 Loth an Gewicht, befindet sich im Hof-Mineralien-Cabinet zu Wien. Sein Werth — „insofern dergleichen unbezahlbare, als Schmuck nicht zu verwendende Edelsteine geschätzt werden können" — wird zu zwei Millionen [!] angeschlagen. A. J. Heinrich, zwei Fälle der Verbreitung nicht einheimischer Pflanzen. Es ist die Rede von *Xanthium spinosum* und von *Inula Helenium*. A. v. Morlot, Gliederung der azoischen Abtheilung des Uebergangs-Gebirges im Murthal in der Gegend von Kaisersberg über Leoben nach Bruck. In aufsteigender Folge findet man: Gneiss, Quarzschiefer, untern Thonschiefer, untern körnigen Kalk, obern Thonschiefer, obern körnigen Kalk, chloritischen Schiefer und älteres Diluvium. Es scheint sich diese Gliederung auch viel weiter dem Streichen des Alpensystems nach im Salzburgischen und sogar in Tirol zu wiederholen; sehr wichtig für die nähere Kenntniss der Alpen wäre es, wenn dem Umstande näher nachgeforscht würde. Fuss, neueste Unternehmungen zur Kenntniss der Flora von Siebenbürgen. R. Kner, Versteinerungen des Kreidemergels von Lemberg und dessen Umgebung. Die Formation entspricht auf das Genaueste der westphälischen Kreide um Lemförde und Haldem. Im Ganzen sind, und nur aus der Abtheilung wirbelloser Thiere, 96 Arten angeführt, darunter 19 bisher unbeschriebene; dieser Reichthum erscheint um so bedeutender, als die erwähnten Arten sämmtlich aus einem kleinen Theile des grossen Kreide-Lagers stammen, und viele fossile Reste der eigentlichen weissen, Feuerstein führenden Kreide erst später beschrieben werden sollen. J. Neugeboren, Foraminiferen von Felsö-Lapugy in Siebenbürgen. Die, von den im Wiener Becken aufgefundenen Foraminiferen, abweichenden sind bereits sehr zahlreich. Derselbe, vorweltliche Fischzähne beim Dorfe Portsesd am Altflusse unweit Talmats. Vorkommen in einer, viele Meeres-

Conchylien enthaltenden, Grobkalk-Ablagerung, welche mit dem Leithakalk in gleiche Kategorie zu setzen ist. Die Zähne stammen von Placoiden und Ganoiden, jene walten bei weitem vor. Fr. v. Hauer, über Barrandes Cephalopoden aus den silurischen Schichten von Mittelböhmen. J. v. Pettko, geologisches Alter der Schemnitzer Gänge. Aus drei Umständen stellt sich dasselbe ziemlich klar hervor: Epoche der Hebung, die die Spalten-Bildung veranlasst haben dürfte, sodann die von Gängen durchsetzten Felsarten und jene, die von ihnen nicht durchsetzt wurden. Die Gänge setzen in Grünstein und in „Grünstein-Tuffen" auf, welche Gebilde, gleich dem Trachyt, der Tertiär-Periode angehören. Nendtvich, Untersuchung des Bergtheeres von Muraköz im Szalader Comitat. Die Boussingault'sche Ansicht ist auf jenes Mineral nicht anzuwenden, es enthält nicht nur keinen Sauerstoff, sondern hat genau die Zusammensetzung, wie das durch Destillation daraus gewonnene Petrolen. J. von Pettko, *Tubicaulis* beim Dorfe Ilia unfern Schemnitz gefunden. Während die bis jetzt bekannt gewordenen Arten alle im rothen Todt-Liegenden vorkommen, hat diese neue *Tubicaulis* ihren Sitz im Süsswasser-Quarz. Hammerschmidt, über eine, in *Prunus laurocerasus*-Bäumen vorkommende Schmetterlings-Larve. Cl. Freiherr v. Hügel, über die in neuester Zeit bei Halstatt aufgedeckten Gräber und die bei dieser Gelegenheit gefundenen Waffenstücke. (Es war, nach Simony's Mittheilungen, bereits die Rede davon.) Gibt uns das Studium organischer Reste den Schlüssel zu dem, was man früher für Fabel hielt, so hinterliess der Mensch ein Zeugniss seines Daseins durch die Gräber. Hier finden wir auch Kunst-Producte, wenn selbst nur Töpfe und Waffen, die dem Menschen unentbehrlichsten Gegenstände. Der Ruinen, die zu Tage stehen, sind wenige, der Ueberreste, welche wir täglich neben Todten treffen, unendlich viele. Man gab den Todten Geld und andere Dinge mit, und so sind Gräber eine unerschöpfliche Quelle für Numismatik. Haidinger, Thierfährten aus dem Wiener- oder Karpathen-Sandstein von verschiedenen Fundorten. Früher schon hatte der Verf. (im Jahrb. für Min.) die bei Bajutz in Siebenbürgen entdeckten Fährten beschrieben und solche als einem sehr grossen Individuum eines Cheloniers (ähnlich etwa *Chelonia Mydas*) zugehörend erklärt. Neuerdings wurden Eindrücke unfern Waidhofen an der Ips gefunden, in den Sandstein-Brüchen von Weidlingen westwärts Wien, in der Herrschaft Hochwald in Mähren (sehr nahe Vogel-Fährten darstellend) u. s. w. K. Kanka, „rother Schnee" im Pusterthale. Der während der Nacht vor dem 31. März 1847 weiss gefallene Schnee wurde erst am Morgen mit einer dünnen Schichte zie-

gelfarbigen Pulvers bedeckt. Gegen die versuchte Ableitung dieses Staubes vom afrikanischen Wüstensande streiten sehr gewichtige Gründe, es dürfte derselbe vielmehr aus nahen Gebirgen durch starke Winde verführt worden sein. J. Arenstein, Monographie der imaginären Grössen. J. Tkalecz, Schwefel aus Schwefel-Wasserstoff-haltigen Wassern der Quellen von Warasdin-Töpliz in Kroatien in den Leitungen abgesetzt. Unbezweifelt ist, dass dieser Badeort bereits im IV. Jahrhundert benutzt wurde. Das Wasser besitzt $46\frac{1}{2}^{0}$ R. Wärme. Fr. v. Hauer und v. Morlot, über die Verhandlungen der geologischen Section bei der Versammlung in Venedig. Haidinger, Meteoreisen von Braunau. S. Reissek, noch unbeschriebene Pflanzen-Arten aus Mexiko. Sie gehören den Gattungen *Salvia*, *Solanum*, *Stachys* und *Bidens* an. D. Stur, geognostische Untersuchungen in der Gegend von Pressburg und Modern. Als interessanteste Beobachtung muss jene bei Neudorf gelten, wo die Sandlager zahlreiche organische Ueberreste umschliessen, auch viele Concretionen sind darin vorhanden. Beim Dorfe Königsberg ein Lager mit Tertiär-Petrefacten in Menge. J. Heckel, fossile Fische des österreichischen Kaiserstaates. Die als neu erkannten und charakteristischen Arten sind u. a.: *Lepidopus leptospondylum*, *Chatoessus longimanus*, *Amphysile Heinrichii*, *Cottus horridus*, *Scardinius homospondylus*, *Pholidophorus parvus*, *Platax quadrula* u. s. w. Streffleur, neue Beobachtungen der Lagerungs-Verhältnisse des Sandsteines und Kalkes im Wienerwald-Gebirge. A. v. Morlot, Formations-Reihen in den Alpen, insbesondere Stellung des Wiener Sandsteines. Nach des Verf. Ansicht, deren umständlichere Auseinandersetzung noch folgen soll, würden die Alpen im Allgemeinen dieselbe paläontologische und petrographische Formations-Reihe darbieten, wie die angrenzenden europäischen Länder, nur dass Versteinerungen seltner, Schichtenstörungen bedeutender und Metamorphosen, besonders Dolomitisation, häufiger sind. Boué, Meteorologie von Vöslau. Wir können dem Verf. in den Einzelnheiten seiner interessanten, von für solche Zwecke sehr günstigem Standpunkte angestellten, Beobachtungen, was herrschende Winde, Gang der Gewittersäulen, optische Luft-Phänomene u. s. w. betrifft, nicht folgen. Feldmarschallieutenant Freiherr v. Augustin, über Fischer's Erfindungen hinsichtlich der Schmelzbarkeit des Schmiedeeisens. Haidinger, geologische Beobachtungen in den österreichischen Alpen. Ergebnisse einer im Herbst 1842 in Gesellschaft von A. Patera unternommenen Wanderung. Die wichtige Abhandlung, aus dem geführten Tagebuche zusammengestellt, eignet sich zu keinen Auszuge. Fr. von Hauer, über Nordmann's Entdeckung fossiler Knochen bei Odessa.

Sie stammen von Pachydermen, Wiederkauern, Fleisch-fressenden Thieren und Nagern. Streffleur, über bildliche Darstellungen statistischer Verhältnisse. Hörnes, Tertiär-Versteinerungen aus der Umgebung von Ritzing im S.W. von Oedenburg. A. v Morlot, Trebich-Grotte im Karst unfern Triest. (Aus den Oesterreichischen Blättern bereits bekannt.) A. von Hubert, Analyse des Kobaltglanzes von Orawitza. Hörnes, über B. Werner's und A. Kulda's in der Gegend von Loibersdorf unfern Horn aufgefundenen Tertiär-Petrefacten. Riedl v. Leuenstern, Sternschnuppen-Beobachtungen. A. v. Hubert, Zerlegung eines Wismuthglanzes von Orawitza. Boué, mineralogische Topographie, Lagerung und Zusammen-Vorkommen der Mineralien. Art und Weise, wie die Metalle sich finden, werden zur Sprache gebracht. B. betrachtet es am wahrscheinlichsten, dass das Hervortreten eines oder des andern Metalles an die Oberfläche mit den verschiedenen Graden der Hitze und des Elektro-Magnetismus in diesen und jenen geologischen Zeitscheiden im Zusammenhange steht. Nendtvich, Steinkohlen des Brennberges bei Oedenburg. A. E. Reuss, Cytherinen des Wiener Beckens. J. Oellacher, rother Schnee im Pusterthale vom 31. März 1847. (Aus der Wiener Zeitung.) J. Pöschl, Notizen über die Wander- oder Zugheuschrecke. Sehr interessant. Ragsky, Chloroform als Surrogat des Schwefeläthers. A. Patera, Beschaffenheit des Gold-führenden Sandes von Oláhpian in Siebenbürgen Nach Partsch bedeckt dieses Gebilde — in welchem man zuweilen Bruchstücke von Menschen-Knochen, ferner Münzen und Geräthschaften trifft — einen tertiären, hin und wieder etwas Braunkohle führenden Sandstein und ist aus zersetzten Gneiss- und Glimmerschiefer-Gebirgen hervorgegangen. Das Gold wird theils auch bergmännisch gewonnen. Nickel-haltiges Gediegen-Eisen fand sich bei der Untersuchung in jenem Sande eben so wenig, als Platin. Degousée, über die artesischen Brunnen in Venedig. Boué, Nummuliten-Ablagerungen. (Schon früher in den Oesterreichischen Blättern abgedruckt: der Verf. fügt hier, was dankbar zu erkennen, eine Bibliographie der Werke und Abhandlungen über Nummuliten bei.) Hoffer, Meteoriten in Schlesien. Morlot, tertiäres Conglomerat von Kaisersberg mit eingeschlossenen, im Innern umgewandelten Geschieben. Fr. v. Hauer, Cephalopoden vom Rossfeld unweit Hallein. Früher wurde derselben bereits vom Verf. gedacht, nun folgt ein Verzeichniss einzelner Arten, wovon viele zu den für die Neocomien-Formation vorzugsweise bezeichnenden gehören. Wir erhalten dadurch einen werthvollen Horizont zur Abgrenzung des jüngern Alpenkalkes, der bisher unter sämmtlichen Sediment-Gesteinen

der nördlichen Alpen am wenigsten fossile Reste geliefert hatte. Haidinger, Steinkohlen-Kugeln von Vassas im Goberthale bei Fünfkirchen. Der Gegenstand ist allerdings keineswegs ganz neu, aber die vom Verf. mitgetheilten Bemerkungen sind sehr beachtungswerth. Ohne Zweifel wurden die Kugel-Bildungen durch den Druck vom Hangenden gegen das Liegende hervorgerufen; dabei muss jedoch zugleich eine eigenthümliche Bewegung in den Schichten stattgefunden haben, welche eine schiefe Richtung in kreisförmiger Abwechselung annahmen.

IV. Band. Haidinger, vollständige Geode von Roth-Eisenstein vom Eibelkogel in Steiermark. Ein lehrreiches Beispiel für die Metamorphose: der erste Zustand war ohne Zweifel Eisenspath, der zweite Braun-Eisenstein, der dritte, und zwar nur am Ausgehenden des Lagers, Roth-Eisenstein. C. M. Nendtvich, Ungarns Steinkohlen in chemisch-technischer Beziehung. Boué, über Nummuliten, nach Mittheilungen von Verneuil, Pilla und Raulin, und über das ältere Alluvium in Nord-Amerika nach Desor. A. v. Hubert, geschmolzene Heuschober-Asche. Ein Schlacken-artig zusammengeschmolzener Klumpen, der Rückstand eines, aus mehr als 2000 Centnern bestehenden, Heuschobers, welcher in Brand gesteckt worden, gab Anlass zur interessanten Zerlegung. Wir können bei den Einzelnheiten nicht verweilen. Wedl, neue den Ciliar-Fortsätzen angehörende Gebilde. Fr. Simony, Dioritgang in der Nähe von St. Wolfgang entdeckt. Man sieht das plutonische Gebilde in unmittelbarer Berührung mit schieferigen Gesteinen, auf welche dasselbe deutlich metamorphischen Einfluss übte. Baron v. Hasselholdt-Stockheim, geognostische Beschaffenheit des Landstriches am rechten Donauufer zwischen Ortenburg und Vilshofen bei Passau. Jurakalk unmittelbar auf Granit, darüber Tertiär-Schichten, hin und wieder auch zwischen beiden Kreide. Die Tertiär-Bildungen dürften eher der Tegel-, als der Subapenninen-Formation beizuzählen sein. Die vorhandenen fossilen Reste findet man verzeichnet. Boué, Bericht über Viquesnel's neueste Reise in den türkischen Provinzen. V. wurde von der französischen Regierung, so wie von der Administration des Pariser *Muséum d'histoire naturelle* unterstützt, und in Constantinopel verchaffte ihm Reschid Pascha die besten Hülfsmittel, so dass derselbe überall als ein von der türkischen Regierung beauftragter Gelehrter erschien. Dem hohen, ungemein interessanten Gebirgslande zwischen dem ägäischen Meere und den Flüssen Strymon und Maritza widmete der Reisende sieben Monate. Ferner wurde die Uferkette des schwarzen Meeres zwischen Constantinopel und Burgos viermal von ihm durchkreuzt, er nahm die Gebirge zwischen Koros und Ka-

vak auf u. s. w. Näheres, die gemachten Entdeckungen betreffend, haben wir noch zu erwarten. Dieser Mittheilung schliesst Boué, der, wie bekannt, die europäische Türkei früher selbst bereiste, interessante Bemerkungen über das Relief des Landes an. M. Hörnes, Säugethier-Reste, die bei Gelegenheit einer Schürfung unfern Bribir bei Novi im kroatischen Küstenlande, dicht am Meere und zwar inmitten von Kohlen aufgefunden worden. Die in der Braunkohle getroffenen Ueberbleibsel stammen von *Mastodon angustidens*, *Tapirus priscus* und *Cervus Namby*. J. Neumann, krystallinische Structur des Meteoreisens von Braunau. Die ganze Masse ist aus dünnen Schichten zusammengesetzt, welche den Flächen eines Hexaeder-Zwillings parallel liegen. A. v. Hubert, neues Verfahren, um den Kupfer-Gehalt von Legirungen und Erzen schnell und sehr annähernd zu bestimmen. M. V. Lipold, geognostische Verhältnisse der Herrschaft Nadworna im Stanislawower Kreise in Galizien. Eine grosse Zahl von Höhen wurde barometrisch bestimmt. Wiener Sandstein, mit untergeordneten Lagern von Kalk, von Horn- und Eisenstein, von Conglomeraten u. s. w. herrscht, nur bei Pasieczna tritt Klippenkalk auf und im Bitkowthale findet sich eine sehr wenig ausgedehnte tertiäre Ablagerung. Hammerschmidt, Erscheinungen bei der Chloroform-Narkose. Haidinger, über die Metamorphose der Gebirgsarten. Bei dieser höchst wichtigen Abhandlung ist es uns nicht vergönnt zu verweilen; Andeutungen würden keineswegs genügen, und so können wir nur auf das Werk selbst verweisen. Boué, Gründe für die Meinung, dass die Nummuliten-Lager eocen seien; Isothermen der Tertiär-Zeit; Erhebung der Länder und Senkung des Meeres. Ragsky, Chloroform-Nachweisung für die gerichtliche Medicin. Haidinger, Eisdecke der Donau. Noch sind die Studien der Verhältnisse nicht sehr weit vorgerückt; es mangeln Angaben: wie lange die Decke gebildet gewesen, wie stark solche sein muss, um, im natürlichen Laufe der Dinge, Gefahr drohende Wasser-Stauung hervorzubringen? allein für Wien ist dennoch schon ein praktisches Resultat gewonnen. Wedl, Einwirkung verdünnter Chromsäure auf menschliche Blut-Körperchen. Der Verf. glaubt ein werthvolles Reagens gefunden zu haben, welches näheren Aufschluss über die Structur menschlicher Blut-Körperchen gibt. S. Reissek, meteorischer Staubfall am 31. Januar 1848 im grössten Theile Nieder-Oesterreichs, so wie in der ganzen Umgebung von Wien beobachtet. Die Oberfläche des gefallenen Schnees wurde später mit grauem erdartigem, wie durch ein feines Sieb ausgestreutem, Staube bedeckt. Dabei stieg die Temperatur schnell auf 0^0 R., während solche vorher zwischen -8^0 und -10^0 R.

geschwankt hatte. Eine mikroskopische Untersuchung ergab, dass der Staub vorherrschend aus Quarz-Körnchen bestand, zu denen sich Glimmer-Blättchen, Humus-Theilen und sehr wenigen organischen Resten gesellten. Der Alluvial- und Diluvial-Boden der Gegend weicht, wenn man ihm durch Reinigen denselben Feinheitsgrad gibt, vom niedergefallenen Staube nicht wesentlich ab. Demeter, über Krussmann-Wand'sche künstliche Blutegel. Ein höchst einfacher Apparat, auf eine Pumpe basirt, an welcher die Ventile durch überzogene Schweinsblasen vertreten werden. Die nothwendige Verwundung ist sehr unbedeutend. Morlot, geologische Karte von Istrien. Fr. Kaiser, Beobachtungen an der Grenze des Nummuliten-Kalkes und der Sandstein-Formation in der Nähe von Triest. Dem über dem Kalk seine Stelle einnehmenden Sandstein scheint ein ganz anderes Alter zuzustehen, das einer viel neuern Bildungs-Periode, als jenes, welches für den Wiener Sandstein abgeleitet werden kann. D. Columbus, Eis-Bildung auf der Donau in Ober-Oesterreich im Jahre 184$^7/_8$. G. Frauenfeld, Vorkommen des grössten europäischen Raubthieres aus der Gattung *Felis* in Oesterreich. Während des Verlaufes von achtzehn Jahren, von 1824 bis 1841, wurden sieben Luchse in einem einzigen Revier erlegt. Hörnes, Säugethier-Reste des Wiener Beckens. A. v. Morlot, über Elie de Beaumont's Anwendung der Rechnung auf die Hypothese des Entstehens von Anhydrit, Gyps und Dolomit durch Metamorphose, namentlich was letzteres Gebilde betrifft. Die von M. angestellten Versuche können mit vollem Recht als physikalisch-mathematische Bestätigung der Annahme dienen, zu welcher der berühmte französische Geolog sich geführt sah. J. Heckel, *Pycnodus Muraltii* aus Istrien. Zähne dieses Fisches, gut erhalten und noch in ihrer ursprünglichen Lage befindlich, wurden im, zur Kreide gehörigen, Kalk der Gegend von Pola gefunden. Cl. Freiherr v. Hügel, über Heller's Alterthümer aus Yucatan. Es sind Götzenbilder, Amulete, Töpfchen u. s. w. von Thon, Stein und Gold, die bei den Ruinen Uxmal und in Jaina unfern Campeche an der Küste ausgegraben wurden. C. Rumler, über Böhm's Uranoskop. Ein, was richtige Aufstellung betrifft, sehr einfaches Instrument, welches denjenigen sehr willkommen sein muss, die sich Kenntniss des gestirnten Himmels verschaffen wollen. Die Vorzüge des Uranoskops vor allen übrigen, bisher in Anwendung gebrachten, Hülfsmitteln zum Studium der populären Astronomie, dürften ihm bei allen Verehrern der so anziehenden Wissenschaft bald Eingang verschaffen. L. v. Forgatsch, Beobachtungen über den Eisgang der Donau im Jahre 1848. C. Ehrlich, fossile Säugethier-Reste aus den

Tertiär-Ablagerungen der Umgebung von Linz. Sie rühren sämmtlich von Cetaceen her, und als besonders beachtungswerth ist ein Kopf-Obertheil von *Squalodon Grateloupii* zu betrachten. Boué, über Nummuliten, Isothermen der Kreidezeit, über die frühere Gestalt des Erd-Nucleus und über fossile Menschenknochen. Haidinger, Bericht in Betreff der geognostischen Uebersichts-Karte der österreichischen Monarchie. Mit Interesse liest man Alles, was über diese Karte und ihr Entstehen gesagt wird, die geschichtliche Einleitung, die Nachweisung der Quellen, das Nähere über die Zusammenstellung u. s. w. G. Frauenfeld, Verwandlung der *Gastropacha lanestris*. In der an Wundern so reichen Metamorphose der Insecten hebt der Verf. eine hervor, die, obschon nicht ungekannt, dennoch bis jetzt keineswegs mit verdienter Aufmerksamkeit erforscht wurde. Leydolt, Vorkommen des Olivenits zu Libethen. Das Beisammensein mit Euchroit-Krystallen ist besonders interessant. Hammerschmidt, Einwirken von Schwefel-Kohlenstoff auf den menschlichen Organismus. Die, durch öffentliche Blätter verbreiteten, Nachrichten über Schädlichkeit des Einathmens fand H. nicht bestätigt. Fr. v. Hauer, über des Mechanikers Pfeiffer transportables Barometer. Durch eine sehr einfache neue Vorrichtung ist bei diesem Instrument das Eintreten von Luft in die Röhre verhindert. G. Frauenfeld, Beitrag zur Naturgeschichte des Kukuks. Der Vogel, dessen Leben „voll wunderbarer Besonderheiten", dessen Geschichte von den ungereimtesten Fabeln wimmelt, der so viel zu leiden hatte durch ungerechte Verfolgung, fand in dem Verf. einen warmen Vertreter. C. Wedl, Filarien aus der hintern Hohlvene eines Pferdes. Haidinger, Vivianit-Krystalle auf der innern Fläche eines Röhrenknochens. In einem alten Baue zu Tarnowitz mit dem dazu gehörigen Skelette eines verunglückten Bergmannes gefunden. Dass der „Eisenblauspath" in vielen, vielleicht in den meisten Fällen neuerer Entstehung, und der Phosphorsäure-Gehalt organischen Ursprungs sei, wusste man; die interessante Entdeckung, wovon die Rede, schliesst sich den übrigen Thatsachen in sehr erwünschter Weise an. Derselbe über blasige Thon-Geschirre aus Siebenbürgen. Freiherr v. Hügel hatte früher schon zur Untersuchung des Thones aufgefordert, um wo möglich die Ursache der Blasen-förmigen Austreibungen jener Geschirre zu ermitteln. Nach Patera, der die Analyse übernahm, verflüchtigen sich einige Bestandtheile des Thones, Kohlenstoff, Eisenoxyd, Kali, auf der Oberfläche zuerst, während der steigenden Temperatur, dadurch wird ihr ein Theil ihrer, die Leichtflüssigkeit fördernden, Bestandstoffe entzogen, sie wird nun etwas feuerbeständiger, als die mittlern Schichten; bei steigender

Temperatur entweichen sodann die gasförmigen Producte, besonders Kohlensäure aus dem kohlensauren Eisen und den organischen Bestandtheilen u. s. w., indem sich Blasen bilden und die Verbindung im Innern durch Einwirken des zurückgebliebenen Eisenoxydes und des Kalis der organischen Stoffe schmelzbar geworden ist. A. v. Morlot, Geologie von Istrien. Die ausführliche Mittheilung dieses Aufsatzes ist an einem andern Orte zu erwarten. G. Frauenfeld, Naturgeschichte der Fledermäuse. Wedl, über die äusserste Schichte der Netzhaut des Auges. Haidinger, Comptonit von Schemnitz. Hoffer, über die Kapeller'schen Barometer mit Beziehung auf die oben erwähnten Pfeiffer'schen. Boué, die geologischen Verhältnisse der Insel Candia nach Mittheilungen von Raulin in Bordeaux. Den grössten Theil des Eilandes bildet die Kreide-Formation; tertiäre Ablagerungen, denen von Malta parallel, sind an der nördlichen Küste entwickelt und neuere Meeres-Gebilde am Ufer bei Caneu. In letztern, welche den Seespiegel um etwa 30 Fuss überragen, fand man ein Menschen-Gerippe. C. Ehrlich, Abstammung des am 1. Februar 1848 in Wien beobachteten Meteorstaub-Falles. Der Staub rührt aus irgend einem Ackerboden her, die Bestandtheile stimmen damit ganz überein. R. Kopechi, künstliche Krystalle von Amalgam. Sie hatten sich zu Joachimsthal bei der Amalgamations-Hütte, in Vertiefungen des, bei der Manipulation zur Aufnahme des Quecksilbers bestimmten, Reservoirs vorgefunden. Fr. v. Hauer, über die durch Russegger von seinen Reisen in Egypten und Syrien mitgebrachten fossilen Thierarten aus der Ordnung der Mollusken, Radiarien und Polyparien. Haidinger, über Ehrenberg's Mittheilungen die Staubfälle von Gastein und Wien betreffend. C. Ehrlich, fossile Reste aus dem Nummuliten-Sandstein bei Mattsee. Durch Einreihung in die ältesten Tertiär-Schichten hat die Felsart nun eine bestimmte Stelle erhalten. Der kleine Ort Mattsee, im Norden der Stadt Salzburg, ist eine der ausgezeichnetsten Fund-Gegenden. Barrande, Untersuchung böhmischer Trilobiten. Alle bis jetzt durchgeführten Classificationen lassen zu viel zu wünschen übrig; eine gute Eintheilung wird, nach des Verf. Ansicht, erst alsdann möglich sein, wenn eine grössere Artenzahl entdeckt worden ist. G. Frauenfeld gegen Freyer's Zweifel, die doppelte Generation der Falter betreffend. Haidinger, Tropfstein-Bildungen aus Kalkstein-Höhlen bei Neuberg in Steiermark. Sämmtliche Stalactiten dieser Grotten, desgleichen die Wände sind mit einer Bergmilch-artigen Masse überkleidet, welche Mittel an die Hand gibt, die Bildung so mancher Tropfstein-Gestalten zu erklären. Die Bemerkungen, zu denen

H. sich veranlasst sah, verdienen sehr beherzigt zu werden. Arenstein, Eis-Verhältnisse der Donau bei Pesth. Streffleur, über Hölscher's Relief des Wiener und Laaer Berges. J. Czjzek, Erklärung zu seiner geologischen Karte der Umgebungen Wiens. Hörnes, Verzeichniss sämmtlicher, bis jetzt im Wiener Becken aufgefundenen, Tertiär-Versteinerungen. Die Zahl beträgt 1018 Species in folgender Vertheilung: *Vertebrata* 99, *Mollusca* 499, *Articulata* 67 und *Zoophyta* 412. Sehr zu wünschen wäre ein grösseres Werk mit getreuen Abbildungen sämmtlicher Mollusken, da diese theils in zahllosen andern Schriften zerstreut sind, theils hinsichtlich der Ausführung zu viel zu wünschen übrig lassen. Fr. von Hauer, über die von Fuchs in den venetianischen Alpen gesammelten Fossilien. Es liegt über den Gegenstand bereits eine reiche Literatur vor, und diese wurde neuerdings durch Catullo's „*prodromo di geognosia palaeozoica delle alpi venete*" vermehrt, daraus ergaben sich die meisten Folgerungen bei Untersuchung der befragten Petrefacten; indessen behält sich der Berichterstatter eine ausführliche Mittheilung vor. Derselbe, über neue Cephalopoden von Hallstatt und Aussee mit Bemerkungen gegen mehrere Quenstedt'sche Bestimmungen. G. Frauenfeld, Vertilgung Pflanzen-schädlicher Insecten. Der Verf. wurde veranlasst, nach seinen Erfahrungen, eine Zusammenstellung jener Thiere aus den vier Classen der Vertebraten zu liefern, die als Vertilger Pflanzen-schädlicher Insecten von Wichtigkeit sind. A. von Morlot, Unterschiede zwischen den Schutt-Gebilden des älteren Diluviums und der Tertiär-Formation bei Nussdorf und in der Nähe des Belvederes. Haidinger, neues merkwürdiges Vorkommen von Kupferkies mit Steinsalz im Salzthon von Hall in Tirol. Derselbe über die Braunkohlen-Ablagerung im Ungenthale westlich von Bruck in Steiermark. G. Frauenfeld, was ist bei Insecten-Verwüstungen zu thun? Sehr beachtungswerthe Winke, welche jedoch keinen Auszug gestatten. A. von Morlot, in Vöslau neu aufgefundene Höhlen. Durch sonderbare Tropfstein-Bildungen ausgezeichnet. Haidinger, Zusammenhang zwischen Licht-Absorption farbiger Krystalle und dem orientirten Flächen-Schiller. Fr. Fötterle, neue Krystall-Varietäten des Fahlerzes vom Harz. Die ausführlichen Angaben folgen in den „naturwissenschaftlichen Abhandlungen". Haidinger, Untersuchungen den sogenannten Dutenkalk oder Mergel betreffend. M. J. Vogel, Beziehungen der Mineralquellen-Bildung zur Gebirgs-Metamorphose. Der Verf. betrachtet selbst die, nahe an der Erdoberfläche gebildeten Mineral-Wasser nicht als Erzeugnisse der Auslaugung allein, sondern vielmehr „als integrirende Glieder allgemeiner

Gebirgs-Metamorphose, da dieselben bald als Ursache, bald als Wirkung oder Coeffect der Gestein-Metamorphose" erscheinen. Noch mehr lässt sich nach H. diese ursächliche Beziehung bei der andern Hauptclasse von Mineralquellen nachweisen, nämlich bei Säuerlingen und Thermen. Haidinger, Stauden-förmige Structur Nulliporen-ähnlicher Körper. J. Kudernatsch, Skizze des Banater Erz- und Steinkohlen-Gebirges. Mehrere Profile erläutern die gegenseitigen Verhältnisse der beschriebenen Formationen, wie Oolith, bunter Sandstein, Grauwacke-ähnliche Gebilde und Thonschiefer, Glimmerschiefer, Gneiss, Porphyr, Granit. C. Wedl, Structur der Sclerotica bei einigen Vögeln, Fischen und bei Fröschen.

Das reiche und mannigfaltige Inhalts-Verzeichniss der „Beiträge" — auch wenn solches, wie wir es hier geben konnten, keineswegs vollständig zu nennen ist — bildet eine Art Geschichte dieses Werkes gesellschaftlicher Entwickelung zur Förderung naturwissenschaftlicher Arbeiten. Ungern versagten wir uns, bei so manchen Aufsätzen in genauere Entwickelung einzugehen. Unser Zweck ist erreicht, gelingt es, durch diese Anzeige zur allgemeinern Verbreitung der „Beiträge" mitzuwirken.

Leonhard.

---

1. *Gai Plinii Secundi Naturalis Historiae Praefatio et Liber XXXV. Recensuit, commentario critico instruxit Julius Sillig. Dresdae. Excuderunt C. C. Meinholdus et Filii typographi regii. MDCCCXXXXVIIII. LXVII und 115 S. gr. 8.*

2. *Quaestionum Plinianarum specimen II. Scripsit Julius Sillig. Dresden, Druck von E. Blochmann und Sohn. 1849. 28 S. gr. 8.*

Wenn statt der grösseren Gesammtausgabe des Plinius, zu welcher schon seit dem Jahre 1826 die Stimme der gelehrten Welt den Herausgeber berufen hatte, der seinerseits, wie bekannt, auch nichts versäumt hatte, was der Ausführung eines so ehrenvollen Auftrags entsprechen konnte, jetzt nur ein kleiner Theil derselben — die Vorrede des ganzen Werkes sammt dem fünf und dreissigsten Buche, allerdings einem der schwierigsten und wichtigsten des Ganzen — erscheint, so muss leider dazu der Grund in äusseren Verhältnissen gesucht werden, die es unmöglich machten, in der jetzigen Zeit ein so ausgedehntes Werk dem Druck zu übergeben. Nachdem durch die unausgesetzten Bemühungen des gelehrten Herausgebers das schwierige und mühevolle Werk so weit ge-

fördert war, dass mindestens zwei Bände in dem Umfang von zwölf Büchern vollständig zum Druck ausgearbeitet vorlagen, so fand sich leider kein Verleger, der bei der jetzigen precären Lage des Buchhandels ein solches Werk zu übernehmen sich hätte entschliessen können! Es ist dies eine der traurigsten, niederschlagendsten Erscheinungen unserer Zeit, die es mit ihren stets nach Vorwärts gerichteten Bestrebungen, mit ihren Reformen in Staat und Wissenschaft bereits so weit gebracht hat, dass der Buchhandel gänzlich darniederliegt, und jedes rein wissenschaftliche Unternehmen unmöglich gemacht ist. Wenn sonst in ähnlichen Fällen gelehrte Anstalten, Akademieen, Regierungen oder einzelne, edle Gönner und Freunde der Wissenschaft, Fürsten, mit Liebe und Sinn für die Förderung von Kunst und Literatur erfüllt, ins Mittel traten und in irgend einer Weise das Erscheinen solcher nicht für den Moment des Tages, sondern für Jahre und Jahrhunderte berechneten Werke förderten, so kann davon jetzt leider bei uns wenigstens, in Deutschland, auch nicht die Rede seyn, da wo die Existenz aller unserer Verhältnisse in Frage gestellt ist, und die Bewegung, welche sich bald die sogenannte Reichsverfassung, bald die Republik zum Aushängeschild genommen, uns auch um die höheren Güter der Wissenschaft, die in ihren Augen keinen Werth hat, zu bringen sucht. Unter solchen Verhältnissen muss es doppelte Anerkennung verdienen, dass der Herausgeber, nachdem jede Aussicht, für sein Unternehmen einen Verleger zu finden, geschwunden war, sich entschloss, auf eigene Kosten wenigstens einen Theil dessen zu veröffentlichen, was als die Arbeit vieler Jahre, als die Frucht vieljähriger Studien, wenigstens einen Begriff dessen geben kann, was die gelehrte Welt von der Herausgabe des ganzen Werkes erwarten konnte. Diese Rücksicht musste dann auch die Wahl des zu Gebenden bestimmen: es lag wohl in der Natur der Sache, dass dazu ein Abschnitt des Theils ausgewählt ward, der uns noch in einer Handschrift, wenn auch nicht gerade in völlig reiner, so doch in einer solchen Gestalt vorliegt, die der Urquelle näher steht, als alle andern davon abgeleiteten, und wenn dazu noch die von Plinius seinem Werke vorgesetzte Praefatio genommen ward, so lag in der Wichtigkeit dieses Stückes eben so sehr wie in der bisherigen Gestalt desselben wahrhaftig ein hinreichender Grund, auch damit eine weitere Probe von dem zu geben, was hinsichtlich des Ganzen zu erwarten steht. Noch können wir, noch wollen wir die Hoffnung nicht ganz aufgeben, dereinst einen ganzen und vollständigen Plinius von der Hand des Verfassers in der Weise, wie die hier vorgelegte Probe, bearbeitet zu sehen: aber, wenn auch, zur Schmach unserer sonst

in Sachen der Wissenschaft nicht zurückgebliebenen Nation, unsere Hoffnung getrübt, wenn sie für die nächste Zeit, bis die Stürme der Gegenwart ausgetobt haben, unerfüllt bleiben sollte, so liegt doch nun eine Probe vor, die als sicherer Massstab für die Bearbeitung der übrigen Theile gelten, und eine verlässige Grundlage für das Ganze bieten kann, selbst abgesehen von dem, was für die hier behandelten Theile wirklich geschehen ist.

In diesem Sinn ist auch die auf fast siebenzig Seiten vorausgehende Praefatio des Herausgebers zu fassen: denn, abgesehen von ihrer nächsten Beziehung auch auf den hier veröffentlichten kleinern Theil des Ganzen, erscheint sie doch nach ihrer Anlage, wie in ihrem Inhalt für das ganze Werk bestimmt, und gibt für die Gestaltung des Textes die nöthige Anleitung und Vorschrift. Nachdem der Herausgeber zuerst über die Veranlassung berichtet, die ihn überhaupt zu diesem Unternehmen einer neuen Bearbeitung des Plinius geführt, und der verschiedenen Förderungen des Unternehmens durch hohe und edle Gönner gedacht, geht er alsbald zur Aufzählung und näheren Beschreibung der für die Gestaltung des Textes benutzten oder verglichenen Handschriften über, die bis pag. XXXVI reicht, und mit einigen weiteren Angaben über andere, von den verschiedenen Herausgebern oder auch andern Gelehrten hier und dort genannten Handschriften, oder andern für die Kritik des Textes einigermassen zu beachtenden Hülfsmitteln begleitet ist. Unter diese gehört z. B. das in einer zu Paris befindlichen Handschrift des siebenten Jahrhunderts enthaltene Bruchstück des (sogenannten) Appulejus De remediis salutaribus, welches, aus Plinius grossentheils entnommen, dessen Stellen in einer Weise bringt, die deutlich zeigt, dass dem Schreiber eine die vorhandenen Codd. des Plinius an Alter weit überragende Quelle vorlag; s. des Herausgebers erstes Specimen Quaestionum Plinn. (worin dieser Gegenstand ausführlich behandelt ist) p. 8 ff. und diese Jahrbücher 1839. p. 1018 f. Eine ähnliche Beachtung, wenn auch nicht in so ausgedehntem Grade, verdienen die alten Scholien zu Germanicus wegen der darin aufgenommenen Stellen aus dem achtzehnten Buche des Plinius, indem dieselben aus einer unsere jetzigen handschriftlichen Quellen des Plinius weit überragenden, älteren Quelle stammen: selbst der Auszug, den im zwölften Jahrhundert ein Englischer Geistlicher Robertus Canutus Crikeladensis mit möglichster Beibehaltung der Worte des Plinius abfasste, ward von dem Verfasser beigezogen.

(Fortsetzung folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Sillig: Plinii Historia Naturalis.

(Fortsetzung.)

Selbst hinsichtlich des Vincentius von Beauvais ward die Mühe näherer Vergleichung des Vielen, was er aus Plinius in sein Speculum aufgenommen, nicht gescheut, wenn auch gleich das Ergebniss ein fruchtloses war, theils weil Vincentius sichtbarlich eine sehr verdorbene und interpolirte Handschrift des Plinius vor sich hatte, theils aber auch, weil Vincentius sich bei dem, was er aus Plinius aufnahm, schon Aenderungen erlaubte, und mit einer solchen Freiheit verfuhr, dass ein kritischer Gebrauch davon nicht wohl gemacht werden kann. Ueberhaupt wird man in allen den Fällen, wo dieser gefeierte Schriftsteller des Mittelalters ältere Quellen der classischen Zeit anführt oder benutzt, mit grosser Vorsicht zu verfahren haben; die hier mehrfach hervortretende Ungenauigkeit, die freilich, zum Theil wenigstens, selbst auf Mangel näherer Kunde des classischen Alterthums beruht, wird am wenigsten einen Gebrauch zu kritischen Zwecken verstatten. Wir haben uns erst neulich noch davon überzeugt bei dem, was er aus Cäsar's Commentarien unter dem Namen des Celsus anführt, der wahrhaftig nicht als ein (bisher unbekannter) mittelalterlicher Schriftsteller gelten kann, wie neuerdings zu behaupten versucht worden ist, da das Ganze auf Ungenauigkeit und Unkunde des excerpirenden Vincens hinausläuft; vergl. diese Jahrbücher 1848. S. 221 f.

Was nun die Handschriften selbst betrifft, so ist schwerlich zu irgend einem Autor von der Bedeutung und dem Umfang, wie des Plinius Historia Naturalis, ein so bedeutender kritischer Apparat von allen Seiten her beigeschafft worden: so dass sich in der That bezweifeln lässt, ob, einzelne Partien oder kleinere Reste etwa ausgenommen, derselbe durch namhafte, insbesondere ältere Funde noch einigermassen je erweitert werden kann. Plinius, bekanntlich noch im Mittelalter viel gelesen und daher auch öfters abgeschrieben, war doch zu ausgedehnt, als dass das Ganze dabei stets berücksichtigt worden wäre; es war natürlich, dass man auf einzelne Partien sich beschränkte, und diese bald in ge-

ringerer, bald in grösserer Ausdehnung abschrieb, oftmals auch diese wieder nach einer andern älteren Quelle, auf die man stiess, corrigirte; nur wenige Handschriften, und diese aus einer verhältnissmässig schon späteren Zeit, enthalten die ganze Historia naturalis. Wir erhalten von dem Verfasser eine genauere Beschreibung der verschiedentlich bis jetzt bekannt gewordenen, theils einzelne Bücher, theils das Ganze enthaltenden Handschriften, an welche dann eine weitere Erörterung über den Zusammenhang derselben, über den hiernach zu ermittelnden Werth und die Bedeutung derselben für die Gestaltung des Textes sich knüpft. Bei der grossen Verschiedenheit der Handschriften, sowohl ihrem Alter und Werthe als ihrem Umfang nach,. musste hier ein ähnlicher Weg eingeschlagen werden, wie man ihn mit Erfolg bei Livius aus gleicher Veranlassung in neuester Zeit eingeschlagen hat, indem man für die einzelnen Bestandtheile des grossen Werkes einzelne Handschriften, die als die älteste Quelle unter den noch vorhandenen sich erwiesen, zu Grunde legte, und nach ihnen zunächst die Gestaltung des Textes bestimmte, den übrigen Handschriften dann aber nur einen secundären Werth zuerkannte. Nur ist bei Plinius, wie man aus der ganzen Darstellung des Verfassers ersieht, die Durchführung dieses Grundsatzes weit schwieriger, als bei andern Schriftstellern, namentlich dem eben genannten Livius. Blos für den letzten Theil des Werkes, d. h. für die sechs letzten Bücher haben wir eine, wenn auch nicht gerade in allen Fällen ausreichende, so doch jedenfalls verlässige und sichere Grundlage des Textes in der von Jan hervorgezogenen Bamberger Handschrift des zehnten Jahrhunderts, deren Abweichungen schon früher durch den genannten Gelehrten in einem Schweinfurter Programm des Jahres 1834, und dann vollständiger im fünften Bande der kleineren, von unserm Herausgeber besorgten Ausgabe des Plinius (Leipzig, bei Teubner, 1831) bekannt geworden waren, hier aber nach einer zweiten, Einzelnes hier und dort berichtigenden Lesung Jan's benutzt wurden. Unser Herausgeber trägt kein Bedenken, diese Handschrift, durch welche die Texteskritik eine sichere Stellung erhalten hat, durch welche allein mehrfache vorhandene Lücken des Textes ausgefüllt, andere, bisher ungeahnete, aber erst nachgewiesen werden, als die vorzüglichste unter den bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften des Plinius zu bezeichnen, wenn sie auch gleich von einem Schreiber herrührt, der sehr nachlässig sein treffliches Original abschrieb, der auch hier und dort dasselbe gar nicht recht verstand und dadurch manche Fehler herbeiführte (s. p. XLIII). Dass der Herausgeber gegen diese Fehler, meist aus Nachlässigkeit hervorgegangen, nicht blind ist,

hat er mehrfach gezeigt; um so mehr werden wir dann seinem Urtheil vertrauen dürfen, das sich so günstig über diese Handschrift allerwärts ausgesprochen hat, insbesondere S. XLIV in den Worten: „In universum codex B (d. i. Bambergensis) summis virtutibus eminet, innumeris locis aut veram scripturam solus exhibet aut leviter corruptus originem corruptelae ceterorum codicum patefacit, interpolationes eorum ostendit, parva glossemata ex asyndetis potissimum non intellectis orta removet.“ So auch p. LIII. Da auch diese Handschrift, so wenig wie die übrigen Codd. des Plinius von Lücken frei ist, ja selbst manche neue bringt, während sie manche der bisher bestandenen ausfüllt, so ist diesem Gegenstande eine genaue Erörterung gewidmet, auf die wir hiemit verweisen p. XLV sqq. Wenn nun diese Bamberger Handschrift in Verbindung mit den Resten bei Appulejus und mit den Scholien des Germanicus uns die Eine Seite des Urtextes repräsentirt, so mag aus einer andern Seite die Leidner Handschrift stammen, welche aber leider nur Theile von Buch II, III, IV, V und VI enthält, übrigens auch aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert stammen soll (s. p. XII sqq.); der Herausgeber möchte ihr die nächste Stelle nach der Bamberger Handschrift einräumen; einer andern schon untergeordneteren Quelle entstammen der in Dalechamp's Ausgabe benutzte liber Chiffletianus (p. XXVII sq.); der Codex Toletanus, eine zu Toledo befindliche, wohl zu beachtende Handschrift, deren Fassung zwischen das eilfte bis dreizehnte Jahrhundert verlegt wird; sie enthält den ganzen Plinius mit Ausnahme des letzten Buchs, ist äusserst nett geschrieben und nach einer sorgfältig durch zwei Geistliche der Cathedrale von Toledo gemachten Collation von dem Herausgeber benutzt worden (s. p. XV sqq.). In dieselbe Reihe gehört noch die Vaticanische Handschrift No. 3861 aus dem eilften oder zwölften Jahrhundert, welche die achtzehn ersten Bücher und einen Theil des neunzehnten enthält, die Pariser No. 6797, mit der sie meist übereinstimmt, und eine jetzt zu Dresden befindliche (s. p. XXXVI), ebenfalls nur einen kleinen Theil des Plinius enthaltende. Einer andern, aber der eben bezeichneten Classe gleichstehenden Reihe gehört der zu Leiden befindliche Vossianus an, der von Buch XX, §. 186 bis XXXVI, §. 96 reicht, jedoch im XXXV Buch eine grössere Lücke enthält (s. p. XIII), ferner der leider sehr verstümmelte, auch nur einen Theil des Ganzen bietende Riccardianus (s. pag. XIV sq.), dann drei Pariser und eine Wiener. Andern untergeordneten Quellen entstammt die Mehrzahl der übrigen Handschriften; s. das darüber p. XLIX aufgestellte Stemma.

Wenn nun, wie schon bemerkt worden, für die sechs letzten

Bücher des Plinius in der Bamberger Handschrift ein Text vorlag, dem überall Rechnung zu tragen war, ausser da, wo er durch offenbare Fehler, Nachlässigkeiten u. dgl. in einer Weise entstellt ist, welche es nöthig macht, anderweitige Hülfe und andere Handschriften in Anspruch zu nehmen, so war für den übrigen bei weitem grössern Theil des Ganzen, wo eine solche Quelle fehlt, die Aufgabe um so schwieriger, eben weil der durch jene Handschrift für die Texteskritik der sechs letzten Bücher des Plinius gewonnene Standpunkt auch seine Durchführung für die übrigen Bücher verlangte, was doch wieder im Einzelnen nicht möglich ist. Darum glaubt der Herausgeber, es bleibe für diesen ungleich grösseren Theil des Ganzen kein anderer Ausweg übrig, als dass man sich zu einer mehr eklektischen Kritik entschliesse, für die einzelnen Bücher die anerkannt besseren Handschriften, in welchen dieselben sich befinden, zu Grund lege und nur da, wo sie uns im Stich lassen, andere Handschriften einer niederen Ordnung und eines geringern Werthes zu Rathe ziehe, in so ferne sie, weil sie nicht in dem Grade corrupt sind, eine bessere und richtige Lesart bringen. Man wird dieser vom Herausgeber aufgestellten Norm schwerlich eine andere für jetzt befriedigendere entgegenhalten wollen: denn ein anderes Verfahren erscheint unausführbar, oder stürzt uns in Willkührlichkeiten, die, früher wohl hier und dort versucht, jetzt nicht mehr in Anwendung kommen können. Neben den Handschriften sind die verschiedenen, besonders älteren gedruckten Ausgaben des Plinius vom Herausgeber, wie man dies auch erwarten konnte, nicht unberücksichtigt gelassen worden: wir empfehlen insbesondere das, was er über Dalechamp's Ausgabe, zu deren Lesarten er oftmals mit Aufgebung des Harduin'schen Textes zurückkehrt, p. LIV sq. bemerkt, da es zur gerechten Würdigung dieser bisweilen verkannten Ausgabe gewiss dienen kann. Eine gleiche Beachtung wird aber auch das finden, was über die Anwendung der Conjecturalkritik bei Plinius vom Herausgeber bemerkt ist. Dass bei einem Schriftsteller, wie Plinius, und bei der Beschaffenheit der urkundlichen Quellen, wie wir sie vorher angegeben haben, die Conjecturalkritik um so verlockender ist, je nothwendiger sie selbst in manchen Stellen wird, kann nicht geläugnet werden: und doch wird hier die grösseste Vorsicht zu beobachten seyn, nicht blos da, wo einzelne Worte und Ausdrücke, sondern auch da, wo die Sache selbst in Betracht kommt: denn hier könnte gar leicht der vom Herausgeber bezeichnete Fall eintreten, „ut aliquis errores librariorum emendaturus ipsum Plinium emendaret" (p. LVIII). Wir möchten dies insbesondere auf die naturhistorischen wie kunstgeschichtlichen Theile

anwenden, in welchen bekanntermassen manche Irrthümer und Missverständnisse untergelaufen sind, die ihren Grund in dem Schriftsteller selbst haben, der das, was er excerpirte, nicht immer auch gehörig verstand, und dadurch für uns die Schwierigkeiten des Verständnisses, wie der dadurch mit bedingten Texteskritik nicht wenig vermehrt hat. Insonderheit kommen hier, neben den griechischen, in das Werk unverändert aufgenommenen Ausdrücken, die zahlreichen Eigennamen in Betracht, eben so wohl die von Personen, als die von Gegenden, Orten u. dgl. Manche derartige Namen kommen blos bei Plinius vor, andere finden sich hier in einer von ihrer sonstigen Fassung und Schreibung abweichenden Gestalt, ohne dass ein festes und sicheres Criterium der allein wahren und richtigen Schreibart vorhanden wäre, nach welcher auch die Schreibung bei Plinius ins Reine gebracht werden könnte. Manches der Art wird sich vielleicht aus Münzen und Inschriften ins Richtige stellen lassen: bei der grossen Erweiterung dieses Gebietes in neuester Zeit durch neue Funde jeder Art liesse sich, meint der Verfasser, auch für die Folge noch Manches gewinnen, was für Plinius in dieser Beziehung erspriesslich werden kann. Aber dann müsste, wie wir die Sache ansehen, erst das Gesammtmaterial der Inschriften in einer kritisch-gesichteten und wohl geordneten Sammlung uns vorliegen; ein Wunsch, der schon mehrfach früher bei andern Gelegenheiten ausgesprochen, auch jetzt wieder ausgesprochen werden mag, so wenig sonst die Zeitverhältnisse zur Erledigung desselben günstig sind. Dass unter solchen Umständen der Herausgeber mit aller Vorsicht verfuhr, dass er alle die Namen, die ohne abweichende Lesart in die Vulgata aufgenommen waren, auch unverändert beliess, und selbst da, wo einzelne Abweichungen sich fanden, lieber die Vulgata unverändert beibehielt, als eine immerhin noch nicht einmal sicher gestellte Aenderung traf, wird nur gebilligt werden können. Die griechischen Ausdrücke, welche Plinius in sein Werk aufnahm oder hier und da unverändert anführt, erscheinen in den Handschriften, der im Mittelalter angenommenen Sitte gemäss, meist in lateinischer Schrift, und sind in dieser Schreibung auch in die gedruckten Ausgaben übergegangen, mit nur einzelnen, wenigen Ausnahmen, in welchen der Gebrauch der griechischen Ausdrücke zu deutlich vorlag, um durch die mittelalterliche Schreibung verkannt zu werden. Indessen stellt sich nun aus dem oben erwähnten, meist nur Plinianische Excerpte bietenden Fragment des angeblichen Appulejus ziemlich klar heraus, dass die meisten Benennungen von Pflanzen, Metallen, Krankheiten u. dgl., welche Plinius aus griechischen Quellen entnahm, auch in der griechischen Schreibung in sein Werk auf-

genommen waren, mithin die bisher auf wenige Fälle beschränkte Aufnahme griechischer Worte in den Text eine weit ausgedehntere Anwendung anzusprechen hat. Darum hat die Vermuthung des Herausgebers viel für sich, dass in allen den Stellen, wo dem griechischen (bisher in lateinischen Buchstaben gefassten) Ausdruck ein quod Graeci dicunt oder etwas Aehnliches beigesellt ist, auch der Ausdruck selbst in griechischen Buchstaben ursprünglich geschrieben gewesen sey. Jedoch sollen wir, so meint der Verfasser, noch erst abwarten, was Handschriften uns darüber Besseres bringen: allein, fragen wir billig, wo sollen diese Handschriften herkommen? Denn nach Allem dem, was für diese Ausgabe bereits von handschriftlichen Quellen aufgeboten worden ist, werden wir an solchen neuen Funden für die Zukunft wohl zweifeln können, wenn es nicht gerade einzelne Stücke von Palimpsesten u. dergl. sind, auf die wir allein noch eine, wenn auch gleich schwache Hoffnung gesetzt haben. Die jetzt in Luxemburg befindliche, aus dem Kloster Orval (Aurea Vallis) dahin gekommene Handschrift des Plinius, welche dem zwölften Jahrhundert angehören soll, und als eine „schöne und vollständige“ Handschrift uns bezeichnet wird (s. Pertz Archiv VIII. pag. 21), dürfte in dieser Beziehung schwerlich mehr bieten, als der oben genannte Toletanus und andere ähnliche Handschriften, wiewohl eine nähere Untersuchung jener Handschrift immer wünschenswerth ist; und möchten wir dazu durch diese Erwähnung veranlassen, da sich diese Handschrift hier nicht unter denen genannt findet, welche zur Kunde des Herausgebers gelangt sind. Im Uebrigen theilen wir aber seine Ansicht hinsichtlich der griechisch zu schreibenden Worte; wir würden sogar in einer Reihe von Stellen dieses fünfunddreissigsten Buchs fast unbedenklich die griechische Schreibung zurückführen, so z. B. §. 42: „Polygnotus et Micon celeberrimi pictores Athenis e vinaceis fecere, tryginon appellantes.“ Wir schreiben τρύγινον, zumal da gleich darauf die lateinische Form folgt: „Apelles commentus est — facere, quod elephantinum vocatur.“ Eben so §. 112: „ob haec cognominatus rhyparographos“ und §. 113: „ob id anthropographos cognominatus, wo wir an Herstellung der griechischen Worte ῥυπαρογράφος und ἀνθρωπογράφος nicht zweifeln; die von Welcker und selbst von Pape im griechischen Wörterbuch empfohlene Aenderung ῥωπογράφος ist vom Verfasser, der sich hier an seine Bamberger und einige andere Handschriften hält, abgelehnt worden. Wir glauben mit Recht. Aehnliche Wiederherstellung des Griechischen scheint uns zulässig §. 124: „tabellam, quae vocata est hemeresios“ (die Bamberger Handschrift hemerisios), §. 125: „quae e

nobilissimis tabula appellata est stephaneplocos, ab aliis stephanopolis“ und „hujus tabulae exemplar, quod apographon vocant“, wo wir ἡμερήσιος, στεφανηπλόκος, στεφανόπωλις (vgl. Müller Archäolog. §. 140) und selbst ἀπόγραφον herstellen würden; §. 139 „quod vocant aconiti“, richtiger wohl ἀκονιτί. §. 101: in iis, quae pictores parerga [πάρεργα] appellant. §. 98: is omnium primus animum pinxit et sensus hominis expressit, quae vocant Graeci ethe, item perturbationes etc. Hier ist doch wohl ohne Bedenken ἤθη zu schreiben. Auch §. 170 und 171 fragt es sich, ob wir nicht die griechischen Worte Λύδιον, τετράδωρον, πεντάδωρον herzustellen haben, eben so in den folgenden Worten: „Graeci enim antiqui doron palmum vocabant et ideo dora munera, quia manu darentur.“ Eben so wenig zweifelhaft wird die griechische Schreibung zurückzuführen seyn in der Stelle V, 1, 1 (§. 10): „ab eo montes perpetuos usque ad eum quem theon ochema dicemus“ statt θεῶν ὄχημα. (Ueber den Ort selbst s. die Note von L. Marcus zur französischen Uebersetzung von Ajasson de Grandsagne (Paris 1829) T. IV. p. 143.) Desgleichen XXXIV, 8, 19. §. 10: — „nobilemque una Satyrum, quem Graeci periboeton (statt περιβόητον) vocant.“ Oder XXXV, 10, 36. §. 10: „deesse iis unam Venerem dicebat, quam Graeci Charita (für Χάριτα) vocant. Als ähnliche Fälle, in welchen Zurückführung der ursprünglichen griechischen Schreibung erwartet werden darf, werden wir dann auch Stellen zu betrachten haben, wie §. 96: „Pinxit et quae pingi non possunt, tonitrua, fulgetra, fulgura, quae Bronten, Astrapen, Ceraunobolian appellant“; ja selbst §. 99: „Pinxit — et anapauomenen“, oder §. 91: „Venerem, quae anadyomene vocatur“, vgl. §. 87. Eben so §. 88: „quos metoposcopos vocant“ und §. 184: „hoc phorimon vocant“, §. 186: „Concreti aluminis unum genus schiston appellant Graeci“, §. 178: „quae omnia Graeci pissasphalton appellant.“ Daher wir §. 122 es billigen, dass der Herausgeber jetzt schreibt: „Lysippus quoque Aeginae picturae suae inscripsit ἐνέκαεν.“ ἐνέκαυσεν, wie die Vulgata hat, konnte schon nach dem, was Plinius selbst über solche Fälle bemerkt, als irrig gelten: die Bamberger Handschrift hat deutlich enecaen, und die, mit ihr öfters zusammenstimmende Pariser: enaecen, was offenbar Verderbniss der richtigen Lesart des Bamberger Codex ist. Auch in einer andern, vom Verfasser aus derselben Handschrift gut verbesserten Stelle des Plinius XXXVI, §. 25, wo dieser unter den Werken des Scopas nennt: „Vestam sedentem laudatam in Servilianis hortis duasque campteras (so der Cod. Bamb. statt des sinnlosen, mit Recht

beanstandeten chametaeras) circa eam, quorum (so haben alle Codd. statt der Vulgata quarum, die aus der vorhergehenden falschen Lesart hervorgegangen) pares in Asini monimentis sunt", würden wir setzen χαμπτῆρας; s. in dem Spec. II. p. 5. Auch XXXIV, 15, 43: „Haec est temperatura a Graecis antipathia dicta" gehört hierher, und so noch gar manche Stelle des umfangreichen Werkes.

Endlich haben wir noch der Orthographie zu gedenken, der man jetzt, wie billig, grössere Aufmerksamkeit bei Herausgabe lateinischer Schriftsteller zuwendet. Die genauere Einsicht der Bamberger Handschrift hat bei Plinius allerdings zu manchen Aenderungen der bisher üblichen Schreibweise geführt, wie uns dies die genauere, diesem Gegenstande gewidmete Erörterung des Verfassers p. LIX seq. zeigt: denn Derselbe glaubte mit Recht, dieser ältesten Handschrift auch in diesem Punkt folgen zu müssen, zumal als in den meisten Fällen Uebereinstimmung mit der Schreibweise des Mediceischen Codex des Virgilius, und den daran geknüpften Bestimmungen Ph. Wagner's vorlag, mithin diejenige Schreibweise, welche seit Augustus Zeit bis auf Theodosius den Grossen die herrschende war, auch in dieser Handschrift hervortritt, mit welcher die oben erwähnte Handschrift des Pseudoappulejus (aus dem siebenten Jahrhundert) in den Stellen aus Plinius gleichfalls meistens übereinstimmt. Diese suchte nun auch der Verfasser bei Plinius durchzuführen und zwar in möglichster Gleichförmigkeit, in welchem letztern Punkte wir ihm Recht zu geben um so weniger Anstand nehmen, als wir uns ebenfalls noch nicht von der Richtigkeit des (von andern Herausgebern befolgten) Satzes überzeugen konnten, wornach auch hier der Wechsel, wie er gerade in Handschriften und zwar meist doch durch die Schuld der Schreiber vorkommt, also der Zufall der entscheidende Bestimmungsgrund für den Herausgeber seyn soll, der uns dann einen Text bietet, in welchem ein und dasselbe Wort bald auf diese bald auf jene Weise geschrieben vorkommt. Eine solche Inconsequenz scheint uns nicht zulässig, so wenig Consequenz auch in der früheren Zeit wenigstens hinsichtlich der Orthographie geherrscht haben mag. Etwas Anderes ist es bei der Anwendung von einzelnen gleichbedeutenden grammatischen Formen: hier wollen wir keine unbedingte Gleichstellung verlangen, sondern halten einen Wechsel für zulässig, mithin an dieser Stelle die eine, an der andern die andere Form, je nach dem Sinn und Belieben des Schreibenden überhaupt. Auch kann es Fälle geben, wo die Wahl der einen Form vor der andern selbst durch bestimmte Gründe, z. B. um eine Zweideutigkeit zu verhüten, verlangt wird, und macht der Verfasser selbst auf einen solchen Fall auf-

merksam, in welchem er, „ne lector turbaretur“, einen solchen Wechsel oder eine solche Inconsequenz beibehielt, nämlich im Accusativ Pluralis der dritten Declination, wo er meistens bei der gewöhnlichen Form auf es verblieb. Dagegen hat er constant die Form des Genitivs in der zweiten Declination auf das einfache i statt des doppelten zurückgeführt; eben so schreibt er stets abicio, obicio, ferner in statt im in Wörtern wie inmortalis, inmensus, inmature, inbellis u. dgl.; eben so adgnosco (wodurch Osann ad Cic. Rep. p. 297 neue Bestätigung erhält), adsimulo, adparet, adrepens, dagegen aspectus, aspicio u. dgl., aber auch apsolutio, apsolvit (§ 109. 124), apsoluta (§. 97), was, um nicht von optinuit und ähnlichen Worten zu reden, zur Bestätigung des von Osann am a. O. p. 81 empfohlenen und eingeführten aps für abs dienen kann. Die Adjectiv- und Superlativ-Formen plurumus, maxumus u. dgl. sind überall eingeführt; dagegen u da, wo ein v vorhergeht, in o verwandelt, wie z. B. vivom, aevom, favom; alvom statt vivum, aevum, favum, alvum, daher auch Divos Augustus (§. 21. 27. 91. 94) und Divos Claudius (§. 94), Divom Augustum (§. 119), eben so volnus, parvolus, voltus u. s. w. Eben so finden wir Vergilius (§. 40), Zmyrnae (§. 37), wie bei Cic. de Rep. I, 9 mit Osann's Note p. 34, ferner Agragentino (§. 179) nach der Bamberger Handschrift, intellego durchweg nach derselben Handschrift, mithin auch zur Bestätigung von Osann's Bemerkung ebendas. p. 312; die griechischen Eigennamen, die auf as ausgehen, haben im Accusativ an, wie z. B. Phidian, Pausian, aber auch eben so Nausicaan, Pellan, und bei den auf es ausgehenden gleichfalls en, wie z. B. Aristiden, Miltiaden; worüber wir ebenfalls die Note von Osann p. 11 sq. nachzusehen bitten. Wenn die älteren Schriftsteller mehr die lateinische Formation (auf em) bieten, so scheinen die späteren durchweg die griechischen Formen vorgezogen zu haben, wie dies nun auch durch Plinius in Folge der Einsicht in die Bamberger Handschrift bestätigt wird. Vergleichen wir nun die hier für Orthographie gewonnenen Ergebnisse mit den auf diesem Gebiete unlängst durch Osann bei Cicero durchgeführten Reformen, welche grosses Aufsehen und selbst Anstand bei so Manchen erregt haben, so lässt sich nicht läugnen, dass die letztern vielfache Bestätigung gewinnen, während sie in einigen andern Punkten noch abweichen. Unter diese rechnen wir nicht sowohl die Schreibung von cum und quum, wo der Herausgeber durchweg die erstere Form beibehalten hat, die jedenfalls auch nach Osann's Untersuchungen (p. 444) mehr für sich hat, als die zweite, da sie aus dem ältern quom, qum hervorgegangen; wir rechnen dahin

die Durchführung der Schreibweise von cu für quu, in Worten wie cocunt, locuntur, secuntur, relicus, eben so cotidie: hier scheint uns die Schreibweise mit c aus der im beginnenden Mittelalter in Italien sich bildenden, vielleicht schon früher in der Vulgärsprache üblichen Aussprache hervorgegangen zu sein, weshalb wir uns auf Seiten Osann's p. 474 ff. am a. O. stellen. Dasselbe mag insbesondere von der Schreibung ecus (für equus) gelten, die auch Osann verwirft; wir haben hier §. 95 ecus an einer Stelle gefunden, wo es uns doppelt auffiel, weil gleich nachher die andere Schreibweise bei demselben Wort in einem andern Casus vorkommt: Est et ecus eius — singulorum picturas inductis equis ostendit, Apellis tantum equo adhinnivere. Eben so §. 104 equi.

Nach diesen Hülfsmitteln und nach diesen Normen ist eine neue Recension des Textes allerdings geliefert; die diesem Texte untergesetzten Noten enthalten dazu gewissermassen die Rechenschaftsablage, indem sie in möglichster Gedrängtheit den benutzten kritischen Apparat zusammenstellen und damit einzelne, weitere Erörterungen des Sprachgebrauchs, da wo es nöthig erschien, oder auch durch die Kritik hervorgerufen war, verbinden oder das richtige Verständniss schwieriger Stellen angeben. Zu diesem Zweck findet sich am Anfang jedes Buchs die Angabe der dazu benutzten Handschriften: diejenigen Lesarten derselben, welche mit der Vulgata (d. h. den Ausgaben von Dalechamp, Brotier-Harduin) übereinstimmen, sind dann, wenn die bisherige Vulgata im Text beibehalten worden, nicht ausdrücklich bemerkt: dies geschieht nur da, wo sie davon abweichen: wenn also keine Abweichung angegeben ist, so wird Uebereinstimmung der Handschriften mit dem gegebenen Texte anzunehmen seyn. Wenn an einzelnen schwierigen Stellen die sämmtliche Varietas lectionis der verglichenen Codd. aufgeführt wird, so mag dies als eine Ausnahme gelten, die den Zweck hat, jedes Missverständniss, wie es in solchen Fällen so leicht eintreten kann, zu beseitigen. Beruht die aufgenommene Lesart auf einer blossen Conjectur eines Gelehrten, so wird man dessen Namen in der Note auch erwähnt finden, und falls damit die vom Herausgeber verglichenen Handschriften übereinstimmen, dies, dem oben ausgesprochenen Grundsatz gemäss, auch nicht weiter ausdrücklich bemerkt finden: ist dies nicht der Fall, variiren in Bezug auf die in Rede stehende Conjectur die Handschriften, so sind die Abweichungen angeführt. (Dass jede Handschrift ihr bestimmtes Buchstabenzeichen hat, bedarf wohl kaum einer besondern Bemerkung; s. die Tabelle p. L und LI.) Ausserdem hat der Verfasser jedem Buch einen

eigenen Index criticus beigefügt, welcher die einzelnen auf eine blosse Conjectur hin aufgenommenen Worte, mit Angabe des Gelehrten, von dem die Conjectur stammt, enthält, dann die aus Dalechamp's Ausgabe beibehaltenen Lesarten und, unter Beifügung eines Fragezeichens, die offenbar verdorbenen, wenn auch in den Handschriften befindlichen Worte enthält.

Dass neben der Wiederherstellung des Textes auch auf Erklärung und Verständniss desselben ein Augenmerk gerichtet worden, können, wie wir bereits bemerkt haben, die Anmerkungen zeigen: wir sind auch nicht gemeint, dem Verfasser in dieser Hinsicht Vorwürfe zu machen, als habe er mehr in dieser Beziehung gethan, als nöthig gewesen. Denn wer bedenkt, wie wenig überhaupt noch bis jetzt Plinius von Seiten seiner Sprache, seiner ganzen Ausdrucks- und Redeweise nach allen seinen Eigenthümlichkeiten erforscht und behandelt worden, während doch darin die sichere Grundlage für das Verständniss und die richtige Auffassung so vieler Stellen liegt, der wird wahrhaftig eher das Gegentheil denken. Der allzugedrängte und schwerfällige, bisweilen wirklich dunkle und überhaupt mit wenig Sorgfalt sichtbarlich behandelte Styl des Plinius, der denn doch wieder in einzelnen Stellen einen gewissen rhetorischen Schimmer zeigt, bedarf noch gar mancher Erörterung und jedenfalls einer weit sorgfältigeren Behandlung, als sie ihm bisher zu Theil geworden war. Ist aber der Sprachgebrauch des Plinius festgestellt, so wird an nicht wenigen Stellen, die noch manche Schwierigkeiten machen, das Verständniss erleichtert, und manches Missverständniss gehoben. Eine Grammatica Pliniana, d. h. eine Zusammenstellung der Eigenthümlichkeiten des Plinius in Bezug auf grammatische Punkte, sowohl was einzelne Formen, als einzelne mehr oder minder von der gewöhnlichen abweichende Structuren u. dergl. betrifft, wie man derartige Zusammenstellungen jetzt über Tacitus, Quintilian und andere Schriftsteller besitzt, wäre gewiss ein nicht unzweckmässiges Unternehmen, so gut wie ein Lexicon Plinianum, wozu bereits einzelne Vorarbeiten vorliegen. Durch die in dieser Ausgabe, wie auch in dem Specim. II zahlreich niedergelegten Bemerkungen über sprachliche und grammatische Eigenthümlichkeiten oder Abweichungen von dem älteren Sprachgebrauch ist dieser Gegenstand wesentlich gefördert worden. Eine sichere Unterlage des Ganzen kann freilich auch nur ein sicher gestellter Text bieten, wie ihn der Herausgeber in dieser Probe des fünfunddreissigsten Buchs sammt der Praefatio zu schaffen gewusst hat, und auch für die übrigen Theile des grossen Ganzen zu schaffen bereit ist. Wenn er nun bei Beurtheilung seiner Leistungen die Grösse,

den Umfang und die Schwierigkeit des Unternehmens zu berücksichtigen bittet, so wird es für den Unterzeichneten wenigstens einer solchen Erinnerung nicht bedürfen, und hofft er ein Gleiches von Seiten derer, welche die Schlussworte der Vorrede zu beherzigen geneigt sind. Nur die schwere Klage wird ihnen übrig bleiben, dass ein Werk, wie die Herausgabe des Plinius, seit mehr als zwei Decennien angeregt, besprochen und allseitig unterstützt, nun in seiner endlichen Ausführung der Ungunst der Zeit unterliegen muss, und dass es der Aufopferungen eines Privatmannes bedarf, um einen Theil des Werkes als Probe dessen erscheinen zu lassen, was von dem Ganzen zu erwarten gewesen wäre.

Als Schluss dieses Berichts mag es erlaubt seyn, einige Stellen näher zu betrachten, die zum Theil schwierig in mehr als einer Beziehung oder kritisch verdorben, zugleich das Verfahren des Herausgebers im Einzelnen noch näher werden erkennen lassen. Wir wählen dazu vorerst eine Stelle der Praefatio §. 23, die hier in einer ganz andern und wohl auch richtigeren Gestalt erscheint, als in der früheren Ausgabe des Verfassers (Lips. bei Teubner, 1831). Plinius spricht hier (in ähnlicher Weise wie Gellius N. Att. XX, 11) von den bei den Griechen verschiedentlich mit einem glücklicheren Talent gewählten Aufschriften oder Titeln ihrer Bücher: „κηρίον inscripsere quod volebant intellegi favom, alii κέρας ἀμαλθείας quod copiae cornu, ut vel lactis gallinacei sperare possis in volumine haustum, ἴωνιά, μοῦσαι, πανδέκται, ἐγχειρίδια, λειμών, πίναξ, σχεδίων, inscriptiones, propter quas vadimonium deseri possit.“ Hier ist ἴωνιά eine Conjectur des Herausgebers, veranlasst durch das in den Handschriften bald einfach bald doppelt vorkommende **jam**, und, wenn man will, selbst bekräftigt durch das bei Gellius am a. O. neben andern, auch bei Plinius angegebenen Titeln, genannte **pratum**; πίναξ ist zurückgeführt statt der auf keine handschriftliche Autorität gestützten Lesart πιναχίδιον, die der Verfasser früher beibehalten hatte; σχεδίων ist Veränderung aus σχέδιον, das bei Harduin steht und schon früher dem Verfasser missfiel, der jetzt den Genitiv setzte in dem Sinne von **extemporaneorum** (scil. librorum), und in der Lesart des Toletaner Codex und der mit diesem hier übereinstimmenden Pariser Handschrift 6797, welche **pinax schedion** enthalten (zwei andere: **pinax chidion**), eine Bestätigung fand. Freilich ist σχεδίων als der einzige Genitiv in dieser Reihe von Titeln etwas auffallend, indem man, den vorhergehenden Titeln gemäss, dann eher σχέδιοι (sc. λόγοι) erwarten konnte, wenn man nicht den Singular σχέδιον (sc. σύγγραμμα) der handschriftlichen Autorität wegen vorziehen will. Schwie-

riger wird die Herstellung des Textes in den gleich folgenden Worten, in denen Plinius die römischen Büchertitel den griechischen entgegenstellt. Der Herausgeber hatte in seiner früheren Ausgabe Harduin's Text, der freilich mit der handschriftlichen Ueberlieferung keineswegs übereinstimmt, gegeben; in dieser Ausgabe schliesst er sich weit enger an die handschriftliche Autorität und sucht den daraus hervorgehenden Text zu erklären. Er schreibt nämlich: „Nostri crassiores: antiquitatum exemplorum artiumque facetissimi, lucubrationem puto quia Bibaculus erat et vocabatur: paulo minus adserit Varro in Satiris suis Sesculixem et Flextabula.“ Gewöhnlich trennte man facetissimi von dem vorhergehenden und zog es zu lucubrationem; statt des darauf folgenden puto quia schrieb man ut qui; statt paulo minus adserit las man paulo minus serio, was der Lesart aller Codd. in so weit widerspricht, als diese sämmtlich adserit statt serio setzen, während in paulo minus die meisten übereinstimmen. Hiernach erhält die allerdings etwas dunkle und schwierige Stelle folgenden Sinn: unsere römischen Schriftsteller sind minder fein in der Wahl der Titel ihrer Bücher: diejenigen, welche besonders fein sich zeigen wollten, gaben ihnen den Titel: Antiquitatum, Exemplorum Artiumque (libros); lucubratio, meine ich, nannte Bibaculus sein Werk darum, weil er ein Bibaculus (ein Söffer) in der That war und auch so bezeichnet ward (wobei an den Doppelsinn des Wortes lucubratio zu denken, was eine nächtliche Arbeit eben so gut wie ein nächtliches Trinken und Schwärmen bezeichnen kann): Varro hingegen habe es beinahe dahin gebracht, dass Aufschriften, wie Sesculixes und Flextabula Beifall gefunden. Wir nahmen anfangs an dem Accusativ Lucubrationem Anstoss, da wir, des Vorhergehenden wegen, eher einen Genitiv Lucubrationum erwartet hatten, der aber in keiner Handschrift sich findet; den Accusativ können wir nur als einzelnen Fall eines Einzelwerkes uns erklären, das diese Aufschrift führte: dann aber erwarten wir, unter Beibehaltung des halbironischen puto, nach diesem unmittelbar Bibaculus, quia (oder qui) erat et vocabatur, d. i. lucubratio nannte, glaub' ich, sein Werk Bibaculus (der Söffer), der (ein Söffer, wie sein Name andeutete) wirklich war und auch so hiess. Die Verbindung des erat et vocabatur erinnert ganz an die entsprechende griechische Verbindung des εἶναι καὶ καλεῖσθαι; s. Jacobs zu Aelian N. A. III, 4. p. 99. Alb. Jahn zum Joann. Glycas p. XXII. Ein weiterer Zweifel liegt für uns noch in dem vom Herausgeber in den Ausdruck lucubratio gelegten Doppelsinn: denn es ist uns keine einzige Stelle bekannt, in welcher lucubratio auch von nächtlichem

Zechen u. dgl. gebraucht wird: auch fehlen nähere Belege von einzelnen bestimmten, mit dem Titel Lucubratio oder Lucubrationes bezeichneten Werken: denn des Atta Lucubratio, woraus Nonius eine Stelle anführt, war doch wohl eine Comödie. Der Sesculixes des Varro ist durch eine Anzahl Fragmente bei Nonius bekannt; s. Oehler de Sat. Varr. p. 205 sqq. Sesquiulixes steht auch jetzt in der neuesten Ausgabe des Nonius von Gerlach und Roth, wo die andere Satire des Varro, welche Plinius Flextabula (als Neutrum Plurale) nennt, bald Flaxabulis, bald Flaxtabulis (im Ablativ) citirt wird. Jedenfalls aber wird hiernach die von Oehler am a. O. p. 131 gemachte Bemerkung, dass das Wort kein Neutrum seyn könne, da Plinius Flaxtabulas citire, zu berichtigen seyn. Die verschiedenen dort angeführten Deutungsversuche übergehen wir, denn sie erscheinen mehr oder minder alle sehr ungewiss. Der in zwei Stellen des Nonius beigefügte griechische Titel περὶ Ἐπαρχιῶν wird, da die Fragmente dieser Satire gar zu spärlich sind, allein einen sichern Wink geben können, indem an die Zusammensetzung von flaxare (als einer andern Form von fraxare) und tabella jetzt nicht mehr gedacht werden kann, selbst abgesehen davon, dass die Bedeutung dieses flaxare oder fraxare = vigilias circumire gar nicht passt; an flectere oder etwas Aehnliches sollte man eher denken können. — §. 31 in den Worten des älteren Cato wider diejenigen, welche seine Schrift vom Kriegswesen tadelten, lautet der Schluss bisher nach der Vulgata: „Eorum ego orationes sino praeterfluere“: allein weder sino noch praeterfluere haben eine handschriftliche Autorität für sich; deswegen stellte der Herausgeber her: sibi praetereo: ich übergehe ihre Reden zu ihrem eigenen Vortheil, für sie, zu ihren Gunsten, nicht zu meinem Besten. Man wird ohne allen Anstand dieser Wiederherstellung beitreten. Die Stelle XXXV, 2, 2 (§. 10. 11) von dem so viel besprochenen inventum Varronis wollen wir hier nicht berühren, da wir dieselbe früher in diesen Blättern (Jahrg. 1849. No. 8. S. 113 f.) näher besprochen haben und unsere Erklärung auch in dem vom Verf. gegebenen oder vielmehr beibehaltenen Texte, so wie in den dazu gehörigen Anmerkungen nur bestätigt gefunden haben. Damit fallen die verschiedentlich hier versuchten Verbesserungen von selbst weg. Der Verf. hat einige andere Verbesserungsvorschläge gemacht, die jedoch den Sinn der Stelle nicht modificiren, wohl aber den Text zu besserer Abrundung im Einzelnen bringen können. — §. 33 schreibt der Verfasser: „Nero princeps iusserat colossiaeum se pingi“ statt der Vulgata colosseum, mit dem Zusatz: „ita nos scripsimus,

cum Graecis semper dicatur κολοσσιαῖος aut κολοσσικός, nunquam κολοσσαῖος." Dies ist, was die Griechen betrifft, richtig: indessen ist die lateinische Form colosseus gerechtfertigt durch Sueton. Vespas. 23 (statua colossea); wie in zwei andern Stellen des Plinius die Handschriften haben (XXXIV, 7, 18. XXXVI, 5, 4), wird der Verfasser selbst am besten anzugeben wissen. — §. 55: „Id circa aetatem Romuli acciderit necesse est", schreibt der Herausgeber nach der Bamberger und drei andern Handschriften in veränderter Wortstellung: „Circa Romuli id aetatem acciderit necesse est", was auf den ersten Augenblick befremdlich ist, aber in ähnlichen Umstellungen, die bei Plinius nicht so selten sind, wohl seine Rechtfertigung findet. Zu einer näheren Besprechung gibt die Stelle §. 199 (cap. 17. sect. 58) Veranlassung; es ist daselbst von der weissen Kreide die Rede, welche zum Abzeichen der über das Meer in Rom eingeführten Sclaven gebraucht ward; worauf Beispiele solcher Sclaven angeführt werden: „talemque Publilium Lochium mimicae scaenae conditorem et astrologiae consobrinum eius Manilium Antiochum, item grammaticae Staberium Erotem eadem nave advectos videre proavi." So schreibt unser Herausgeber, zunächst nach der Bamberger Handschrift, welche mit dem Vossianus deutlich gibt Publilium Lochium, während andere Codd. Publium Lochium, andere Publium Lucilium geben, die Vulgata aber, mit Weglassung des zweiten Namens, blos Publium enthält, was man gewöhnlich auf den Mimographen Publius Syrus bezieht, der auch im achten Buch des Plinius, hier aber einfach als Publius mimorum poeta bezeichnet wird. Um die Lesart der Bamberger Handschrift zu retten, könnte man zwei gleichzeitige Dichter oder vielmehr Mimographen annehmen: Publius (Syrus), den allerdings uns bekannteren und den nur aus dieser Stelle des Plinius bekannten Publilius Lochius, der als Sclave unter dem Namen Lochius (Λόχιος oder Λοχεῖος) nach Rom gekommen, hier von einem gewissen Publilius erkauft und dann freigelassen, der Gründer der Mimen geworden. Indessen scheint der Verfasser das Gewagte einer solchen, durch keinen einzigen positiven Beweis unterstützten Annahme selbst zu fühlen, da er alsbald hinzufügt: „Sanius, nisi fallor, erit judicium, si e Publio illo et Publilio Lochio unum hominem reddimus." Das lassen wir uns allerdings gerne gefallen, weil neben dem als Mimograph so gefeierten Publius Syrus kein zweiter Dichter, der sogar als Gründer der Mimen bezeichnet werden könnte, bekannt ist, am wenigsten ein Publilius; aber eben darum würden wir auch kein Bedenken getragen haben, Publium im Texte herzustellen oder vielmehr beizubehalten, in-

dem Publilium, was nur die zwei Handschriften enthalten, leicht aus Publium entstanden seyn kann. Was den zweiten Namen Lochius betrifft, so spricht für seine Beibehaltung, auch wenn wir von der hier ziemlich übereinstimmenden handschriftlichen Autorität absehen wollten, schon die Gleichförmigkeit mit den beiden andern, ebenfalls mit zwei Namen angeführten Personen Manilius Antiochus und Staberius Eros: wäre nur Λόχιος oder Λοχεῖος als Sclavenname durch irgend eine sichere Autorität festgestellt, was bis jetzt nicht der Fall ist, so würden wir an diesem besondern Namen des berühmten, als Publius Syrus uns bekannten Mimographen keinen Anstand nehmen, während wir es vorerst noch dahin gestellt seyn lassen müssen; Referent dachte einmal an Λόγιος als Beinamen des Mimographen, den Petronius Arbiter mit Cicero zusammenstellt: „Quid putes inter Ciceronem et Publium interesse? Ego alterum puto disertiorem fuisse, alterum honestiorem"; indessen die Handschriften geben Lochius. Dass aber an keinen andern als den Mimographen Publius Syrus hier zu denken ist, beweist der Verf. ganz richtig auch aus dem Umstande, dass der gleich darauf genannte Manilius Antiochus, der Gründer der Astrologie, der consobrinus des Mimographen heisst, der Name Antiochus aber ein in Syrien allerdings öfters vorkommender Name gewesen, so dass also auch bei ihm syrische Abkunft, wie bei dem Mimographen anzunehmen wäre. Uebrigens möchten wir diesen Manilius für den Verfasser des bekannten astronomisch-astrologischen Gedichts, das man gewöhnlich in das Augusteische Zeitalter setzt (vgl. Gesch. d. röm. Lit. §. 114), ansehen, und wir hätten dann doch wenigstens ein sicheres Datum über den Verfasser desselben, der freilich dann nicht unter Tiberius noch gelebt haben kann, sondern in die frühere Periode des Augustus, welcher auch der Mimograph noch angehören mag, fallen würde. Oder wir müssten annehmen, dass der ältere Manilius, als der berühmte Begründer der Astrologie nur den Namen hergegeben für ein späteres Product aus der Zeit dieses Kaisers, durch einen Andern verfasst. Vorläufig möchten wir uns jedoch lieber für die erste Annahme erklären.

Nach diesen Proben können wir füglich so manche andere kunstgeschichtliche Erörterung, zu welcher hier und dort der Text des Plinius, und in so fern auch selbst die Kritik die Veranlassung gab, übergehen; eben so die schon oben erwähnten zahlreichen Erörterungen des Plinianischen Sprachgebrauchs oder besonderer, ihm eigenthümlicher Constructionsweisen.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Sillig: Plinii Historia Naturalis.

(Schluss.)

Durch Interpunction ist dem Verständniss vielfach nachgeholfen, namentlich in der Absicht, Einzelnes, was Plinius neben einander aufführt, was aber doch für sich genommen werden muss, als solches zu unterscheiden und mittelst Interpunction von einander zu trennen: ein Verfahren, das wir bei Plinius insbesondere billigen müssen. Wir wollen auch davon eine Probe und zwar eine schlagende anführen. §. 106: „Novissime pinxit Alexandrum, ac Pana.“ Oder gleich darauf §. 109: „Pinxit et Apollinem ac Dianam, deumque matrem in leone sedentem, item nobilis Bacchas obreptantibus satyris, Scyllamque“ etc.

Das zu gleicher Zeit mit dieser Ausgabe, und zwar als Programm des Gymnasiums zu Dresden für die Osterprüfungen des Jahres 1849 erschienene Specimen Quaestionum Plinianarum II (Specimen I erschien 1839 und ward in diesen Blättern Jahrg. 1839 S. 1018 f. angezeigt) schliesst sich auch nach seinem Inhalt an diese Ausgabe an. Es enthält Erörterungen einzelner Stellen des Plinius, aus dem Commentar des Verfassers zu den sechs ersten und sechs letzten Büchern entnommen; sie sollen gewissermassen als Excurse gelten, da wo der beschränkte Raum einer Anmerkung keine grössere Ausführung, wie sie doch nothwendig erschien, verstattete. Wir wollen an einigen, aufs Gerathewohl genommenen Belegen zeigen, welche wesentliche Verbesserungen und Berichtigungen des Textes auch in diesem Specimen niedergelegt sind, das insofern uns nur die frühere Klage wiederholen lässt, die nicht den Verfasser, wohl aber die Zeitlage betrifft; welche den ersten auf diese Mittheilungen eines Programms beschränkt, und uns jede Aussicht, das Ganze zu erhalten, für die nächste Zukunft entzogen hat. Wir haben schon oben eine in diesem Specimen behandelte Stelle aus dem 36. Buch berührt: wir reihen daran eine andere aus demselben Buch §. 16, wo die Vulgata: „Alcamenis — sunt opera Athenis complura in aedibus sacris placelaraque Venus extra muros“ nun nach der Bamberger Handschrift in: praeclarumque Veneris, wozu aus dem vor-

hergehenden opera ein opus hinzugedacht wird, umgestaltet wird. — Wesentlicher ist die Aenderung der Stelle Buch XXXVII. §. 80 (cap. 6 sect. 21), welche — es ist von den Opalen die Rede — in der Vulgata also lautet: „India sola horum est mater. Atque in pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt“; die Handschriften weichen sehr von einander ab; die Bamberger gibt: „India sola horum mater est, ut pretiosissimarum gloria compos hi gemmarum maxime inenarrabilem difficultatem adferunt.“ Und diese Lesart weist der Verfasser als die allein richtige in einer Weise nach, die uns zugleich andere Verbesserungsvorschläge, wie sie z. B. von Jan hier gemacht sind, als überflüssig darstellt. Er interpungirt nämlich nach compos und beginnt dann mit einem neuen Satz; ut — compos ist eine Apposition zu dem vorhergehenden India — mater est; die Ergänzung gemmarum zu pretiosissimarum ist so natürlich, dass Niemand daran Anstoss nehmen kann; die Construction von compos mit dem Ablativ gloria (statt des Genitivs) wird durch andere Stellen gerechtfertigt, die selbst in Lexicis (z. B. bei Freund s. v.) angegeben sind. Eine andere Stelle XXXIII, 1, 6 (oder nach Sillig §. 25) lautet in der Vulgata, der auch die Mehrzahl der Handschriften beitritt: „Denique ut plurimum opum scelera anulis fiunt!“ Er ist ein Ausruf der Klage und des Unwillens, mit welchem Plinius das schliesst, was er über den Gebrauch oder vielmehr Missbrauch, der mit Ringen getrieben wird, bemerkt hatte, analog manchen andern ähnlichen Ausrufungen und Aeusserungen des Unwillens, die durch ähnliche Angaben hervorgerufen, nicht selten bei Plinius vorkommen, wie die vom Verfasser gelieferte Zusammenstellung zeigt. Nun hat aber statt ut plurimum (das man gewöhnlich nach der Analogie von ut maxime u. dgl. auffasste) die Bamberger Handschrift allein ut plurima, was wir dann mit scelera verbinden in dem Sinne: wie gar viele Verbrechen; opum ist mit scelera gleichfalls zu verbinden, und wird vom Verfasser ganz richtig erklärt durch scelera opibus creata, cum opum possessione conjuncta: welche Anwendung des Genitivs auch wieder durch eine Reihe von ähnlichen Fällen, die der Verfasser aus Plinius beibringt, bestätigt wird. Ungleich schwieriger ist eine andere in diesem Programm behandelte Stelle aus XXXIV, 14, 40 (§. 141), welche in der Vulgata also lautet (es handelt sich von der Anwendung des Eisens zu Werken der Kunst): „Obstitit eadem naturae benignitas exigentis a ferro ipso poenas robigine, eademque providentia nihil in rebus mortalibus faciente, quam quod infestissimum mortalitati.“ Hier verlässt der Verf.

die Bamberger Handschrift, welche in ziemlicher Uebereinstimmung mit den übrigen Handschriften sich befindet, nur esset nach quod einschaltend aus dieser und andern Handschriften; dagegen schreibt er (mit Andern) mortalius facientis, und beruft sich wegen des Comparativs mortalius auf XXXVI, 15, 24. §. 4 (§. 110): so dass nun die Stelle den Sinn erhält: die Natur hat dem zum Verderben der Menschen gebrauchten Eisen seine verderbliche Kraft wieder genommen, dadurch dass es so leicht rostet und unbrauchbar wird: wie denn überhaupt auch darin die Natur sich als allliebende und allnährende Mutter bewährt, dass sie Nichts zum Verderben des Menschen geschaffen, was nicht selbst am meisten der Vergänglichkeit unterworfen ist. So gewinnt die Stelle einen Sinn, der zugleich ähnlichen Aeusserungen des Plinius entspricht, in welchen er seine letzte Ansicht über Welt und Natur, sein philosophisches System, wenn man es so nennen kann, ausgesprochen hat. Dieses, insofern es die Natur als Gottheit (deus, numen) und als „parens illa ac divina rerum artifex" aufgefasst, zum Ausgangspunkt nimmt, diese als provida stets anerkennt, nähert sich in dieser Ansicht von der providentia naturae, die nicht blos in dieser, sondern auch in vielen andern Stellen aufs bestimmteste ausgesprochen ist, gewissermassen der Stoa, und lässt in der weitern Auffassung der Natur als λόγος σπερματικός selbst eine höhere philosophische Richtung erkennen, wie z. B. II, 45, 45: „Natura — sive hic est ille generabilis rerum naturae spiritus, huc illuc tanquam in utero aliquo vagus", und II, 95, 93, wo sich Plinius noch bestimmter ausspricht in den Worten: „quibus in rebus quid possit aliud causae adferre mortalium quispiam, quam diffusae per omne naturae subinde aliter atque aliter numen erumpens." Aber die Stoische Consequenz, die in der Anwendung dieses Satzes auf das Leben der Menschheit, der gesammten Natur und Welt liegt, hat Plinius nicht angenommen, da er an andern Orten sich einer skeptischen Ansicht hingibt, welche auf die Allmacht der Fortuna, die Plinius als Gottheit bezeichnet, Alles zurückführt, und selbst die akademische Akatalepsie annimmt („solum ut inter ista certum sit, nihil esse certi" II, 5, 7). Doch Ref. muss abbrechen, und die weitere Ausführung dieses Punktes, der ihm bisher noch nicht gehörig ins Klare gestellt zu seyn scheint, einer andern Gelegenheit überlassen, indem er sich Manches aus der Historia naturalis des Plinius dazu gesammelt hat, wodurch er hofft, die philosophisch-religiöse Ansicht des mehr gelehrten und praktischen als philosophisch-speculirenden Mannes in ein helleres Licht setzen zu können, welches uns den Charakter und die ganze Sinn-

und Denkweise des Mannes von einer vortheilhaften Seite darstellt, zumal als darin auch seine ganze Ansicht vom menschlichen Leben überhaupt, von Tugend und Ehre begründet ist; dabei hat ihn seine ächt römische Gesinnung mit aller Achtung vor dem religiösen Glauben der römischen Vorwelt erfüllt, wie er sich z. B. in den Wundererzählungen u. dgl. kundgibt, aber auf der andern Seite zeigt er doch nichts weniger als einen blinden Glauben an derartige Dinge, welcher die Vernunft gefangen hält und der Kritik kein weiteres Recht der Prüfung verstattet; s. nur den Anhang von Buch VII, um von manchen andern Stellen der Art für jetzt abzusehen.

Ref. könnte, wenn es nöthig wäre, noch eine Reihe von Stellen anführen, welche in diesem zweiten Specimen in ähnlicher Weise berichtigt oder erklärt sind: er glaubt aber, dass die mitgetheilten Proben genügen können. Vieles ist immer noch für Kritik wie für Exegese bei Plinius zu thun übrig: und darum wünschen wir, dass es dem Verfasser möglich werde, uns wenigstens, statt der erwarteten grössern Ausgabe, noch öfters in solchen Programmen die Früchte seiner diesem Schriftsteller gewidmeten Studien mitzutheilen, und uns damit einigermassen für das zu entschädigen, was die Ungunst der Zeit uns jetzt versagt hat.

Chr. Bähr.

Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch nach dem heutigen Standpuncte der lateinischen Sprachwissenschaft ausgearbeitet von Dr. Karl Ernst Georges. Erster Band. A — I. Zehnte, fast gänzlich umgearbeitete, Auflage des Scheller-Lünemann'schen Handwörterbuches. Leipzig, 1848. In der Hahn'schen Verlags-Buchhandlung. X S. und 2172 Col. Zweiter Band, 2020 Col.

Auch unter dem Titel:

Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Handwörterbuch nach dem heutigen Standpuncte u. s. w. von Dr. K. E. Georges. Lateinisch-Deutscher Theil. Erster Band. Zweiter Band. Zehnte — Auflage.

Als im Jahre 1792 der alte Rector zu Brieg, Scheller die erste Ausgabe seines Handlexikons erscheinen liess, wurde das Werk, ein Auszug aus dem grössern vom Jahre 1788, in den Schulen mit Freuden begrüsst, weil man nun endlich die Aussicht hatte, die alten, zum Theil noch aus dem 17ten Jahrhundert stammenden, Wörterbücher aus den

Händen der Schüler verschwinden zu sehen, und Ref. erinnert sich noch mit Vergnügen des Tages, als er im Jahre 1793, in die oberste Klasse seines Gymnasiums vorgerückt, das alte Lexikon bilingue des Jo. Frisius vom Jahre 1686 mit dem kostbaren Scheller vertauschen durfte. Jetzt ist der Unterschied zwischen dieser zehnten Auflage und jener ersten, die Ref. noch vor sich hat, fast eben so gross, als damals der zwischen Scheller und Fries. Aber auch der Unterschied zwischen der Zeit, in welcher der verdiente Lünemann zuerst seine bessernde Hand an das Handlexikon legte (bald nach dem Anfange dieses Jahrhunderts), ist noch gewaltig in Vergleichung mit der jetzigen Ausgabe, wobei freilich der neueste Bearbeiter (man kann das sagen, ohne sein Verdienst zu schmälern) den Vortheil hatte, neben eigener Forschung, auf den Schultern seiner Vorgänger auf diesem Gebiete zu stehen.

Ref. hat sich die Mühe gegeben, eine Anzahl Aeusserlichkeiten zu vergleichen, wovon er hier Einiges herausheben will, um die Progression der Vermehrung nachzuweisen, und schickt nur voraus, dass der Druck bei Scheller noch viel grösser ist, der in der Lünemann'schen Ausgabe von 1831 noch etwas weniger Zeilen, als die vorliegende Ausgabe, auf jeder Seite hat, die letztere aber an Klarheit und Deutlichkeit des Drucks nichts zu wünschen übrig lässt. Das ganze lat.-deutsche Wörterbuch hat bei Scheller 3214 Columnen; bei Lünemann 3430; bei Georges 4190; der Buchstabe B fast 37 Col. bei Sch.; 41 bei Lün.; 78 bei Georges. Die Vermehrung besteht aber nicht blos in Vermehrung der Artikel, sondern häufig, ja meistens, in ausführlicherer und gründlicherer Behandlung derselben und in, gewöhnlich stillschweigender, Berichtigung der Vorgänger. Betrachtet man z. B. barbare, so findet sich hier bei Sch. die so häufige Unbeholfenheit, dass er die Haupt- und Grundbedeutung zuletzt setzt. Lün. hat dies bereits umgedreht, Georges noch besser gestellt. Sch. und L. machen aus barbari und barbarus ungehörig zwei Artikel; G. vereinigt sie, und gibt doppelt so viel, als sie bei jenen zusammen ausmachen. — Sch. hat nur einen Artikel Barritus, L. hat daneben auch die Schreibung baritus; G. aber unterscheidet die Bedeutung beider Wörter, und erklärt, dass man beide irrig für ein und dasselbe Wort halte. — Basculus und Bastuli, geographische Namen, die dasselbe spanische Volk bezeichnen, haben die beiden Vorgänger nicht. G. hat sie. Hr. Dr. Freund hat in seinem grossen Wörterbuche unter Basculus auf Bastuli verwiesen, das Letztere aber findet sich an der Stelle nicht, wo es stehen müsste.

Wir könnten ein grosses Verzeichniss von Artikeln beifügen, welche, in Vergleichung mit den frühern Ausgaben, eine ganz neue und viel vollständigere und bessere Behandlung erfahren haben. Wir nennen hier nur: adaperis, accensus, Academicus, Acoenonetus, acropodium (in der Art, wie es Pape im griech. Wörterb. richtig erklärt), Arabarches, arx, as, ascisco, assiduus, assurgo, assus, astruo, attributio, attributum, autem, baculum, balatro, beatus, Beneventum, bidens, biennis, bonus, Bona Dea, brevis, brevitas, bulla, caligo (1), calliditas, callidus, calor, (porta) Capena, cicuta, circumiectus, colloco, como, conditor (2), congero, cucumis, decemvir, declinatus, deduco, delphinus, desero (2), dicis, dignus, diversus, emitto, everbero, eviscero, exerceo, facilis, familia, fastidio (und die dazu gehörenden Wörter), fatigo, fatum *), fas (und das entsprechende nefas), fruor, gravis, gravitas, graviter, immortalitas, infinitus, iniectio, insolens, insolenter, insolentia, intelligo, intellectus, intelligentia. So viel aus dem ersten Bande, der schon in der neunten Ausgabe mehr umgearbeitet und dem Scheller-Lünemann'schen Werke nur wenig mehr glich. Der zweite Band gleicht demselben in dieser zehnten Ausgabe fast ganz und gar nicht mehr: doch heben wir hier nur eine ganz kleine Anzahl stark umgearbeiteter Artikel heraus: labor (das Verbum), mola, moderor, momentum, moneo, moveo, multiplex, munus, podium, popularis, populus, praejudicium, praejudico, proprius, praefatio, praetor, praemando, pulpamentum, pulso, punctum, praerogativus, peto, rogo, ruina, scena, sentio, superbus, sublino, subsicivus, varius, venio, venus (1), verbena, verber, verro, verso, verto, vestigium, vindex, vindiciae, vindico, volo (2), volvo, 1 u. 2 vulgo, video.

Auch finden sich Artikel, die hier zum ersten Male in diesem Handlexikon erscheinen, zum Theil sogar sich noch nicht bei Forcellini und in Freund's grösserem Werke finden: natürlich meistens solche, die entweder aus wenig gelesenen Schriftstellern aufgenommen oder aufgefunden, oder die bei geleseneren Schriftstellern erst in neueren Ausgaben in deren verbesserte Texte gekommen sind. Wir bemerken hier die Adjective Croesius und Darius, ferner echinopus, effigientia, encathisma, enrhythmus, favatus, fulguratura, gravidatus, grossa, grossus (2), hypographum, illegitime, imaginalis, imaginifer, immasticatus, impersona-

*) Der Verf. hat dagegen hier, und in mehreren ähnlichen Artikeln, die in früheren Ausgaben beigebrachten Erörterungen, vermuthlich der Consequenz wegen, weggelassen.

tivus, impetrativus, incibo, ineruditio, inspurco *), mordicativus, oxybaphon, percussibilis, praedigestus, praespicio, reliceor [dieses Wort wird aus Cic. de Off. 3, 15, 61. Zumpt. angeführt. Zumpt gibt an, Orelli habe es aus einem Berner Codex empfohlen — contra reliceatur, statt contra liceatur oder contra se liceatur — aber aufgenommen ist es noch nicht von Orelli, und auch nicht von Z. in der grössern Ausgabe, sondern contra liceatur. In der kleinern aber gibt es Z., auch Stürenburg in der zweiten Bearbeitung der Officien, wogegen der Letztere in seiner ersten gibt: contra rem liceatur], ructabundus [wieder eine erst von Fickert aufgenommene, übrigens alte, von Lipsius herrührende, Verbesserung bei Seneca de Vita Beata 12, 3, wo man (noch vor Kurzem) reptabundus las] **).

Wir kommen noch auf eine Verbesserung entgegengesetzter Art zu sprechen, nämlich auf das Weglassen von Wörtern, die bisher in den frühern Ausgaben des Handwörterbuches standen, jetzt aber als falsche Lesarten bezeichnet oder ganz getilgt sind. Was das Erstere betrifft, so können wir es nur billigen, nämlich wenn angegeben ist, das oder jenes Wort stehe zwar gewöhnlich in den Ausgaben, sei aber falsch, und müsse so oder so heissen. Auch können wir die Weglassung von Wörtern nicht anders als gut heissen, die sich aus alten Wörterbüchern wie Erbstücke fortgepflanzt haben, ob sie gleich längst nicht mehr gelten und

---

*) Dieses Verbum hat erst Fickert in den 87sten Brief des Seneca gebracht: aber an derselben Stelle las man bisher impuravit, welches Verbum unser Verf. (unter impuro) aus derselben Stelle, als zweifelhaft, citirt. Wir meinen, bei impuro sollte stehen, man lese dort besser inspurcavit, und unter inspurco, dass man an jener Stelle (er citirt sie beidemale) bisher impuravit gelesen habe.

**) Ein Beurtheiler könnte bei den hier genannten Arten von Vermehrungen sich eher zu einem Tadel, als zu einem Lobe, veranlasst sehen, wenn er nämlich von der Ansicht ausginge, dieses Handwörterbuch solle und wolle ein Schulbuch seyn, und weiter Nichts. Dann enthielte es viel zu viel, und jeder Zusatz aus Schriftstellern, die keine Schulautoren sind, wäre zu tadeln. Allein ob es gleich auch in Schulen gebraucht werden kann und stets gebraucht worden ist, so hat es doch die Hauptbestimmung, ein Gesammtwörterbuch für diejenigen zu seyn, die, ohne ein grosses, für Philologen bestimmtes, Wörterbuch mit speciellen Citaten für jedes Wort zu bedürfen und zu verlangen, als mehr oder weniger wissenschaftlich Gebildete an ihm einen Begleiter durchs Leben haben wollen: eine Forderung, die es in dem Maasse besser erfüllt, in welchem es sich auf dem von Herrn Dr. G. eingeschlagenen Wege vervollkommnet.

in allen gangbaren Ausgaben schon längst verschwunden sind: z. B. das Substantiv der vierten Declination *redimitus*, das sonst bei Solin. Polyhist. 33, 16 gelesen wurde (von den Arabern: Plurimis crines intonsi, mitrata capita, *redimitu pari*, pars rasa in cutem barba). So hat freilich noch von den Ausgaben, die wir vor uns haben, die alte Wiener Ausg. vom J. 1520. fol. und die von J. *Grasser*, Lugd. 1609. 8. Aber schon *Salmasius* zu dieser Stelle (Solin. p. 46. in den Plinn. Exercitt. p. 391. b. sq.) hat das Sinnlose des redimitu pari, nach mitrata capita erkannt, und im Text die Worte red. pari weggelassen, wie auch die Zweibrücker gethan haben; in der Note aber hat er corrigirt: Plurimis *crinis intonsus*, *mitra capita redimita*, pars rasa in cutem barba. Dagegen müssen wir es missbilligen, dass das Wort *inopportunus* ausgestrichen ist, das noch in fast allen Ausgaben des Cicero an zwei Stellen steht, nämlich de Or. 3, 5, 18: Est in eo loco sedes huic nostro non *inopportuna* sermoni, und de Finn. II, 26, 85: sed fac ista esse non *inopportuna*. So hat es noch *Orelli* in seiner ersten Ausgabe an beiden Stellen: an der ersten Stelle ohne Variante, an der zweiten hatten früher schon die meisten Ausgaben: non *importuna*, auch hat das letztere *Orelli* bereits eher für besser, als für weniger gut, erklärt, auch wird es wohl *Madvig*, dessen Ausgabe dem Ref. nicht zu Gebote steht, geben, wie es auch schon *Otto* in seiner Ausg. der Bücher de Finn. hergestellt hat, und *Orelli's* zweite Ausg. der Rhetorischen Werke des Cicero hat auch *non importuna*. Wir hätten das Wort *inopportuna* stehen lassen, aber angegeben, wie die neuesten Herausgeber lesen. Haben doch beim Cic. de Or. auch O. M. *Müller* und *Kuniss* noch *inopportuna*. Wenn heut zu Tage auch die sogenannten ἅπαξ εἰρημένα, wie in den Ausgaben der Schriftsteller, so in den Wörterbüchern durch besondere Bezeichnungen herausgehoben zu werden pflegen, weil deren Angabe in verschiedener Hinsicht für die Grammatik, namentlich für Wortbildungslehre und für die Kritik von Wichtigkeit seyn kann; so kann auf der andern Seite, besonders auch für die Kritik, es von Werth seyn, wenn durch Nachweisung, dass dieses oder jenes Wort auch sonst noch vorkomme, der Beweis eines mehrfachen Gebrauchs geführt wird. Dies ist hier auch einigemale geschehen. Wir haben einige, sonst als ἅπ. εἰρ. bezeichnete, Wörter erblickt, die hier weitere Belege erhielten, z. B. reconciliator, sesquioctavus, sesquitertius, succussus (das Subst.) und andere. Endlich könnten wir noch eine Anzahl Wörter mit richtigerer Genitivs- und richtigerer Geschlechtsbezeichnung anführen, wollen aber lieber den Rest des

etwa anzusprechenden Raumes auf Bemerkungen verwenden, die bei künftigen Ausgaben vielleicht Beachtung finden können.

Wir nehmen dazu eine Anzahl Artikel aus dem Buchstaben C. Da begegnet uns gleich am Anfange in der aus der Inschrift der Columna Rostrata genommenen Form macistratos der Fehler macistalos. — Bei caballus wäre eine Andeutung gut angebracht, dass dieses Wort überhaupt in der Volkssprache für Pferd gebraucht wurde, aus welcher es dann in seinen verschiedenen Gestalten in die neuern romanischen Sprachen (wie in die deutsche unter dem Namen Gaul) überging und das equus der Gebildeten verdrängte. Zu demselben Artikel stimmen wir bei der bekannten Stelle des Horatius Epist. I, 14, 43 (optat ephippia bos piger optat arare caballus) dem Verf. bei, wenn er, statt, mit Orelli in der ersten Ausgabe und den meisten Frühern, das Komma nach piger zu setzen, es schon nach bos setzt, wie Or. in der zweiten Ausg. thut (propter caesurae vim, wie Or. angibt). — Bei cachexia und den davon abgeleiteten Wörtern wird zwar das gleichlautende griechische angegeben, aber nicht die wirkliche Abstammung von κακὴ ἕξις und κακῶς ἔχειν, welches zweckmässig wäre, damit nicht der Nachschlagende meine, es liege im Worte selbst der Begriff der Magerkeit, da in der aus Plinius citirten Stelle 32, 10, 39 steht: cachectici, quibus macie corpus conficitur, als ob von quibus an das Wort erklärt werde und zu cachectici zu ergänzen sei sunt, da doch der Satz, zu welchem cachectici gehört, im Lexikon ausgelassen ist, nämlich: tethea utilia sunt cum rute et melle, d. h. denjenigen cachecticis, die abmagern, sind — gut. Es kann nämlich Jemand an Kachexie leiden, ohne abzumagern, so wie ein Anderer sich der εὐεξία erfreuen kann, ohne wohlbeleibt zu seyn. — Unter cano wäre auch die Stelle Cicero's gut angebracht gewesen Or. 12, 39: Thucydides de bellicis rebus canit etiam quodammodo bellicum: was der Verf. unter bellicum anführt. Die Metapher wird hier in der Prosa durch quodammodo entschuldigt. Auch konnte unter cano noch das vorklassische cante, für canite, angegeben seyn, aus Varro, wie unter fero das vorklassische tetuli angeführt ist. — Unter capio kommt die bekannte Phrase „ne res publica aliquid detrimenti capiat" mit der Erklärung vor, capere bedeute hier tropisch bekommen oder empfangen. Es hat aber vielmehr die Bedeutung erleiden oder die auch dem deutschen Sprachgebrauch angemessene: Schaden nehmen. Es war also zu bemerken, es sei der Ausdruck eine in einer λιτότης ausgedrückte Formel: videant consules oder dent operam consules oder curent consules, ne quid etc. Man vergleiche nur Barn. Brissonius

de Formulis etc. L. II. c. 101. p. 195 sqq. p. 197 sqq. ed. J. A. Bach. Da steht ausdrücklich: „Quod in atrocioribus negotiis et aliqua impendente procella, imo vero cum in maximum periculum extremumque paene discrimen adducta videbatur res publica, decerni consueverat: eamque adeo Senatus consulti formam ultimae semper necessitatis habitam." Und dazu werden dann die Hauptstellen für diese Ansicht, Liv. III, 4; Sall. Cat. 29; Cic. pro Milon. 26; Caesar B. Civ. I, 5. und noch viele andere citirt. Es sei also damit erklärt worden, die Lage des Vaterlandes mache eine aussergewöhnliche Maassregel nothwendig; das Vaterland sei in Gefahr. Die Worte sagen also viel mehr, als sie ausdrücken, da den Consuln ja die Sorge, dass das Vaterland keinen Nachtheil erleide, zu jeder Zeit oblag: im gegenwärtigen Augenblick (sollte gesagt seyn) könne das Vaterland nicht anders als durch Ernennung eines Dictators gerettet werden. Es fällt uns nicht ein, durch diese und ähnliche Bemerkungen den Verf. belehren zu wollen: wir wünschen nur, dass er solche Bemerkungen in kurzen Winken in sein Buch eintrage. — Unter cachla ist zur Erklärung der griechische Pflanzenname buph-thalmus (so abgesetzt) beigeschrieben: es sollte aber bu-phthalmus, oder besser: βού-φθαλμον, geschrieben seyn. — Unter caco kommt das bekannte Catullische cacata charta vor, mit der Erklärung „höchst elend"; besser: „ein Geschmiere, wodurch die charta gleichsam verunreinigt ist." — Zu cacozelia bemerken wir, dass es nicht durch „Haschen nach einem schimmernden Stile (wodurch dieser gewöhnlich schwülstig und fade wird)" erklärt seyn sollte, obgleich die Kakozelie zuweilen, ja oft, dieses ist; besser: „falsche Nachahmung, falscher Wetteifer, in Folge eines verkehrten Geschmacks." — Unter cado bei der Erklärung des Ausdrucks bei Lucanus: in transtra cadunt: „beugen sich ganz auf die R. nieder", und im Verfolg derselben kommt der Suchende auf die Vermuthung, transtra heisse Ruder, welches verhütet werden sollte. — Unter caecitudo wird zum Beleg eine Stelle aus Festus ausgeschrieben, in welcher nuscitiones vorkommt. Sucht nun der Wissbegierige dieses Wort unter N, so sucht er es vergebens. Der Verf. hätte wenigstens nuscitio (oder nuscicio) in die Reihe setzen und auf caecitudo verweisen sollen. — Unter caecus, in passiver Bedeutung (ungesehen), vermissen wir bei dieser Bedeutung die Stelle aus Cicero, die einzige, wo er caecus so braucht, de Rep. II, 3: urbes maritimae periculis oppositae etiam caecis (wie Propertius II, 27, 6. hat: Et maris et terrae caeca pericla viae): denn die Stellen de Or. II, 27. und de Leg. Agr. II, 14. sind etwas verschieden, da in der ersten zur Erklärung gesagt ist:

res caecae et ab aspectus iudicio remotae, in der zweiten: hoc tam est obscurum atque caecum. — Zu caedo meinen wir, der Verf. hätte die sprüchwörtliche Phrase bei Horatius (Epp. II, 1, 220): ut vinctu egomet caedam mea, anstatt sie mit zwei deutschen, auf etwas ganz Anderes anspielenden, Sprüchwörtern zu erklären, von denen das zweite gar nicht passt, lieber etwas deutlicher ihrem Wortsinn nach erklären sollen, z. B. nach Voss: „dass ich die eigenen Reben mir verstümmele"! Wieland liess in seiner Uebersetzung die Stelle, als nicht edel genug, weg, weil es sich nicht schicke, dass H. zum Augustus sage: „dass ich meine eigene Haut zu Markte trage." Diese schiefe Uebertragung nahm Hr. Dr. G. in seine Erklärung auf. Besser ist die erste: „dass ich mir selbst ins Fleisch schneide": ohne Zweifel mit Rücksicht auf Orelli's zweite Ausg. des Horaz, der ein dem Sinne nach ähnliches Sprüchwort aus den Briefen des h. Hieronymus anführt: suo se ense laceravit. Seltsam und falsch ist, wie es Th. Merzdorf gegeben hat: „Kehren vor eigener Thür erst will ich." — Unter caelo kommt der Name des Künstlers Scopas unter der falschen Schreibung Scophas vor. — Unter caementum stünde besser „für caedimentum aus caedo", statt blos (caedo). — Unter Caere werden die Caerites „Isopoliten" genannt. Forscht nun ein Leser dieses Wortes nach dessen Bedeutung, dann findet er „gleichberechtigte Bürger" zuerst, was gerade die Caerites nicht waren, und muss erst lernen, dass Dionysius von Halicarnassus die Municipalbürger auch etwas ungenau Isopoliten nennt. S. über dieses Verhältniss die Real-Encyklop. der klass. Alterth. Wiss. von A. Pauly, Chr. Walz und Dr. Teuffel V. Bd. S. 213—215. — Unter cajo (are) müssen wir ein Citat tadeln (Plaut. b. Fulgent. Contin. Virg. p. 162 seq. Muncker.), nicht, als ob es falsch wäre, sondern weil es für die Lernenden und wohl auch für viele Lehrer rein unverständlich ist. Dass Plaut. Plautus heisst und Fulgent. Fulgentius, das findet sich wohl, nach der Vorrede S. X. Aber was Contin. Virg. sei, durchaus nicht. Ein Lehrer, welchem Ref. die Stelle fragte, dachte an eine Continuatio Virgilii, dergleichen von Maphäus nach dem zwölften Buche der Aeneide sich findet, aber von keinem Fulgentius. Ref. musste ihm erst zeigen, dass dieser Fulgentius, neben drei Büchern Mythologicōn (Μυθολογικῶν), auch eins geschrieben habe „De Allegoria librorum Virgilii", welches auch den Titel habe: de expositione Virgilianae continentiae, welches Wort nicht Enthaltsamkeit, sondern Inhalt bedeute, und in der Muncker'schen Oktav-Ausgabe der Lateinischen Mythographen sich finde: in der Quart-Ausgabe von van Staveren stehe die

hier genannte Stelle oder das Fragment aus Plautus p. 762. — Unter calculus bemerken wir zuerst, dass hier aus Quinctilian 12, 10, 25. citirt wird: tenui venula per calculos fluere, und gesagt ist, calculus werde hier tropisch vom Redefluss gebraucht. Diese Stelle heisst aber: Quid est igitur, cur in iis demum, qui tenui venula per calculos fluunt, Atticum saporem putent? und die Bemerkung vom Redefluss berührt blos die Worte: qui tenui venula fluunt. Will man das per calculos erklären, so muss man umschreiben: qui ita tenui oratione vel stilo utuntur, ut rivoli apparent, qui tenui aquarum venula per calculos fluentes exsiccati fere videntur. Ebend. unter c. würden wir die Ciceronische Phrase vocare amicitiam ad calculos nicht übersetzen: einer genauen Berechnung unterwerfen, sondern einer förmlichen oder kleinlichen. — Da unter calceus ältere und neuere Schriften über die Beschuhung bei den Römern angeführt sind, so konnten auch unter calidus, wo calda und caldum als warmes Getränk angegeben ist, zwei Schriften von G. C. Gebauer angeführt werden: Diss. de Aqua Calda, occasione legis et gemmae, Altdf. 1714. 4. und De Caldae et Caldi apud veteres potu, Lips. 1721. 8. — Unter caligo (Subst.) wird, als aus Cicero genommen, angeführt: caeca mentem caligine consitus. Das wird wohl schwerlich Jemand für Ciceronisch halten; und es ist es auch nicht, denn es steht in Catulls Epithalam. Pelei et Thetid. (LXIV) v. 207. — Unter caligo (Verb.) steht, als aus Seneca, angeführt: Vivere omnes beate vivunt, sed ad pervidendum — — — caligant, und bei diesem steht es auch: es ist der Anfang des Buches De Vita Beata, wo es aber natürlich volunt heisst. — Unter Caligula steht, es sei auch Beiname des Kaisers Cajus; dabei aber noch: „weil er von frühester Jugend an beim Heer war.“ Deutlicher wäre: die Soldaten gaben ihm (als Knaben) diesen Namen im Scherz, weil er als Knabe in der Kleidung eines gemeinen Soldaten im Lager war, und Soldatenstiefelchen trug. Als Kaiser durfte ihn natürlich Niemand so nennen, noch weniger nannte er je sich selbst so. Unter dem Volke blieb ihm der Name und in der Geschichte behielt man ihn bei, um ihn nicht blos Cajus zu nennen. — Unter Callidus möchten wir in der Stelle aus Cicero (sie steht pro Rosc. Com. 7, 21), wo es heisst: Quam ob rem — considera, quis quem fraudasse dicatur. Roscius Fannium? Quid est hoc? probus improbum, callidum imperitus — das Wort callidum nicht, wie der Verf. will, als im guten Sinne gesagt annehmen, wenn man schon übersetzen kann den Erfahrnen (Feinen, Klugen, Gewandten) der Unerfahrne. Dass es im schlimmen Sinne gemeint ist, beweist nicht

nur das vorausgehende probus improbum, sondern, was gleichfalls dabei steht, aber der Verf. nicht ausgehoben hat: pudens impudentem, perjurum castus, dann, was noch folgt: liberalis avidum. Wie kann aber in der Umgebung von improbum, impudentem, perjurum und avidum das callidum anders, als im übeln Sinne, gemeint seyn? Und so würden wir jene beiden Worte, anstatt mit Osiander „ein Unerfahrner den Listigen“, lieber geben: „e. U. den Verschmitzten“. Dagegen wird unter II. „im übeln Sinne“ die Stelle des Cicero angeführt: versutum et callidum factum Solonis (sie steht de Off. I, 30, 108), vermuthlich, weil sich bei Cicero (de Off. II, 3) versutos et callidos und in Verr. II, 3, 14: callidus et veterator im schlimmen Sinne gesagt findet, wie man aus der Umgebung sieht. Allein gerade de Off. I, 30, 108. deutet das folgende vom Solon Gesagte: quo plus aliquanto rei publicae prodesset, deutlich an, dass versutus nicht schlimm gemeint ist, sondern eine zum Heil des Vaterlandes angewendete List bedeutet. — Unter calor steht seltsam: vitandi caloris causa, Cic.: Lanuvii tres horas acquieveram, Cic.: paullum requiescet, dum se calor frangat, Cic. Man sieht aber bald, dass dies nicht drei Stellen sind, indem die erste und zweite zusammen gehören, und das Cic. vor Lanuvii weggestrichen werden muss. Die Stelle steht ad Att. XIII, 34. prc., die mit paullum beginnende aber de Or. I, 62, 265. — Unter calumnia wird als erstes Beispiel angeführt: Metellus calumniâ dicendi tempus exemit, und erklärt: „sprach absichtlich so lange, bis die Zeit verstrichen war.“ Das kann aber auch ohne calumnia so erklärt werden. Es sollte heissen: sprach chicanirend so lange u. s. w. oder: mit absichtlicher Rechtsverdrehung (nämlich, damit man nicht mehr zu Beschlüssen kommen konnte). Die Stelle ist ad Att. IV, 3. — Unter Germen finden wir die Angabe, es sei entstanden aus gerimen, wie carmen aus carimen. Schlägt der Belehrung Suchende carmen nach, so erfährt er, dieses sei gebildet statt carimen oder casmen, aus dem alten casno, später cano. Uebrigens (wird unter germen fortgefahren) sei der Stamm GER, alt CER, wovon cerus, cresco, gramen. Sucht der dadurch nicht klar Gewordene cresco auf, so findet er, es sei das Inchoativum von creo: wo dann weiter Nichts mehr von Abstammung bemerkt wird: wohl aber kann er auf das altlateinische cereo bei Varro (von Freund), oder von Döderlein auf χορεῖν, oder von einem Dritten auf das Participium χρείων, χρέων, der Herrschende, verwiesen worden seyn, auch wohl selbst aus dem Homer sich an den εὐρυκρείων Ἀγαμέμνων erinnern, aber schwerlich aus diesen Notizen ins Klare kommen.

Es sollten also wenigstens die im Lexikon gegebenen Nachweisungen eine Einheit der Ansicht und Belehrung geben. — Unter praejudicium wird bei der eigentlichen Bedeutung unter b. auch die Stelle aus Livius III, 40, 11. angeführt: neminem verum esse praejudicium rei tantae afferre, und ganz richtig erklärt: „vorgreifend, voreilig entscheide, der Entscheidung (des Senats) vorgreife." Aber wollte der Verf. das verum esse nicht erklären (es sei nicht mehr als billig, dass —), so hätte er es besser weggelassen, da der Suchende es ohne jenen Wink schwerlich versteht, wenn schon dieses verum est unter verus II. recht erklärt wird. — Bei gelegentlichem Nachschlagen vermissten wir den Namen Coroebus, der in Virgils Aeneide vorkommt, das bei Festus vorkommende Wort dissepimentum, auch die Nebenformen peduculus und pedunculus für pediculus, welche beiden wir freilich nicht berühren würden, wenn das Werk blos ein Buch für Schulen seyn wollte und sollte.

Und hiemit schliessen wir diese Anzeige, deren grösserer Theil zwar Bemerkungen enthält, die in Berichtigungen, Ergänzungen und Einwendungen bestehen, jedoch unserer gerechten Anerkennung der grossen Sorgfalt, Einsicht und Umsicht des Verfassers (denn ihm gehört mit Recht das in dieser Weise umgearbeitete Werk) keinen Eintrag thun will. Aber für künftige, gewiss nicht ausbleibende, Auflagen wollten wir Winke geben, die natürlich auf noch manches nicht Berührte den Scharfblick des Verfassers von selbst lenken werden.

Ulm, 1849. **G. H. Moser.**

Raabe (J. L., Professor in Zürich): Die Differenzial- und Integralrechnung. In drei Theilen. Zürich, bei Orell, Füssli und Comp. 1839 — 1847.

Zunächst müssen wir ausdrücklich bemerken, dass es dem Verf. mehr um die Integral-, als um die Differenzialrechnung bei der Bearbeitung des vorliegenden umfangsreichen und gediegenen Werkes zu thun war, weshalb er von der Differenzialrechnung nur so viel mitgetheilt hat, als er zum Verständniss der Integralrechnung für nothwendig erachtet hat.

Der erste Theil befasst sich nur mit Functionen einer Veränderlichen.

Die Einleitung entwickelt die Vorbegriffe: Function, Arten derselben, abhängige und unabhängige Veränderliche, Ste-

tigkeit u. s. w. Als Inhalt der Differenzial- und Integralrechnung bezeichnet der Verf. die Bestimmung der wechselseitigen Einflüsse der von einander abhängigen Veränderlichen bei unendlich klein werdenden Aenderungen derselben. — Schon hieraus sieht man, dass der Verf. das wahre Object der höhern Analysis — nämlich das Gesetz der stetigen Veränderung von einander abhängiger stetiger Grössen — richtig erkannt hat, und kein Possenspiel mit absoluten Nullen, oder blosse algebraische Entwickelungen u. s. w. darin sieht. In der That hat der gelehrte Verf. den Begriff der Stetigkeit und der stetigen Veränderung und den damit unzertrennlich verbundenen Begriff des unendlich Grossen und Kleinen nie aus den Augen gelassen; und was wäre auch wohl die Integralrechnung, worauf er es besonders abgesehen hat, ohne diese Begriffe!

Das erste Kapitel der Differenzialrechnung handelt von der Differenziation der Functionen einer Veränderlichen. Zunächst hat der Verfasser bewiesen, dass

$$\frac{f(x+dx)-f(x)}{dx}=f'(x),$$

d. h. eine gewisse Function von x ist, wenn nicht $f(x)=ax+b$ ist.

Mit Recht setzt der Verf. sofort unendlich kleine Veränderungen dx, . . . und nicht erst endliche Δx, . . ., wie es gewöhnlich geschieht; aber wenn er gleich nicht für Anfänger schrieb, so wäre es doch nöthig gewesen, über das Verhalten unendlich grosser, endlicher und unendlich kleiner Grössen gegen einander sich näher auszusprechen, damit der Lesen einsieht, weshalb man setzen kann und muss:

$$\frac{f(x+dx)-f(x)}{dx}=f'(x).$$

Auch ist das Grenzzeichen Lim. bei der Infinitesimaltheorie der Differenzialrechnung ganz überflüssig, weil der Grenzübergang eben in weiter nichts besteht und bestehen kann, als in der Vernachlässigung endlicher Grössen gegen unendlich grosse, unendlich kleiner gegen endliche u. s. w.

Ebenso finden wir es nicht zweckmässig: die Reihenentwickelung der Functionen bei ihrer Differenziation als bekannt vorauszusetzen, weil die Differenzialrechnung selbst die directesten und einfachsten Mittel zur Entwickelung der Functionen in Reihen an die Hand gibt.

Die höheren Differenziale werden ebenfalls direct, und nicht erst aus den endlichen Differenzen abgeleitet.

Das zweite Kapitel enthält Anwendungen des Vorhergehenden: Taylor'scher und Maclaurin'scher Satz, Bestimmung des Werthes von $\frac{0}{0}$, Maxima und Minima für Functionen einer Veränderlichen. Die Ableitung des Taylor'schen Satzes ist ziemlich complicirt, weshalb es um so weniger rathsam war, die an sich so einfache Lehre von den Maximis und Minimis darauf zu gründen.

Das erste Kapitel der Integralrechnung handelt von der Bedeutung, Bezeichnung und dem Werthe einer Integralfunction, und insbesondere werden die Bedingungen näher erörtert, welche erfüllt werden müssen, wenn die Gleichheit:

$$\left.\begin{aligned} f(b)-f(a) &= \int_a^b f'(x)\,dx = [f'(a)+f'(a+dx)+\ldots+f'(a+(n-1)\,dx]\,dx \\ &= [f'(a+dx)+f'(a+2dx)+\ldots+f'(a+ndx)]\,dx \\ &= [\tfrac{1}{2}f'(a)+f'(a+dx)+f'(a+2dx)+\ldots+\tfrac{1}{2}f'(b)]\,dx \end{aligned}\right\}(\alpha)$$

wirklich stattfinden soll, und gefunden: dass das Product $f'(x)\,dx$ für alle zwischen den Grenzen a und b liegenden Werthe von x unendlich klein sein muss.

Das zweite Kapitel der Integralrechnung handelt über die verschiedenen Methoden, unbestimmte Integrale darzustellen (Ableitungsmethode, Substitutionsmethode, Recursionsmethode, Zerlegungsmethode u. s. w.) sehr ausführlich und gründlich. Nicht minder ausführlich und gründlich behandelt das dritte Kapitel der Integralrechnung die Ausmittelung der Werthe bestimmter Integrale. Wenn a und b endliche reelle Grössen sind, und für alle zwischen a und b liegende Werthe von x das Differenzial $f'(x)\,dx$ unendlich klein bleibt, so ist offenbar $\int_a^b f'(x)\,dx$ nicht unendlich gross. Aber wenn die Integrationsgrenzen a, b, oder auch nur eine, z. B. die obere $b = \infty$ ist, so kann sehr wohl $\int_a^\infty f'(x)\,dx = \infty$ werden, weshalb der Verf. die bestimmten Integrale mit unendlichen Grenzen nach der Analogie mit unendlichen Reihen in convergente und divergente unterscheidet, indem er das Integral ein convergentes, oder divergentes nennt, je nachdem der Werth desselben endlich, oder unendlich klein, oder aber unendlich gross ist.

(Schluss folgt.)

Raabe: Differenzial- und Integralrechnung.

(Schluss.)

Der Verf. zeigt, dass, wenn $f'(x)$ unendlich klein wird, indem x unendlich gross wird, ferner für keinen Werth von x zwischen $x = a$ und $x = \infty$ unendlich gross wird und endlich zwischen diesen Grenzen stets dasselbe Zeichen behält, das Integral:

$$\int_a^\infty f'(x)\,dx$$

convergirt, oder divergirt, je nachdem die unendliche Reihe:

$$f'(a) + f'(a+h) + f'(a+2h) + f'(a+3h) + \ldots$$

convergirt, oder divergirt, und umgekehrt.

Hierauf erweitert der Verf. den vorhergehenden Satz auch auf die Fälle, wo $f'(x)$ zwischen den Grenzen a und ∞ unendlich gross wird, aber das Differenzial $f'(x)\,dx$ unendlich klein bleibt, und wo $f'(x)$ zwischen denselben Grenzen ein oder mehrere Male das Zeichen wechselt; jedoch darf die Anzahl dieser Zeichenwechsel nicht unendlich gross sein. Auch macht der Verf. verschiedene Anwendungen von diesem Satze.

Bei der Ableitung des Werthes bestimmter Integrale aus den entsprechenden unbestimmten Integralen zeigt der Verf. auch, wie, wenn in $\int f'(x)\,dx)$ die Function $f'(x)$ eine vieldeutige ist, die verschiedenen Werthe von $\int_a^b f'(x)\,dx$ gefunden werden.

Das vierte Kapitel der Integralrechnung behandelt die näherungsweise Bestimmung der Integrale durch unendliche Reihen, durch unendliche Factorenfolgen und durch die allgemeine Methode, welche auf der Reihe (α) beruht — ebenfalls gründlich und ausführlich. Hiermit schliesst der erste Theil.

Der zweite Theil beschäftigt sich mit den Differenzial- und Integral-Functionen mehrerer Veränderlichen.

Im dritten Kapitel der Differenzialrechnung handelt der Verf. von der Differenziation der Functionen und Gleichungen mit meh-

reren Veränderlichen, wobei zugleich von der Vertauschung der unabhängigen Veränderlichen das Nöthige mitgetheilt wird, und das vierte Kapitel enthält als Anwendungen des im dritten Kapitel Gesagten den Taylor'schen und Maclaurin'schen Lehrsatz für Functionen mehrerer unabhängiger Veränderlicher, so wie den Lagrange'schen Lehrsatz und die Lehre von den Maximis und Minimis der Functionen mehrerer Veränderlicher.

Das fünfte Kapitel der Integralrechnung hat die lineare Differenzialfunction mehrerer Veränderlicher zum Gegenstande. Nachdem die Bedingungsgleichungen der Integrabilität aufgestellt, und beim Stattfinden derselben die Integralfunction zu finden gelehrt ist, werden interessante Bemerkungen über den Zusammenhang hinsichtlich der Integrabilität und Nichtintegrabilität einer gegebenen linearen Differenzialfunction und einer aus derselben dadurch abgeleiteten analogen, dass die Veränderlichen durch beliebige Functionen anderer Veränderlicher ersetzt werden, hinzugefügt. So wird z. B. gezeigt, dass, wenn bei einer linearen Differenzialfunction von zwei Veränderlichen die durch Transformation daraus abgeleitete zwei oder mehr Veränderliche enthält, jedoch so, dass unter den ursprünglichen Veränderlichen kein gegenseitiger Zusammenhang entsteht, beide Differenzialfunctionen zugleich integrabel und zugleich nicht integrabel sind; dass dagegen die zweite Differenzialfunction integrabel werden kann, obgleich es die erste nicht ist, wenn ein solcher Zusammenhang herbeigeführt wird, so dass die zweite Differenzialfunction weniger Veränderliche enthält, als die erste. Am Schlusse dieses Kapitels ist dann von den bestimmten Integralwerthen integrabeler Differentialfunctionen mehrerer Veränderlicher die Rede, worauf die Analogie ausführlich nachgewiesen wird, welche zwischen bestimmten Integralen integrabeler Differenzialfunctionen von zwei und denen von einer Veränderlichen stattfindet, und endlich wird sowohl allgemein, wie an besondern Fällen gezeigt, dass die Bestimmung des Werthes des bestimmten Integrales einer integrabeln linearen Differenzialfunction mit zwei Veränderlichen immer auf die des Werthes des bestimmten Integrales einer solchen Function mit einer Veränderlichen zurückgeführt werden kann.

Das sechste Kapitel der Integr. beschäftigt sich mit der Integration nicht linearer eingliedriger Differenzialfunctionen von einer und mehreren Veränderlichen. Zunächst wird das mfache Integral:

$$\int^{(m)} \varphi(x)\, dx^m$$

auf m Integrale von der Form $\int f(x)\,dx$, oder auf ein Integral von der Form:

$$\int_\alpha^x (x - x')^{m-1}\,\varphi(x')\,dx'$$

zurückgeführt. Dann werden Integrale von der Form:

$$\ldots \int^{(p)}\int^{(n)}\int^{(m)} \varphi(x, y, z, \ldots)\,dx^m\,dy^n\,dz^p \ldots\ldots$$

auf die Form:

$$\ldots \int\int\int \psi(x, y, z, \ldots)\,dx\,dy\,dz \ldots\ldots$$

zurückgebracht. Hierauf werden die Integrale von der Form:

$$\int\int \varphi(x, y)\,dx\,dy$$

besprochen und nach allen Seiten beleuchtet, namentlich die Analogien zwischen den bestimmten doppelten und den einfachen Integralen, der Zusammenhang zwischen einem bestimmten Doppelintegrale und einer Doppelsumme u. s. w. angegeben, und endlich werden die Integrale von der Form:

$$\int\int\int \varphi(x, y, z)\,dx\,dy\,dz$$

untersucht.

Im siebenten Kap. der Integralr. werden nichtlineare mehrgliedrige Differenzialfunctionen mehrerer Veränderlicher in Beziehung auf Integrabilität untersucht, und, wenn die gefundenen Bedingungsgleichungen stattfinden, auch die Integration derselben gelehrt.

Zunächst werden mehrgliedrige nichtlineare Differenzialfunctionen zweier Veränderlicher, worin nur die ersten Differenziale der letztern vorkommen, betrachtet, und zwar wird, nachdem der Verf. die Differenzialfunctionen des zweiten und dritten Grades vorangeschickt hat, die Differenzialfunction des n^{ten} Grades in Beziehung auf Integrabilität untersucht, und die Bedingungsgleichung für den Fall aufgestellt, dass sie eine unmittelbar vorhergehende Integralfunction derselben Veränderlichen vom $(n-1)^{ten}$ Grade in Beziehung auf die Differenziale zulasse, und endlich beim Stattfinden dieser Bedingungsgleichung die fragliche Differenzialfunction integrirt.

Hierauf werden die Differenzialfunctionen dreier Veränderlicher vom zweiten und dritten Grade in ähnlicher Weise untersucht, wobei sich das bemerkenswerthe Resultat ergibt: dass man, wenn man p Grössen, welche in q Gleichungen nicht unmittelbar selbst, sondern blos deren Differenzialquotienten nach andern in diesen Gleichungen vor-

kommenden Grössen vorkommen, eliminirt, mehr als q — p wesentlich verschiedene Gleichungen erhält.

Ebenso wird die allgemeinste Differenzialfunction des zweiten Grades mit n Veränderlichen, und schliesslich die Differenzialfunction jeden Grades und von einer beliebigen Ordnung mit einer, oder mit mehreren Veränderlichen in Beziehung auf Integrabilität untersucht.

Das achte Kapitel der Integralr. enthält Anwendungen der zwei-, drei- und mehrfachen bestimmten Integrale auf die Bestimmung oder Darstellung beliebiger Functionen, insbesondere auch der gemischten Functionen. Unter einer gemischten Function F(x) von x versteht der Verf. eine Function, deren Zahlenwerth für isolirte, oder zusammenhängende Werthe von x bald mit dem Zahlenwerthe einer Function f(x), bald mit dem einer andern Function φ(x) u. s. w. übereinstimmt, wo f(x), φ(x), . . . verschiedene Functionen von x, d. h. so beschaffen sind, dass sie im Allgemeinen für denselben Werth von x verschiedene Zahlenwerthe haben.

Am Schlusse des zweiten Bandes betrachtet der Verf. noch zwei und mehrfache Integrale mit veränderlichen Grenzen, und beschäftigt sich mit Untersuchungen, die vorzugsweise auf die Identität von Doppelintegralen mit Doppelsummen u. s. w. Bezug haben, und endlich handelt er von der Differenziation bestimmter einfacher und vielfacher Integrale nach einer allgemeinen von den Integrationsvariabeln unabhängigen Grösse, welche zugleich in der zu integrirenden Differenzialfunction und in den Integrationsgrenzen vorkommt.

Der dritte Band beschäftigt sich mit den Differenzial- und Integralgleichungen zweier und mehrerer Veränderlicher.

Das fünfte Kapitel der Differenzialrechnung handelt von den Differenzialgleichungen zweier Veränderlicher, sowie von den gemeinen und partiellen Differenzialgleichungen dreier und mehrerer Veränderlicher.

Im neunten Kapitel der Integralrechnung beschäftigt sich der Verfasser mit der Integration der Differenzialgleichung zweier Veränderlicher. Zuerst wird nachgewiesen, dass die einer Differenzialgleichung erster Ordnung entsprechende Integralgleichung eine allgemeine Constante enthält, und dann werden die verschiedenen Arten von Integralgleichungen (vollständige, particuläre, singuläre) näher bestimmt, welche einer solchen Differenzialgleichung entsprechen. Hierauf werden für die Integration einer Differenzialgleichung erster Ordnung zwei Fundamentalfälle aufgestellt, worauf man den vorliegenden zurückzuführen

suchen muss, sowie das Wesen der dazu führenden Methoden auseinandergesetzt wird, welche bald auf ein Umstellen und bald auf ein Umbilden der gegebenen Differenzialgleichungen hinauslaufen. Wenn nämlich die betrachtete Differenzialgleichung durch blosse endliche algebraische Operationen auf einen der Fundamentalfälle gebracht werden kann, so nennt der Verf. dies ein Umstellen. Dieses Umstellungsverfahren ist auf verschiedene systematisch auf einander folgende Fälle angewendet. Die Umbildung umfasst nun die noch übrigen Arten, eine vorgelegte Differenzialgleichung auf einen der Fundamentalfälle zurückzuführen. Ferner wird der Nutzen der Integralrechnuug bei der Aufsuchung der Eigenschaften neuer Functionen an mehreren Fällen gezeigt. Dann werden die verschiedenen Integralgleichungen, welche einer Differenzialgleichung zweiter und höherer Ordnung entsprechen können, näher untersucht, ihre Anzahl je nach der Ordnungszahl festgesetzt, so wie die Benennung derselben angegeben. Weiter wird ein dritter Fundamentalfall festgestellt, welcher die beiden ersten unter sich begreift und fordert, dass die vorgelegte Differenzialgleichung bereits auf eine Form gebracht ist, worin sie als unmittelbares Differenziationsergebniss einer Differenzialgleichung nächstniederer Ordnung erkannt wird. Alsdann werden von den Differenzialgleichungen, deren Ordnungszahl durch Umbildung erniedrigt werden kann, die wichtigern angeführt. Die Integration einer solchen Differenzialgleichung wird zuerst auf die einer andern von einer niedrigern Ordnung gebracht, und wenn diese gelingt, so ist die jener entweder von einer Quadratur, oder von der Integration der letztern abhängig gemacht. Ferner zeigt der Verfasser, dass es eine Differenzialfunction $(n-1)^{\text{ter}}$ Ordnung (integrirenden Factor) gibt, welche eine Differenzialgleichung n^{ter} Ordnung von der Form:

$$\frac{d^ny}{dx^n}\cdot\varphi\left(x,\,y,\,\frac{dy}{dx},\,\ldots\,\frac{d^{n-1}y}{dx^{n-1}}\right)+\psi\left(x,\,y,\,\frac{dy}{dx},\,\ldots\,\frac{d^{n-1}y}{dx^{n-1}}\right)=0$$

auf den vorhin erwähnten dritten Fundamentalfall bringt, dass dieser Factor $\frac{n-1}{2}+1$ oder $\frac{n}{2}+1$ partiellen Differenzialgleichungen genügen muss, und dass für die lineare Differenzialgleichung dieser integrirende Factor auch blos eine Function von x sein kann. Hierauf handelt der Verf. von der Integration der linearen Differentialgleichung n^{ter} Ordnung, weist zuerst ein Reciprocitätsverhältniss zwischen dieser Gleichung und dem integrirenden Factor derselben nach, und gelangt mit Hülfe dieses Factors, wenn derselbe blos eine Function von x ist, zu einem Verfahren, aus n particulären Integralgleichungen der be-

trachteten linearen Differenzialgleichung ihre vollständige endliche Integralgleichung abzuleiten. Weiter wird gezeigt, dass vermittelst k particulärer Integralgleichungen $(k < n)$ die vollständige und endliche Integration der in Rede stehenden Differenzialgleichung auf die einer ähnlichen Gleichung vom $(n - k)^{ten}$ Grade zurückgeführt werden kann, worauf der Verf. zur Bestimmung der particulären Integralauflösungen verschiedener linearen Differenzialgleichungen übergeht. Dann wird von der Bestimmung simultaner Differenzialgleichungen gleicher Ordnung zu einer vorgelegten Differenzialgleichung höherer Ordnung durch die Umbildungsmethode gehandelt, worauf von den singulären Integralauflösungen einer Differenzialgleichung mit zwei Veränderlichen die Rede ist. Zuerst wird gezeigt, dass der singulären Integralauflösung einer Differenzialgleichung erster Ordnung nur eine variabele Verfügung über die allgemeine Integrationsconstante in der vollständigen Integralgleichung zu Grunde gelegt werden kann, woraus sich Regeln ergeben, aus der vollständigen Integralgleichung singuläre abzuleiten, so wie Kriterien für ihre Singularität. — Dann werden die Lagrange'schen Regeln entwickelt, wodurch man aus der Differenzialgleichung erster Ordnung allein die singulären Integralauflösungen ableiten kann; worauf das Wesen der singulären Integralauflösungen näher untersucht, und dahin festgestellt wird, dass dieselben einer durch successives Differenziren der gegebenen Differenzialgleichung erster Ordnung gewonnenen Differenzialgleichung höherer Ordnung nicht mehr genügen; und endlich gelangt der Verf. mit Hülfe einiger Nebenbetrachtungen zu einem in allen vorkommenden Fällen sichern Kriterium der singulären Integralauflösungen.

In ähnlicher Weise werden dann die Differenzialgleichungen zweiter, und andeutungsweise auch die höherer Ordnung in Beziehung auf singuläre Integralauflösungen untersucht, und die erhaltenen Resultate an mehrern besondern Fällen erläutert.

Das zehnte Kapitel der Integralrechnung handelt von der Integration der Differenzialgleichungen mit mehr als zwei Veränderlichen, und zwar zunächst von der Integration eines Systemes $n - 1$ simultaner Differenzialgleichungen mit n Veränderlichen nach drei Methoden, nämlich nach der Eliminationsmethode, ohne vorhergegangene Elimination eines Theiles der relativen Veränderlichen und endlich nach Jacobi's Methode des letzten Multiplicators. Sodann wird die Frage erörtert: Woran eine endliche Gleichung zwischen mehrern Veränderlichen als Integralgleichung eines Systemes simultaner Differenzialgleichungen erster Ordnung zu erkennen sei; werden ferner im bejahenden Falle alle

Integralgleichungen angegeben, durch deren Verbindung die der vorgelegten Differenzialgleichung entstanden ist, und endlich ein specieller Fall als Erläuterung beigegeben. Hierauf folgt die Integration einer linearen Differenzialgleichung erster Ordnung mit mehrern Veränderlichen, und dann die der Differenzialgleichung erster Ordnung und zweiten Grades mit n Veränderlichen, wovon jedoch blos eine allgemeine Umbildung und bedeutende Vereinfachung mitgetheilt, aber der specielle Fall dreier Veränderlicher vollständig durchgeführt und an einem Beispiele erläutert wird.

Das elfte Kapitel der Integralrechnung handelt von der Integration partieller Differenzialgleichungen. Bei der Integration einer partiellen Differenzialgleichung erster Ordnung wird zuerst der Fall von 3 und dann der von 4 Veränderlichen betrachtet, und endlich die hierbei gefundenen Resultate auf den Fall von n Veränderlichen übertragen. — Nach der Erörterung jedes allgemeinen Falles wird auch der specielle zur Sprache gebracht, wenn die Differenzialgleichung in Beziehung auf die partiellen Differenzialquotienten linear ist, wobei auch die Lagrange'schen Formen der betreffenden Integralgleichungen angegeben werden. Bei den Differenzialgleichungen höherer Ordnung werden zuerst einige specielle Fälle durch Umbildung vereinfacht und vollständig integrirt, dann wird die partielle Differenzialgleichung zweiter Ordnung mit 3 Veränderlichen hinsichtlich der Möglichkeit einer Integralgleichung erster Ordnung zunächst im Allgemeinen, und dann in dem besondern Falle, wo sie in Beziehung auf die partiellen Differenzialquotienten zweiter Ordnung linear ist, ausführlich behandelt. Dieselbe Untersuchung wird dann für eine partielle Differenzialgleichung zweiter Ordnung und zweiten Grades mit 3 Veränderlichen durchgeführt. Endlich handelt der Verf. noch von der Integration der partiellen Differenzialgleichung zweiter Ordnung mit 3 Veränderlichen, welche einer Integralgleichung erster Ordnung nicht fähig ist, bemerkt jedoch zugleich, dass er diese Untersuchung bereits viel weiter durchgeführt habe, als hier angegeben ist; aber da er bis jetzt noch zu keinem Abschlusse gekommen sei, so behalte er die weitere Ausführung der Zukunft vor.

In Beziehung auf die Integralrechnung ist das vorliegende Werk unstreitig das vollständigste und gediegenste von allen bis jetzt erschienenen neuern Werken derselben Art, und es ist in der That eine sehr bescheidene Erwartung des Verfassers, wenn er hofft, dass ein künftiger Geschichtsschreiber der Wissenschaft sein Werk — eine fast zwölfjährige Arbeit — dereinst mit einem edlern Prädikate, als dem einer Compi-

lation belegen werde! Und wir fügen hinzu, dass nur Unkenntniss oder Missgunst dem gelehrten Verfasser eine durchgreifende, selbständige, gründliche Forschung in der Wissenschaft der Integralrechnung absprechen kann.

Die äussere Ausstattung des Werkes von mehr als 100 Bogen ist sehr schön und dem innern Gehalte entsprechend.

Schliesslich möchten wir den Verf. ersuchen, die Nachträge in besondern Supplementen und nicht in Zeitschriften zu geben.

Dr. Schnuse.

Die Naturlehre nach ihrem jetzigen Standpunkte mit Rücksicht auf den inneren Zusammenhang der Erscheinungen, von Dr. Carl Sebastian Cornelius. Mit 417 eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, Friedrich Fleischer, 1849. X und 698 S. Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Wenn es durchaus unnöthig ist, sich in diesen Blättern über die Menge der seit einigen Jahren erschienenen Lehrbücher der Naturlehre näher auszusprechen, so ist es etwas ganz Anderes, ein Werk zu betrachten, das diese Wissenschaft nach dem jetzigen Standpunkte und mit Rücksicht auf den inneren Zusammenhang zu erläutern verspricht. Das ist eben der grosse Fehler einer Menge von Lehrern der Naturlehre und Verfassern von Lehrbüchern derselben, dass sie zwar den neuen Entdeckungen Rechnung tragen, doch auf den inneren Zusammenhang der Naturerscheinungen keine Rücksicht nehmen, vielmehr das Neue dem althergebrachten Schulgange gemäss stets in die einmal seit Jahren übliche Form einschachteln, während dem die vielen neuen Entdeckungen durchaus fordern, dass einmal die in der Naturlehre gegenwärtig noch feststehende veraltete Form verlassen und die ganze Wissenschaft in eine neue eingekleidet werde. Das erste und strengste Erforderniss bei einer solchen Arbeit wird sein, dass eine gesunde Logik und eine philosophische Anschauungsweise des Naturganzen vorhanden sein muss, um dieses bewerkstelligen und dem Widerstande entgegentreten zu können, der von einer Menge von Leuten, die allzusehr an dem Alten hängen, ihr entgegengestellt werden. Eine solche Umarbeitung wird einen unendlichen Nutzen für die Wissenschaft selbst und für den Schüler bringen, der sie sich anzueignen bestrebt, sie wird den künftigen Forschungen einen geregelteren Gang vorweisen, als es bisher der Fall war, und dadurch

das Allgemeine weit mehr befördern, als dies durch irgend eine vereinzelte neue Entdeckung, sei sie auch sonst noch so richtig, geschehen kann.

Dem Naturforscher fällt es in der That schwer, einen solchen Weg zu betreten, weil er vor Allem um seinem Rufe zu nützen nach neuen Entdeckungen strebt, und man der Ansicht ist, es könne keinen Naturforscher geben, der nicht seine gewisse Anzahl von neuen Beobachtungen und Entdeckungen gemacht hat, besonders aber auch deshalb, weil er in der Regel zu wenig philosophische Bildung besitzt, der neuen Beobachtungen und Entdeckungen halber zu sehr in seinem eigenen Fache sich herumwälzt und hiedurch das Studium der ganzen Natur bei Seite lässt, was doch das erste Erforderniss einer solchen Betrachtungsweise sein muss. Er verliert sich in Einzelheiten, und diese führen ihn, wie man alltäglich sehen kann, in eine Menge von Verirrungen und Unbedeutendheiten, welche ihn den grossen Zweck, den die Naturforschung hat, ganz aus den Augen verlieren lässt.

Der Philosoph kann diesen Weg gar nicht betreten, er ist viel zu sehr in abstracte Speculationen vertieft, welche ihn vergessen lassen, dass sich innerhalb der Naturwissenschaft die Philosophie nur mit solchen Speculationen befassen darf, welche eine Basis in den gegebenen Thatsachen haben. Das Verlassen dieses Weges hat zu den bekannten traurigen Verirrungen der Naturphilosophie geführt, welche bewirkt haben, dass zur jetzigen Zeit bei einer Menge von bedeutenden Naturforschern ein wahrer horror vor aller Philosophie besteht.

Dieses muss anders werden, der Naturforscher muss einsehen lernen, dass er der Philosophie bedarf, um sich ein klares Bild der Natur zu verschaffen, das ihn von der so schädlichen Kleinigkeitskrämerei entfernt hält, und der Philosoph muss sich hüten, nicht mit einem gewissen Uebermuth in die Gränzen der Naturwissenschaft einzugreifen und darin zu wühlen, wie es gerade in seinen Kram passt. Dabei mag er bedenken, welch grossen Nutzen er aus einer klaren Einsicht in die Thätigkeit der Natur zu gewinnen vermag; nichts ist daher dem angehenden Naturforscher mehr zu rathen, als Philosophie, und dem Philosophen, als Naturwissenschaft zu studiren, beides wird gegenseitig zu den schönsten Resultaten führen, ja es wäre schon bedeutend, wenn dadurch nichts gewonnen würde, als das Schaffen einer naturwissenschaftlichen Kritik, die so zu sagen noch gänzlich mangelt.

Wenden wir dieses speciell auf die Naturlehre an, so kann man sagen, in ihr, der Grundlage aller übrigen Naturwissenschaften, ist der

Philosophie der weiteste Spielraum gesteckt; sie hat auch gegenüber der sogenannten naturgeschichtlichen Fächer beinahe ausschliesslich dazu gedient, die Zielscheibe des naturphilosophischen Unsinnes zu sein, und wurde längere Zeit hindurch sowohl ihrer Form als ihrem Inhalt nach, nach demselben gemodelt; nehmen wir nur die Naturkräfte, welche das einemal Kräfte, das anderemal Materien, das drittemal Eigenschaften der Körper u. s. w. genannt werden, und für die man den nichtssagenden Ausdruck Imponderabilien noch heutzutage gebraucht. Doch hat auch die Naturlehre einen wesentlichen Nutzen aus der Naturphilosophie gezogen, und dieser ist die Betrachtung der einzelnen Naturerscheinungen nach ihrem inneren Zusammenhang, ein Nutzen, zu dem zwar die Naturlehre auch ohne Naturphilosophie gekommen wäre, der aber der bedeutenden neuen Entdeckungen halber, welche sie im Gefolge hatte, stets anerkannt werden muss. Was die Naturlehre in ihrem System und in der Forschungsweise sonst Gutes hat, hat sie von den älteren Philosophen, wie z. B. die atomistische Theorie und die Forschungsmethode der Induction und Analogie.

Während durch die neuere Philosophie so viel an dem Inhalt und dem inneren Zusammenhang des Inhalts durch metaphysische Speculationen gerüttelt und geschüttelt wurde, blieb die Unklarheit in dem ganzen Systeme und dadurch die äussere Form die alte, und eine vernünftige Logik hatte so wenig Einfluss auf die Naturlehre, dass selbst die gewöhnlichsten Begriffe, wie z. B. von Kraft und Körper, welche die Grundlage der Natur bilden, nicht gehörig festgestellt und sogar unter einander geworfen wurden, so dass man in ein und demselben Buche oder Vortrage das einemal das als von dem Körper ausgehend betrachtete, was später als eine auf den Körper wirkende Kraft galt, und dergleichen Widersprüche mehr. Kurzum, die blosse Inhaltsübersicht eines jeden Lehrbuches, gehöre es auch zu den besten, zeigt Beispiele in Menge, wie wenig die Naturlehre nach einem fortschreitenden Systeme, nach einem inneren, aus bestimmten Grundsätzen sich entwickelnden Zusammenhange bearbeitet wurde. Es ist dies ein Mangel, der um so erheblicher hervortritt, je mehr sich der Thatsachenstoff anhäuft, der stets eine gewisse Sichtung und Anschauung nöthig macht, je mehr Brücken von dem einen zum andern aufgebaut werden.

Man hätte erwarten sollen, dass die jüngstvergangene Zeit, in der so viele Hände thätig in die Naturwissenschaften eingriffen, doch wenigstens eine Sichtung und Ordnung der Begriffe und ein einheitliches System in der Naturlehre uns hätte bringen sollen, oder dass wenigstens durch

eine bestimmte Methode, sei diese eine historische oder, was noch besser wäre, eine genetische, hiezu der Weg gebahnt worden wäre; von Allem geschah nichts, und nur wenige Naturforscher sprachen sich da und dort über diesen grossartigen Mangel aus, ohne dass ihre sehr zu beherzigenden Worte, welche vielfach aus eigenen, bei dem Anstreben neuer Entdeckungen und in der Schule gemachten Erfahrungen hervorgingen, auch nur bei den Wortführern dieser Wissenschaft einigen Anklang gefunden hätten. Sehr zu rühmen ist es daher, dass der Verfasser einen solchen eigenen und neuen Weg in einem grösseren Werke, das seiner Bestimmung nach auch als Lehrbuch dienen soll, zu betreten sich bestrebt.

Ehe wir sehen, wie es dem Verf. gelungen ist, sich in einem so schwierigen Unternehmen durchzuwinden, muss noch das Verhältniss der Naturlehre zur Mathematik erwähnt werden, weil man leider noch vielfach gewohnt ist, die Naturlehre als eine rein mathematische Wissenschaft zu betrachten. Dieses ist die Naturlehre so wenig wie jede andere Naturwissenschaft. Die Mathematik ist die wissenschaftliche Sprache der gesammten Naturwissenschaft, nur einige Zweige derselben, wie die Astronomie und Naturlehre, sind in ihrer Ausbildung so weit fortgeschritten, dass man sich der mathematischen Sprache in denselben wegen ihrer Klarheit und inneren Consequenz mit Erfolg bedienen kann, um sich kurz und bestimmt auszudrücken, während die übrigen Naturwissenschaften noch so weit zurück sind, dass bis jetzt nur kleine Versuche möglich waren, diese einfache Sprache auf sie anzuwenden. Am weitesten ist die Astronomie unter allen Naturwissenschaften ausgebildet; ihr zunächst liegt die Mechanik, darum bewegen sich auch beide ausschliesslich in mathematischen Formen. Bei der Naturlehre, welche einen Theil der Astronomie und Mechanik in sich begreift, ist dieses schon minder der Fall, denn das Experiment und die Beobachtung überragt hier schon die mathematische Speculation weit mehr, als in der Astronomie, ja ein grosser Theil der Naturlehre ist noch so sehr zurück, dass die mathematische Sprache kaum auf ihn angewendet werden kann. Die Chemie, welche sich nach und nach als besondere Wissenschaft aus der Naturlehre entwickelt hat, ist heutzutage noch eine rein experimentelle Wissenschaft, und nur einzelne Anklänge kommen in derselben an die mathematische Sprache vor. Was endlich aber die naturhistorischen Fächer anbelangt, so sind diese in ihrer rein wissenschaftlichen Ausbildung weit davon entfernt, die Mathematik für sich benutzen zu können, ja man nennt es heutzutage noch vielfach ein Wagestück, sogar eine Lächer-

lichkeit, wenn man den Versuch macht, die mathematische Sprache auf sie anzuwenden.

Ein grosser, unendlicher Fehler ist es, wenn man sagt, ein Mathematiker sei auch ein Physiker, ein Satz, den man häufig sogar von Leuten nennen hört, die bei Anstellungen von Lehrern auch ein Wort mitzureden haben. Welch grosser Nachtheil hiedurch namentlich für die Schüler gestiftet wurde, ist schon von vielen Seiten anerkannt worden. Der wahre Physiker muss die Mathematik handhaben können als Sprache für seine Wissenschaft, er darf sich aber so wenig in mathematische Speculationen verirren, die nicht in den beobachteten Erscheinungen und Thatsachen ihren Grund haben, als er sich mit derartigen philosophischen Speculationen befassen soll. Ist er zu sehr Mathematiker, so verliert er sich stets in solche, wie man täglich in Schriften und Kathedervorträgen vernehmen kann, und diese sinken am Ende zu kleinlichen Betrachtungen herab, die nur für den Augenblick, nie aber für die Zukunft und somit für die Gesammtnaturwissenschaft von Interesse sind. Der Physiker soll die Mathematik nur dann gebrauchen, wenn es darauf ankommt, ein in der Naturwissenschaft allgemein gültiges Gesetz aufzustellen, das nach allen Beziehungen nachgewiesen ist; er soll sie ferner gebrauchen, wenn er durch Experimente und Beobachtungen darauf gekommen ist, die Analogie einer Erscheinung mit einer andern nachweisen zu können, um hiedurch vielleicht zu einem allgemein gültigen Gesetz zu gelangen. Alles weitere mathematische Speculiren, besonders das übliche Aufstellen unnützer und zu nichts führender Formeln, hat für die Wissenschaft wenig Nutzen. Man betrachte eine Menge von Leistungen dieser Art, welche in den letzten Jahren geschahen und mit denen besonders viele Journale angefüllt sind, und man wird finden, dass sie von geringem Vortheil waren, vielmehr gerade dazu führten, die Wissenschaft zu zersplittern, anstatt dass die Mathematik in Verbindung der Philosophie gerade das Mittel abgeben soll, die einzelnen Theile zu verbinden. Zum Glück kam stets wieder ein grosser umfassender Geist, der durch irgend eine Entdeckung, durch irgend eine mathematische oder philosophische Combination wieder etwas zusammenfügte und auf das Ganze ein Licht warf; wäre dieses nicht geschehen, so hätte das Kleinigkeitsstreben, zu dem das Formelnmachen eben so leicht führt, als der Mangel einer gesunden Ansicht des Naturganzen, die Wissenschaft rückwärts gebracht. Der Physiker verfällt so oft in den Fehler, dass er eine mathematische Bearbeitung seiner ganzen Wissenschaft jetzt schon für möglich hält, während dieses erst geschehen kann, wenn wir die Erscheinungen der Natur in

ihrer Gesammtheit aufzufassen, also das Ganze nach einem Principe zu behandeln vermögen; dass wir aber davon noch sehr weit entfernt sind, das beweisen die vielen grossen Entdeckungen, welche zwischen den gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Naturkräfte jährlich gemacht werden. Der Physiker muss vor Allem bedenken, dass er als solcher allen übrigen Naturwissenschaften, besonders den in ihrem wissenschaftlichen Theile noch so sehr zurückstehenden naturhistorischen, die Gesetze vorschreibt, und dass es daher eine seiner Hauptaufgaben sein muss, sich so gut wie die mathematischen Kenntnisse einen Ueberblick über die gesammte Natur anzueignen.

Von einem ähnlichen Standpunkte, wie ich ihn hier bezeichnet habe, wird etwa der Verfasser eines Werkes ausgehen müssen, das auf die künftige Gestaltung der Naturlehre einen Einfluss ausüben soll. Der Verf. des vorliegenden Werkes bezeichnet in der Vorrede den Weg, den er befolgen will, so: „Wir werden von den einfachsten sinnlichen Wahrnehmungen, wie sie jeder bei offenen Sinnen macht, ausgehen, wir werden in gehörigem Zusammenhange fortschreiten zu den Thatsachen, welche die Erscheinungen bei schärferen Beobachtungen und Versuchen darbieten, und aus ihnen ohne Aufwand von Speculation Schlüsse ableiten, welche in Rücksicht auf die Grundlage der Naturwissenschaft von Wichtigkeit sind. Dabei werden wir die einfachsten Gesetze der natürlichen Logik, welche zu beachten jede Wissenschaft nicht umhin kann, befolgen, und das Princip der Induction und Analogie wird uns leiten. Auf diese Weise werden wir zu einer Theorie gelangen, welche, wenn man will, atomistisch genannt werden kann, und die vielleicht geeignet ist, der Naturwissenschaft als Grundlage zu dienen.“ Bei dieser atomistischen Theorie hält er die Voraussetzung einer auf die Atome wirkenden Kraft oder mehrerer Kräfte für eine unwissenschaftliche Voraussetzung und geht somit von der rein materialistischen Grundlage aus. Ueber Kraft und Körper will ich hier nicht rechten, ich gehöre zu denjenigen, welche diese rein materialistische Auffassung der Natur vollkommen verwerfen und dagegen ankämpfen; ich spreche mich nur darüber aus, dass man es so gut eine unwissenschaftliche Voraussetzung nennen kann, wenn man, ohne ein Agens, das man Kraft oder wie sonst heissen will, anzunehmen, sogleich von dem allein ausgeht, was wir betasten, sehen u. s. w. können; dieses muss doch vorhanden sein, und zur Erklärung seiner Existenz reicht auch die weitgehendste atomistische Theorie nicht hin, wenn man nicht immer wieder auf gewisse Voraussetzungen zurückkommen will. Keinenfalls wird aber die Auffassungsweise des Hrn. Verf.

hiedurch eine verfehlte sein; der Weg, den er sich vorgezeichnet hat, um nicht in die alten Verirrungen zu verfallen, welche einmal die Körper, das anderemal die Kräfte mit einander verwechseln, lässt nur zwei Wege zu, entweder von den Körpern auszugehen, welche durch ihre gegenseitige Einwirkung die Kräfte hervorrufen, oder von den Kräften, welche die Existenz der Körper bedingen und durch ihre verschiedene Einwirkung auf dieselben die verschiedenen Erscheinungen in der Natur hervorrufen. Wird das eine oder das andere consequent durchgeführt, so wird man auf dem einen Wege so gut zum Ziele gelangen, als auf dem andern.

Der erste Abschnitt des vorliegenden Werkes handelt, wie es sich nach dem Gesagten von selbst verstehen muss, von der Materie überhaupt, wobei die allgemeinen Grundbeobachtungen und die Bildung der Materie auseinandergesetzt werden. Er benutzt hiebei mit Glück die bekannten chemischen Erscheinungen als Grundlage der Materienbildung. Ref. erlaubt sich in kurzen Sätzen eine Darstellung der ganzen Theorie des Herrn Verf. zu geben. Nach ihm gibt sich jeder Körper zu erkennen als eine Summe von relativen Eigenschaften, wodurch er sich von den anderen unterscheidet und sie nur verräth, wenn er mit anderen zusammentrifft. Alle diese Eigenschaften stehen in dem Körper in keiner nothwendigen Verbindung mit einander, und doch kann man sie nicht von einander trennen. Alle Dinge in der Natur erleiden einen Wechsel in ihren sinnlichen Eigenschaften, dieses kann nur in Folge des Zusammentreffens mit anderen Dingen geschehen, denn selbst kann sich nichts verändern. Durch Kräfte, welche man einem Ding beilegt, kann dieses nicht geschehen, denn hätte ein Ding eine Kraft, womit es in einem anderen eine Veränderung hervorbringen könnte, so wäre diese Kraft selbst wieder eine Veränderung in seinem Zustande, was die Annahme einer neuen Kraft erfordern würde, und so im Unendlichen fort. Die Dinge, welche in der Natur mit einander zusammentreffen oder in Gemeinschaft treten, sind die 55 chemischen Elemente. Den Vorgang bei einer solchen Gemeinschaft kennt man nicht, es besteht nur die Thatsache (?), dass, wenn irgend ein Stoff seine Merkmale mit einem neuen vertauscht, dies die Folge seiner Gemeinschaft mit einem anderen Stoffe ist. Doch kann man nicht positiv behaupten, dass diese Stoffe nicht wieder aus anderen Stoffen zusammengesetzt seien. Jeder Körper ist ein Unterschied ausgedehnter Theile, deren jeder besondere, wie das Ganze ausgedehnt ist. Nach der geometrischen Anschauungsweise muss jedes materielle Ding unendlich viele Theile haben. Dieser Gedanke der unendlichen Theilbarkeit

ist ein ungereimter in der Physik, weil unsere Vorstellung der Materie aus dem Unendlichen kein Ganzes bilden kann. Man muss vielmehr als Satz aufstellen: Die Materie besteht zuletzt nicht wieder aus Materie, ihre wahren Bestandtheile sind vielmehr schlechthin einfach, von denen jeder durch seine Qualität positiv bestimmt ist. Und diese wären die eigentlichen Atome. Die Atome, aus denen die Körper demnach zusammengesetzt sind, müssen verschiedener Qualität sein, was die Chemie auch als einen ihrer Grundsätze aufstellt. Ungleichartigkeit der Elemente ist das Princip der Anziehung, man kann also unmöglich eine Anziehung gleichartiger Atome annehmen, und kann dem Principe der Analogie und Induction zu Folge schliessen, dass auch z. B. die Metalle zusammengesetzte Körper sein müssen. Die Körper lassen sich ausdehnen und zusammendrücken; dies erklärt man gewöhnlich dadurch, dass sich die Atome nicht berühren, vielmehr durch Zwischenräume getrennt sind. Die Chemie lehrt aber Fälle, dass zwei Stoffe während ihrer Verbindung mit einander keinen grösseren Raum einnehmen, als jeder derselben für sich einnimmt. Warum sollen sich die Atome nicht berühren, wenn sie sich doch anziehen? Warum stellen sich chemische Verbindungen als gleichartig dar, wenn schon sie aus heterogenen Stoffen bestehen? Alles dieses lässt sich begreiflicher machen durch die Annahme einer Undurchdringlichkeit der Atome, und in dieser liegt kein Widerspruch, weil zu einem solchen zwei Glieder gehören, welche in einem und demselben Begriffe dasselbe sein sollen; dieses ist aber nicht der Fall, wenn zwei Atome einander durchdringen, und somit auch kein Widerspruch vorhanden. Die Atome können folglich sowohl in einander als aus einander sein, es gibt also eine Durchdringlichkeit. Hievon ist die Porosität der Körper vollkommen zu unterscheiden; dieselbe ist nach dem Vorhergehenden nur eine specielle Eigenschaft mancher Körper, weil zwischen den Atomen keine leeren Räume stattfinden können. Das, was die Theilchen der Körper zusammenhält und ihrer Trennung einen Widerstand entgegenstellt, nennt man Cohäsion. Dieses lässt sich nur durch eine gegenseitige Anziehung der Atome erklären; sie darf aber keiner besonderen Kraft zugeschrieben werden. Eben so wenig ist eine Wirkung in die Ferne denkbar, ein Atom kann nicht da wirksam sein, wo es nicht ist; nur durch die Voraussetzung der Durchdringlichkeit der Atome lässt sich die Möglichkeit einer Einwirkung derselben auf einander begreiflich machen.

Diese so gedachten Elemente sind für sich bestehende Einheiten, die auf keine Weise zusammengesetzt sind. Jedes ist sich selbst gleich

und zeigt nicht das Geringste, was an eigentliche Materie erinnern könnte. Aber jedes in Gemeinschaft mit anderen Elementen stellt dasjenige als Erscheinung heraus, was man Materie nennt. Wechselt die Gemeinschaft, so wechselt auch die Erscheinung. Die Elemente müssen einander gleich oder conträr entgegengesetzt sein; im ersten Fall sind sie einander vollkommen zugänglich und durchdringlich, sie können in diesem Fall gleichgiltig in einander verharren und durch einander hindurchgehen. Sie können also auf keine Weise auf einander einwirken, doch wird dieses unter besonderen Umständen auch möglich sein. Im zweiten Fall ist aber an den Elementen Gleiches und Entgegengesetztes zu unterscheiden. Das Gleiche und Entgegengesetzte der Qualität sind an den Elementen keine gesonderten oder trennbaren Stücke, nur die Vergleichung stellt es heraus. Der Gegensatz der Elemente hat nur im Fall ihres Zusammentreffens einen realen Erfolg. Die Qualitäten zweier entgegengesetzten Elemente A und B sind bildlich $a + b$ und $a + (- b)$; hiebei müssen sich a und b als ein vollkommen sich selbst gleiches Eins gedacht werden; kommen nun solche Elemente A und B zusammen, so sollte sich ihr Entgegengesetztes ($+ b$ und $- b$) tilgen und nur ihr Gleichartiges a übrig bleiben. Letzteres ist aber mit dem ersteren unzertrennlich verbunden, weshalb nichts anderes übrig bleibt, als dass sich jedes Element gegen das andere in seiner Qualität behaupte als das, was es ist. Sie befinden sich also in einem Widerstandszustand, weshalb eine Störung erfolgen sollte, welche aber durch die Selbsterhaltung aufgehoben wird. Dies ist die Action und Reaction. Das Element A erhält sich als A und B als B. Jede Reaction, die von einem Elemente ausgeht, wann es sich in seiner Qualität gegen ein anderes behauptet, hat einen eigenthümlichen Charakter. Die Reactionen erfolgen unausbleiblich aus dem Gegensatze der Qualität, wenn die Elemente zusammentreffen, und fallen ganz weg zwischen zwei vollkommen gleichartigen Elementen; wo kein Gegensatz, da keine Störung und keine Reaction. Auch bei rein verschiedenen Elementen können sie nicht erfolgen. In den Reactionen liegt der Grund der Anziehung der Elemente; hier zeigt sich die Nothwendigkeit der Durchdringlichkeit der Elemente, denn sie wären sonst einander unzugänglich, und der Gegensatz der Qualität würde keinen Erfolg haben. Die Elemente haben Kegelform, sie müssen gleich sein, und jedes ist für sich vollkommen gleichartig.

(Schluss folgt.)

Nr. 36. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Cornelius: Die Naturlehre nach ihrem jetzigen Standpunkte.

(Schluss.)

Man hat zwei Elemente, die in vollkommenem Gegensatz zu einander stehen; sind diese in einander gedrungen, so muss in jedem von ihnen eine dem Grade nach abgestufte Reaction stattfinden, sowie ihre Durchdringung vermindert ist. Die Reaction geht aber in dem ganzen Element, sowohl in dem durchdrungenen als nicht durchdrungenen gleichmässig vor sich. Kommen entgegengesetzte Elemente von der angegebenen Art zusammen, so müssen sie sich von entgegengesetzten Seiten her vollständig in einander bewegen, gleichsam gegenseitig in einander drücken, und nichts nöthigt sie aus diesem Zustande herauszutreten. Jede Reaction hat aber ihr bestimmtes Maass, das nicht überschritten werden kann; der Grad derselben hängt ab von dem Grade der Durchdringung. Der höchste Grad derselben ist der, wenn sich die zwei entgegengesetzten Elemente vollständig durchdrungen haben. Nimmt man an, ein Element komme mit zwei anderen zusammen, die unter sich von gleicher Qualität sind, während jedes einzeln mit dem ersten im Gegensatz steht. Die beiden qualitativ gleichen seien A und A′, das dritte B. A und A′ müssen sich gegen B vollständig in ihrer Qualität behaupten. Aber auch B muss sich behaupten und zwar gegen beide. Nun kann schon ein einziges A bei vollständiger Durchdringung B zum höchsten Reactionsgrade veranlassen. Beide A können nicht gleichzeitig völlig in B eindringen. Sie dringen so tief ein, bis ihre Reactionen zusammengenommen gleichgeltend sind der einen vollen von B. Es kann also zwischen allen dreien nur eine partiale Durchdringung stattfinden. Das Streben der beiden A, in B vollständig einzudringen, ist die Attraction; das, warum dieses von beiden nicht vollständig geschehen kann, die Repulsion. Kommt ein drittes A hinzu, so wird die Durchdringung noch geringer, und stets wird ein gewisses Gleichgewicht stattfinden, sämmtliche Elemente zusammen müssen einen bestimmten Raum einnehmen und als Ganzes ein Materienklümpchen darstellen, das man Molekul (der Verf. schreibt Molekel)

nennen kann; dieses hat nach dem Grade der partialen Durchdringung der Elemente seine bestimmte Dichtigkeit. Zu seiner Vergrösserung darf es nur umringt werden von mehreren Elementen B, diese werden eben so tief eindringen, als das Gleichgewicht der Attraction und Repulsion gestattet, und eben so wird es mit weiteren Elementen A gehen. Diese Massentheilchen werden eine körperliche Masse darstellen, welche, obgleich aus ungleichartigen Elementen, dennoch ein gleichartiges Ansehen haben wird. Es sind diesemnach keine besondere Kräfte vorhanden, denn die Causalität entspringt dem Vorausgehenden nach unmittelbar aus dem Gegensatze, der zwischen den Elementen, aber in keinem einzeln genommen liegt. Die Elemente selbst, ganz und ungetheilt, wie sie sind, werden Kräfte oder sind insofern Kräfte, als sie mit anderen von entgegengesetzter Qualität zusammen sind.

Aus diesen Grundsätzen erklärt der Verf. nun nach einander die Krystallbildung, chemische Verwandtschaft, Isomorphismus, Zusammensetzung der chemischen Grundstoffe, Cohäsion, Adhäsion, die mechanische und körperliche Trennung, Contraction und Expansion u. s. w. In der ganzen Argumentation, so schön sie auf der einen Seite ist, sind doch verschiedene Schwächen, welche nothwendig sich zeigen mussten, wenn man mit Negirung aller Kräfte von den Körpern und ihren Atomen ausgeht; so ist die Beweisführung von der Nichtexistenz von Kräften durchaus unvollkommen; denn der Grundsatz, dass eine Kraft, welche in einem Körper auf einen anderen wirke und in diesem eine Veränderung hervorbringe, selbst eine Veränderung in dem Zustande des ersten Körpers voraussetze und somit die Annahme unendlich vieler Kräfte bedinge, ist eine unvollkommen begründete und auf leeren Voraussetzungen beruhende Behauptung. So nimmt er die 55 chemischen Elemente als die ursprünglichen Dinge an, welche in der Natur zusammentreffen, und sagt gleich darauf, dass diese Stoffe doch wieder aus andern zusammengesetzt sein können. In dem Satze: Die Materie besteht zuletzt nicht wieder aus Materie, vielmehr aus einfachen durch ihre Qualität positiv bestimmbaren Bestandtheilen (Atome), liegt ein offenbarer Widerspruch; wenn die Materie zuletzt nicht wieder aus Materie besteht, wie können dann ihre Bestandtheile Qualitäten haben? Das Wort „einfach“ erklärt durchaus nichts. Dass Ungleichartigkeit der Atome die Anziehung bedinge, ist wohl ein in der Chemie anerkannter Satz, sobald man aber der Anziehung eine höhere Bedeutung beilegt, indem man die Anziehungserscheinungen der ganzen Natur aus einem Gesichtspunkte betrachtet, wie es der Physiker thun soll, so kann man dieses nicht mehr gelten lassen;

die Anziehungen der Schwere, der Adhäsion u. s. w. sind so gut Anziehungen, wie die chemische, setzen aber durchaus keine Ungleichartigkeit voraus. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist die Anschauungsweise des Herrn Verf. sehr einseitig, sie schliesst eine höhere Naturanschauung aus. Gerade der Satz der Chemie, dass gewisse Stoffe nach ihrer Verbindung mit einander keinen grösseren Raum einnehmen, als jeder für sich, spricht für Zwischenräume der Atome und nicht für das Gegentheil, zu dem er ihn gebraucht, nämlich zur Durchdringlichkeit der Atome. Von einem je materialistischeren Standpunkte man ausgeht, desto weniger sollte man einen solchen Satz aufstellen; denn wenn die Atome durchdringlich sind, welche den Körper zusammensetzen, muss auch der aus ihnen gebildete Körper durchdringlich sein, und mit dem Begriff eines Körpers lässt sich einmal eine Durchdringlichkeit ohne Annahme von Zwischenräumen nicht erklären. Zu seiner Argumentation hatte der Herr Verf. diese Annahme durchaus nothwendig, da sie alles Uebrige über die Bildung der Materie bedingt, er hätte sich aber dann auch bestreben sollen, eine genauere Beweisführung zu geben. Die Ableitungen aus dem Grundsatze der Durchdringlichkeit sind meisterhaft, er erklärt hiedurch die schwierigsten Erscheinungen sehr leicht. An verschiedenen Stellen läugnet er eine Wirkung der Atome in die Ferne, ganz seinen aufgestellten Grundsätzen gemäss; am Schlusse des Abschnittes S. 31 kommt er aber doch auf eine solche zurück; die Erklärung derselben aus der Durchdringlichkeit ist ihm glücklich gelungen.

In den nächsten fünf Abschnitten des Werkes werden das Gleichgewicht, die Bewegungsgesetze der festen, tropfbar flüssigen und gasförmigen Körper und die Akustik erläutert. Man sieht, dass es dem H. Verf. bei den einzelnen Erscheinungen schon sehr schwer fiel, seine Grundsätze durchzuführen, denn im ersten Kapitel des Abschnittes I über die Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte, muss er schon das verpönte Wort Kraft dem Körper, dem Element oder Molekul substituiren, das den Grundsätzen zufolge doch selbst die Kraft durch seine Gegensätze repräsentirt. Im zweiten Kapitel von der Schwere und dem Gleichgewichte fester schwerer Körper muss er wiederum Grundsätze aufstellen, die den allgemeinen widersprechen, er muss die Anziehung der Schwere einführen, kann aber natürlich hier die Analogie nicht anwenden und diese Anziehung mit den chemischen gleichstellen; er kommt also schon auf eine Ausnahme, doch ohne dieses zu gestehen. Er sagt S. 42: „Wir werden später sehen, dass die Anziehung der Schwere von der materiellen Verschiedenheit unabhängig und nur den Massen zweier Körper

direct und dem Quadrate der Entfernung umgekehrt proportional ist." Im dritten Abschnitt, welcher von den Bewegungsgesetzen handelt, stellt er im ersten Kapitel eine ursprüngliche Bewegung der Materienelemente als möglich hin; versteht er dieses so, dass sie an und für sich eine ursprüngliche Bewegung haben, so muss er eine Kraft voraussetzen, was mit den übrigen Ansichten im Widerspruch stände, er hätte sich deshalb näher hierüber ausdrücken sollen. Den Stoss nennt er ein Phänomen, das zwischen Adhäsion und chemischer Einwirkung in der Mitte liege (!), eine Annahme, zu welcher er S. 68 einen sehr schwachen Beweis liefert. Die Fallbewegung, die verzögerte und Wurfbewegung, die Pendelbewegung, Schwungkraft und Centralbewegung, gleitende und wälzende Reibung, Luft- und Flüssigkeitswiderstand sind in den nächsten Kapiteln mit einfacher Benutzung der Geometrie und Trigonometrie auf gewöhnliche, jedoch klare und verständliche Weise abgehandelt. Das Gleichgewicht der tropfbarflüssigen und gasförmigen Körper im vierten Abschnitte erwähnt er, ohne vorher auch nur entfernt den Unterschied zwischen den festen, flüssigen und gasförmigen Körpern seiner Theorie gemäss angeführt zu haben. Nachdem im fünften Abschnitte die Bewegungsgesetze der tropfbaren und gasförmigen Körper erläutert worden, geht er im sechsten ohne allen weiteren Anhaltspunkt auf einmal zu der Akustik über, und wirft gleich im ersten Kapitel nach ganz veralteter Manier Wellenbewegung und Schall unter einander, wie wenn es keine Wellenbewegung ohne Schall geben würde. Mit diesem Abschnitt geht der erste Theil zu Ende.

Blicken wir auf denselben zurück, so finden wir, dass bis hieher die Aufgabe, welche sich der Herr Verf. gestellt hat und hätte stellen sollen, so ziemlich verfehlt ist. Sobald er nach seiner wirklich geistreichen Einleitung, in der er seine neue atomistische Theorie vorträgt, auf das Gebiet der Thatsachen übergeht, vergisst er vollkommen den Standpunkt, den er sich vorgeschrieben hat, er verfällt in den alten Fehler der meisten physikalischen Lehrbücher; von Anfang bis zum Ende der sogenannten mechanischen Physik sind wenig neue Gedanken entwickelt, kein innerer Zusammenhang der Erscheinungen bemerkbar, vielmehr das ganze Gebiet eher verwickelt, vereinzelt und unzusammenhängend dargestellt. Anstatt die Bewegungsgesetze der festen, tropfbarflüssigen und gasförmigen Körper von einem Gesichtspunkte aus zu betrachten, trennt er sie und wirft sie unter einander; der Druck der gasförmigen ist von dem Drucke der festen und flüssigen abgesondert behandelt, und doch entspringt er aus derselben Ursache; die Adhäsion

getrennt von der Capillarität und die Diffusion der Gase auf die Wärme verwiesen; die Cohäsion getrennt von all den einzelnen sogenannten allgemeinen Eigenschaften der Körper, welche mit ihr zusammenhängen, als Dichtigkeit, Porosität, Festigkeit u. a., ja mehrere derselben nur in der Einleitung bei der Theorie erwähnt; die Elasticität kaum angeführt und bei der Schallschwingung vollkommen negirt, während sie doch in innigem Zusammenhang mit derselben steht. Die Wellenbewegung getrennt von den übrigen Bewegungen der Körper, mit dem Schall allein zusammengeworfen und dadurch die spätere allgemeine Geltung dieser Bewegung so zu sagen abgeschnitten. Dies nur einzelne Punkte, auf welche Ref. aufmerksam macht, es gibt aber deren noch viele, welche beweisen, dass in diesem Abschnitte auf die Anwendung einer natürlichen Logik auf die äussere Form und den inneren Zusammenhang der Erscheinungen, auf ein durchgreifendes System, auf einen Ueberblick über das Ganze wenig Rücksicht genommen ist.

Der zweite grössere Theil des Buches (S. 223 — 692) ist überschrieben: Die Lehre von den unwägbaren Stoffen oder sogenannten Imponderabilien, und begreift also die Lehre des Lichtes, der Wärme, der Electricität und des Magnetismus in sich. Die Einleitung: Ueber die Imponderabilien im Allgemeinen und über die Schwere insbesondere, sucht für diesen zweiten Theil die neue atomistische Theorie anzupassen. Dieses geschieht von dem Verf. mit vielem Glück, und Ref. kann nicht umhin, diesen zweiten Theil der Theorie näher zu erwähnen. Wie der erste Theil desselben zeigt, ist die Grundlage des ganzen Systems der stärkere oder schwächere Gegensatz der Elemente. Je grösser der Gegensatz zwischen den Elementen, desto stärker ihre Anziehung und um so haltbarer die aus ihnen gebildete Materie. Die Grösse und Ungleichheit des Gegensatzes ist sehr mannigfach; es kann Elemente geben, die wegen der Schwäche oder Ungleichheit ihres Gegensatzes mit anderen keine cohärente Materie bilden. Der Gegensatz gewisser Elemente kann gegen alle die, welche zur Bildung starrer Materie tauglich sind, zwar stark, aber dabei sehr ungleich sein, so dass sich ein einziges Massentheilchen der Materie mit einer ausserordentlich grossen Anzahl solcher Elemente verbinden kann, ehe das Reactionsmaximum eintritt. Insofern diese Elemente unter sich gleich sind, werden sie auch auf Grund gegenseitiger Reaction die Elemente und Moleküle der Materie gleichmässig einhüllen oder Sphären um dieselben bilden. So gelangt der Verf. zum Aether, dessen Bewegung er folgendermassen erklärt: Nimmt man eine grössere Masse an, so müssen sich um jedes Molekul, ja um jedes Ele-

ment dieselben Sphären bilden. Dies wird aber je nach der Beschaffenheit der Moleküle einen hohen Grad der Repulsion herbeiführen, womit die Ausstrahlung in demselben Verhältniss wachsen wird, bestehe sie in einer wirklichen Zerstreuung oder in einer Vibration der Elemente. Zugleich ist aber wegen der Repulsion die Masse einer Gewalt ausgesetzt, welche sie aufzulösen droht, damit die Elemente ihre Sphären bilden können. Diese Sphären werden der Cohäsion stets entgegenwirken und umgekehrt auch durch sie Bestimmung empfangen. Durch Störungen in der gegenseitigen Lage der Massentheilchen, z. B. Druck oder Reibung, findet eine Veränderung jener Sphären statt. Wegen der grossen Ungleichheit des Gegensatzes, zufolge dessen sich mit einem einzigen Molekul der Materie eine sehr grosse Anzahl dieser Elemente vereinigen kann, wird die Wirksamkeit der Sphären sich durch einen bedeutenden Raum erstrecken können. Es kann aber auch der Gegensatz gewisser Elemente gegen die Bestandtheile der Materie schwach, dabei aber viel weniger ungleich sein, als im vorigen Falle. Hier besteht das Gleichgewicht der Attraction und Repulsion für eine weit geringere Anzahl von Elementen, weshalb sich hier auch eine verstärkte Repulsion viel früher als dort einstellen wird, und da der Gegensatz und folglich auch die Anziehung zwischen diesen Elementen und der Materie gering ist, so muss bei einer Anhäufung solcher Elemente um so mehr eine heftige Repulsion eintreten, welche dem Zusammenhange der Elemente oder Massentheilchen der Materie grosse Gefahr bringen kann. Endlich kann aber auch der Gegensatz gewisser Elemente gegen die der Materie schwach und dabei sehr ungleich sein. Solche werden gleich den beiden vorigen Sphären bilden, ohne wegen der gleichzeitig stattfindenden Schwäche und grossen Ungleichheit des Gegensatzes die Zustände derselben merklich abändern zu können. Dagegen wird die Sphärenbildung dieser Elemente um die Materie gleichförmiger sein, und da ein Molekul der Materie sich mit einer zahllosen Menge solcher Elemente verbinden kann, so wird sich die Wirksamkeit der Sphären durch einen sehr grossen Raum verbreiten, je nach der Grösse der Massen, mit der sie in Verbindung stehen.

Die Wirkung dieser Elemente breitet sich strahlenartig von einem Punkte aus, der von einem Massentheilchen der Materie gebildet wird. Durch solche Elemente muss eine Mannigfaltigkeit in den Naturerscheinungen herbeigeführt werden. Würde es nur Elemente von starkem und und nicht sehr ungleichem Gegensatze geben, so würden nur starre Körper existiren, welche nur chemisch und mechanisch auf einander wirken könnten; aber durch die unbegränzte Mannigfaltigkeit der Elemente kommen

Gegensätze in allen Abstufungen vor. Die am meisten entgegengesetzten Elemente geben Weltkörper, die andern sind Mittelglieder, welche theils einen beständigen Wechsel der Materie bewirken, theils die Räume zwischen den Weltkörpern ausfüllen und dadurch eine Gemeinschaft der letzteren unterhalten. Es gibt also drei verschiedene Arten von Aether; die Erscheinungen des Lichtes, der Wärme, der Electricität und des Magnetismus beruhen auf denselben; doch substituirt der Verf. den drei Aetherarten diese Erscheinungen nicht, dass aber jeder eine verschiedene zu Grunde liegen müsse, geht aus den Erscheinungen selbst hervor. Nachdem er sich über diese im Allgemeinen ausgesprochen hat, gelangt er an die Schwere. Auch sie beruht auf der Wirkung des Aethers. Er argumentirt ungefähr so: Die unmittelbare innige Berührung der Stoffe sei überall die erste Bedingung chemischer und mechanischer Wirksamkeit. Diese Bedingung müsse in der Natur bei allen Wirkungen erfüllt werden, denn es sei überhaupt undenkbar, dass eine Masse da wirksam sei, wo sie nicht ist. Da ein jeder Körper von Sphären des Aethers umgeben sei und diese Schichten um ihn bilden, so werde die Ausdehnung dieser Schichten im Raume von der Masse des Körpers abhängen. Denke man nun einen solchen Körper einem verhältnissmässig kleinen genähert, so werde sich der Aether dem letzteren auf ähnliche Weise anschliessen, wie dem ersteren, und weil der Aether rings um den grösseren Körper schon mit diesem durch Attraction verknüpft sei, so werde er, während er in die Moleküle des kleineren eingreife, diesen zu jenem hinziehen, so dass es den Anschein gewinne, als ob der grössere den kleineren unmittelbar anzöge. Die Anziehung zwischen beiden Körpern sei hiernach vermittelst des Aethers gegenseitig, und das Resultat werde dasselbe sein, als ob die Moleküle der Körper unmittelbar auf einander anziehend wirken. Aber auch der Aether, welcher die gegenseitige Anziehung der Körper bewirkt, ist nach der Annahme des Verf. einer Contraction und Expansion, somit einer Oscillationsbewegung unterworfen, weil zwischen ihm und allen Molekülen der Materie Attraction und aus Verdichtung desselben zwischen seinen eigenen Elementen Repulsion entstehe. Mehrere Weltkörper zusammen veranlassen nun ein solches System von Aetherschwingungen, als ob dasselbe von ihrem gemeinschaftlichen Schwerpunkt ausginge. Die Rückwirkung des schwingenden Aethers treibe sie gegen ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt hin, als ob in diesem die Gravitation ihren Sitz hätte, hiernach müsse der das ganze System beherrschen, dessen Masse die aller andern übertreffe. Er erklärt nun einen speciellen Fall, nämlich den Fall der Körper, aus solchen Oscilla-

tionsbewegungen. Solcher kann nach dieser Theorie nur stattfinden, wenn sich der Aether contrahirt, nicht, wenn er sich ausdehnt. Jede Rückwirkung ertheilt einem Körper Geschwindigkeit, die durch jede folgende vermehrt wird. Gewöhnlich wird die Schwere als continuirliche Kraft gedacht, jedoch ist die mathematische Behandlung des Falles der Körper eine andere, man nimmt stets Intervalle an, die man als unendlich klein sich denkt; sei dieses richtig, schliesst der Verf., so sei es auch einerlei, ob man die Bewegung der freifallenden Körper einer continuirlich bewegenden Kraft oder diesen stossweisen Rückwirkungen zuschreibe.

Der Aether als Ganzes, sagt er weiter, spaltet sich in zwei verschiedene Systeme von Schwingungen, das eine bewirkt die Phänomene der Gravitation, das andere, bei dem die Theilchen senkrecht zur Richtung der Fortpflanzung schwingen, liegt den Lichterscheinungen zu Grunde. Bei den ersteren kommt es nicht wesentlich auf die eigenthümliche Natur verschiedener Moleküle an, sondern nur auf deren Masse, die Erscheinungen des Lichtes werden lediglich bedingt durch den Zustand der Bewegung, in dem sich die Elemente des Aethers befinden. Diese Schwingungen der Aethertheilchen müssen verschiedene Modificationen erleiden, wenn sie zu Körpern gelangen, in denen der Aether auf verschiedene Weise gruppirt ist. Den Aether als solchen können wir nicht sehen, weil er objectiver Grund des Sehens ist, eben so wenig gibt er sich durch die Schwere zu erkennen, denn er ist ebenfalls objectiver Grund derselben. Nimmt man ferner an, dass auch das Wesentliche der Wärme und Electricität in etwas Substanziellem bestehe, so müssen beide ohne Schwere sein, wenn die ihnen zu Grunde liegenden Elemente in keinem Verhältnisse der Anziehung zu jenen Elementen stehen, welche die Körper nach dem Obigen auf unsichtbare Weise mit einander verbinden und so die Phänomene der Gravitation bedingen.

Diese ganze Theorie ist dem Verf. in der That meisterhaft gelungen, sie ist voll von Consequenzen, und darum um so mehr anerkennungswerth. Man vergisst hiebei leicht einige Schwächen der Einleitung, aus der sie abgeleitet ist. Hiemit sei aber nicht gesagt, dass sie darum vollkommen nachgewiesen ist; die Schwere auf einen Aether und auf Schwingungen dieses Aethers zurückzuführen, dem dürften noch viele Schwierigkeiten im Wege stehen, so viele als der Pohl'schen Ansicht, dass die Bewegung der Himmelskörper auf electromagnetischen Wirkungen beruhe; weniger Schwierigkeiten werden der Erklärung der Licht-, Wärme- und Electricitäts-Erscheinungen aus dieser Theorie erwachsen. Wie aber nach der Theorie des Verf. dieser Aether trotz seiner mate-

riellen Zusammensetzung ohne Schwere sein soll, das wird durch den Satz, dass er objectiver Grund derselben sein soll, durchaus nicht erwiesen, und wie die Moleküle der Materie so wenig schwer wie die Elemente des Aethers sein und nur durch die Vermittlung des letzteren in eine Verbindung gerathen sollen, welche die Erscheinung der Schwere zur Folge habe, das ist ziemlich unklar ausgedrückt und hätte näher bewiesen werden sollen. Die Lehren des Lichtes, der Wärme, des Magnetismus und der Electricität, welche nun ausführlich folgen, sind weit besser bearbeitet, als der erste mechanische Theil; besonders sind in den Theorieen dieser Erscheinungen die Grundsätze der allgemeinen Theorie so glücklich benutzt, dass sie den, der sich nicht schon selbst eine Ansicht über dieselben gebildet hat, wie z. B. den Schüler leicht für sich gewinnen können. Bei dem Magnetismus und der Electricität sind diese Theorieen nicht so ausführlich dargestellt, wie bei Licht und Wärme, was ganz in der Natur dieser Erscheinungen begründet ist; consequenter Weise erklärt der Verf. den Magnetismus aus der Annahme zweier entgegengesetzten Bestandtheile in den Molekülen der magnetischen Körper, und sucht nachzuweisen, dass sich nirgends die Annahme zweier entgegengesetzten Fluida rechtfertigen lasse, weil alle Thatsachen, welche man für deren Existenz angeführt habe, im Grunde nur für einen polaren Zustand der kleinsten Massentheilchen eines Magneten sprechen. Bei der Electricität musste er allen Erscheinungen zu Folge ein Fluidum annehmen, wobei er vollkommen die Franklin'sche Theorie zu der seinigen macht.

Bei der consequenten Durchführung seiner Theorie in diesem Theile des Werkes wäre es zu wünschen gewesen, dass der Herr Verf. zwischen den einzelnen Naturerscheinungen mehr Vergleichungen angestellt hätte, als dieses der Fall ist, er hätte durch solche seiner Theorie mehr Festigkeit noch zu ertheilen vermocht; doch wären ihm Schwierigkeiten aller Art in den Weg gekommen, welche nicht so leicht zu entfernen gewesen wären; bei solch neuen Ansichten muss man aber Derartiges nicht scheuen. Es wäre dies um so interessanter gewesen, als in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten aus die merkwürdigsten Ansichten von dem Aufgehen der einen Kraft in die andere verbreitet werden, Ansichten, welche den Grundsätzen des Herrn Verf. zu Folge, also von dem rein materialistischen Standpunkte desselben aus, total unhaltbar sein müssen. Ref. hat erst vor kurzer Zeit in der Augsb. Allg. Zeit. gegen eine solche Ansicht des Dr. Mayer angekämpft, der durch die vermeintliche Auffindung der Aequivalenten-Zahl zwischen Wärme und mechanischer Kraft

eine neue Entdeckung gemacht zu haben wähnte. Ich weiss wohl, dass bedeutende Naturforscher, wie z. B. Grove, sich mit Derartigem beschäftigen; diese numerischen Aequivalente aber, wie sie z. B. Toule schon vor Mayer für die Wärme gegeben hat, sind, wenn sie auch als richtig erfunden werden, bei weitem nicht von dem Gewichte, das man ihnen beilegt; etwas anderes ist es, wenn man auf sie eine Theorie bauen wollte, wie es annähernd Grove (Phil. Mag. XXXI, 67) gethan hat, und dadurch zu einer ähnlichen Verbreitung materieller Theilchen im Weltraum gelangt, wie es Herr Cornelius annimmt, doch ohne dieses mit demselben Glücke und derselben Consequenz wie Letzterer erreicht zu haben.

Das schön ausgestattete Werk wird zwar nie als Lehrbuch sein Glück machen, doch wird es von jedem Naturforscher und besonders von den Anhängern der Herbart'schen Philosophie mit grossem Interesse gelesen werden. Wir begrüssen es, obgleich nicht mit den Grundsätzen desselben einverstanden, als ein Werk, welches einigermassen einen neuen Weg in der Naturlehre zu betreten sich bestrebt.

Dr. Otto E. J. Seyffer.

Exploration scientifique de l'Algérie pendant les années 1840, 1841, 1842, publiée par ordre du gouvernement et avec le concours d'une commission académique. Sciences historiques et géographiques XI. Précis de jurisprudence musulmane ou principes de législation musulmane civile et religieuse selon le rite mâlékite par Khalil Ibn Ishâk, traduit de l'Arabe par M. Perron. II. Paris, imprimerie nationale, 1849. 667 S. 8.

Während der erste Band dieses schätzbaren Werkes, welches im vorigen Jahre in diesen Blättern angezeigt worden, für Theologen und Orientalisten von besonderem Interesse sein muss, nimmt der vorliegende auch die Theilnahme der Juristen und Staatsmänner in Anspruch, denn er enthält die wichtigsten Bestimmungen des muselmännischen Ehe- und Kriegsrechts, so wie mehrere andere in das Gebiet des Civilrechts einschlagende Bestimmungen. Nur die ersten 142 Seiten gehören noch in die erste Abtheilung, welche der Uebersetzer „jurisprudence religieuse" nennt. Sie bilden das in sechszehn Abschnitte zerfallende sechste Capitel derselben und handeln von der Pilgerfahrt und den damit zusammenhängenden Vorschriften und Ceremonien. Wir brauchen hier auf den nähe-

ren Inhalt dieses Capitels nicht weiter einzugehen, da wir auf das achte Hauptstück unsers „Leben Mohammeds" (S. 288 ff.) verweisen können, wo wir nach einem wenig differirenden schafiitischen Handbuche ausführlich diesen Gegenstand erörtert haben. Ref. hat auch dort schon (S. 291) die Ansicht Mouradgea d'Ohsson's und aller seiner Nachschreiber verworfen, welche unter „omra" den Besuch einer Kapelle in der Nähe von Mekka verstanden, und die wahre Bedeutung dieses Worts angegeben. Er hat auch noch zuletzt, vor ohngefähr einem halben Jahre, vor dem Erscheinen des vorliegenden Bandes, in diesen Blättern *) auf diesen allgemein verbreiteten Irrthum aufmerksam gemacht. Ganz übereinstimmend damit liest man hier in einer Note S. 632: „On comprend mal ce que c'est que l'omra; on s'en est rapporté là-dessus à l'indication de Mouradgea d'Ohsson pag. 238, §. VIII, vol. III, in 8. Il dit que l'oeumré, comme il le prononce à la manière turque, „est une chapelle située au milieu d'une plaine, à deux heures de distance, au nord de la Mekke." D'après toutes les informations que j'ai pu recueillir en orient, il n'y a ni lieu, ni chapelle, du nom d'oeumré ou d'omra. Le nom d'omra signifie visite, tout simplement, visite pieuse, visitation. La visitation ne se compose que de quelques cérémonies: entrer à la Mekke, faire les tournées pieuses autour de la Ka'ba, faire les promenades pieuses entre les hauteurs de Safa et Méroua, se raser la tête; il n'y a pas de stations à faire ni au mont Arafa ni ailleurs." Ref. freut sich endlich einmal eine Bestätigung seiner Ansicht zu finden, und kann es einem grösstentheils in Egypten lebenden Franzosen nicht zum Vorwurfe machen, dass er sich für den Ersten hält, der in Europa die wahre Bedeutung der „Omrah" gekannt. Nach den Schafiiten ist übrigens die „Omrah" so gut wie die Pilgerfahrt ein göttliches Gebot (Fardhun), während sie nach den Malekiten nur eine „Sunnah" wäre, oder, wie sie Herr Perron nennt, „obligation imitative", im Gegensatze zu „obligation divine". Man liest im Commentare des Mohammed Asscharbini zu dem Handbuche des Scheich Ahmed Ibn Husein Alisspahani: „Die Omrah ist entschieden ein göttliches Gebot, da es (im Koran) heisst: „Vollbringet die Wallfahrt und die Omrah!" das heisst: vollbringet sie beide als ein Ganzes! Auch wird von Aischa berichtet, sie habe einst den Gesandten Gottes gefragt, ob den Frauen obliege in den Krieg zu ziehen, worauf er ihr antwortete, sie haben nur einen andern kampflosen Zug mitzumachen, nämlich die Wallfahrt und die Omrah.

*) Bei Gelegenheit einer von H. Reinaud aus Abulfeda übersetzten Stelle.

Zwar berichtet (der traditionskundige) Attirmedsi, der Prophet sei einst, nach der Aussage Djabirs, gefragt worden, ob die Omrah geboten sei, und habe mit nein geantwortet, aber die Traditionslehrer verwerfen diese Ueberlieferung als eine unächte."

Mit S. 143 beginnt die zweite Abtheilung, welche Herr Perron „jurisprudence civile" nennt, in der übrigens gar Manches vorkommt, was mehr in die erste Abtheilung passen würde, wie zum Beispiel die verschiedenen Gesetze über erlaubte und verbotene Speisen, über das Gelübde, über Sühnopfer und dergleichen, welche den Inhalt des ersten und zweiten Capitels bilden, so wie andrerseits das dritte Capitel, welches vom Kriegsrechte handelt, eine eigene Abtheilung bilden sollte. Auch in Betreff der Speisegesetze weichen die Ansichten der Malikiten von denen der Schafiiten in vielen Beziehungen ab, so dürfte zum Beispiel nach Ersteren ein Muselmann bei Christen und Juden nur dann Fleisch geniessen, wenn er weiss, dass das Thier von einem Weibe geschlachtet worden, nach den Schafiiten hingegen auch wenn es eine männliche Person geschlachtet. Man liest nämlich hier in der französischen Uebersetzung (S. 143): „Tuer un animal est une opération — qui doit être faite par une personne jouissant de toute sa raison et pouvant contracter une union conjugale selon la loi musulmane" etc. Hiezu in einer Note: „La chair d'un animal tué par une femme chrétienne ou juive, c'est-à-dire une femme croyant à une des deux révélations qui ont précédé la révélation islamique, n'est point défendue par la loi, parceque la femme juive ou chretienne peut se marier avec un musulman. Mais l'homme juif ou chretien ne peut régulièrement se marier avec une musulmane." Die Schafiiten kennen einen solchen Unterschied nicht. Uebrigens glaubt Ref., dass sich hier der Uebersetzer, wie aus dem weitern Texte hervorgeht, geirrt, oder wenigstens unklar ausgedrückt hat; gewiss erlauben auch die Malikiten den Genuss eines von einem Christen oder Juden geschlachteten Thieres, und es handelt sich nur darum, ob es gut ist, das Schlachten von einem Christen oder Juden vornehmen zu lassen. Einer Berichtigung bedarf der Text selbst (S. 144), wo es heisst, das Fleisch der Christen und Juden dürfe genossen werden, obgleich ihnen auch von einem auf andere Weise getödteten Thiere zu essen erlaubt ist, da dies bekanntlich sich auf Juden nicht beziehen kann. Ausser dem Gebote des Schlachtens, das Mohammedaner mit Juden gemein haben, theilen sie mit denselben auch das Verbot des Schweinefleisches und ähnlicher Thiere. Während aber in Betreff des erstern bei den Juden gar keine Ausnahme gestattet ist, erlaubt das muselmännische Gesetz in ge-

wissen Fällen den Genuss eines auf der Jagd getödteten Thieres, auch wenn es nicht geschlachtet werden konnte. Wenn zum Beispiel ein Jagdhund oder Jagdvogel ein Thier auf der Jagd mit den Zähnen oder Klauen tödtet, so darf es gegessen werden, eben so wenn es von einem Pfeilschusse tödtlich getroffen wird. Im ersten Falle sind jedoch vielerlei Nebenbedingungen gesetzt. Die Jagdhunde oder Jagdvögel müssen so dressirt sein, dass sie ihrem Herrn augenblicklich gehorchen und nie von dem erlegten Thiere fressen. Sie müssen gegen ein bestimmtes Thier losgelassen werden und dergl. mehr. Wo Zweifel über die vorschriftsmässige Tödtung eines Thieres entstehen, darf das Fleisch nicht genossen werden. So z. B. wenn zu dem von einem Muselmanne losgelassenen Hunde sich noch ein anderer gesellt und man nicht weiss, welcher von beiden das Thier getödtet hat, wenn ein von einem dressirten Falken gefangener Vogel ins Wasser fällt und man nicht weiss, ob er ertrunken ist, oder vorher schon todt war, wenn mit einem vergifteten Pfeile geschossen wird und man ungewiss ist, ob das Gift oder das Eisen den Tod verursacht. An diese rein religiösen Satzungen knüpfen sich manche civilrechtliche Verordnungen, die allerdings wieder die Eintheilung des Uebersetzers einigermassen rechtfertigen. Wenn z. B. ein Muselmann an einem von einem Pfeile verwundeten Thiere vorübergeht und die Mittel hat, es zu schlachten, es aber nicht thut, wodurch dann dasselbe, wenn es stirbt, ungeniessbar wird, so ist er schuldig, dem Besitzer desselben den Schaden zu ersetzen. Vom Schlachten der gewöhnlichen Thiere wird auf die verschiedenen Opfrthiere übergegangen, dann (im zweiten Capitel) auf die Sühnopfer im Allgemeinen und besonders auf die, welche in Folge eines gebrochenen Eides oder nach einem nicht erfüllten Gelübde geboten sind.

Mit dem dritten Capitel beginnt das Kriegsrecht. Die Leitung des Kriegs liegt dem Sultan ob, der eigentlich, so lange die Grenzen seines Reichs von Ungläubigen bewohnt sind, zu einem alljährlichen Feldzuge verpflichtet wäre, an dem jeder waffenfähige Muselmann Theil zu nehmen hat. Die Nichtmuselmänner sollen bekriegt werden, bis sie zum Islam übergehen, oder sich der Kopfsteuer unterwerfen, die waffenfähige Mannschaft wird zusammengehauen, Frauen, Kinder und Greise werden zu Sklaven gemacht. Ein Fünftheil der Leute wird Staatsgut und zu allgemein nützlichen Zwecken verwendet, die übrigen vier Fünftheile werden unter den Kämpfenden vertheilt. Der Unterworfene darf auf keinem Pferde reiten, muss sich in seiner Kleidung von dem Muselmanne auszeichnen, eine Schnur statt eines Gürtels tragen, auf der Strasse die

schlechtere Seite einnehmen und sich jeder anstössigen Rede gegen den Islam enthalten.

Das vierte Capitel handelt von den erlaubten und verbotenen Kriegsübungen, vom Zweikampfe, Wettrennen, Wettschiessen u. dergl.

Das fünfte und wichtigste Capitel dieses Bandes enthält das vollständige Eherecht der Mohammedaner. Da der Prophet selbst auch hierin sich manche Ausnahmen offenbaren liess, so beginnt dieses Capitel mit Aufzählung aller Punkte, in welchen derselbe ein besonderes Recht hatte. Folgende sind die wesentlichsten: Jeder Muselmann musste seiner Frau einen Scheidebrief geben, wenn der Prophet sie heuraten wollte, hingegen durfte er keine seiner Frauen zwingen, bei ihm zu bleiben, doch durfte die von ihm Geschiedene sich nicht wieder verheuraten. Er konnte sowohl für sich als für Andere auch ohne Einwilligung der Frau oder des Mädchens jede beliebige Ehe schliessen. Er war in der Zahl seiner Gattinnen unbeschränkt, während die anderer Gläubigen auf vier bestimmt ist. Er war nicht wie Andere genöthigt, seine Gattinnen gleichmässig zu behandeln. Noch ist ein Punkt (S. 314) angegeben, der aber nicht ganz klar ist. Er lautet: (il fut défendu au prophète) „de changer une de ses femmes [auxquelles il avait laissé le choix d'être à lui pour jamais, et qui avaient choisi d'être à lui pour l'éternité, résolution qui fut récompensée par l'assurance de ne point être séparée du prophète dans ce monde].“

Eine rechtmässige Ehe muss vor zwei Zeugen und dem Procurator der Frau geschlossen werden, auch muss der Brätigam die von ihm der Braut zu gewährende Morgengabe bestimmen. Die gewöhnliche Vermählung geschieht dann dadurch, dass der Vater der Braut oder ihr Procurator dem Bräutigam vor zwei Zeugen sagt: ich gebe dir N. N. zur Frau, unter der Bedingung, dass du ihr so und so viel als Morgengabe gewährest. Darauf antwortet der Bräutigam: „ich nehme an.“ Oder auch, der Bräutigam sagt zum Procurator: „gib mir N. N. zur Frau gegen eine Morgengabe von so und so viel“, worauf dieser antwortet: „ich gewähre sie dir.“ Der Vater hat das Recht, seine jungfräuliche Tochter zu verheuraten, eben so der Herr seine Sklavin. Die Ehe zwischen einem Mohammedaner und einer Jüdin oder Christin ist zwar gültig, aber tadelnswerth. Ein Christ oder Jude, der sich zum Islam bekehrt, darf seine nicht bekehrte Gattin behalten, obgleich gesetzlich die Ehe aufgelöst ist. Ist die Frau eine Götzendienerin, so muss sie nach einem Monate den Islam annehmen, oder von ihrem Gatten verstossen werden. Hat der Neophyte mehr als vier Frauen, so muss er ihre Zahl auf vier beschrän-

ken und die übrigen entlassen, eben so muss er sich von denen trennen, die ihm wegen Verwandtschaft nach muselmännischem Gesetze untersagt sind. Bezeugt eine Frau ihrem Gatten nicht die ihm gebührende Achtung und Ergebenheit, so muss er sie zuerst durch Worte zu bessern suchen, dann darf er sie einige Zeit vernachlässigen, und wenn auch dies nicht hilft, so darf er sie schlagen, doch nur so, dass die Schläge keinen Bruch, keine Wunde und keine argo Quetschung zurücklassen. Hat eine Frau sich gegen Gewaltthätigkeiten oder ungerechte Anforderungen ihres Mannes zu beklagen, so trägt sie ihre Klage dem Kadhi vor, der den Mann zurechtweist. Hilft dies nichts, oder behauptet der Mann in seinem Rechte zu sein, so bestellt der Kadhi zwei Schiedsrichter, welche das Ehepaar beobachten, und sprechen diese ihr Schuldig über den Mann aus, so kann die Frau verlangen, von ihm geschieden zu werden, ohne etwas von ihrer Morgengabe einzubüssen. Die Morgengabe, welche gleichsam den Käufpreis für die Frau bildet, spielt überhaupt eine grosse Rolle im muselmännischen Eherechte, weil, wie schon oben bemerkt worden, ohne eine solche keine rechtsgültige Ehe geschlossen werden kann. Sie kann in Geld oder in Geldeswerth bestehen, muss aber wenigstens drei Drachmen Silber betragen, in einem nicht zu fernen Termin zahlbar sein, und darf nicht aus verbotenen Dingen, wie Wein, Schweinfleisch und dergleichen bestehen. Ist die Ehe vollzogen, oder hat die Frau auch ohne eheliche Beziehung ein Jahr im Hause ihres Gatten zugebracht, so hat sie, wenn der Gatte stirbt oder sich von ihr scheidet, ihre volle Morgengabe anzusprechen. Findet eine Scheidung vor Vollzug der Ehe statt, so wird nur die Hälfte der Morgengabe bezahlt. Geschenke des Gatten brauchen, selbst bei nicht vollzogener Ehe, nicht zurückerstattet zu werden. Die Kosten des Hochzeitmahles hat der Mann zu tragen, die übrigen Hochzeitskosten, wie Musik, Bad und dergleichen hat die Frau zu bezahlen. Wer mehrere Frauen hat, soll seine Zärtlichkeit gleichmässig unter sie theilen, einer neu geheurateten Jungfrau darf er sich jedoch eine ganze Woche und einer Wittwe drei Tage ausschliesslich hingeben. Neben den Bestimmungen über die Morgengabe nehmen die über die Scheidung im muselmannischen Eherechte einen grossen Platz ein. Der Mann kann seine Frau dreimal entlassen und ohne neuen Ehevertrag, selbst gegen ihren Willen, sie, wenn sie schwanger ist, während ihrer ganzen Schwangerschaft, und wenn nicht, entweder bis zum Ablauf von drei Perioden oder drei Monaten, wieder zurücknehmen. Nach Ablauf dieser verschiedenen Fristen kann er sie nur mit ihrer Einwilligung wieder heuraten.

Dieselben Bestimmungen gelten bei einer zweiten Scheidung, eine zum drittenmale von ihrem Manne geschiedene Frau darf aber von demselben nicht zurückgenommen werden, wenn sie nicht inzwischen einen andern Mann gehabt, der gestorben ist, oder ihr auch einen Scheidebrief gegeben hat. Gebraucht der Gatte bei der ersten Scheidung eine Formel, wodurch er anzeigt, dass sie unwiderruflich sein soll, so treten nach der ersten schon dieselben Bestimmungen, wie nach der dritten, ein. So z. B. wenn er ihr sagt: „ich verstosse dich auf die schmählichste Weise“, oder wenn er ihr dreimal nach einander sagt: „sei verstossen“. Eine Scheidung, zu welcher der Mann gezwungen wird, ist ungültig, eben so wenn sie aus Furcht vor körperlicher Misshandlung oder vor Gefängniss, oder vor dem Verluste eines beträchtlichen Theiles seines Vermögens stattfindet. Geschieht sie, um ein ähnliches Uebel von einem Dritten abzuwenden, so ist sie gültig. Nun folgen zahlreiche, alle möglichen Fälle vorhersehende Bestimmungen über Scheidungsformeln, welche zweifeln lassen, ob eine einfache oder unwiderrufliche Scheidung beabsichtigt war, über andere, wo die Aussagen des Mannes und der Frau sich widersprechen, über Verwechselung der Frauen, so z. B. dass er beabsichtigte, die eine zu verstossen, und aus Versehen eine andere nannte. Bei der Behandlung aller dieser und ähnlicher Fragen stösst man auf talmudische Spitzfindigkeit, die nicht zweifeln lässt, dass gelehrte Juden, von denen übrigens auch die Geschichte manche nennt, an der Entwicklung der muselmännischen Gesetzgebung einen grossen Antheil hatten.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass die Fortsetzung dieser Arbeit keine Unterbrechung erleide, und bedauern nur, dass die beigefügten Noten *) so spärlich ausfallen, während doch der Text für gewöhnliche Leser noch mancher Erläuterung bedarf.

*) In der Anmerkung S. 643 Z. 13 von unten muss „frère d'Ali“ statt „fils d'Ali“ gelesen werden. Einen Sohn mit Namen Djafar hatte Ali nicht.

Weil.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mémoire géographique, historique et scientifique sur l'Inde antérieurement au milieu du XI. siècle de l'ère chrétienne d'après les écrivains arabes, persans et chinois, par M. Reinaud, *membre de l'institut de France, professeur d'Arabe etc. Paris, imprimerie nationale, 1849. 400 S. 4.*

Bei dem Mangel an einheimischen ältern Geschichtschreibern und dem geringen kritischen Werthe der wenigen Spätern war es immer ein grosses Verdienst um die historische Wissenschaft, wenn man hier und dort zerstreute Nachrichten, welche zur Aufklärung der Geschichte Indiens dienen konnten, sammelte und der Oeffentlichkeit übergab. Manche aus Münzen und Inschriften hervorgehende Einzelnheiten, aus denen sich aber kein zusammenhängendes Ganzes bilden lässt, verdankt man den gelehrten Forschungen eines Wilkins, Colebrooke, Wilson, Lassen und Anderer. Den ersten, jedoch gänzlich missglückten Versuch, aus arabischen und persischen Quellen die Geschichte Indiens zu schöpfen, hat Anquetil gemacht. Einen Anfang in gründlichern Forschungen auf diesem Gebiete verdanken wir H. Gildemeister, der aber leider bisher seine vortreffliche Arbeit: „Scriptorum Arabum de rebus indicis loci et opuscula inedita“ nicht über die erste Lieferung hinaus gebracht hat. H. Reinaud hat nun mit allen ihm in seiner beneidenswerthen Stellung zu Gebote stehenden Mitteln die Aufgabe zu lösen gesucht, nach den ältesten und zuverlässigsten muselmännischen Quellen die im Titel genannte Periode der Geschichte Indiens zu beleuchten und die hervorragendsten Momente derselben mit dem, was aus andern Quellen, namentlich aus chinesischen bekannt ist, zu vergleichen und gegenseitig zu ergänzen. Unter den Werken, welche der Verfasser zu dieser Denkschrift benutzt hat, verdient besonders das bekannte „Mudjmel Attawarich“ genannt zu werden, welches in einem besondern Capitel die Geschichte Indiens behandelt, nach einem arabischen Autor des fünften Jahrhunderts der Hidjrah, der aber selbst einem Sanskritwerke über diesen Gegenstand gefolgt ist. Ferner das Werk Beladori's „Futuh albuldan“ aus dem dritten Jahrhundert der Hidjrah, von welchem er bereits vor mehreren Jahren das von der Eroberung von Indien durch die Araber handelnde Capitel herausgegeben hat. In geographischer und statistischer Beziehung waren dem Verfasser

die Reiseberichte des Suleiman und Abu Zeid, die „Goldnen Wiesen" Masudi's und die Werke des Istachri und Ibn Haukal von grossem Nutzen. Ueber den Glauben und die Sitten der Indier fand der Verf. nicht unbedeutende Auskunft in dem zweiten Theile des bibliographischen Werkes „Kitab-al-fihrist", der erst vor einigen Jahren in den Besitz der Nationalbibliothek zu Paris gelangt ist. Der Abschnitt dieses Buches, welcher von Indien handelt, ist um so wichtiger, als dessen Verfasser ein Werk des berühmten Philosophen Alkindi zur Hand hatte, der bekanntlich in der Mitte des neunten Jahrhunderts n. Chr. lebte. Während indessen die genannten Verfasser, da zu ihrer Zeit das Innere Indiens noch selten von einem Fremden betreten werden durfte, nur über die westlich vom Indus gelegenen Theile zuverlässige Nachrichten geben können, ward durch Otbi und Albiruni, welche nach den indischen Feldzügen des Gaznavidischen Eroberers Mahmud geschrieben haben, der Schleier von dem eigentlichen Hindustan gelüftet. Ersterer war ein Biograph Mahmud's, sein Werk „tarich jemini" ist schon durch de Sacy im vierten Bande der Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi bekannt geworden. Dieser unsterbliche Gelehrte hatte indessen nur eine persische Uebersetzung dieser Biographie zur Hand, während inzwischen der Originaltext für die genannte Bibliothek gewonnen ward, nach welchem H. Reinaud manche Irrthümer zu berichtigen im Stande war. Albiruni (Abu-l-Rihan Mohammed) war, wie Otbi, ein Zeitgenosse Mahmud's und ein Studiengenosse des Avicenna. Beide wurden mit mehrern andern Gelehrten von Mahmud eingeladen, ihn zum Behufe gelehrter Forschungen auf seinen Feldzügen zu begleiten, während aber Avicenna vor Allem seine Unabhängigkeit liebte und die Aufforderung ablehnte, überschritt Albiruni, im Gefolge des grossen Eroberers, den Indus und drang wahrscheinlich bis Canoga vor. Unter den verschiedenen Werken dieses Gelehrten, welcher auch der indischen und griechischen Sprache mächtig war, befindet sich auch ein Gemälde des literarischen und wissenschaftlichen Zustandes der indischen Halbinsel zur Zeit als die muselmännischen Heere sie zum erstenmale betraten. Alle diese Werke sind älter als die in Calcutta und Paris erschienene Chronik von Kaschmir, das einzige historische Werk von einem indischen Verfasser, das ohnehin noch in kritischer Beziehung eine sehr niedere Stufe einnimmt.

Vorliegende Denkschrift zerfällt in zwei Theile, deren erster geographische und historische Forschungen enthält, welche wieder in drei Sectionen getheilt sind: 1) von der Urzeit Indiens bis zur Invasion Alexanders des Grossen; 2) von Alexander bis zum Einfalle der Araber

in das Industhal; 3) vom Einfalle der Araber bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts n. Chr. Der zweite Theil befasst sich mit den wissenschaftlichen Systemen der Indier und ihrer Einführung bei den Arabern und den Völkern des Westens. Die Indier waren nach der Ansicht des Verf. nicht nur die Erfinder des Decimalrechnungssystems, des Schachspiels und der Fabeln Bidpai's, sondern auch die Grundidee der 1001 Nacht soll indischen Ursprungs sein. Indessen gibt er doch zu, dass die Sanskritliteratur kein ähnliches Werk aufzuweisen hat und dass nach dem Fihrist der Rahmen zu diesen Mährchen aus Persien stammt. Ref. hat seine Meinung über diese vielbestrittene Frage schon an einem andern Orte *) ausführlich dargethan, und geht daher zu einem andern Punkte über, in welchem er mit H. R. nicht ganz übereinstimmen kann. S. 185, nachdem von den Eroberungen des Koteiba und Mohammed Ibn Kasim unter dem Chalifen Welid und seinem Statthalter Haddjadj die Rede war, liest man: „Hédjadj en provoquant ces conquêtes merveilleuses, n'était pas seulement entrainé par l'enthousiasme religieux et l'amour de la gloire; il songeait de plus à se créer un asile dans le cas où le prince de qui il dépendait voudrait lui faire sentir trop vivement son autorité. Hédjadj avait contribué plus que personne au triomphe de la puissance des Ommyades. Tant qu'Abd-al-Malek vécut, il jouit du plus grand crédit; ce crédit lui fut continué sous le règne de Valid, son fils et son successeur. Mais Hédjadj était brouillé avec Soleyman, frère et heritier présomptif de Valid et celui-ci n'avait qu'une santé fort précaire. Dans un moment d'effroi Hédjadj manda à Cotaybah et à Mohammed de se porter, chacun de leur coté, en avant, disant que le premier entr'eux qui arriverait en Chine serait investi du gouvernement du celeste empire. Il ordonna de plus à son cousin de ne tenir aucun compte des droits de Souleyman à la souveraine autorité.“ Ref. glaubt, dass auch hierin, wie in so manchen andern Punkten, dem grossen Haddjadj Unrecht widerfährt, wenn man den von ihm angeordneten Zügen nach Indien und bis an die Grenze von China so selbstsüchtige Zwecke unterschiebt. Auf eine Eroberung von China war es gar nicht abgesehen, sein Plan war nur, dass die beiden Feldherren sich an der Grenze von China, das heisst etwa in Caschgar oder einer der angrenzenden, damals vom chinesischen Reiche abhängigen Provinzen, die Hand reichten, Koteiba von Norden her über Buchara, Samarkand und Ferghana und Mohammed vom Süden her über Daybal, Alor und Multan. Auch heisst es im Texte

*) Allgem. Literaturzeitung. Halle 1844. No. 62.

keineswegs, dass, wer von Beiden zuerst China erreicht, „serait investi du gouvernement de l'empire celeste", sondern blos „wird dem andern vorgesetzt" (wahuwa walin ala sahibihi). Haddjadj als Statthalter von Irak hatte nämlich den Oberbefehl über alle östlich von Irak gelegenen Provinzen. Beim Beginn der Feldzüge nach Indien war Mohammed Statthalter von Mekran und musste erst diese Provinz unterwerfen, ehe er nach Indien vorrücken konnte. Kuteiba war Statthalter von Chorasan, und auch er brauchte acht Jahre, um von hier aus bis Caschgar vorzudringen, wohin indessen nur seine Vorposten kamen. Diesen beiden von einander unabhängigen Feldherren mochte Haddjadj gesagt haben, wer zuerst China erreicht, soll den Oberbefehl über den Nachkommenden haben. Dass Haddjadj diese Befehle nicht in einem Augenblick der Angst ertheilte, geht schon daraus hervor, dass er, wie man sich aus Abulfeda (I. p. 107) überzeugen kann, schon unter dem Chalifen Abd Al Malik einen Feldzug nach Indien anordnen wollte. Was das Zerwürfniss zwischen Haddjadj und Suleiman angeht, so lag dessen Ursache in Welid's Streben, seinen Sohn Abd Alaziz an die Stelle des von seinem Vater zur Nachfolge bestimmten Suleiman zu setzen. Haddjadj unterstützte das Verlangen des Chalifen, und Welid stand kurz vor seinem Tode auf dem Punkte, seinen Bruder Suleiman zu zwingen, seinen Ansprüchen auf die Nachfolge zu entsagen. Das meint wohl auch H. R. mit den etwas unklaren Worten: „Il ordonna de plus à son cousin de ne tenir aucun compte des droits de Souleyman à la souveraine autorité."

Um den Gebrauch vorliegenden Werkes zu erleichtern, ist demselben eine Karte von d'Avezac beigegeben, welche den grössten Theil von Asien mit Angabe aller in demselben genannten Punkte enthält.

Weil.

Mémoires de F. de Roverea, publiés par C. de Tavel. Tome troisième et quatrième. Berne 1848.

(Fortsetzung von No. 43. Jahrgang 1848.)

Diese beiden Bände liefern mit dem Jahre 1815 den Schluss geschichtlicher Denkwürdigkeiten, welche sich eben so sehr durch ihren Gehalt, als ihre schmucklose, freimüthige und anziehende Form auszeichnen. Der Verfasser befindet sich zwar nicht mehr als Obrist der getreuen Schweizerlegion inmitten der kriegerischen und diplomatischen Handlung, aber er hat als unabhängiger, in Welt- und Menschenkenntniss

eingeweihter Privatmann mannichfaltige Gelegenheit zu beobachten gewonnen, und an einem feurigen, gebildeten Sohn, welcher dem englischen Feldlager in Spanien und Portugal folgt, den treuesten Berichterstatter über oft wichtige, mit entscheidende Begebenheiten erhalten. Seinen conservativ-patriotischen Standpunkt verlässt er dabei niemals; ihm erscheint jeder Schlag, welcher den revolutionären Gang Frankreichs, der Schweiz und anderer Lande hemmt, als Fortschritt auf der Bahn des Guten und des Gesetzes; ihm sind Republik und Kaiserthum von vorneherein Gewaltthaten, alle Restaurationskämpfe, etwa mit Ausnahme der Unterthanenverhältnisse, eben so viele Anstrengungen für das Licht- und Legitimitätsprincip, dessen gerechte Sache endlich über den Verrath und die Lüge siegen muss; ihm erscheint Napoleon als erster Consul und Kaiser nur in dem Gewand des Usurpators und Despoten, welcher mittelst seines Genies und rastlosen Ehrgeizes die Sünden der Völker und Fürsten als Geissel Gottes heimsuchen und zuletzt den Sold der Sünde persönlich erndten soll; eine religiös-sittliche Ansicht, welche trotz ihrer historischen Mangelhaftigkeit nicht die schlechteste der zeitgenössischen Auffassungsweisen ist und dabei unparteilichen Ernst keineswegs ausschliesst. Der Verfasser hatte dabei den Vortheil, dass er seit dem Ende des russisch-österreichischen Feldzugs (1799) den unmittelbaren Kriegsdienst zwar aufgab, aber zu seinen Waffengefährten und Parteigenossen im traulichsten Verhältniss blieb, durch Reisen, Briefe und Boten sich genaue Kenntniss der Sachlage erwarb, und selbst das Zutrauen der höhern diplomatischen Kreise und Persönlichkeiten wegen seiner entschieden loyalen Gesinnung ohne alle Zudringlichkeit gewann. Desshalb sind seine Berichte und Urtheile auch über solche Begebenheiten, welche nicht unmittelbar den Hauptgegenstand, die Schweiz, betreffen, nicht selten lehrreich und bisweilen neu. Es mag daher zweckmässig sein, den Inhalt der vorliegenden Bände nach dem doppelten Gesichtspunkt der Fremde und Heimath zu trennen und für die nähere Begründung der ausgesprochenen Ansicht aus beiden Gebieten einzelne Stücke als erläuternde Beispiele zu wählen. Für die allgemeine Zeitgeschichte mögen etliche, auf Teutschland-Italien, Frankreich-Spanien bezügliche Fälle genügen! — Ueber die Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800) wird Folgendes (III, 29) bemerkt: „Obgleich man den Kampf oft beschrieben hat und jedermann ihn kennt, kann ich dennoch nicht umhin, den Inbegriff der mir gegebenen Kundschaft hier mitzutheilen. Melas griff die Franzosen des Morgens an, schlug und drängte sie zurück bis Abends 6 Uhr; da begab er sich

verwundet nach Alessandria und überliess dem Generallieutenant Zach die Verfolgung des Feindes, mit dem Auftrag, über einen bezeichneten Punkt hinaus nicht vorwärts zu dringen. Dieser Befehl wurde nicht befolgt. Da langte, während der Feind floh, eine Nachhut desselben, hauptsächlich aus Reiterei gebildet, unter dem General Desaix an, erneuerte mit Ungestüm das Gefecht, sammelte die Flüchtlinge, verbreitete Unordnung in dem siegreichen Heer und fand nur Widerstand an zwei Jägerschwadronen Bussy; vier volle Reiterregimenter verweigerten unter dem Vorwand, die Pferde seien abgemattet und ein Graben zu überschreiten, den Angriff, wandten plötzlich um und brachten Entmuthigung in das Fussvolk, welches sofort floh und dem Feind einen Theil des Geschützes überliess. Dieser war zu schwach, als dass er sogleich den unerwarteten, glänzenden Sieg benutzen konnte. Was aber noch ausserordentlicher erscheint, ist der Umstand, dass der gefangene Zach zwischen Bonaparte und Melas, welcher an die Gegenwart des erstern bisher nicht glauben will, als Vermittler eines Waffenstillstandes dienen muss. Dieser war für die Franzosen eben so nothwendig, als für die Oesterreicher überflüssig; Generale und Heerschaarenführer der letztern forderten vielmehr die Erneuerung des Angriffs mit dem folgenden Tage. Allein taub gegen ihre Bitten willigte der Obergeneral nicht nur in die dem Feinde sehr nöthige Waffenruhe ein, sondern trat ihm auch mit einem Federzuge die Festen Tortona, Alessandria, Mailand, Turin, Pizzighetone, Piacenza, Coni, Savona, Genua und das Fort Urbino bei Bologna ab; vorbehalten blieben allein die Geschütze der kaiserlichen Giessereien und die Hälfte der angesammelten Vorräthe. Gemäss den Bedingungen dieses Vertrags musste sich das kaiserliche Heer hinter den Mincio zurückziehen und nur die Plätze Mantua, Ferrara nebst Toskana besetzt halten. So erfüllte sich die Vorhersagung des alten Marschalls (Souworow), als er nach dem Fall der Citadelle Tortona's im September 1799 von Melas Abschied nahm. „Man zwingt mich, sagte er, Italien zu verlassen, bevor die Franzosen durch die Einnahme Genua's ganz vertrieben sind. Aber nicht fern ist der Augenblick, in welchem die Oesterreicher bis zu den Pässen Tirols zurückgedrängt euren Herrn nöthigen werden, von dem meinigen die heute verschmähete Hülfe zu erbitten.“

Diese hochmüthige Klage und Prophezeiung des alten Marschalls ist jedoch ohne Grund; er war ja, was bekannt genug ist, bestimmt, die vereinigten Heere in der Schweiz zu befehligen, und konnte schon dessbalb die Uebergabe der Citadelle von Genua bei drängender Eile

nicht abwarten. Kam er doch überdies nach der Schlacht von Zürich zu spät!

Hatten Tollkühnheit und Kleinmuth den Sieg bei Marengo verscherzt, so gab Mangel an rascher Schlussfassung die Hauptursache der Niederlage bei Hohenlinden. „Die Generale Lauer und Kollowrath, heisst es S. 85, wollten mittelst einer kühnen Bewegung den General Moreau umwickeln, welchen der Wald von Hohenlinden trennte; ihn durchzieht seiner ganzen Länge nach die Wiener Hauptstrasse. Auf derselben rückte in Folge eines wunderlichen Zufalls auch Moreau vor, um gleichzeitig den Erzherzog (Johann) zu überraschen. Man war auf beiden Seiten ziemlich weit vorgeschritten, als der Anbruch des Tages den Franzosen durch ihre Plänkler die Gefahr enthüllte; sie waren mitten im Forst auf beiden Seiten fast umgangen und schwer bedroht. Da retteten Geistesgegenwart der Führer und die entschlossene Einsicht der Soldaten aus einer augenscheinlichen Noth. Man warf sich nämlich kühn auf eine schon überflügelnde und in der grössten Sicherheit einherziehende Kolonne, welche, fürchtend, in einen Versteck gefallen zu sein, floh; die zweite Kolonne am entgegengesetzten Waldsaume rasch von vorne und hinten angegriffen, wich gleichfalls. Obschon Kollowrath eine starke und tapfere Reiterreserve, welche im Walde jedoch keinen angemessenen Spielraum fand, herbeiführte, löste sich dennoch das gesammte Fussvolk in wilder Flucht auf und liess viele Gefangene und Geschütze zurück.“ — Eine in Oesterreich bisher beispiellose Unordnung und Zügellosigkeit folgten der durch kopflosen Oberbefehl herbeigeführten Niederlage; ganze Bataillone, Regimenter und Heertheile lösten sich bei dem Vorbrechen des Feindes entweder auf, oder verweigerten den Gehorsam. Wien gerieth in Angst, der Hof flüchtete, die Staatspapiere sanken, der allgewaltige Minister Thugut dankte ab, das Volk raste und forderte den Kopf des Generals Lauer, welcher mit Noth entrann. Kaum vermochte der Erzherzog Karl als Generalissimus den Strom der Zügellosigkeit und Furcht zu hemmen; zwar führte er endlich Gehorsam und einiges Vertrauen zurück, konnte aber keinen Waffenstreit wagen, nur durch schnellen und billigen Stillstand weiteres Unheil abwenden.

Mit besonderer Theilnahme behandelt der Verfasser, dessen ehemalige Waffengefährten hin und wieder unter brittischer Fahne in Aegypten kämpften und litten, (III, 330) den spanischen Unabhängigkeitskrieg. Ein hoffnungsvoller, als englischer Major am Ende des Kampfes getödteter Sohn lieferte dem zärtlich geliebten Vater anziehende

und lehrreiche Nachrichten in Briefen, welche ein rühmliches Zeugniss für Fähigkeit und Gesinnung des jungen Mannes ablegen. Der aufmerksame Leser wird in der ziemlich ausführlichen und umfassenden Mittheilung treffliche Winke und Erläuterungen nicht nur über den Krieg, die vorragenden Persönlichkeiten des Hauptquartiers, sondern auch über die Sitten, den Charakter und Lebensverkehr der Engländer, Portugiesen, Spanier und stellenweise auch der Franzosen finden. Wer sich erinnert an den erstaunlichen Umschwung, welchen der siebenjährige Unabhängigkeitskampf auf der pyrenäischen Halbinsel den erschlafften Völkern des Festlandes brachte, der wird dem jungen Roverea Dank wissen für seine anspruchlosen, lebendigen Schilderungen. Aus der Wirklichkeit gegriffen tragen sie das Gepräge der lautern Wahrheitsliebe und jener jugendlichen Begeisterung, welche nicht nur nach dem Lande der Citronen sehnsüchtige Blicke wirft, sondern auch Beschwerden und Gefahren aufsucht, ihnen kühn die Stirne bietet und im Glauben an den Sieg des Lichtes und der Freiheit stirbt. — Referent kann daher nicht umhin, einzelne Züge dieser wahrhaften Lebensbilder herauszuheben. Die Etikette, der Hof- und Lebenston eines englischen Kriegsschiffes werden also beschrieben (III, 429): „Wie sehr eine menschliche Einrichtung vervollkommnet werden kann, lernt man am besten auf einem englischen Kriegsschiff. Das Stillschweigen, die Ordnung, Sauberkeit, ängstliche Etikette, welche da herrschen, setzen den anwesenden Fremden in Staunen, fast in Schrecken. Die verkörperte Mannszucht würde sicherlich ihre Residenz auf einem Kriegsschiffe dieser Nation wählen; die Gewalt des Befehlshabers ist unbeschränkt, der Seedienst unter einem strengen Capitän in der That peinlich; die frühere Eifersucht zwischen dem Landheer und der Flotte wird jedoch glücklicherweise durch vollkommene Eintracht und Herzlichkeit ersetzt. Hinsichtlich der Etikette mögen folgende Züge dienen. Auf dem Oberverdeck wagt man nur in voller Uniform zu erscheinen; bei der Ankunft muss man den Hut abziehen und dem Hauptmast eine Verbeugung machen; man darf da nicht stehen bleiben, sich setzen, lesen, oder zu zwei mit verschlungenen Armen lustwandeln. Die Hälfte des Verdecks nach der Windseite hin gehört ausschliesslich dem Capitän, und mancher besteht auf diesem Vorrecht. Kommt ein Fremder an Bord, so bezeichnet die Farbe der ihm dargereichten Stricke den Grad der Achtung; zwei grüne Stricke, vier für das Halten derselben bestimmte Matrosen und ein Unterofficier mit silberner Pfeife im Munde bringen die höchste Ehre; zwei rothe Stricke bedeuten eine gewöhnliche Höflichkeit, und

zwei weisse geben Zeichen der stolzen Verachtung (dédain) *). — Die Ueberlegenheit der englischen Marine über die französische entspringt, wie man mir oft sagte, wesentlich aus der strengen Mannszucht der erstern.“ — Dazu tritt, dürfte beigefügt werden, die väterliche Sorgfalt, welche der kranke oder verstümmelte Seemann in dem königlich eingerichteten Hause von Greenwich findet. Der Matrose und Soldat ist seines anständigen Unterhalts sicher und wagt daher, selbst aus materiellen Gründen, leicht Leben und Gesundheit; er thut seine Schuldigkeit, weil ihm bekannt ist, dass auch England die seinige erfüllt. Wie kläglich sind dagegen meistens die Aussichten des Continentalsoldaten; selbst Preussen, das doch mehr oder weniger ein Kriegerstaat ist und sein soll, erfüllt nicht immer die übernommenen Verbindlichkeiten. So lebte noch im Jahre 1847 ein siebenzigjähriger Lieutenant und Ritter des eisernen Kreuzes zu Königsberg von zwölf Thalern Jahrespension!! Könnte man dagegen nicht die Ausgaben der hin und her redenden Kammern verkürzen?

Ueber die Stimmung der Spanier gegen ihre Bundesgenossen und über vorragende Persönlichkeiten des brittischen Hauptquartiers im Jahre 1809 wird neben Anderm Folgendes bemerkt (S. 438): „Nach Badajoz entsandt durfte ich mich von der so oft gemeldeten Ungastlichkeit der Spanier gegen uns, ihre treuen Bundesgenossen, überzeugen; einer alten Dame, auf welche mein Quartierzettel lautete, konnte ich trotz aller Bewerbung um ihre Gunst weder ein Bett zum Lager, noch einen Platz für Bedienten und Pferde abgewinnen; das Haus, sprach die rauhe Herrin, ist keine posada (Herberge). — Spanische Schildwachen wollten mir sogar wehren, auf den Wällen spazieren zu gehen; ich musste an den Degen schlagen, und durch diese kleine Donquichoterie mir, dem Befreier, Recht verschaffen. So übel sieht man uns an. Lord Wellington hatte eben sein Hauptquartier aufgeschlagen; ich wurde vorgestellt und zum Essen geladen. Er ist 42 Jahre alt, sieht aber älter aus; sein Wuchs ist hoch und schlank, sein Gesicht geistvoll, sein Blick durchbohrend; man rühmt seine ausserordentliche Thätigkeit und dass er sich entscheidet und zwar von sich aus. Eine Tafel von zwanzig Gedecken, ein Ueberfluss an den köstlichsten Speisen und Getränken riefen mir die Sticheleien des französischen Moniteur auf die Gewohnheiten und

*) Sollten diese Farben nicht dem unlängst in Berlin und anderswo gestifteten Treubund, Erben und Nachfolger des vorjährigen, demokratischen Modeartikels, dienen können?

den asiatischen Luxus unserer Generale ins Gedächtniss. Das veranlasst mich zu etlichen Bemerkungen über sie .... Der Generallieutenant Sherbrooke z. B. ist wohl der liebenswürdigste Mensch meiner Bekanntschaft; bei einem heftigen Aeussern und aufbrausendem Wesen hat er das beste Herz und viel Verstand. Auch liebt ihn die Armee und fast gegen seinen Willen; denn er sagt unaufhörlich, ein General, welchen man nicht verabscheue, tauge zu nichts; er hat mich als alten Bekannten von Sicilien her sehr freundlich aufgenommen. — Ganz anders ist Lord Wellington; ein Mann der vornehmen Welt und Familie stellt er besser den Obergeneral und grossen Herrn dar. Er wird sehr geliebt und besitzt das Vertrauen der Armee, welche ihn für äusserst fähig, unternehmend und ehrgeizig hält. Man beschuldigt ihn, ich glaube mit Unrecht, des Stolzes; die zuvorkommende Freundlichkeit des unglücklichen Moore besitzt er freilich nicht; auch beschäftigt er sich nicht wie dieser viel mit Instructionen und Reglementen, legt nicht wie Sir John grosses Gewicht auf die Meinung des launischen und meistens neidischen und schlecht unterrichteten Publikums; ja, er lacht über die Ausfälle und Verläumdungen mancher Tagblätter. Dazu bedarf es entweder grosser Selbstbeherrschung oder einer starken Dosis Gleichgültigkeit, eine kostbare Eigenschaft für Jeden, welcher in England einen hohen Posten einnimmt. — Den 75jährigen General Caméron hielt ich bei seinem rüstigen Aussehen für einen Mann von 50 Jahren. Nach dem amerikanischen Kriege hob er ein Regiment seines Stammes, mithin Leute seines Namens, aus. Als später der Herzog von York dasselbe auflösen und einverleiben wollte, sagte ihm der General: „Versucht das ja nicht! Denn selbst der König hat dazu nicht das Recht.“ — Den General Robert Crawfurdt, welcher fünf der schönsten Regimenter befehligt, nennt man einen Narren; aber er ist einer von den talentvollen Narren, welche die Geschicklichkeit haben, sich gefürchtet zu machen.“ — Die Kaltblütigkeit Wellingtons wird mehrmals anschaulich hervorgehoben; den Gang der Schlacht bei Busacco beobachtete er von einem Felsen aus, des Sieges so gewiss, dass ihn nach bereits geschehener Entscheidung der junge Roverea als Ordonanz im tiefen Schlafe fand (IV, 18). „Seine Befehle, heisst es über den Kampf bei Vittoria (IV, 92), waren so klar, dass Missverstehen beinahe unmöglich erschien; seine Ruhe verrieth nicht den wichtigen Augenblick der Gegenwart, die über 100,000 Krieger, über Leben und Ruf des Feldherrn entscheiden sollte; sein Gesicht war freundlich, ohne den mindesten Ausdruck der Ungedult oder Spannung; er trug einen grauen Ueberrock, weisse Weste

und weisse Federn auf dem Generalshut als einziges Abzeichen." — „Die Mannszucht wurde unerbittlich gehandhabt; acht Soldaten, welche Keller eingestossen und geplündert hatten, wurden nach kriegsgerichtlichem Spruch in Gegenwart von drei Regimentern bis auf das Blut ausgepeitscht" (S. 88). — Von den spanischen Generalen werden Mina und La Romana ausführlich geschildert (IV, 6 ff. und 100). Von dem Letztern heisst es: „Er ist klein, schwächlich, ohne imponirendes Aeussere; er scheint fünfzig Jahre alt zu sein und ist es nicht; nachlässige Haltung, ins Graue spielende Haare, traurige und niedergeschlagene Mienen, lassen ihn alt erscheinen. Ohne Physiognomist zu sein, halte ich ihn bei dem ersten Blick für gut, gefühlvoll, nachsichtig; man liest in seinen Gebärden mehr Milde denn Lebhaftigkeit, mehr Verstand denn Genie, mehr Fleiss denn Talent, überhaupt mehr die Bescheidenheit des Privatmannes als das stolze Selbstvertrauen eines Staatsmanns und Feldherrn. Wenn ich seine einfache, freie Haltung, seine wohlwollende, offene Herzlichkeit betrachtete, so sagte ich zu mir: Siehe da einen Führer, für welchen man sich gerne aufopfern möchte!" — Anziehende, aus unmittelbarer Beobachtung geschöpfte Nachrichten werden (IV, 100) über Mina gegeben. „Er ist, heisst es neben Anderm, 30 Jahre alt, von mittler Grösse, einfach und bescheiden in seinem Benehmen, frei von der bei spanischen Officieren häufigen Grosssprecherei; er redet wenig und erscheint beengt (gêné) in Gesellschaft von Generalen oder andern Hochgestellten. Früher war er Bauer (labrador); vom Vetter Mina, welcher die erste Guerilla führte, aber gefangen wurde, entlehnte er den Namen, ursprünglich Espoz geheissen. Seine Bande zählte anfangs hundert Mann, jetzt (1813) ist sie eine Armee von zwölf Bataillons und siebenhundert Pferden; jedem Bataillon folgt eine Compagnie von Ausreissern (déserteurs), von einem Ueberläufer befehligt. Er hat dieses kleine Heer regelmässig bezahlt, verpflegt und mit französischen Uniformen ausgerüstet. Seine Mannszucht ist strenge; sie duldet z. B. nie, dass ein Weib dem Lager folgt; Prügel und schimpfliches Davonjagen halten die Neugier ab." — Zur Charakteristik des Volks liefern die Briefe Roverea's manchen werthvollen Beitrag; der Spanier war mitten im Unglück fest, unbiegsam und von dem endlichen Siege seiner Sache überzeugt; nie, glaubte er, werde sein Vaterland unterliegen, möge der Kampf auch noch Jahre lang dauern und unermessliche Opfer fordern (IV, 9). Den Gegensatz der Portugiesen und Spanier hebt der Verfasser treffend hervor. „Beide Nationen, sagt er (IV, 5), hassen, verachten, misstrauen einander. Jeder Portugiese wiederholt es, dass

man dem Spanier nicht trauen dürfe, und dieser gestattet in seinem Stolz nicht einmal die Vergleichung mit dem Nachbar. Der Eine hält die Sprache des Andern für barbarisch. In Portugal ist das Volk freundlicher, gastfreier und gefälliger; der Bauer zeigt dem fragenden Fremden willig den Weg und verlässt seine Arbeit; der Spanier lässt sich dagegen nicht stören, antwortet einsilbig oder gar nicht. . . . . Was beide Völker etwa gemeinsam haben, tritt in der Verderbniss der höhern Stände hervor; nur die untern Klassen besitzen Muth, Kraft und Vaterlandsliebe." — Ein liebliches Bild zeigt die wohlhabende, fleissige Bauernschaft Leons zwischen der Esla und dem Duero. „Wenn man, heisst es IV, 84, von den schmutzigen Hütten der Portugiesen kommt, so überrascht der Anblick des netten, reinlichen Bauerndorfs in Leon doppelt. Bänke, Stühle, Tische, Haus- und Küchengeräthe sind weiss und glänzend reinlich; die Räume vor den Wohnungen werden jeden Morgen mit dem Besen gekehrt. Die Bauern sind wohl gekleidet, gut genährt und höflich ohne Niederträchtigkeit; ihre Frauen tragen weisses Mieder, gelbe Jacke und rothe Strümpfe; mit ihrem artigen Gesicht und fein gekämmten Haar bilden sie ein auffallendes Gegenstück zu den plump aufgeputzten, schmutzigen Portugiesinnen." — Sollte sich in diesen Merkmalen nicht der ziemlich frei erhaltene Gothenstamm zeigen?

Wie strenge Napoleon und seine Bundesgenossen, besonders in Teutschland, die spanische Post überwachten und jede üble Nachricht möglichst unterdrückten, erhellt aus einer Notiz, welche der englische Generalquartiermeister John Murray dem jungen Schweizerofficier bald nach seiner Ankunft (1809) mittheilte. „Viele eurer Landsleute, sagte er, meinen es gar nicht gut mit Bonaparte. Das weiss derselbe auch sicherlich. Beweis dafür ist ein aufgefangener Brief des regierenden Grossherzogs von Baden an den Marschall Berthier. Bitter beklagt sich jener über euer Land und eure Landsleute. Die Stimmung der Geister, sagt er, ist abscheulich; trotz aller meiner Voranstalten schicken uns die Nachbarn alle Woche zweimal die schlimmsten Neuigkeiten aus Spanien und übertreiben diese sogar" (III, 443). Beherzige man diesen Wink für die leidige Gegenwart! Es war ganz in der Ordnung, dass einen tollkühnen Aufruhr offene Waffen züchtigten und darniederschlugen. Aber kriegsgerichtliche Sprüche und vollstreckte Todesurtheile bessern nicht; sie bereiten nur dem westlichen Nachbar eine gute Stätte und erbittern das Volk.

Die specielle und allgemeine Schweizergeschichte gewinnt auch in den beiden letzten Bänden der Denkwürdigkeiten mannichfaltige

Aufklärung; besonders wichtig bleiben die Beiträge zur Föderalistenbewegung im Herbst 1802 und zu der darauf folgenden Mediation Frankreichs, dann die Aufschlüsse und Beleuchtungen der gegen die Mediationsacte wirkenden Kräfte und entscheidenden Ereignisse. Obgleich hauptsächlich strategische Gründe die Verbündeten gegen Ende des Jahres 1813 bewogen, das Gebiet der Eidgenossenschaft zu betreten und die von ihr erklärte Neutralität nicht anzuerkennen: so haben doch dafür auch einzelne Umtriebe der aristokratisch-föderalistischen Partei gewirkt. Der Verfasser, welcher dem alten Bunde seiner Gesinnung nach angehört, bezeichnet nichtsdestoweniger freimüthig und missbilligend die Ränke und hinterlistigen Winkelzüge des sogenannten Waldshuter oder, wie er sich ausdrückt, Wiener Comite's (IV, 151). Dasselbe wurde, sagt er, geleitet von dem Alt-Generalcommissär Wyss, welchem sich Karl v. Haller und der Graf Johann v. Salis-Soglio beigesellten. Letzterer war ein ehrenhafter, rechtschaffener Mann, aber von Abstammung ein Bündtner, von Geburt ein Irländer, der Stellung nach kaiserlich österreichischer Kammerherr, früher vertraulicher Agent Englands am Wiener Hofe und in Folge der sequestrirten Familiengüter Veltlins persönlich demselben ergeben. Der Ausschuss, im Geheimen einem grossen Theil des Berner Raths verbündet, arbeitete, meint Roverea, dahin, dass die alte Aristokratie wiederhergestellt und desshalb die von der Tagsatzung verkündete Neutralität von dem Hauptquartier nicht anerkannt würde. Die berüchtigte Sendung des später verläugneten Grafen Senft-Pilsach mit den bekannten Nachwehen sei die Folge dieser Umtriebe gewesen, indess die strategisch-militärischen Beweggründe der Verbündeten gegen die schweizerische Neutralität nun auch von der Politik gesteigerte Macht entlehnt und den Einmarsch in die Schweiz geboten hätten. Die zunächst folgenden Zerwürfnisse, Wirren und Constituirungsacte derselben werden sorgfältig beschrieben, durch Urkunden, Briefe und eigene Beobachtungen vielfach erläutert. Neu und, man muss es gestehen, nicht schlecht begründet ist die Muthmassung eines geheimen Einverständnisses zwischen Gliedern der waadtländischen Regierung und dem Alt-Kaiser Napoleon bei dem kühnen, abentheuerlichen Zug von Elba nach Frankreich (März 1815). Im Fall des doch leicht möglichen Misslingens, äussert der Verfasser (IV, 350), habe der Kaiser die Absicht gehabt, sich mit dem kleinen Gefolge durch Savoyen in die Waadt zu werfen und gestützt auf die unter die Waffen gerufene Miliz derselben mindestens das schwer bedrohete Leben zu retten. Joseph Bonaparte, damals auf dem Schlosse Prangins, sei

mit vertrauten Waadtländern in das Geheimniss der kaiserlichen Flucht und Restaurationsplane vollkommen eingeweiht gewesen; die Stimmung des Volks und seiner Führer habe damals wie Monate später in der Waadt und theilweise zu Genf den Bonapartisten entschiedenen Vorschub geleistet. Hinsichtlich des Wiener Congresses und seiner Stellung zur Schweiz weicht Roverea von dem herkömmlichen Urtheil seiner meisten Landsleute, und zwar dem Wesentlichen nach mit Recht, bedeutend ab; er verkennt es nicht, dass die Eidgenossenschaft räumlich und völkerrechtlich gegenüber ihrer beschnittenen Lage unter Kaiser Napoleon nambafte Gewinnste zog, und dass die einzige Einbusse Veltlins mehr auf Rechnung der innern, ungewiss umhertappenden Zerwürfnisse, denn der fremden Vergrösserungsgier gesetzt werden muss. Nicht nur blieben die neunzehn Kantone der jungen, aus der helvetischen Revolution hervorgegangenen Schweiz, sondern es traten auch Genf, Wallis, Neuenburg, letzteres freilich mit einem etwas verzwickten Janusgesicht, als neue Gemeinwesen hinzu. Biel und der Jura brachten Bern unter dem Gedinge der Rechtsgleichheit einigen Ersatz für geminderten Territorialbestand, und das Dappenthal, von dem gefrässigen Frankreich unlängst mitten im Frieden eingestrichen, sicherte die Militärgränze des Waadt- und Genferlandes. Letzteres gewann daneben von Frankreich für seine Abrundung Versoix und einen Theil von Gex; in die eidgenössische Neutralitätslinie wurden endlich die savoyischen Landschaften Chablais und Faucigny gezogen nebst dem Landstrich, welcher von Ugine am mittäglichen Ufer des Sees von Annecy vorbei, bis an den See von Bourget und bis an die Rhone reicht. (S. den Vertrag vom 3. November 1815 bei Snell, Handbuch des Schweizerischen Staatsrechts I, 54 und Roverea IV, 434.) Im Streben, der Schweiz eine ihren Sitten und Bedürfnissen entsprechende Stellung zu verschaffen, gingen die Verbündeten so weit, dass sie aus Gefälligkeit gegen die Basler in einem Zusatzartikel des zweiten Pariser Friedens (20. Nov. 1815) die Schleifung der Hüninger Festungswerke geboten. Nie sollte sie Frankreich wieder herstellen, nie in einer Entfernung von weniger denn drei Meilen von Basel andere feste Schanzen anlegen dürfen (IV, 434). Sicherlich wirkte auf diese Begünstigung und überhaupt auf das Benehmen der Grossmächte die thätige Theilnahme der Schweiz an dem Feldzuge ein. Der Verfasser hätte sie daher nicht tadeln und das verbrauchte Gleichniss vom Eselsfusstritt gegenüber dem kranken Löwen in seine Darstellung aufnehmen sollen (S. 400). Denn ein reines, neutrales Stillsitzen gegenüber dem pseudo-kaiserlichen

Frankreich hätte weder der Ehre noch dem Nutzen der restaurirten Eidgenossenschaft geziemt. Einen besonders guten Freund und Gönner fand dieselbe an dem Erzherzog Johann, welcher die Belagerung Hüningens bis zur Uebergabe (25. August) geleitet hatte. Basel, von dem unbequemen Nachbar befreit, gab daher dem edeln und biedern Fürsten ein glänzendes Freuden- und Dankfest; dem feierlichen Gottesdienst in der St. Peterskirche folgten ein köstliches Gastgelage, an welchem Volk und Soldaten Theil nahmen, des Abends Ball und Beleuchtung. Von tausend Lampen erhellt, zeigte ein Triumphbogen gegenüber dem Münster die Worte: „Das dankbare Basel dem Erzherzoge Johann" (IV, 420). Dagegen befremdete es manchen, wenn die demokratischen Kantone der ehemaligen dreizehnörtigen Eidgenossenschaft eine Entschädigung für die verlornen Unterthanenrechte forderten, und wenn die neuen Kantone St. Gallen, Aargau und Waadt durch eine Art Loskaufsumme die demokratische Habgier auch wirklich befriedigten (S. 422). Alles fügte sich jedoch in die neue, im Ganzen zweckmässige Ordnung der Dinge und „schien, urtheilt der Verfasser, die schmeichelhafte Vorliebe zu rechtfertigen, mit welcher die verbündeten Monarchen bei mehreren Gelegenheiten die Schweiz behandelten" (IV, 423). Damit endigen die Denkwürdigkeiten. Sie liefern, wie schon der Name und das Mitgetheilte beweisen, keine fortschreitende und umfassende Darstellung, wohl aber reiche und aus dem Leben gegriffene Züge und Beiträge zur Geschichte des Zeitalters, namentlich der Schweiz. So wird, um noch ein Beispiel der Art anzuführen, IV, 205 bemerkt, die Waadt habe kurz vor dem Einrücken der Verbündeten, Missdeutung zu begegnen, den hier ausschliesslich aus Affectation (Ziererei) beibehaltenen Titel: „Citoyen, Bürger" durch Rathsbeschluss abgeschafft. Da man noch unlängst in Folge übel verstandener Nachäffung auch in mehreren Bezirken Teutschlands diesen gesellschaften Gruss beliebt hat und noch beliebt, so ist es vielleicht zweckmässig, etliche, der helvetischen Revolutionsperiode angehörige, wenig bekannte Reime aufzufrischen. Sie lauten, Titelkauf überschrieben, also:

„Schon lange kauft' um theures Geld
Die Eitelkeit sich hohe Titel,
Und mancher Narr wird hübsch geprellt,
Manch Fürstchen reich ob diesem Mittel.
Allein seit Adams Zeit kam doch
Ein Titel Keinem je so hoch
Zu stehn als uns der Bürgertitel."

(Falkeisensche Handschriftensammlung zu Basel.)

Ein Schlusswort des Herrn Karl Eynard gibt Nachricht über die letzten Jahre und den Tod des Obristen von Roverea, welcher im August 1829 auf einer Reise zu Laveno in der Lombardei an der Schwindsucht und Altersschwäche starb.

Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogenannten Restaurationsepoche. Vom Anfange des Jahres 1814 bis zur Auflösung der ordentlichen Tagsatzung von 1830. Aus den Urquellen dargestellt von Anton von Tillier. Erster Band XII und 499 S. Zürich, Schulthess, 1848. Zweiter Band 450 S. 8. 1849.

Der in dem Staat und in der geschichtlichen Wissenschaft seines Vaterlandes rastlos thätige Verfasser hatte vor etwa drei Jahren den Stand der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittelungsacte beschrieben, und in diesem Werk ein eben so sorgfältig treues als klares und wohl abgestuftes Gemälde aufgestellt. (S. Jahrbücher 1847. No. 11.) Dieses wird in dem vorliegenden Buch, dessen letzter, die Culturgeschichte enthaltender Theil noch fehlt, auch für die nächsten sechzehn Jahre der Restauration geliefert. Den Begriff des zerfliessenden und mit dem Gegenfüssler Revolution oft missverstandenen Ausdrucks bestimmt S. 5 des Vorworts etwa also: „Wie man nun in ganz Europa alte Gewohnheiten und Begriffe mit neuen Ansichten und Interessen auf eine oft wunderbare Weise zu versöhnen suchte, so war dieses auch in der Eidgenossenschaft geschehen, wo nach der plötzlichen und unerwarteten Auflösung des Vermittelungswerks die Dinge kraus und wirre durcheinandergingen, ohne dass weder die Schweizer selbst, noch ihre fremden, mit den frühern Verhältnissen der Eidgenossenschaft unbekannten Rathgeber dem schweizerischen Volksleben wieder eine angemessene Richtung zu geben wussten. Man hat übrigens die Zustände der Schweiz in der Restaurationszeit häufig mit denjenigen vor 1798 verwechselt, was indessen nur von einer blos oberflächlichen Betrachtung der Rechts- und Zeitverhältnisse herrührt.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Tillier: Geschichte der Eidgenossenschaft.

(Schluss.)

„Die Staatseinrichtungen vor 1798 waren, wenn auch für das neunzehnte Jahrhundert nicht mehr passend, dennoch für die Zeit, in der sie bestanden, weit haltbarer als diejenigen des Jahres 1814, weil sie auf einer bestimmten und durchgreifenden Grundlage, dem altherkömmlichen Lehenrechte, beruhten, während man im Jahre 1814 überall unzusammenhängende, grundsatzlose und darum zugleich lockere und schwerfällige Bestimmungen aufstellte, welche in Zeiten der allgemeinen Aufregung und Erschütterung vergeblich nach einem Grundpfeiler suchten, an dem sie sich halten konnten. So entstand während der ganzen Restaurationsepoche ein beständiger Kampf zwischen Altem und Neuem, ohne dass weder das Alte noch das Neue aufrichtig vertreten gewesen wäre, was nebst vielen nicht mehr zeitgemässen Verhältnissen und an sich schiefen und dem allgemeinen Besten nicht entsprechenden Richtungen zu den Hauptübeln jener Zeit gehörte, während ein langer Zeitraum von Friede, Ruhe und Ordnung für manches Bessere Raum liess, viele treffliche Männer mit Ehre, Würde und Unabhängigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten wirkten, in Kunst und Wissenschaft manches Vorzügliche geleistet wurde, was keineswegs zu verkennen ist." — In diesem eklektisch-synthetischen Verfahren, welches namentlich für die Schweizerverhältnisse galt, liegt allerdings eine Hauptursache des Schwankens und der Ungewissheit. Während man in Frankreich, Teutschland und andern Staaten das monarchische Princip als höhere Einheit festhielt und ihm so ziemlich alle weitere Beziehungen der Gesellschaft unterordnete: wurde in dem restaurirten Bunde der Eidgenossen für die Ausführung der republikanischen Grundkraft keine strenge Folgerichtigkeit beobachtet. Nicht nur liess man, wie in Holstein-Dänemark, Luxemburg-Holland, für den neuen Kanton Neuenburg die Doppelstellung eines souveränen Fürsten und republikanischen Mitstandes zu, sondern stellte auch den Begriff der Kantonalsouveränetät unter schwachen und biegsamen Beschränkungen an die Spitze des Staatsrechts, nahm bei der bün-

dischen Verbindung keine, von der Billigkeit und Umsicht gebotene Rücksicht auf Volkszahl und materielle Kräfte, gab der Kantonalgewalt sogar Befugniss zum einseitigen Abschluss von Handelsverträgen und Militärcapitulationen, hob das in der Mediationsacte noch anerkannte Richteramt oder Syndikat der Tageherren bei heimischen Streitigkeiten auf und ernannte dafür hin- und herzerrende eidgenössische Schiedsrichter der alten Zeit, beschnitt die immer noch bescheidene Machtbefugniss der mediationsmässigen Centralgewalt oder des alljährlich nach sechs Kantonen wechselnden Landammans zu Gunsten der drei neuen, alle zwei Jahre einander ablösenden Vororte, dachte so wenig wie bei der Mediationsacte an ein allgemeines, von der Revolution 1798 anerkanntes Schweizerbürgerrecht und Obergericht, verwarf den Grundsatz der Oeffentlichkeit von vorneherein als gemeinschädlich und führte die alte, aus andern Ursachen kaum haltbare Heimlichkeit der Verhandlungen mit entschiedener Vorliebe von neuem ein, legte endlich für die meisten Kantonalconstitutionen den timokratisch-korporativen Maasstab in so überwiegender Stärke an, dass bevorrechtete Hauptstädte, lebenslängliche oder vieljährige Grossräthe und ähnliche Gebrechen der alten Zeit zurückkehrten und einen anfangs stillen, dann ziemlich geräuschvollen Kampf mit dem mehr demokratisch-repräsentativen Princip begannen. Dass die schweizerische Verfassungssache sich in den Jahren 1814 und 1815 so und nicht anders gestaltete, davon liegt die Hauptursache in dem plötzlichen, durch den Sturz der ausgleichenden Mediationsacte wieder frei gewordenen Auftauchen und Vorherrschen der kantonal-föderalistischen Partei, deren Entwicklungsgang im Herbst 1802 die Dazwischenkunft Frankreichs gestört und der Friede nicht gebrochen hatte. Diesen Moment des Parteilebens hat man häufig übersehen, und dem Einfluss oder Machtgebot der Verbündeten zugeschrieben, was dem Wesentlichen nach den Forderungen, Ansichten und Wünschen der damaligen Schweizer selber angehörte. Von ihnen, das heisst, der langen Tagesatzung mit ihren 288 Sessionen und den Ausschüssen derselben, wurde das neue Verfassungswerk aufgeführt; die wider den französischen Kaiser vereinigte Fremde that weiter nichts, als dass sie den Vermittlungsact für aufgelöst erklärte und bei wachsenden Zerwürfnissen durch die Note vom 20. März 1814 entgegen der von Bern erstrebten dreizehnörtigen alten Eidgenossenschaft den Bestand der neunzehn, bisher gültigen Kantone als Bedingung des Friedens aufstellte. „Die verbündeten Mächte, hiess es neben Anderm, würden die politische Existenz der Schweiz nur insofern anerkennen, als dieselbe die gegenwärtige Gebietseintheilung und die Integrität der neun-

zehn eidgenössischen Stände zur Grundlage haben würde" (I, 113). Diesen fast Kantischen Imperativ und die Territorialfragen ausgenommen, blieb für ihre innern Verfassungsangelegenheiten die Schweiz so ziemlich frei; sie durfte sich die constitutionelle Zukunft nach eigenem Ermessen einrichten, und wenn es etwa nach einem mehr demokratischen denn aristokratischen Maasstabe geschehen wäre, so hätte sich dawider schwerlich ein erhebliches Hinderniss von aussen her kund gegeben. Was man in der Beziehung sündigte oder verfehlte, geschah wie billig auf eigene Rechnung hin; die Streiche, welche man haben sollte, ertheilte man sich, um einen Ausdruck Fichte's zu gebrauchen, von neuem mit eigenen Händen, und beachtete nicht besonders die kostbaren Lehren der im Revolutionszeitalter gemachten Erfahrungen. Diesen Standpunkt der schweizerischen Freiwilligkeit oder Spontaneität muss man hier desshalb hervorheben, weil die öffentliche Meinung selbst noch jetzt ein zu starkes Gewicht auf den fremden Einfluss legt und auch der Verfasser, wie anderswo, so am Schluss des ersten Bandes (S. 482 ff.) ihr über Gebühr folgt. Denn nach seiner Ansicht trägt das Ausland die Schuld, wenn der verhältnissmässig kräftige Bundesstaat der Mediationszeit sich in einen schwerfälligen, unbehülflichen Staatenbund der Restaurationsepoche umwandelte; man habe, meint er, oft nicht ohne Grund bei den Verwendungen der fremden Mächte den Mangel an Folgerichtigkeit getadelt; diese hätten nämlich häufig feierlich ihre Nichteinmischung versichert, während sie doch am Ende vielfach, wenn auch im wohlwollenden Sinne, erfolgte. Wie unbegründet dieser oft gehörte Vorwurf gegenüber dem Constituirungsact ist, erhellt am deutlichsten aus den Verhandlungen am Wiener Congress. Hier überreichte am 15. November 1814 der Bürgermeister Reinhard von Zürich eine Abschrift der neuen Bundesurkunde den für die Schweizersache gevollmächtigten Ministern, und sprach sich wörtlich dahin aus: „Die Schweiz halte sich als Souverain berechtigt, ihre Verfassung sich selbst zu geben. Sie habe solche zwar mit Schwierigkeit zu Stande gebracht, allein jetzt sei sie das Werk und der einmüthige Ausdruck aller zwei und zwanzig Kantone. Sie übergebe solche dem europäischen Congresse nicht aus Pflicht, sondern in der Absicht, darauf ihr Begehren zu gründen, dass in Betrachtung ihrer Lage zwischen den drei Hauptmächten, Deutschland, Frankreich und Italien, und ihrer wichtigen Stellung für den angreifenden Theil, die Schweiz, was auch das allgemeine europäische Interesse ohne Zweifel erfordere, für immer als neutral erklärt werden möchte. Zur Befestigung und Handhabung ihrer Unabhängigkeit und

Neutralität begehre sie ferner die Rückerstattung ihrer alten Gränzen, und wenn auch auf einigen Punkten Verbesserungen derselben Platz finden könnten, so würde sie solche auf (für) den gleichen Zweck und auf (für) die gleiche Befestigung des Zusammenhangs der äussern Theile mit den innern benutzen." (S. Reinhards Leben von Muralt S. 297.) Dieses dreifache, gerechte Begehren fand vollkommene Anerkennung, Beweis, dass die Schweiz bei der Gestaltung ihrer Innenverhältnisse nach dem Maas der damaligen Sachlage freie Hand besass, also auch Verantwortlichkeit für die etwa schlimmen und guten Folgen des Verfassungswerks sowohl gegenüber dem Bunde als den Kantonen. Wenn nun die aus der für künftige Constitutionsbefugniss unentbehrlichen Freiwilligkeit und dem Parteigange entsprossene Rückkehr zu manchen veralteten Satzungen und Bräuchen dem neuen Zeitgeiste keineswegs entsprach, so sind das Missbehagen und der oppositionelle Kampf eben die Früchte wirklicher, bisweilen auch nur scheinbarer Fehlgriffe und wie anderswo Quellen des Fortschritts und der Wahrheit geworden; man kann sie beklagen, aber nicht von vorneherein verdammen und als Eindringling dem Auslande zuschieben. Dies ist eben so unstatthaft, als wenn z. B. die weiland Frankfurter Nationalversammlung die Ursachen ihrer Wirren und Missgriffe nicht in der eigenen Brust, sondern in den Umtrieben und Machtgeboten der hier doch nur schwach betheiligten Fremde suchen wollte. Mit Ausnahme dieses etwas national-empfindlichen Vorurtheils hat Herr Tillier den schweizerischen Constituirungsact oder die Geschichte der wichtigen Jahre 1814 und 1815 vortrefflich und in grösster Ausführlichkeit behandelt; der ganze erste Band beschäftigt sich mit dem Gegenstande, erläutert aber dabei zweckmässig auch den einen oder andern Hauptzug der allgemeinen Zeitentwicklung, z. B. den Wiener Congress, die Rückkehr und den Sturz Napoleons. Wie tief der letztere einwirkte, geht aus einzelnen, ihrer Geringfügigkeit wegen in die Darstellung wahrscheinlich nicht aufgenommenen Zügen hervor. „Der Neppi (Napoleon), rief z. B. in einer Bernischen Alphütte der staunende Senn aus, ist wieder da!" — „Weil, meldete der Rathszettel einer bekannten Gränzstadt, M. H. Herren die Kunde von der Ankunft des gewesenen Kaisers in Frankreich erhalten haben, so ist schleunig die Wache am Thor nach Frankreich hin um vier Mann zu verstärken." — Alles, was in dem letzten, auch von der Eidgenossenschaft thätig geführten Napoleonskrieg gegenüber der Schweiz von Belang ist, hat der Verfasser mit Recht sorgfältig behandelt. Der sehr zerstückelte und desshalb schwierige Stoff ist in dem ersten Bande so vertheilt, dass

das erste Buch mit fünf Kapiteln die Ereignisse vom Neujahr 1814 bis zum Zusammentreffen der neunzehnörtigen Tagesatzung am 6. April 1814 beschreibt, im zweiten Buch die Begebenheiten von da bis zur zweiten Vertagung am 16. August, im dritten von da bis zur festen Kunde von Napoleons Rückkehr (11. März 1815), im vierten Buch von da bis zur Auflösung der langen Tagesatzung am 31. August, im fünften endlich von da bis zum Schluss des Jahres geschildert werden. Diese Sonderung erscheint vielleicht Manchem zu lose und zu wenig gegliedert. — Der zweite Band enthält in acht, nach den zweijährigen Vororten chronologisch geordneten Kapiteln die Geschichte der Eidgenossenschaft vom Anfange des Jahres 1816 bis zur Auflösung der ordentlichen Tagesatzung von 1830. Den Mittelpunkt der einzelnen, locker verbundenen Stücke bildet die Schilderung der diplomatisch-polizeilichen Thätigkeit, welcher natürlich bei dem allgemeinen Repressivsystem Europa's die Schweiz nicht fremd bleiben durfte. Sie hat auch wirklich und bisweilen in vollem Maasse den Argwohn und Groll der reich bezahlten Agenten und Späher empfunden; denn diese mussten schon wegen des Anstandes und um doch dem glänzenden Solde zu entsprechen, etwas thun, bald die winzigen Plane zersprengter Flüchtlinge in riesenhafte Revolutionsentwürfe umwandeln, bald Ausfälle und Angriffe der Presse im Namen des bedroheten Fürsten- und Völkerfriedens rügen, überhaupt den meistens lang- und gutmüthigen Behörden weder Ruhe noch Rast vergönnen. Preussen, Russland, Oesterreich standen dabei gewöhnlich im ersten, Frankreich, Savoyen-Sardinien und die kleinern Staaten Teutschlands im zweiten Treffen; Papst und Nuntiatur handhabten das schwere geistliche Geschütz, welchem die Jesuiten eine vervollkommnete Kunstrichtung zu geben wussten. Einzelne, sonst ehrenhafte und verdienstvolle Staatsmänner gingen sogar in ihrem Legitimitätseifer so weit, dass sie in Folge falscher Begriffe und Nachrichten die Schweiz für ein Hauptquartier und Sammellager aller europäischen Revolutionärs hielten und ernsthaft anzugreifen trachteten. Namentlich hatten die Berichte der Agenten, z. B. des Notenverfälschers Fauche-Borel aus Neuenburg, so stark auf den Fürsten Hardenberg eingewirkt, dass nur der Tod wirklichen Offensivplanen Ziel setzte. „Wenn jener Staatsmann, äusserte im Sommer 1828 der preussische Gesandte in London, Freiherr von Bülow, gegen den Verfasser, noch einige Jahre länger gelebt hätte, so wäre es um euch geschehen gewesen" (II, 249). Indem man die Wirklichkeit und Kraft des Hardenbergischen, fast unbegreiflichen Zornes auf sich beruhen lässt, bleibt so viel gewiss,

dass in den Jahren 1823 und 1824, als Frankreichs Ritterheer die Pyrenäen überschritt, die verbündeten Grossmächte durch Noten und andere Werkzeuge der Diplomatik im grossartigen Stil wider den eidgenössischen Bund einschritten und ihn nöthigten, gegenüber der Presse und dem herkömmlichen Asylrecht förmliche Ausnahmsgesetze, wenn auch nur provisorisch, zu beschliessen. Den lehrreichen Her- und Ausgang dieser wichtigen Staatsactionen, welche an Shakespears: „viel Lärmens um nichts" erinnern, hat Herr Tillier weitläufig und meistens nach bisher ungedruckten Quellen im fünften Kapitel auf anziehende Weise beschrieben. Auch Referent befand sich, wie er hier zweimal gedruckt lesen muss (S. 235 und 267), auf dem index librorum prohibitorum, und zwar hauptsächlich, kann man beifügen, desshalb, weil der selig verstorbene Hofrath Gentz in dem damals (1821) erschienenen Werk über die Hellenischen Staatsverfassungen allerlei Unheimlichkeit ausgewittert und als Höhepunkt eine selbsterfundene Theilnahme am angeblich wandernden Revolutionscomité hinzugedichtet hatte. Den ersten Anlauf des diplomatischen Ungewitters machte am 31. März 1823, am Tage des Einzuges der Verbündeten in Paris, die österreichische Gesandtschaft; sie übergab zahlreiche Verzeichnisse übel beläumdeter Fremden, klagte über das Dasein eines wandernden, hauptsächlich zu Paris und in der Schweiz geborgenen Umwälzungsvereines, erwähnte in weiteren Unterredungen verborgene Waffenvorräthe, namentlich in den Kantonen Basel und Graubünden, und beschwerte sich über die Verwendung politisch anrüchiger Männer bei öffentlichen Lehranstalten (II, 234). Diesem Geplänkel folgten fast gleichzeitig in viel gelesenen Blättern Europa's allerlei bedenkliche Gerüchte über die Schweiz, so dass im Oberhause der Markis von Landsdown den Grafen von Liverpool förmlich anfragte, ob die brittische Regierung einige Kenntniss von einem Vertrage habe, welcher, am 21. März abgeschlossen, Oesterreich zur Besetznng der eidgenössischen Lande berechtige. Der Minister verneinte, gleich wie im Unterhause Canning gegenüber dem fragenden Lord Brougham. Selbst die Bernische Regierung musste gegen ähnliche Gerüchte und Umtriebe ernsthaft warnen und die Landleute, welche zornig wurden, beruhigen (II, 250). Dagegen enthüllte eine in Glarus gedruckte Flugschrift mit schonungsloser Freimüthigkeit den geheimen Zusammenhang der laufenden Wirren, nannte einzelne Anzettler und Kundschafter, unter ihnen den Herrn von Haller, welcher mit den Freiburger Jesuiten, dem Herrn von Wyenberg und unzufriedenen Aristokraten die Restauration der Schweiz übernommen habe, und schloss

mit den Worten des sterbenden Attinghausen bei Schiller: „Seid einig, einig, einig!“ (II, 265). — Als nun die Fortschritte der Franzosen in Spanien bedeutender wurden, steigerten sich auch in der Schweiz die Ansprüche und Forderungen der Diplomatie; ein wahrer Notenhagel traf den Vorort in Betreff der Presse und Fremdenpolizei; man verlangte ungestüm die Ausweisung der zahlreichen, in den Listen aufgeführten Verdächtigen und bot im Namen der Mächte Hülfsgelder an, wenn die gefährlichen Menschen nach Amerika gebracht würden; Sardinien zählte z. B. 118, Oesterreich 67 Personen auf. Die Tagesatzung gab endlich nach und lud in ihrem Conclusum vom 14. Juli die Stände ein, die Druckschriften und Fremden strenger zu überwachen (S. 256). Diese Massregeln genügten aber noch nicht; im folgenden Jahre (1824) begannen neue Plackereien, welchen man theils wie Basel hinsichtlich eines gestellten Auslieferungsbegehrens würdevoll widerstand, theils Geduld entgegensetzte und dadurch den Gegner abmattete. Ueberdies hatte mancher Gesandte, wie bald klar wurde, aus Wohldienerei in der Form den Auftrag seines Hofes überschritten, mancher Kundschafter, um seinen reichen Sold nicht umsonst zu verzehren, Verschwörungen und Gefahren aus der Luft gegriffen, in der Mücke den Elephanten erblickt. Der gesunde Volkssinn warf daher den unnützen Ballast, das ausserordentliche Conclusum von 1823, allmählig über Bord, handhabte die Fremdenaufsicht ohne Lieblosigkeit und Härte, streifte in einem langen, heftigen Kampfe die Fesseln der Censur noch vor der sogeheissenen Julirevolution in den meisten Kantonen ab und lebte dabei mit Gott und der Welt, d. h. der Diplomatik, im tiefsten Frieden. Alle Hirngespinnste, welche die Schweiz als Mittelpunkt Gefahr drohender Umtriebe und Verschwörungen dargestellt hatten, zerrannen in sich selber; ja, Frankreich, dessen hochmüthiger Markis de Moustier in den Vorderreihen mürrischer Kritik und Splitterrichterei gekämpft hatte, gab bald wiederum das Zeichen zur wirklichen Revolution. Mit dem Ausbruch derselben und ihren Eindrücken auf die an innern Gährungsstoffen keineswegs arme Eidgenossenschaft beschliesst der Verfasser seine lehrreiche Geschichte der Restaurationsepoche. Sie ist um so zeitgemässer, je bestimmter einzelne Verhältnisse, Grundsätze und Erscheinungen in unsern und den nächsten Tagen, wenn auch aus andern Ursachen und in andern Formen, sich zu wiederholen scheinen. Dahin gehört namentlich die dermalen vielfach besprochene Flüchtlingsfrage; sie hat sich, wie denn jetzt alles massenhafter auftritt, in geometrischen Reihen vom Einfachen bis zum Zusammengesetzten fortschreitend ent-

entwickelt; die vier Dutzend, welche 1823 etwa den Grundstein bildeten, erzeugten innerhalb eines Jahrzehents bei der zweiten kritischen Umschau (1835) eben so viele Hundertschaften, und diese wuchsen, da der politische Froschlaich des grossen Jubel- und s. v. Narrenjahres 1848 in den Nachbarsländern aufging, unlängst bis zu zehen oder zwölftausend, insonderheit germanischer Zunge und Sippschaft, an. Eine kleine Armee trat nach kurzem, theilweise blutigem Bürgerkriege mit Geschützen, Waffen und Rossen aus dem Badischen auf das eidgenössische Gebiet, Schutz suchend, über. Es ist leicht, diese Flüchtlinge sammt und sonders, wie es bereits geschah, für vogelfreie Hoch- und Landesverräther zu erklären, schwer, ja, unmöglich, den Begriff in Bausch und Bogen durch hinlängliche Gründe zu rechtfertigen. Denn der Kampf war ein bürgerlich-politischer, die Ursache und Quelle desselben eine Verflechtung vielfacher, auf beiden Seiten begangener Fehlgriffe, drängender, bisweilen schicksalsvoller, Umstände. Die Soldaten und Wehrmänner haben ihren Fahneneid gebrochen und Strafe verdient, aber auch die acht und zwanzig Regierungen und Völkerschaften, welche das Wolkengebilde der Frankfurter Reichsconstitution mittelst feierlichen Gelübdes annahmen, haben ihren bürgerlichen Eid gebrochen und Strafe verdient. Schon dies beweist für das Dasein einer innern, ernsten Verwicklung, deren Knoten nicht das Schwert allein zerhauen darf und kann. Vernunft und Gerechtigkeit müssen schalten. Nichts ist daher natürlicher, als dass die betheiligten Staaten Teutschlands entweder mit Ausnahme überwiesener Führer eine allgemeine Amnestie ertheilen, oder aber die Kosten und Anstalten für geregelte Colonisirung der Flüchtlingsmassen hergeben und einen Plan ausführen, welchen die Diplomatie bereits 1823 hegte. „Gestützt auf ein in Paris verfasstes Protokoll, sagt Tillier (II, 265), verlangte der Gesandte die Ausweisung der bezeichneten Flüchtlinge, die Ertheilung der nöthigen Pässe an dieselben in irgend ein anderes Land, als das Gebiet der betreffenden Mächte, Spanien und Portugal, vorzugsweise nach Amerika, wofür die europäischen Mächte Unterstützung anzubieten bereit waren.“ Dazu könnten auch die einherstolzirenden, monarchisch-constitutionellen Vaterländler nach breitester demokratischer Basis, als theilweise intellectuelle Urheber des von ihnen jetzt mit unbarmherziger Strenge verfolgten Demokratenwesens, namhafte Beiträge liefern. Was Billigkeit und Völkerrecht fordern, wird sicherlich die Schweiz thun; sie kann aber weder Flüchtlinge, wenn rein politische Klagen vorliegen, ausliefern

und wegweisen, noch die Massen derselben Jahre lang herbergen und ernähren; Sachen, als da sind Pferde, Kanonen und Waffen, mag sie nach Abzug der Atzungskosten dem Besitztitel führenden Inhaber überliefern, Menschen aber, welche ja nicht in das Sachenrecht fallen, allein auf dem angedeuteten Wege zur Ruhe und festen Ansiedelung bringen. Denn nur grobe Verbrecher, als Diebe, Räuber u. s. w. können laut völkerrechtlichen Begriffen keinen Anspruch auf die Wohlthat des Asyls erhalten. (Vergl. L. Snell, Handbuch des Schweizerischen Staatsrechts I, 484 ff.)

Der Prozess des am 5. März 1640 enthaupteten Teutsch-Seckelmeisters Johannes Frischherz von Bern, neu nach den Quellen bearbeitet von B. Fetscherin, Dr. philos. und Alt-Regierungsrath u. s. w. Zürich, bei Schulthess. 1849. 195 S. 8.

Während des langen und zähen Verfassungskampfes in der römischen Republik hat die herrschende Aristokratie mehr als einmal unter dem Deckmantel der öffentlichen Wohlfahrt Justizmorde begangen. Als Opfer derselben fiel bekanntlich in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. C. von Allen, so ihn kannten, beklagt, der reiche plebejische Ritter Spurius Mälius; durch seinen Tod sollte die Plebs für viele Jahre vom Streben nach den hohen Würden abgeschreckt werden. Man ging dabei so weit, dass nach glaubwürdigen, erst jetzt bekannt gewordenen Berichten der angebliche Hochverräther ohne Untersuchung auf Befehl des Senats von dem jungen, feurigen Patricier Servilius Ahala öffentlich niedergestossen wurde *). Bei diesem Anlass bemerkt Niebuhr, welcher den Justizmord nur muthmassen, aus Mangel hinlänglicher Quellen nicht überzeugend nachweisen konnte, Folgendes: „Nirgends sind die Charaktere härter, nirgends ist Trotz gegen Gewissensbisse für die Zwecke einer Faction, neben grossen Tugenden, einheimisch gewesen, wie in aristokratischen Republiken, nicht im Alterthum allein. Männer von sonst fleckenlosem Wandel haben in ihnen als Fanatiker, oft ohne Leidenschaft, für ihre Faction das reinste und edelste

*) Fragmentum Dionysii Hal. bei Müller, Fragm. historicorum Graecorum t. II. p. 35. Dionysios beruft sich auf Cincius Alimentus und Calpurnius Piso, welche von der gewöhnlichen Erzählung bei Livius und Andern wesentlich abweichen.

Blut vergossen. Der seditiose Demagog war oft nicht so blutig; aber gewöhnlich, wenn er mordefe, nicht so reiner Fanatiker wie sie; denn er handelte mehr für sich, weniger für die Idee seines Standes. Doch waren jene auch nur das edlere Raubthier." (Römische Geschichte II, 192.) Dieses strenge, aber gerechte Urtheil eines edlen und scharfsinnigen Mannes wird durch den parlamentarischen Entwicklungsgang nicht nur des Alterthums, sondern auch des Mittelalters und der neuern Zeit vielfach bestätigt. Jedoch tritt hier neben Anderm der bedeutende Unterschied auf, dass die antiken Freistaaten einen stärkern Nachdruck auf die Hoheits- und Ehrenrechte der Gesammtbürgerschaft legten und desshalb die Verwaltung der öffentlichen Gelder den Ausschüssen, Senat, Rath, mit Vorbehalt der Rechenschaft überliessen, die neuern Gemeinden aber bei steigendem Einfluss der pecuniären und materiellen Interessen die Bewilligung und strenge Controle des Büdgets der Gesammtheit oder den Vertretern derselben, grossem Rath, Unterhaus u. s. w., ausschliesslich übertrugen, und die Finanzen mehr oder weniger als Zünglein der staatlichen Waagschale betrachteten. Dieses Verhältniss wirkte denn auch auf die Art des Parteikampfes zwischen Aristokratie und Demokratie zurück; in Rom und Griechenland griff man den politischen Feind mehr von der staatsrechtlich-juridischen Seite an, im Mittelalter und in der neuern Zeit gewährten häufiger Haushalt und Besteuerungswesen für Volks- und Geschlechterpartei den Ausgangspunkt der Operationslinie; rein politische Zwecke und Bestrebungen hüllten sich in den finanziell-staatswirthschaftlichen Mantel für Angriff und Abwehr ein. Bei dem Wachsthum wirklicher und scheinbarer Bedürfnisse, des Handels, Verkehrs und Gewerbes konnten sich, wenn auch Ehrgeiz, Rechts- und Hoheitsgefühl ungeändert blieben, die Verhältnisse und Abstufungen der kämpfenden Hauptparteien nicht anders gestalten; das Pindarische Wort: „Geld und Geld macht den Mann!" *) verlor seine Bedeutsamkeit nicht, ja, erhielt, wenn auch von andern Kräften gezügelt und niedergehalten, steigenden Curs. Anklagen auf unordentlich oder gar unredlich besorgten Haushalt enthielten daher in der Regel das sicher treffende Todesgeschoss, wenn auch nicht sowohl Eifer für den Staatsseckel als politischer Hass im Hintergrunde wirkte. Das grosse Publikum sah, und auf seine Weise nicht ohne Ursache, die leibliche Wohlfahrt als den Zweck des gesellschaftlichen Vereins an, be-

*) Isthm. II, 17.

trachtete schlechte Finanzwirthschaft als den Boten des allgemeinen Untergangs, liess sich dagegen, wenn die Einkünfte gut standen und die Steuern erträglich waren, andere Miss- und Eingriffe der Regierung ohne weiteres gefallen. Eben desshalb kamen vermögliche oder reiche Geschlechter leicht zur Macht, weil sie wohlfeil und uneigennützig schalteten, sanken aber, wenn entweder der Gewerbsstand in der Wohlhabenheit als Nebenbuhler auftrat, oder begründetes Misstrauen in die Ordnungsliebe und Redlichkeit der Verwaltenden setzte. Umgekehrt konnten diese als Träger der Aristokratie oder des Patriziats plebejische Concurrenz im Staate am sichersten dadurch abhalten, dass sie auf die Ehrlichkeit der Finanzen hinwiesen und einen etwanigen Emporkömmling aus den untern Bürgerreihen mit der Makel des liederlichen oder unredlichen Haushalters behafteten. Denn sodann unterdrückte das Volk, die Gemeinde, anderweitigen Argwohn und Hass; ihm erschienen die regierenden Machthaber als wahrhafte Väter, welche, wenn auch nicht für die geistige, doch leibliche Wohlfahrt der Kinder gewissenhaft sorgten. Ein merkwürdiges Beispiel der Art bietet die innere Geschichte der Stadt und Republik Bern um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Von da an nämlich bis zum Ende desselben bildete sich allmälig das sogenannte Patriziat oder Geschlechterregiment aus. Es fand wie in den meisten Städtekantonen der Schweiz keinen bedeutenden Widerstand; religiös-politische Wirren, Kriegsdrangsale, staatsmännische und militärische Verdienste, ökonomische Unabhängigkeit, Treue in der Verwaltung des Gemeindeseckels, strenge, unparteiische Rechtspflege, — diese Eigenschaften und Umstände förderten den Sieg der Geschlechter. Sie schlossen sich, Wappenadel und ehrbare Bürger vereinigend, allmälig gegen die Mitregentschaft der Gemeinde zu Stadt und Land ab, hielten ihren Familien den Rath und die höhern Staatsämter allein offen. Etwanige Lücken wurden ergänzt durch Aufnahme neuer Regimentsfähigen, unbequeme und gefährliche Vertreter der Gemeinde, der Demokratie, dergestalt neutralisirt oder auch, wenn sie im Kreise der Regierenden Opposition bildeten, bei gegebener Blösse in Staatsprocesse verwickelt und unschädlich gemacht. Dieser letztern Richtung gehört der Rechtsfall an, welchen die vorliegende, aus den Akten und andern seltenen Quellen geschöpfte Abhandlung mit Fleiss, Belesenheit und Scharfsinn erläutert. Nach der gewöhnlichen, von dem Referenten auch bisher gehegten Ansicht ist das Opfer als Frucht eigener Unordnung und Unredlichkeit dem Tode verfallen, wie Herr Fetscherin aber überzeugend

zeigt, als Gegenstand des politischen Hasses, darin nicht unähnlich dem vorgenannten römischen Ritter Spurius Mälius. Ueberhaupt ergänzen einander Zeiten und Völker durch Lehren und Thaten. Die Gränzen dieser Blätter, so wie das specielle Gepräge der übrigens an einzelnen, charakteristischen Zügen für die Kenntniss der Sitte und Bildung reichen Schrift gestatten jedoch nur eine kurze Bezeichnung des Herganges. Johannes Frischherz, seit dem Jahre 1636 Teutscher Seckelmeister oder erster Finanzbeamter für die teutschen Bezirke des Kantons Bern im Gegensatz zu den wälschen Landen, entstammte einer kleinern bürgerlichen Familie, welche seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts zu den Ehrenämtern, oder in den Stand, wie man es nannte, gelangte. Er hatte in den untern Stellen und auch bei der Verwaltung seines hohen, der Schultheissenwürde zunächst stehenden Amtes, auf vielfachen Gesandtschaften und Missionen, ungewöhnliche Thätigkeit und Einsicht, dabei Treue und Redlichkeit gezeigt. Sein Aeusseres war anziehend und würdevoll, seine Zunge beredt, aber etwas spitz, namentlich gegenüber Anmassungen der Geburt oder soldatischen Hochfahrt. Als einst der berühmte und angesehene Generalmajor Ludwig von Erlach, Waffengeführte und Nachfolger des Herzogs Bernhard von Weimar, ein abentheuerlicher, stolzer Herr, gestiefelt und gespornt in den Rath kam, wies ihn der bürgerliche Seckelmeister ernstlich zurecht. Das vergass der Gekränkte dem „Federhans" nie, wie er denn auch in seinen Denkwürdigkeiten (mémoires historiques) bemerkte: „Frischherz, einer plebejischen Familie entsprossen, hasste das Patriciat und war den Wahlen solcher Familien in den grossen und kleinen Rath entgegen, da sie ohnehin schon zu mächtig geworden waren; eine bedeutende Partei unterstützte ihn. — Allerdings war er schuldig, wurde aber vielleicht zu hart bestraft, weil er ein Gegner des Patriciats war" (S. 18). Zu dem starken, den Patriciern gegenüber bisweilen stolzem Selbstgefühl des Seckelmeisters, welcher nur Gott als Obern ruhmredig anerkennen wollte, trat eine abweichende Ansicht der auswärtigen Politik. Er rieth offen und entschieden von der überwiegenden Neigung zu dem ehr- und ländergierigen Frankreich ab, mahnte an die österreichische Erbeinigung, laut welcher die Parteinahme für die Gegner mindestens unstatthaft sei, rügte es scharf, dass etliche vornehme Standespersonen seit einigen Jahren vom französischen König oder von seinem Gesandten Hauptmannschaften angenommen und dieselben für gutes Geld Andern übergeben hätten (S. 21), erinnerte an die schädlichen Folgen dieses unwürdigen, allen Verträgen

zuwiderlaufenden Handels, deutete auf die Zeit hin, wo Ludwig XI, Friedrich von Oesterreich und Karl der Kühne sich verbunden hätten wider die Eidgenossenschaft, deren Untergang ohne Gottes sondere Gnade unvermeidlich gewesen sei. Jedoch war der strenge Censor auch nicht ohne Fehlgriffe und Blössen geblieben; er hatte nach dem damaligen Modeton bei mehrern Gelegenheiten, etwa beim Abschluss von Kaufcontracten, entgegen dem Verbot Geschenke nicht sowohl an Geld denn an Bechern und Silbergeschirr angenommen, im Ueberdrang seiner mannichfaltigen Geschäfte die Rechnungsbücher etwas nachlässig geführt und Unordnungen aufkommen lassen, endlich, was hin und wieder Scheelsucht erwecken mochte, ein für jene Zeit bedeutendes Privatvermögen (121,905 Pfund), wenn auch ohne Unterschleif und Unredlichkeit, angesammelt und dabei oft Seitenblicke auf üppige, liederliche Haushalter geworfen (S. 169). Diesen Augenblick der Blösse benutzten die schlauen und enge verbündeten Widersacher; sie forderten entgegen dem bisherigen Brauch im Julius 1639 ziemlich barsch durch den Schultheiss von Erlach Erläuterungen über mehrere Punkte der letzten Halbjahrsrechnung. Der trotzige Seckelmeister sandte sie aber ungeändert dem grossen Rath der Zweihundert ein, bemerkend, er könne daran nichts ändern und bessern. Diesen Fehlgriff, Frucht der Eitelkeit, benutzte man sogleich, setzte einen Prüfungsausschuss nieder, welcher auf alle schon quittirten Rechnungen zurückgriff, begnügte sich nicht mit dem Erbieten, einzelne Nachlässigkeiten durch Schadenersatz gut zu machen, schrieb mit geschäftiger Eile Zeugen und Nachforschungen aus, gebot Hausgefangenschaft und traf so bedenkliche Anstalten, dass der Bedrohete gen Biel entfloh (21. August), um das „Waldwasser einstweilen über sich ergehen zu lassen“ und von sicherer Stätte aus seine Vertheidigung „klar wie die Sonne an den Tag zu bringen“ (S. 55). Jetzt war der Sturz des gefährlichen Mannes entschieden; seine rechtfertigende Schrift, aus welcher theilweise Nachlässigkeit, aber nicht wissentliche Veruntreuung für den Unbefangenen hervorgehen mochte, wurde als ungenügend abgelehnt, der Verfasser als schuldig ungetreuer Amtsführung aller Ehrenstellen entsetzt und, um den Schaden zu decken, mit Leib und Gut der Stadt zugesprochen (17. September). Der nun schwer Bedrängte, welchen bei dem Stillsitzen der theilnehmenden Bürgerschaft Adel und Geistlichkeit verfolgten, wollte seine Sache an den Vorort Zürich und die Tageherren bringen, wurde aber von dem Generalmajor von Erlach, dem alten Feind, in Rheinfelden hinterlistigerweise aufgefangen und an Bern ausgeliefert. Das Gefolge lebte

laut Vollmacht unterwegs ganz üppig, wie denn auch absichtlich die Haftkosten sehr hoch angeschlagen wurden, um theils Aufsehen zu erregen, theils dem Vermögen des jetzt gedemüthigten Widersachers eine reichliche Aderlässe beizubringen (S. 141). Die neu angehobene Untersuchung, von den erbittertsten Feinden des Angeklagten geführt, hatte vorzüglich ein sogenanntes Memorial zum Gegenstand, das unter den Papieren zu Rheinfelden gefunden, „mit schändlichen Zulagen gegen ansehnliche Standespersonen und Lästerungen gegen die Obrigkeit auftrete", die er darin „als meineid, tyrannisch, lügenhaft, leichtfertig und unbeständig verschrieen und auch schlechter Haushaltung beschuldigt habe" (Jänner 1640). Weder Verhöre, noch Zusprüche der Geistlichen und Androhung der Folter konnten Wochen lang wiederholt dem Gefangenen ein Geständniss der Schuld abpressen; er behauptete jetzt wie früher, dass er hinsichtlich der Finanzklage wissentlich und vorsätzlich keine Untreu und Gefährde verübt, wohl aber vielleicht aus Nachlässigkeit bei dem Geschäftsdrang hier oder dort gefehlt, solche Schuld jedoch bereits durch Einziehung des Guts hinlänglich gebüsst habe. In Betreff der Lästerschrift, des angeblichen crimen laesae majestatis, habe er es nicht so böse gemeint; „er habe sie, die nur ein Brouillon, eine Sudelschrift sei, im Unwillen verfasst und nie im Sinne gehabt, sie zu veröffentlichen" (S. 144). Dafür spricht auch für den Unparteiischen das Abgerissene, Notizenmässige der Ausführung im Original, welches Herr Fetscherin aufgefunden und mitgetheilt hat (S. 152 ff.). Nichtsdestoweniger wurde Frischherz am 5. März von den Zweihundert mit einem Mehr von nur zwei Stimmen als schuldig der untreuen Verwaltung des Staatsguts und der beleidigten Majestät an das Schwert verurtheilt und alsobald in Gegenwart des staunenden Volks unweit dem Rathhause enthauptet. Ueber seinen Tod meldete Pfarrer Forrer, welcher ihn einen Miethfrass, Schwätzmaul und Abholden der Geistlichkeit nennt, etliche Tage später einem Freund: „Er hat von Gottes Gnaden ein denkwürdig geduldig standhaftes Ende unter aller Burgerschaft und zugeloffenen Gästen (Fremden) Augen gehabt." — Sollte nicht schon diese ruhige Fassung nach so langen Leiden und Plackereien für das gute Bewusstsein des mehr aus politischen denn haushälterischen Gründen aufgeopferten Mannes Zeugniss ablegen?

Referent kann diese kleine Schrift als Muster urkundlicher Forschung nur empfehlen, muss es aber bedauern, dass zu häufig polemische Abschweifungen, namentlich gegen Herrn Tillier, den Faden der histori-

schen Dinge unterbrechen und den Leser stören. Denn literarische, andersgesinnte Gegner muss man entweder kurz abfertigen oder ignoriren; weitläufige, in einen wissenschaftlichen Gegenstand aufgenommene Kritiken hemmen die Untersuchung und nützen dem Leser, welcher nur die Sache will, wenig oder gar nicht.

12. August. **Kortüm.**

Auswahl aus Ulfilas gothischer Bibelübersetzung. Mit einem Wörterbuch und mit einem Grundriss zur gothischen Buchstaben- und Flexionslehre. Von K. A. Hahn. Heidelberg. Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr. 1849. VIII u. 110 S.

Es gab eine Zeit, wo die Grammatik der deutschen Sprache einer fast allgemeinen Missachtung und Theilnahmlosigkeit preisgegeben war. Wie konnte es auch anders sein? Sämmtlichen Lehrbüchern fehlte es an der Hauptsache, der historischen Behandlung, da die Grammatiker die Sprachschätze der deutschen Vorzeit zum Theil wohl gar nicht kannten oder wenigstens, was z. B. von Adelung gilt, von zu grossen Vorurtheilen dagegen befangen waren, als dass sie sich zu einem gründlichen Studium derselben herbeigelassen hätten. Ohne diese Grundlage aber war es Keinem unter ihnen gegönnt, seinen Gegenstand vollkommen oder auch nur leidlich zu beherrschen, und wir begreifen jezt leicht, wie die Einen sich mit einer dürren Aufzählung der Formen begnügten, ohne jedoch der Vollständigkeit, die man wenigstens verlangen konnte, ihr Recht zu thun, wie dagegen die Andern, die sich auf Gründe und Ursachen einliessen, die wunderlichsten Einfälle und Erfindungen zum besten gaben. Polemische Abschweifungen, pedantische Spitzfindigkeiten, geschmacklose Verbesserungsvorschläge und ähnliche Fehler waren die natürliche Folge. Es mehrten sich diese grammatischen Producte von Jahr zu Jahr, nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden der Wissenschaft. Denn wirkliche und zuverlässige Resultate wurden keine gewonnen und die vermeintlichen Wohlthaten dienten nur dazu, dass Würde und Ansehen immer mehr verfielen. So dauerte dieser klägliche Zustand der deutschen Grammatik fort, bis J. Grimm ihr seine Thätigkeit zuwandte, der durch erstaunliche Kenntnisse, durch Geist und Scharfsinn und durch eine gesunde und naturgetreue Anschauungsweise wie kein Anderer berufen war, den rechten Weg zum Ziel zu eröffnen und anzubahnen. Die Leistungen und Verdienste dieses Mannes sind allgemein bekannt. Ihre Wirkungen und Erfolge im Schulwesen würden rascher und ausgedehnter hervortreten, wenn die betreffenden Behörden diesem Gegenstand die gebührende Pflege und Unterstützung zu Theil werden liessen.

Was nun die Art und Weise betrifft, wie man die historische Grammatik der deutschen Sprache nach Grimms Begründung auf höhern Lehranstalten einzuführen sucht, so werden in der Regel drei altdeutsche

Dialecte, welche theils durch hohes Alter, theils durch nahe, unmittelbare Verwandtschaft die meiste Rücksicht verdienen, zu Grund gelegt, und aus ihnen wird dann der jetzige Stand der Sprache entwickelt. Die Zweckmässigkeit dieses Verfahrens soll an und für sich nicht bestritten werden. Man muss jedoch voraussetzen dürfen, dass es dabei nur auf eine kurze Uebersicht der formellen Abstufungen unserer Sprache abgesehen sei. Wenn man aber der Vorschrift non multa sed multum huldigt und die Gründlichkeit der Behandlung höher anschlägt, als die Vollständigkeit und Abgeschlossenheit des Gegenstandes, so wird es rathsam sein, einen kürzern Weg einzuschlagen. Dann scheint es am natürlichsten und angemessensten, unter den drei altdeutschen Dialecten, die man sonst zu Grund zu legen pflegt, den gothischen zur eigentlichen Hauptaufgabe zu machen, den alt- und mittelhochdeutschen aber nur in einzelnen wichtigen Fällen zur Vergleichung zuzuziehen. Die Fülle und Festigkeit in den Buchstabenverhältnissen und Flexionen, an die der Schüler durch die alten Sprachen gewöhnt ist, finden wir nur im Gothischen, wie überhaupt manche Erscheinungen, deren Deutung sonst schwierig oder unmöglich wäre, nur durch diesen Dialect vollkommen aufgeklärt werden können. Er eignet sich daher vor allen andern zu einer selbständigen Betrachtung. Ueberdies empfiehlt er sich auch dadurch, dass er fast ebenso schwer zugänglich ist, wie fremde Sprachen, und dass er darum die volle Thätigkeit und Hingebung des Schülers verlangt, aber auch einen Erfolg verspricht, dessen Grösse und Nachhaltigkeit der angestrengten Mühe und liebevollen Pflege vollkommen werth ist. Referent weiss dies aus mancher günstigen Erfahrung und darf wohl erwarten, dass die vorliegende Schrift, deren Bedürfniss er oft genug fühlte, auch Andern erwünscht sein werde. Von Manchen ist es ihm wenigstens schon zum Voraus versichert worden. Es handelte sich dabei um eine genügende Anzahl gothischer Lesestücke, deren Text möglichst frei von Druckfehlern wäre und sich an Grimms Schreibweise anschlösse, ausserdem aber um die nöthigsten Mittheilungen aus der Grammatik, sowie um ein kleines Wörterbuch, kurz um eine brauchbare Chrestomathie mit den erforderlichen Hülfsmitteln. Bei den Lesestücken (nach der besten und neuesten Ausgabe von Löbe und Gabelentz) ist nicht sowohl auf eine grosse Anzahl verschiedener Stellen als darauf gesehen worden, dass Weniges, was ausgewählt würde, zum Theil wenigstens unverkürzt bliebe. Darum ward z. B. das Evangelium des Marcus ganz so wie es im gothischen Text erhalten ist, d. h. mit unbedeutenden Lücken aufgenommen. Was Grammatik und Wörterbuch betrifft, so sind die vortrefflichen Werke von J. Grimm, Löbe und Schulze durchweg zu Rathe gezogen und soweit es der Zweck des Buches gestattete, benutzt worden. Wie nun der Verfasser sein Möglichstes glaubt gethan zu haben, um dieser ersten gothischen Chrestomathie Eingang zu verschaffen, so hat auch der Herr Verleger nicht ermangelt, für eine empfehlentwerthe Ausstattung derselben zu sorgen.

Heidelberg, 24. August 1849. **K. A. Hahn.**

Nr. 39. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

Friedrich v. Logau und sein Zeitalter. Geschildert in einer Auswahl aus dessen Sinngedichten. Frankfurt am Main. Verlag von Carl Bernhard Lizius. 1849. XVI und 122 S. in 8.

Diese Wiedereinführung eines unserer gefeiertsten Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, den Lessing mit allem Recht den deutschen Martial nennen konnte, den wir aber, was Reinheit der Gesinnung und moralische Kraft betrifft, über den Römer zu stellen kein Bedenken tragen, erscheint in mehr als einer Beziehung eine zweckmässige, eine zeitgemässe. Denn abgesehen von dem übrigen Werthe dieser Poesien und der ganzen Stellung und Bedeutung des Dichters für die Geschichte unserer Literatur und deren Entwicklung überhaupt, wie sie auch aus dieser Auswahl seiner Sinngedichte erkannt und gewürdigt werden kann, so bieten die Verhältnisse, unter denen Logau lebte und dichtete, so manches Analoge auch mit den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, dass die aus solchen Verhältnissen unter einer solchen Stimmung des Dichters hervorgegangenen Poesien, die redenden Zeugen eines edlen Sinnes und einer kräftigen, allem Schlechten abgewendeten Seele, auch nach mehr als zweihundert Jahren in Manchen für uns noch eben so zeitgemäss erscheinen, als sie es für die Zeit waren, die sie zunächst hervorgerufen hat. Der Herausgeber hat, und wir können dies nur billigen, einer weiteren Kritik oder Prüfung sich enthalten: er lässt den Dichter selbst sprechen, und seine Worte sprechen stets klar und deutlich, offen und bestimmt, seine Ansicht aus, die keines weiteren Kommentar's bedarf; nur da, wo der uns minder geläufige Ausdruck Schwierigkeit machen konnte, hat der Herausgeber nicht verfehlt, eine kurze Verständigung beizufügen, und ebenso hat er in dem Vorwort das Nöthige über die persönlichen Verhältnisse Logau's, sein Leben und seine Peosie bemerkt, und daran eine ebenso einsichtige als gerechte Würdigung der Letzteren geknüpft. Jeder unbefangene Leser, der die hier gegebene Auswahl näher durchgeht, wird sich damit einverstanden erklären.

Die Auswahl selbst, von kundiger Hand in zweckmässiger Weise veranstaltet, bringt uns in Allem drei hundert siebenzig Epigramme, die, aus der ganzen Masse Logau'scher Sinngedichte — etwa viertehalbtausend — ausgewählt, hier nach den verschiedenen Materien unter einzelnen Rubriken zusammengestellt sind. Die erste Abtheilung mit sechs und fünfzig Nummern schildert den Charakter Logau's als Mensch und als Dichter und lässt uns denselben in beiden Beziehungen nur von einer edlen Seite erkennen. Sein Wahlspruch war, wie ihn das Epigramm unter Nr. 5 ausspricht:

Leb ich, so leb' ich!
Dem Herren herzlich

Dem Fürsten treulich
Dem Nächsten redlich,
Sterb ich, so sterb' ich.

Ueber seine Beschäftigung mit der Poesie, über seine poetischen Bestrebungen, zunächst über seine Sinngedichte finden sich Aeusserungen, die ganz mit ähnlichen eines Horatius und Martialis sich zusammenstellen lassen, wie z. B. Nr. 45, 46, 50 u. s. w. Die weitere Abtheilung: Friedrich von Logau's Zeitalter, bringt zuerst Gedichte, welche auf die allgemeine Entartung und den Verfall der Sitte sich beziehen, wie er mit in Folge des dreissigjährigen Krieges in ähnlicher Weise eingetreten war, als jetzt in Folge eines eben so langen Friedensstandes; so dass manche dieser Epigramme eine fast gleiche Beziehung und Bedeutung auch für unsere Zeit haben; unter dem vielen Treffenden heben wir nur beispielshalber aus Nr. 64 oder Nr. 65.

Treu' und Glauben ist zerrissen
Dran die Welt zusammenhing:
Dieses macht, dass so zu Bissen
Aller Länder Bestes gieng.

Oder Nr. 73.

Weiland war die Hand
Unsrer Treue Pfand;
Jetzt legt ihre Stricke
Durch die Hand die Tücke.

Nicht anders sprechen sich Nr. 70, 71 und andere aus. Eine gleiche Tendenz finden wir in den, unter der Rubrik: Religion, Religiösität, religiöse Zustände zusammengestellten Epigrammen. Auch hier eine Probe (Nr. 138):

Hat das alte Gottverehren Schul' und Kirchen aufgerichtet,
Hat das neue Gottvergessen Schul' und Kirchen ganz vernichtet.

Gern würden wir auch das grössere, unter Nr. 137 befindliche Gedicht mittheilen, wenn wir nicht auch einige andere Proben aus den übrigen Abtheilungen vorzulegen hätten, die nicht minder auf unsere Zeit sich anwenden lassen. Dahin gehört z. B. das die nächste Abtheilung: „Sittenmengerei und Mode“ eröffnende Epigramm (Nr. 141).:

Deutschland bei der alten Zeit,
War ein Stand der Redlichkeit;
Ist jetzt worden ein Gemach,
Drinnen Laster, Schand und Schmach
Was auch sonsten aus man fegt,
Andere Völker abgelegt.

Oder Nr. 143:

Die Deutschen sind nicht männisch mehr, thun Kindern Alles nach,
Die, wenn sie etwas Neues sehen, thun töblich, dumm und gach *).

Gleiches bieten die Gedichte über das „Eindringen französischer Art und Sitte“, wir wollen auch hier nur Eines ausheben, unter Nr. 174:

Wir kleiden jetzund, ihr Franzosen,
Den Deutschen Ruhm in eure Hosen;

*) D. i. rasch, unbedachtsam.

Ihr könnt es schwerlich anders machen,
Ihr müsst zu unsrer Thorheit lachen.

Oder aus der Rubrik: „Deutsche Sprache" das Epigramm Nr. 192.

Deutsche Sinnen sind gefallen, deutsche Reden sind gestiegen;
Scheint also, man lass' an Worten mehr als Thaten ihm genügen.

Der Abschnitt: „Fürsten, Regiment, Obrigkeiten, Höfe", bietet eine nicht minder interessante Auswahl. Passend erscheint am Anfang unter Nr. 193:

Was ist das Regiment? Die grösste Sorgenbürde
Für andrer Leute Heil, Leib, Leben, Gut und Würde.

Oder der Rath, den das Gedicht Nr. 203 ertheilt:

Wer Ordnung machen will, der muss auch Leute machen,
Bei denen sie ein Ernst und die sie nicht verlachen.

Die Wahrheit eines andern Spruchs (Nr. 249) haben wir in unsern Tagen wiederholt erfahren; er lautet:

Die Freiheit ist der Strick, damit man Freiheit hängt:
Je mehr man sie verdrückt, je mehr man ihrer denkt;

d. h. sie im Munde führt. Und eben so gilt auch jetzt, was der Dichter schon vor zwei Jahrhunderten sang (Nr. 288):

Das bürgerliche Recht gilt sehr jetzt in der Welt,
Weil Vortheil, Nutz, Gewinn, für Recht ein Jeder hält,
Was ehr- und christlich ist, weit hinten aber stellt.

Anderes, was hier ausgewählt ist, betrifft die Verhältnisse des Adel-, wie des Bürger- und Bauernstandes, und den Verfall dieser Stände, die Zustände des Krieges und dessen Folgen, wie die des Friedens, die Hoffnungen, Besorgnisse, Wünsche u. dgl.: eine eigene Rubrik befasst die auf die Schweden bezüglichen Gedichte (Nr. 327 und 335): denn der Dichter ist weit entfernt in ihnen die Befreier Deutschlands zu verherrlichen: im Gegentheil bittere Klagen und Ausfälle zeigen, dass der Dichter sich über die Wirksamkeit der Schweden und ihren Einfluss auf die deutschen Verhältnisse jener Zeit keine Illusionen gemacht hat und verdient sein Zeugniss zur gerechten Würdigung dieser Punkte gewiss alle Beachtung. Die Dankbarkeit Deutschlands wider die Schweden, und auch die wahre Gesinnung des ächt patriotischen Dichters spricht folgendes Epigramm unverhohlen aus (Nr. 335):

Was werden doch um ihren Krieg für Dank die Schweden haben?
Wir wünschen, dass Gott ihnen gibt, so viel als sie uns gaben.

Mögen diese wenigen Proben genügen, der so zweckmässig angelegten und wohlgeordneten Auswahl, die auch durch correcten Druck und äussere Ausstattung sich empfiehlt, recht viele Leser und Freunde zuzuführen!

Der Zug Hannibals über die Alpen. Eine Rechtfertigung der Darstellung des Titus. Livius von Professor Friedrich Rauchenstein. Aarau, 1849. 4 21 S.

Der Gegenstand, der hier aufs Neue verhandelt wird, erscheint zwar nach der Masse dessen, was in neuer und neuester Zeit darüber geschrieben

worden, kaum noch einer weiteren Erörterung und Behandlung fähig, die wir auch in der That nicht für nöthig halten würden, wenn durch die zahlreich über diesen Gegenstand verfassten Schriften und Untersuchungen, denen wir noch die neueste, in lichtvoller Weise die ganze Streitfrage verhandelnde und die verschiedenen Systeme, wie sie von verschiedenen Seiten hier zur Lösung der schwierigen Frage aufgestellt worden, klar entwickelnde Darstellung von Daunou Cours d'études historiques XVIII. p. 112—134 anreihen, wirklich ein so ziemlich als sicher und gültig allgemein anerkanntes Resultat erzielt worden wäre. Dies ist aber in der That nicht der Fall: gerade die bisher am meisten verbreitete Ansicht, welche den Hannibal entweder über den kleinen Bernhard oder doch über den Montcenis ziehen lässt, erscheint bei näherer Prüfung, zumal der Livianischen Erzählung des Zugs, immer weniger haltbar: und wenn schon früher der scharfsichtige Letronne, indem er sich des Livius überhaupt annahm, für den Zug über den Mont Genèvre sich entschieden, so hat diese Ansicht durch vorliegenden Versuch, der Schritt für Schritt dem Livius folgend, diesen zunächst und vorzugsweise vor dem Polybius berücksichtigt wissen will, eine neue Stütze erhalten; wie denn auch wir mit Daunou (a. a. O. p. 130) überzeugt sind, dass die Darstellung des Livius, wenn man ihr ohne Rückhalt folgt und jeden Versuch einer Ausgleichung mit Polybius, da wo sich zwischen beiden Schriftstellern Widersprüche in der Beschreibung des Zugs herausstellen, aufgibt, uns nothwendig auf Embrün und dann auch auf den Mont Genèvre (Matrona) führt, da der dann allein noch denkbare Fall, dass Hannibal oberhalb Embrün sich über den Monte Viso (Vesulus) nach Italien gewendet, nach der Ansicht unsers Verfassers S. 16, in so weit weniger für sich hat, als dieser Weg der beschwerlichste und steilste aller Alpenpässe ist, welche von Frankreich nach Italien führen, daher auch nie im Alterthum für Heereszüge benutzt worden sei: weshalb es nicht anzunehmen, dass die gallischen Führer denselben dem Hannibal angerathen, zumal da die Beschwerlichkeiten des andern Wegs immerhin noch gross genug gewesen. Weiter glaubt der Verfasser noch den Umstand geltend machen zu müssen, dass über diesen Pass auch später die Heereszüge erfolgt, dass Pompejus wie Cäsar diese Strasse eingeschlagen, die unter der römischen Kaiserzeit die gewöhnliche gewesen. Hier konnte der Verfasser allerdings auf die Itinerarien sich berufen, die an zwei Stellen p. 341. 356 seq. ed. Wessel. allerdings diesen Weg über die Alpen als die gewöhnliche Militärstrasse erkennen lassen. Insbesondere scheint uns die in dem Itinerarium Hierosolymitanum p. 555 seq. bezeichnete Route für diese Ansicht zu sprechen, so dass die frühere, und wohl noch gegen Mitte des vierten Jahrhunderts erhaltene und im Gebrauch befindliche Militärstrasse nun auch zur Pilgerstrasse geworden und im Mittelalter auch geblieben. Folgen wir der vom Verfasser zunächst aus den Berichten des Livius gewonnenen Darstellung, so hielt sich Hannibal, nachdem er die Rhone überschritten, südlich von der Isère, bis an den Einfluss des Drac, dessen Lauf er dann südwärts folgte, bis zur Druentia (Dürance), die er etwas unterhalb Embrün überschritt; von da das Thal aufwärts ziehend, stieg er über den Mont Genèvre in die Ebenen Piemonts hinab. Dass es, wenn man der Darstellung des Livius folgt, nicht wohl möglich ist, an den Mont-Cenis oder gar an den kleinen Bernhard zu denken, scheint uns der Verfasser klar nachgewiesen zu haben:

die Treue, Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Livius in dem Berichte von Hannibal's Zug über die Alpen glaubt aber der Verfasser eben so wenig, als dies bei andern Theilen des Livianischen Werkes füglich verstattet ist, einem Zweifel unterstellen zu dürfen, zumal da Livius, wie der Verfasser weiter annimmt, doch wohl die hier in Betreff kommenden Alpen, welche Hannibal's Zug berührte, besser kennen mochte, als der frühere Polybius; ob freilich Livius, der in dem nahen Oberitalien selbst zu Hause war, diese Theile der Alpen selbst besucht und in die Gegenden, die er hier schildert, selbst gekommen, wird sich, wenn es auch in der That nicht unwahrscheinlich ist, doch nicht beweisen lassen, da wir über die Lebensschicksale des Livius fast so gut wie Nichts wissen, also am wenigsten seine, es sei mit oder ohne Rücksicht auf gelehrte Zwecke, gemachten Reisen näher kennen. Wäre aber dies erwiesen oder doch durch irgend eine sichere Andeutung wahrscheinlich gemacht, so würde auch diese ganze Streitfrage über Hannibal's Zug nicht wenig in ihrer Lösung erleichtert sein. Was das Einzelne betrifft, so müssen wir auf die Schrift selber verweisen, die Jeder, der an der Sache selbst Interesse nimmt, nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

Ein philologisch klinischer Streifzug von Martin Hertz. Berlin XXVII. Junius MDCCCXLIX. Besser'sche Buchhandlung (W. Hertz). 49 S. in gr. 8.

Simillimi sunt critici medicis ac potius nihil ab iis differunt, nisi quod scripta, illi autem corpora curant: mit diesen Worten Gottfried Hermann's, deren weitere Ausführung wir dem Blick unserer Leser überlassen müssen (s. Opusc. III. p. 306 ff. und diese Schrift p. 9 ff.), konnte der Verfasser der vorliegenden, zunächst zur Jubelfeier eines befreundeten Anverwandten bestimmten Schrift, wohl sich gerechtfertigt finden, wenn auch er die Organisation und die Methode der Heilkunde und der Sprachwissenschaft, die freilich den Begriff der Philologie nicht erschöpfe, in eine Verbindung zu bringen sucht und dies in einer äusserst geistreichen und wahrhaft sinnigen Weise durchgeführt hat: „Wie die Anatomie den Bau des menschlichen Körpers erforscht, indem sie ihn bis in seine feinsten Fasern zerlegt, so suchen die Laut- und die Formlehre einzudringen bis in das innerste Getriebe der sprachlichen Gestalten; wie die Physiologie die körperlichen Organe in den Functionen ihrer Lebensthätigkeit darstellt, so die Syntax die sprachlichen; die Affectionen jener Organe betrachtet die Pathologie und von der medicinischen Wissenschaft haben schon die alten Grammatiker sogar den Ausdruck für die entsprechende Lehre von den Affectionen der sprachlichen Organe in ihren Werken περὶ παθῶν entlehnt und bis in die Einzelnheiten der Eintheilung und der Darstellung beibehalten. — Mit der Hygiene und Diätetik, deren Gegenstand die Pflege und die Erhaltung des gesunden Körpers bildet, dürfen wir die Hermeneutik zusammenstellen, die das in den alten Schriftstellern dargebotene Material in seiner Reinheit zu erhalten und zur Benutzung geschickt zu machen unternimmt; nirgends aber tritt die Analogie zwischen der Heilkunde und den Disciplinen der Sprachwissenschaft deutlicher hervor, als bei der Vergleichung der eigentlichen Heillehre, der Therapie und der Kritik" (p. 8. f.). Und von dieser philologischen Heilkunde gibt diese

Schrift eine Reihe von Belegen, die uns allerdings zeigen, mit welcher Gewandtheit und welchem Geschick der Verfasser diese Heilkunde zu üben versteht, und zwar eben sowohl im Einzelnen, bei krankhaften und verdorbenen Stellen, die er glücklich und einfach zu heilen oder wieder herzustellen weiss, als auf dem Gebiete der höheren Kritik, welche zu neuen und sicheren Aufschlüssen, namentlich für die Geschichte der Literatur, uns führt. In die erste Klasse, in das Gebiet der Wortkritik, gehört der Fall, mit dem der Verfasser S. 12 beginnt, die Herstellung eines Verses aus einem Mimenstück des Laberius bei Gellius XII, 3. oder vielmehr die Vertheidigung der herkömmlichen Lesart (non mammosa, non a n n o s a, non bilosa, non procax) wider eine nicht nothwendig erscheinende Verbesserung (a n o s a). Von mehr Bedeutung erscheint die nächst folgende, den römischen Annalisten Piso betreffende Erörterung. Da unter dem Namen eines Piso einige Mal mythologische und antiquarische Notizen bei Servius, Arnobius, Macrobius angeführt werden, so hatte man Bedenken getragen, diese Stellen dem Annalisten dieses Namens beizulegen und war auf die Annahme eines von dem Annalisten verschiedenen, und auch späteren Grammatikers Piso verfallen. Dass aber zu dieser Annahme durchaus kein genügender Grund vorhanden ist, dass vielmehr diese Nachrichten auch ganz gut in den Annalen eines Mannes vorkommen konnten, der insbesondere auch den heimischen Sitten, den Localitäten, dem Cultus und religiösen Gegenständen sichtbar alle Aufmerksamkeit in seinen Annalen gewidmet hatte, das hat der Verfasser hier in einer so erschöpfenden Weise gezeigt, dass wenigstens das, was uns unter des Piso Namen zugekommen ist, nur auf den Einen Annalisten und dessen Werk bezogen werden kann (S. 14—21). Ein vermeintlicher Schriftsteller S i d o n i u s C r a n c i l l u s, der in den durch C. W. Müller bekannt gewordenen Berner Scholien zu Virgil (ad Georg. III, 564) vorkommt, wird S. 22 durch die ebenso leichte, als ansprechende Emendation S u e t o n i u s T r a n q u i l l u s beseitigt. Daran schliessen sich andere Punkte, einschlägig in das Gebiet der römischen Literaturgeschichte, wovon wir Einiges anführen wollen. Zuerst die Frage nach der Lebenszeit des Grammatikers P r i s c i a n u s (S. 22. 23), die man gewöhnlich in die erste Periode des sechsten Jahrhunderts setzt, während Aldhelmus die Nachricht gibt, der Kaiser Theodosius († 450) habe mit eigener Hand die achtzehn Bücher der Grammatik des Priscianus abgeschrieben. Wenn der Versuch, beide Angaben mit einander zu vereinigen und den schwer zu beseitigenden chronologischen Widerspruch zu heben, kaum gelingen konnte, oder vielmehr unausführbar erscheint, so wird man kein Bedenken tragen, mit dem Verfasser hier einen Irrthum des genannten Aldhelmus anzunehmen, wozu die von ihm handschriftlich vorgefundene Subscription eines Theodorus, der die Grammatik abgeschrieben, die Veranlassung gegeben, indem er aus T h e o d o r u s ein T h e o d o s i u s machte oder vielleicht falsch las. Sicherer erscheint die Lösung eines andern Widerspruchs, in welchem, hinsichtlich der Lebens- oder vielmehr der Todeszeit des P l a u t u s zwei Aeusserungen des Hieronymus und Cicero mit einander stehen, indem nach Diesem Plautus um 569 u. c., nach Jenem um 554 oder 555 u. c. gestorben: da die erstere Angabe als die richtigere erscheint, so glaubte man die Angabe des Hieronymus als einen Irrthum oder doch als ein Versehen dieses Autors bezeichnen zu können: dies fällt aber weg, wenn man mit unserm Verfasser in der Stelle des Hieronymus aus m o r i-

tur ein moratur macht, also den Plautus um diese Zeit nicht sterben, sondern in Rom sich aufhalten lässt. Weniger sicher scheint der Versuch, S. 25 ff., den wahren Titel der von Persius, nach Versicherung seines (freilich ungewissen) Biographen gedichteten Praetextata zu ermitteln: aus Vescio, das in zwei Handschriften steht, hatte Heinrich ein Restio gemacht; unser Verfasser verändert, allerdings weit leichter und einfacher, Vescia und nimmt als Inhalt dieses Drama's die von Livius IX, 25 erzählte Eroberung der ausonischen Stadt Vescia, 440 u. c., an. Hier wird man, bei dem gänzlichen Mangel aller weiteren und festen Anhaltspunkte, über die blosse Vermuthung nicht Viel hinauskommen können. Wir übergehen einige ähnliche Versuche, die verlorenen Titel einiger Satiren des Varro zu ermitteln und machen noch insbesondere aufmerksam auf die den angeblichen römischen Annalisten Numerius Fabius Pictor betreffende Erörterung S. 32 ff. Nur Eine Stelle des Cicero (De Divin. I, 21) spricht für sein Dasein, das allerdings gerechten Bedenken unterliegt. Der Verfasser beseitigt dieselben, indem er in der genannten Stelle des Cicero die Worte: „in Numerii Fabii Pictoris Graecis annalibus" verändert in: „in nostri Fabii Pictoris Graecis annalibus." Dann bezieht sich hier Cicero auf die bekanntlich griechisch geschriebenen Annalen des ältesten Annalisten Roms, des Fabius Pictor: ja wir gewinnen dann selbst ein neues Zeugniss für die griechische Abfassung dieser Annalen, wie dies auch Dionysius von Halicarnass bezeugt. Von den übrigen hier kritisch behandelten Stellen mag es uns erlaubt sein, noch der zuletzt behandelten des Livius XXIV, 25 zu gedenken; es ist die für die Würdigung der eigenen politischen Ansichten dieses Historikers nicht gleichgültige Stelle, in welcher derselbe seine Abneigung wider eine demokratische Regierungsform unverholen ausgesprochen hat: „Haec natura multitudinis est: aut servit humiliter aut superbe dominatur; libertatem quae media est, nec spernere modice nec habere sciunt." So haben die meisten Ausgaben, obwohl spernere schon früher einen Anstoss erregte, welchen J. F. Gronovius durch eine, wie wir glauben, nicht richtige Auslegung des spernere modice zu heben suchte. Andere lasen dafür cupere, was aber ebenso wenig passend und geeignet erscheint; aus stupere, was der Cod. Puteanus und Colb. hat, verbessert unser Verfasser struere, was die Bedeutung haben soll: „die Freiheit mit weiser Mässigung zu Zeiten der Knechtschaft vorzubereiten und aufzurichten." Lag es hier nicht näher, zu verbessern ferre? nach der Analogie einer andern Stelle des Livius XXIV, 4: puerum vixdum libertatem, nedum dominationem modice laturum; wir zweifeln selbst, ob man libertatem modice struere in dem vom Verf. bezeichneten Sinne lateinisch sagen kann; eine ähnliche Stelle ist uns wenigstens nicht bekannt. Was die in diesen Worten ausgesprochene Ueberzeugung des Livius betrifft, so hoffen wir diese noch ein Mal später an einem andern Orte näher besprechen und aus einer Reihe von ähnlichen Stellen, die wir aus Livius gesammelt, noch weiter beleuchten zu können.

Wir wünschen dem Verfasser noch öfters auf solchen Streifzügen zu begegnen, die, wie die anliegende Probe zeigt, für Kritik und Literatur einen wahren Gewinn abzuwerfen im Stande sind.

Dissertationis de Graecis medii aevi studiis pars prior. De Graecis per occidentem studiis inde a primo medio aevo usque ad Carolum Magnum. Scripsit F r i d e r i c u s C r a m e r. *Sundiae 1849 in bibliopoleo Loeffleriano ap. C. Hingst. 44 p. in 4to.*

Von den zwölf Abschnitten, in welche die Schrift zerfällt, können die vier ersten als einleitend zu der Hauptuntersuchung, die mit dem fünften Capitel beginnt, betrachtet werden; denn sie enthalten zuvörderst einige allgemeine Betrachtungen über den Stand des Studiums der griechischen Literatur überhaupt während des Mittelalters, dann über die Bedeutung der griechischen Sprache für das Christenthum, und drittens über die griechische Literatur als Bildungsmittel einerseits, anderseits aber auch als die Quelle vielfacher Häresie Nach diesen Vorbemerkungen stellt Cap. IV. p. 9 ff. die drei Hauptpunkte auf, welche den Gegenstand dieser Abhandlung bilden, die gewiss Jeder, der für die darin behandelte Zeitperiode sich interessirt, mit Verlangen in die Hand nehmen wird, um so mehr als dieser ganzen Frage und ihrer näheren Erörterung bisher noch nicht, namentlich im Einzelnen, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Man begnügte sich meist mit einigen allgemeinen Sätzen, ohne das Einzelne näher zu erforschen, d. h. ohne aus den einzelnen Schriftstellern dieser selben so wie der nächstfolgenden Zeit diejenigen einzelnen Nachrichten und Angaben zu ermitteln, die über den in Frage stehenden Gegenstand, wo nicht gerade immer feste Haltpunkte bieten, so doch einzelne Aufschlüsse in einzelnen bestimmten Datis bringen konnten. Dass dies freilich Nichts so Leichtes ist, sieht Jedermann ein: denn es wird dazu erfordert ein sorgfältiges Studium aller derjenigen Schriftsteller, welche in den Kreis der gesammten Carolingischen Literatur fallen, dann auch selbst der auf sie nachfolgenden und das in jener Periode gelegte Samenkorn altclassischer Bildung bewahrenden Literatur. Dazu entschliesen sich in der Regel nur Wenige und doch wird ohne ein solches Studium schwerlich die Frage nach dem Stand der griechischen Studien während der Periode, die dem Zeitalter Carls des Grossen vorausgeht, sowie derjenigen Periode, die mit ihm beginnend, unter seinen Nachfolgern, besonders unter Carl dem Kahlen fortgesetzt, nicht ohne Früchte geblieben ist, befriedigend gelöst werden können. Der Verfasser hat in dieser Abtheilung nur mit dem ersten Theil dieser ganzen Frage sich beschäftigt, und hier zuvörderst seine Blicke auf Afrika gerichtet (Cap. V. p. 71 ff.), indem von hier aus, wie er glaubt, in den Zeiten des beginnenden Mittelalters manche Elemente griechischer Bildung in den Occident gebracht worden; wobei er an Marcianus Capella und an die Herrschaft der Vandalen nsbesondere erinnert. In Marcianus Capella erkennt er einen Mann, der für die ganze Schulbildung des Mittelalters eine gleiche Bedeutung habe, wie Augustinus für die Theologie: an der tüchtigen Kenntniss griechischer Sprache und Literatur zweifeln wir bei Marcianus so wenig, wie der Verfasser, der bei diesem Anlass auch passend an Fulgentius, den Bischof von Ruspä (um 464—533 p. Ch.) erinnert, ohne jedoch die betreffende, allerdings merkwürdige Stelle aus der, von seinem Schüler dem Diaconus Ferrandus (wie jetzt durch einen Fund von A. Mai erwiesen ist) verfassten Biographie desselben anzuführen (der Verfasser verweist blos auf Papencordt Gesch. d. Vandalischen Herrschaft in Af-

rika S. 297); wir wollen diese Stelle, welche für die Behandlung des gelehrten Unterrichts in den letzten Decennien des fünften Jahrhunderts nicht ohne Interesse ist, hersetzen. Nach dem frühen und plötzlichen Tode des Vaters übergab die Mutter den Sohn in griechische Lehre: quem religiosa mater — Graecis literis imbuendum primitus tradidit: et quamdiu totum simul Homerum memoriter reddidisset, Menandri quoque multa percurreret, nihil de Latinis permisit literis edoceri: volens eum peregrinae linguae teneris adhuc annis percipere notionem, quo facilius posset, victurus inter Afros, locutionem Graecam servatis aspirationibus tanquam ibi nutritus exprimere. Nec fefellit matrem piam cauta provisio. Sic enim quotiens ei Graece loqui placebat, post longam consuetudinem locutionis ejus et lectionis non inconditis sonis verba proferebat, ut quasi quotidie inter Graecos habitare putaretur. Literarum proinde Graecarum percepta scientia, Latinis literis, quas magistri ludi docere consueverunt, in domo edoctus, artis etiam Grammaticae traditur auditorio etc. (Fulgentii Vita Cap. I. §. 4, 5, p. 3 der Pariser Ausgabe). Hier ging also der Unterricht in der griechischen Sprache noch dem in der lateinischen voraus; der Gebrauch der ersteren Sprache, als einer noch lebenden, selbst in Afrika tritt ebenfalls deutlich hervor: von dem Einfluss der griechischen Studien geben auch die um diese Zeit, während der Vandalenherrschaft, in Afrika lebenden, gleichnamigen, nicht ganz zu verschmähenden lateinischen Dichter Zeugniss, ein Flavius Felix, Luxorius und Andere; desgleichen der, mit dem erwähnten Bischof zwar gleichnamige, aber von ihm wohl zu unterscheidende lateinische Grammatiker Fulgentius in seinen verschiedenen, zum Theil in neuester Zeit, obwohl ohne genügenden Grund beanstandeten Schriften, wie Ref. anderswo zu zeigen unternommen hat. Das sechste Capitel bringt über Italien Einiges, während das siebente die Periode der Ostgothischen Herrschaft, sowie Cassiodorus und Boethius als die Restauratoren derWissenschaft bespricht, neben diesen auch auf Ennodius und Dionysius Exiguus verweisend, der Mehreres aus der griechischen kirchlichen Literatur ins Lateinische übersetzte. Was hinsichtlich der Bedeutung der beiden andern Männer, des B o e t h i u s (von dem der Verf. S. 18 sagt: „Boethius re vera Graecarum literarum si non servator, certe restaurator apud occidentales potest appellari"), wie des C a s s i o d o r u s, und ihres Einflusses auf die folgende Zeit bemerkt wird, kann keinem Bedenken unterliegen, wiewohl beide gerade durch ihre Uebersetzungen und die damit verbundene Tendenz, so wohlthätig sie auch für die Nachwelt war, das Studium der griechischen Sprache und Literatur in den Hintergrund völlig gedrängt haben, weil jetzt selbst der äussere Grund fehlte, sich noch mit derjenigen Literatur zu beschäftigen, aus welcher dasjenige, was für die wissenschaftliche Bildung noch überhaupt nöthig erscheinen mochte, in die lateinische Sprache übertragen war. Dass der Fortdauer griechischer Studien das Auftreten Gregor's des Grossen, der selbst kein Griechisch verstand, sowie die ganze Wirksamkeit des Mannes nicht förderlich sein könnte, wird für den, welcher mit den Schriften Gregor's, sowie mit seiner ganzen politischen, wie kirchlichen Thätigkeit sich näher bekannt gemacht hat, keiner weiteren Erörterung bedürfen. Im neunten Capital untersucht der Verfasser die Förderniss, welche den Studien griechischer Literatur während jener Periode aus einzelnen Klöstern noch immer erwachsen sind; im zehnten wirft er auf die Reste griechischer Bildung einen Blick, welche in Gallien sich erhalten hatte, wo jedoch,

namentlich in den südlichen Theilen, mit dem Ende des fünften Jahrhundert der griechische Unterricht in den Schulen zu verschwinden scheint. Was von ähnlichen Spuren griechischer Sprachkunde aus Spanien, Britannien und Deutschland dem Verfasser bekannt geworden, ist in den letzten Capp. (11. 12. 13.) zusammengestellt worden. Was wir nun wünschen, ist baldige Fortsetzung der Schrift, in genauer Nachweisung Alles dessen, was aus der Carolingischen Zeit für die Fortdauer einer Pflege griechischer Sprache und Literatur sich ermitteln läst; insbesondere dürfte dann auch das Verhältniss, in welchem Scotus Erigena zur grichischen, namentlich neuplatonischen Philosophie steht, nähere Aufklärung zu erwarten haben.

De epistolis Themistoclis. Scripsit Dr. Henr. Theodor. Habich. Gotha 1849. 16 S. in gr. 4.

Seit Bentley ruht im Ganzen die Untersuchung über die unter verschiedenen Namen auf uns gekommenen Correspondenzen berühmter und hochgefeierter Männer der klassischen Zeit Griechenlands. Zwar hat die in jeder Beziehung erweiterte Kunde der hellenischen Welt, und insbesondere die richtigere Auffassung ihrer politischen wie literärischen Zustände uns bereits dahin geführt, dass wohl kein ernster Forscher in diesen Correspondenzen die wahren und ächten Producte der Männer, deren Namen sie tragen, mehr wird erkennen wollen, da sie alle in eine Zeit fallen, welche die Fertigung solcher Briefe wie der ihnen ähnlichen Reden als eine Sache gelehrter Schulübung ansah, die zugleich die Bestimmung hatte, dem in jener späteren Zeit fühlbaren Bedürfniss einer Unterhaltungsliteratur zu dienen, und von dieser Seite aus selbst eine Lücke im Leben dieser Zeit auszufüllen. Mit diesem allgemeinen Resultat wird aber die Prüfung des Einzelnen, was in diesem Bereich fällt, keineswegs überflüssig, zumal da diese Briefe so Manches, eben sowohl was ihren Inhalt, als was die Darstellung betrifft, enthalten, was unsere Aufmerksamkeit in jeder Hinsicht verdient: im Gegentheil, die Prüfung des Einzelnen wird um so nothwendiger, als nach dem Ergebniss dieser Prüfung sich der Grad des Vertrauens richtet, den wir den einzelnen, in diesen Briefen enthaltenen Angaben, sie seien historischer oder anderer Art, und selbst den sprachlichen, daraus entnommenen Beweisen zu schenken haben; eine solche Prüfung ist es nun, welche in Absicht auf die einundzwanzig angeblichen Briefe des Themistocles, wie sie uns noch in Einer, jetzt hier befindlichen Handschrift, aus der sie einige Mal abgedruckt worden, vorliegen, der Verfasser dieser Abhandlung unternommen hat, die wir hoffentlich als den Vorläufer einer erneuerten Ausgabe dieser Briefe selbst betrachten dürfen, welche bei dem mannichfachen Interesse dieser Briefe keineswegs als überflüssig erscheint. Aeussere Zeugnisse für das Dasein dieser Briefe fehlen uns aus dem Alterthum, etwa mit einziger Ausnahme des Suidas, dessen Zeugniss aber hier von keinem Gewicht sein kann; wir entbehren somit auch einer festen Anlage für die Bestimmung des Zeitpunktes, in welchen die Abfassung dieser Briefe verlegt werden kann, deren Verfasser sich zwar als ein äusserst gewandter und geschickter Sophist zu erkennen gibt, der aber dem Zeitalter, in welches die von ihm fingirten Briefe fallen sollen, jeden-

falls sehr ferne steht. Dies zeigt eben sowohl Inhalt, Fassung und Darstellung im Allgemeinen, wie Sprache und Ausdruck im Einzelnen. Auf Beides hat daher der Verfasser dieser Abhandlung sein besonderes Augenmerk gerichtet. Er durchgeht die einzelnen Briefe, weist das rhetorische Element der Fassung und Darstellung, und den Einfluss, den es auf den Inhalt selbst geübt, mit aller Genauigkeit nach, und begründet auf diese Weise ein Resultat, das S. 9 in folgenden Worten niedergelegt ist: Quid multa? fere ubique his epistolis vestigia impressa videmus, e quibus, qui earum auctor fuerit, non obscure appareat. Sententiae illae crebrae, acutae, magnificae, orationis novitas, adspersi poetarum flores, omnis ille apparatus, illa pigmenta sophistae alicujus officinam redolent et satis constat hoc paene proprium illorum hominum fuisse, ut in laudandis ornandisque factis clarorum virorum nihil non fingerent, nihil non artificii et coloris ad excitandam admirationem et ingenii gloriam accommodarent. Dann aber prüft er den Ausdruck und die Sprache, in welcher diese Briefe sich bewegen: denn diese lässt nicht minder den grossen Abstand erkennen, der zwischen der attischen Sprache zur Zeit eines Themistocles und der in diesen Briefen herrschenden Ausdrucksweise bemerklich ist, welche gar Manches aufgenommen hat, was dem Gebiete der neueren Gräcität, wie sie sich für die Schriftsprache in den Zeiten der römischen Kaiser gebildet hat, angehört. Der Verfasser hat es nicht verschmäht, dies im Einzelnen nachzuweisen, indem er aus jedem der einundzwanzig Briefe die betreffenden Ausdrücke und Redensarten anführt, welche dieser späteren Gräcität angehören, und der älteren attischen Sprache fern liegen, ja zum Theil selbst als Nachbildungen lateinischer Phrasen und Redewendungen, wie sie schon bei Plutarch, wenn auch noch in geringerer Anzahl, vorkommen, sich darstellen. Hier liegt allerdings ein Moment, was bei näherer Bestimmung der Zeit der Abfassung dieser Briefe wohl zu beachten sein wird, und wenn wir, wie der Verfasser auch hier wirklich nachgewiesen hat, in dem Sophisten, der diese Themistocleischen Briefe gefertigt hat, einen Mann von guter Bildung, wohlbewandert in allen den Quellen, welche das Alterthum für die Kunde des Themistocles bot, dabei auch von gewandter Darstellung, anerkennen müssen, so werden wir ihn eben desshalb schwerlich bis in das Zeitalter eines Theophylactus Simocatta, also bis in die ersten Decennien des siebenten christlichen Jahrhunderts herabdrücken, oder gar, wie Heumann einst vermuthete, in diesem selbst den wahren Verfasser der Briefe zu erkennen haben; das gibt auch der Verfasser gewissermassen zu, wenn er S. 12 schreibt: Nisi ejus (des Theophylactus) sermo nimis discreparet a Pseudo-Themistoclis epistolarum oratione, quas puriorem atticismum spirare negari non potest, Heumano facile assentiremur, a quo Theophylactum auctorem omnium Themistoclis epistolarum habitum esse refert Harles in Fabr. Bibl. Gr. I. p. 693. Ref. würde seinen Widerspruch wider diese Vermuthung in stärkerer Weise auszusprechen kein Bedenken tragen, da er immerhin der Ansicht ist, dass die Fassung dieser Briefe nicht über die Zeitperiode des vierten Jahrhunderts hinausgeht, ja eher noch früher fallen mag. Den Schluss der wohlgeschriebenen Abhandlung bilden kritische Bemerkungen, Verbesserungsvorschlage zu einzelnen Stellen dieser allerdings in einer sehr mangelhaften Gestalt auf uns gekommenen Briefe, zu deren Verbesserung, wie überhaupt zur Feststellung des Textes, eine erneuerte und genaue Vergleichung

der einzigen, hier (in Heidelberg) befindlichen, Handschrift derselben durchaus nothwendig ist.

Die Bedeutung der klassischen Studien für eine ideale Bildung, dargelegt von W. Bäumlein, Ephorus des evangelischen Seminars zu Maulbronn. Heilbronn, Verlag von Johann Ulrich Landherr. 1849. 69 S. in gr. 8.

Diese, in jeder Hinsicht zeitgemässe Schrift ward zunächst veranlasst durch eine bei der Zusammenkunft der Philologen zu Basel im Herbst 1847 vorgelegte Frage über die Bedeutung der Humanitätsstudien und ihre Beibehaltung als Grundlage des gelehrten und wissenschaftlichen Unterrichts überhaupt (s. Verhandlungen der zehnten Versammlung deutscher Philologen u. s. w., Basel 1848. p. 124 seq.). Fehlte es doch schon damals wie auch früher nicht an solchen, welche theils aus Bornirtheit des Geistes, theils aber auch absichtlich, aus andern, auf den Umsturz alles Bestehenden gerichteten Gründen, diese Studien als überlebt, und die Bedürfnisse der Zeit keineswegs befriedigend darzustellen suchten und deshalb durch etwas Anderes, ihren schlechten Zwecken Entsprechenderes, ersetzt wissen wollten. Das Jahr 1848 nahm bei dem allgemeinen Geschrei nach Reformen auch diesen Punkt in sein Programm auf, und suchte unter dem gleisnerischen Scheine zeitgemässer Reformen sowie einer Besserstellung der äusseren (oft sehr beengten) Verhältnisse der Lehrer nur Raum für seine zerstörenden Tendenzen zu gewinnen, denen eine gründliche, auf die klassischen Studien gestützte Jugendbildung allerdings sehr im Wege stand: weshalb gegen derartige Studien hauptsächlich die Angriffe gerichtet waren. Zwar hat in neuester Zeit sich Manches geändert: aber auf dem Gebiete der Schule und des gelehrten Unterrichts ist der böse Dämon noch nicht allerwärts gewichen, er sucht vielmehr noch immer seinen schlechten Gelüsten, da wo er kann, Eingang zu verschaffen. Auch aus diesem Grunde ist die Schrift des Verfassers eine erwünschte und zeitgemässe zu nennen: denn es hat derselbe die ganze Grundlage unseres gelehrten Schulunterrichts, wie sie in den sogenannten Humanitätsstudien, d. h. zunächst und hauptsächlich in dem Studium der beiden klassischen Sprachen des Alterthums liegt, und auch, so Gott will, ferner liegen wird, in einer klaren und dabei beredten Weise entwickelt; er hat dabei mit so viel Einsicht und einer Mässigung, die jede bestimmte Polemik fern gehalten hat und nur die Sache selbst reden lässt, dasjenige dargelegt, was als unabweisliche Forderung unseres gelehrten Schulunterrichts auch ferner erscheinen und darum beibehalten werden muss, so dass wir seiner Darstellung, im Interesse der Sache selbst, die sie vertritt, nur recht viele Leser, namentlich auch aus der Klasse Derjenigen wünschen möchten, welche vermöge ihrer amtlichen Stellung überhaupt berufen sind, einen Einfluss auf die Leitung des höheren Schulwesens auszuüben, und oftmals, wenn sie selbst ohne tiefere Einsicht in das Wesen der Schule, oder ohne eigene Erfahrung dessen sind, was der Schule wahrhaft noth thut, sogar dann noch, wenn sie von der Richtigkeit des aufgestellten Princips überzeugt sind, in der Ausführung zu einzelnen Abweichungen von diesem Princip, das sie vor Allem festhalten sollten, sich verleiten lassen und durch derartige Massnahmen, die sie als nothwendige Concessionen,

dem Zeitgeist gegenüber gemacht, betrachten, nur den Ruin der Schule herbeiführen. Vor dieser Halbheit zu warnen, ist Pflicht der Einsichtsvolleren, der Besserdenkenden: und möchten wir die Schrift des Verfassers, abgesehen von ihrem übrigen Werthe, als einen solchen Warnungsruf betrachten, der nicht ungehört und unbeachtet verhallen sollte.

Uebrigens würde man sich irren, wenn man in dem Verfasser einen blinden Apologeten des Bestehenden, mit allen demselben anklebenden Mängeln und Gebrechen zu finden glaubte: welcher einsichtsvolle Mann wird den gelehrten Schulunterricht überhaupt von dem frei wähnen, was allen menschlichen Einrichtungen mehr oder minder anklebt? aber er wird darum noch nicht das Princip und die Grundlage verdammen, er wird nicht diese, wie es der Geist des Umsturzes unserer Zeit verlangt, über den Haufen werfen, sondern die Mängel, die sich in der falschen Anwendung dieses Princips, in der Methode, in der verkehrten Behandlung des Unterrichts hier und dort eingeschlichen haben, um so mehr zu beseitigen suchen, als er an jenem Princip festzuhalten sich bestrebt. Auch in dieser Beziehung wird die Schrift des Verfassers einen wohlthätigen Eindruck zurücklassen, eben weil sie den Zweck hat, „abgesehen „von den Einseitigkeiten und Uebertreibungen, die nach der einen oder andern „Richtung hin vorkommen, zu zeigen, welche Elemente idealer Bildung in den „klassischen Studien und den wesentlichen Theilen der seither bei denselben „beobachteten Methode liegen."

Demgemäss sucht der Verf. zuerst den Begriff der idealen Bildung festzustellen, und zwar im Gegensatz zur praktischen Ausbildung. Während diese durch das Bedürfniss zeitlicher Verhältnisse bedingt ist, so ist jene „der Form nach Entwicklung aller Seiten und Kräfte unserer idealen Natur, dem Inhalt nach Bildung zu Allem, was dem geistigen Leben Bedeutung, Schönheit, Würde verleiht;" womit eben wesentlich nichts Anderes bezeichnet wird, als was man sonst unter dem Namen der humanistischen Bildung begriff (§. 1.). Dann wird der Werth dieser Bildung auseinandergesetzt und gezeigt, dass ihr, im Vergleich mit der blos praktischen Bildung, ein höherer Werth zukomme (§. 2); auch nachgewiesen, wie gerade diese ideelle, auf die Studien des Alterthums und dessen Kenntniss gebaute Bildung allein zu einer richtigen Einsicht in die Verhältnisse der Gegenwart und zu einem besseren Verständniss derselben zu führen vermag. Nachdem §. 3 der Kreis dieser (idealen) Studien nach Stoff und Form bezeichnet worden, stellt §. 4 die Bestimmung des Gymnasiums, zumal im Gegensatz zu der sogenannten Realschule, als eine solche auf, ideale Bildung zu erhalten und zu fördern; darin aber erkennt der Verfasser zugleich die selbständige in sich abgeschlossene Bestimmung der Gymnasien, die in ihnen keine blosse Vorbereitungsschulen für die Universität, d. h. für bestimmte Fachstudien, wie sie auf der Universität betrieben werden, sondern vielmehr eine Bildungsstätte für jeden höheren Lebensberuf erblickt: so dass mithin die Aufgabe des Gymnasiums keine andere ist, als die: „Frei von banausischem Sinne, ideale, rein menschliche Bildung zu fördern." Zur Erreichung dieses Zweckes führen, als Bildungsmittel, zunächst Religion, dann der Sprachunterricht, sodann Geschichte und Philosophie in ihren Elementardisciplinen, endlich Mathematik und, als Anhang zur Mathematik und Geschichte, die Geographie. Auf den Sprachunterricht legt der Verfasser, und mit Recht, besondern Werth, insofern

die beiden klassischen Sprachen des Alterthums, welche zunächst der Sprachunterricht zu befassen hat, sich vorzüglich zu den Mitteln einer idealen, rein menschlichen Bildung eignen, also am ersten dazu beitragen, den Zweck des Gymnasialunterrichts überhaupt zu erreichen. Es sind daher auch die weiter von §. 5 an folgenden Erörterungen zunächst diesem Gegenstande gewidmet: er ist ja auch der, welcher am meisten den Angriffen neuerer Zeit ausgesetzt war, weil in ihm die Grundlage eines jeden gedeihlichen Unterrichts und einer jeden soliden Bildung enthalten ist, und weil, war einmal dieser Unterricht beseitigt oder doch sehr verkürzt, mit allem Andern schon eher fertig zu werden war. Es zeigt der Verf. zuerst (§. 5), wie dieser Sprachunterricht die formale und nationale Seite der idealen Bildung in sich vereinige, und dann sucht er Beides im Einzelnen näher zu begründen, so dass die nächsten Abschnitte (§. 6—9) den Werth dieser sprachlichen Studien für formale, die dann folgenden (§. 10. 11) für die materiale Seite der idealen Bildung nachweisen. Wir dürfen diese gewichtigen Abschnitte wohl einer besondern Beachtung empfehlen, weil in ihnen namentlich der Einfluss der Methode und der ganzen Behandlung dieses Unterrichtszweiges zur Erreichung des oben bezeichneten Zweckes der gesammten Gymnasialbildung hervorgehoben wird und alle die einzelnen Punkte, welche hier in Betracht kommen, zum Theil auch gerade in neuester Zeit Gegenstand mehrfacher Diskussion geworden sind, besprochen werden. So z. B. die Frage nach den sogenannten Compositionen oder Stylübungen, deren Beibehaltung der Verfasser, als ein einsichtsvoller Schulmann, zum gründlichen Erlernen und zur völligen Aneignung der (lateinischen) Sprache ebenso unerlässlich erachtet, als er die bei diesen Uebungen einzuhaltende Methode von allen Missgriffen, von aller Pedanterie frei wissen will; vgl. S. 37 ff. Auch in dem müssen wir dem Verfasser Recht geben, was er §. 9 behauptet hat: dass nämlich, wenn wir die römische und die griechische Sprache, hinsichtlich ihres Werthes für formale Bildung unter einander vergleichen, uns der verschiedene Charakter beider Sprachen sofort überzeugt, wie keine durch die andere überflüssig gemacht wird, wie vielmehr beide, indem sie den antiken Geist nach verschiedenen Seiten darstellen, sich gegenseitig ergänzen, und wie es demnach als ein entschiedener Verlust erscheinen müsste, wenn man die eine oder die andere Sprache aus dem Kreise des Gymnasialunterrichts verbannen, oder, setzen wir hinzu, die eine vor der andern (wie theilweise geschehen) verkürzen oder gar die Betheiligung an dem Unterricht der einen oder andern Sprache dem Ermessen der einzelnen Schüler oder ihrer Eltern und Vormünder frei stellen wollte. Mit einer solchen Concession würde der Zweck und die Bestimmung des gesammten Gymnasialunterrichts, wie beides oben festgestellt worden, verfehlt sein. Uebrigens wird auch S. 48 richtig bemerkt, dass die lateinische Sprache, vermöge ihrer grösseren Einfachheit und äusseren Gesetzmässigkeit, für den ersten Unterricht sich mehr eigne, als die griechische Sprache, die in ihrer reicheren Mannigfaltigkeit und ihrem freieren geistigen Leben erst von einem verhältnissmässig reiferen Alter gehörig verstanden werden könne. Die Grille, die den Anfang des klassischen Sprachunterrichts mit dem Griechischen machen wollte, wird damit abgewiesen. Die drei letzten Abschnitte (§. 12. 13. 14) berühren die Angemessenheit der klassischen Studien zu den geistigen Bedürfnissen des Knaben- und Jünglingsalters, zeigen dann, wie die klassische Bil-

dung zu den wesentlichen Grundlagen unserer gegenwärtigen Kultur gehöre, und heben den bleibenden Werth der klassischen Literatur in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht hervor.

Chr. Bähr.

F. H. Th. **Allihn:** *Ueber die Bedeutung des Studiums des griechischen Alterthums für philosophische Bildung in gegenwärtiger Zeit. Drei Vorträge. Nordhausen 1849. Verlag von Adolph* **Büchting.** *XII. u. 62 SS.*

Selten wohl nehmen gereifte Universitätslehrer Gelegenheit, vor ihren Zuhörern im Kollegium sich über Zeitverhältnisse auszusprechen, noch seltener mag es ihnen gelingen, dies in ganz ungesuchtem und natürlichem Zusammenhang mit ihren wissenschaftlichen Gegenständen zu thun. Und doch könnte wohl manches jugendliche Gemüth durch einige Worte zur rechten Zeit aus dem Munde seines Lehrers über beliebte Irrthümer aufgeklärt oder wenigstens in seinem unbedingten Glauben daran wankend gemacht und vor unbesonnenen Handlungen und Ausschreitungen bewahrt werden. Im Interesse der Wissenschaft und in dem der Unabhängigkeit der Stellung der akademischen Lehrer sind wir aber nicht dafür, dass die akademische Lehrkanzel zu abrupten politischen Tiraden gemissbraucht werde. Allein wo die wissenschaftlichen Verhandlungen selbst Schlaglichter auf Zustände und Richtungen der Gegenwart werfen, da darf, da soll zu Zeiten ein offenes gerades Wort über Zeitbewegungen mit einfliessen. Ist doch die Theorie auch für das Leben, und wie dürften die Männer der Wissenschaft das Leben ihrerseits veröden lassen, und sich ihre Jünger verscheuchen durch Unterstützung des Scheines der Trennung zwischen Wissenschaft und Leben? Darum machen wir gern auf vorliegende Schrift aufmerksam, nicht nur, weil sie in besagter Hinsicht ein lobenswerthes Beispiel gibt, sondern auch, weil sie an und für sich viele gewichtige Ideen enthält. Davon heben wir nur Etwas heraus. Es wird gezeigt, dass die griechischen Philosophen die Probleme des Denkens ursprünglich, d. i. aus der Erfahrung erfassten, und mit einer Klarheit und Einfachheit aufstellten und behandelten, wie dies in den neuern philosophischen Systemen selten oder fast nie geschieht. Denn sie sind in der Regel an die zunächst vorausgegangenen Systeme angeknüpft, von ihnen werden schon verwickelte und verworrene Gedanken und Gedankengänge überkommen; in vielen Fällen wird dann die Abstraktion vom Erfahrungsmässigen immer höher getrieben und die Verwirrung gesteigert, jedenfalls aber sind damit die ersten Quellen und Motive des Denkens weiter aus den Augen gerückt und — der Schutthaufen missrathener Untersuchungen wird vergrössert. Darum sind die griechischen Denker für den Anfänger ganz unschätzbar und unersetzbar, damit er von dem überhand genommenen und uns von allen Seiten umstrickenden philosophischen Wirrwar frei bleibe. Insbesondere wird Platon mit seiner Sokratik empfohlen als ein Heilmittel gegen die herrschende Verwirrung der Begriffe und die Anmassungen falscher Theorien. Die von der Erfahrung gegebenen Probleme untersucht er mit Sorgfallt und Pünktlichkeit, die von ihm gemachten Versuche, sie zu lösen, berücksichtigt er, ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen, seine Begriffe arbeitet er sauber aus, aber immer

noch in Beziehung auf die zu Grunde liegenden, festen bestimmten Anschauungen, seine sittliche Beurtheilung zeichnet sich durch Reinheit aus. Aristoteles dagegen bleibt schon in der Masse des Stoffes und in dem Gewirre der ihm geschichtlich vorliegenden auseinanderlaufenden Denkversuche stecken. In ethischer Beziehung wird auf die sittliche Straffheit der Dorier hingewiesen, auf ihre freiwillige Unterwerfung unter die allgemeine gesetzliche Ordnung. Darin setzten sie ihre Freiheit; sie sicherte dem Staate der Spartaner die längste Dauer unter den griechischen, sie äusserte bei dem allgemeinen politischen Verderben noch eine solche sittliche Kraft, dass die edlern Geister Athens, welche die gefährliche Wandelbarkeit und Zuchtlosigkeit der demokratischen Staatsform genügend kennen gelernt hatten, auf das bessere Beispiel ihrer politischen Feinde, die Spartaner, hinwiesen und sie als Muster einer sittlichen Zucht aufstellten. Hier wird nun auf die Geschichtsschreiber, Redner und Dichter ein Blick geworfen, die den vollen erfahrungsmässigen Hintergrund für den ethisch-politischen Begriffsapparat der Denker und eine reiche Sammlung individueller Beispiele dazu ausmachen. Der H. Verf. ist durchaus gegen die Halbheit, dass unsre gegenwärtige Gymnasialeinrichtung und Universitätspraxis die klassische Bildung da abbricht, wo die mühsam errungenen Mittel erst recht in Anwendung kommen und die Nahrung im Geiste des Alterthums in rechter Fülle wirken sollten. Darum vermissen wir an dieser Stelle ungern ein Eingehen auf Aristophanes; das hätte trefflich in seinen Gedankenzug gepasst. Je tiefer das gesellschaftlich-politische Leben der Griechen erfasst, und damit die Grundlage der ethisch-politischen Doktrinen ihrer Philosophen kennen gelernt wird, um so mehr wird auch in dieser Beziehung dem jetzt herrschenden Uebel entgegengewirkt, sich in den höchsten Abstraktionen herumzutreiben, die ohne ein Eindringen in die eigenthümliche Beschaffenheit der in ihnen kurz zusammengefassten und bezeichneten Objekte schwankend und leer sind, und nicht nur die Gedanken- und Kenntnisslosigkeit nebst der Sprachverwirrung steigern, sondern leider auch in das schwerere Unheil einer ideologischen Praxis stürzen. Von jenseit des Meeres schallt herüber: Knowledge is power! Aber auf wahre Erkenntniss kommt es dabei an, nicht auf eingebildetes Scheinwissen. Soll es mit uns nicht zum Schlechtern gehn, so ist vor allen Dingen eine solche Bildung nöthig, die nicht bloss besteht in einer glänzenden Redefertigkeit mit angelernten Phrasen, sondern darin, den Begriffen auf den Grund gesehen zu haben, ihre Beziehungen bis in die tiefsten und feinsten Wurzeln zu erkennen, und in der Festigkeit und Ordnung eines Gedankenkreises, der eine Schutzwehr gibt gegen die Wirkungen eines hohlen politischen Pathos. Nirgends haben wir Heil zu erwarten von der Demokratie der veränderlichen Meinung, sondern nur von der Aristokratie eines festen Wissens. Und das war der Standpunkt der edlern griechischen Geister inmitten der Schwankungen einer demokratischen Verfassung, der uns mag zum Vorbild dienen. Doch genug von den Ansichten des H. Verf. Wir wünschen ihnen viele Leser, die sie zu Herzen nehmen.

Giessen. **Schilling.**

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

Résumé de l'histoire de la littérature française du moyen-âge, de l'allemand de M. le docteur Ferdinand Wolf par le professeur C. Etienne. Vienne et Pesth chez Hartleben 1848.

Nachdem in Deutschland seit einer Reihe von Jahren im Einzelnen schon so Vieles für nähere Kenntniss der sowohl ihres Inhaltes und Reichthumes, als ihres Einflusses wegen so bedeutenden altfranzösischen Poesie geschehen ist — wir erinnern nur an die Namen von L. Uhland, F. Diez, J. Bekker, A. Keller, denen sich noch manche andere anreihen liesen — so fehlt uns dagegen noch immer eine, die mühsamen Einzelforschungen zusammenfassende Geschichte dieser Litteratur. Will man billig sein, so wird man allerdings gestehen müssen, dass eine solche bis jetzt auch kaum möglich gewesen. Derjenige Gelehrte, von dem wir sie vielleicht noch am ehesten erwarten dürfen, gibt Herr Dr. Ferdinand Wolf, Sekretär der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien, uns nun wenigstens in der vorliegenden Schrift vorerst einen äusserst schätzenswerthen Abriss. Der berühmte Verfasser entwickelt hier, gestützt auf die gründliche Gelehrsamkeit, mit geistvollen Ueberblicken die Geschichte der Nationallitteratur in Frankreich bis auf Franz I. in drei Hauptperioden. Die erste umfasst die Zeit von der Errichtung der neu europäischen Staaten nach dem Sturze des weströmischen Reiches bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts, d. h. die Entwickelungsepoche der Keime des neuen Lebens unter dem Schutte der alten Welt; die zweite begreift das 12. und 13. Jahrhundert oder die Blüthezeit der eigentlich mittelalterlichen Nationalliteraturen; die dritte reicht vom Ende des 13. bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts, die Zeit der Gegensätze und des Uebergangs vom mittelalterlichen zum modernen Schriftenthume. Möchte, das ist schlieslich unser herzlicher Wunsch, diese Schrift auch für die Franzosen eine Veranlassung mehr zu erneuertem Eifer für Herausgabe ihrer alten Dichtungen werden.

Tübingen.

Dr. Wilh. Lud. Holland.

Theorie der Differenzen und Summen. Ein Lehrbuch von Dr. Oskar Schlömilch, ausserordentlichem Professor an der Universität zu Jena. Halle. Druck und Verlag von H. W. Schmidt. 1848. (242 S. in 8.)

„Wenn es einigermassen verdienstlich ist, weniger zur Erweiterung als vielmehr zur grössern Verbreitung einer Wissenschaft das Seinige beizutragen, so hoffe ich mit der Herausgabe vorliegender Schrift keine überflüssige Arbeit unternommen zu haben. Sie soll nicht mehr noch weniger als ein Compendium

für akademische Vorlesungen und zugleich ein Lehrbuch zum Selbstunterrichte sein, was vielleicht den Freunden der Wissenschaft um so willkommener ist, als noch kein Werk existirt, welches die zahlreichen, in verschiedenen Zeitschriften und einzelnen Werken zerstreuten Erweiterungen enthielte, womit die Theorie der Differenzen und Summen in neuerer Zeit beschenkt worden ist." Mit diesen Worten leitet der Verfasser das vorliegende Buch ein. Er hat in demselben eine vollständige Theorie der (endlichen) Differenzenrechnung, der Summenrechnung (endlichen Integration) und einen Abriss der Theorie der Differenzengleichungen gegeben, welcher letztere nicht vollständig sein konnte, da eben der Gegenstand bis heute noch keineswegs abgeschlossen ist. Das vorliegende Buch zeichnet sich im Allgemeinen durch Gründlichkeit der Behandlung, Klarheit des Vortrags und Geschmeidigkeit der Bildung der Formeln aus und ist darum auch zum Selbstunterrichte ganz vortrefflich geeignet.

Wir wollen, ohne weitere allgemeine Erörterung, sogleich näher auf den Inhalt des Buches selbst eingehen, um den Leser in den Stand zu setzen, über den Umfang desselben, sowie über die Art der Behandlung sich ein Urtheil bilden zu können. Gelegentliche Bemerkungen werden wir an den betreffenden Stellen einschalten.

Wie schon angeführt, zerfällt das vorliegende Werk in drei Abtheilungen: Differenzenrechnung, Summenrechnung, Differenzengleichungen, denen einige literarhistorische Bemerkungen als Anhang beigegeben sind. Der erste Theil behandelt nun Folgendes:

Zunächst finden wir eine Erläuterung des Begriffs der „Funktion." Die allgemeinste Abstraktion, sagt der Verfasser, zu welcher sich die Mathematik im Verlaufe ihrer stufenweisen Ausbildung erhoben hat und zugleich die höchste, zu der sie sich überhaupt erheben kann, ist der Begriff des unbestimmt allgemeinen Zusammenhangs zwischen zwei oder mehreren veränderlichen Grössen. Die Ausführung und weitere Erörterung dieses Gedankens führt zur deutlichen Erkenntniss des Begriffes der „Funktion." Uebergehend zum Gegenstande des Buches selbst, ist sodann die **Differenz** einer Funktion eingeführt, die, wenn h der **Zuwachs** der unabhängigen veränderlichen x ist, bezeichnet wird mit

$$\Delta F(a) = F(a+h) - F(a),$$

woraus für $F(a) = x$ folgt:

$$\Delta x = x + h - x = h,$$

so dass der Zuwachs der unabhängigen veränderlichen x, nach den Regeln einer folgerichtigen Bezeichnungsweise, durch Δx bezeichnet werden sollte. In unserm Buche ist zwar die Bezeichnung durch h, statt durch Δx, der Kürze wegen, beibehalten, obwohl es vielleicht zweckmässiger gewesen wäre, das letztere zu wählen, zumal es der Kürze keinen gar bedeutenden Eintrag thut. Nach diesen einleitenden Bemerkungen werden die **Differenzen** der einfachsten, gebräuchlichsten Funktionen der Analysis, nämlich x^μ, b^x, $\log x$, $\sin x$, $\operatorname{arc}(\sin = x)$, $\cos x$, $\operatorname{arc}(\cos = x)$, $\operatorname{tg} x$, $\operatorname{arc}(\operatorname{tg} = x)$, $\operatorname{cotg} x$, $\operatorname{arc}(\operatorname{cotg} = x)$, bestimmt. Die zu Seite 8 gegebene Note gilt auch für $u > v$, da immer $\operatorname{arc}(\sin = -\alpha) = -\operatorname{arc}(\sin = \alpha)$. Aehnliches gilt auch S. 9 und 10. Diese Bemerkung ist darum nothwendig, da man sonst glauben könnte, dass h nicht negativ sein dürfte. Freilich muss in S. 9 immer $(x+h)^2 \overline{\overline{<}} 1$ sein.

Zusammengesetzte Funktionen von den Formen $u \pm v \pm w \ldots$, uv, au, $au \pm bv \pm cw \ldots$, $\frac{u}{v}$, worin u, v, w, ... gewisse Funktionen von x, a, b, c, ... konstante, d. h. von x nicht abhängende Grössen sind, bilden ihre Differenzen durch Differenzirung der einzelnen Funktionen. Die Regeln dieser Bildung sind leicht abzuleiten.

Sowie man die Differenz einer Funktion suchen kann, so kann man diese Differenz selbst wieder als eine neue Funktion der unabhängigen Veränderlichen ansehen und ihre Differenz suchen. Verfährt man mit dieser letztern abermals in derselben Weise, so gelangt man zu dem Begriffe der Differenzen höherer Ordnungen, als der ersten. Ist $\Delta^n f(x)$ die Differenz der n^{ten} Ordnung von $f(x)$, sind $y^0, y^1, y^2, \ldots\ldots y_n$ die Werthe $f(x)$, $f(a+1h)$, $f(x+2h)$, ..., $f(x+nh)$, so erhält man, zur Bestimmung von $\Delta^n f(x)$ den bekannten Satz:

$$\Delta^n f(x) = y_n - n, y_{n-1} + n_2 y^{n-2} - (-1)^n y^0,$$

worin n_1, n_2, ... die bekannten Binomialkoefficienten bezeichnen. Entwikelt man nach dieser Formel den Werth der Differenz n^{ten} Ordnung einer Funktion, und kann man diese letztere auf andere Art finden, so erhält man durch Gleichsetzung der Resultate immer einen neuen Satz. Setzt man z. B. in dem obigen Satze $f(x) = b^x$, so erhält man

$$\Delta^n b^x = b^x[(b^h)^n - n_1(b^h)^{n-1} + \ldots\ldots + (-1)^n].$$

Aber man findet unmittelbar: $\Delta b^x = (b^h - 1) b^x$, $\Delta^2 b^x = (b^h - 1)^2 b^x$, ...$\Delta^n b^x = (b^h - 1)^n b^x$. Setzt man beide Ergebnisse einander gleich, und macht $b^h = z$, so erhält man den binomischen Satz für ein ganzes, positives n. Setzte man ferner $f(x) = x^m$, so kann man nachweisen, dass

$$\Delta^m x^m = 1.2.3.mh^m, \quad \Delta^{m+1} x^m = \Delta^{m+2} x^m = \ldots = 0.$$

Daraus folgt, dass die Grösse

$$(x+rh)^m - r, \ (x+(r-1)h)^m + r_2(x+(r-2)h)^m - \ldots\ldots$$

für $r = m$ ist $1.2\ldots mh^m$, für $r > m$ aber Null. Das Wilson'sche Theorem kann bekanntlich hieraus abgeleitet werden, und die Note zu S. 18 gibt auch die Laplace'sche Ableitung aus den Zusätzen zu Bossut's Algebra. Nimmt man $f(a) = \mathrm{Sin}\, x$ oder $\cos x$, so kann man ähnliche Theoreme ableiten, wie diess § 4 des Buches zeigt.

Wie vorhin $\Delta^n f(x)$ durch $y_0, y_1, \ldots y_n$ ausgedrückt wurde, so kann man auch umgekehrt y_n d. i f. $f(x+nh)$ durch $\Delta f(x)$, $\Delta^2 f(x)$, ... $\Delta^n f(x)$ ausdrücken (§. 5). Will man die erhaltene Formel anwenden, so muss man also die Differenzen $\Delta f(x)$, $\Delta^2 f(x)$ sämmtlich entwickeln. Ist nun n einigermassen gross, so wird die Rechnung äusserst umständlich ausfallen, besonders, wenn das Gesetz der Bildung der auf einander folgenden Differenzen nicht leicht übersehbar ist. Daher entsteht die Aufgabe, y_n durch eine vorgeschriebene Anzahl von Differenzen, etwa durch r, wo $r < n$, auszudrücken. Die Lösung dieser Aufgabe erfüllt den Gegenstand des §. 5.

Das Theorem von Taylor (§. 6) schliesst sich ganz natürlich an den so eben behandelten Gegenstand an, namentlich gibt das so eben Berührte ganz unmittelbar die Formel für den Rest dieser Reihe. Allerdings gehört der Gegenstand der Differenzialrechnung an, und Cauchy hat ihn bekanntlich erschöpfend behandelt; allein bei der so einfachen Verbindung zwischen diesem Theoreme und den vorangegangenen Lehrsätzen wird Niemand diesen Satz als

hieher nicht gehörig betrachten. Ebenso gehört hieher, unmittelbar sich anschliessend, die Formel für die Interpolation der Reihen (§. 7), die durch Beispiele erläutert ist.

Referent vermisst dabei nur den Beweis (Seite 32), dass $\psi(z)$ die einzige Funktion dieser Art ist, welche den aufgeführten Bedingungen genügt, was bekanntlich nicht schwer zu beweisen ist, da zwei algebraische, ganze und rationale Funktionen $f(z)$ und $\varphi(z)$, beide von Grade m, identisch sein müssen, wenn sie für mindestens $m+1$ Werthe von z dieselben Werthe geben.

So wie man die Differenz einer Funktion nur einer unabhängigen Veränderlichen bilden konnte, so kann man auch die Differenzen von Funktionen mehrerer unabhängigen Veränderlichen bilden. Diese Untersuchung führt zu dem bekannten, sogenannten symbolischen, Ausdrucke:

$$\Delta_n f(x,y,z,t,\ldots)=[(1+\Delta_x)(1+\Delta_y)(1+\Delta_z)(1+\Delta_t)\ldots.-1]^n f(x,y,z,t\ldots..).$$

Ebenso besteht eine ähnliche, symbolische Formel, die den Zusammenhang zwischen Differenzen und Differenzialquotienten ausdrückt (§ 9).

Nachdem in §. 10 zwei Rekursionsformeln für die Bernoullischen Zahlen, die mit B_1, B_3, B_5, ... bezeichnet werden, abgeleitet worden, wird in §. 11 nach Andeitung von Malmstèn (Crelle, Journal Band 35) die wichtige Formel abgeleitet:

$$h f'(x)=\Delta f(x)-\tfrac{1}{2} h f'(x)+\frac{B_1 h^2}{1.2}\Delta f''(x)-\frac{B_3 h^4}{1.2.3.4}\Delta f'''(x)+\ldots.+$$

$$(-1)^m\frac{B_{2m-3} h^{2m-3}}{1.2\ldots.(2m-2)}\Delta f^{(2m-2)}(x)+R, \text{ wo}$$

$$R=-\int_0^h \varphi(t) f^{(2m+1)}(x+t)\,dt, \text{ worin}$$

$$\varphi(t)=\frac{t^{2m}}{1.2..2m}.-\frac{\tfrac{1}{2} ht^{2m-1}}{1.2..(2m-1)}+\frac{B_1 h^2 t^{2m-2}}{1.2.1.2..(2m-2)}-\ldots\ldots$$

$$\ldots.+(-1)^m\frac{B_{2m-3} h^{2m-2} t^2}{1.2.1.2\ldots(2m-2)}.$$

Dieser Rest, R, wird in §. 12 einer weitern Betrachtung und Umformung unterzogen. Die Resultate dieser Untersuchung sind, dass

α) wenn $f^{(2m+1)}(u)$ endlich und stetig bleibt innerhalb des Raumes $u=x$ bis $u=x+h$, alsdann

$$R=\frac{(-1)^{m+1} B_{2m-1} h^{2m+1}}{1.2\ldots\ldots\ldots 2m} f^{(2m+1)}(x+\lambda h),$$

worin $0\leqq\lambda\leqq 1$.

β) wenn $f^{(2m+1)}(u)$ dieselben Bedingungen erfüllt, zugleich aber innerhalb jenes Raumes sein Vorzeichen nicht ändert:

$$R=(-1)^{m+1}.\frac{2^{rm}-1}{2^{rm}-1}\lambda.\frac{B_{2m-1} h^{2m}}{1.2\ldots 2m}\Delta f^{(2m)}(x),$$

worin λ denselben Bedingungen entspricht.

γ) Ist $f^{(2m+3)}(u)$ endlich und stetig im Raume von $u=x$ bis $u=x+h$; ändern $f^{(2m+1)}(u)$, $f^{(2m\mp 3)}(u)$ ihr Vorzeichen nicht in demselben Raume, so ist

$$R=\frac{(-1)^{m+1} B^{2m}{}_{-1} h^{2m}}{1.2\ldots.2m}\Delta f^{rm}(x)+\frac{(-1)^m \lambda B^{2m+1} h^{2m}}{1.2\ldots.2m}\Delta f^{(2m)}(x),$$

wenn diese Vorzeichen dieselben sind; im andern Falle wäre im zweiten Gliede $(-1)^{m+1}$ statt $(-1)^m$ zu setzen.

In S. 55. ist die in der Note angeführte Bestimmung nicht ganz deutlich. Man könnte etwa in folgender Weise verfahren. Setzen wir $\varphi(m, h, t)$ statt $\varphi(m, t)$, und es ändert die Grösse $\varphi'(2m-2, h, t)$ ihr Zeichen nicht von $t = o$ bis $t = \frac{1}{2} h$, so behaupte ich, auch $\varphi'(2m-2, h+k, t)$ ändere sein Zeichen nicht von $t = o$ bis $t = \frac{h+k}{2}$. Zunächst hat man für $t = \frac{1}{\alpha} h$, wo α zwischen 2 und ∞ liegt:

$$\varphi'(2m-2,h,t) = \left[\frac{1}{2m-3'}\frac{1}{\alpha^{2m-3}} + \frac{A_2}{(2m-4)'}\cdot\frac{1}{\alpha^{2m-4}} \pm \ldots + \frac{A_{2m-4}}{\alpha}\right] h^{2m-3} = P.h^{2m-3},$$

wenn die in Klammern eingeschlossene Grösse P heisst. Ebenso ist für $t = \frac{1}{\alpha}$ $(h+k)$: $\varphi'(2m-2, h, t) = P.(h+k)^{2m-3}$.

Daraus folgt, dass $\varphi'((2m-2, h+k, t)$ innerhalb des Raumes $t = o$ bis $t = \frac{1}{2}(h-k)$ dasselbe Vorzeichen hat, wie $\varphi'(2m-2, h, t)$ innerhalb des Raumes $t = o$ bis $\frac{1}{2} h$. Die Grössen

$\varphi'(2m-2, h, t)h^{-2m}, \varphi'(2m-2, h+\delta, t)(h+\delta)^{-2m}, \ldots \varphi'(2m-2, h+7\delta, t)(h+r\delta)^{-2m}, \ldots$ haben also alle dasselbe Vorzeichen, wie $\varphi'(2m-2, h, t)$ in dem Raume von $t = o$ bis $t = \frac{h}{2}$, vorausgesetzt, dass t in allen im Raume $t = o$ bis $t = \frac{1}{2} h$ liege. Denn z. B. die Grösse

$$\varphi'(2m-2, h+r\delta, t)$$

hat dasselbe Vorzeichen, so lange t im Raume von $t = o$ bis $t = \frac{h+r\delta}{2}$ liegt, also gewiss auch dasselbe Vorzeichen mit $\varphi'(2m-2, h, t)$, so lange t im Raume von $t = o$ bis $t = \frac{h}{2}$ liegt. Daraus folgt, dass das Integral

$$\int^{\infty} \varphi'(2m-2, h, t)\, h^{-2m}\, dh$$

dasselbe Vorzeichen hat mit $\varphi'(2m-2, h, t)$, wenn nur t im Raume $t = o$ bis $t = \frac{1}{2} h$ liegt. Diess ist aber der behauptete Satz.

Setzt man in den so entwickelten Formeln $f(x) = e^x$, so erhält man die Entwickelung von $\frac{eh}{h}$, die zu einer independenten Bestimmung von B^{2m-1}, d. h. von den Bernoulli'schen Zahlen führt, wie schon früher Laplace gezeigt. Setzt man ferner $f(x) = \lg \Gamma(x)$, worin

$$\Gamma[x) = \int^{\infty} z^{x-1} e^{-z} dz,\ x > 0,$$

so erhält man die Formeln für die Berechnung von $\Gamma(x)$, die theilweise Legendre in den Exercices de Calcul intégral aufgestellt, aber nicht genügend erwiesen hat. Die Anwendung auf ein spezielles Beispiel erläutert den Gebrauch und die Angabe, in wie weit man die Grenze des begangenen Fehlers schätzen kann, gibt der Formel den nöthigen Grad der Genauigkeit, da ohne diese Angabe eine jede Näherungsformel kaum brauchbar ist. Näherungsformeln für

Faktoriellen bei einer grossen Anzahl von Faktoren leiten sich aus diesen Entwicklungen leicht ab und bilden den Schluss des ersten Theils.

Der zweite Theil behandelt die Summenrechnung (endliche Integration), das Umgekehrte der Differenzenrechnung. Der allgemeine Ausdruck der behandelten Aufgabe ist: Eine Funktion zu bestimmen so, dass ihre erste (allgemeiner ihre n^{te}) Differenz gleich einer gegebenen Funktion $\varphi(x)$ sei. Die Bezeichnung dieser Funktion ist $\Sigma\varphi(x)$, allgemein $\Sigma^n\varphi(x)$.

Zuerst wird (§. 1) nun der Begriff und die Beziehungsweise der Summenrechnung festgestellt, auch nachgewiesen, dass $\Sigma\varphi(x)$ wirklich eine Summe bedeutet. Referent hat dazu nur zu bemerken, (Seite 87), dass wenn

$$\Delta f(x) = \varphi(x), \text{ allgemein}$$
$$\Sigma\varphi(x) = f(x) + \psi(x),$$

wo $\psi(x)$ eine Funktion von x ist, die sich nicht ändert, wenn man in ihr $x+h$ statt x setzt, entweder in Folge des besondern Werthes von h (der Zunahme von x), oder in Folge ihrer Form. In unserm Buche ist als solche bloss die Funktion

$$\Psi\left(\cos\frac{2\pi x}{h}, \sin\frac{2\pi x}{h}\right)$$

aufgeführt, $\psi(x)$ kann natürlich auch eine blosse Konstante sein, oder eine solche enthalten. Die Summen der einfachsten Funktionen (§. 2) ergeben sich leicht aus den im ersten Theile entwickelten Differenzen. Dazu haben wir nur Folgendes zu bemerken:

Bei der Formel (4), nämlich

$$\Sigma a^x = \frac{a^x}{a^h - 1}$$

darf h nicht so gewählt werden, dass $a^h = 1$ ist. In diesem besondern Falle wäre nämlich

$$\Sigma a^x = \frac{xa^x}{h} + c \, . \, a^x,$$

worin c eine willkürliche Konstante ist.

In den Formeln (5) und (6) darf h nicht so gewählt werden, dass $\sin \frac{1}{2} h = o$, was z. B. für $h = \pi$ der Fall wäre. In diesem besondern Falle hätte man statt der genannten zwei Formeln:

$$\Sigma \sin x = \frac{x \sin \varphi}{h} + b \, . \sin \varphi, \quad \Sigma \cos x = \frac{x \, . \cos x}{h} + b' \cos \varphi,$$

wo b, b' willkürliche Konstanten sind. Dass überall die schon oben angeführte willkürliche Funktion $\psi(x)$ beigefügt werden kann, versteht sich von selbst.

Die Integration zusammengesetzter Funktionen (§. 3) kann auf die einfacherer Funktionen zurückgeführt werden. Die Formel

$$\Sigma(uv) = u\Sigma x - \Sigma[\Delta u(v + \Sigma v)],$$

die der theilweizen Integration

$$\int uvdx = u\int vdx - \int(\int vdx)\frac{du}{dx}dx$$

entspricht, führt, weiter durchgeführt, zu einer Formel, die Condorcet gegeben hat (Essai sur l'application de l'Analyse à la probabilité des décisions), deren allegemeine Form ist:

$$\Sigma u v = u \Sigma x - \Delta u \Sigma^2 v_1 + \Delta^2 u \Sigma^3 v_2 - \Delta^2 u \Sigma^4 v_3 + \ldots\ldots$$
$$\ldots\ldots + (-1)^{n-1} \Delta^{n-1} u \Sigma^n v_{n-1} + (-1)^n \Sigma(\Delta^n u . \Sigma^n v_n.$$

worin allgemein

$$v_1 = v + \Delta v,\ v_2 = v_1 + \Delta v_1,\ v_3 = v_2 + \Delta v_2,\ \ldots\ldots, \text{ das heisst}$$
$$v_r = v + r,\ \Delta v + r_2 \Delta^2 v + r_3 \Delta^3 v + \ldots + \Delta^r v,$$

also $\Sigma^r v_{r-1} = \Sigma^r v + \frac{r-1}{1} \Sigma^{r-1} v + \frac{(r-1)(r-2)}{1.2} \Sigma^{r-2} v + \ldots + \Sigma v$

ist. Allerdings gehörte diese Formel nicht hieher, sondern erst später nach §. 8; allein sie ist im Buche nicht aufgeführt und darum hier bemerkt worden. Für den Fall, dass $\Delta^n u = o$ führt nämlich die obige Formel unmittelbar zum Ausdruck von $\Sigma u v$.

Die (endliche) Integration von x_m auf verschiedene Weisen, von rationalen, gebrochenen, algebraischen Funktionen, von $x^m a$, $x_m \cos x$, $x_m \sin x$, $\cos_m x$, $\sin^m x$, u. s. f. entweder auf direktem Wege oder durch rücklaufende Formeln erfüllt den Gegenstand der §§. 4 — 7. Der Gegenstand ist klar und vollständig abgehandelt und Referent hat zu §. 4 nur zu bemerken, dass nie $h = o$ werden darf. Dessgleichen darf in §. 5 nich $a^h = 1$, oder $\sin \frac{1}{2} h = o$ sein und Aehnliches gilt auch für den §. 6 und 7. In diesen Fällen, wie in den oben zu §. 2 aufgeführten sind nämlich die betrachteten Funktionen der Art, dass sie sich nicht ändern, wenn man $x + h$ für x setzt, von welchen Funktionen wir gleich nachher reden wollen.

Die Bildung der vielfachen Integrale (§. 8) ist bei einigen einfachen Summen unschwer. Der erhaltenen Summe ist ein Ausdruck von der Form einer ganzen, rationalen, algebraischen Funktion beizusetzen. Doch hält Referent die Betrachtung des Buches nicht für allgemein genug. Ist nämlich

$$\Sigma \varphi(x) = f_1(x),\ \text{allgemein}\ \Sigma^n \varphi(x) = f_n(x),$$

wenn man jede Hinzusetzung einer willkürlichen Grösse unterlässt; sind ferner

$$\psi_1(x),\ \psi_2(x),\ \ldots\ldots\ \psi_n(x),$$

Funktionen von x, die sich nicht ändern, wenn man $x + h$ statt x in ihnen setzt; sind endlich

$$a_1,\ a_2,\ \ldots\ldots\ a_n$$

willkürliche Konstanten, so hat man:

$$\Sigma \varphi(x) = f_1(x) + \psi_1(x) + a_1,$$
$$\Sigma^2 \varphi(x) = f_2(x) + \Sigma \psi_1(x) + \psi_2(x) + a_1 x + a_2,$$
$$\vdots$$
$$\Sigma^n \varphi(x) = f_n(x) + \Sigma^{n-1} \psi_1(x) + \Sigma^{n-2} \psi_2(x) + \ldots + \psi_n(x) + a_1 x^{n-1} + \ldots + a_n,$$

Was nun die Formeln $\Sigma^{n-1} \psi_1(x)$, $\Sigma^{n-2} \psi_2(x), \ldots$ anbetrifft, so kann man folgenden Satz beweisen, dessen Nachweis hier zu umständlich wäre, wenn gleich er nicht schwer wäre:

Hat $\psi(x)$ die Eigenschaft, dass $\psi(x + h) = \psi(x)$, entweder in Folge des besondern Werthes von h, oder in Folge der Form der Funktion $\psi(x)$, so ist

$$\Sigma^m \psi(x) = \frac{(x-a)(x-a-h)(x-a-2h)\ldots(x-a-(m-1)h)}{1\;.\;2\;.\;\;3\;.\;.\;.\;.\;.\;.\;mh^m}\psi(x),$$

worin a eine ganz willkürliche Grösse ist, wenn man jede hinzuzufügende willkürliche Grösse weglässt. Darnach wäre in obiger allgemeinen Formel zu verfahren.

Die Formel (3) (Seite 117) gilt nur, wenn nicht $a^h = 1$, in welchem Falle $a^{x+h} = a^x$, also die so eben angegebene Formel (für $\Sigma^m \psi(x)$) eintritt; dessgleichen darf in (4) und (5) h nicht dergestalt gewählt sein, dass $\sin(x+h) = \sin x$, $\cos(x+h) = \cos x$ sei.

Da man bei den meisten Funktionen ihr (endliches) Integral nicht direkt finden kann, so hat man dazu Näherunsmethoden angewendet. Die sich zunächst darbietenden sind, die Funktion $\varphi(x)$ nach steigenden oder fallenden Potenzen von x, oder in goniometrischen Reihen zu entwickeln und alsdann zu integriren (§§. 9, 10). Dazu hat Referent zu bemerken, dass der Fundamentalsatz, auf dem die ganze Rechnung ruht, nicht bewiesen ist. Es fragt sich nämlich, ob wenn

$$\varphi(x) = a_0 + a_1 x + a_2 x^2 + \ldots\ldots \text{ in inf., auch}$$
$$\Sigma\varphi(x) = a_0 \Sigma 1 + a_1 \Sigma x + a_2 \Sigma x^2 + \ldots\ldots \text{ in inf.}$$

Dieser Satz versteht sich durchaus nicht von selbst und bedarf desshalb eines strengen Beweises. Wie wir an einem andern Orte zeigen werden, kann man aber folgenden allgemeinen Satz beweisen:

Sind $u_0, u_1, u_2, \ldots$ eine (unendliche) Reihe von Funktionen von x, ist ferner die Reihe

$$u_0 + u_1 + u_2 + \ldots\ldots \text{ in inf.}$$

für x, innerhalb gewisser Grenzen, konvergent, und liegen x sowohl als $x+h$ innerhalb dieser Grenzen, so ist

$$\Sigma^n (u_0 + u_1 + u_2 + \ldots\ldots \text{ in inf.}) = \Sigma^n u_0 + \Sigma^n u_1 + \Sigma^n u_2 + \ldots\ldots \text{ in inf.}\text{“}$$

Daraus folgt, dass in den Fällen unseres Buches h immer so gewählt werden muss, dass $x+h$ innerhalb der Grenzen der Konvergenz der angewandten Reihe liegt, welche Bedingung in unserm Buche nicht angeführt ist.

Weitaus das vortrefflichste Mittel zur näherungsweisen Integration liefert aber die in §. 11 und 12 des ersten Theils (nach Malmstén) betrachtete, von Mac Laurin herrührende Formel (§. 11). Die Anwendungen auf einzelne Beispiele (§. 12) sind sehr geeignet, den Gebrauch dieser Formel in helles Licht zu setzen. Zu S. 137 könnte bemerkt werden, dass $\overset{b}{\underset{a}{\Sigma}} \frac{1}{t^{2n+1}}$ sein Vorzeichen nicht ändern darf, was übrigens Statt hat, wenn $\frac{1}{t^{2n+1}}$ endlich bleibt, vorausgesetzt, dass $b-a$ ein Vielfaches von h sei. Eine ähnliche Bemerkung könnte S. 141 und 144 gemacht weden.

Dieselbe Formel gibt auch ein Mittel zur näherungsweisen Berechnung bestimmter Integrale (§. 13) an die Hand. Dabei könnte die Formel (1) in S. 146 doch wohl besser allgemein sein.

Abel (Oeuvres complètes, T. II) hat, für das erste (endliche) Integral die wichtige Formel aufgestellt:

$$\overset{1}{\Sigma}\varphi(x) = \frac{h}{h}\int\varphi(x)dx + C - \tfrac{1}{2}\varphi(x) + 2\int^{\infty}\frac{\varphi(x+ht\sqrt{-1})-\varphi(-ht\sqrt{-1})}{2\sqrt{-1}}\,\frac{dt}{e^{2\pi t}-1}.$$

Der Beweis dieser allgemein giltigen Formel, Anwendungen davon und Ableitung der analogen Formel für die höhern Integrale bildet den Schluss des zweiten Theiles. Diese Formeln sind um so wichtiger, als sie unmittelbar das gesuchte (endliche) Integral geben, ohne irgend eine anderweitige Kenntniss von Differenzen vorauszusetzen. In der ersten Zeile von S. 153 muss $\frac{1}{1\pi}$ statt 1 stehen, während in S. 155 bloss die Formel (4) S. 65 hätte angewendet werden dürfen.

Man sieht aus dieser Uebersicht des zweiten Theils unseres Buches, dass die Anwendung der endlichen Integralrechnung auf die Reihensummirung, wovon freilich gelegentlich die Rede war, nicht gemacht worden ist. Die Grundsätze, auf denen die Anwendung beruht, sind übrigens, wenn auch zerstreut an verschiedenen Orten, gegeben, und so lässt sich diese Anwendung, auch ohne fremde Hilfe, bloss nach Anleitung des vorliegenden Werkes, ziehen, obgleich es doch wohl nicht ausser seinem Orte gewesen wäre, darüber etwas Näheres aufzuführen.

Der dritte Theil handelt von der Auflösung der Differenzengleichungen. Sind nämlich die Differenzen einer Funktion von x mit einander durch eine Gleichung verbunden, so stellt sich die Aufgabe so, die unbekannte Funktion zu bestimmen, deren Differenzen jener Gleichung genügen. Da man die auf einander folgenden Differenzen einer Funktion (nach §. 4 des ersten Theils) durch die Werthe $f(x)$, $f(x+h)$, $f(x+2h)$, ... dieser Funktion ausdrücken kann, so kann die Aufgabe auch so gefasst werden: Aus einer Gleichung zwischen $f(x)$, $f(x+h)$, $f(x+2h)$.... die Funktion $f(x)$ zu bestimmen. Eine solche Gleichung heisst vom ersten Grade, wenn keine vorkommende Differenz auf eine höhere als die erste Potenz erhoben ist, auch nicht ein Produkt zweier oder mehrerer Differenzen vorkommt; ist dagegen die Anzahl der (gleichen oder ungleichen) Faktoren eines vorkommenden Produktes von Differenzen derselben Funktion gleich m, so ist die Gleichung vom m^{ten} Grade. Ist $\Delta^n f(x)$ die höchste vorkommende Differenz, so ist die Gleichung von der n^{ten} Ordnung.

Die Differenzengleichung des ersten Grades und der ersten Ordnung, deren allgemeine Form

$$f(x+h) = \varphi(x) \,.\, f(x) + \psi(x)$$

sein wird, kann allgemein gelöst werden (§. 2). Ist aber die Ordnung beliebig, so gelingt die allgemeine Lösung nur in dem Falle, da die Koeffizienten von $f(x+nh)$, ... $f(x)$ konstant sind (§ 3). Kennt man dagegen die n besonderen Lösungen der Gleichung:

$$f(x+nh) + P f(x+(n-1)h) + \ldots\ldots + U f(x) = 0,$$

so kann man, nach *Lagranges* Vorgang, das Integral der Gleichung:

$$f(x+nh) + P f(x+(n-1)h) + \ldots\ldots + U f(x) = V$$

finden (§. 4). In einzelnen Fällen hilft auch eine bestimmte Substitution für $f(x)$, so wie vermittelst bestimmter Integrale ebenfalls spezielle Klassen von Differenzengleichungen höherer Ordnungen gelöst werden können (§. 5, 6, 7).

Endlich können unendliche Reihen in einzelnen Fällen ebenfalls zum gewünschten Ziele führen (§. 8). Noch dürftiger ist die Auswahl von Auflösungsmethoden bei höhern Graden, die jedoch selten vorkommen. Unser Buch beschäftigt sich auch damit nicht. Die Auflösung der Differenzengleichungen mit zwei und mehr unabhängigen Veränderlichen (§§. 9 — 11, Schluss) ist fast ebenso mager bedacht, da allgemeine Formeln gar nicht bekannt sind, ja selbst nur einigermassen umfassende fehlen. Unser Buch betrachtet darum auch nur einige, nicht schwer zu lösende Beispiele, an denen der zu folgende Gang verdeutlicht wird.

Referent hat zu diesem dritten Theile ebenfalls einige Bemerkungen zu machen. Die Formel (5) in S. 183 lässt sich leicht geradezu nachweisen, so dass dieser Nachweis nicht am unrechten Orte wäre. In Formel (6) S. 184 ist es gleichgiltig, ob a Null sei oder nicht, das Ergebniss ist, wegen der willkürlichen Konstanten C dasselbe. Wenn man in S. 187 $h=1$ setzt und will nachher auf den Fall zurückgehen, da der Zuwachs h ist, so muss man $\frac{x}{h}$ statt x in die erhaltenen Formeln setzen. Denn man habe die Gleichung:

$$f(x+nh)+Pf(x+(n-1)h)+\ldots\ldots+Uf(x)=V$$

$$\text{und setze } f(x)=\varphi\left(\frac{x}{h}\right)=\varphi(z),\ \text{wo } z=\frac{x}{h},$$

so hat man die Gleichung

$$f(z+n)+P\varphi(z+n-1)+\ldots\ldots+U\varphi(z)=V.$$

Integrirt man nur die Gleichung

$$\varphi(x+n)+P\varphi(x+n-1)+\ldots\ldots+U\varphi(x)=V, \text{ oder}$$

$$y_{x+n}+Py_{x+n-1}+\ldots\ldots+Uy_x=V,$$

$$\text{und findet daraus } y_x=\psi(x), \text{ so ist also } \varphi(z)=\psi(z)$$

$$\text{das heisst } \varphi\left(\frac{x}{h}\right)=f(x)=\psi\left(\frac{x}{h}\right),$$

oder man erhält f(x), was dem Zuwachse h von x entspricht, wenn man in $\psi(x)$, das die Lösung für $h=1$ enthält, statt x setzt $\frac{x}{h}$.

In Seite 189 kann unmittelbar bewiesen werden, dass wenn die Gleichung (2) m gleiche Wurzeln, jede gleich λ_1 hat, der Ausdruck

$$c_1\lambda_1^x+c_2x\lambda_1^{x-1}+c_3\frac{x(x-1)}{1.2}\lambda_1^{x-2}+\ldots+c_m\frac{x(x-1)\ldots(x-m+2)}{h\ 2\ldots.(m-1)}\lambda_1^{x-m+1}$$

der Gleichung genügt, was besser wäre. Setzt man nämlich den Ausdruck

$$\frac{x(x-1)\ldots..(x-r+2)}{1.2\ \ldots\ldots..\ (r-1)}\lambda_1^{x-r+1},\ r \gtrless m,\ m \gtrless n,$$

in die Gleichung (1) und beachtet, dass die Gleichung (2), die wir mit $f(\lambda)=o$ darstellen wollen, m gleiche Wurzeln hat, dass also

$$f(\lambda_1)=o, \frac{d.f(\lambda_1)}{d\lambda}=o, \frac{d^r f(\lambda_1)}{d\lambda^2}=o, \ldots.., \frac{d^{m-1}f(\lambda_1)}{d\lambda^{m-1}}=o,$$

dass ferner die Grösse

$$\frac{d^{r-1}}{d\lambda^{r-1}}[f(\lambda).\lambda^x]$$

genau zusammenstimmt mit dem obigen, aus (1) erhaltenen Resultat, diese Grösse aber in Folge den so eben aufgestellten Gleichungen Null ist, so wird der Satz geradezu bewiesen sein.

Die Grössen C in allen diesen §§ sind eigentlich willkürliche Funktionen von x, die sich nicht ändern, wenn man in ihnen $x + 1$, $x + 2$, $x + n$ statt x setzt. Dadurch ist erst die völlige Allgemeinheit hergestellt.

In S. 202 muss statt N stehen $-N$, so dass in den Formeln (6) und (9) lauter positive Grössen sind, was ja in der Formel (13) angenommen ist. Um die Grenzen der bestimmten Integrale zu bestimmen, hat man nicht bloss die Werthe von u zu versuchen, welche die ersten Seiten dieser Gleichungen etwa unbestimmt machen würden. Eine Nachprobe muss entscheiden, ob diese Werthe als Grenzen zulässig sind oder nicht. Diese Bemerkung ist wichtig für das Beispiel II in S. 307 ff.; das in unserm Buche falsch gelöst ist. Aus $v = \frac{C}{N} e^{U}$, wird nämlich Jedermann schliessen:

$$N v \omega = C . e^{U} . \omega,$$

während in unserm Buche geschlossen ist:

$$N v \omega = C N e^{U} \omega.$$

Darans folgt, dass die Gleichung (9) S. 210 heissen muss

$$u^x . e^{U} = o,$$

die (13) derselben Seite ebenso, dass in Zeile (3) S. 211 stehen muss $u^x e^{-u} = o$, woraus zugleich folgt, dass $x > o$ sein muss, während nach dem Buche $x > -1$ wäre, bekanntlich für $\Gamma(x)$ unzulässig. In Zeile 13 derselben Seite muss stehen

$$u^x (1-u)^m = o$$

und die Formel (17) verlangt $x > o$. Das Beispiel in S. 212 ist nun natürlich ebenfalls falsch gelöst; die Gleichung Zeile 9 muss heissen

$$u^x e^{-\operatorname{arc}(tg = u)} = o,$$

die nur für $u = o$ erfüllt ist, vorausgesetzt, dass $x > o$. Allein für $u = \pm\sqrt{-1}$ wird arc $(tg = u)$ unbestimmt und man muss nun diese Werthe versuchen. Eine Nachprobe zeigt dann, dass die Formel (19) wirklich der Aufgabe genügt, wenn nur $x > o$.

Das vorliegende Werk enthält, wie die gegebene Uebersicht zeigen wird, die wichtigsten der neuern Untersuchungen und Vervollständigungen früherer Untersuchungen, zugleich dargestellt in einer mathematisch strengen, und schon darum klaren Weise. Es ist dasselbe desshalb ein vortreffliches Handbuch zum Selbstunterrichte in diesem Zweige der Mathematik und es wird kein Leser es unbefriedigt aus der Hand legen, zumal was die ersten zwei Theile betrifft. Fremde Sätze, die im Buche nicht bewiesen wären, sind, einige allgemeiner bekannte abgerechnet, kaum aufgeführt, höchstens etwa in §. 11 und 14 des ersten Theils. Die Darstellung nähert sich somit dem, was Gergonne in seinen vortrefflichen Annales bei Gelegenheit einer undeutlichen Abhandlung verlangte, die mathematischen Abhandlungen müssten sich, bei Voraussetzung des Bekanntseins mit den allgemeinen Grundsätzen, ebenso leicht lesen lassen, als irgend ein leichtes Buch. Dieses jüngste Kind des Herrn Verfassers verdient daher die vollste Beachtung und Empfehlung.

Kubaturen durch elementare Summationen. Eine Abhandlung von Dr. C. A. Wolfram, königlichem Lehrer der Mathematik an der technischen Anstalt zu Hof. Hof, 1848. In Kommission bei G. A. Grau. 15 S. in 8.

Bei jedem, auch noch so kleinen Buche, das unter der Druckpresse das Licht des Daseins erblickt, ist man berechtigt zu fragen, warum dasselbe erschienen sei. Enthält es nichts Neues, oder das Alte in besserer Darstellung, oder eine Sammlung zerstreuter Gegenstände, so ist sein Dasein kaum zu rechtfertigen. Das scheint uns auch bei dem vorliegenden Büchelchen der Fall zu sein. Allerdings ist sein Inhalt lehrreich und beherzigenswerth — und dies ist auch der Grund unserer Anzeige desselben —, allein dieser Inhalt ist nicht neu, er ist keine lichtvollere Darstellung des Alten und auch keine Sammlung zerstreuter mathematischer Abhandlungen. Ref. erinnert sich, schon längst theilweise dasselbe in Prändl's Geometrie klarer dargestellt gelesen zu haben, auch gibt diese Abhandlung, die sehr bescheiden von sich selbst sagt, sie sei „eine allgemeine Anweisung, Rotationskörper durch Summation zu kubiren", gar nichts Anderes, als die Betrachtungsweise, wie man sie zuweilen, oberflächlich genug, in der Integralrechnung findet. Der Verf. meint, diese Summationen sollten andern Methoden vorgezogen werden, da sie weit kunstloser seien und überdies eine sehr elegante Darstellung zulassen; auch habe man bei dieser Methode nicht nöthig, auf dunklere und weniger klare philosophische Grundbegriffe zurückzugehen. Man sieht, dem Büchlein ist ein vortreffliches Empfehlungszeugniss mitgegeben, nur Schade, dass das Zeugniss an den unrechten Mann gekommen ist. Der Verf. meint, die Sicherheit der Resultate (wer bürgt dafür, wenn es die Methode nicht selbst thut?) widerlege Diejenigen, die gewisse rigorose Ideen der Näherungsmethoden hegen!! Wenn so Etwas im Jahre 1748 geschrieben worden wäre; — aber 1848, das ist zu viel!

„Eleganz" ist ein Ausdruck in der Mathematik, der Nichts besagt, da Jeder davon sich seine eigenen Begriffe macht, auch wüssten wir sie in der vorliegenden Schrift nicht zu finden; wenn aber der Verf. sagt, man könne n statt $n+1$, $2n$ statt $2n+1$ u. s. f. setzen, so verdirbt er Denen die Lust an der Mathematik, die gemeint haben, es sei Alles in dieser Wissenschaft über jeden Einwurf erhaben. Als Aufsatz in einer mathematischen Zeitschrift hätte das vorliegende Büchelchen durchgehen können, aber als besondere Schrift ist es gar zu mager und saftlos.

Trotzdem, dass Ref. das Buch, wie es ist, nicht empfehlen kann, kommt er auf dessen Inhalt doch zurück, da er glaubt, es könne, wie dies Prändl und Andere schon früher gethan, in der elementaren Geometrie diese Darstellungsweise zuweilen nicht ohne Nutzen eingeführt werden, obwohl er z. B. die Legendre'sche Darstellung für strenger hält. Der allgemeine leitende Gedanke ist der, den Körper durch eine Reihe Schnitte, parallel mit seiner Grundfläche, in Theile zu zerlegen, diese Theile einzeln zu berechnen und das Ganze zu summiren. Bei den sogenannten Rotationskörpern, für die elementare Geometrie: bei Kegel, Pyramide, Kugel kann man die Grösse jedes Schnittes in Bezug auf die Grundfläche angeben. Allein dass man die Theile zwischen den parallelen Schnitten so ohne Weiteres als prismatische Körper betrachten kann, wie es die vorliegende Schrift thut, davon kann keine Rede sein. Im

Gegentheile muss man in und um jeden dieser Körpertheile ein Prisma (bezüglich Zylinder) beschreiben; alsdann ist der Inhalt des vorgelegten Körpers eine Grösse zwischen der Summe aller inbeschriebenen und aller umbeschriebenen prismatischen Körper. In den Zeichen des Buches ausgedrückt und auf Figur 1 bezogen, würde der körperliche Inhalt enthalten sein zwischen:

$$\frac{H\pi}{n} y_1^2 + y_2^2 + y_3^2 + \ldots\ldots + y^2_{n-1}]$$

$$\text{und } \frac{H\pi}{n}[y_1^2 + y_2^2 + y_3^2 + \ldots\ldots + y^2_n].$$

Ist nun für ein über alle Schranken wachsendes n:

$$\frac{H\pi y^2_n}{n}$$

verschwindend, so kann man einen dieser beiden Ausdrücke statt des Inhaltes des Körpers setzen, da alsdann diese Ausdrücke, von denen der eine grösser, der andere kleiner ist, als der fragliche Inhalt, selbst nicht verschieden sind.

Auf eine beliebige Pyramide angewendet, würde das Verfahren ungefähr folgendes sein: Sei G die Grundfläche, H die Höhe, so lege man eine Reihe Schnitte, parallel mit der Grundfläche durch die Pyramide und alle gleich weit von einander. Ist n die Anzahl der entstehenden Körpertheile, so ist die Höhe jedes derselben $\frac{H}{n}$ und die Flächen der Schnitte sind, von unten her gerechnet:

$$\frac{(n-1)^2}{n^2}G, \frac{(n-3)^2}{n^2}G, \ldots\ldots\ldots \frac{1}{n^2}G.$$

Die Summe der umschriebenen Prisma also ist:

$$\frac{H}{n}\left[G+\frac{(n-1)^2}{n^2}G+\frac{(n-2)^2}{n^2}G+\ldots\ldots+\frac{1}{n^2}G\right]=\frac{HG}{n^3}[1^1+2^2+3^2+\ldots\ldots+n^2].$$

der inschriebenen:

$$\frac{H}{n}\left[\frac{(n-1)^2}{n^2}G+\frac{(n-2)^2}{n^2}G+\ldots\ldots+\frac{1}{n^2}G\right]=\frac{HG}{n^3}[1^2+2^2+3^2+\ldots+(n-1)^2].$$

Der Unterschied beider Ausdrücke ist $\frac{HG}{n}$, das für ein über alle Schranken wachsendes n verschwindet, daher, für ein solches n, der Inhalt der Pyramide gleich

$$\frac{HG}{n^3}[1^2+2^2+\ldots+n^2]=\frac{HG}{n^3}\left(\frac{2n^3+3n^2+n}{6}\right)=\frac{HG}{3}+\frac{HG}{2n}+\frac{HG}{6n^2}$$

ist. Da aber n über jede Zahl hinaus wachsen soll, so nehmen $\frac{HG}{2n}$, $\frac{HG}{6n^2}$ unter jede Zahl ab, d. h. dieselben sind kleiner als jede Zahl, so klein man sie sich auch denken, folglich wegzulassen. Denn wären sie $=\alpha$, wo α noch so klein sei, so mache man nur $n > \frac{HG}{\alpha}$, was man immer kann, da ja n ohnehin unbegrenzt wachsen soll, und es wird $\frac{HG}{2n} < \frac{\alpha}{2}$, also da jetzt $\frac{HG}{6n^2} < \frac{HG}{n}$,

auch $\frac{HG}{2n} + \frac{HG}{6n^2} < \alpha$ sein, was zur obigen Annahme führt. Also ist der Inhalt der Pyramide $\frac{HG}{3}$. Freilich ist dazu ein Mass analytischer Kenntnisse erfordert worden, das in der Regel auf dieser Stufe nicht erreicht ist.

Das vorliegende Büchelchen betrachtet, freilich nicht strenge, die Kubatur des Kegels, des Kugelsegments, der Kugel, des Rotationsparaboloids zweiten und dritten Grades, des Rotationsellipsoids, des Rotationshyperboloids und der Pyramide. Von den abgekürzten Körpern ist gar keine Rede, obgleich ihre Kubatur sich in derselben Weise unmittelbar ergibt. Noch weniger begegnen wir etwa dem Obelisken, dessen Theorie in die Elemente mit eingeführt werden muss.

Deutschlands vorzüglichste Sternwarten. Aus C. L. v. Littrow's Kalender für alle Stände (1848) besonders abgedruckt. Mit 7 Kupfertafeln. Wien, bei Carl Gerold. 1848. 18 Seiten.

Deutschland, sagt der Verf., ging in den Bestrebungen, durch neue, zweckmässige Sternwarten der beobachtenden Astronomie Theilnahme zu beweisen, mit rühmlichem Beispiele voran, und wenn es auch in Grossartigkeit der Bauten, in Anzahl der Institute seither von andern Ländern übertroffen wurde, so gebührt ihm doch das Verdienst, die ersten Musteranstalten dieser Art errichtet und den eigentlichen Anstoss zur Umbildung der Ideen gegeben zu haben, die bis dahin bei solchen Unternehmungen als leitend gegolten hatten. Die Rundschau der deutschen Sternwarten, die vorliegt, beschränkt sich bloss auf diejenigen dieser Anstalten, die in Beziehung auf ihre Oertlichkeit eine allseitige Entfaltung astronomischer Thätigkeit gestatten. Demgemäss sind folgende deutsche Sternwarten beschrieben und im Kupferstich abgebildet beigegeben:

1) Gotha, erbaut 1791 unter Zach's Leitung, die erste Anstalt Deutschlands, die den neueren Forderungen der Wissenschaft gemäss eingerichtet ward. Freilich wurde, an die Vorurtheile früherer Zeit erinnernd, der freien Aussicht dergestalt Alles zum Opfer gebracht, dass man sie auf einem wüsten, rings Wind und Wetter preisgegebenen Berge erbaute, so dass ein Flügel derselben bereits in Trümmer liegt. Die Lage ist so unfreundlich, dass ihr dermaliger Vorsteher sich ein kleineres Lokal an bequemerer Stelle errichtet hat. 2) Göttingen, 1803 unter der Leitung von Schröter und Harding erbaut, beendigt 1818 unter Gauss. 3) Königsberg, 1813 unter Bessel's Leitung erbaut, die auch dieses berühmten Astronomen Arbeiten förderte. 4) München, 1817 erbaut unter der Leitung von Reichenbach und Soldner. 5) Hamburg, 1825 erbaut unter Repfold's d. ä. Leitung. 6) Berlin, 1832—1835 unter der Leitung von Encke in astronomischer, und Schinkel in architektonischer Beziehung, so dass Zweckmässigkeit und Schönheit in ihr in seltenem Grade vereinigt sind. 7) Bonn, 1845 unter Argelander erbaut.

Nach der Beschreibung dieser Gebäude, der Angabe der in ihnen befindlichen astronomischen Instrumente u. s. f. werden in Kürze die Grundsätze

zusammengestellt, die heute die Erbauung und Einrichtung einer allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden Sternwarte leiten müssen.

Betrachtungen über den „Nutzen der Astronomie", natürlich für einen Kreis von Lesern „aus allen Ständen" berechnet, schliessen das vorliegende Werkchen, das dem Deutschen in freundlichem Gewande das vor Augen führt, was sein Vaterland jetzt zur Beförderung dieser Wissenschaft gethan. Wenn deutsche Masten sich einmal werden auf dem Ozean wiegen, so werden unsere Astronomen den Nutzen ihrer Wissenschaft uns schon klar machen, und dann werden uns fremde Völker auch nicht mehr übertreffen in der Grossartigkeit der Einrichtungen, die diese Wissenschaft erfordert.

Dr. J. Dienger.

Bericht über die in Hamburg am 5., 6. und 7. August 1848 abgehaltene erste Versammlung des Vereines norddeutscher Volksschullehrer; von Ch. Andresen, J. C. Horstmann, C. Straus, Schriftführern. Nebst Dr. J. C. Kröger's Rede über deutsche Nationalität und National-Bildung und andern Anlagen. Hamburg, Verlag von Robert Kittler. 1848. 104 Seiten in gr. 8.

Die in den Lehrervereinen Hamburgs und Altonas angeregte Idee, einen Verein norddeutscher Volksschullehrer ins Leben zu rufen, veranlasste dieselben, eine Comite zu erwählen, die jene Idee in Ausführung bringen sollte. Diese bestand aus den Herren Theodor Hoffmann, Horstmann, Dr. Kröger, Dr. Ruete, Schlüter, Straus und Wallenstein aus Hamburg und Christian Andresen und H. A. Hansen aus Altona. Sie trat Ende Mai's zusammen und constituirte sich dahin, dass sie Herrn Dr. Hansen zum Präses, Herrn Dr. Kröger zum correspondirenden und Herrn Straus zum protokollirenden Schriftführer erwählte, und nun sofort ihre Arbeiten begann. Sie versandte Circulare an auswärtige ihr bekannte Lehrervereine und an einzelne Lehrer; sie erliess in öffentlichen Blättern Aufrufe und hatte sehr bald die Freude, mehrfach Zuschriften zu erhalten, in welchen die Wichtigkeit eines solchen Vereines anerkannt und Antheilnahme Vieler zugesichert wurde. Die Versammlungen selbst wurden an den festgesetzten Tagen, am 5., 6. und 7. August, abgehalten. Sie waren von Lehrern und Nichtlehrern sehr zahlreich besucht, welche aus dem ganzen Norden Deutschlands, aus Schleswig und Holstein, aus Mecklenburg, Lauenburg und Oldenburg, aus Braunschweig und Hannover und aus den Hansestädten zusammengekommen waren, „um der Schule die rechte Stellung im Volksleben auszumitteln, damit sie zur rechten Wirksamkeit gelange und zur Wohlfahrt des Vaterlandes ihren lebendigen Einfluss zeige." (Kröger in seiner Rede S. 57.) — Viele Theilnehmer waren schon am 4. August eingetroffen. Von Seiten der Comite waren die nöthigen Anordnungen getroffen, um den Gästen den Aufenthalt in Hamburg und Altona billig und angenehm zu machen.

Die erste Hauptversammlung eröffnete der Präses der Comite, Herr Hansen aus Altona, durch eine Rede, welche in dem Berichte (S. 47—51) mitgetheilt wird. Nachdem er die Anwesenden herzlich willkommen geheissen, deutete er auf unsere Zeit hin, welche alles Ernstes den Fortschritt, Fortschritt durch hellere Erkenntniss will und daher auch auf die Unterrichts-Bildungsanstalten im Volke das Augenmerk gerichtet hat. „Man ist", heisst es S. 48, „jetzt mehr als jemals zuvor von der Wahrheit überzeugt, dass Volkswohl auf Volksbildung beruht, und dringt daher überall auf eine allgemeine und gründliche Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens in allen Zweigen der gesammten Nationalbildung."

Hierauf wurde Herr Hoffmann zum Präsidenten, Herr Prof. Dr. Asmussen zum Vicepräsidenten und die Herren Andresen, Horstmann und Straus zu Schriftführern gewählt. Die Verhandlungen, welche würdig und dem erhabenen Zwecke der Versammlung angemessen geführt wurden, folgten, nach der Bestimmung der Anwesenden, dem von der Comite entworfenen und in der Schrift S. 52 und 53 mitgetheilten Programm. Der Raum gestattet uns nicht, auf die in den Versammlungen selbst geführten sehr interessanten Debatten einzugehen. Wir verweisen desshalb auf die Schrift selbst, und begnügen uns, die Resultate derselben anzuführen. Sie wurden auf den Vorschlag des Herrn Dr. Rée aus Hamburg an die hohe deutsche constituirende Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. gesendet und sind folgende (S. 98. 99): 1) Für die öffentliche Schule soll die Leitung und Beaufsichtigung durch die Geistlichen aufhören. 2) Die Schule soll nicht aus der kirchlichen Gemeinschaft treten, aber die öffentlichen Schulen sollen keine Confessionsschulen sein. 3) Die Volksschule ist Staatsanstalt. 4) Die Schule bildet einen besondern Verwaltungszweig des Staates unter eigener sachkundiger Behörde. 5) In den öffentlichen Volksschulen wird kein Schulgeld bezahlt. 6) Für Unbemittelte ist der Unterricht in den höhern Bildungsanstalten gleichfalls unentgeltlich.

Die Hauptversammlungen wurden am 5. (Samstag) und 7. (Montag) August gehalten. Am 6. (Sonntag) fand eine Festversammlung statt. In dieser hielt Herr Dr. Kröger eine Rede: „Ueber deutsche Nationalität und National-Bildung" (S. 54 — 97). Sie war nicht zum Drucke bestimmt, und nur der vielfach mündlich und schriftlich ausgedrückte Wunsch der Versammlung konnte ihn bestimmen, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Und gewiss, sie verdient auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Wir haben sie mit immer steigendem Interesse gelesen. In grossartigen Zügen schildert der wackere, geschichtskundige Redner Deutschlands grosse Vergangenheit und ernste, bedeutungsvolle Gegenwart, und zeigt, wie nur aus unsers Herzens heilig stillen Räumen bei ächter Sittlichkeit das wahre Völkerglück erblühen kann, und wie Alle, denen deutsches Blut in den Adern rollt, bei den stürmischen Bewegungen in unserm Vaterlande nur Ein Gefühl, das Gefühl unseres Nationalwerthes und unserer Nationalkraft, und Ein Sinn, ein ächter, warmer, edler Nationalsinn ergreifen und beleben muss. Herrscht dieses Gefühl und dieser Sinn in dem deutschen Volke, „dann mögen (so schliesst die Rede) jetzt und künftig um die tausendjährige deutsche Eiche Kriegsstürme toben, Orkane innerer Aufregung ihre Wipfel bewegen, sie werden ihren Stamm nicht umwerfen; dann erblüht uns und unsern Nachkommen ein einiges, geistig und sittlich kräftiges Deutschland, dann wird dem deutschen Volke der Segen des Höchsten nicht fehlen, der es zu einem hohen Apolstelamte für die Menschheit berufen hat."

Zu Anfang der Festversammlung trugen die Mitglieder der „Polyhymnia", Gesangsection des schulwissenschaftlichen Bildungsvereins, unter Leitung des Dirigenten derselben, Herrn Dr. C. G. Schöne, den 121. Psalm von Löwe, und zum Schlusse einen Choral (S. 98) vor.

Am Sonnabende, so wie am Montage hatten sich viele Mitglieder zu einem Mittagessen im Gasthofe zum Weidenhofe vereinigt. An beiden Tagen herrschte ächter Frohsinn und brüderliche Einigkeit unter den Theilnehmern. Manches gewichtige und kräftige Wort wurde auch hier gesprochen und hob die Herzen zu schönen Hoffnungen und edeln Entschliessungen. So wie ebenfalls die S. 100 bis 104 mitgetheilten Tafellieder eine frohe begeisterte Stimmung hervorriefen.

Noch haben wir beizufügen, dass in der letzten Sitzung die Versammlung den Beschluss gefasst hat, im Jahre 1849 eine ähnliche Versammlung zu halten. Hamburg wurde zum Versammlungsorte und der damalige Vorstand, so wie die Mitglieder der Comite als fortbestehender Ausschuss erwählt, um die Versammlung vorzubereiten.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Der gegenwärtige Zustand des französischen Civilrechts nach seiner jurisprudence und nach den neuesten französischen und deutschen Werken, welche in dieser Recension theilweise anzuführen und zu beurtheilen sind.

Im Anfange dieses Jahrhunderts sind in Deutschland drei bedeutende Kritiken über das französische Civilrecht erschienen:

Rehberg über den Code Napoleon. Hannover 1814.

Thibaut's sehr geistreiche Recension darüber im Anfange der Heidelberger Jahrbücher des Jahres 1814.

v. Savigny vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Heidelberg, zweite Aufl. 1828, zuerst 1814.

Deutschland wurde in jener Zeit wieder einmal neu geboren, wie fast in jedem Jahrhunderte, obgleich es ihm nie vergönnt wurde, eine feste Nationalität in andern Dingen anzunehmen, wie in seiner Sprache und Wissenschaft. Dieses beweist namentlich die Bestrebung der deutschen Männer nach einem gemeinsamen deutschen Rechte, welches nur gewissermassen durch die Wissenschaft, nicht aber durch die Nationalkraft gegeben war und anders nie gegeben werden wird. So hat eben nur die Wissenschaft, nicht der Nationalinstinct das römische Recht auf den deutschen Boden gebracht, und das römische Recht bedeutet und ist in Deutschland etwas ganz anderes, wie in Frankreich, Italien und Spanien, wo es schon durch die romanische Sprache und die ursprüngliche Vermählung eines grossen Theils dieser Völker mit dem römischen Rechte ein wahres Nationalrecht geworden ist, und so wird schwerlich Deutschland eine nationale oder politische Revolution erleben, in welcher die Gewalt der Machthaber oder der Instinct des Volkes ein gemeinsames Recht begründen wird, welches alle Particularitäten der einzelnen Volksstämme abstreifen dürfte. Dieser Zustand war wohl dereinst auch in Frankreich selbst noch in der Revolution indicirt, und es war hier ein grosser Kampf, ob nicht das System der Girondisten, das Föderativsystem des Staats, Volks und Rechts vorgezogen werden sollte dem System des Bergs, der république une et indivisible, die eigentlich den Code und zwar nur als juste milieu zur Geburt brachte, einen, man kann sagen, durch die politische Umänderung der Verhältnisse geschaf-

fenen Hermaphroditen, weil er auf der Vereinigung der römischen und germanischen Rechte, auf einem Systeme der Transaction in der Zuversicht gebaut ist, dass man in Frankreich nicht mehr wie in Deutchland, desperat werden sollte durch den Gegensatz des droit écrit und der coutumes, oder durch den Gegensatz der Pandecten in ihrem eigenen Geiste, und des deutschen gemeinen Privatrechts ohne einen Geist!!

Dass man niemals fragen kann nach dem wissenschaftlichen Beruf einer Zeit zur Gesetzgebung, haben wir bereits im ersten Bande unserer Zeitschrift „über die Codification" bewiesen: weder sollen die Wissenschaft noch der praktische Gesetzgebungsschlendrian Gesetzbücher machen; sondern es gebührt dieses Ziel blos der gänzlich veränderten Politik, welche der Nation selbst in der That einen neuen Genius einhaucht. So sind die XII Tafeln in Rom, so ist der Code Napoleon in Frankreich entstanden. In Oesterreich ist das Gesetzbuch nichts anders als die aus ungesunder Philosophie hervorgegangene theresianisch-josephinische Politik *), die weder Wissenschaft noch Praxis für sich gewonnen hat, und nicht minder hat auch in Preussen nur die Kunst, in welcher dort der ganze Staatsorganismus lebt, das Gesetzbuch geschaffen, das ebenfalls weder eine Wissenschaft noch eine jurisprudence hat.

Nur dem Code, das ist dem auf natürliche Weise entstandenen gemeinen Rechte Frankreichs ist auch die Blüthe seines inneren Werthes geworden, einer reichlich entwickelten Wissenschaft und einer zum Systeme gewordenen Praxis.

Aus diesem Allem folgt, dass wir keineswegs mit den Ansichten übereinstimmen, welche Savigny in seinem berühmten oben aufgeführten Buche entwickelt hat, welches in dem von ihm aufgestellten Principe, dass man, um Gesetzbücher zu machen, gelehrt sein müsse, spurlos für diese Welt und die Zukunft vorübergegangen ist.

Aber möglich könnte es werden, dass die deutsche Wissenschaft in dem Geiste und in der jurisprudence des französischen Rechts dasjenige erkennen dürfte, was einem politisch gebildeten Volke des modernen Lebens im bürgerlichen Rechte entsprechend ist, und damit hat das deutsche Volk vor der Hand genug gewonnen, sowohl theoretisch in seiner Einsicht, wie praktisch da, wo der Code wirklich eingeführt ist und fortbestehen muss, wie wir noch ausführen werden; und blos zu diesem Zwecke sei diese Abhandlung geschrieben. Sollte nämlich das

---

*) Herr Appellationsrath Beidtel wäre der Mann, der diese Ansicht nachweisen könnte.

französische Recht auch keineswegs geeignet sein, ein ideales oder poetisches Bild des bürgerlichen Lebens zu geben, weil im Einzelnen gar Vieles zu tadeln ist, so ist doch wahr, dass, wenn man dasselbe nicht sceptisch nach einzelnen Artikeln, wie Rehberg, Thibaut und Savigny beurtheilt, sondern auf den Geist des Volkes und der im Code niedergelegten Bestrebung sieht, dieses Gesetzbuch das einzige Werk in der neuen Welt sein wird, welches von der Geschichte anerkannt und erhalten werden wird.

Quellen des Code.

Vor der Revolution stand man in Frankreich gerade so, wie man jetzt in Deutschland steht. Selbst derjenige, welcher im Geiste der neueren subjectiven Philosophie am meisten Lust hatte, auf königliche Auctorität Gesetze zu machen, und welcher dies theilweise ausgeführt hat, musste zugeben, dass nur die Wissenschaft (Cujas, Dumoulin, Domat, Pothier) das gemeine Recht bildet, und dass blos in einzelnen Beziehungen es möglich sei, ohne mit der Wissenschaft die Volksgefühle zu verletzen, sogar unterstützt durch die Gewalt und die Anmassung der schon im königlichen Billigkeitsgericht und sonst politisch absolut gewordenen königlichen Macht mehr als ein paar einzelne Projecte über Testament, Schenkungen, Fideicommisse als gemeines Recht durch Frankreich geltend zu machen (Aguesseau).

Die Revolution erst erkannte, dass ein neuer, vielleicht gefährlicher Geist in das Volk gedrungen und realisirt worden war, theils durch die Trennung der Kirche vom Staate, wichtig in der Einführung der Ehescheidung, und durch die damit zusammenhängende Begünstigung der natürlichen Kinder: durch die Aufhebung der Feudal- und mittelalterischen Stände- und Güterrechte, die sogar als polizeiliches Verbot gegen jede Wiederkehr geltend gemacht wurde *), durch die Organisation des Staats nach geographischen, nicht nach Provincialrichtungen, in welcher das Fundament der alten Gewohnheitserinnerungen vernichtet wurde, endlich durch die Ueberbleibsel des bisherigen Regierungssystems, indem die Souveränetät des Volkes in der That behauptet wurde und bestand, der göttlichen Ordnung trotzend, dass man sofort Alles von der Ver-

---

*) Ein Feudal- oder Zehentrecht vertragsmässig wieder herzustellen, war eine Sünde gegen das durch die Politik begründete Urrecht.

nunft ableiten, und überhaupt den Geist der Revolution zur Herrschaft bringen wollte.

Diese Richtungen waren es dann, welche nothgedrungen zu einem gemeinsamen Gesetzbuche hinführten; allein eben bei der Ausführung dieses Gedankens knüpfte man wieder an die alte bessere Zeit an, die Völker täuschend in ihrer babylonischen Meinungs- und Sprachverwirrung: die conservative Richtung des Gouvernements, welches sich um die Volkssouveränetät wenig kümmerte, die gemässigte Auffassung aller politischen Umkehrungen, die Zurückweisung auf die alte Wissenschaft und coutumes waren die in den Köpfen der Gesetzgeber und Napoleons vorherrschenden Gedanken, wodurch eben der dauernde Zustand der neueren Gesetzgebung verbürgt ist.

Es lässt sich daher der Code ohne die Geschichte des alten Rechts, des Zwischenrechts und der unmittelbaren Zusammenstellung desselben nicht verstehen, ist aber im Complexe dieser Kräfte eine Erscheinung, welche mit dem Besten verglichen werden kann, was die Menschen auf Erden gemacht haben.

Hülfsmittel zur Kenntniss des Code.

Die Franzosen sowohl wie die Deutschen suchten blos in den Quellen der neuesten Zeit und gewissermassen in der Revolutionsgeschichte und den unmittelbaren Vorverhandlungen die Hülfsmittel und zwar die einzigen zur Erklärung des Code. Auch Rehberg, Savigny und Thibaut sind von dieser Richtung nicht frei: sogar die Studirenden der französischen und deutschen Schule wurden dahin geführt: man nahm den Text, dazu Locré's Zusammenstellung der motifs in den Staatsrathsdebatten, Tribunatsverhandlungen und den Reden, wobei die letztern einen mehr construirenden Charakter hatten, z. B. besonders die Reden von Portalis; man ging etwa noch auf die früheren, wenn auch in ganz anderem Geiste geschriebenen projets zurück, und die neuesten Schriftsteller vergleichen damit die neuesten europäischen und fremden Gesetzbücher, und suchen zur Colorirung des Ganzen eine Art des Naturrechts in dem römischen Rechte: allein Allen miteinander steht die Dogmengeschichte nicht zu Gebote, aus welcher der Code in der That geworden ist: denn

1) man muss offenbar damit anfangen, die ganze französische Rechtsgeschichte zu studiren. In dieser Richtung ist in der neuesten Zeit Manches geschehen; wer hat unter den Früheren auf Loysel's Sammlung geachtet, und die prächtige Darstellung, die sogar Dupin in einem

guten Drucke uns neu gegeben hat: wer hat Rücksicht genommen auf die neuesten historischen Forschungen der Franzosen, z. B. von Klimrath und der Zusammenstellung von Warnkönig, obgleich gerade der Letztere den Wagen ohne Bespannung stehen lässt, weil sein Werk das Ende im Jahre 1789 findet. Unser erstes Geschäft war, eine solche Vorarbeit der alten und der Revolutionsgeschichte uns zu schaffen; weil wir von jeher eingesehen haben, dass von der Glosse an, so wie von der Zeit der Sammlungen der deutschen Gewohnheiten, mit Rücksicht auf die gemeinsame Richtung des deutschen Rechts im canonischen Recht, die praktische Fortbildung des Rechts eigenthümlich bei jedem Volke durch das Mittelalter bis in die neueste Zeit nachgewiesen werden muss. Eine Masse von Arbeiten und Werken fehlen uns noch: und am wenigsten hilft uns hier die philologische, historische und logische Richtung, mit welcher die neueste Zeit das antike römische Recht bearbeitet und, so zu sagen, für unsere Anwendung verdorben hat; vielmehr ist im Mittelalter den Völkern ein neues Leben aufgegangen, und wieder seit mehr als drei Jahrhunderten ist eine eigene Art besonderer Nationalbildung hervorgetreten, wornach das Recht in Frankreich vielfach ein anderes geworden ist, wie in Deutschland, bald durch die Methode der wissenschaftlichen, namentlich neuphilosophischen Behandlung, bald durch die verschiedene Natur beider Völker: und wirklich ist dieses der einzige Hauptstandpunkt, aus welchem die Reception des französischen Rechts für Deutschland nicht wünschenswerth ist, wofür aber die früheren deutschen Schriftsteller viel mehr hätten aufmerksam machen sollen, als geschehen ist. Bekannt ist es, dass die französischen Gesetzgeber selbst auf diese historische Bedeutung keine Achtung nehmen wollten; sie war vielmehr dem Grundtypus ihrer Bestrebung entgegen; allein dem ächten Praktiker liegt die Sache doch an sich schon in seiner Auffassung, und das grosse Bedenken der Gesetzgeber war nur darin zu erkennen, ob man dem römischen oder germanistischen Standpunkte den Vorrang lassen wollte. Allein im Sturme der Revolution fand sich auch zu einer solchen Betrachtung keine Zeit, und hauptsächlich ist es den Ansichten Tronchet's zuzuschreiben, dass das germanistische Element und der Entwicklung Portalis und der Südländer, dass das römische Element die vielfach vermittelte Bestimmung auf sich nehmen, ein durch Consequenz und Billigkeit gut zusammengeschmolzenes Gesetzbuch zu gewähren. Wer kann den Code erklären, ohne die eigene germanische Natur des Liegenschaftsrechts zu verstehen; wer kann den Umfang der Liegenschaftsklagen als actiones in rem scriptae darstellen, wer versteht das Princip der Ver-

nichtungs- und Anfechtungsklagen ohne die Theorie des canonischen Rechts, wer kann ohne die Geschichte der nullités des ordonnances et coutumes und der nullités de droit écrit, welche letztere verworfen war und erst durch Rescission hergestellt werden musste, die Art. 1304 ff. des Code bewältigen, wer weiss, was judicium rescindens und rescissorium im französischen Rechte ist, und ob sie in einem Prozesse verbunden werden können, wer versteht das System der Verträge u. s. w. ohne genaue Kenntniss des mittelalterischen Rechts? Die Gesetzgeber selbst verstanden es, ohne es rechtfertigen zu können, weil sie Juristen waren; allein sie waren ebendesshalb klug genug, der Geschichte gar nicht zu erwähnen, auch weil die Revolutionszeit keine Ansicht für die Erhaltung geschichtlichen Rechtes bot. Wenn man früher besonders in Deutschland den Code ohne solche Grundlagen beurtheilt hat, so war es unmöglich, gerecht zu sein. Ja die Deutschen des Jahres 1814 kannten nicht einmal die Technik des französischen Rechts, z. B. die Worte reserve, subrogation; sie waren in solchen Dingen viel schwächer, wie die Franzosen, welche ihren Guyot vor sich hatten *). Das preussische und österreichische Gesetzbuch, welche nicht durch die Strömungen der Revolution geführt wurden, bieten weniger historische und technische Erinnerungen dar, wie das französische Recht.

2) In Frankreich selbst hat man freilich in der Revolution an alle diese Dinge nicht gedacht, man wollte kein historisches, sondern ein Vernunftrecht, kein technisches, sondern ein populäres Recht: und die Franzosen hängen noch immer an diesem Gedanken, sie glauben mit vielen Deutschen, dass Alles allein, selbst das Lückenhafte im Code aus dem System des Code entwickelt werden könne; ja ihre Literatur ist in der That krank durch diesen Gedanken. Zachariä's Werk fröhnt diesem Gedanken, denn seine geschichtlichen Zuthaten sind nur Colorirungen. Die französische Rechtswissenschaft kann zwar

a) die Geschichte der Revolution nicht übergehen, denn man sieht, wie z. B. bei der Revolution Danton im politischen Idealeifer sogar den Handel und Wandel, Treue und Glauben untergraben wollte, weil er keine strenge Execution in der contrainte par corps wollte **) u. s. w. — aber dennoch musste er endlich nachgeben: ja auch die Doctrin muss

---

*) Am meisten ist die von Brauer gemachte Uebersetzung des Code dadurch verdorben, dass er durch seinen Purismus im Deutschthum seiner Uebersetzung sogar den technischen Geschmack genommen hat.

**) Locré tom. XV. p. 464.

an den Eintheilungen halten, die hier aus rein wissenschaftlichem Standpunkte gemacht sind, z. B. in doppelseitige und einseitige Verträge, von denen man früher wenig oder nichts wusste, soweit besondere Erfordernisse und Wirkungen verletzt sind (man sehe jedoch das Gewohnheitsrecht in Paris) — aber

b) über der Revolution steht doch noch eine höhere Wissenschaft, und man kann nicht die theilweise selbst verkehrten Sätze des Code in eine Lehre der wissenschaftlichen Weihe des neueren Lebens hinübersystematisiren, denn z. B. der Begriff und die Wirkungen der Ehe, der elterlichen Gewalt, der Vormundschaft, der Verträge, soviel man auch im Einzelnen verändert hat, ruhen doch immer auf dem System des Mittelalters und des canonischen Rechts. Wie hätte man den formlosen Vertrag für perfect annehmen können, wenn nicht der canonische Geist, der als solcher unstät in den Worten des cap. 1. 3. X. de pactis, aber doch als gemeines neueres Recht dem römischen Recht in der ganzen Welt den Ton abgewann, in Betracht genommen wird — wie hätte man das Beweissystem des französischen Rechts in der Erwerbung der Rechte ohne das canonische Recht und die Notariats-Einrichtung des Mittelalters verstehen können u. s. w.

Im Uebrigen ist nicht zu läugnen, dass man die Gesetze der Revolution auf das fleissigste kennen muss, weil man durch diese auf das unmittelbare Verständniss der einzelnen Lehren und Artikel aufmerksam gemacht wird. Es fehlt uns daher ein Buch über eine gute Geschichte des französischen Zwischenrechts, obgleich Laferrière in seiner neuesten Ausgabe der Geschichte des französischen Rechts sehr viel dafür thun wird, wesshalb wir ganz besonders auf diese Arbeit, welche wir dessen Geschichte des älteren Rechts vorziehen, aufmerksam machen. Es begreift Niemand das französische Recht, ohne die Revolutionsgeschichte studirt und den Geist jener Zeit eingesogen zu haben: nur darf man sich von demselben in der Beurtheilung des Code nicht leiten lassen, wie dies Rehberg gethan hat, der — ein an sich geistreicher Mann — dadurch den ganzen Totaleindruck seiner Arbeit verdorben hat, was ihm weniger Savigny als vielmehr der kräftige Thibaut mit Recht vorgeworfen hat.

3) Durch die Napoleon'sche Zeit ist der Code endlich zu Stande gekommen. Napoleon's Denkart war conservativ: sein Zweck war die gemässigte Monarchie, allein die Mittel, welche er anwendete, verwandelten sie in eine absolute; es geschah dieses gegen seine Grundsätze; der Code, welcher mit Recht seinen Namen trägt, verbürgt dieses; er

stellte dadurch die gemässigte Monarchie der aristokratischen Republik, die in England besteht, entgegen, wohl erwägend, dass es keine andere billige Form des Regiments gibt. Für gemässigte Monarchien passt der Code, schwerlich zu einer demokratischen Republik, wie sie es nennen. Der Name Napoleon ist indess klangreicher in Frankreich, wie der demokratische Socialismus, und seine Denkart wird bleiben; er wurde in St. Helena nicht besiegt, sondern sein Leichnam und sein Angedenken ruht mit seinem Geiste in Paris. Dasjenige, was der Kaiser selbst bei den einzelnen Artikeln des Code gethan hat, ist unbedeutend, und sein Name sollte hier nicht vorkommen, er war nur Staatsmann, nicht Jurist: aber damit das Werk selbst zu Stande kam, dazu ergriff er die rechten Mittel. Es war auch so weit gut vollendet, dass sich an seinen Geist und an seine Worte eine Literatur anschliessen konnte, von welcher wir jetzt sprechen wollen, und die mehr noch werth ist, als die Periode, in welchor mehr glänzende, wie berühmte Namen durch Reden und Debatten zur Confection des Ganzen geholfen haben.

Literatur.

Wir sprechen nicht von jenen Werken, die schon durch Zachariä benutzt worden sind, sondern von den späteren Arbeiten: aber wir wollen doch an ältere erinnern, soweit sie Zachariä vielleicht gekannt, aber nicht benutzt hat. Im Jahre 1846 hat H. Dupin und H. Laboulaye die institutes coutumières von Anton Loysel mit den Noten des Eusebe de Laurière herausgegeben, und so wie wir glauben, ist es die neueste der Editionen. Dieses Buch hat für denjenigen einen ausserordentlichen Werth, welcher die Dogmengeschichte des Mittelalters kennt. Dem Buche ist vorgedruckt „liste des auteurs et jurisconsultes" — ein Namensverzeichniss derjenigen Gelehrten, welche das römische und canonische, das geschriebene und ungeschriebene, das gemeine und particulare Recht des Mittelalters bearbeitet haben, und man erkennt schon aus den im Buche selbst gebrauchten Namen, wie reich der Stoff ist, welcher das wirkliche Recht der französischen Nation im südlichen und nördlichen Frankreich gebildet hat. Das System und die Darstellung der einzelnen Gewohnheiten des Rechts ist vortrefflich, und wir haben kein deutsches Buch dieser Art, welches ihm gleichgestellt werden könnte. Zuletzt wollte man auch die kirchenrechtliche Richtung der gallicanischen Ordnung zeigen, und H. Dupin, der noch jetzt daran hängt, hat leider nicht erkannt, dass schon mit der republikanischen Trennung der Kirche vom Staat dieses System der alten königlichen Staatsregierung

sein Ende gefunden hat. Im Uebrigen sind die Register des Buches vortrefflich, und überall ist gerade für unsere Zeit anzuerkennen, dass das jetzige Frankreich selbst bemüht ist, die erste Quelle seiner Rechts- und Dogmengeschichte wieder aufzudecken. Dabei noch ein paar Worte von dem Werthe der Dogmengescichte für alle Länder. Der Unterzeichnete, welcher viele Jahre seines Lebens die Geschichte des Rechts in dem romanischen Mittelalter nach einzelnen Lehren und den bewährtesten Schriftstellern durchforscht und den Eindruck empfangen hat, dass die Einheit der Rechtsbildung durch die zwei grossen Rechtskörper, dagegen die nothwendige Mannichfaltigkeit der neu im Mittelalter sich entwickelnden Rechtsbedürfnisse in den Gewohnheitsrechten durch das Princip übersehen werden muss, dass nur das canonische Recht diese Mannichfaltigkeit der coutumes zur Einheit erhob, dabei aber nicht minder gewisse Principien des römischen Rechts antiquirte, andere dagegen herrschend machte und über das Volksgewohnheitsrecht erhob, so dass in der That das canonische Recht der Anker ist, an welchem die Einheit des mittelalterischen Rechts sich zeigt, — hat dieses am besten bewährt gefunden, als er dieses Buch und die Werke studirte, aus welchen das Resultat geschöpft ist *). Schon der Ueberblick über die Auctoren und die dabei genannten Bücher ist für den Literator überzeugend genug; was aber das canonische Recht betrifft, ist nur Folgendes anzuführen: Da man in Deutschland von einer Dogmengeschichte, welche in eine allgemeine und specielle zerfällt, fast Nichts weiss, und namentlich seit der Reformation die Bedeutung des canonischen Rechts für das weltliche Recht nicht gefasst hat, sind manche Irrthümer entstanden, die gerade das eben erwähnte Buch, und die hier benutzten Schriftsteller aufklären. Die allgemeine Dogmengeschichte zeigt, dass im Mittelalter wirklich eine Einheit der Rechtsbildung war; so ist *a*) das Familienrecht auf dem canonischen Standpunkte der Ehe allerorten ausgebildet, es gab keine römische väterliche Gewalt, das canonische Recht hat sie unterdrückt: das canonische Recht hat nicht

---

*) Der Streit in Frankreich, ob das römische Recht als gemeines gelte, ist beseitigt, wenn man das canonische als solches gelten lässt, welches in der That das römische Recht in sich aufgenommen hat. Allein seit Philipp dem Schönen war man aus politischen Gründen gegen die Hierarchie und folglich auch gegen das canonische Recht eingenommen. Dahin geht allein die Richtung der gallicanischen Kirche: dagegen haben die Universität Paris und alle ihre Töchter in Frankreich und Deutschland das canonische Recht als den Centralpunkt der mittelalterischen Rechtsentwicklung anerkannt.

minder den germanischen Begriff des mundii in der Obervormundschaft und Vormundschaft über die römische tutela und curatela erhoben *). *b*) Im Vermögensrecht war das canonische Recht vermittelnd: es verband, so zu sagen, römische und germanische Begriffe im Besitz-, Eigenthums- und Servitutenrechte; es nahm darneben dem publicistischen mundio entsprechend ein Staatsobereigenthum an: es verwarf das System der römischen Obligationenlehre, und bildete eine neue Vertrags- und Delictslehre, entlieh aber viele Gedanken in den einzelnen Erscheinungen aus dem römischen Rechte: es stellte die Wirksamkeit der Testamente nach der Natur der Codicille her u. s. w. *c*) Im Prozessualischen war das canonische Recht sogar neu gestaltend, und als man in Deutschland nicht mehr über das canonische Recht auf den protestantischen Universitäten las, behielt man den Professor des Prozesses nach dem zweiten Buch der Decretalen bei. Die besondere Dogmengeschichte aber ist nichts als eine Anwendung der Lehre der Legisten, Canonisten und Particularisten auf einzelne Gegenstände, z. B. auf Erbrecht, Vertragsrecht, wo man finden wird, wie die erste Periode der Glossatoren, Scribentes, Consiliensammler und Gewohnheitsrechtslehrer, welche letztere besonders bei den Franzosen grossartig waren (die Rechtsbücher des vierzehnten, fünfzehnten und der weiteren Jahrhunderte bei Warnkönig), zusammengehalten werden müssen, um auch hier neben der unendlichen Mannichfaltigkeit das Princip der Einheit zu finden. Wenn nun auch in dem Buche Loysel's viel zu viel der Grundsatz des Germanischen und theilweise Unsystematischen, weil Alles mannichfaltig ist, hervortritt, so erkennt man gerade aus den benutzten Schriftstellern, dass doch dieses Werk die beste Grundlage ist für den Ursprung aller jener Lehren, die noch heutzutage das Fundament der französischen Ordnung bilden. Mit der zweiten Periode ging freilich die Sache wieder auseinander: der Philolog Cujacius stellte das alte römische Recht wieder her, der Germanist (Conring), welcher solche Principien praktisch nicht anerkennen konnte, ging auch auf die germanische Geschichte zurück, und so trug sich in die dritte Periode der wissenschaftliche und militirende Gegensatz des droit écrit und der coutumes, der Pandecten und des deutschen Privatrechts hinüber, welcher eben durch unsern Code vernichtet ist. Aus diesem Standpunkte hat er eine supreme Bedeutung und wird

*) Ueberhaupt prädominirte im öffentlichen Rechte, und was von ihm abhing, der canonisch-germanische Geist: soweit es nicht eines Rechts der Krone galt im Kampfe mit der Hierarchie.

in der That das Muster für Deutschland, so, dass man den Ländern, welche den Code haben, ihn nicht mehr nehmen kann, und dass auch andere Länder ganz stillschweigend nach ihm streben, wie Preussen und Baiern. Die Gesetzgebung in der Schweiz richtet sich ohnedies ganz nach dem französischen Muster. Auch Italien strebt darnach, wie man aus einem Werke von Macri sieht: „Legislazione Italiana ossia raccolta di leggi, publicati negli stati che furon parte del regno d'Italia. Bologna 1848." — Doch genug!

Es ist hier in der Kürze noch eines andern Buches zu erwähnen: Lettres sur la profession d'avocat et bibliothèque choisie par Camus, ebenfalls herausgegeben von Dupin. Der eigenthümliche Charakter dieses Buches ist von der höchsten Bedeutung. In ihm ist die Ansicht des achtzehnten Jahrhunderts; im ersten Bande hat man das Naturrecht à la Diderot, die Nationalökonomie als économie sociale mit dem unsrer Zeit vorgehenden Beigeschmacke, das Kirchenrecht als eine Polizeiwissenschaft *): in Paris findet sich der Centralpunkt der Wirksamkeit, denn man spricht nur vom Parlament von Paris, und die Literaturgeschichte des zweiten Bandes ist, wenn auch vielfach vollständig, doch erbärmlich genug dargestellt, da man in den neuesten Ausgaben nicht nur das Revolutionsrecht, sondern auch das russische und asiatische Recht mit in Verbindung gebracht hat. Aus solchen Schriften ist die Leichtfertigkeit entstanden, welche man so oft in den wissenschaftlichen Schriften der französischen Juristen findet. Demjenigen, der über diese Denkart erhaben ist, ist das Buch nicht selten nützlich **).

In der neuesten Zeit ist eigentlich im Ganzen doch nicht viel für das Geschichtliche des französischen Rechts geschehen: vier Männer haben sich sogar etwas oberflächlich damit beschäftigt, Poncelet, Laferrière, Laboulaye und Klimrath, und aus den Werken dieser Männer, sowie aus den nicht unbekannten Schriften einer besseren Zeit haben Warnkönig und Stein geschöpft in ihrer weitläuftigen Rechtsgeschichte. Nicht ohne Lob ist die Arbeit Warnkönig's in der Darstellung der äusseren Rechtsgeschichte aufzufassen, sie ist übersichtlich, wenn auch nicht geistreich, doch anleitend: dagegen ist die innere Rechtsgeschichte sehr verkrüppelt — theils durch die ganz andere gei-

*) Diese dreifache Richtung hat das neunzehnte Jahrhundert ruinirt.

**) Der Standpunkt unserer Wissenschaft steht unendlich viel höher, wie der bei Camus: aber der Praktiker steht gewiss tiefer, wie der Praktiker zur Zeit des Camus.

stige Ansicht von der Sache, als diejenige ist, welche im dritten Bande Stein hat, die wir übrigens grossentheils nicht fur richtig halten, weil er den mittelalterischen Geist des französischen Lebens nicht versteht, theils durch die geringe Beachtung der Dogmengeschichte, von welcher Warnkönig irgend eine Vorstellung zu haben nicht scheint, sodann durch den Mangel der Charakterfestigkeit, die der deutsche Literator über französisches Recht nie verlieren darf. Demohngeachtet sind wir dem Verfasser dankbar, weil sein mit dem französischen Leben verwandter, durch Erfahrungen des französischen und belgischen Lebens belebter, durch solide Studien der flandrischen Geschichte sogar gestärkter Geist Etwas geleistet hat, was Deutschland als das Zeugniss einer Beurtheilung ausländischer Wirksamkeit immer gerne annehmen kann. Des speciellen Tadels wollen wir uns hier enthalten, obgleich wir vielen Stoff dazu hätten, weil wir das Buch vielfach gelesen haben: dem Sohne des Verfassers aber wollen wir gerne die Jungfernarbeit anerkennen, so gewiss sie manche falsche Richtungen hat.

Es handelt sich nun hauptsächlich davon, auf die jurisprudence des Code überzugehen. Dem französischen Juristen kann man nicht absprechen, dass er den nationellen Tact eines consequenten Juristen hat, was um so nothwendiger ist, als sein Code vielfach auf Billigkeitsrecht gebaut ist: dabei ist die französische Sprache klar und einfach, wie die lateinische, und endlich hält der Franzose weniger auf philosophische wie auf praktische Darstellung, obgleich auch er dem Geiste der subjectiven Philosophie dient. Der Conservatismus ist dabei in der französischen Jurisprudenz so vorherrschend geworden, dass man dieses besonders in der neuesten französischen Constitution des Jahres 1848 sieht, die in der Jurisprudenz durchaus den Geist der Napoleon'schen Ordnung hat. Eine Menge Fragen der Neuzeit sind durch Abhandlungen in der Revue de la nouvelle organisation judiciaire, besonders in Bestrebungen über die Absetzbarkeit der Richter u. s. w. abgefertigt worden. Nunmehr ist ein Blick zu werfen auf die zwei Richtungen der französischen Schriftsteller über den Code *), d. h. die theoretischen und die casuistischen. Zu den ersten gehören die Commentatoren und Monographien, wobei man die alte und neue Schule unterscheiden muss, zu den andern die in Artikelfolge angelegten Sammlungen. Es war an einem einmal gegebenen

*) Besonders erfreuen wir uns der schönen Zusammenstellungen der älteren auf den Code einwirkenden Gesetze in der Sammlung von Daniels in acht Bänden.

System fortzuarbeiten: die Franzosen, welche noch bis auf diese Stunde das Princip der deutschkritischen Philosophie nicht kennen, so wenig in der Theologie und Jurisprudenz, wie in der Medizin und den Naturwissenschaften, waren an sich auch unterthan der revolutionären Historie und nicht geneigt, die einzelnen scheinbar auf Revolutionsgesetzen gebildeten Lehren anzugreifen; ja sie erkannten nicht einmal ihren besten historischen Schriftsteller Toullier in seiner vollen Tiefe, theils weil er zu viel auf die alte Richtung sah, theils weil er die Revolutionsgesetze kritisirte, z. B. in der Lehre von der Eintheilung der Verträge und deren praktischen Wirkung u. s. w. Die Franzosen waren vielmehr sehr bemüht, die Einheit des Gesetzbuches in allen Theilen des Reiches aufrecht zu halten; sie benutzten wenig die oft hohlen, mehr construirenden wie belehrenden Reden, die selbst bei einer gründlichen Behandlung der Sache, wie z. B. im Pfand- und Hypothekenrechte wenig sagend waren, und achteten blos auf die Verhandlungen, um die unmittelbare Interpretation der einzelnen Artikel herauszubringen, richteten sich aber mit grosser Gewandtheit auf die Anwendung des Code in den einzelnen Fällen. Wenn die Weitwendigkeit ihrer schriftstellerischen Arbeiten uns vielfältig beschwert und drückt, wenn ihre geringe Kenntniss des römischen Rechts grossentheils hervortritt und die Sichtung des römischen, mittelalterischen und neuen Rechts selten wahrzunehmen ist, so hat doch in den rein theoretischen Werken der Erfolg bewiesen, dass man gelernt, mit Kürze und Genauigkeit die einzelnen Lehren und den Code selbst zu behandeln, und wir führen zu diesem Zwecke nur ein paar Werke an, die wir keineswegs für irgend eine Vollkommenheit erklären, aber deshalb hervorheben, weil mit der theoretischen Kenntniss gleich die praktische vereinigt ist. Commentaire théoretique et pratique du Code civil par A. M. du Caurroy, professeur à la faculté de droit de Paris, avec la collaboration de E. Bonnier, professeur et J. B. P. Roustain, professeur suppléant à la m. f. — ferner die Bücher von Poujol über Schenkungen, Testamente, Successionen und Obligationen; das Buch von Odier über das Vermögensrecht der Eheleute u. s. w. Man ist in Frankreich, wo man die Schattenseiten des Code viel mehr in der Praxis kennen lernen kann, besonders bei dem höchsten Tribunale niemals zu der Tadelsucht gekommen, welche die Arbeiten der Deutschen gleichsam auszeichnet. Dies eben führt uns auf die Unterscheidung der alten und neuen Schule. Ja wir können sogar anführen, dass die ganze Nation, namentlich auch die Geistlichkeit in jenen Lehren, wo sie nicht betheiligt war, an den Code sich angeschlossen hat; man lese nur

die drei Bände von Carrière (Lovanii 1848) de contractibus, und gerade das katholische Belgien hat sich dafür interessirt. Die alte Schule, welche das Recht vor der Revolution kannte, war natürlich bemüht, das Recht des Code aus dem alten Rechte, also historisch zu erklären, und dazu gehören Toullier, Proudhon besonders in seinem Commentar über den usufructus, Maleville in seiner Analyse und Andere. Die neue Schule aber verliess sich auf den neuen Genius der Revolution, der alle seine Sätze nicht ererbt, sondern philosophisch construirt zu haben meinte, und kam von einer Lüge zur andern. Locré nannte sein Werk esprit, und hielt sich an seine legislation, Duranton wurde nicht minder ein Buchstabenmann in der Exegese des Code; eben so verliessen die Fortsetzer Toullier's dessen Princip, und gehörten zur neuen Schule (Troplong und Duvergier, denn Alles, was sie für die Vergangenheit gethan haben, ist bei ihnen nur Colorirung), und diese neue Schule ist deshalb ganz auf Abwege gekommen, weil sie die Interpretation des Code mit den Resultaten der jurisprudence, welche auf einem ganz eigenen Grunde ruhen, vermischt hat.

Die neueste Methode in der Bearbeitung des Rechts hat die Monographien des französischen Rechts theilweise auf einen in der Mitte liegenden Geist gebracht, z. B. die Schriften, die entweder speciell erschienen oder in den Zeitschriften enthalten sind, z. B. über Subrogation (Mourlon). — Man wird hier nicht verlangen, dass eine Zusammenstellung der einzelnen französischen Schriften auch seit der Zeit der letzten Ausgabe Zachariä's gegeben werde; denn hiefür ist an andern Orten geholfen, auch würde die räsonnirende Richtung dieser Arbeit unterbrechen: insbesondere können wir bemerken, dass die rechtsgeschichtlichen Schriften bei Warnkönig und der neuesten Auflage von Laferrière angegeben, die praktischen Schriften aber in den neuen Ausgaben von Camus verzeichnet sind, und dereinst werden. Natürlich wird man die deutschen Schriften vergessen, wenn sich unter uns nicht Mitarbeiter für eine neue Ausgabe des Camus finden. In den Rheinlanden sind recht hübsche Schriften erschienen, z. B. von der Ungültigkeit der Rechtsgeschäfte durch Windscheid (jetzt Professor in Basel) — in Baden hat die Jurisprudenz viel gethan, und ist eine Zusammenstellung der Literatur durch Kappler gemacht. In Baden sind auch Compen-

---

*) So hat einst Herr Biedermann aus Leipzig dem Unterzeichneten vorgeworfen, er sei durch seine Abhandlung über das römische Erbrecht nur ein Mann des Ererbten und nicht der neuen philosophischen Zeit.

dien über das badische Landrecht erschienen von Frey und Maier, die freilich nur von einem einseitigen Standpunkte erfasst sind u. s. w. Einzelne Arbeiten können wir sogar von dem praktischen Standpunkte aus vorzüglich nennen, z. B. Stempf, das Gantverfahren und Gantrecht; dieses Buch ist ein vollkommener Führer für den Praktiker.

Noch müssen wir einen Blick thun auf die Schule der Casuistik. Die Franzosen haben hier das Unglaublichste geleistet theils durch die Sammlung der Richtersprüche von Sirey u. A., theils durch die Zusammenstellungen von Boileux, Teulet, Gilbert, wohl auch durch die in Brüssel erschienenen Commentationen über einzelne Lehren, wo sowohl auf die theoretischen wie praktischen Arbeiten Rücksicht genommen ist. Die Badenser sind diesen Bestrebungen vielfach gefolgt, z. B. Lauckhard. Hier müssen wir nur Eines tadeln; manchen der Entscheidungen fehlt es an guten Gründen; bei andern haben die Extrahenten die guten Gründe nicht hervorgehoben, und so ist auch die casuistische Darstellung z. B. bei Gilbert in der Arbeit selbst eine sehr casuistische geworden. Der Kenner des Rechts erfreut sich dennoch derselben, und der Arbeiter im Weinberge des Herrn muss sich natürlich erst auf den Standpunkt stellen, wo er den Weinberg übersehen kann, d. h. er muss die allegirten Schriften nachlesen.

Jetzt hoffe ich, dass meine Freunde mich dieser unfruchtbaren Darstellung überheben, und erlauben werden, dass ich Einiges über den Geist des Code anführe, den Tadel, der hier immerhin nicht zu vermeiden ist, auf eine andere Zeit mir vorbehaltend. Denn das Gute wird nur erkannt, wenn auch der Referent mit günstigem Geiste es ansieht.

Hauptgrundsätze des Code.

Nicht nur der Totaleindruck, welchen der Code gibt, als auch die Ausführung des Einzelnen gereicht den Verfassern zur Ehre. In der ersten Hinsicht ist gewiss, dass der Code eine gute Quelle der französischen jurisprudence wurde, was man in gleicher Weise nicht vom österreichischen und preussischen Rechte sagen kann, weil das erste eigentlich nichts Neues an sich enthält, und das andere blos in der Politik Neues enthält, nicht aber in dem Privatrechte selbst; sodann muss man nur den Code studiren nach den Ereignissen seiner Zeit, und nichts Absolutes oder Ideales von ihm verlangen: und was das Einzelne angeht, so ist wahr, dass nicht selten leichte Institutionensätze wiedergegegeben sind, und dass Manches nicht nach den Beschlüssen der berathenden Stellen gehörig entwickelt ist (natürlich nicht unbedeutende

Mängel!), was aber schon hundertmal bemerkt worden ist, aber nicht ist dagegen angeführt worden, mit welcher Detailkenntniss manche Lehren bearbeitet worden, z. B. über die nachbarlichen Rechte, über Erbrecht *), Cession und namentlich die ganze Lehre der Verträge, so dass die frühere Tadelsucht z. B. Rehberg's nur bewiesen hat, wie wenig es ihm selbst gelungen ist, in die Geschichte und Tiefe des französischen Rechts einzudringen. Dazu gehört in der That ein tieferes Studium der Jurisprudenz, als es von Rehberg zu erwarten war, obgleich ihm die classische Bildung und historische Beurtheilung nicht abzusprechen ist.

I. Vor Allem müssen wir anerkennen die vortreffliche Zusammenmenstimmung des Code mit dem Code de procedure. Die Deutschen sind wenig darauf aufmerksam geworden. In den deutschen Prozesslehrbüchern ist Alles enthalten, was sich auf die materialia des Prozesses, auf Klagen, Einreden, Beweismittel, Beweislast u. s. w. bezieht, und dieses Alles kann nicht begriffen werden, wenn man sich nicht ganz auf das Einzelne der Rechtsverhältnisse selbst einlässt, so zu sagen, der deutsche Prozess schliesst in seinem vollen Umfange fast alles Praktische in sich: anders im französischen Rechte — hier enthält der Prozess nur das Formelle **), und weist alles Andere, namentlich die Beweisführung, in den Code civil. Hier hat das Civilgesetzbuch seine wahre und ächte Bedeutung. Nur bleibt Etwas im Dunkeln, die Theorie der Vorverhandlung; diese wird rein der Wissenschaft und, wie uns scheint, mit Recht überlassen. Das System der Klagen und Oppositionen in der Richtung des französischen Rechts gegen das römische Recht gebührt der Wissenschaft: zwar hat der Cassationshof desshalb Gesetzgebungsvorschläge gemacht; aber sie wurden wieder unterdrückt, und so kann man mit diesem Zustande der Dinge in Frankreich wohl zufrieden sein.

---

*) Die Meisten haben die Lehre vom Erbrecht getadelt.

**) Einzelne Fehler kommen auch in der französischen Gesetzgebung vor, z. B. hat man den Vergleich in den Code civil verwiesen, und das compromissum, welches ja auch nur ein Vergleich ist, in den Process. Allein es ist dies eine ganz zuletzt vorgekommene zufällige Entscheidung der Gesetzgeber, weil man hier erst die transaction erst in den Code civil verwies, und gleichsam dadurch das sonst gut gehaltene System der Verträge im Code selbst störte.

(Fortsetzung folgt.)

Der gegenwärtige Zustand des französischen Civilrechts.

(Fortsetzung.)

Nur muss man nicht glauben, wie Thibaut in seiner Recension angeführt hat, dass man mit dem Studium des Code einfacher zum Ziele komme, wie mit dem Studium des deutschen Rechts: wir halten es vielmehr mit Savigny, der in jedem Fortschritt der Rechtsentwicklung eine neue wissenschaftliche Schwierigkeit sieht, die aber denjenigen am meisten freut, der sie überwunden hat. Das Studium des französischen Rechts bietet überhaupt grössere Schwierigkeiten dar, als man sich gewöhnlich vorzustellen pflegt.

II. Der Code hat nichts weniger als die Bestimmung, ein Werk der Revolution zu sein. Umgekehrt er hat den Zweck, in die alten Richtungen des Rechts zurückzuführen, und nur das Eine oder das Andere der neuen Zeit beizubehalten. Und auch davon ist später wieder Vieles aufgegeben worden durch neue Gesetze, z. B. im Eherechte das Princip der Scheidung a vinculo u. s. w. Wahr ist es, verglichen muss der Code immer mit den Gesetzen der Revolution werden, wie dieses auch alle Schriftsteller und Sammler thun; allein gerade dann wird man sehen, dass Rehberg ganz Unrecht hat, wenn er S. 49 sagt: „alle Principien des Revolutionsrechts sind im Code Napoleon enthalten.“ Am unrichtigsten ist die Ansicht Rehberg's, der Code hätte nur das Veränderte darstellen sollen, und hinsichtlich des historischen Rechts Alles der Wissenschaft überlassen müssen: denn ein so feiner Staatsmann wie Rehberg hätte doch einsehen müssen, dass gerade die Totalität des Gesetzbuchs allein den Plan der Diplomaten und Gelehrten ausführbar machte, die Keime der Revolution zu zerstören. Dabei schadet es gar nichts, dass man im Code überall den Transactionsgeist zwischen Norden und Süden findet, denn im Ganzen verdirbt derselbe an der Consequenz des Rechts nichts, er enthält zugleich diejenige Mannichfaltigkeit, auf welche das juristische Genie Napoleons bei Locré legislation XVI. p. 192 aufmerksam macht: z. B. der Code lässt die gage neben der hypotheque

zu, damit man, was man nicht verhypotheciren kann, etwa die Liegenschaftsklagen, in die gage geben kann. Dass hie und da falsche Stellungen vorkommen, wer kann dies übel nehmen!

III. Dass an der Verfertigung des Code zu Viele arbeiteten, ist nicht zu läugnen. Die meisten Fehler sind dadurch wirklich entstanden, dagegen das grösste Verdienst hat die stille Arbeit Tronchet's, der Alles surveillirte. Gut war es vielleicht, dass man nicht so viele Vorbereitungen gemacht hat, wie etwa bei dem preussischen Gesetzbuche, und dass man überall die Praxis vorwalten liess. Die Reden der Referenten haben Manches beigetragen, die Vorschläge für diejenigen geniessbar zu machen, welche keine Juristen waren. Im Uebrigen können wir nicht genug rühmen, dass im Einzelnen der Geist des früheren französischen Rechts auf das treueste aufrecht erhalten worden ist, z. B. in der Eintheilung des Immobiliar- und Mobiliarrechts, der Verträge u. s. w.

IV. Der Code hat eine durchaus eigenthümliche Richtung; es bestand früher wie in jeder Rechtsentwicklung ein Recht der aus Gewohnheiten kommenden festen Formen und unabänderlichen Ansichten, und ein Recht der Billigkeit. Das letztere übte der König in seinen chambres de requêtes. Auch hinsichtlich der Vereinigung dieser Quellen sollte der Code bestimmend werden, es sollte auch hier eine vollkommene Einheit sein, die freilich überall auf eine unbestimmte Billigkeit hinauslief. Dabei kam es, dass man das Gewohnheitsrecht als das strenge Recht unterdrückte, und die Gewohnheit als Rechtsnorm nur in wenigen Fällen zuliess: endlich, um die Billigkeit des Code zur Einheit und Consequenz zu bringen, dem Cassationshof eine souveräne Macht in der Entscheidung der Controversen gab. Diejenigen Staaten, die den französischen Code aufgenommen haben, ohne dieses Princip geltend zu machen, d. h. ohne sich nach dem französischen Cassationshof zu richten, haben den Code für sich stillschweigend unanwendbar gemacht, und dies ist die schwächste Seite für die Reception des Code in Deutschland, besonders in Preussen. Daher bleibt den deutschen Ländern nichts übrig, als die jurisprudence des Cassationshofes eigentlich als die jurisprudence der einheimischen Wissenschaft anzuerkennen.

Wenn wir sofort in das Einzelne übergehen, so müssen wir vor Allem zugeben, dass die Berichtigungen des Cassationshofes, der Appellhöfe und die übrige jurisprudence so viel an den verschiedenen Instituten des Code verändert haben, dass manche der dem Code in der ersten Zeit vorgeworfenen Mängel verschwunden sind, z. B. über das Wesen der elterlichen Gewalt, über die Rechte der Fremden u. s. w., ferner dass

eine Reihe neuer Gesetze erschienen sind, z. B. über die Herstellung der Emphyteusis. Sodann muss der Code durchaus nach seiner Reihenfolge und nach der Ordnung seiner Artikel behandelt werden, und einige Schriftsteller in Deutschland, z. B. Zachariä, Thibaut haben der Erklärung des Code einen schlechten Dienst gethan, indem sie eine andere Ordnung in der Erklärung des Code angenommen haben. Das System des Code ist auch nichts weniger als verwerflich, sondern nachdem es über Personen und Sachen gesprochen hat, spricht es von der Erwerbung und von dem Verluste der Vermögensrechte.

Der titre préliminaire ist kurz gehalten: — die wissenschaftliche und philosophische Richtung, welche Portalis hatte nehmen wollen, musste einigen praktischen allgemeinen Grundsätzen weichen: der Art. 2 sollte den Satz aussprechen „la revolution est finie“, sonst wäre er wässerig: der Art. 3 enthält das Fundament der neueren Staatsordnung in dem Unterschiede des öffentlichen und des Privatrechts *) und darin, dass die Aufsicht und Gewalt von dem über jedes Privatrechtsverhältniss gesetzten Richter ausgeht; der Satz ist in der That mittelalterisch, denn in der jurisdictio ist die nächste Quelle gesetzlicher Ordnung: vergleiche den ganz dazu passenden Art. 4. Im Uebrigen wollte man der neueren, durch das jetzige Naturrecht gebildeten Gesetzgebungsgewalt als öffentliches Vertragsrecht einen Vorbehalt geben, sowie man auch das Vertragsrecht der Einzelnen ordnete. Artt. 5. 6.

Ehe wir weiter gehen, nur die Bemerkung: Wie ungleich unsere Vorgänger das Einzelne des Code beurtheilten, davon einige Proben: Savigny mit Thibaut erkennt, dass im Obligationenrechte Vieles aus Pothier genommen sei, und der Erste sagt (S. 60 seines Berufs):

„Ich bin weit entfernt, Pothier gering zu schätzen, vielmehr wäre die Jurisprudenz eines Volks, wovon er einer von vielen wäre, recht gut berathen.“ Der Andere äussert:

„Pothier habe in Betreff des römischen Rechts zu den seichtesten Schriftstellern gehört (S. 14 seines Lehrbuchs) — die Verträge seien meistens nach Pothier, leider war aber dieser Schriftsteller ein schwacher Romanist“ (S. 190).

Savigny sieht das Politische im Code für verdorben, das Technische, was natürlich nicht neu sein konnte, für verschlechtert (S. 55 — 58) an: Thibaut macht Alles vom Totaleindruck abhängig, und

*) Mit Unrecht tadelt Savigny die zufällige Colorirung der Sache durch Portalis.

fügt zu: „strenge Beweise und Widerlegungen sind dabei in der Regel eben so unmöglich, als wenn über den Charakter eines Menschen gestritten wird (Heidelb. Jahrb. 1814. S. 7); daher sei er berufen, den Tadel des Herrn Rehberg im Interesse des Totaleindrucks anzugreifen."

Savigny behauptet, die drei Männer Bigot, Portalis, Maleville seien aus dem historischen und resp. archäologischen Standpunkte nicht gelehrt genug gewesen (von Tronchet sagt er nichts), und schliesst: „so viel von dem Boden, worauf der Code gewachsen — nun von der Frucht selbst."

Rehberg nennt das französische Volk ein verdorbenes, entsittlichtes, und glaubt, der Code sei nur eine Frucht der Revolution: und Thibaut wird genöthigt, auf die Gelehrsamkeit der Verfasser des Code wenig zu geben, und nach seiner Art der Philosophie auch die Revolution zu loben, um in beider Hinsicht den Code zu erheben.

Wir wollen diese heftige, wenn auch in jener Zeit von jeder Seite patriotische Opposition unserer Vorgänger vermeiden, und nur erwähnen, dass die französische Jurisprudenz aus dem Code etwas gemacht hat und machen konnte, und dass daher selbst dasjenige, was theilweise Rehberg sehr scharfsinnig hervorgehoben hatte, namentlich im Erbrechte, wobei ihn theilweise schon Thibaut widerlegt hat, die nachtheiligen Wirkungen nicht gehabt hat, die er sich vorstellte. Ein grosser Fehler bei Savigny ist der, dass er die Artikel des Code nach den Ansichten der Verfertiger und Rathgebenden erklärt, während die Artikel selbst in der That grossentheils aus dem historisch-praktischen Leben genommen sind, und jene Zuthaten nichts anderes als subjective und missverstandene Colorirungen der faiseurs des Code sind; z. B. so kann die Lehre von der absoluten und relativen Nullität, die ihren eigentlichen Grund im canonischen Recht hat, wo jedes Geschäft durch Bescheid für nichtig erklärt werden muss, nicht von den Worten und irrigen Ansichten eines Portalis, Maleville abgeleitet werden, denn diese Lehre ist ja nicht von diesen Männern erfunden. Endlich hat Savigny das Einzelne des Code gar nicht beurtheilt, sondern vielmehr sich dem Herrn Rehberg angeschlossen, der von Thibaut nicht ungründlich widerlegt ist. Es sind ihm durch Thibaut eine Reihe unverzeihlicher Irrthümer vorgeworfen, während Savigny sagt: es sei hier Alles höchst gründlich zusammengestellt, und er könne keine Iliade machen nach Homer! Dabei kann Savigny unserm Thibaut nicht vorwerfen, dieser habe beim Code von einem oberflächlichen Hin- und Herreden, von einem Durcheinandertappen gesprochen — nein, er hat nur von den Discus-

sionen geredet, und diese konnten ja das Hauptproject, welches von ihnen unabhängig war und blieb, nicht ändern. Zuletzt ist nur noch Das anzuführen, dass wir uns auch auf Thibaut nicht verlassen können, denn er beurtheilte Alles nach seiner Ansicht vom römischen Rechte in skeptisch Kantischem Geiste, verstand den Code nicht nach seiner germanisch-französischen Geschichte, so grosse Lobsprüche er auch Molinäus macht, und Pothier lobt, weil er jenem nachgefolgt sei, und ebendesshalb müssen wir durchaus gegen alle Specialargumente uns erklären, die Thibaut in der gedachten Recension vorgebracht hat, welcher, indem er den Code loben und gegen Rehberg in Schutz nehmen will, viel Herberes geschrieben hat, als es dem Hrn. Rehberg möglich war.

Nach diesen Vorgängern sind wir gewiss entschuldigt, wenn wir nunmehr den Code nach seiner günstigen Seite den Lesern darstellen.

Dass die Angelegenheiten der Völker nicht in der Richtung bleiben konnten, wie die Männer der deutschen Wissenschaft vor 35 Jahren die Welt angesehen haben, das hat die Geschichte schon jetzt bewiesen, und die unglücklichen Bestrebungen der Denkweise des vorigen Jahres für Deutschland in den grössten und kleinsten Versammlungen sind bekannt. Die Revolution geht fort, und der Code hat Fortschritte gemacht in der ganzen Welt. Wenn es nur möglich wird, damit die Ordnung zu verbinden! Das erste Buch des Code wird gerade jetzt vielfach zum Muster genommen.

Das Christenthum hat die Sklaverei vernichtet, und dafür christliches Recht eingeführt, d. h. in den Gesinnungen wohl den Communismus zugelassen, im Recht aber die gesetzliche Gleichheit, die Gleichheit mit Ziel und Maass und damit in der Erwerbsfreiheit zugleich das Recht des Besitzes begünstigt. Daraus sind entstanden die Mannichfaltigkeiten der Ehren- und Gutsvorrechte im Mittelalter, die Corporationen der erwerbenden Stände, das Bürgerthum und Beisassenthum, die Rechte und Pflichten aller Einzelnen im öffentlichen und Privatrecht. Die Revolution hat dieses mittelalterische System vernichtet, und aus ihr kommt die gegenwärtige Bestrebung nach einem verwerflichen Communismus in der Staatsordnung selbst. Der Code nämlich hat zur Ausgleichung aller Verhältnisse unendlich viel beigetragen, negativ gewirkt; aber nichts für die positive Ordnung gegeben, als etwa einen allgemeinen Schutz des nach der Revolution Eingerichteten, nichts als den todten Satz: la revolution est finie. Napoleon schon hatte diesen Punkt eingesehen, die Majorate wieder eingeführt, der Kirche auch wieder einige Rechte zugelassen; dagegen

hat man noch später ungeheuer gefehlt durch das unbedingte System der Gewerbfreiheit und der Dismembration der liegenden Güter — Zustände, aus welchen das Uebel unsrer Zeiten zunächst hervorgegangen ist.

Das erste Buch des Code hat manche Fehler; viele sind erkannt, z. B. das aus dem revolutionären Eifer hervorgegangene Fundament des bürgerlichen Todes (die alte Lehre siehe bei Argon I. 16, den Tadel der neuen bei Savigny Pand. II. S. 159, Renaud: — und die Franzosen haben desshalb selbst eine Commission [1831] niedergesetzt und jetzt erneuert): ferner das Unbeholfene in den Civilstandsregistern, z. B. in der Interpretation des Art. 46, obgleich hier eine ordonnance von 1667 zu Grunde lag — wobei man aber doch nicht Alles verwerfen kann, nämlich den Beweis durch die schon durch Bartolus und Andere in die französische Praxis gekommene possessio filiationis: — das System der Ehe, wo aber bekanntlich im Jahre 1816 wieder das Princip der Unauflösbarkeit geltend gemacht worden ist (leider passt zu diesem neuen Gesetze noch nicht recht das System der Ehehindernisse und der davon abhängenden Nichtigkeit): — die im französischen Rechte verunstaltete Adoption — und der Familienrath, der, indem er nicht rechtsverbindlich für seine Thätigkeit haftet, ein juristisches Institut schwerlich genannt werden kann. Ueber alle diese Punkte ist nicht nur viel geschrieben, sondern in manchen Ländern, z. B. in Baden, hat man Bedenken gehabt, sie aufzunehmen. In der That ist das erste Buch des Code dasjenige, was am meisten die Spuren der Revolution an sich trägt. Doch muss man auch hier Einiges mit Gunst betrachten. Der Code hat in diesem Buche keineswegs den Ansichten des römischen Rechts gehuldigt, er behielt den sittlichen Charakter der germanischen Welt. A) Das Recht der Abwesenden ist im Einklang mit dem germanischen Erbrecht geordnet, und passt daher sehr wohl zum französischen Erbrecht. Man ist nach den Begriffen der Gewehr verfahren. Im germanischen Rechte gibt es ein angebornes Erbrecht (le mort saisit le vif) und ebendesshalb ist eine Verschollenheitserklärung nothwendig. Bei den Römern kam es darauf gar nicht an. Die französische Ordnung ist in dieser Hinsicht sehr befriedigend ausgefallen. B) Das Eherecht hat sich überall an den canonischen Standpunkt gehalten, und was daran verändert wurde, ist wenig gut: im Uebrigen ist es nicht richtig, dass durch die Grundsätze des Code die Nation entsittlicht worden wäre, denn der Civilehen gibt es nur wenige, und in der Achtung des Volkes sind es tolerirte Concubinate. Es wird nicht schwer sein, dass die jurisprudence selbst diesen Punkt in die alte Ordnung brächte, wären nur nicht entsittlichende Ge-

brechen anderer Art vorhanden. C) Wegen der elterlichen Rechte hat schon Thibaut das Nöthige bemerkt: schon Accursius hat angeführt, dass die Deutschen die patria potestas der Römer nie hatten: Glossa ad tit. de patr. pot. Aliae vero gentes quaedam ut servos tenent filios, ut Sclavi: aliae ut prorsus absolutos, ut Francigenae. Das Recht des Respectes hat der Code gesichert, auch das Recht des mundii eben so hier, wie bei der Ehe: doch müssen wir dem Herrn Rehberg zugeben, dass der Vater zu wenig Rechte hat in Hinsicht auf die Enterbung verdorbener Kinder (Art. 1048). Das System der natürlichen Kinder ist ein verunglückter Transactionsversuch zwischen dem Recht der französischen Revolution und dem Recht der wiederkehrenden Sitte. Leider hat diese Richtung eine grosse Bedeutung nicht nur in persönlicher Hinsicht, sondern auch in Hinsicht auf das Erbrecht. D) Das Recht der Vormundschaft ist so reglementär, dass man sich die Anordnungen des Code kann gefallen lassen. Der Unterschied zwischen Grossjährigkeit und Minderjährigkeit ist desshalb gelungen, weil man von einem weiteren Unterschiede der Mündigkeit und Unmündigkeit nichts weiss, es wäre denn die criminalistische Richtung von der capacitas doli. Bei der Erklärung der Geisteskrankheit und der Verschwendung hat man die Sache mit Grund strenge genommen.

Das zweite Buch des Code ist von grosser Bedeutung: nachdem nämlich gerade durch die Revolution alle die Hindernisse gehoben waren, die vor derselben ein allgemeines Güterrecht gar nicht zugelassen hatten, wo man vielmehr so viele Güterrechte als Ständerechte hatte, so tritt jetzt für die Rechte an körperlichen Sachen das Gewohnheitsrecht von Paris eben so als allgemeines und einziges Recht ein, wie dieses vom römischen Recht schon früher bei dem Vertragsrechte angenommen war, wo man eigentlich jenem jus gentium folgte, welches aus römischen und canonisch-germanischen Sätzen schon im Mittelalter als gemeines Recht aufgestellt war *). Im zweiten Buche des Code ist nur von der Natur der Rechte die Rede, und von der Bestimmung des Eigenthums mit seinen Beschränkungen. Der Erwerbung und des Verlustes wird auf keine Weise gedacht; vielmehr im dritten Buche wird der allgemeine Begriff des Vermögens um so leichter angenommen, als man in Frankreich keine Universalsuccession hat, vielmehr man blos die einzelnen Erwerbarten anführt, und der Wissenschaft die Bestimmung der Erwerbarten in Hinsicht auf das Object überlässt. Wer das zweite Buch des Code nach römi-

*) S. die Arbeiten von Domat u. s. w.

schen Grundsätzen misst, zerstört dessen ganze Bedeutung. Die Verfertiger des Code haben hier selbst gesündigt. Sie haben die Modificationen des Eigenthums als Grunddienstbarkeiten angesehen: nämlich die sogenannten Grunddienstbarkeiten aus der Lage und aus dem Gesetze sind keine Servituten, sondern Modificationen des Eigenthums jure communi, z. B. das Recht, Lichtfenster in der Mauer zu haben, hört auf, wenn der Nachbar die Scheidemauer benutzen will; der Eigenthümer der Scheidemauer kann desshalb kein besonderes Recht, keine Servitut begründen, wenigstens nicht durch Immemorial- oder andere Verjährung. Sehr viele Eigenheiten kommen in der Natur der Güterrechte vor, wenn man an die römische Anschauung gewöhnt ist: denn das ganze Buch muss nach Molinäus und dessen Interpretation des Pariser Gewohnheitsrechts interpretirt werden. Wollte man in Deutschland die Gewohnheitsrechte generalisiren, so würde auch nichts anderes übrig bleiben, als auf solche Localrechte hinzusehen, denn der Sachsen- und Schwabenspiegel sind in solchen Sachen nicht einmal detaillirt genug. Wichtig ist im französischen Rechte der Unterschied der domaine publique vom Privat-Eigenthum, weil das erste Recht vielen administrativen Rücksichten folgt, wozu denn auch die Gemeindegüter gehören *). Das Privat-Eigenthum zerfällt in das Liegenschaftsrecht, welches viel ausgedehnter ist, wie die römische proprietas fundorum und die desshalb zugelassene vindicatio (das Liegenschaftsrecht hat eine actio in rem scripta) — und in das Recht auf die Fahrniss, der in gewisser Hinsicht auch die Forderungen angeschlossen werden, z. B. bei der Cession, Verpfändung, Vermögensabtheilung u. s. w. Man kann sagen, der Genius des französischen Rechts ist so eigenthümlich, dass es kaum noch einem Deutschen geglückt ist, ihn vollkommen aufzufassen. Der römische Besitz passt ebendesshalb nicht in das französische System. Bei beweglichen Sachen liegt in der Detention sogar ein Eigenthum, bis der Gegner den unredlichen Erwerb beweist: bei Liegenschaften hat man nur das canonische Spolienrecht, und ein provisorisches Recht (complainte) dem definitiven gegenüber. Nur insoferne man das definitive Recht auf die römische Verjährung gegründet hat, bekommt auch der römische Besitz seine Bedeutung, und daraus folgt, dass er in der Ordnung des Code nur bei der Verjährung steht. In Hinsicht auf den Umfang bei beweglichen Sachen hat das französische Recht das Industrieprincip besser hervorgehoben, wie das römische Recht, weil nämlich im französischen Rechte der Besitz schon ge-

*) Dasselbe kommt auch in Deutschland vor. Haubold sächs. Recht.

nügt, und der Beweis der Unrechtlichkeit in der Anwendung der Industrie nur auf eine Entschädigung führt. Die Verhältnisse der Servituten haben endlich noch eine eigene Bedeutung. Sie sollen nämlich nach der Ansicht des Code unablösliche Rechte sein, und dadurch allen andern auch im Mittelalter noch so fest begründeten Rechten entgegengesetzt werden. Es war dieses ein Mittel der Revolution, das Güterrecht der Stände zu sprengen. Was also etwa noch davon besteht, z. B. Grundrenten, einzelne Gemeindeverhältnisse, z. B. dass ein Nachbar für die Gemeinde den Zuchtstier halten muss u. s. w, ist ablöslich. Von diesem Standpunkte hat man den alten Rechten sehr wehe gethan, und namentlich der Kirche und dem Adel in Deutschland geschadet, der ersten durch das Zehendrecht, den andern durch ihre Grundherrlichkeitsrechte. Auch die Nutzniessung ist jetzt etwas ganz anderes wie im Mittelalter; eine Menge ihr ähnlicher Institute sind freilich cassirt: aber Proudhon, der vielfach in seinem breiten Buche auf die frühere Zeit zurücksieht, nimmt Manches noch bestehende, z. B. gewisse Parochialrechte unter den Standpunkt des Niessbrauchs. Das zweite Buch des Code ist lehrreich und auch in seiner Wortfassung sehr bestimmt.

Endlich im dritten Buche sind manche recht praktische Bestimmungen, und das Studium desselben ist wohl geeignet, durch den Vergleich mit dem römischen Rechte alte und neue Sitten in voller Schärfe neben einander zu erkennen. Der vollkommene Jurist muss ein vollkommener Rechtshistoriker sein, und darf keineswegs befangen das römische Recht als Musterbild ansehen. — Das Erbrecht bot die schwierigste Stellung, Süden und Norden zu vereinigen. Das canonische Recht hatte sich zwar nicht einmal für das römische Erbrecht entschieden; es hat zwar das Testament eingeführt, aber nur um dem Sterbenden ein Dispositionsrecht über sein Leben hinaus zu geben — keineswegs im römischen Sinn eines souveränen Acts: das Testament war ihm eben nur ein Codicill; dagegen hatte das canonische Recht den Testamentsexecutor und bestimmte, dass, wenn dieses rein deutsche Institut bestehe *), der Sterbende nicht intestatus sterbe; das canonische Recht hat eine Reihe von Sätzen dem römischen stricto juri entgegen in das arbitrium und Billigkeitsprincip gebracht; aber die deutschen Erbrechtsgrundsätze hat es nicht angenommen. Für das germanische Princip aber hat sich besonders Tronchet erklärt, und so ruht das französische Erbrecht auf germanischen Grund-

*) Der Testamentsexecutor war aber eigentlich nur für Fahrniss und Fahrnissschulden bestellt.

sätzen. Rehberg hat den Geist des französischen Erbrechts wenig günstig aufgefasst: 1) Er hat nicht hervorgehoben das Wesen der Singularsuccession und die Vernichtung des Unterschieds zwischen delatio und acquisitio in dem allgemeinen Begriff der Erbschaftseröffnung. Diese verliert nur ihre Bedeutung, wenn Jemand unwürdig ist, oder verzichtet, oder abwesend ist; hier tritt eine neue Erbschaftseröffnung ein *). 2) Er hat nicht erkannt das Princip der Successionsordnung — es ist die Parentelordnung **); das von ihm angeführte, den Worten (Stiefsohn) und der Sache nach unglückliche Beispiel ist falsch. Die Veränderungen, welche der Code, die Parentelordnung theilweise misskennend, vorgenommen hat, sind freilich nicht alle gut, wohl aber die Art der Theilung unter den vollbürtigen und halbbürtigen Geschwistern. 3) Er hat nicht erkannt das Deliberationsrecht im Testamente. Am ungünstigsten ist die Verfügung über das Pflichttheilsrecht, aber wichtig ist vor Allem, dass man im südlichen Frankreich, wo das römische Recht die Grundlage bildete, nichts von dem alten formellen Systeme des Notherbenrechts wusste, welches sowie in Italien also auch in Frankreich unpraktisch geworden war, was sich schon daraus erklärt, dass man unter den germanischen Völkern nie die patria potestas des römischen Rechts hatte. Das formelle Notherbenrecht ist nach Deutschland erst wieder durch eine ungesunde historische Behandlung des römischen Rechts gekommen ***). 4) Die Vollziehung des Erbrechts geschieht publica auctoritate, wenigstens wenn es die Gläubiger begehren, wodurch für diese gesorgt wird. Das Erbrecht des Code hat allerdings seinen historischen Grund bis in die einzelnsten Entwicklungen. So folgt aufeinander die erste und zweite Parentel mit vollständiger Repräsentation. Die Eltern sind bei der zweiten Parentel aus Billigkeit gleichsam nur mitbetheiligt. Nun ist das erste System der Verwandten erledigt. Sodann kommt das zweite System. Die Eltern und Ahnen, so wie die mit den letztern zusammenhängenden Verwandten theilen das Vermögen nach der väterlichen und mütterlichen Seite in zwei Hälften. Und das hat man vorbehalten, dass die Eltern dasjenige, was sie ihren Kindern geschenkt haben, zurücknehmen können: und zwar ist dies gleichsam eine stillschweigende Rückfallsstipulatio. Dass Vieles in Eile gemacht worden ist, lässt sich nicht läugnen: man vergleiche nur die Artt.

---

*) Eine nova delatio kann im römischen Rechte schwerlich eintreten.

**) Darnach das Repräsentationsrecht.

***) Vom Pflichttheil weiter unten.

744 und 787 — allein die Jurisprudenz hat hier so nachgeholfen, dass man recht gut versteht, was das Repräsentationsrecht bedeutet, welches eben hier wegfällt, weil die Betheiligten nicht jure repraesentationis, sondern jure proprio erben sollen. Dabei ist allerdings Das richtig, was wir am Ende ganz besonders hervorheben wollen, dass die französischen Gesetzgeber ihr früheres Recht auch nach seinem Geiste kannten, aber keineswegs so technisch fest waren, wie die römischen Juristen. Das Verhältniss der Erben zu den Gläubigern ist gut regulirt; sollen die Erben unbedingt verbunden sein, so wird eine Novation angenommen, wie sich der Art. 879 klar ausdrückt: ausserdem aber ist entweder die ausdrückliche Annahme unter dem gut ineinander verbundenen beneficium inventarii et deliberandi begründet, oder die Annahme ist unter dieser Richtung zu präsumiren, sofern nicht der eben angedeutete Novationsanimus klar zu Tage tritt. Die Renunciation aber muss eine feierliche sein. Der rapport ist keineswegs die römische collatio, und sollte den letztern Namen nicht tragen, sondern das Institut hat seine ganz eigene, im Code nicht veränderte Geschichte. Ueberhaupt kann man das französische Erbrecht nur begreifen, wenn man es an der Hand von Loysel studirt hat, wie wir in unserer Darstellung der Zeitschrift VI. Band bewiesen haben; und es sind dieses grosse Fehler unserer Vorgänger, Rehberg's, Thibaut's, Savigny's, dass sie der historischen Richtung keineswegs Rechnung getragen, sondern den Code, wie wenn er vom Mond gefallen wäre, behandelt haben. Eine Menge ganz consequenter Bestimmungen über Betrug, Zwang, Irrthum bei testamentarischen Anordnungen sind gegeben, obgleich sie mit Recht von den Ansichten des starr souveränen römischen Rechts ganz abweichen. Das Pflichttheilsrecht allein ist ohne richtigen Grund geordnet, wenn auch das Resultat leicht zu finden ist. Das Zwischen- oder Revolutionsrecht trug hier eitle Pläne: zuerst sollten die Eltern, wenn sie Kinder hatten, gar keinen disponiblen Theil haben, später nur $^1/_{10}$ und für die Seitenlinie $^1/_6$. Davon kam man freilich wieder ab: allein der Code wurde hier, so zu sagen, unhistorisch: er nimmt an, *a*) der Verfügende soll über einen Theil nicht disponiren können, reserve, *b*) der Pflichttheilsberechtigte soll einen Theil haben, z. B. drei Kinder $^3/_4$. Allein hier ist etwas nicht in Relation gebracht mit der Verschiedenheit der Begriffe „disponibler Theil, Pflichttheil“, denn wenn etwa eines dieser drei Kinder auf den Pflichttheil eingesetzt wäre, so würde es $^1/_4$ haben: die übrigen zwei Kinder aber bekommen dann $^6/_8$ oder $^3/_4$. Ueberhaupt ist die Geschichte des Zwischenrechts im Erbsysteme desshalb höchst wichtig, weil eben

diese sehr unpraktisch ist: so war eine Zeit, wo man wohl Schenkungen unter Lebenden, auch mortis causa, aber keine Testamente zulassen wollte. Seitdem das Testament besteht, gibt es freilich in Frankreich keine Schenkungen mortis causa mehr, denn Alles, was widerruflich ist, gehört zu den Testamenten. Dass der Testamentserbe nur Legatar ist, erscheint ganz consequent, dass es kein Prälegat gibt, ist natürlich, dass Manches in dieser Lehre nicht klar aufgefasst ist, lässt sich begreifen, denn gerade in der Lehre von den Legaten sind die Römer am feinsten. Bei dem Accrescenzrechte kommen eigenthümliche Richtungen vor, d. h. die Untheilbarkeit ist hier eine factische, nicht juristische, und hängt daher vom arbitrio judicis ab; die Sache ist übrigens im französischen Rechte technisch: denn diese Untheilbarkeit kommt auch in dem Rechte der Sammtverbindlichkeit vor. Die Lehre von den Substitutionen ist verdorben, aber durch neuere Gesetze wieder im Principe restaurirt, wenn es auch wahr sein sollte, was Laferrière in der Revue 1848. No. 10. 11. behauptet, dass man in Frankreich auf diese Restauration keinen Werth gelegt habe. Das System der Erbverträge ist nach der historischen Grundlage auf die Eheverträge beschränkt; die Schenkungen müssen aber bei den Eheleuten so eingerichtet werden, dass an die Stelle des Verstorbenen dessen Descendenten treten. Jeder muss anerkennen, dass das französische Erbrecht mit historischer Umsicht, nichts weniger als im revolutionären Geiste und ziemlich consequent aufgestellt ist. Gerade aber von diesem Theile des Privatrechts hängt in den meisten Beziehungen seine Vollkommenheit ab.

Ueber das Recht aus Verbindlichkeiten liesse sich Vieles ausführen, besonders da die meisten Beurtheiler glauben, der Code enthalte nur eine Nachbildung des römischen Rechts. In dem juristischen Bildungsgange liegt, wie in jeder wissenschaftlichen Bestrebung, etwas Nothwendiges, nicht immer von den Bedürfnissen und von dem Genius eines einzelnen Volkes Abhängiges, sondern fern von allem Idealen, das keinen Werth auf Erden hat (was die grosse Wahrheit Hegels ist), ein in der Wirklichkeit der gebildeten Rechtsvölker entstehendes und von diesen auf andere übertragenes, daher allgemeines und so zu sagen natürliches Recht. — Ist der Ton der Sprachen bei den verschiedenen Völkern verschieden, so sind die Bildungsgesetze desselben dieselben. Wenn das römische Naturrecht eine andere Grundlage hatte, wie das mittelalterische und das seit der Reformation entstandene, so dass einmal die Erfahrung *),

*) Dirksen über das jus gentium.

das anderemal Gottes Wort *), zuletzt die Vernunft der Weisen das Rechte **) fand, so ist doch sicher, dass diese drei Kräfte aus demselben Fundamente erzeugt ein gemeinsames Resultat gegeben haben. Hegel classificirt in seinem Naturrechte die Quellen der Verbindlichkeiten nicht anders wie die Römer. In Frankreich kam noch dazu, dass Domat und Pothier die französischen Behandler des römischen Rechts vor Augen hatten, obgleich Jene überall die französischen Gewohnheiten wohl beachteten. Dessenungeachtet ist nur die römische Technik und, so zu sagen, nicht die bessere im Code geblieben, die Sätze selbst aber sind vielfach verändert; sie sind ein usus modernus, und auf einige Hauptpunkte dieser Veränderungen wollen wir nun aufmerksam machen. Vor Allem die Bemerkung, dass Rehberg's Darstellung in diesem Theile des Rechts ganz hinfällig ist, bis etwa dasjenige, was er von den Hypotheken sagt: das formelle Beglaubigungssystem der Verträge, die eigentliche Richtung des Eherechts, die Ansichten bei den Commutativverträgen über die Erwerbung des Eigenthums hat er nicht gehörig erkannt. Einen grossen Fehler müssen wir den Verfertigern des Code vorhalten, obgleich man behaupten könnte, die Sache gehöre nicht in den Code, sondern in die Wissenschaft. Man muss unterscheiden *a*) die Verbindlichkeiten in der Constituirung der Liegenschaftsrechte. Deren Object ist *α*) das zum Eigenthum oder zu Realrechten vorgenommene Geben, und das Uebergeben zum bleibenden Besitz, dieses Wort im römischen Sinne genommen, wie beim Kauf; *β*) der Vorbehalt des Rückfalls in derselben Hinsicht, sei er vertragsmässig oder gesetzlich. Diese Verbindlichkeiten haben eine dingliche Bedeutung. Die actiones kann man reales oder auch in gewisser Hinsicht in rem scriptae nennen. Man vergleiche die Läsionsklage gegen Dritte nach dem Art. 1681. pos. 2. *b*) Die andern Verbindlichkeiten. Natürliche Verbindlichkeiten kommen nur in ein paar Fällen vor, wo man bei einer gewissen nichtigen Schuld nicht zurückfordern darf. Art. 1235. 2012. Uneigentlich ist der Ausdruck Art. 349. Wo die Zurückforderung nicht verboten ist, und die Leistung unrechtlich oder unmoralisch war, kennen die Franzosen eine generelle Klage, worüber aber der Code Nichts bestimmt, und die nur in der Jurisprudenz liegt, die condictio ob turpem vel injustam causam und sine causa, z. B. bei den Spielschulden, wo die Rückforderung begründet ist, Art. 1967. Das System der Verträge beruht darauf, dass,

---

*) Gratian zum ersten Titel im Decret.

**) Seit Grotius.

die Heirathsverträge ausgenommen, der Vertrag ohne Form perfect wird, und nur der Beglaubigung wegen eine Form verlangt wird. Dritte werden im französischen Rechte leichter betheiligt, wie im römischen, Art. 1119 — 1122. 1165 — 1167. Die Classification der Verträge ist höchst natürlich. Man ist zwar nicht dem materiellen Systeme des römischen Rechts gefolgt, welches blos logisch war (dedi, ut des, facias etc.), sondern den Bedürfnissen der Volksansicht *); man unterschied die grossen und kleinen Verträge, unter den letztern augenblickliche Unterstützung begreifend, und rechnete zu den grossen die Commutativ- und Stellvertretungsverträge, wovon die ersten zweiseitig, die andern einseitig waren: zu den kleinen die Verdingungen zum Leihen, Darleihen, Aufheben. Bei den Commutativverträgen hatte man einen generischen Vertrag (Tausch) **) und specielle im Kauf, Miethe und andern Verbindungen. Die Miethe wäre ein Geldgeschäft, d. h. ein Kauf, wenn man nicht einige singularia zur besondern rechtlichen Bestimmung, also als eigenen Verdingungsvertrag hervorgehoben hätte. Alles ist hier eigenthümlich, und man darf durchaus nicht auf das römische Recht verweisen. Bei den Commutativverträgen, die zweiseitig sind, findet gesetzlich eine conditio resolutiva statt, aber nicht als ipso jure eintretend, sondern nur in Gemässheit eines resolutorischen richterlichen Bescheides. Hier können wir gleich bemerken, dass, wo die Verbindlichkeiten nicht reell erfüllt werden, oder Verhältnisse da sind, unter welchen die obligatio kein Object mehr hat, und die Erfüllung naturgemäss unmöglich ist, immer die Vernichtung durch richterlichen Bescheid nachgesucht werden muss: wo man dann die Klagen der absoluten und der relativen Nichtigkeit unterscheidet, und im historischen Standpunkt ermessen muss, ob ein Hinderniss des öffentlichen oder des Privatrechts, und in der letzten Hinsicht, ob ein eigentliches Nullitäts-, oder ob ein aus alten Billigkeitsrechten herrührendes Rescissionsverhältniss zu Grunde liegt. Die französische Jurisprudenz ist freilich in dieser Lehre sehr schwankend, und der Cassationshof hat damit sich in grosse Schwierigkeiten verwickelt. Dass auch in solchen Dingen, wo das Recht

---

*) In der That war es die Volksansicht des Mittelalters, die sich auch im III. Buche der Decretalen Gregors IX darstellt. Hugo, Naturrecht 4. Ausg. S. 464. meint, Kant habe diese Eintheilung erfunden.

**) Wichtig ist die Lehre von dem cession transport. Der cessus kann durch die signification deterior werden, und doch ist es keine Novation, weil das alte Datum der Forderung und die alten accessorischen Rechte bleiben.

der gesetzlichen Androhung und der Billigkeit, also vom ersten Standpunkte die nullités des ordonnances, des coutumes, vom andern du droit in Einheit gebracht werden sollten, die Wissenschaft noch manchen Stein zu wälzen hat, ist nicht zu läugnen: dies aber schadet dem Geiste des Code Nichts. —

Dass die Beglaubigungen der Verbindlichkeiten in das öffentliche Recht hinüberführen, durch das System der Notariatsinstrumente und des Enregistrements, ist von Rehberg sehr getadelt worden: allein in keinem Punkte des französischen Rechts hat die Geschichte und das auf dem längsten Herkommen beruhende Bedürfniss des Volkes eine stärkere Bekräftigung, wie gerade hier, denn das Notariat, wie es schon aus dem römischen Rechte herzuleiten ist, war das Schild für die Völker, welche besondere Rechtsgeschäfte vornehmen wollten, und die des juristischen Raths nicht entbehren konnten. War die Notariats-Einrichtung in Frankreich nicht gut, so ist dieses nicht dem Institute, sondern den Missbräuchen zuzuschreiben. Das Notariatswesen in seiner edleren Richtung gewinnt ganz besonders, wenn man die Geschichte des Mittelalters und seine dortige Bedeutung nicht blos auf Privatgeschäfte, sondern auch auf alle Arten öffentlicher Geschäfte begreift.

Auf die einzelnen Verträge wollen wir uns hier nicht einlassen: nur glauben wir, dass das System der Heirathsverträge sowohl in der Ordnung der Verträge als unter den Schenkungen und Erbverträgen gut durchgeführt ist, obgleich eben durch den Code ein neuer Geist in dieses System gekommen ist, und daher hier die Zurückführung auf die frühere Geschichte nicht viel fruchten wird *). Dass das Dotalsystem als ein weiteres und engeres erscheint, ist bekannt, aber weniger ist man darauf aufmerksam geworden, dass es in dem französischen Rechte rein in den freien Willen der Betheiligten neben dem gesetzlichen und vertragsmässigen Gütergemeinschaftssysteme, sowie neben dem vertragsmässigen Separationsrechte gestellt ist: also, dass hier durchaus die Grundsätze des juris publici der Römer nicht gelten, sondern alles eine privatrechtliche oder rein dispositive Bedeutung hat, nur sollen bei dem eigentlichen oder engeren Dotalsysteme die Dotalgrundstücke unveräusserlich sein **). Im Gütergemeinschaftssysteme, namentlich dem ge-

*) Es ist dieses von dem eben durchgeführten legislatorischen Standpunkte eine der wichtigsten Erscheinungen in der Rechtsphilosophie, weil dieses an sich überkünstlerische System praktisch geworden ist.

**) Nicht wenn die dos in einem Gütergemeinschaftsvertrage specieller

setzlichen, ist Manches theoretisch, aber weniger praktisch streitig, z. B. der Mann ist nicht Verwalter, sondern unabhängiger Herr der Verwaltung, Träger des Rechts der Verwaltung, wie ein Cessionar.

Manche Dinge sind im Code fast nicht bedacht, so dass man meint, er stelle Alles in das arbitrium judicis, z. B. die Lehre von der culpa und diligentia. Im Ganzen aber waltet doch der Gedanke, dass, wo von einem dare oder tradere einer Sache die Rede ist, diligentia in abstracto zu prästiren sei, wo aber von einem andern Handeln die Rede ist, nur da, wo der Betheiligte bezahlt ist, dies statt hat; ausserdem wird nur diligentia in concreto verlangt. Dieser letzte Gedanke lässt freilich wieder Vieles in arbitrio judicis — wer ist bezahlt? Von den Hypothekarrechten soll hier nicht die Rede sein, weil wir einen andern Ort dafür bestimmt haben. Nur das wollen wir anführen, dass, wenn man jetzt auch in Deutschland von der publicité und specialité im Hypothekenrechte spricht, man den wahren Begriff nur bekommt durch den Rückblick auf die loi de l'an VII. Die Publicitas bestand in der Ingrossation einer Liegenschaft durch eine gewisse Formalität mit Transscription für eine gegenwärtige, bestimmte Forderung, und die Oeffnung des Hypothekenbuchs war eine vollkommene: nach dem Princip der Specialität sollte es keine Generalhypothek und keine stillschweigenden Hypotheken geben. Davon ist nun Vieles anders im Code.

Nur noch ein paar allgemeine Bemerkungen:

1) Das Transactionssystem war in allen Beziehungen vorherrschend, und dieser Gedanke sowohl, wie das Verhältniss, die Beziehungen des Civilrechts möglichst frei und mannichfaltig sich entwickeln zu lassen, hat selbst den Kaiser Napoleon gewonnen, freilich erst am Ende der Arbeit bei der Beurtheilung des Hypothekenrechts: aber Tronchet war von vorneher von der Sache ergriffen. So gibt es neben dem Zinsenvertrag den Rentenkauf, wobei freilich die neuesten Juristen den Charakter des Einen und Andern oft verkannt haben, z. B. Zachariä — der im verzinslichen Darlehen einen Kauf oder synallagmatischen Vertrag annimmt.

Art hervortritt. Die Unveräusserlichkeit der Dotalgrundstücke halten wir übrigens in der französischen Ordnung für falsch.

(Schluss folgt.)

Nr. 43. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Der gegenwärtige Zustand des französischen Civilrechts.

(Schluss.)

2) Anerkennen muss man, dass die Technik des römischen Rechts eine höhere ist, z. B. wenn der ususfructus durch Consolidation erloschen ist, ist dereinst eine Restitution desselben im römischen Rechte nicht mehr möglich, sondern es sollen deshalb cautiones unter den Partheien verabredet werden, denn in der That ist die reelle restitutio ususfructus nicht eine Herstellung des alten Rechts. Wie unrichtig ist bei den alternativen Obligationen des französischen Rechts die Verwandlung in eine einfache obligatio, wenn beim Zufall die Alternation nicht mehr möglich ist? Auch im Systeme ist die französische Technik oft kindisch, z. B. wenn man Quasicontracte annimmt; denn die hieher gehörigen Geschäfte sind nur stillschweigende Stellvertretungen, und darnach zu beurtheilen; was die Rückforderung wegen ungebührlicher Zahlung betrifft, so gehört die Lehre in die Folgen der Zahlung. Richtiger ist die Ansicht bei den Delicten, dass die Entschädigung in das arbitrium judicis gestellt werde, und die Lehre von den Quasidelicten ist nichts anders als die Ausdehnung der Haftung auf andere, als welche unmittelbar gesündigt haben.

Sehr merkwürdig ist das System der unförmlichen Verträge, denn gerade hier, wo nur die Beglaubigung förmlich sein soll, stellt sich die freiere Natur der Verträge klar heraus. Die Begriffe der Stipulation mit allen Rechtsfolgen, namentlich auch der Correalobligation sind im französischen Rechte ganz verschwunden, und Ribbentrop's Buch wird gewiss in Frankreich unverständlich sein und bleiben, obgleich wir in gewisser Art die Schärfe seiner Gedanken in der römischen Denkweise ihm nicht abläugnen. Wir loben die französische Lehre von der Sammtverbindlichkeit, obgleich manche Artikel höchst undeutlich gefasst sind, so dass man in der That dem Code die Macht der Technik absprechen muss: so lautet der Art. 1219: „Sammtverbindlichkeit wirkt noch keine Untheilbarkeit“ d. h. bei der Sammtverbindlichkeit ist immer ein Regress

sich von selbst verstehend nach der Natur des Stellvertretungsverhältnisses, bei der Untheilbarkeit ist kein Regress — dieser ist entweder nicht möglich, oder muss vorbehalten sein, oder es muss die Subrogation denkbar sein.

Viele Dinge sind in der französischen Gesetzgebung höchst wichtig und eigenthümlich, z. B. die geschichtliche Lehre der Subrogation. Was wir in Deutschland am meisten bedauern, ist das unwissenschaftliche Studium des französischen Rechts; und dies kommt daher, weil das deutsche Universitätsstudium im Privatrechte nur auf die Pandecten hingeleitet wird, und der Pandectist selbst nichts anders ist und sein will, wie Romanist.

Dagegen ist nicht minder zu bedauern die Gesinnung mancher meistens aus dem Advocatenstande hervorgegangener Staatsgeschäftsmänner, welche den gelehrten Kenner des französischen Rechts, z. B. Thibaut, Savigny, Zachariä, Rehberg und andere gefeierte Namen Deutschlands nicht achten und ihren Sinn und Geist nicht verstehen, und der Ansicht sind, der das anwendbare Recht lehrende Professor müsse ein Advocat sein, wobei sich in der Regel zeigt, dass auch ein noch so geistreicher Advocat nur für die Praxis gut ist, nicht aber für den aus der Geschichte des Rechts zu entwickelnden und mit der Auffassung durch jugendliche Gemüther, denen immer der Geist der Schulbildung das Fundament gibt, vertrauten Unterricht und für die Theorie. Man kann sagen, es ist dies selbst zum Erfahrungssatz auf den deutschen Universitäten geworden.

Rosshirt.

Histoire des îles Canaries, par MM. P. Barker-Webb et Sabin Berthelot, Membres de plusieurs Académies et Sociétés savantes. Paris, chez Béthune, 1835 — 1848. 4.

Wenn wir uns nicht früher, als solches vielleicht von den Lesern der Jahrbücher erwartet wurde, mit einem Berichte über vorliegendes Werk — oder vielmehr über einen Theil desselben, den geologischen — beschäftigten, so liegt die Ursache einzig darin, dass die neuesten Lieferungen, namentlich was den Atlas betrifft, erst vor wenigen Monaten der hiesigen Universitäts-Bibliothek zukamen. Wir beschränken uns übrigens auf den Abschnitt Geologie, welcher im zweiten Bande enthalten ist und in dessen erster Abtheilung die S. 277 bis 417 einnimmt.

Was von Humboldt, Cordier und vor allen von Buch in seinem Meisterwerke für die Erforschung der geologischen Verhältnisse

des Archipels der Canarien, in den Jahren 1799, 1803 und 1815 geschehen, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Im Vorworte gedenken die Verfasser der Arbeiten Francisco Escolar's, welcher 1810 von der spanischen Regierung nach den Canarien gesendet wurde, und der, obwohl seine Mission vorzugsweise gewissen Zweigen der Staatswirthschaft galt, dennoch nicht unterliess, sich auch ganz besonders mit Geologie zu beschäftigen. Das von diesem Gelehrten geführte Tagebuch ist nur im Manuscript vorhanden (dessen Einsicht unsern Verfassern vergönnt wurde und welches sie nicht unbenutzt liessen), die Sammlungen Escolar's befinden sich in den Sälen des naturgeschichtlichen Museums zu Madrid.

Die Bildung der Canarischen Eilande und der kleinen nachbarlichen Inseln ist ganz das Werk plutonischer und neuerer vulkanischer Gewalten. Gleich den Bewohnern von St. Helena und von Ascension wären jene genöthigt, das kalkige Material zu ihren Bauten aus weiter Ferne herbeizuholen, fänden sich nicht hin und wieder, den Felsarten feuerigen Ursprungs aufgelagert, einige gering mächtige Tertiär-Schichten; es bestehen diese beinahe nur aus Gyps und Kalk.

Sämmtliche Gebiete der Inseln zerfallen im vorliegenden Werke in drei grosse Abtheilungen: Trachyte, Basalte und Erzeugnisse neuer Feuerberge. Nach diesen geologischen Abtheilungen wird jedes Eiland besonders geschildert.

Teneriffa (S. 281 bis 343). Beim ersten Anblick der Insel, und wenn man nur den bewohnten oder mehr und weniger angebauten Theil derselben durchwandert, der vom Ufer bis zu etwa siebenhundert Toisen Höhe reicht, glaubt man sich in eine ausschliesslich basaltische Gegend versetzt. Allein jenseit des bewohnten Landstriches und der pittoresken Thäler des Gestades, aufwärts schreitend zur höheren Region, gewahrt man bald die allmäligen Uebergänge der Basalte in Trachyte; die schwarzen Massen der ersteren nehmen nach und nach Feldspath-Krystalle auf, die Gesteine färben sich mehr und mehr grau, es treten Tuff-Lagen dazwischen auf und verrathen die unter den Basalten vorhandenen Trachyte. Noch weiter aufwärts steigend, befindet man sich endlich im weiten Umfang der *Cannadas*, welchem der trachytische Kern der Insel entstiegen ist. Der grosse, den *Pico de Teyde* umgebende Circus zeigt sich an mehreren Stellen zerrissen; nach Escolar beträgt dessen Durchmesser vier bis fünf Stunden, und die Berge der *Cannadas*, deren mittlerer Theil die alte Umwallungs-Linie bildete, setzen in nordöstlicher Richtung fort, um sich einer Höhen-Reihe anzu-

schliessen, die bis zum *Rodeos*-Plateau reicht. Wie **Escolar** bemerkt, welchem wir die erste genaue Begrenzung jenes unermesslichen Circus verdanken, war derselbe augenfällig ein Krater und erschien, nach der Zerstörung eines Kegels, weit höher, als derjenige, welcher heutiges Tages zu sehen ist. [L. von **Buch**'s Ansicht zu Folge, hat man es mit einem Erhebungs-Krater zu thun.] Die steilen Gehänge der Central-Kette bilden die inneren Wände des ursprünglichen Kraters; nach aussen hat allmäliger Abfall gegen das Meer hin statt. Grosse unförmige Massen, nicht selten abgerundet, ruhen, durchaus regellos vertheilt, auf Tuff-Lagen von ungeheurer Mächtigkeit, auch treten sie im Wechsel mit denselben auf; ferner zeigen sich gewaltige Gänge, theils trachytische, theils basaltische. Weiter aufwärts, an den erhabensten Stellen jener Berge, erscheinen in S.W. die *Azulejos* und *los Roques de las Cannadas*; eine Gruppe von Felsen, die früher eine zusammenhängende Kette ausgemacht haben dürfte, allein durch Eruptionen vereinzelt wurde. Auf dem Gipfel des *Col d'Ucanca (degollada de Ucanca)* überblickt man den Grund des grossen Circus, in dessen Mitte der riesenhafte *Pico de Teyde* emporragt. Ströme schwarzer und röthlicher Laven stechen auffallend ab gegen die Lagen weisser Schlacken und Bimssteine, welche sie trägt. Das Ganze gewährt einen überaus grossartigen Anblick.

Im nordöstlichen Theile der Insel, welcher, fast in der Gesammtheit seiner Erstreckung, von einer Bergreihe durchzogen wird, die beinahe nur aus basaltischen Gebilden besteht, tritt der Trachyt in beträchtlichen Massen bei *Taganana* auf; er ist mit Basalt-Tuffen bedeckt und mit Lagen fester Basalte. In der Nähe des Dorfes zeigt sich der Trachyt am Tage und steigt in Säulen bis zur Höhe von 1600 oder 1800 Fuss empor, und im Thalgrunde findet man zwei vereinzelte sehr erhabene pyramidale Felsparthieen des Gesteines (auf Tafel 8 des Atlasses bildlich dargestellt). Bis zu den Gipfeln, welche das *Tagancna*-Thal von einem andern Thale des entgegengesetzten Abhanges scheiden, reicht der Trachyt, auf allen übrigen Stellen der *Anada*-Kette aber wird derselbe durch Basalt den Blicken entzogen. Die Ebene der *Rodeos* trennt jene Kette von der, welche im andern Insel-Theile herrscht. Bei dem Dorfe *Esperanza* beginnen die Berge wieder, neue Ausbrüche bedeckten jedoch den Trachyt, und erst in gewisser Weite findet man ihn wieder, so jenseit der Kämme des *Cuchillo* am steilen Berge *Pedro-Gil*, dessen Meereshöhe 5,658 Fuss beträgt. Ausser Zweifel ist, dass der *Pedro-Gil* mit der trachytischen Formation der *Canncdas* im Zusammenhange sich befindet. Neue Eruptionen nehmen die hohe Region ein bis gegen

los roques de Guimar, und von hier aufwärts durch die Schlucht *del Agua*, ist kein Trachyt mehr zu sehen, selbst nachdem der Basalt überschritten worden; alles ist mit Schlacken bedeckt, die aus spätern Zeiten stammen. Oberhalb der Schluchten aber tritt eine unermessliche Lage gelblichen Tuffes auf, der Feldspath und Krystalle von Hornblende führt, und von Gängen eines Gesteines durchsetzt wird, welches Ryakolith-Krystalle in grösster Menge enthält.

Vom *Barranco del Agua* bis zum *Col* oder *Paso de la Angostura* weiss man nicht viel über die Beschaffenheit der Gipfel, wie es scheint, schlugen die Geologen, von denen *Teneriffa* zuletzt besucht wurde, einen andern Weg ein. Jenseit des *Col de la Angostura* aber zeigt sich Trachyt in ungeheuren grauen Lagen am Tage; er ruht auf Tuff, der mit grossen Trachyt-Blöcken untermengt ist, und ganz in der Höhe erscheint wieder Basalt. Zahllose Gänge, die bereits von **B u c h** beschrieben worden, durchsetzen den Berg. — Besonders deutlich kann man die geologische Beschaffenheit der Central-Berge in der Gegend um *Chasna* wahrnehmen (S. 291 ff.). Zwar erlitt die Umgegend des Dorfes nicht wenige Zerstörungen durch neue Ausbrüche, aber die Gegenwart des Trachyts lässt sich leicht ermitteln. Indessen ist er hier nicht das älteste Fels-Gebilde. Blöcke verschiedener Grösse, offenbar vom Central-Vulkan ausgeschleudert, zeigen theils Gneiss-, theils Granit-Natur, und alle lassen unverkennbar feuerige Einwirkungen wahrnehmen. Im *Chasna*-Thal entspringen zwei Quellen, wovon eine, die als *del Encage* bezeichnete, säuerliches Wasser von stechendem Geschmack liefert. In der Nähe einer andern stärkern Quelle, *Agua-Agria*, sieht man den Trachyt gebleicht und zersetzt. — Weiter aufwärts steigend wird der *Sombrerito* erreicht, ein steiler Trachytberg, der zu mehr als 9,000 Fuss Seehöhe emporsteigt und nach der Aehnlichkeit seiner Gestalt mit der eines Hutes (*Sombrero*) benannt. Der Trachyt des *Sombrerito* lässt sich als Typus des trachytischen Gebildes *Cannadas* betrachten. Er spielt auch eine wichtige Rolle auf *Gran Canaria* u. s. w. — Der Uebersicht der Trachyte von *Teneriffa* reihet sich eine Aufzählung sämmtlicher Quellen an, welche in dieser Formation entspringen (S. 294 ff.).

L e u c o s t i n - (Phonolith-?) und B a s a l t - G e b i e t. Leucostine findet man in der Regel am Fusse der Trachyte; Basalte nehmen den untern Theil von *Teneriffa* ein und erscheinen nicht überdeckt durch neuere Eruptionen. Die Formation herrscht an mehreren Orten, so namentlich in der bis zum Cap *Anaga* reichenden Bergreihe und in jener, die südwestwärts in der Richtung des Vorgebirges *Teno* sich erstreckt.

Wie bereits L. v. Buch dargethan, so zeigen sich die wahren Basalte der Canarien stets mit „Tosca" überlagert, einem, überaus leichten, Bimsstein-artigen Peperin, der häufig Trümmer von Basalten umschliesst, seltner Trachyt-Fragmente. Die „Tosca" eignet sich zu Bauzwecken. Sie erreicht, hin und wieder zur Höhe von 1,809 Fuss ansteigend, im *Guimar*-Thale eine Mächtigkeit von 20 bis 30 Fuss; manche geräumige Grotten, *las curvas de los Reyes*, wurden darin ausgeweitet und von spanischen Kolonisten als Wohnstätten benutzt (S. 297 ff.). — Es folgen nun Bemerkungen über die *barrancos*, die berühmten Schluchten, welche, tief einschneidend in den Boden, mit sehr steilen Wänden, für die geologische Erforschung des Landes so wichtig sind, besonders in jenem Theile von *Teneriffa*, welcher den Trachyt-Kern umschliesst. Dem Wirken des Wassers, wie solches namentlich Mouzinho von ähnlichen Erscheinungen auf dem Azorischen Eilande *San Miguel* darzuthun versucht, ist der Ursprung jener Spalten nicht zuzuschreiben. Buch's Ansicht, der sie mit seinem Erhebungs-Systeme in Verbindung bringt, verdient bei weitem den Vorzug (S. 300 ff.).

Das geologische Gebilde, welches in der nordöstlichen Kette, oder in der von *Anaga* herrscht, hat ausserordentliche Umstürzungen erlitten. Es besteht dasselbe aus Basalten, Schlacken und Conglomeraten, durchzogen von einem Netze basaltischer Gänge. — Ueber den Basalten, unfern der Küste, findet man auf *Teneriffa* — gleichsam die Tosca vertretend — ein sehr neues kalkiges Trümmer-Gebilde untermengt mit Basalt-Trümmern. — Südlich von *Santa Croce* stellt sich das Ufer nur als Haufwerk von Basalten dar. — Die Quellen dieser Gegend werden ausführlich besprochen (S. 310 ff.). Die wichtigste im *Orotava*-Thale ist *Agua-Mansa*; wahrscheinlich gehört sie dem Trachyt an.

System neuer Vulkanisation (S. 314 ff.), Dahin ist vor allen der *Pico de Teyde* zu zählen, welcher in seinem Bereiche sämmtliche andere Ausbruch-Kegel um seine Basis begreift, auch die von *Guimar*, am Süd-Gehänge der *Cannadas*, nicht ausgenommen. Wahrscheinlich sind alle diese Mündungen eben so viele „Zuglöcher" des mittleren Feuerberges. Wie die Krater des Teyde und des alten Pics (*Pico viejo*) geschlossen wurden, dürften sich die unterirdischen Feuer neue Ausgänge, in Verbindung mit dem grossen Heerde geöffnet haben. Es ist dieses eine unter den Eingebornen herrschende Meinung; sie bezeichnen sämmtliche neue Vulkane, welche in der Runde um den Pic entstanden, als *respiraderos del Teyde*. — Alle Gesteine im grossen Umkreise des Kraters der *Cannadas* gehören, wie gesagt worden, ins Gebiet alter

Trachyte. Der Pic früherer Zeit und der Teyde selbst, *el hijo de las Cannadas*, mit Escolar zu reden, sind neuen Trachyten beizuzählen. Reisende, eine Ersteigung des Pics beabsichtigend, wählen, fast ohne Ausnahme, den Weg durch das Thal von *Orotava*, indem sie dem steilen nordwestlichen Gehänge folgen. Auf dem Gipfel angelangt, entdeckt man gegen S.W. hin die grosse Caldera des *Pico viejo*. Genauere Kenntniss des letztern erhielten wir durch Cordier; dieser Geolog schlug einen andern Weg ein, indem er von der Seite von *Icod* aus anstieg. Hier erkannte derselbe die Gegenwart eines grossen Kraters auf dem Gipfel des *Chahorra*-Berges; die sehr ausführliche Schilderung ist das Verdienst L. von Buch's. Um die Beziehungen zwischen dem *Teyde* und der mächtigen Hervorragung, welche bald *Chahorra*, bald *Pico viejo*, *Pico quebrado* u. s. w. genannt worden, wohl zu erfassen, muss der Beschauer seine Stelle im Westen des Pics einnehmen. (Die 11. Figur auf Tafel XIV des Atlasses liefert eine bildliche Darstellung.)

Die Gesammt-Masse des *Teyde* erhebt sich 3,000 Fuss über das Plateau der *Cannadas*. Der Krater des Gipfels dürfte 2 bis 300 Fuss im Durchmesser haben und seine Tiefe ungefähr 125 Fuss betragen; es sind dies Verhältnisse, über welche die Angaben Reisender von Edens bis L. v. Buch sehr abweichend gefunden werden. Die Gestalt ist elliptisch, auf der Westseite ragt der Rand am meisten hervor. Das Gestein besteht aus grauem oder gelblichem Trachyt; es enthält mehr oder weniger zahlreiche Ryakolith-Krystalle und wird röthlichbraun in Folge erlittener Zersetzung, wie solches namentlich im Grunde des Schlundes der Fall, wo heisse Dämpfe ausströmen. Die Wände der, in Menge vorhandenen, bis zu 6 Zoll breiten Spalten sieht man mit Nadel-förmigen Schwefel-Krystallen bekleidet. Das Aeussere des „Piton" (oder Zuckerhut, der schroffste Bergtheil, welcher den höchsten Gipfel bildet) ist mit Bimssteinen bedeckt; allem Vermuthen nach wurden sie aus dem Krater emporgeschleudert. — Der Name *Teyde* dürfte von dem Worte *Echeyde* (Hölle) abgeleitet sein und vielleicht ein Beweis von der Thätigkeit des Vulkans vor Eroberung der Insel. Dass der grosse Feuerberg auf *Teneriffa* während des langen Verlaufes von zwölf Jahrhunderten unthätig geblieben, ist nicht glaubhaft. Aus einem, von Seefahrern geführten, Tagebuche ergibt sich nur, dass der *Pico de Teyde* 1341 im Ruhezustande gewesen. Diese scheinbar unbedeutende Thatsache erlangt hohe Wichtigkeit, wenn man das Verhalten der Haupt-Vulkane unserer Halbkugel während jenes Zeitraumes ins Auge fasst. Der Aetna war damals mehrere Jahrhunderte hindurch ohne Thätigkeit, und der Vesuv,

welcher seit fünfundzwanzig Jahren geruhet, fieng erst nach länger als einem Jahrhundert später wieder an Flammen auszustossen. Den Ausspruch **Humboldts**, dass das Wirken des Vulkanes auf *Teneriffa* mit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts begonnen habe — wobei sich der berühmte Naturforscher auf einen Bericht von **Aloysio Cadamosto** stützt — glauben die Verfasser als auf einem Irrthume beruhend betrachten zu dürfen. Im Jahre 1505 war *Teneriffa* im Besitze der Spanier, die Zurückgabe der Insel erfolgte am 25. Juli 1496, es konnte mithin neun Jahre später nicht wohl ein christlicher Gefangener sich hier befinden, und **Cadamosto's** Reise muss in das Jahr 1444 fallen. Im „*Isolario*" von **Bordoni** — gedruckt zu Venedig MDXLVII — findet man eine Beschreibung der Canarischen Eilande. Es heisst darin, was *Teneriffa* betrifft: „auf der Mitte der Insel gibt es einen spitzig gestalteten, sehr erhabenen Berg, welcher stets brennt." Allein wir sind im Besitze von Urkunden, die auf zwei andere Zeiträume der Ausbrüche des *Teyde* hinzuweisen scheinen. **Lopez de Ayala** erzählt, dass im Jahre 1393 Andalusische und Biscaysche Abenteurer in Sevilla zusammentraten, um fünf Fahrzeuge auszurüsten und, mit Bewilligung des Infanten Heinrich III, die Küste Afrika's, so wie jene der Canarien „auszukundschaften". Im Angesicht des letztern Archipels wurden die Seefahrer, durch Flammen und Rauch dem Vulkan auf *Teneriffa* entsteigend, so erschreckt, dass sie nicht an der „Höllen-Insel" zu landen wagten. Im Jahre 1492, zur Zeit der ersten Reise von **Columbus**, sah der berühmte Seefahrer die „*Sierra*" (Bergreihe) von *Teneriffa* „in vollem Feuer stehen" u. s. w.

Es folgen nun weitere Bemerkungen über den Pico (S. 326 ff.). Der Krater von *la Rambleta* ist es, welcher alle Obsidian-Ströme lieferte, besonders nach der Nord- und Westseite hin, so wie in der Richtung des östlichen Kegeltheiles, den man mit dem Namen *Malpays del Teyde* zu bezeichnen pflegt. Es ist dies der Weg, der überschritten werden muss, um zum Gipfel des Pics zu gelangen. Inmitten des Laven-Haufwerkes findet sich die berühmte *Cueva de la Nieve*, eine natürliche Eisgrotte, aus der sämmtliche Städte der Küste versorgt werden. Die meisten Eruptionen dürften vor Bildung des Piton stattgefunden haben, und im Allgemeinen scheint das Material, welches in so gewaltiger Menge auf den Abhängen des *Teyde* zu sehen ist, aus einem und dem nämlichen Krater zu stammen, aber es vermochte die ganze Masse nicht bis zum Fusse des grossen Kegels zu gelangen, und geologische Forschungen an Ort und Stelle führen zur Annahme, dass der Vulkan

seine Kräfte mehr nach Norden und Westen, als in entgegengesetzter Richtung erschöpfte. Der Laven-Strom, welcher bis zur *Estancia de Abajo* reicht, ist einer der mächtigsten. Seine dunkelschwarze Obsidian-Masse enthält Kugel-förmige Parthieen mit concentrischen Lagen, die zum Theil ein Bimsstein-artiges Wesen verrathen. Ueber die, in Menge von Lava umschlossenen, Feldspath-Krystalle theilte bereits L. v. Buch ungemein interessante Beobachtungen mit; er zeigte u. a., dass jene Krystalle besonders in den tiefen Strom-Stellen sich gehäuft finden.

Vor diesem Ausbruche, allem Vermuthen nach in einer der Bildung des „Pitons" verangehenden Zeitscheide, überschwemmte der Vulkan von *la Rambleta* die *Cunnadas* mit Bimssteinen. Man trifft sie bald nach dem *Portillo*-Pass. Ueber diese Lage nahmen die Obsidian-Ergüsse ihren Lauf. Weit früher, als die *Estancia* erreicht wird, sind grosse Obsidian-Blöcke auf den Bimsstein-Lagen zu sehen. Gegen die Annahme: es seien die gewaltigen Massen vom Vulkan ausgeschleudert worden, erklärte sich L. v. Buch; er nimmt an, es wären dieselben vom Strömen glasiger Laven getrennte Theile.

Was über den *Chajorra*-Feuerberg gesagt wird (S. 329 ff.), ist meist aus Buch's und Cordier's Mittheilungen geschöpft.

Nachdem Ausbruch-Erzeugnisse die „Zuglöcher" des *Teyde* und des alten Pics geschlossen hatten, bahnten sich die vulkanischen Mächte neue Wege auf der Westseite. Ihren gelehrten Vorgängern gleich, sahen sich unsere Reisenden überrascht durch die Menge von Eruptions-Kegeln auf der Abdachung von *Vilma.* Cordier zählte deren über achtzig, allein man muss diejenigen unterscheiden, welche sich nur als einfache Schlacken- und Lapilli-Hügel darstellen, und die konischen Erhabenheiten mit einem Krater in ihrem Gipfel. Die Lavenströme, von denselben entsendet, senkten sich ins *Santiago*-Thal; der, wovon der Flecken durchzogen wird, ist sehr alt und erscheint weiter aufwärts stellenweise von neuen Strömen Basalt-ähnlicher Laven bedeckt. Unterhalb *Santiago* stürzten sich unermessliche Trachyt-Streifen vom *Vilma*-Gehänge herab und rückten bis zum Meeresufer vor. Je weiter man sich entfernt vom östlichen Fusse des *Teyde* und gegen Osten vortchreitet, um desto seltner werden die vulkanischen Schlünde, und die Laven, welche sie geliefert, enthalten Augit und Olivin, statt Ryakolith, obwohl dieses Mineral, selbst in den neuesten Strömen, selten ganz vermisst wird. Die südliche Küste des Eilandes hat so viele Ausbruch-Kegel (*montannetas*) aufzuweisen, dass sie sich nicht alle zählen lassen,

und eben so wenig die verschiedenen Laven-Ströme, aus deren Seiten, oder an ihrem Fusse hervorgetreten.

Ein mächtiger Trachyt-Strom, Säulen-förmige Absonderungen zeigend, kam aus einem Kegel mittlerer Grösse, der sich am Eingange des *Ucanca*-Thales, im *Chasna*-Distrikt, erhebt, nahe am Rande des Circus der *Cannadas* und 6,800 Fuss über dem Meeresspiegel. Zwischen *Chasna* und dem Seeufer sieht man wieder sehr viele Kegel; unter ihnen ist *Montanna de Xama* der bedeutendste. Ferner treten im Distrikt von *Grenadilla*, zwischen dem Flecken und dem Meere, auf einem Raume, der ungefähr anderthalb Stunden Breite misst, mehr als zwölf vulkanische Kegelberge auf, unter denen die *Montanna roja*, das Vorgebirge gleichen Namens ausmachend, besonders erwähnt zu werden verdient. Dieser Kegel, wie alle die des Küstenlandes, ruht auf einer alten Augit-führenden Leucostin-Lage und wird nach W. hin von grauem Trümmer-Gestein mit trachytischem Bindemittel begleitet.

Beim Ansteigen von *la Cumbre* stellt sich das *Guimar*-Thal als grosses halbkreisförmiges Becken dar, mit Tosca erfüllt und von Laven-Strömen durchfurcht. Zwei derselben wurden theilweise durch Ergüsse des Ausbruchs von 1705 bedeckt; der obere besteht aus an Olivin überreichem Basalt. — Im nördlichen Strich der Insel sind die Eruptions-Kegel weniger häufig, einer der auffallendsten ist jener von *Taco* unfern *Buenavista*. Sein tiefer Krater nahm früher die Regenwasser auf, und so bildete sich hier zur Winterzeit ein See; jetzt hat man die Stelle trocken gelegt und angebaut. — Zwei, aus schwarzen Schlacken bestehende und dem Ansehen nach neue, Ausbruch-Kegel steigen im kreisrunden Thale von *Palma* empor; die Fruchtbarkeit des Bodens bestimmte die Bewohner der Umgegend, jene „*montannetas*" bis zu den Gipfeln zu bepflanzen. — Das schöne *Orotava*-Thal hat ebenfalls vulkanische Hügel aufzuweisen, so u. a. zwischen der Stadt und dem Hafen die „*montanneta de las arenas*" von 400 Fuss Höhe und aus Lapilli zusammengesetzt. Ein Strom, den dieser Kegel geliefert, ergoss sich über Bänke von alter Tosca und von Augit-führendem Basalt.

Neue Eruptions-Zeiträume von der Eroberung der Insel bis auf unsere Tage (S. 338 ff.). Mehr als zwei Jahrhunderte waren seit 1493 abgelaufen, und kein Zeichen verrieth den europäischen Colonisten das Feuer, welches im Verborgenen unter ihren Füssen wüthete. In der Nacht vom 24. December 1704 aber trat plötzlich ein furchtbares Erdbeben ein und verbreitete Schrecken unter den Bewohnern von *Guimar*. Die Erscheinungen hielten mit Zwischenräumen

in den nächsten Umgebungen während drei Monaten an; man zählte täglich zehn bis zwölf Stösse. Am 31. December war ein gewaltiger Brand auf dem Plateau von *los Infantes* oberhalb *Icore* zu sehen; der Boden berstete und Lava brach hervor. An der *la Cumbre de Fasnea* genannten Stelle, im S.W. von der *Ladera de Guimar*, lässt sich heutiges Tages noch der Strom auf dem östlichen Gehänge der *Cannadas* wahrnehmen. Ein zweiter Ausbruch hatte am 5. Januar 1705 statt an einer nur eine Stunde vom vorhergehenden entfernten Stelle, unfern der *Cannada* in der *Almerchiga*-Schlucht; über dreissig Mündungen öffneten sich im Bereiche eines Raumes von einer halben Meile. Der ergossene Lavastrom erfüllte die grosse *Areza*-Schlucht. Die entstandenen Schlakken-Hügel haben noch ein ziemlich neues Aussehen. Am 2. Februar wurden die Bewohner der Distrikte von *Guimar* und von *Orotava*, durch Boden-Bebungen von ungewohnter Heftigkeit, genöthigt, ihre Häuser zu verlassen und ins Freie zu fliehen. Der Bischof Don Bernardo Sanzo de Vicunna, den man in einer Strohhütte aufgenommen hatte, starb vor Schrecken. Die ausgebrochene Lava theilte sich in zwei Ströme; weisse Flechten, aus der Ferne täuschend wie Schneeflocken sich darstellend, sind die einzigen Pflanzen-Gebilde auf den schwarzen vulkanischen Massen, in der Höhe des Thales, gegen die Küste hin, und zumal in deren Nähe, findet man die Vegetation schon mehr entwickelt. Der Feuerberg hat seinen Sitz in der Schlucht *los Roques*. — Ueber den Ausbruch von *Garachico* am 5. Mai 1706 reden die Verfasser nach einer ihnen zugekommenen handschriftlichen Nachricht. Er erfolgte zwischen drei und vier Uhr Morgens unmittelbar nach einer heftigen Erderschütterung. Der Vulkan, welcher die Eruption machte, liegt auf den Höhen, wovon die Stadt begrenzt wird, unfern des *Bermeja*-Berges. Ein Strom glühenden Materials, mehreren Kegeln entquollen, stürzte sich auf den Weiler *del Tanque*, entzündete die Kirche, so wie einige Häuser, zerstörte die nach *San Pedro del Dante* führende Strasse und die Weinberge der Umgegend. Am Abend des nämlichen Tages ergoss sich ein anderer furchtbarer Lavenstrom und drang bis zur steilen Küste vor. Das Meer trat zurück, der Hafen wurde überschwemmt. Am 13. Mai Abends neun Uhr wälzte sich ein neuer Strom, bei weitem gewaltiger, als beide vorerwähnte, und richtete grosse Zerstörungen an. Die Vorstadt *los Morales* lag bald in Asche, eben so ein Kloster, das in der Runde vom Gluthstrom eingeschlossen worden. Die von unsern Berichterstattern an einem der Ströme, welche *Garachico* durchziehen, angestellten Untersuchungen ergaben eine graue oder schwärzliche Lava über-

reich an Feldspath-Krystallen. — Eruption von *Chajorra* im Jahre 1798. Wir verweilen nicht bei den Mittheilungen über diese denkwürdige Katastrophe, da man bereits eine Schilderung derselben von L. von Buch besitzt. Uebrigens sind die in dem Werke, welches wir besprechen, enthaltenen Notizen zum Theil aus gleichzeitigen Handschriften entnommen.

Canaria (S. 344 ff.). Allgemeiner Ueberblick. Die nämlichen Gesteine, deren beim Eilande Teneriffa gedacht worden, herrschen auch auf *Canaria*, so namentlich Trachyte. Nur auf der Westküste, desgleichen auf dem nördlichen Streifen von *la Isleta* erscheinen Basalte in grösserer Verbreitung. Die ältesten Fels-Gebilde sind Porphyre. Am Berge von *Fuente Blanca* tritt Granulit auf und eine dem rothen Todt-Liegenden sehr ähnliche Gebirgsart. Von neuerer Vulkanisation hat *Canaria*, obwohl die Entfernung von *Pico de Teyde* unbedeutend, wenige Spuren aufzuweisen. Ausbruch-Kratere findet man nur an drei Stellen der Insel, unter diesen verdient der Schlund von *Bandama* Erwähnung wegen der ungeheuern Menge schwarzer Lapilli, die er ausgeschleudert. Der erhabenste Punct von *Isleta*, der *Atalaya*-Berg, umschliesst in seinem Gipfel einen Krater, welcher eine ausserordentliche Laven-Menge lieferte.

Palma (S. 367 ff.) ist beinahe ganz basaltisch und stellt sich, noch auffallender, wie Teneriffa, als ein ringsum vom Meere eingeschlossener, isolirter Berg dar. Was L. v. Buch über den Erhebungs-Krater auf *Palma* gesagt, dürfen wir als bekannt voraussetzen; *Palma* wurde für den grossen Gebirgsforscher einer der augenfälligsten Beweise seines Systemes. Als muthmasslich ältestes Gestein gilt den Verfassern ein Gemenge aus Hornblende und Albit, das mitunter Glimmer führt. Sie nahmen die Musterstücke unmittelbar am Eingange der *Caldera* auf. Trachyt sahen dieselben nur bei *Fuencaliente*. Wahrscheinlich entströmte diesem Gestein die Therme genannt *Fuente Santa*; sie versiegte beim Ausbruche im Jahre 1677. Seit Eroberung des Eilandes, 1492, zählt die Geschichte nur vier Eruptionen auf. Die erste fand am 18. April 1585 statt und fand in Fray Alonso de Espinosa einen gleichzeitigen Beschreiber. Der Vulkan hat seinen Sitz im Gipfel der *Cumbre*, unfern des *Pino Santo*. Der Krater besteht ganz aus Schlacken; der Strom ist ein schwarzer, Olivin-führender, verschlackter Basalt. Eine zweite Katastrophe ereignete sich am 13. November 1646 bei *Tigalate*. Die dritte, ungleich furchtbarere, kennt man allgemein unter dem Namen der Eruption von *Fuencaliente*. Es erfolgte dieselbe 1677, und sie

hielt bis zum folgenden Jahre an. Don Juan Pinto de Guisla hinterliess eine Schilderung in Handschrift, welche unsere Verfasser in Uebersetzung mittheilen. Der unermessliche Kegel, während des Ausbruches gebildet, ist noch in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden. Er stösst keinen Rauch mehr aus, aber auf Spaltenwänden findet man Schwefel-Krystalle und Anflüge einer weissen salinischen Substanz. Die Schlacken enthalten hin und wieder Nadel-förmige Gypsspath-Krystalle. Grosse Hornblende-Stücke wurden ausgeworfen; sie zeigen sich zersetzt durch Einwirkung heisser Dämpfe. Die Lava ist sehr schwarz, glänzend und umschliesst kleine Augit-Krystalle in Menge. Olivin-Kugeln von Faustgrösse sind vorhanden.

Lanzarotta (S. 375 ff.). Als ältestes Gestein tritt ein Olivinführender Dolerit auf. Er wird von Ablagerungen neuen Kalkes bedeckt. Die Verfasser folgten L. v. Buch bei ihrer Schilderung dieser Insel, welche, unter allen im Archipel der Canarien, am meisten vulkanische Katastrophen erfuhr und selbst in vorgeschichtlicher Zeit. Eine wörtliche Uebersetzung mehrerer an unsere Berichterstatter von dem, *Lanzarotta* bewohnenden, D. Augustin Cabrera gerichteten Briefe, die bekannte merkwürdige Eruption im Jahre 1824 betreffend, ist beigefügt. Einer andern, umständlichen Erzählung zu Folge, empfand man an den Tagen, welche dem Ausbruche vorangingen, sehr heftige Hitze. Seefahrer konnten das Eiland, in dessen Angesicht sie sich befanden, nur von Zeit zu Zeit durch die emporsteigenden Nebel hindurch gewahren. Am 29. Juli wurden mehrere Bebungen des Bodens verspürt. Sie nahmen an Heftigkeit stets zu und wurden von furchtbarem unterirdischem Tosen begleitet. Am 31., Morgens sechs Uhr begann der Ausbruch, indem der Boden an achtzehn verschiedenen Orten sich öffnete. Flammen entstiegen den Kratern, Felsstücke wurden emporgeschleudert und Laven ergossen. Zur Nachtzeit stellte sich die ganze Insel als ein Feuermeer dar. Die Verfasser theilen ihre, im Jahre 1829 an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen mit.

Fortaventura (S. 388 ff.). Das Eiland hängt, durch die *Bocayna* und durch die kleine Insel *Lobos*, geologisch mit *Lanzarotta* zusammen. Ausgezeichnet schöner Diorit, das älteste Gebilde der Insel und zugleich jenes im ganzen Archipel, tritt an der Westküste auf. Der Berg, welcher *Betancuria* von *Antigua* scheidet, besteht aus Trachyt. Die Vulkane im nordöstlichen Theile von *Fortaventura* abgerechnet, verbreitete sich ein unermesslicher Lavenstrom, bekannt unter dem Namen *Malpays grande*, bis *Pozo Negro* an das Meer. Er stammt aus dem

Kegel-förmigen *la Guayria*, nordnordostwärts von *Tamasite*. Neuer Kalkstein und kalkige Conglomerate sind sehr verbreitet. Auch eine Gyps-Formation ist vorhanden.

Eine chronologische Uebersicht der Vulkanen-Ausbrüche auf den Canarien von 1393 bis 1824 [neuere Katastrophen hatten u. a. statt auf Lanzarotta 1834] und das Verzeichniss einiger Erzeugnisse jener Feuerberge, aufgestellt von D. Francisco Escolar, machen den Schluss des Werkes.

Wir dürfen nicht unterlassen, der Karten von Palma, Teneriffa, Lanzarotta, Fortaventura und Canaria zu gedenken, so wie der allgemeinen Karte des Archipels, in dem Atlas enthalten, welcher das Werk begleitet, wovon die Rede gewesen.

Leonhard.

Analytische Studien, von Dr. Oskar Schömilch, ausserordentlichem Professor an der Universität zu Jena. Erste Abtheilung, enthaltend die Theorie und Tafel der Gammafunktionen nebst deren wichtigsten Anwendungen. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1848. 209 S. 8.

Die von Légendre namentlich in die Analysis eingeführte Funktion

$$\int_0^\infty x^{a-1}e^{-x}dx = \Gamma(a)$$

spielt in einer Menge von Aufgaben der höhern Mathematik eine wichtige Rolle, sie dient zur Bestimmung vieler bestimmten Integrale u. s. f., so dass eine ausführliche Bearbeitung der Theorie dieser Funktion, so wie eine Zusammenstellung der wichtigsten Anwendungen derselben höchst wünschenswerth ist. Légendre hat dies in seinen bekannten Exercices du Calcul intégral (später: Théorie des fonctions elliptiques et des Intégrales Eulériennes) gethan; allein, abgesehen davon, dass seither die höhere Mathematik, und namentlich auch die Theorie und Anwendung der oben bezeichneten Funktion bedeutende Erweiterungen und Vervollständigungen erfahren hat, ist zumal seine Berechnungsweise der Zahlwerthe dieser Funktion, oder vielmehr die Herleitung der Formeln für die Berechnung sehr unklar und vielen Einwürfen unterworfen, so dass also eine neue Bearbeitung des Ganzen nothwendig erscheinen musste. Derselben hat sich denn auch der Herr Verfasser, der sonst schon durch viele Arbeiten bekannt ist, unterzogen, und das vorliegende Buch ent-

hält „ein lange und sorgsam gepflegtes Schooskind seiner Muse“. Wir wollen sogleich auf den Inhalt des Buches eingehen, um den Leser in den Stand zu setzen, sich ein Urtheil über denselben zu bilden, da es bei einer derartigen Arbeit, neben der Behandlungsweise, hauptsächlich auf Reichhaltigkeit des Inhalts ankommt, indem ein solches Werk das Nachschlagen und Aufsuchen in zerstreuten Werken und Zeitschriften, wenigstens theilweise, ersparen soll.

Zuerst, wie natürlich, wird die Definition der Gammafunktion und zwar doppelt eingeführt, nämlich

$$\int_0^1 \left(l\frac{1}{x}\right)^{a-1} dx = \int_0^\infty x^{a-1}e^{-x}dx = \Gamma(a),$$

ohne Beschränkung für den Werth von a. Ist $a \geqq 1$, so hat das bestimmte Integral jedenfalls einen endlichen Werth, d. h. $\Gamma(a)$ ist endlich für $a \geqq 1$; ist aber $a < 1$, so kann dasselbe einen unendlichen Werth annehmen, da für $x = 0$ das erste Element unendlich werden kann. Freilich folgt daraus noch nicht die Unendlichkeit des Integrales selbst, doch ist auch seine Endlichkeit nicht gewiss. Diese Betrachtung hätte Referent gewünscht angeführt zu sehen, da dadurch die Unbeschränktheit des reellen a wegfiele. Allerdings lässt sich gleich zu Eingang Nichts definitiv entscheiden, allein darauf aufmerksam sollte gemacht werden. Später wird dann ohnehin gezeigt, dass $\Gamma(a)$ unendlich ist für $a \overline{\gtrless} o$, und endlich für $a > o$. Als eine Grundeigenschaft der bezeichneten Funktionen erhält man sodann für $a > o$, die Formel

$$\Gamma(a+1) = a\Gamma(a),$$

aus der durch Wiederholung die Formel $\Gamma(a+n) = a(a+1)(a+2) \ldots (a+n-1)\Gamma(a)$ folgt. Von diesem wichtigen Satze wird sodann ein zweiter, auf andern Grundsätzen beruhender Beweis gegeben. Daraus folgt auch, dass die Faktorielle:

$$a(a+1)(a+2)\ldots(a+n-1) = \frac{\Gamma(a+n)}{\Gamma(a)}$$

d. h. durch Gammafunctionen ausdrückbar ist. Uebrigens folgt aus der Herleitung der Gleichung (10) in §. 1 nicht, dass $\mu > o$ sein muss, so dass also, falls $\Gamma(\mu)$ für $\mu < o$ nicht unendlich ist, die Gleichung (10) auch für $\mu < o$ gelten würde. In der Formel (8) muss übrigens $r > o$ sein, da sonst nicht o und ∞ die Gränzen des Integrals wären. In S. 6 wäre vielleicht auch die Rechtfertigung, dass man wirklich unter dem Integralzeichen differenziren darf, nicht am unrechten Platze, zumal in der Note die Grundzüge einer solchen Rechtfertigung niedergelegt sind.

Aus der Formel

$$\int_0^1 x^{p-1}(1-x)^{q-1}dx = \frac{\Gamma(p)\Gamma(q)}{\Gamma(p+q)}$$

folgt leicht die wichtige Formel

$$\Gamma(a) \cdot \Gamma(1-a) = \frac{\pi}{\operatorname{Sin} a\pi},\ 1 > a > o,$$

woraus z. B. der Werth für $\Gamma(\frac{1}{2}) = \sqrt{\pi}$ unmittelbar folgt, so wie die Werthe der Integrale

$$\int_0^1 \frac{x^{2n}dx}{\sqrt{1-x^2}},\ \int_0^1 \frac{x^{2n+1}dx}{\sqrt{1-x^2}}$$

Hinsichtlich der hier angehängten Note über die Bedingung, unter der die Umkehrung der Integrationsordnung erlaubt ist, bemerkt Ref. nur, dass, falls alle Elemente des doppelten Integrales endlich sind, dieselbe, bei unabhängigen Integrationsgränzen, immer erlaubt ist, wie dies der Verfasser in seiner „Integralrechnung" S. 133 selbst darstellt, einer besondern Rechtfertigung bedarf es alsdann nicht.

Aus den gefundenen Formeln folgt durch eine Reihe scharfsinniger Umbildungen die sogenannte Légendre'sche Formel:

$$\Gamma\left(\frac{1}{n}\right) \cdot \Gamma\left(\frac{2}{n}\right) \cdot \Gamma\left(\frac{3}{n}\right) \dots \Gamma\left(\frac{n-1}{n}\right) = \sqrt{\frac{(2\pi)^{n-1}}{n}}$$

Dieser letzte Satz leitet unmittelbar auf den Gedanken, Theoreme zu suchen, nach denen Gammafunktionen addirt und multiplicirt werden können. Wirklich finden auch folgende Sätze statt:

$$\Gamma(a) + \frac{(n+1)n}{2}\Gamma(a-1) + \frac{(n+2)(n+1)n(n-1)}{2.\quad 4}\Gamma(a-2) + \dots$$

$$= \frac{2^{a-1}}{\sqrt{\pi}}\Gamma\frac{(a+n+1)}{2}\Gamma\frac{(a-n)}{2},\ a > n,\ \frac{\Gamma(a)}{\Gamma(a+\frac{1}{2})} - \frac{(n+1)n}{2.\quad 3} \cdot$$

$$\frac{2^2\Gamma(a-1)}{\Gamma(a-1+\frac{1}{2})} + \frac{(n+2)(n+1)n(n-1)}{2.\quad 3.\quad 4.\quad 5},\ \frac{2^4\Gamma(a-2)}{\Gamma(-2+\frac{7}{1})} - \dots =$$

$$\frac{(-1)^n 2^{2a}}{(2n+1)\sqrt{\pi}} \cdot \frac{\Gamma(a+n+1) \cdot \Gamma(a-n)}{\Gamma(2a+1)}$$

welche für die Addition gelten.

Eben so gilt, als Multiplikation, der Satz:

$$\Gamma(a) \cdot \Gamma(a+\frac{1}{n}) \dots \Gamma(a+\frac{n-1}{n}) = n^{\frac{1}{2}-an}(2\pi)^{\frac{n-1}{2}}\Gamma(na),\ a > o,$$

den Légendre schon bewiesen hat. Der Beweis dieses Satzes wird hier in ähnlicher Weise gegeben, wie ihn Lejeune Dirichlet in Crelle's Journal geführt, indem zunächst der Werth der Grösse $\frac{d.l.\Gamma(a)}{d\ a}$ bestimmt wurde.

(Schluss folgt.)

Nr. 44. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schömilch: Analytische Studien.

(Schluss.)

Diess ist der Inhalt der zwei ersten Kapitel, welche die Theorie der Gammafunktion so ziemlich abschliessen. Das dritte Kapitel enthält nun „Reihen und Produkte zur Berechnung der Gammafunktionen.“

Von der Formel

$$\frac{d.l.\Gamma(1+z)}{dz} = -0{,}5772156\ldots. + \int_0^1 \frac{1-x^z}{1-x} dz$$

ausgehend, findet man die Reihe

$$l\Gamma(1+\mu) = \tfrac{1}{2} l. \frac{\mu\pi}{\sin \mu\pi} - C\mu - \tfrac{1}{3} S_3 \mu^3 - \tfrac{1}{5} S_5 \mu^5 - \ldots.., \; 1 > \mu > -1,$$

worin $C = 0{,}5772456 \ldots\ldots.$ (die Konstante des Integrallogarithmus), $S_3, S_5, \ldots.$ die Summen $\frac{1}{1^3} + \frac{1}{2^3} + \frac{1}{3^3} + \ldots..$ u. s. f. sind. Diese Formel wird zur annähernden Berechnung von $l\Gamma(1+\mu)$, also auch von $\Gamma(1+\mu)$ dienen können. Eben so leitet sich auf dieselbe Weise leicht ein unendliches Produkt ab, aus dem die nämliche Funktion berechnet werden kann. Aus derselben Grundformel leitet sich auch eine Näherungsformel ab, die $\Gamma(a)$ für ein sehr grosses a gleich

$\sqrt{\left(\frac{2\pi}{a}\right)} \cdot \left(\frac{a}{e}\right)^a$ giebt.

Zu der Note auf S. 48 möchte Folgendes zu bemerken sein: Sobald eine Grösse, also auch ein Integral, unendlich gross ist, darf es nicht gleich einer endlichen Grösse behandelt werden. Wenn also

$$\int_0^1 \frac{dz}{1-z} - \int_0^1 \frac{nz^{n-1}dz}{1-z^n} = l(n),$$

und man setzt im zweiten Integrale z statt z^n, so ist allerdings die erste Seite in

$$\int_0^1 \frac{dz}{1-z} - \int_0^1 \frac{dz}{1-z}$$

verwandelt, aber sie ist eben $\infty - \infty$, d. h. unbestimmt, und kann also eben so gut auch $l(n)$ sein, wie nicht, es fragt sich immer nur, woraus sie entstanden ist, worauf es bekanntlich bei allen unbestimmten Formen ankommt. Dadurch wird sich die Schwierigkeit lösen lassen.

Den Schluss bildet die Nachweisung, dass $\Gamma(a)$ unendlich ist für $a \overline{\overline{<}} o$, was auch aus dem Satze folgt, dass

$$\Gamma(\mu)\,\Gamma(1-\mu)=\int_0^\infty \frac{x^{\mu-1}dx}{1+x}$$

für jedes μ ist. Die andere (erste) Beweisführung in unserm Buche ist auf S. 57 mangelhaft, da für $x=o$ keineswegs alle Glieder bis auf das erste verschwinden, übrigens ist das Resultat richtig, da man dort den Werth der Grösse

$$\left(\frac{1}{\mu}-\frac{x}{\mu(\mu-1)}+\dots+\frac{(-1)^n x_n}{\mu(\mu-1)\dots(\mu-n+1)}\right)\frac{1}{xp}=$$
$$\frac{(\mu-1)(\mu-2)\dots(\mu-n+1)-(\mu-2)\dots(\mu-n+1)x+\dots+(-1)^n x^{\mu-1}}{\mu(\mu-1)\,\dots\dots\,(\mu-n+1)x^\mu}$$

für $x=o$ zu finden hat, wenn $\mu \geqq n$ und $< n+1$ ist. Diese Grösse ist allerdings $=\frac{1}{\mu}\cdot\frac{1}{0}$.

Das folgende Kapitel behandelt nun die wichtigsten durch Gammafunktionen ausdrückbaren Integrale. Zunächst wird das Integral

$$\int_0^\infty e^{-\alpha^2x^2}dx \quad \text{oder} \int_0^\infty x^{2n} e^{-\alpha^2x^2} dx,\ \alpha>o$$

nochmals angeführt, und daraus die Integrale

$$\int_0^\infty \frac{e^{2ax}+e^{-2ax}}{2}\, e^{-r^2x^2} dx,\ \int_0^\infty \cos 2ax\, e^{-r^2x^2} dx$$

bestimmt, wobei jedoch immer anzuführen wäre, dass $r>o$ sein muss. Diese Formeln werden, bei ihrer Wichtigkeit, noch auf eine andere Art bewiesen, und durch Differenziazion unter dem Integralzeichen, deren Rechtfertigung jedoch beizufügen wäre, verallgemeinert.

Allgemein findet man sodann

$$\int_0^\infty x^{r-1} e^{-(a+bi)x} dx=\frac{\Gamma(r)}{(a+bi)^r},\ r>o,\ a>o,$$

wo $i=\sqrt{-1}$ ist. Aus dieser Formel ergeben sich die Integrale

$$\int_0^\infty x^{r-1} e^{-ax} \cos bx\, dx,\ \int_0^\infty x^{r-1} e^{-ax} \sin bx\, dx,\ r>o,\ a>o.$$

Die Integrale

$$\int_0^\infty \frac{\cos bx\, dx}{x^r},\ \int_0^\infty \frac{\sin bx\, dx}{x^r},$$

welche den obigen für $a=o$ entsprechen, werden bestimmt, wenn $b>o$ und im ersten $1>r>o$, im zweiten $2>r>o$. Dabei hat sich auf

S. 71 ein Fehler eingeschlichen, es muss dort nämlich immer $\lambda > o$, $\mu > o$ sein.

Leicht leitet sich daraus der allgemeine Satz ab, dass

$$\int_0^\infty e^{(hx^2 \pm 2kx)i} dx = \sqrt{\frac{\pi}{h}}\, e^{\left(\frac{\pi}{4} - \frac{k^2}{h}\right)i},$$

wie er nämlich heissen sollte, da im Buche das Doppelzeichen fehlt.

Aus den gefundenen Integralen leiten sich weiter ab:

$$\int_0^\infty l\left(\frac{1}{x}\right) . x^{a-1} e^{-bx} \cos(cx)\, dx, \quad \int_0^\infty l\left(\frac{1}{x}\right) x^{a-1} e^{-bx} \sin(cx) dx,$$

wobei übrigens in (24) nur $1 > \mu > o$ stehen darf; sodann die Integrale:

$$\int_0^\infty \frac{\cos(p \operatorname{arc} tg\, x)}{(1+x^2)^{\frac{1}{2}p}} . \frac{dx}{x^q} \quad \int_0^\infty \frac{\sin(p . \operatorname{arc} tg\, x)}{(1+x^2)^{\frac{1}{2}p}} . \frac{dx}{x^q}$$

und ähnliche ab.

Vermittelst der Formel

$$\int_0^\infty F\left(cx + \frac{a}{x}\right) \frac{dx}{\sqrt{x}} = \frac{1}{\sqrt{c}} \int_0^\infty F(2\sqrt{ac} + x) \frac{dx}{\sqrt{x}},$$

worin F eine völlig willkürliche Funktion bedeutet, und welche in unserm Buche bewiesen ist, findet man eine Anzahl anderer durch Gammafunktionen ausdrückbarer Integrale; so die Intregrale

$$\int_0^\infty \frac{x^{n-1} dx}{\sqrt{x}} e^{-\left(cx + \frac{a}{x}\right)}, \quad \int_0^\infty \frac{x^{r \pm n} dx}{(a + bx + cx^2)^{r+\frac{1}{2}}}.$$

Eine reichhaltige Klasse vielfacher Integrale, die namentlich Cauchy, Lejeune Dirichlet und Liouville behandelt haben, lässt sich ebenfalls auf Gammafunktionen reduziren. So die Integrale

$$\int_0^\infty \int_0^\infty \frac{\ldots .\, x^{l-1} y^{m-1} \ldots .. e^{-(ax + by + \ldots)} dx\, dy \ldots .}{(k + \alpha x + \beta y + \ldots ..)^r},$$

$$\int_0^\infty \int_0^\infty \ldots \ldots \frac{l\left(\frac{1}{x}\right) . l\left(\frac{1}{y}\right) \ldots .\, dx\, dy \ldots \ldots}{(k + \alpha x + \beta y + \ldots)^r} \text{ u. s. f.}$$

In ähnlicher Weise lässt sich die Grösse

$$\iiint \ldots .\, x^{l-1} y^{m-1} z^{n-1} \ldots .\, f(x + y + z + \ldots ..)\, dx\, dy\, dz \ldots .,$$

worin x, y, z, ... alle diejenigen positiven Werthe annehmen können, welche der Bedingung

$$x + y + z + \ldots .. \leq k$$

genügen, durch Gammafunktionen ausdrücken. Eine Umformung dieser

Formel führt zur Bestimmung der Volumina der Körper, welche von Flächen eingeschlossen sind, deren Gleichung

$$\left(\frac{x}{a}\right)^p+\left(\frac{y}{b}\right)^q+\left(\frac{z}{c}\right)^r=1$$

ist.

Eben so leitet sich daraus der zuerst von Abel gefunndene Satz ab, dass wenn

$$\int_0^a \frac{\varphi'(x)\,dx}{(a-x)^r}=\psi(a),$$

auch umgekehrt

$$\varphi(k)-\varphi(o)=\frac{\sin r\pi}{\pi}\int_0^k (k-x)^{r-1}\psi(x)\,dx \text{ ist.}$$

Auch das Problem der Berechnung des Inhalts krummer Oberflächen kann in derselben Weise gelöst werden. S. 104 muss $l>o$, $m>o$ stehen.

Wenn die Grenzen der Integration, bei mehrfachen Integralen, auf einander bezogen sind, so kann begreiflich die Ordnung der Integration nicht umgekehrt werden. Lejeune Dirichlet hat aber gezeigt, dass man, durch Beisetzung des sogenannten Diskontinuitätsfaktors die Grenzen unabhängig, o und ∞, machen kann, so dass dann eine Umkehrung der Integrationsordnung möglich ist. So ist

$$\iiint\ldots\ldots F(x,y,z,\ldots.)\,dx\,dy\,dz,\ldots.,$$

worin $x, y, z, \ldots.$ alle positiven Werthe annehmen, für welche

$$x+y+z+\ldots\ldots\leqq 1,$$

gleich

$$\frac{2}{\pi}\int_0^\infty\int_0^\infty\int_0^\infty\ldots.F(x,y,z,\ldots.)\,dx\,dy\,dz\ldots.$$
$$\times\int_0^\infty\frac{\sin\omega}{\omega}\cos(x+y+z+\ldots\ldots)\omega\,d\omega.$$

Die Anwendung dieser Formel auf die Berechnung der Anziehung, welche ein Ellipsoid auf einen Punkt im Raume ausübt, macht den Schluss dieses sehr wichtigen Kapitels.

Zu S. 122 wäre, der Vollständigkeit wegen, noch beizufügen, dass für $\sigma=1$:

$$\frac{2}{\pi}\int_0^\infty\frac{\sin\omega}{\omega}\cos\sigma\omega\,d\omega=\frac{1}{2},$$

während S. 130, unten, stehen muss $3>s>1$, was auch Seite 146

gilt. Bei der Formel (7) muss übrigens beigesetzt werden, vorausgesetzt, dass das Integral für

$$x+y+z+\ldots\ldots=1$$

unendlich klein ist. Eben so ist in S. 139 auch $t=o$ für.

$$\left(\frac{\alpha}{a}\right)^2+\left(\frac{\beta}{h}\right)^2+\left(\frac{\gamma}{c}\right)^2=1.$$

Das fünfte Kapitel behandelt einige Reihen, welche sich mit Hilfe der Gammafunktionen summiren lassen.

Kennt man die Summe der unendlich fortlaufenden Reihe

$$A_0+A_1 u+A_2 u^2+\ldots,$$

so kann man auch die Summe der Reihe

$$\frac{A_0}{\alpha(\alpha+1)\ldots(\alpha+p-1)}+\frac{A_1 u}{(\alpha+\beta)(\alpha+\beta+1)\ldots\alpha+\beta+p-1)}+\frac{A_2 u^2}{(\alpha+2\beta)\ldots.(\alpha+2\beta+p-1)}+\ldots\ldots$$

finden; eben so erhält man aus derselben Summe die von

$$A_0+\frac{\beta}{\gamma}A_1 u+\frac{\beta(\beta+1)}{\gamma(\gamma+1)}A_2 u^2+\ldots\ldots,$$

vermittelst deren man eine Reihe bestimmter Integrale auswerthen kann.

Endlich erhält man aus der bekannten Summe von

$$A_0+A_1 r\cos z+A_2 r^2\cos 2z+\ldots\ldots$$

die von

$$A_0+A_1 rq+A_2 r^2 q^4+A_3 r^3 q^9+\ldots. \quad 1>g>-1.$$

S. 156 in Gleichung (13) und (14) muss $1>\mu>o$, $\gamma>o$ stehen.

Den Schluss der ersten Abtheilung bildet die Anweisung zur Berechnung und zum Gebrauche der angehängten Tafel der Werthe der Funktion $\log\Gamma(a)$. Diese Tafel erstreckt sich von $a=1$ bis $a=2$, und zwar nach Tausendtheilen fortschreitend mit 12 Dezimalen, und enthält zugleich die drei ersten Differenzen der Logarithmen von $\Gamma(a)$. Bekanntlich ist diese Ausdehnung völlig genügend.

Analytische Studien etc. Zweite Abtheilung, enthaltend die Fourierschen Reihen und Integrale nebst deren wichtigsten Anwendungen. 197 und VI. S. in 8.

Bei den Anwendungen der höhern Mathematik auf physikalische Probleme stösst man auf die Aufgabe: eine beliebige Funktion einer Ver-

änderlichen in eine nach den Cosinus und Sinus der Vielfachen dieser Veränderlichen fortschreitende Reihe zu verwandeln. Diese Aufgabe tritt auch bei den Untersuchungen über die schwingenden Saiten, bei der Theorie der Wärme u. s. f. ein. Namentlich haben Lagrange und Fourier dieselbe behandelt. Der Betrachtungsweise dieser (vorzugsweise nach Fourier genannten) Reihen und der damit zusammenhängenden Integrale, so wie der einer Reihe analytischer Anwendungen ist nun der vorliegende zweite Theil dieser „analytischen Studien" gewidmet.

Nähme man zum Voraus an, die Gleichungen

$$f(x) = a_0 + a_1 \cos x + a_2 \cos 2x + \ldots.$$
$$f(x) = b_1 \sin x + b_2 \sin 2x + \ldots.$$

gälten zwischen bestimmten Grenzen von x, so wäre es bekanntlich leicht, die Werthe der Koeffizienten $a_0, a_1, \ldots, b_1, b_2, \ldots$ zu bestimmen. Diese Annahme ist aber unzulässig. Man wird daher die Aufgabe von einer andern Seite her auffassen müssen, und das vorliegende Werk schlägt dazu folgenden Weg ein.

Stellen wir uns nämlich die Aufgabe, die endlichen Reihen

$$\tfrac{1}{2}\int_0^\pi f(t)\,dt + \cos x\int_0^\pi f(t).\cos t dt + \cos 2x\int_0^\pi f(t)\cos 2t\,dt + \ldots\ldots +$$
$$+ \cos nx\int_0^\pi f(t)\cos nt\,dt,$$

$$\sin x\int_0^\pi f(t)\sin t dt + \sin 2x\int_0^\pi f(t)\sin 2t dt + \ldots + \sin nx\int_0^\pi f(t)\sin nt dt,$$

zu summiren, und sodann n ins Unendliche zunehmen zu lassen, so kommt, wie man sich leicht überzeugen kann, die Aufgabe darauf hinaus, den Werth der zwei Ausdrücke

$$\tfrac{1}{4}\int_0^\pi f(t).\frac{\sin(2n+1).\frac{x-t}{2}}{\sin.\frac{x-t}{2}}dt \pm \tfrac{1}{4}\int_0^\pi f(t)\frac{\sin(2n+1).\frac{x+t}{2}}{\sin.\frac{x+t}{2}}dt$$

für ein unendlich wachsendes n zu bestimmen.

Durch eine leichte Umformung stellt sich heraus, dass es zunächst darauf ankommt, den Werth von

$$\int_0^b f(t).\sin(kt)\,dt$$

für ein unendlich zunehmendes k zu finden. Diese Aufgabe muss also zuerst gelöst werden.

Der §. 2 der vorliegenden Schrift ist dieser ersten Aufgabe gewidmet. Das Ergebniss der Untersuchung wird in folgendem Ausdrucke

zusammengefasst: Bleibt die Funktion $f(t)$ von $t=a$ bis $t=b$ endlich, gleichviel ob sie Unterbrechungen der Stetigkeit erleidet oder nicht, so ist für unendlich wachsende k die Grenze von

$$\int_a^b f(t)\sin(kt)dt=o;$$

wird sie aber innerhalb jenes Raumes an einer oder mehrern Stellen, die durch $t=\tau$ bezeichnet werden mögen, unendlich, so gilt diese Gleichung nur dann, wenn die Grösse

$$\varepsilon f(\tau\pm\varepsilon)$$

für unendlich abnehmende ε der Null unendlich sich nähert.

Von diesem Resultate ausgehend, ist es leicht, den Werth von

$$\int_0^c \frac{\sin kt}{t} F(t)\, dt$$

für ein unendlich wachsendes k zu bestimmen. Man braucht zu dem Ende oben nur $f(t)=\frac{F(t)-F(o)}{t}$ zu setzen und anzunehmen, es sei $F(t)$ endlich von $t=o$ bis $t=c$. Es folgt sodann, dass der Werth der Grenze des obigen Integrals $\frac{\pi}{2}F(o)$ sei. Bemerkt man zugleich, dass $\frac{\sin kt}{t}=\int_0^k \cos tu\, du$, so findet man:

$$\varphi(x)=\frac{2}{\pi}\int_0^\infty du\int_0^c \varphi(x+t)\cos ut\, dt,$$

wenn $\varphi(x)$ von x bis $x+c$ endlich ist.

Eben so leicht leitet man daraus die Grenzen ab, denen sich die Integrale

$$\int_0^{\pi s}\frac{\sin(2n+1)t}{\sin t}f(t)\, dt,\int_0^{s\pi+\gamma}\frac{\sin(2n+1)t\, dt,}{\sin t}f(t),dt,\int_0^\infty\frac{\sin(2n+1)t}{\cos t}f(t)dt$$

für ein unendlich wachsendes n, nähern.

Aus den erhaltenen Ergebnissen ist es nicht schwer, nachzuweisen, dass für ein unendlich wachsendes k:

$$\int_0^b f(t)\cos kt\, dt=o,\text{ wenn }\delta f(t\pm\delta)=o\text{ für }\delta=o,$$

und daraus dann den Werth der Integrale:

$$\int_0^{(s+\frac{1}{2})\pi}\frac{\cos(4n+1)t}{\cos t}f(t)dt,\int_0^{(s+\frac{1}{2}\pi)+\gamma}\frac{\cos(4n+1)t}{\cos t}f(t)\, dt,\int_0^\infty\frac{\cos(4n+1)t}{\cos t}f(t)dt$$

fur ein unendlich wachsendes n zu bestimmen.

Ausgerüstet mit diesen Resultaten, kann man nun leicht die ursprünglich gestellte Aufgabe lösen, da sie, wie man sieht, nichts Anderes verlangt, als was man bereits gefunden. Man erhält nunmehr folgende Resultate:

Ist f(x) endlich und stetig von $x=o$ bis $x=\pi$, so gilt die Formel

$$f(x)=\tfrac{1}{2}a_0+a_1\cos x+x_2\cos 2x+\ldots \text{ in inf., } a_n=\frac{2}{\pi}\int_0^\pi f(t)\cos nt\,dt$$

für alle Werthe von $x=o$ bis $x=\pi$, diese beiden Grenzen eingeschlossen; erleidet aber f(x) an irgend einer Stelle dieses Raumes eine Unterbrechung der Stetigkeit, ohne dabei unendlich zu werden, so ist die Summe obiger Reihe gleich dem arithmetischen Mittel aus den beiden Werthen, welche f(x) an jener Stelle zukommen.

Bleibt ebenso f(x) endlich und stetig von $x=o$ bis $x=\pi$, so gilt die Gleichung

$$f(x)=b_1\sin x+b_2\sin 2x+\ldots\ldots\ldots \text{ in inf., } b_n=\frac{2}{\pi}\int_0^\pi f(t)\sin nt\,dt,$$

für alle Werthe von $x=o$ bis $x=\pi$, diese Grenzen ausgeschlossen; erleidet aber f(x) an irgend einer Stelle jenes Raumes eine Unterbrechung der Stetigkeit, ohne unendlich zu werden, so ist die Summe der obigen Reihe gleich dem arithmetischen Mittel aus den beiden Werthen, welche f(x) an jener Stelle zukommen.

Damit ist die ursprünglich gesetzte Aufgabe vollkommen gelöst. Nimmt man für f(t) spezielle Formen, so dass man die Koeffizienten a und b wirklich bestimmen kann, so erhält man dadurch Summirungen von Reihen, die nach den Cosinus und Sinus fortschreiten.

Ist $f(t)=\varphi.(\cos t)$, so findet man, nach Jacobi, durch eine einfache Umformung:

$$\int_0^\pi \varphi(\cos t)\cos nt\,dt=\frac{1}{1.3.5\ldots(2n-1)}\int_0^\pi \varphi^n(\cos t)\sin^{2n}t\,dt,$$

welches Theorem mannigfache Anwendung zulässt.

Setzt man $\frac{\pi x}{c}$, $\frac{\pi t}{c}$ statt x und t, so erhält man Reihen, die nach den Vielfachen der Cosinus und Sinus von $\frac{\pi x}{c}$ fortschreiten und die zwischen $-c$ und $+c$ gelten. Dadurch ist das ursprüngliche System verallgemeinert.

Kennt mau die Summe einer Reihe

$$a_0+a1\cos x+a_2\cos 2x+\ldots.$$

so kann man daraus die Summe der Reihen

$$a_0 + a_1 \cos\omega + a_2 \cos 4\omega + a_3 \cos 9\omega + \ldots.$$
$$a_1 \sin\omega + a_2 \sin 4\omega + a_3 \sin 9\omega + \ldots..,$$

worin $\omega = \frac{2\pi}{n}$ ist, bestimmen, womit denn das erste Kapitel dieser Abtheilung schliesst.

Das zweite Kapitel behandelt nun die „Fourier'schen Integrale“. Anschliessend an die in dem ersten Kapitel gefundenen Formeln findet man nämlich, dass die Grösse

$$\frac{2}{\pi}\int_0^\infty \cos xu \int_0^\beta f(t) \cos ut\, dt$$

gleich $\frac{f(x+0)+f(x-o)}{2}$ für x, das der Bedingung $\beta > x \geqq o$ entspricht; für $x=\beta$ aber gleich $\frac{1}{2}f(\beta)$, für $x>\beta$ aber Null ist. Dessgleichen ist

$$\frac{2}{\pi}\int_0^\infty \sin xu\, du \int_0^\beta f(t) \sin ut\, dt$$

gleich $\frac{f(x+o)+f(x-o)}{2}$ für $\beta > x > o$; gleich $\frac{1}{2}f(\beta-o)$ für $x=\beta$; gleich Null für $x>\beta$ und $x=o$.

Diese beiden Theoreme können noch so ausgedehnt werden, dass sie für jedes x zwischen $-\infty$ und $+\infty$ gelten (§. 11).

Die Anwendung der erhaltenen Formeln ist doppelt; entweder zur Integration partieller Differenzialgleichungen, oder zur Auswerthung bestimmter Integrale.

In ersterer Beziehung wird bloss die bekannte Differenzialgleichung

$$\frac{du}{dt} = a^2 \frac{d^2u}{dx^2}$$

behandelt; die Anwendungen in der zweiten Hinsicht sind weit zahlreicher. Dieselben ergeben sich aus den allgemeinen Grundformeln, indem man die Funktion f spezialisirt. Diese Anwendungen finden sich in den §§. 14—21. Es kann nicht Aufgabe des Referenten sein, näher in das Einzelne dieser Anwendungen einzugehen, oder nur die Integrale alle aufzuführen, die hier behandelt sind, da dieselben sehr zahlreich sind und eben dadurch die ganze Entwicklung lehrreich ist.

Der §. 22 entwickelt nun zunächst die Formel

$$\int_0^\infty \frac{u^2\, du}{u^2-x^2}\int_0^\infty \frac{f(t)\, dt}{u^2-t^2} = \left(\frac{\pi}{2}\right)^2 f(x),$$

worin f(t) nur der Bedingung unterworfen ist, stetig und endlich zu sein von $t=o$ bis $t=\infty$, und macht sodann einige Anwendungen dieses Lehrsatzes auf bestimmte Integrale.

Die letzte Anwendung endlich, die von den Fourier'schen Integralen gemacht wird, betrifft die Reduktion vielfacher Integrale von sehr allgemeiner Form auf einfache, höchstens doppelte Integrale. Nach dem Vorangegangenen ist nämlich die Grösse

$$\frac{2}{\pi}\int_0^\infty \cos \sigma u\, du \int_0^b f(t) \cos ut\, dt$$

gleich $f(\sigma)$, wenn $b > \sigma > a$, Null, wenn $\sigma < a$ oder $> b$, so dass

$$\frac{2}{\pi f(\sigma)}\int_0^\infty \cos \sigma u\, du \int_0^b f(t) \cos ut\, dt = 1, \text{ wenn } b > \sigma > a$$

$$= 0, \text{ wenn } \sigma > b, \sigma < a.$$

Hat man also das vielfache (n fache) Integral

$$S = \int\int\int \dots x^{l-1} y^{m-1} \dots e^{-(\alpha x + \beta y + \dots)} F(x + y + \dots\dots) \, dx\, dy \dots\dots\dots$$

worin die Integration auf alle positiven $x, y, \dots$ ausgedehnt werden soll, welche der Bedingung

$$b \geqq x + y + \dots\dots \geqq a$$

entsprechen, so setze man s statt $x + y + \dots$ und alsdann statt $F(s)$:

$$\frac{2}{\pi}\int_0^\infty \cos us\, du \int_0^b F(t) \cos ut\, dt = \frac{1}{\pi}\int_{-\infty}^\infty e^{-sui} du \int_a^b F(t) \cos ut\, dt,$$

so wird offenbar

$$S = \frac{1}{\pi}\int_0^\infty \int_0^\infty \dots x^{l-1} y^{m-1} \dots\dots e^{-(\alpha x + \beta x + \dots)} da\, dy \dots \int_{-\infty}^\infty e^{sui} du$$

$$\int_a^b F(t) \cos ut\, dt.$$

Hier kann man nun die Ordnung der Integration umkehren, und findet

$$S = \frac{1}{\pi}\int_a^b F(t)\, dt \int_{-\infty}^\infty \cos ut\, dt \int_0^\infty x^{l-1} e^{-(\alpha + ui)x} dx \int_0^\infty y^{m-1} e^{-(\beta + ui)y} dy \dots$$

$$= \frac{\Gamma(l).\Gamma(m)\dots}{\pi}\int_a^b F(t)\, dt \int_{-\infty}^\infty \frac{\cos ut\, du}{(\alpha + ui)^l (\beta + ui)^m \dots\dots},$$

so dass also das vielfache Integral auf ein doppeltes zurückgeführt ist.

Daraus leitet sich, unter denselben Integrationsgrenzen, das Integral

$$\int\int \dots\dots \frac{x^{l-1} y^{m-1} \dots\dots F(x + y + \dots) \, dx\, dy}{(k + \alpha x + \beta y + \dots)^{l+m+\dots\dots}},$$

so wie

$$\int\int \dots\dots \frac{x^{l-1} y^{m-1} \dots\dots F(x + y + \dots) \, dx\, dy \dots}{(k + \alpha x + \beta y + \dots)^r}$$

ab. Es ist eine einfache Umformung hinreichend, um daraus den Werth des Integrales

$$\iint \cdots \frac{x^{l-1}\, y^{m-1} \ldots\ldots dx\, dy \ldots\ldots}{(k+\alpha x^p+\beta y^q+\ldots)^{\frac{l}{p}+\frac{m}{q}+\ldots}},$$

worin x, y..... alle positiven Werthe annehmen, welche der Bedingung

$$r > \left(\frac{x}{a}\right)^p + \left(\frac{y}{h}\right)^q + \ldots\ldots > t$$

genügen, abzuleiten. Diese letzte Aufgabe dient auch zur Bestimmung der Masse einer Schichte, welche zwischen zwei konzentrischen und ähnlichen Ellipsoidenoberflächen enthalten ist.

In ähnlicher Weise wird das Integral

$$\iint \cdots F\left[\left(\frac{x}{a}\right)^2 + \left(\frac{\alpha}{x}\right)^2 + \left(\frac{y}{b}\right)^2 + \left(\frac{\beta}{y}\right)^2 + \ldots\right] dx\, dy \ldots\ldots,$$

worin x, y, ... alle positiven Werthe annehmen, welche der Bedingung

$$m > \left[\frac{x}{a}\right]^2 + \left[\frac{\alpha}{x}\right]^2 + \left[\frac{y}{b}\right]^2 + \left[\frac{\beta}{y}\right]^2 - \ldots > n$$

genügen, bestimmt. Dessgleichen die Integrale

$$\iint \cdots e^{-(\alpha^2x^2+\beta^2y^2+\ldots)} F(x+y+\ldots)\, dx\, dy, \quad \iint \cdots \frac{F(x+y+\ldots)\, dx\, dy \ldots,}{(\alpha^2+x^2)\,(\beta^2+y^2)\ldots,}$$

worin x, y, ... alle positiven und negativen Werthe annehmen können, die der Bedingung

$$b > x + y + \ldots\ldots > a$$

entsprechen.

Etwas andere Reduktionen sind erforderlich, um das Integral

$$\iint \cdots F(x+y+\ldots)\, dx\, dy \ldots,$$

worin x, y, ... alle positiven und negativen Werthe annehmen dürfen, die der Bedingung

$$1 > \left(\frac{x}{a}\right)^2 + \left(\frac{y}{b}\right)^2 + \ldots\ldots > 0$$

entsprechen, auf ein einfaches Integral zurück zu führen. Endlich kann man durch eine einfache Behandlung aus solchen Formeln wieder neue bilden.

Diess ist eine kurze Uebersicht des reichen Inhalts dieser zweiten Abtheilung. Referent hat nur wenige, keineswegs wesentliche Bemerkungen dieser Arbeit, die jedem Freunde höherer analytischer Forschungen willkommen sein wird, beizufügen:

S. 57 kann man noch zwei weitere Formeln zufügen, die man aus (4) und (6) erhält. S. 117 in den Formeln (9) und (10) muss $r > -1$ statt $r \geqq -1$ stehen. S. 160 unten wäre zu bemerken, dass an den Grenzen für σ die dortige Grösse $= \frac{1}{2}$ ist. Endlich S. 162 und im Folgenden muss bemerkt werden, dass F(t) an den Grenzen von t endlich sein muss, da sonst das Grenzelement nicht verschwinden würde, was der Fall sein muss.

Zum Schlusse ist noch ein kleines Täfelchen der Funktion $Ei(\pm x)$, $Si(x)$, $li(x)$ für $x = 1, 2, \ldots 10$ mit 20 Dezimalen beigefügt.

Dr. J. Dienger.

Edw. Forbes and Sylv. Hanley: a History of British Mollusca and their Shells. London, 8. with Plates (J. van Voorst). Parts I—XX, Vol. I, p. 1—477, and II, p. 1—320, pl. A—BB and 1—60. 1848—1849. (plain 2½ shill., coloured 5 shill. each part.)

Ludov. Pfeiffer: Monographia Heliceorum viventium, sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Lipsiae (Brockhaus), 8. 1848. Vol I. XXXII. et 484 pp.; Vol. II. 594 pp.

Alb. Mousson: Die Land- und Süsswasser-Mollusken von Java, nach den Sendungen des Herrn Seminar-Directors Zollinger zusammengestellt und beschrieben. Zürich (Schulthess), 126 Seiten, 22 Tafeln, 8. 1849.

Die Malakologie hat unter allen Zweigen der Naturgeschichte am längsten den Charakter einer Wissenschaft verläugnet; wie lange hat man sich begnügt, Sammlungen bunter Schneckenhäuser zu veranstalten, ohne weder der innern Organisation noch der Entwicklungsgeschichte und Lebensweise dieser trägen Thiere irgend ein Interesse abzugewinnen, bis Cuvier die Zergliederung der wichtigsten Typen dieser Thier-Klasse begann, welcher seither so viele treffliche Arbeiten sowohl über die vergleichende Anatomie als über die Entwicklungsgeschichte gefolgt sind. Auch hat man der Sammlung der See-Konchylien lange Zeit die der meist kleineren und düsterer gefärbten Binnen-Konchylien nachgesetzt und daher ihre Anzahl verhältnissmässig viel zu gering angeschlagen, bis einige monographische Werke, worunter die von Draparnaud und Carl Pfeiffer (Oheim des oben genannten) für Frankreich und Deutschland an der Spitze stehen, und die Entdeckung eines ungeheuren und un-

geahnten Heliceen-Reichthums im südöstlichen Europa die Vorliebe der Sammler vorzugsweise auf die Binnen-Konchylien lenkte. In welch' rascher Zunahme in numerischer Beziehung die Kenntniss dieser Thiere begriffen seye, mag aus der Bemerkung erhellen, dass man vor 25 Jahren ungefähr 5000 Mollusken-Arten kannte, während man jetzt deren Anzahl auf wohl 20000 anschlagen darf. Welchen beträchtlichen Antheil hiervon die Binnen-Konchylien ausmachen, wird sich aus den unten anzuführenden Thatsachen ergeben.

Die oben genannte Schrift über die Britischen Mollusken gehört einer zusammenhängenden Reihe von Werken an, welche sich die Bearbeitung der verschiedenen Thier-Klassen Grossbritanniens zur Aufgabe gemacht haben, und der wir, obwohl sie nicht vollständig, doch in Deutschland nichts Aehnliches zur Seite stellen können, wenn wir auch manche Einzelnwerke von überlegenem Gehalte besitzen mögen. Die berühmtesten Naturforscher Englands haben sich in die Aufgabe getheilt, und es haben

Bell die Säugethiere, I Band (zu 1 Pf. 8 Schill.),
Yarrell die Vögel, III Bände, 2te Aufl. (zu 4 Pf. 14½ Sch.),
Hewitson: Abbildungen ihrer Eier, 2 Bde. (4 Pf. 10 Sch.),
Bell die Reptilien, I Bnd. (8½ Sch.),
Yarrell die Fische, II Bde., 2te Aufl. (3 Pf.),
Bell die Kruster (noch unvollendet in Heften zu 2½ Sch.),
E. Forbes die Echinodermen, I Bnd. (15 Sch.),
Johnston die Zoophyten, II Bnde., 2te Aufl. (2 Pf. 2 Schill.),
R. Owen die fossilen Säugethiere und Vögel, I Bd. (1 Pf. 11½ S.)

bereits geliefert. Für die Bearbeitung der Mollusken haben sich Edw. Forbes und S. Hanley vereinigt, beide in der Literatur wohl bewandert und in der naturhistorischen Welt wohl bekannt, wovon der erste als Autor, unter Andrem, der Malacologia Monensis (Edinb. 1838) und einer Reihe von Aufsätzen über die Lebens- und Verbreitungs-Verhältnisse der Mollusken im östlichen Theile des Mittelmeeres, der letzte als Verfasser von the Conchologist's book of species (2 Auflagen, 1840 und 1842), einer illustrirten Englischen Ausgabe der Lamark'schen Spezies unter Beifügung der von Deshayes nachgetragenen und vieler andren Arten, in 6 Theilen (seit 1843 begonnen), eines Descriptive Catalogue of recent Shells ebenfalls in 6 Theilen (seit 1844 angefangen), — so wie endlich der 2ten Ausgabe von Swainson's Exotic Conchology, 4. (1841) ihren Beruf zur Uebernahme dieser Arbeit hinreichend bethätigt haben. Wie es scheint, hat Forbes vorzugsweise die Bearbeitung der Anatomie, Verbreitung und Lebensweise der Thiere, Hanley die Beschrei-

bung, Synonymik und Vergleichung der früheren Literatur über sich genommen, wie er denn als vorzüglich berufen gilt zur Entscheidung über die Arten, welche die zahlreichen ältern Englischen Autoren, die in den Deutschen Arbeiten lange Zeit ziemlich übersehen worden sind, unter diesen und jenen Namen verstanden und beschrieben haben. Auch bereitet er ein Werk über „Ipsa Linnaei Conchylia“ nach Linné's Manuscripten und Sammlungen vor. Erinnert man sich nun ferner, dass kein Volk seine Küsten so fleissig nach Konchylien durchforscht und namentlich in neuerer Zeit auch im tieferen Meere die kostspieligen Schleppnetz-Fischereien betrieben hat als die Engländer, um theils ihre Sammlungen mit neuen oder seltenen Arten zu bereichern und theils die Verbreitung der Arten nach den Tiefe-Regionen des Ozeans genauer zu erforschen, so sind wir berechtigt in diesem Werke vorzugsweise 1) eine reiche Belehrung über den organischen Bau der meistens im frischen Zustande beobachtbar gewesenen Thiere, 2) eine auf die Organisation gegründete sorgfältige Klassifikation derselben, 3) eine vollständige Benützung und Ordnung der Synonyme nach dem Maassstabe ihrer Brauchbarkeit und Berechtigung, endlich 4) eine alles Bisherige überbietende genauere Geographie der Mollusken-Fauna, sowohl was die Vollständigkeit für einen gegebenen grössern Erdstrich aus Meeresküste und Binnenland zusammengesetzt, als auch was die topographische Vertheilung der Arten und Sippen innerhalb dessen Grenzen und ihren weiteren Bereich ausserhalb derselben anbelangt, zu erwarten. Diese Erwartungen finden wir denn auch im Ganzen gerechtfertigt, und wir sehen manches Genus auf eine genauere Beobachtung der Thiere gegründet, oder von den Verfassern neu aufgestellt, manches in deren Folge weiter unterabgetheilt, manches gegen seine Nachbarn richtiger oder schärfer abgegrenzt, namentlich bei kleineren und selteneren der Beobachtung sich mehr entziehenden Formen; die äussern Beschreibungen scheinen uns sorgfältig gemacht, die Anatomie ist reichlich mitgetheilt, die Wohnorte sind mit grösster Vollständigkeit angegeben, die Literatur ist sehr reichlich benützt, die Synonyme fleissig zusammengestellt; alle Schaalen-Arten sind auf fortlaufend numerirten und von zwei Sowerby's gestochenen Tafeln abgebildet, während eine Reihe anderer mit Buchstaben bezeichneter und von Forbes gezeichneter Tafeln (bis jetzt A—BB) zur Abbildung der Schaalen-Bewohner und ihrer Anatomie bestimmt ist, so dass wenigstens ein vollständiges Thier eines jeden Geschlechts erscheint. Auch reinigen die Verfasser die Britische Fauna von einer ziemlichen Anzahl von Arten fremder Gegenden, welche ältere und neuere Schriftsteller irrthümlich dem Lande zugeschrieben hatten, so dass Fleming schon 1828 (ohne Tunica-

ten) 213 Bivalven mit 320 Univalven und Nacktmollusken in Grossbritannien aufzählte. Anfangs war das ganze Werk auf etwa 37 Hefte berechnet; da aber die XX ersten Lieferungen die Nackt-Mollusken und Muscheln noch nicht erschöpfen und wahrscheinlich XXIV Hefte, welche dann II Bände bilden und Tfln. 1—56, A—U enthalten werden, denselben gewidmet werden müssen, so dürfte das ganze Werk doch wenigstens noch auf III Bände (in noch 36 Heften) ansteigen. Es dürfte manchem unserer Leser willkommen sein zu überblicken, welche Sippen die Verfasser anerkennen und wie sie solche in Familien zusammenstellen, während Andere, welchen die Quelle nicht zugänglich ist, deren Reichhaltigkeit, das geographische Verhalten der Tunikaten und Muscheln in und um Grossbritannien im Ganzen interessiren wird, wesshalb wir folgende Uebersicht mittheilen.

Acephala.

I. Tunicata.

	Arten.
Botryllidae.	
Aplidium *Lav.*	3
Sidnyum *Sav.*	1
Polyclinum *Sav.*	1
Amouroucium *ME.*	3
Leptoclinum *ME.*	6
Distoma *Gärtn.*	2
Botryllus *Gärtn.*	6
Dotrylloides *ME.*	4
Clavellinidae.	
Clavellina *Sav.*	1
Perophora *Wiegm.*	1
Ascidiadae.	
Ascidia *Bast.*	14
Molgula *Forb.*	2
Cynthia *Sav.*	13
Pelonaiadae.	
Pelonaia *Forb.*	2
Salpidae.	
Salpa	1
	60

II. Lamellibranchiata.

	Arten.
Pholadidae.	
Teredo *L.*	6
Xylophaga *Turt.*	1
Pholas *L.*	5
Pholadidea *Leach*	2
Gastrochaenidae.	
Gastrochaena *Spengl.*	1
Saxicava *Fl.*	2
Petricola *Lk.*	1
Venerupis *Lk.*	1
Myadae.	
Mya *L.*	2
Panopaea *Gr.*	1
Corbulidae.	
Corbula *Brug.*	3
Sphaenia *Turt.*	1
Neaera *Gray*	3
Poromya *Forb.*	1
Pandoridae.	
Pandora *Lk.*	2
Lyonsia *Turt.*	1
Anatinidae.	
Thracia *Leach*	5
Cochlodesma *Couth.*	1
Solenidae.	
Solen *L.*	4
Solecurtidae.	
Ceratisolen *Forb.*	1
Solecurtus *Blv.*	2
Tellinidae.	
Psammobia *Lk.*	4
Diodonta *Dsh.*	1
Tellina *L.*	10
Syndosmya *Recl.*	4
Scrobicularia *Schum.*	1
Donacidae.	
Donax *L.*	3
Ervilia *Turt.*	1

	Arten.
Mactridae.	
Mactra *L.*	6
Lutraria *Lk.*	2
Veneridae.	
Tapes *Meg.*	4
Cytherea *Lk.*	1
Venus *L.*	6
Artemis *Poli.*	2
Lucinopsis *FH.*	1
Cyprinidae.	
Cyprina *Lk.*	1
Circe *Schum.*	1
Astarte *Sow.*	6
Isocardia *Lk.*	1
Cardiadae.	
Cardium *L.*	9
Lucinidae.	
Lucina *Brug.*	6
Diplodonta *Br.* (Mysia)	1
Kelliadae.	
Montacuta *Turt.*	3
Turtonia *Hanl.*	1
Kellia *Turt.*	3
Lepton *Turt.*	2
Galeomma *Turt.*	1
Cycladidae.	
Cyclas *Brug.*	4
Pisidium *Pf.*	7
Unionidae.	
Unio *Retz.*	3
Anodonta *Brug.*	1
Mytilidae.	
Dreissena *Bened.*	1
Mytilus *L.*	1
Modiola *Lk.*	5
Crenella *Brown*	6
Arcadae.	
Nucula *Lk.*	5
Leda *Schum.*	2
Arca *L.*	4
Pectunculus *Lk.*	1
Aviculaceae.	
Avicula *Lk.*	1
Pinna *L.*	1
Ostreadae.	
Lima *Brug.*	3
Pecten *Brug.*	10
Ostrea *L.*	1
Anomia *L.*	4
Sa.	187

III. Brachiopoda.

Terebratula *L.*	1
Crania *Lk.*	1
Sa.	2
Zusammen	249

Da Philippi in beiden Sicilien 215 Bivalven (ohne die Tunikaten, und an 600 Univalven und Nackt-Mollusken) aufgezählt hat, so erscheint die Britische Fauna verhältnissmässig reich.

Wir waren bei Oeffnung des Buches nicht ganz angenehm überrascht, dasselbe sogleich mit den systematischen Beschreibungen beginnen zu sehen, indem wir vorzüglich über die Wohnorte an der Britischen Küste, über deren Ausdehnung und Beschaffenheit etwas Allgemeineres zu finden erwartet hatten; indessen ersehen wir aus einer Note hinter dem am Schlusse des ersten Bandes mitgetheilten Titelblatt, dass bei Beendigung des Werkes eine Vorrede, eine Einleitung, Inhalts-Uebersicht und General-Index mitgetheilt werden sollen, und hoffen dabei nicht nur die erwähnte Lücke ausgefüllt und manche allgemeinere Resultate, vorzüglich über die Geographie dieser Thiere, mitgetheilt zu sehen, was bei'm Beginn des voraussichtlich jetzt noch über zwei Jahre zur Vollendung bedürfenden Werks allerdings nur auf die Gefahr vieler nachträglichen Berichtigungen und Ergänzungen hin hätte geschehen können.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften über die Mollusken, von Forbes, Hanley, Pfeiffer und Mousson.

(Schluss.)

Systematisch viel enger, geographisch allgemeiner ist das bereits vollendete zweite der genannten Werke von Ludw. Pfeiffer in Cassel, dessen Aufgabe die Aufzählung und Beschreibung aller ungedeckelten, vierfühlerigen, einschaligen Land-Konchylien (ohne die Limaceen, Auriculaceen, Helicineen und Cyclostomeen) ist, mit welchen sicher Niemand mehr als der Verf. vertraut ist. Seit vielen Jahren hat sich Pfeiffer dieses Ziel gesetzt und wiederholte Reisen nach England, Wien und Paris desshalb gemacht und manche Vorarbeiten theils in seinem Index zu Martini's Konchylien-Kabinet, theils in der neuen Ausgabe von Chemnitz-Martini, theils in seinen Symbolae und in mehreren Englischen Zeitschriften wie in dem Philippi'schen Bilderwerke und der mit Menke gemeinsam herausgegebenen Zeitschrift für Malakologie niedergelegt. Die eigne Sammlung des Verfassers dürfte an Heliceen wohl die reichste seyn, welche existirt, da er nur sehr wenige Arten als ihm fehlend mit einem † bezeichnet hat. Der Verf. bezweckt jedoch nicht die Organisation dieser Thiere zu erläutern, noch auch da, wo sie nicht durch gleichlaufende Charaktere der Schaale minder angedeutet ist, solche der Klassifikation zu Grunde zu legen; er will nur das Mittel bieten, die in Sammlungen aufbewahrten Gehäusse zu unterscheiden, zu bestimmen und zu ordnen, und so hat er, obwohl er den Werth der Sippen Ariophanta Desm. (Nanina Gray, Tanychlamys Bens.), Stenopus Guild. und Glandina Schum. als in deren Organisation begründet vollkommen anerkennt, doch deren Arten in andre solche Sippen eingetheilt, von welchen sie ihren Gehäussen nach nicht unterscheidbar erscheinen, wofür sich etwa noch anführen lässt, dass im Ganzen nur wenige Arten hinsichtlich ihrer Thiere untersucht sind. Er nimmt daher nur folgende Genera an: Daudebardia Hartm. (Helicophanta L. Pfeiff.) mit 3 Arten, Vitrina Drpd. (Cobresia Hübn., Hyalina Stud., Limacina Hartm., Helixarion, Helicolimax Fér., Simpulopsis Beck) mit 61, Succinea Drpd. (Amphibulima Lk., Lucena Ok., Tapada Stud., Amphibina Hartm., Helisiga Less.,

Omalonyx d'O., Pelta Beck) mit 68, Helix L. mit einer Menge von synonymen Geschlechtern mit 1150, Anostoma Fisch. (Tomogeres Montf., Angystoma Schum., Anastoma Jan) mit 3, Tomigerus Spix. mit 2, Streptaxis Gray (Artemon Beck) mit 24, Odontostoma d'O. (Proserpina Guild.) mit 6, Bulimus Scop. mit 636, Achatinella Sws. (Helicteres Beck) mit 28, Achatina Lk. mit 157, Gibbus Montf. mit 2, Pupa Drpd. (Vertigo Müll.) mit 156, Cylindrella L. Pfeiff. (Brachypus Guild., Urocoptis, Brachypodella, Apoma Beck, Siphonostoma Guild.) mit 50, Balea Prid. (Fusulus Fitz., Megaspira Lea) mit 7, Tornatellina Beck (Strobilus Ant., Elasmatina Petit) mit 11 und Clausilea Drpd. mit 222 Arten, was zusammen 2586 Arten beträgt, ungerechnet eine Anzahl aufgeführter Namen, deren zugehörigen Arten der Verf. nicht kennt. Die Arten-reichern Genera beginnen mit einer Clavis, in welcher durch dichotome Gegensätze zuerst eine passende Anzahl von Gruppen gebildet wird, in welche man sodann die Arten leicht einreihen und weiter verfolgen kann. Freilich werden dabei oft um eines einzelnen Charakters willen die ähnlichsten und zuweilen kaum unterscheidbaren Arten leider sehr weit von einander getrennt, wie das eben bei allen solchen Claven der Fall ist, daher man in Schriften, wo sie angewendet werden (wie man denn z. B. bei dem 1100 Arten zählenden Genus Helix kaum ohne solche zurecht kommen würde), sie als blosses Mittel zum leichten Auffinden der Arten zu benützen und diese ganz unabhängig von der Clavis nach der Summe ihrer natürlichen Verwandtschaften zusammen zu ordnen pflegt, so dass eine natürliche Klassifikation und die Vortheile der Clavis zugleich erzielt werden. Derselbe Zweck hätte aber auch dadurch erreicht werden können, dass der Verf. nur anhangsweise noch eine Zusammenstellung aller Arten bloss den Namen nach in natürliche Gruppen gegeben hätte, etwa in der Art, wie er es mit einem Theile der Species in seinen Symbolae gethan. Selbst die Férussac'schen Subgenera boten ein besseres Hülfsmittel natürlicher Zusammenordnung dar, als diese künstlichen Claves. Insbesondere misslich hat uns bei dem Geschlechte Helix gleich die erste Sonderung der Arten in 3—4 Gruppen geschienen, nemlich in solche mit geradem Peristoma, mit oben geradem und unten zurückgeschlagenem Peristoma und mit ganz zurückgeschlagenem und mit eckigem Peristome, wo wir denn in der That nicht selten zweifelhaft geblieben sind, in welche der vier Gruppen wir eine Art zu setzen hätten. Die weitere Verfolgung der Unterabtheilungen dagegen hat uns viel leichter, und insbesondre bequem hat uns sofort der Gebrauch der Claves sowohl zum Aufsuchen einzelner alten, als

auch zum Unterbringen neuer Arten geschienen. Bei der Sippe Succinea ist der Verf. genöthigt gewesen, die Arten nur nach den Welttheilen zu ordnen, denen sie angehören, da sich zu wenige Hülfsmittel zur Bildung von Unterabtheilungen darbieten. Wie ungeheuer, wie trocken dabei, wie dankenswerth diese Arbeit sei, geht, so weit diess aus Zahlen erhellen mag, daraus hervor, dass der Verf. über 360 Namen von Sippen und Untersippen, und über 5700 Art-Namen und -Synonyme zu verarbeiten hatte, die man jetzt alle an ihren gehörigen Stellen eingereiht findet. Jede Art ist mit einer 2—9 Zeilen langen Diagnose, ihren Synonymen und Zitaten, der Angabe wichtigerer Varietäten und Nachweisung ihrer Heimath-Gegenden versehen. Eine wohlthätige Note hebt zuweilen noch die Unterscheidungsmerkmale von jenen Arten insbesondere hervor, mit welchen eine Verwechslung leichter möglich ist. Zu bedauern ist freilich, dass den zahlreichen neuen Arten keine Abbildungen beigegeben sind; der Verf. beabsichtigt, wenn wir nicht irren, sie im Philippi'schen Werke oder auch in der neuen Ausgabe von Chemnitz-Martini zu veröffentlichen, wo aber dann nothwendig Dezennien verfliessen werden, bis alle an die Reihe kommen können. Auch die Zusammenstellung der geographischen Verbreitung dieser Arten würde gewiss sehr ansprechend gewesen seyn, freilich nur unter der Voraussetzung einer natürlichen Anordnung des Ganzen. Dem Art-Namen setzt er den des ersten Autors dieses Art-Namens bei, jedoch so, dass wenn er die Art in ein anderes Genus gestellt hatte als Pfeiffer, der Name dieses Genus in Parenthese zwischen Art- und Autor-Namen eingeschaltet ist. Irrig sehen wir jedoch Boissier's Helix eremophila als H. cremnophila aufgeführt, zweifelsohne in Folge irgend einer undeutlichen Handschrift. Die fossilen Arten sind ausgeschlossen. Gerne möchten wir den Herrn Verfasser ersuchen, dass er, um seinem mühevollen Werke die ganze Brauchbarkeit zu geben, dessen es fähig ist, etwa als Nachtrag uns noch eine natürliche Gruppirung der Arten (wobei für Helix vielleicht der unten in der Richtung der Spindel fortsetzende innere Mundrand, welcher Férussac's Cochlostyla, aber auch noch andere östliche Formen so schön charakterisirt, besonders zu beachten wäre?), eine geographische Uebersicht darnach und die Erläuterung der wichtigsten und schwierigsten Charaktere, in welche seine Arten-Reihen sich spalten (wie die 3—4 Mundrand-Bildungen bei Helix, die Zähne und Leiste, und den Mondfleck bei Clausilia u. a. m.), mit Hülfe von einigen Abbildungen nachliefere, wenn nicht etwa Medizinalrath Albers aus Berlin den ersten Theil dieser Bitte erfüllt, mit dem er, wie wir hören, beschäftigt ist. Gewiss sprechen wir damit den Wunsch fast aller seiner Leser aus.

Geographisch wie systematisch beschränkter als die zwei vorigen ist die dritte den Javanischen Binnen-Mollusken gewidmete Schrift von Mousson in Zürich, welcher seinen Gegenstand ebenfalls mit grosser Liebe erfasst. Die Binnen-Konchylien sind ihm theils aus Mittheilungen des Obristen Winter und des Dr.'s Junghuhn, insbesondere aber eines Landsmannes bekannt geworden, welcher sich mehrere Jahre lang mit konchyliologischen und botanischen Sammlungen in Java beschäftigt hat, des nunmehrigen Directors am Lehrer-Seminar für den Kanton Zürich, Herrn Zollinger's. Der Verf. hat sich zur Aufgabe gemacht, alle Arten Binnen-Konchylien, welche mit Sicherheit als von der Insel stammend nachgewiesen sind, aufzuzählen und zu beschreiben, ihre Synonyme zu sammeln, alle wovon einiger Maassen brauchbare Exemplare vorlagen, abzubilden, auf jene aber, welche erst kürzlich in Philippi's Bilderwerke schon mit Diagnosen und Abbildungen veröffentlicht worden sind, nur kurz zu verweisen. Nach einer Einleitung über den Begriff der Spezies Abart, Spielart und Abweichung bietet uns das Schriftchen 6 Arten von Nanina, 8 von Helix, 9 (10) Bulimus, 8 Clausilia, 2 Limnaeus, 1 Planorbis, 4 Auricula, 1 Scarabus, 10 Cyclostoma, 2 Ampullaria, 2 Paludina, 1 Paludestrina [!?], 1 Pirena, 1 Melanopsis, 25 Melania, 11 Neritina, 1 Navicella, 6 Cyrena, 6 Unio, 3 Alasmodonta, 1 Anodonta, zusammen 107 (109?) Arten, wovon also die Melanien fast ein Viertheil ausmachen. Ein Nachtrag erörtert noch näher die zu Bulimus perversus und B. laevus gehörige Arten-Gruppen, und ein anderer liefert noch 15 Arten Binnen-Konchylien von den Nachbar-Inseln Bima und Celebes. Von den Javanischen Arten waren 35 schon längere Zeit, obschon nicht alle aus ihrem wahren Heimaths-Orte bekannt; 36 sind durch Winter hinzugekommen, 36 jetzt erst durch Zollinger. Einige andere Arten, die der Verf. aufzählt, werden zwar ebenfalls noch auf Java angeführt, aber kein neuerer Reisender hat sie von da mitgebracht. 72 Arten sind der Insel eigenthümlich oder bis jetzt wenigstens nicht aus andern Gegenden bekannt. Zu den am weitest verbreiteten Arten würden gehören: Melania tuberculata auch in ganz Südchina und Ostafrika, Helix similaris bis nach Brasilien und Westindien vorkommend, Unio tumidus ganz wie in Europa, also mit Ueberspringung der heissen Zone. 48 sind Land-, 59 Südwasser-Bewohner. Die Kleinheit der eigentlichen Helices und die Grösse der Naninen verbindet Java mit Polynesien und trennt es von den Philippinen, Mollucken, noch mehr aber dem Asiatischen und Europäischen Continent. Die Gruppe linksgewundener Bulimus-Arten ist auch auf den übrigen Sunda-Inseln repräsentirt, verschwindet auf den Philippinen [scheint aber auf

Otaheiti u. s. w. in den linksgewundenen Partula-Arten wieder angedeutet!]. Bulimus glandula und Helix Smimensis, aus höheren Landesgegenden, sind von ganz Europäischem Habitus. Die dünnraudigen und zartschaligen Achatinen Süd-Africa's und Bulimus-Formen des tropischen Africa's, so wie Succinea scheinen ganz zu fehlen. Eben so Pupa; obwohl Clausilia in Europäischen Formen auftritt. Von Süsswasser-bewohnenden Pulmonaceen sind bisher nur 2 Limnaeus- und 1 Planorbis-Art (ohne Physa) bekannt geworden, welche über die ganzen Sunda-Inseln verbreitet sind. Statt Succinea tritt an den Wasser-Rändern Auricnla in Typen auf, welche der Indischen Inselgruppe eigenthümlich sind, während Scarabus Ostasien und den Indischen Archipel so wohl bezeichnet.

Unter den Landbewohnern entwickelt sich neben Bulimus und Nanina vorzugsweise Cyclostoma durch Zahl und Grösse der Arten, wovon einige sich noch durch ihre niedergedrückte Form oder ihre häutigen, eng-gewundenen Deckel auszeichnen. Helicina fehlt ganz. Ampullaria und Paludina tragen den Ostasiatischen Charakter, erste durch einen dicken, mehr kalkigen Deckel, und letzte durch Entwickelung von Spiral-Rippen, welche bei chinesischen (wie einigen Nordamerikanischen Arten) noch mehr ausgesprochen sind. Melanopsis ist räthselhaft. Melania liefert fast ein Viertheil aller Arten theils von gewöhnlichem Habitus, theils ausgezeichnet durch einen breiten Basal-Rand der Oeffnung oder eine Stachel-Krone. Neritina gewährt ausser gewöhnlichen Typen ebenfalls zwei eigenthümliche, die eichelförmigen und die stacheligen. Die Cyrenen bieten nichts Besonderes dar. Ein Theil der Unionen entspricht durch seine Lamellen-artigen Zähne ostasiatischen und polynesischen Typen, während die Verkümmerung der Zahn-Bildung bei Alasmodonta an die Afrikanischen Iridinen erinnert.

H. G. Bronn.

Histoire des Ducs de Guise. Par René de Bouillé, ancien ministre plenipotentiaire. Tome premier. Paris, Amyot 1849.

Das grosse vorwiegende Ansehen und der entscheidende Einfluss des Hauses von Guise, eines Zweigs des regierenden Hauses Lothringen, auf die Angelegenheiten des französischen Reichs und die beharrliche Thätigkeit seiner Glieder, um dieses Ansehen und diesen Einfluss auf den höchsten Gipfel zu erheben, stehen unter den weltgeschichtlichen Vorgängen des sechszehnten Jahrhunderts in vorderster Linie. Die Wahl dieses Gegenstandes für eine neue gründliche, umfassende und unpar-

theiische historische Bearbeitung ist ein glücklicher Gedanke, und der vorliegende erste Band des Werkes, das der Ausführung dieses Gedankens gewidmet ist, rechtfertigt den Beruf des Verf.'s zu einem so mühsamen und verdienstlichen Unternehmen. Die Menge und Mannigfaltigkeit des Stoffes und auch der Vorarbeiten darüber war mehr abschreckend als einladend. Die letztern sind mehrentheils durch den Parteigeist getrübt und einseitig ausgefallen. Um so anerkennungswerther ist das Verdienst des Verf.'s, dem wahren Thatbestand emsig nachgeforscht, und nur nach diesem die Tendenz der Handelnden beurtheilt, auch in der Darstellung die Wahrhaftigkeit und Genauigkeit dem Streben, durch eiteln Glanz zu blenden, vorgezogen zu haben. Mit treuer Benützung aller ihm zugänglichen Quellen, hat er es sich zur Aufgabe gestellt, uns mit den allmählig fortschreitenden Bestrebungen der begabtesten Glieder des Hauses Guise, um sich eine grosse, ruhmvolle Existenz auf der Weltbühne zu schaffen, bis in die Einzelnheiten aufs Genaueste bekannt zu machen. Weitaussehender Ehrgeiz und bewunderungswürdige Klugheit und Umsicht in der Wahl der Wege und Mittel, seine Bahn zu ebnen und seinen Spielraum zu erweitern, sind die vorragenden Züge ihres Charakters und Benehmens. Ihre rastlose, Nichts versäumende Thätigkeit für Erreichung des Zieles und der Erfolg derselben gehören zu den merkwürdigsten, zum Glück seltenern Beispielen, wie es einer einzigen Familie durch harmonische Zusammenwirkung ihrer zahlreichen und begabten Glieder in drei Geschlechtsaltern gelingen konnte, sich in einer grossen Monarchie die beinahe ausschliessliche Uebung der obersten Gewalt unter einer Reihenfolge von Königen zu erwerben; sie gehören aber auch zu den warnenden Beispielen, wie gefährlich es für eine Monarchie und ihre Dynastie werden kann, wenn es Einer Familie von Unterthanen vergönnt ist, theils durch Verdienste, theils durch Unternehmungsgeist, Kühnheit und List zu einer Macht emporzusteigen, die den Throninhabern über das Haupt wächst, und sich ihres Namens bedient, um Entwürfe des eigenen Ehrgeizes zur Ausführung zu bringen.

Ueber die vom Verf. vorangeschickte geschichtliche Darstellung vom Entstehen und Fortgang des Fürstengeschlechts in Lothringen genüge hier die Bemerkung, dass sie nur eine Uebersicht zu geben beabsichtigt, wie diese Fürsten ihre Stellung zwischen Deutschland und Frankreich zu ihrem Vortheil zu benutzen suchten. Das mächtige Haus Burgund wurde ihnen unter seinen letzten Regenten gefährlich. Die Niederlage und der Tod Karl's des Kühnen in der Schlacht von Nancy machte dieser Gefahr ein Ende. Von dieser Zeit an schloss sich Lothringen immer enger der Krone

Frankreichs an. Die Zweiglinie der Guise, die mit des Herzogs René II. zweitem Sohn, Claudius (geb. den 20. Okt. 1496), ihren Anfang nahm, wurde durch die Bande der Lehenherrlichkeit und der Dienstverhältnisse ganz von Frankreich abhängig, obgleich ihr das Erbrecht auf Lothringen immer vorbehalten blieb (p. 128). Seinem Sohn (Claudius) hinterliess René alle seine Güter und Herrschaften in Frankreich, der Normandie, Picardie und Flandern, und er nahm den Titel Graf von Guise an. Die Gunst, die er schon am Hofe Ludwig's XII. genoss, wuchs bedeutend unter dessen Nachfolger Franz I., an dessen erstem Zug nach Italien 1515 er als achtzehnjähriger Jüngling Theil nahm. Seine ersten Lorbeeren gewann er in der Schlacht von Marignano. Schon damals legte er grossen Eifer für kirchliche Gebräuche an den Tag, welchem bald hernach das Auftreten Luther's, das dem politischen Verhältniss zwischen Franz I. und Karl V. eine entschieden feindselige Richtung gab, einen weiten Spielraum öffnete. Die fast unaufhörlichen Kriege zwischen beiden Monarchen boten dem tapfern Guise Gelegenheit, sich durch Kriegsthaten immer höher aufzuschwingen. Zugleich versäumte er Nichts, um sich von dem Charakter der Franzosen die genaueste Kenntniss und die Kunst, sich ihnen gefällig zu machen, in hohem Grade anzueignen. Merkwürdig ist, dass er eines Tages seinen Einfluss auf Franz I. benutzte, um den alten Gebrauch, der die Damen bei Hof von der Unterhaltung der Männer ausschloss, aufzuheben, welche Emanzipation ihm die besondere Vorgunst des schönen Geschlechts erwarb (p. 54). Ueberhaupt war er stets beflissen, mit der Kundgebung eines glänzenden Kriegsmuths die ausgesuchteste Galanterie zu verbinden. Nachdem die Niederlage bei Pavia Franz I. zum Gefangenen Karl's V. gemacht hatte, wusste Guise das Vertrauen der Regentin zu gewinnen und forthin im Kabinet und im Feld sich geltend zu machen. Als der ausgebrochene Bauernkrieg vom Elsass her Lothringen und Frankreich selbst bedrohte, übernahm er die Leitung des gegen die wilden Horden ausgesandten Heeres. Sie erlitten bald eine tüchtige Schlappe. Da bot er ihnen freien Abzug unter der Bedingung der Abschwörung der lutherischen Lehre. Weil sie dieses Anbot verwarfen, so folgten mehrere noch grössere Niederlagen der Bauern. Diese gaben ihm den Namen des Grossschlächters (Grand Boucher, p. 84). Das französische Parlament und Clemens XII. dankten ihm mit Zuerkennung unsterblichen Ruhms. Hernach ward er als einer der Zwölfe bezeichnet, die bei der Freigebung Franz I. dem Kaiser zum Unterpfand für die Erfüllung ihrer Bedingungen zugeschickt wurden. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde die Grafschaft Guise zum Herzogthum erhoben.

Viele andere Herrschaften waren schon früher und wurden noch später dazu geschlagen. Diese Gnadenverleihungen hinderten jedoch nicht, dass der König dem ihm beigebrachten Argwohn gegen den Ehrgeiz der Lothringer (des Herzogs Claudius Bruder Johann, Kardinal und Inhaber von zwölf Erz- und Bisthümern und vielen fetten Abteien, p. 94, hatte gleichfalls grossen Einfluss), immer zugänglicher wurde. Allein da Franz die Bedingungen des Madrider Friedens nicht erfüllen wollte, so erübrigte Nichts, als Erneuerung des Kriegs, und dieser diente zu noch grösserer Erhöhung der Lothringer. Einer von ihnen (Vaudemont), Heerführer in Italien, kam in Verdacht, nach der sicilianischen Krone zu gelüsten, als er bei der Belagerung Neapels fiel. Doch der dem König abgenöthigte Friede von Cambray (1529) entriss ihm Italien und Flandern. Dagegen gewann er die Bretagne, und eine Verbindung mit Heinrich VIII. von England gegen den Kaiser kam 1532 zu Stande. Auch hierbei waren die Guise thätig. Der Herzog Claudius, als Gouverneur von Burgund, richtete ein vorzügliches Augenmerk auf die kirchlichen Bewegungen in Deutschland. Gegen seine Ansicht schloss Franz I. ein Bündniss mit den zu Schmalkalden verbündeten protestantischen Fürsten. Wirklich liessen sich diese durch das Bündniss nicht hindern, dem Kaiser den begehrten Beistand gegen Solymann zu leisten, der um Frankreichs Beistand sich bewarb. Anderseits hoffte Franz durch die Vermählung seines zweiten Sohns mit Katharina von Medicis, Nichte Clemens VII., zur Eroberung Mailands zu gelangen. Diese Hoffnung schwand jedoch bald mit dem unversehenen Hintritt des Pabsts. Da die Unterhandlungen des Kardinals Jos. von Guise mit dem Kaiser, um ihn zur Abtretung Mailands an den Herzog von Orleans zu bringen, erfolglos blieben, suchte er dafür eben so vergeblich die Vermittelung Paul's III. nach. Der Einfall Karl's V. in die Provence nahm jedoch auch einen kläglichen Ausgang. Inzwischen fuhr aber der Krieg fort, im Norden zu wüthen, wo Claudius v. Guise das belagerte Peronne rettete. Später, im Jahr 1534, gelang es ihm auch, die Aufhebung der Belagerung von Peroane zu bewirken. Während er sich dadurch den König neuerdings verbindlich machte, fand sich dieser durch des Herzogs Streben nach Unabhängigkeit in der Verwaltung der ihm anvertrauten Provinzen, und noch mehr dadurch verletzt, dass der Herzog ohne seine Zustimmung die gegen die Waldenser geworbenen Truppen im Lande Geldern zum Vortheil des Herzogs von Lothringen verwendete. Nur dem Kardinal Johann glückte es, des Königs Unwillen zu beschwichtigen. Im Jahr 1538 unterhandelte dieser Kardinal zu Nizza, während der König Franz, der Kaiser und der Pabst sich in der

Nähe befanden wegen des Friedens. Nachher (1539) war er mit seinem Bruder bei dem feierlichen Einzuge des Kaisers zu Paris anwesend, durch welche Stadt er von Spanien kommend nach Gent zog, um einen Aufruhr in Gent zu dämpfen. Um diese Zeit warb Heinrich VIII. von England, dem die zu Nizza verabredete Waffenruhe Besorgnisse einflösste, um die Hand der schönen Marie von Lothringen, unter dem Vorwand eines mit Frankreich einzugehenden Bündnisses. Allein die Guise setzten sich dem aus religiösen Beweggründen entgegen, und Franz I. lehnte den Antrag mit dem Vorgeben ab, die Hand der Prinzessin sei schon früher dem König Jakob von Schottland versprochen gewesen. Der Herzog von Guise begleitete seine Tochter selbst nach Schottland, und als Heinrich VIII. nun um die Hand der zweiten Tochter des Herzogs (Louise) warb, machte dieser, dass auch sie dem englischen König verweigert wurde. So wurde die Feindseligkeit zwischen Franz und Heinrich durch die Guise geschürt, denen eine Sage die Hoffnung zuschrieb, der Gemahl der Katharina von Medicis werde sie verstossen, um sich mit Louise von Lothringen, für die er eine zärtliche Neigung hegte, zu verbinden. Der Kardinal Johann wurde forthin diplomatisch verwendet. Er verhandelte auf den Conventen zu Worms und Esslingen. Doch der vornehme Ton seines Benehmens gegen die Ansehnlichsten bei Hof, worin er seinen Bruder noch übertraf, erweckte ihm viele Feinde, auch hiess es, er habe sich, mit den ungeheuern Einkünften, die er aus Frankreich bezog, nicht begnügend, die Anweisung eines Jahrgehalts von 6000 Thaler auf das Erzbisthum Saragossa vom Kaiser angenommen. Er war übrigens ein Schützer der Künstler und Gelehrten. Für Berufung des Erasmus von Rotterdam nach Frankreich hat er sich verwendet, und der Dichter Marot pries ihn als seinen Mäcen, der ihn aus Nichts zu Etwas gemacht habe. Auch der freimüthige derbe Humorist Rabelais gehörte zu seinen Schützlingen, auch Benv. Cellini (p. 130). Ferner wurde seine Wohlthätigkeit gerühmt, besonders gegen arme und herabgekommene Familien durch Fürsorge für die Erziehung ihrer Kinder.

Beim Wiederausbruch des Kriegs mit Karl V. war das Augenmerk des Herzogs von Guise vorzüglich auf Luxemburg und Roussillon gerichtet. Der Feldzugsplan wurde in seinem Schloss Joinville mit Franz I. verabredet. Das Heer gegen Luxemburg befehligte der Herzog selbst. Aber weder dieses noch das gegen Roussillon hatte sich eines raschen und entscheidenden Erfolges zu erfreuen. Heinrich VIII. unterstützte wieder den Kaiser, der sich des Herzogthums Cleve bemeisterte und Landrecy belagerte. Luxemburg wurde zwar 1542 von Guise erobert, dessen Sohn

Franz d'Aumale dabei schwer verwundet wurde. Auch zogen sich die Kaiserlichen von 1543 von Landrecy zurück, nahmen aber Cambray. Von dieser Zeit bewarb sich der Herzog um ständige Vereinigung der Champagne mit seinem Gouvernement von Burgund, und berief sich auf das Beispiel des Herzogs von Amboise. Franz I. entgegnete aber: „d'Amboise hat Ludwig dem XI. Burgund erobert. Macht mir eine ähnliche Eroberung, und auch ich werde das eroberte Land eurem Gouvernement beifügen." — Der einzige Bundesgenoss des Königs von Frankreich war damals die Türkei. Dieses Bündniss gab Anlass, dass der Kaiser auf dem Reichstag zu Speyer 1544 die Deutschen bewog, Frankreich den Krieg zu erklären. In Italien wurden zwar die Kaiserlichen bei Cerisole geschlagen. Allein der grösste Theil des siegenden Heers musste sich nun vorwärts wenden, um die vereinigte Macht Karls V. und Heinrichs VIII. vom Eindringen ins Herz von Frankreich abzuhalten. Dem Kaiser gelang es mit Beihülfe eines Verraths der Herzogin v. Etampes, Maitresse Franz I. die Uebergabe von St. Dizier zu bewirken. Als hierauf die Verwüstung von Joinville, der schönen Besitzung des Herzogs v. Guise folgte, wurde er durch Vereinigung mehrerer Herrschaften zu einem Marquisat entschädigt. Indessen drangen die Kaiserlichen bis Chateau-Thierry vor. Paris gerieth in Schrecken. Der König durchritt mit Guise alle Gassen, um den Muth zu heben. Damals machte der Herzog dem König oft mit seinen sechs Söhnen die Aufwartung. Der zweite Karl überreichte ihm eines Tages theologische Thesen, die Anrede, die er dabei hielt, fand vielen Beifall. Das Erzbisthum Rheims, die erste frühzeitige Pfründe, ward des Jünglings Belohnung. Endlich im Oktober 1554 beendigte der Friede von Crespy den Krieg. Der Herzog von Orleans sollte Marie, Tochter des Kaisers ehelichen, und entweder Mailand oder die Niederlande nach der Wahl des Kaisers wurden als Mitgift versprochen. Jener Prinz und der Herzog v. Guise begleiteten den Kaiser nach Brüssel. Doch der wenige Monate nachher erfolgte Tod des Prinzen vernichtete die Uebereinkunft, gegen die übrigens der Dauphin auf Betrieb seiner Maitresse Diana v. Poitiers in einer Akte protestirt hatte, welche (sonderbar genug!) Franz v. Guise mit Zustimmung seines Vaters mit unterschrieb. So hatten die Glieder dieser Familie überall die Hände im Spiel! Bald hernach bekam der nämliche Franz v. Guise bei der Belagerung von Boulogne eine schwere Kopfwunde, an deren Heilung Jedermann verzweifelte, ausser einem Wundarzt, der die Spitze der durch den Schädel über dem rechten Aug hinein und beim Genick herausgedrungenen Lanze mit einer Schmiedzange glücklich herauszog, so dass nach Vollendung der Kur nur

eine Narbe zurückblieb (p. 153.). Er eilte bald rüstig ins Feldlager zurück. Doch erreichte jetzt der Krieg mit England nicht durch Siege, sondern durch einen Vertrag sein Ende, kraft welchem Heinrich VIII. Boulogne gegen Bezahlung von zwei Millionen Francs an Frankreich abtrat. — Im folgenden Jahre (den 3. März 1547) starb Franz I., erst 52 Jahre alt. Er soll seinem Nachfolger empfohlen haben, den Conetabel von Montmorency nicht an den Hof zurückzurufen, aber auch dessen Nebenbuhler, die Guise, von den Geschäften zu entfernen. Heinrich II. allen Vergnügungen und der Liebe von Prachtfesten und üppiger Verschwendung hingegeben, that gerade das Widerspiel. Er berief den Conetabel zurück und schenkte den Guisen ein beinah' unbeschränktes Vertrauen. Der Vater (Claudius) wurde zwar beseitigt. Desto unbeschränkter wurde aber der Einfluss der zwei Söhne Franz (Aumale) und Karl (Erzbischof von Rheims und bald hernach Kardinal). Man sagt, der erfahrene und nüchtern gesinnte Vater, der noch bis am 12. April 1550 lebte, habe die beiden Söhne, wenn sie sich in den Rath des Königs begaben, bis an die Thür begleitet, ohne selbst über die Schwelle zu schreiten (p. 160.). Wenn Franz die Zuneigung des jungen Monarchen durch ritterlichen Glanz und den Ruf grosser Tapferkeit gewonnen hatte, so stand ihm Karl, reich begabt an Geist und Bildung längst nahe, da er ihm als Mentor beigegeben worden. Beide waren überdies bedacht, seine Gunst dadurch zu fesseln, dass sie der Diana v. Poitiers, vor welcher die Königin (Catharina v. Medicis) völlig im Schatten stand, emsig den Hof machten. Ein Bruder der beiden Guise (Mayenne) hatte die älteste Tochter der Diana geehlicht, und der Erzbischof Karl war sogar ein paar Jahre ihr Tischgenoss gewesen, sich eine eigene Haushaltung versagend (p. 166.). Auch gab er ihr jetzt den Rath, alle hohen Aemter mit ihr ganz ergebenen Personen zu besetzen, und so wurden ihre Inhaber Geschöpfe des Kardinals. Doch blieb das Streben bei den Brüdern, den Conetabel von seiner Stelle zu verdrängen, vergeblich. Uebrigens wurden alle Würden, Gehalte und Vergebungen Spielzeuge der Gunst und die Beute von Hofränken, die Guise wussten sich den besten Theil davon zuzuwenden. Jetzt kam die Sitte auf, dass Alle, die dem Hofadel angehörten, alle Morgen beim Aufstehen des Königs erschienen und der Vornehmste das (schmähliche) Vorrecht erhielt, ihm das Hemd zu reichen. Prächtige, aber gefährliche Turniere kamen wieder in Gang. Die Guise suchten in Allem den Vorrang und drängten sich sogar mit Erfolg in den der Prinzen von königl. Geblüt. Alles lag zu ihren Füssen, selbst die Gerichte buhlten um ihren Schutz. Allen zugänglich, im Umgang freund-

lich, gegen Diener wohlwollend und freigebig, war Franz stets bedacht, sich durch Wohlthaten und Dienstfertigkeit Viele zu verbinden. Als ernste Unruhen in Angouleme und Bordeaux ausbrachen, wusste Franz, der nebst Montmorency mit ihrer Beschwichtigung beauftragt wurde, eine grosse Milderung der scharfen Strafverfügungen des letztern auszuwirken, wodurch er sich beim Volke sehr beliebt machte (p. 195.). Die Angelegenheiten von Schottland beuteten die Guise immer mehr zu ihrem Vortheil aus, weniger zu dem von Frankreich. Sie fädelten es ein, dass die erst sechsjährige Marie Stuart, einzige Tochter der königlichen Witwe (Tante der Guise) dem Dauphin bestimmt, und zur Erziehung an den französischen Hof geschickt wurde. — Der Kardinal Karl bat um eine Sendung nach Rom, um Paul III. zu einem Bündniss gegen den Kaiser zu bewegen. Dort sah er oft den Stifter des ganz neuen Jesuitenordens und nahm dessen Ansuchen, dass er den Namen eines Beschützers des Ordens sich möchte gefallen lassen, freundlich auf. Auch stellte er im königl. Rath auf Zulassung desselben in Frankreich den Antrag. Dem Pabst gab damals ein Aufruhr in Neapel wegen Einführung des Glaubensgerichts Hoffnung, diese Krone von Spanien loszureissen, wofern ihm Frankreich dazu beistehe. Die Guise gingen wirklich in die Falle, als ihnen Paul III. vorspiegelte, wie leicht es dem König wäre, Neapel zu erobern. Der Hintergedanke der Guise soll gewesen sein, die Krone einem der ihrigen zuzuwenden, etwa zugleich dem Oheim (Kardinal Johann) zur Tiare den Weg zu bahnen. Als Mittel zum Zweck suchte der Kardinal Karl ein Bündniss zwischen dem heiligen Stuhl und der ottomanischen Pforte zu stiften. Nebenbei gelang es ihm zu Rom seinem Bruder die Verbindung mit Anna v. Este, Tochter des Herzogs v. Ferrara, welche von König Sigismund III. von Polen war nachgesucht worden, zu verschaffen. Obgleich sich dem Bündniss zwischen Frankreich und dem neunzigjährigen Pabst zu Paris starke Bedenken und gewichtige Gegner entgegensetzten, kam es doch zu Stande. Franz v. Guise wurde mit der Ausführung beauftragt. Der Pabst starb aber, ehe sie möglich ward. Sein Nachfolger Kardinal del Monte (Julius III.), dem Kaiser zugeneigt, betrat friedlichere Bahnen. Bald hernach (1552.) zog die von Moriz von Sachsen gegen Karl V. gebildete Verschwörung die ganze Aufmerksamkeit des französischen Hofs auf sich. Der Kardinal Karl von Lothringen, der dessen Politik lenkte, trug kein Bedenken, durch ein Bündniss mit Moriz zu Gunsten der deutschen Protestanten Frankreich auf Kosten des deutschen Reichs zu vergrössern, während im eignen Lande die Edikte gegen die Hugenotten, durch das den Dominikanern anver-

traute Glaubensgericht unterstützt und noch verschärft wurden. Die Leitung der neuen Kriegsunternehmung bot Franz v. Guise neue Gelegenheit sich geltend zu machen: zuletzt beschränkte sich freilich die Frucht des Kriegs auf die Erwerbung der Hoheit über die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, während sich Heinrich II. davon auch die Eroberung des Elsasses versprochen hatte. Selbst die Erwerbung jener Bisthümer wurde Frankreich erst gesichert, nachdem die grossen Anstrengungen des Kaisers zur Wiedereroberung von Metz durch das Talent des Herzogs v. Guise waren vereitelt worden. Dies war die grösste und erfolgreichste Waffenthat dieses Feldherrn, indem sie Frankreich vor grosser Gefahr rettete und viel zu dem Entschluss Karls V. beitrug, seine Krone niederzulegen (p. 289. 290. 325.). Sein Glück ward durch nichts verdunkelt, als durch die Eifersucht zwischen ihm und Montmorency und Coligny, die jetzt heftiger als je zum Vorschein kam. Der Kardinal griff, um die Kriegskosten zu decken, zu verderblichen Massregeln, zu grosser Vermehrung verkäuflicher Stellen in den Gerichten und der Verwaltung und zum Loskauf der Gabelle in einigen Provinzen. Sein Augenmerk in Italien ging vorzüglich auch dahin, Julius III. vom Kaiser abwendig zu machen. Allein des Pabsts Tod trat dazwischen, und sein Nachfolger, der friedfertige milde Marcell II., kein Geschöpf der französischen Politik, starb schon 21 Tage nach seiner Wahl. Nun folgte aber Paul IV., und sein und seiner Familie (Caraffa) unbegrenzter Ehrgeiz eröffnete dem der Guise glänzende Aussichten. Paul, ganz von dem Verlangen beseelt, Oesterreich aus Italien zu verdrängen, seinem Stuhle die Herrschaft darüber, und den Caraffa's Fürstenmacht und die Reichthümer seiner Gegner, der Colonna's zuzuwenden, beeilte sich seinen Neffen an Heinrich II. mit dem Geschenk eines geweihten Wagens und reichverzierten Feldherrnhuts zu senden, um sein Vorhaben eines Friedensschlusses mit dem Kaiser zu durchkreuzen. Zu diesem Behuf bestach der Legat des Königs Maitresse durch alle Mittel, die ihrer Eitelkeit schmeicheln konnten. Die schon unter Paul III. gehegten Entwürfe auf Neapel wurden wieder hervorgezogen. Vergebens zeigten Montmorency und Coligny ihr Gefährliches. Für Heinrich II. war der Schimmer der als leicht in Aussicht gestellten Eroberung zu blendend. Der Kardinal von Lothringen wurde nach Rom gesendet, um das vom Pabst angetragene heilige (?) Schutz- und Trutzbündniss zu verabreden. Gleich nach seiner Ankunft zum päpstlichen Legaten in Frankreich ernannt, brannte er von Eifer dieses Werk schnell zu vollbringen, und drang auf die Annahme der von ihm am 15. Dez. 1555 unterzeichneten Artikel mit einem Nachdruck, als ob das Heil

Frankreichs davon abhienge. Da jedoch am Hofe Heinrichs gewichtige Bedenken sich erhoben, reiste der Kardinal voll Entrüstung dahin, um sie zu zerstreuen, und er ruhte nicht, bis der König den Krieg gegen Spanien beschloss, einen Krieg, wozu er die grossen Kosten in Frankreich nur mit Mühe aufbrachte, und dessen bester Erfolg nur den Guisen Vortheil bringen konnte. Der Herzog Franz, der auch in der Zwischenzeit keine Gelegenheit versäumte, um seine Besitzthümer zu erweitern, und auch eine wirklich königliche Residenz in Paris zu erwerben, stellte sich nun an die Spitze der Unternehmung, der man den Schein einer Befreiung Italiens von Fremdherrschaft lieh. Allein, obgleich sich ihr die Ehrgeizigen, die um Hofgunst buhlten, zahlreich anschlossen, verfehlte sie doch ganz ihren Zweck. Einerseits waren Paul IV. und seine Caraffa's nur auf ihren eigenen Gewinn bedacht, und unterliessen die zugesagten Hülfsleistungen. Anderseits gaben die Gegenanstalten unter der Oberleitung des Herzogs v. Alba Spanien ein entschiedenes Uebergewicht. Die Demüthigung der Guise war ungeheuer, und schien ihrem Ansehen und Einfluss um so verderblicher werden zu müssen, als Montmorency sich täglich mehr in der Gunst des Königs befestigte. Paul IV., ungeachtet seines treulosen Benehmens, drang mit zähem Ungestüm auf den Kriegszug gegen Neapel; während nun der Herzog v. Guise sich dazu anschickte, knüpfte der Neffe des Pabsts geheime Unterhandlungen mit Alba, und das Vorrücken des spanischen Heers in den Kirchenstaat nöthigte bald das französische, sich auf Vertheidigung des letztern zu beschränken, und so dem Pabst die Abschliessung seines Friedens mit Spanien zu erleichtern. Guise wurde an den Hof zurückgerufen und eine Flotte von neun Galeeren wurde von Marseille hinübergeschickt, um den grössern Theil seines Heers abzuholen, während der kleinere über Toskana und Ferrara nach Frankreich kehrte. Der äusserst günstige Friede, den Alba nach den klugen Anweisungen Philipps II. dem Pabst bewilligte, und womit sogar ausgezeichnete Gnadenverleihungen an die Caraffa's verknüpft waren, konnte die Schmach, die auf den Urhebern und Häuptern der französischen Unternehmung lastete, nicht mindern. Und dennoch glückte es der gewandten Klugheit und dem tiefbegründeten Ansehen der Guise, die verderblichen Folgen von ihrem Haus abzuwenden. Der König schrieb sogar dem Herzog, als er in Marseille angelangt war: „jamais maitre ne feut plus content de serviteur que je suis de vous“ (p. 395.). Der Schlüssel zum Räthsel war dieser: Während der Glücksstern des Herzogs in Italien erblasste, war auch der Glücksstern Frankreichs im Norden am Erlöschen. Die spanische Macht stand dort mit der englischen vereinigt,

und ein Held, Philibert Emanuel von Savoyen befehligte sie, die Niederlage der Franzosen zu St. Quentin war vollständig. Coligny musste sich ergeben. Ohne die schüchterne Klugheit Philipps II. wäre Paris gefallen. Das französische Heer musste sich bis Compiegne zurückziehen. Catharina v. Medicis in der Hauptstadt weilend, entfaltete hier zum erstenmal, durch die Gefahr aufgefordert, den Muth und die Entschlossenheit, welche sie später so oft an den Tag legte. Aber auch sie mit den meisten Andern ersah nur in Franz v. Guise den Mann, der Frankreich retten könne. Der Kardinal von Lothringen, noch an der Spitze der Verwaltung, versäumte nichts, um diesem Glauben Geltung zu verschaffen, und traf eilig kräftige Massregeln zur Vertheidigung. Auch die östliche Grenze war bedroht. So geschah es, dass trotz dem völligen Misslingen des Kriegszugs in Italien, dem Herzog in ganz Frankreich und auch am Hof ein Empfang zu Theil wurde, wie nur ein siegreicher Feldherr ihn erwarten konnte. Der König ernannte ihn zum Generallieutnant des Reichs. Er aber fühlte, dass nur ein ausserordentlicher Erfolg diese Auszeichnung rechtfertigen könne. Mit Scharfsinn wählte er dafür die Ueberrumpelung von Calais, dem wichtigen Seeplatz, den England seit mehr denn zwei Jahrhunderten als ein stets offenes Thor nach Frankreich bewahrte. Weil es aber gerade jetzt in sorgloser Sicherheit dort nur eine schwache Besatzung hielt, so konnte diese der französischen Uebermacht bei dem unversehenen Angriff nicht so lange widerstehen, bis eine Flotte ihr Verstärkung brachte. Als diese kam, war Guise bereits Meister des festen Platzes. Bald hernach folgte die Eroberung der Veste Guines. So vom Kriegsglück wieder auf den Gipfel des Ansehens gehoben, sannen jetzt die Brüder Franz und Karl v. Guise nur auf Mittel, ihre Macht gegen jede Gefährdung zu sichern. Dazu wurde von ihnen eine neue Organisirung des Glaubensgerichts nach dem Muster der römischen, welcher der Kardinal Karl vorangestellt wurde, und die Vereinigung der ganzen ungetheilten Militärgewalt in der Hand des Herzogs Franz ersehen. Da der Admiral Coligny sich damals in spanischer Gefangenschaft befand, hatte der Herzog nur den Einfluss seines Bruders d'Audelot zu befürchten, der mit dem Befehl über das französische Fussvolk betraut war. Um diesen hochverdienten Feldherrn, den Heinrich II. sehr schätzte, zu verdrängen, schritten die Guise zur Verdächtigung seiner Gesinnungen, weil er wie Coligny im Rufe stand, der Lehre der Hugenotten zugethan zu sein. D'Audelot wurde entsetzt und verhaftet. Seine Stelle aber erhielt Montuc, ein Geschöpf der Guise. Diese hatten auch, ungeachtet der Vorstellungen ihrer Gegner die wirkliche Vollziehung der Heirath ihrer Nichte

Marie Stuart mit dem Dauphin durchgesetzt, wofür sie selbst die Zustimmung der Königin Catharina v. Medicis gewannen, indem der Kardinal Karl ihr die königliche Vergabung einträglicher Herrschaften verschaffte, und zugleich der ihr verhassten Maitresse ihres Gemahls den Hof zu machen aufhörte. Bei jener Heirath erwirkten die Guise von der jungen Königin von Schottland eine urkundliche Abtretung dieses Landes an den Dauphin für den Fall ihres kinderlosen Hintritts, obschon in dem feierlichen Heirathsvertrag dem schottländischen Bevollmächtigten für diesen Fall die Vererbung an das dazu berechtigte Haus Hamilton war zugesichert worden. — Als hernach der tapfere Vielleville, Befehlshaber zu Metz, dem König einen Plan zur Eroberung der von den Spaniern besetzten starken Veste Thionville vorgelegt hatte, eilte Franz v. Guise ihm den Beginn einer so glorreichen Unternehmung einzubieten, bis er selbst sich als Generallieutnant dazu würde eingefunden haben. Und auch hier strahlte ihm der Glücksstern. Die muthvolle Besatzung wurde zur Uebergabe gezwungen, freilich nach grossen Anstrengungen. Auch Arlon fiel, und Guise wollte jetzt vor Luxemburg ziehen. Da rief ihn aber die Niederlage des bis dahin glücklichen Marschalls v. Thermes, der in Gefangenschaft gerieth, nach der Picardie, um das Vordringen der Spanier abzuwehren. — Inzwischen wurden die Wolken, die sich am Hof über sein und seines Bruders Haupt sammelten, immer bedrohlicher. Während sie Jeden, der ihren Einfluss und Ruhm schmälern konnte, zu beseitigen suchten, war es ihrer Gegner rastloses Bestreben, des Königs Argwohn anzufachen. Dieser, dessen Zuneigung für Montmorency und Coligny wieder im Wachsen war, wozu seine Maitresse das ihrige beitrug, wünschte den Frieden, und betrachtete die Guisen als das Haupthinderniss seines Abschlusses. Er hätte gerne ohne Dazwischenkunft des Kardinals von Lothringen unterhandelt. Um dem zu begegnen, bot jetzt die Witwe von Lothringen, Schwägerin der Guise, die zu Brüssel weilte, ihre vermittelnden Dienste an. Dies machte die Beiziehung des Kardinals unerlässlich. Er und andere französische Unterhändler, worunter auch von seinen Gegnern sich befanden, traten mit den spanischen und englischen zu Cercamp zusammen, wo die Witwe von Lothringen sich gleichfalls einfand. Anfangs führten die Verhandlungen zu keinem Ergebniss als einem Waffenstillstand.

(Schluss folgt.)

René de Bouillé: Histoire des ducs de Guise.

(Schluss.)

Inzwischen entzog der kinderlose Hintritt der Königin Marie von England Philipp dem II. die Unterstützung dieser Macht, und als nun der Congress nach Chateaucambressis verlegt worden, kam es bald zum Friedensschluss. Dieser liess freilich Vieles unerledigt und war tief unter der Erwartung der Guise. Der Herzog bemühte sich aber vergebens den König zur Fortsetzung des Kriegs zu bereden. Die Gegner siegten. Doch entgingen die Guise auch diesmal dem Sturz, indem sie ihr Missgeschick mit verstellter Resignation trugen, auf einen günstigen Umschwung um so sicherer zählend, als die Nation in dem abgeschlossenen Frieden eine schmachvolle Erniedrigung erblickte. Den wirksamsten Hebel für ihre Absichten ersahen sie jetzt in der Furcht, welche sie in Heinrich II. vor dem Wachsthum der Hugenottenpartei erweckten, die sich zu kekerm Hervortreten ermuthigt fühlte. Selbst die Maitresse des Königs brachten sie hiefür auf ihre Seite durch die Aussicht auf den Erwerb der Güter der Ketzer, wenn sie geächtet würden. Ihr (der Diana) Geschöpf, der erste Präsident des Parlaments, verlangte nun vom König ein Strafexempel an den Beschützern der Secte, und der Kardinal von Lothringen soll geäussert haben: das Schauspiel der Verbrennung von einem halb Dutzend derartiger Parlamentsglieder, würde sich ganz eignen, die Hochzeitfeier Philipps II. (der sich dabei durch Alba vertreten liess) mit der französischen Königstochter zu verherrlichen (p. 519.). Bald hernach befahl der König wirklich in öffentlicher Sitzung des Parlaments die Einkerkerung von fünf seiner Glieder. Allein das grosse Turnier, welches Heinrich beim Anlass jener Hochzeitfeier veranstaltete und daran er, trotz aller Abmahnungen, persönlich Theil nahm, brachte ihm den Tod, indem die Splitter des Schafts der Lanze seines Gegenkämpfers Montgommery ihm durch die Augen ins Gehirn drangen. Als sein Nachfolger Franz II., ein schwächlicher Jüngling, von den Guisen begleitet sich zum erstenmal öffentlich zeigte, war Niemand im Zweifel, Frankreich bekomme einen Namenskönig mit zwei wirklichen (p. 526.). —

Hiemit schliesst der erste Band eines Werkes, dessen baldiger Fortsetzung und Vollendung wir entgegensehen dürfen. Referent erlaubt sich in Hinsicht der Bearbeitung des reichhaltigen Stoffes nur ein paar Bemerkungen, die er der Erwägung des Verfassers empfehlen möchte. Ihm scheint nämlich erstens, dass die klare Auffassung der mannigfaltigen Thatsachen und die Uebersicht derselben dem Leser sehr erleichtert würde, wenn jedem Hauptstück eine genaue Angabe seines Inhalts vorangesetzt wäre, so wie es in dem dem Band angehängten Inhaltsverzeichniss wirklich geschehen ist. Die jetzt den Hauptstücken vorgesetzten Ueberschriften sind zu kurz und unbestimmt, um von dem Inhalt einen hinlänglich bezeichnenden Begriff zu geben. — Sodann hat der Verfasser eine Menge Stellen, wie sie den Urkunden alter Chroniken entnommen sind, wörtlich in ihrer veralteten Sprache in den Text aufgenommen. Zuweilen und wenn solche Stellen klar und deutlich die Sache ausdrücken, ohne dass sie einer kritischen Auslegung bedürfen, mag ihre wörtliche Aufnahme in den Text recht passend seyn, indem sie die Sache kräftiger im Sinn und Geist der Zeit bezeichnen. Sonst aber und in der Regel dürften dergleichen Stellen wohl füglicher in Anmerkungen unter dem Text ihren Platz finden.*)

Constanz. **J. H. v. Wessenberg.**

Handwörterbuch der lateinischen Sprache. — von Reinhold Klotz, Professor an der Universität zu Leipzig. — in zwei Bänden. — Vierte Lieferung: Augustus — Cerasum. — Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann. — 1849. — Bogen 40—52; S. 625—832. mit gespaltenen Columnen.

Mit Vergnügen zeigt Referent die Fortsetzung eines Werkes an, dessen allmähliches Erscheinen in keine den Wissenschaften, und besonders den philologischen Studien, ungünstigere Zeit hätte fallen können: er freuet sich der Ausdauer des Verfassers und des Verlegers, welche,

---

*) Dass der Herr Verfasser in seiner geschichtlichen Darstellung das Interesse Frankreichs nie aus dem Auge verliert, wer dürfte ihm dies verargen? wenn er aber S. 507 von der Investitur spricht, welche Paul IV. dem Kaiser Ferdinand I. verweigert habe, so ist dies ein Missverstand. Denn im deutschen Reich konnte von einer Belehnung des Kaisers durch den Pabst nie die Rede seyn. Anm. des Ref.

Jeder an seinem Theile eifrigst bemüht sind, dieses nicht für den Augenblick, sondern für eine bedeutende Zeitdauer bestimmte Werk seiner Vollendung näher zu führen. Auch sieht er mit Vergnügen, dass der Verfasser zwei Punkte, die Manchen bedenklich machen konnten, in Erwägung gezogen hat, und auf der Rückseite des Umschlags, unter der Aufschrift „zur Beachtung" bespricht. Er hat nämlich erkannt, dass eine grosse Raumersparniss eintreten müsse, wenn das Werk die festgesetzte Zahl von 200 Bogen nicht übersteigen soll. Er habe desswegen, sagt er, bereits im zweiten, noch mehr aber im dritten Hefte, besonders bei grössern Artikeln, die äusserste Vorsicht auch hierauf verwandt, und das Publikum werde sich durch das dritte und mehr noch durch dieses vierte Heft überzeugen können, dass diese Schwierigkeit, Zweck und Plan des Werkes der gegebenen Räumlichkeit anzupassen, bald vollkommen beseitigt seyn werde. Wir halten diese Beseitigung nicht für unmöglich, obgleich noch immer einige Ungleichheit der Behandlung grösserer Artikel, wenn man Anfang und Fortgang mit einander vergleicht, hervortreten wird: aber es wird fortwährende Bemühung nothwendig seyn, um das reiche Material, trotz der gebotenen und vorgesetzten Beschränkung, dennoch zu bewältigen. Der zweite Punkt ist der langsame Fortgang der Arbeit, der die Vollendung des begonnenen Werkes in eine sehr entfernte Zeit hinausrücken zu wollen schien. Ursache davon war theils die von der Nothwendigkeit gebotene Bemühung, den ersten Uebelstand zu heben, theils die gegenwärtige Zeit mit ihren Einflüssen, deren sich Niemand ganz zu erwehren vermag. Dagegen hat nun der Verfasser ein ihm glücklich gelungenes Mittel ergriffen, nemlich dass er es zu bewirken wusste, durch die Mitwirkung gleich tüchtiger Arbeitskräfte unterstützt, den Fortgang des Werkes zu sichern, ohne der Gleichmässigkeit der Arbeit selbst Abbruch zu thun. Dieser Erklärung zufolge dürfte jetzt (Mitte Augusts) die Erscheinung des fünften Hefts nahe bevorstehen, da die Erklärung vom 30. März d. J. datirt ist, und dasselbe im Laufe dieses Sommers ausgegeben werden soll. Das Verhältniss dieses Heftes zu den früheren Heften, so wie zu dem grössern Werke von Freund und dem kleineren von Georges ergibt sich aus folgenden Zahlenverhältnissen: Von Augustus bis Cerasum hat das Werk des Hrn. Prof. Kl. 208 S.; das des Hrn. Dr. Fr. 234 S.; das des Hrn. Dr. G. 230 S. Die Seiten sind aber nicht gleich. Die Buchstabenzahl verhält sich zwischen Kl. und Fr. wie 5 zu 4, auf jeder Seite, zwischen Kl. und G. wie 6 zu 5. Folglich wird Hr. Kl. auf 200 Bogen bedeutend weiter kommen, als die beiden Andern.

Wir wenden uns nun zu dem vorliegenden Hefte selbst, um eine Anzahl von Bemerkungen hier nieder zu legen, einige Berichtigungen oder Vervollständigungen vorzuschlagen oder einige Zweifel auszusprechen.

Gleich unter Augustus würden wir bei der Bemerkung, dass man zu dem Titel Augustus seit Probus (in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts) perpetuus und später semper (Romani Imperii semper Augustus) hinzugefügt habe, angedeutet haben, dass dies in Folge der Ableitung des Titels von augere geschehen sey. — Ebend. S. 625. a. b. unter aula wird zweimal wegen der Form aulaï Virg. Aen. 3, 356. citirt, es ist aber 354, und dort hat der Cod. Med. und die Ausgg. v. Wagner aulai medio, nicht aulai in medio; auch die genau nach dem Cod. Med. abgedruckte Ausgabe von Ambrogi (Roma, 1756. f. m.) hat das in nicht. — Unter aulax ist richtig das Griechische αὖλαξ angegeben. Es könnte aber schon hier (doch wird es der Verf. wohl bei ὁλκός angeben) angedeutet seyn, dass in dem griechischen Worte, das ausser αὖλαξ auch noch ἄλοξ heisst, überdies noch in der dritten Form ὁλκός nicht blos das lateinische sulcus, sondern auch das deutsche Furche steckt. — Unter auritulus, wie bei mehreren Wörtern dieser Art, fiel uns auf, dass der Verf. schreibt, das sey ein Diminutivum, während man jetzt sonst allgemein Deminutiva schreibt. Ob er wohl den Unterschied zwischen d e minuere und d i minuere, den man macht, nicht gelten lässt? So, um noch eine Kleinigkeit dieser Art zu berühren, fiel uns auch auf, dass er sagt (S. 630. unten) Gold als Minera l i e (Singular von Mineralien). Wir haben eine ganze Anzahl Wörter im deutschen, die lateinischen Adjectiven auf — alia nachgebildet sind, z. B. Bacchanalien, Casualien, Normalien, Marginalien, Sponsalien, Temporalien, Victualien u. a. Einige bilden Singulare auf al, z. B. das Bacchanal, das Mineral, Original, andere mit ale, das Temporale, Casuale, Normale, also im Grunde das lateinische Neutrum: aber auf alie nicht. Solche Wörter aber so zu bilden, wie man Injurie, Furie, Linie, Materie bildet, scheint nicht statthaft. — Unter aurum S. 630. b. (a. med.) führt der Verf. aus den XII Tafelgesetzen an: quoi auro dentes vincti esunt (f. erunt). Ref. hat in seiner Ausg. des Cic. de Legg. II, 24, 60. bei der er viele Handschrr. verglich, es c u n t gegeben: und so auch Orelli, Nobbe (S. Lectt. Cicc. I, p. 7.), Gifanius (im Ind. zum Lucret. v. escit, oder Lucret. Conlectanea), Forbiger zu Lucret. I, 629. p. 200. Die Schreibung esunt hat übrigens auch ihre Berechtigung, so wie das von J. Bake an der Stelle des Cic. de Legg. gegebene essent (vgl. Dirksen über die Zwölf-Tafel-Fragmente S. 690. Struve über die lat. Declin. u. Conj. S. 62. und K.

L. Schneiders ausf. Lat. Gramm. I. Elem. Lehre I. S. 342.): ob aber in der angeführten Stelle esunt auch urkundliche Berechtigung hat, weiss Ref. nicht. — Gleichfalls unter aurum (S. 630. a. a. med.) wird Virg. Aen. III, 56. citirt, und ohne Zweifel das bekannte auri sacra fames gemeint: dies steht aber v. 57. — Unter auspex (S. 632. b.) braucht der Verf. bei einer Erklärung das Wort Gebehrde. Wir würden, da das Wort von gebaren kommt, das Göthe als Substantiv gebraucht, Gebärde oder Gebährde schreiben, wie man Gefährde, nach dem alten befahren schreibt, das Schiller im Gang nach dem Eisenhammer für befürchten braucht. — Wenn Hr. Kl. unter auspicium (S. 632. b. unten) sagt, bestimmter sage Plin. 7, 56. (57.), 203. auspicium avium, so wäre besser gesagt, wie er sich unter augurium ausdrückt (specieller sage Plin. a. a. O. augurium ex avibus), auspicium habe man oft auch von Vorbedeutungen gebraucht, wobei keine Vögel vorkommen, also sey es auch specieller gesagt, wenn Plinius das von Vögeln meine. Auch lässt er unter augur und auspex die alten Abtheilungen von avigerium und avispicium gelten. Unter beiden Wörtern führt er überdies den Vers des Ennius aus Cic. de Div. I, 48. an, wo es heisst: dant operam augurio auspicioque, sagt aber nur beim erstern, augurium sei allgemeiner als auspicium. — Unten auf derselben Seite ist citirt aus Cic. ad Att. I, 16, 13. legem bono auspicio claudum hominem promulgare. Hier waren nicht blos der Raumersparniss wegen die Worte claudum hominem wegzulassen, da sie gar keinen Einfluss auf den Gebrauch und die Bedeutung des Satzes haben: bono auspicio legem promulgare, sondern auch, weil sie, so herausgerissen, nur stören. Es heisst auch dort nicht so, sondern quam [legem] ille [Lurco-tribunus pl.] bono auspicio, claudus homo, promulgavit. Wer hier aber spreche, das trägt zum Verständniss der Phrase nichts bei. Bald darauf wird die Phrase auspicium facere angeführt und erklärt: „ein Wahrzeichen geben", und dafür citirt Cic. de Divin. 2, 38, 80: curantem aliis a laeva, aliis a dextra datum est, ut ratum auspicium facere possint? Hier sollte aber die Phrase ratum facere auspicium zusammen gefasst seyn, ratum also nicht adjectivisch genommen werden, sondern participialisch; Jacobs übersetzt: „geltend zu machen." Zweitens heisst es cur autem, und nicht curantem; drittens sollte es wie bei Cicero, Datum est avibus heissen, damit aliis — aliis deutlicher sey. Dagegen steht die Redensart auspicium facere in der nacher citirten, aber nicht ausgehobenen Stelle bei Liv. I, 34. [9.] wo aber eher eine Erklärung nöthig war. Es heisst da: eam alitem ea regione coeli et ejus dei nunciam venisse: circa summum culmen hominis

auspicium fecisse: „Dieser Vogel (ein Adler) habe an dem ragenden Gipfel des menschlichen Körpers (am Haupte des Lucumo) den diesem vom Haupte genommenen Hut demselben wieder aufgesetzt, und dadurch seine Sendung vollzogen (auspicium fecisse): indem er die auf dem menschlichen Haupte ruhende Zierde demselben abnahm, und sie ihm, wie von der Gottheit geweiht, wieder aufsetzte.“ Noch Etwas ist uns an dieser Stelle des Artikels auspicium aufgefallen. Hr. Kl. citirt ementiri auspicia aus Cic. Div. I, 16, 29. und heisst vergleichen Liv. 10, 40, 3. [lies 4.], wo aber auspicium mentiri steht. Acht Zeilen weiter unten citirt er mentiri auspicium, führt dafür wieder Liv. 10, 40, 3. an: und heisst Cic. Div. I, 16, 29. vergleichen, wo das obige ementiri steht. — Unter aut finden wir den Unterschied dieser Partikel von vel und sive recht gut angegeben: aber damit er nicht willkührlich erscheine, sondern sich an etwas Erfasstes, Begriffenes anknüpfe, so hätten wir bei aut auf das Griechische αὖ und αὖτις und dessen Grundbedeutung aufmerksam gemacht, so wie bei vel und sive auf deren wahrscheinliche Wurzel, den Imperativ vel von volo, wie es Freund und Georges nehmen, und Ref. schon seit vielen Jahren als seine Ansicht, zur Erleichterung des Auffassens jenes Unterschiedes seinen Schülern mitgetheilt hat. — S. 636. p. med. ist die aus dem Amphitruo des Plautus citirte Stelle nicht 2, 2, 156, sondern 150. — Wenn Hr. Kl. unter autem (S. 639. a. oben) zu der Stelle Cic. am. 7, 24. Fannius ... Nos autem a te potius — bemerkt, Madvig habe aus einer Handschrift nos vero hergestellt; so scheint er es zu billigen. Ref. will nicht behaupten, Cicero habe nicht mit gleichem Rechte nos vero, versichernd, sagen können. Aber wenn die von M. verglichene Handschrift nicht ganz besonders gut ist, so möchten wir doch, als Gegensatz zu den unmittelbar vorhergehenden Worten des Lälius, autem vorziehen: wenn es nicht gegenwärtig überhaupt rathsamer ist, dass der Deutsche dem Dänen nachgebe. — Ein seltsamer Druckfehler steht auch auf derselben Seite (post. med.), wo in einer Stelle aus Plaut. Amph. 3, 2, 18. ein WPP. (statt IVPP.) sprechend angeführt ist. — Unter aveo S. 643. p. med. citirt Hr. Kl. Hor. Sat. I, 4, 87: e quibus unus avet quavis aspergere cunctos. Wir hätten das nicht gethan, obgleich der Verf. sagt: „avet,“ ist nach Herzenslust damit beschäftigt, „passender, als amet“: und somit es mit Düntzer hält, welcher sagt: „es bezeichnet das eifrige Verlangen.“ Nach unserer Ansicht ist Bentlei's amet aus grammatischen Gründen und solchen, die im Sinn liegen, vorzuziehen, die wir nicht besser auszudrücken wissen, als es Heindorf, und noch ausführlicher und noch besser Orelli

in seiner grössern Ausgabe (der zweiten, verbesserten und vermehrten vom J. 1844.) gethan hat, auf die wir der Kürze wegen verweisen. Sogar Cuningham, Bentlei's Gegner, hat amet aufgenommen: auch Sanadon, Valart (der es auch in 2 Handschrr. fand), der jüngere Bentlei (Thomas B. Cantabrig. 1713. 8.), Baxter, auch J. E. Jahn empfahl es, ob er gleich in der Ausg. von 1827. avet beibehalten hat, welchem auch Fea das Wort redet, wiewohl nicht überzeugend. — Unter aversim (S. 644. a.) führt der Verf. an, dass Andere an der angeführten Stelle adversim lesen. Consequenter Weise müsste nun das letztere Wort auch in der Reihe stehen: aber es fehlt. Forcellini hat es. — Unter aversor (S. 644. b. sg.) steht sehr überflüssig, aversari werde auch mit doppeltem Accusativ construirt z. B. aversari aliquem ut paricidam liberûm (Liv. 3, 50, 5); und aus Curtius 8, 7, 13: aversari Philippum patrem: denn solche zwei Accusative kann jedes transitive Verbum haben, z. B. laudare aliquem (mit oder ohne ut) auctorem, creare aliquem regem, welches im Grunde nichts als Appositionen sind, wogegen wir zwei Accusative nur bei solchen Verbis besonders anführen würden, wo wirklich zwei Objecte sind, z. B. docere aliquem linguam latinam, rogare aliquem sententiam u. dgl. — Zu averto unter der Bedeutung: „eine Sache oder eine Person abwenden“ sagt der Verf. es werde auch absolut gebraucht, und führt dafür an Caes. B. G. V, 44: avertit hic casus vaginam. Wir können aber eine Breviloquenz, bei der sich aus der Umgebung leicht erkennen lässt, von was denn Etwas abgewendet werde, keinen absoluten Gebrauch nennen; eben so auch, wenn avertere pecuniam publicam so steht, dass man nothwendig in rem suam von selbst dazu denkt. Wir sehen indessen aus dem Artikel avidus, dass der Verf. eben dann, wenn das zu Ergänzende sich von selbst versteht, sobald es nicht dabei steht, einen absoluten Gebrauch eines Wortes annimmt: denn er sagt S. 647. a. a. med.: absolut und nach dem Zusammenhang zu deuten. — Wenn man schon die Grammatik nicht in das Wörterbuch einschalten soll, damit der Lernende sich nicht gewöhne, das Wörterbuch als Grammatik zu brauchen und sich dadurch das Studium der Grammatik ersparen zu wollen, so wäre doch bei der Construction von avidus mit dem Infinitiv die Bemerkung nicht überflüssig gewesen, dass die Dichter und die deren Sprachgebrauch nachahmenden Prosaiker diese Construction den Griechen abgeborgt haben, und dass z. B. Ov. Metam. 10, 472. avidus cognoscere (für cognoscendi) gerade so gesagt ist, wie bei Virgil Aen. II, 10 sed si tantus amor casus cognoscere nostros. — Bei Bacchanalis, S. 651. b. steht a, Adj., was wohl e heissen soll. — Un-

ter Bacchius sollte nicht blos angegeben seyn, dass dieser Versfuss bei Terentianus Maurus so — — ᴗ, und bei Quintilian so ᴗ — — aussehe, sondern auch, dass die letztere Form, die als geltend angenommene sey, die erste aber bei den meisten Metrikern den Namen Antibacchius oder Palimbacchius habe. — S. 653. a. med. bei baculum konnte auch angedeutet seyn, dass das Wort durch den absoluten Stamm ΒΑΔΩ zugleich mit dem Lateinischen vado verwandt sey. — S. 659. a. unter barbarus (post med.) steht die Stelle aus Cic. Or. 48. nicht §. 1660, sondern 160: auch heisst es dort Graecam nicht Graeciam. — Unter bellum S. 667. b. post med. dürfte auch neben renovare bellum noch de Rep. VI. ii. (Somn. Scip. 2.) renovare pristina bella angeführt seyn. — Wenn der. Verf. S. 665 a. med. aus de Rep. 2, 32. extr. schreibt: magnaeque res temporibus illis — belli gerebantur, wie der Cod. Vat. rescr. bietet, und Weissenborn Synt. d. lat. Spr. (Eisenach, 1835.) §. 122. p. 136. will, auch Ang. Majus in der ersten und zweiten Ausg. hat, und Osann beibehält, so steht dem Ref. doch die Stelle bei Cicero zu einzig da, und er bereut es noch nicht, belli d o m i que vermuthet und aufgenommen zu haben. Erstlich kann ja ganz leicht durch Versehen das zweite Wort ausgefallen seyn; zweitens passt es recht gut her, da von der ganzen Staatsverwaltung, nicht blos vom Kriege, in diesem Capitel die Rede ist; drittens beweisen die bei Osann aus Ruddimann. Inst. II. p. 274 angeführten Beispiele aus Plautus und Terentius (aus des letztern Heaut. I, 1, 60.) wohl für Cicero nichts. Feldbausch in seiner lat. Gramm. sagt geradezu §. 507. Zus. 1., belli stehe nicht ohne domi, und Krüger schwankt in seiner Gramm. d. lat. Spr. §. 386. Zus. 1. p. 518, wo er nur in der Note halb zugibt, was er im Texte bestimmt verneint. — Unter bellus fehlt S. 663. b. a. med., in der Stelle des Catullus 3, 14. malae tenebrae orci, omnia bella devoratis, das Wort quae vor omnia. Unter belua (Lin. 6) können wir den Ausdruck „ein ungestal t e n e s Thier“ nicht billigen, noch weniger als bei Georges im deutsch-lateinischen Wörterbuch u n g e s t a l t e t. Das alte Adjectiv heisst u n g e s t a l t; es war also zu sagen „ein u n g e s t a l t e s Thier.“ Es verhält sich damit wie mit dem alten Adjectiv u n g e s c h l a c h t, z. B. ein u n g e s c h l a c h t e r G e s e l l e, welches einmal ein Uebersetzer des Shakespeare, um einen fünffüssigen Jambus zu bekommen, zu grosser Ergötzlichkeit seines Recensenten so zerdehnte: „Fort mit dem ungeschlach t e t e n Gesellen.“ — Ebd. In der Stelle aus Plaut. Aulul. 3, 6, 26. steht ganz unverständlich magis c u r i o n e m nusquam esse beluam für c u r i o s a m; und unten in der Stelle von der Scylla aus Liv. 29, 17. steht

Bestis et belua immanis, wo es nicht etwa bestia, wie man vermuthen könnte, sondern pestis heissen muss. In dem Artikel bene S. 670 b. kommt die Wendung bene agere cum aliquo und bene agitur inter aliquos oder cum aliquo zur Sprache, und wird die Bedeutung gut handeln, nach Recht und Billigkeit verfahren, angegeben. Hier müssen wir zuerst bemerken, dass das „oder“ nicht am rechten Platze ist, denn es ist ein grosser Unterschied, ob man inter zu agitur setze oder cum; zweitens kann zwar in der Stelle Valer. Max. 5, 3, ext. 3. bene egissent Athenienses cum Miltiade wohl (wie Herr Kl. sagt) „von guter Behandlung“ gebraucht werden, aber nicht das daneben gestellte ad Famm. 5, 18: ut optime cum eo actum videatur, qui etc., wozu citirt wird: ago II, b, ε, wo sich aber gar keine solche Rubrik findet, sondern dieselbe Phrase unter III, 3, b. ε. S. 258. a. post med. und auch mit der Bedeutung gut (oder übel) verfahren mit Einem, steht. Es heisst aber bene mecum agitur in der Regel s. v. a. ich darf mich wohl glücklich preisen, oder ich kann von Glück sagen, oder ich darf mir Glück wünschen, dass u. s. w. — Gleichfalls unter bene S. 671. b. med. ist aus Terent. Hec. 3, 5, 11. citirt: Vixit, dum vixit bene. Ref. möchte nach dem Zusammenhange lieber interpungiren: vixit, dum vixit, bene, welches natürlich nichts Anderes bedeutet, als bene vixit, dum vixit, und darauf deutet doch gewiss das Vorangehende, was Pamphilus sagt: Sane hercle homo voluptati obsequens fuit, dum vixit: et qui sic vivunt, haud multum haeredem iuvant, sibi vero hanc laudem relinquunt: vixit, dum vixit, bene. Das heisst wohl sicher: Sein Leben war, so lang' er lebte, ein Wohlleben (wohl Leben). Ohne das zweite Komma wäre die Sentenz: so lang' er wohl lebte, lebte er, (länger nicht): etwa wie in dem Schiller'schen Gedichte: Thekla, eine Geisterstimme: „nur so lang sie liebten, waren sie“; oder das Oxymoron in Fr. Schlegel's ewigem Juden: „Mein Leben ist kein Leben.“ Die meisten Ausgaben, auch Lindenbruch und Bentlei, interpungiren, wie wir; wie Herr Kl. aber Bruns in der Ausgabe mit Ruhnken's Dictaten (Halle, bei Renger, 1811.). Zu S. 672 a. oben bemerken wir, bei 2), dass hier unter den Bedeutungen von bene auch das ironische ziemlich, in der Bedeutung von recht sehr, wenn es bei einem einen Tadel aussprechenden Adjectiv steht. — Seite 672 b. hätten wir (nach 1. benedicta herba) nicht 2. benedictum als ein neutrales Substantiv gestellt, aus der Stelle Cic. Brut. 93, 322: philosophiam - matrem omnium benefactorum beneque dictorum. Schon die beiden letzten Worte mussten mahnen, auch bene factorum zu schreiben, wie auch Ellendt, Beier, Peter und Orelli in beiden Gesammt-

ausgaben geschrieben haben. Zu S. 673. a. oben: Warum wurde wohl in dem Verse des Ennius bei Cic. de Off. 2, 18, 62: bene facta male locata male facta arbitror der Vers durch Einschiebung von esse (vor arbitror) zerstört? — Unter beneficium S. 673. a. unten ist eine Stelle aus Plinius (H. N. 2, 7. [5.] 14.) ausgehoben, aber so, dass man meinen könnte, Plinius rechne das beneficium unter die vitia hominum; nemlich Innumeros quidem credere (deos) atque etiam ex vitiis hominum, ut Poenam et Beneficium (,) maiorem ad socordiam accedit. Es heisst aber dort ex virtutibus vitiisque hominum. — S. 673. b. med. wird deferre beneficium aus Cic. de Off. I, 15, 45 citirt, da steht aber conferre benef., jenes erst §. 49. — S. 675. b. oben wird bei benigne facere verglichen „unser" ein Gütliches thun. Das Deutsche hat aber hier auch ein Adverbium, denn wir sagen: Einem gütlich thun und sich gütlich thun. — S. 676. b. unter beatus (und S. 677. a.) vermisst Ref. die bestimmte Hindeutung auf den Begriff von beatus, wonach in den verschiedenen Systemen der Philosophen der Weise vorzugsweise beatus genannt wird, weil sein Zustand, sein Befinden, seine Gemüthsstimmung ihm das Gefühl seiner Annäherung zum Göttlichen gibt. Diess sollte herausgehoben sein, damit erkannt werde, die übrigen Bedeutungen seyen die weniger eigentlichen und bloss von äussern Zuständen, von Wohlgefühl und Genuss gebraucht, hyperbolisch. — S. 680. a. gegen das Ende wird aus Dig. XIX, 1, 4. citirt: esse bibere, ut oportet, wo nach esse (für edere) ein Komma stehen sollte. — S. 685. b. oben wird falsch citirt Macrob. serm. Scip. statt somn. Scip. I, 6. prc. — S. 687. a. Wenn es unter bis heisst, es sei zusammengezogen aus duis, und dazu angeführt wird Cic. Or. 15. 153: ut duellum bellum contrahebant [poetae] et duis bis, sic Duellium — Bellium nominaverunt; so war diess an seinem Platze: aber auch die Bemerkung sollte angedeutet seyn, dass diess eine eigentliche Zusammenziehung (wie der Imperativ ama, mono aus amae, monee ist) nicht sey, sondern ein schnelles Zusammenaussprechen des äolischen δϝίς, dvis, mit Wegwerfung des Zungendrucks und blosser Aussprache des Digamma's, da v und b, wie jetzt noch im Spanischen, sehr ähnlich lautete, wie bei der Inschrift auf dem Grabmal des L. Scipio, Sohns des Scipio Barbatus (bei Orelli Inscrr. T. I. p. 149. Nr. 552.) das scheinbar viersylbige Wort duonoro (DVONORO) eben das dreisylbige bonorum ist, also so wenig eine Contraction, als wanken aus schwanken, the wings aus Schwingen, und eine Menge ähnlicher Wörter. — Unter biduum sagt der Verf. S. 682. b., den Ausdruck bidui spatio abesse in einem Briefe des Plancus bei Cic.

ad Famm. 10, 17, 1. mit dem Ciceronischen ad Att. 5, 16, 4. und 5, 17, 1. aberant bidui, aberam bidui vergleichend, das bidui sey s. v. a. biduoi = biduo: unter absum dagegen S. 45. b., diese (eben die angeführten) Genitive seyen durch Ellipse herbeigeführt, bei deren Ergänzung man e b e n s o w o h l an den Accusativ wie an den Ablativ (also an spatium wie an spatio) denken könne. Und das meinen wir auch; aber es passt nicht recht zu der bestimmt ausgesprochenen Behauptung unter biduum. — S. 691. b. wird unter blandus aus Lucret. 2, 846. liquor blandus amaricini angeführt. Dieselbe Stelle wird aber unter amaracinum S. 339. b. richtiger geschrieben. Unter demselben Artikel will es uns (1, b, β.) scheinen, als sei zu der Stelle des Horatius blandum (Orphea) d u c e r e quercus I, 12, 11 sq. (nicht I, 2, 11 sq.) nicht ganz richtig gesagt, es habe blandus die nähere Bestimmung der Handlung, die man erwirkt, im Infinitiv bei sich. Es sollte eher gesagt seyn, das eine Handlung bezeichnende blandus habe die Wirkung dieses Handelns, nemlich das ducere, im Infinitiv bei sich. Blandus ducere ist der Gräcismus des Dichters für qui blandiendo duxit quercus, d. i. a quo blandiendo ducebantur quercus, denn das duci ist die Wirkung auf die Eichen, das ducere aber ist auch nicht die eigentliche Handlung des Orpheus, sondern deren Folge. Wäre ducere die Handlung, so müsste man denken, der Handelnde bewirke sein Handeln durch sein Handeln, da er doch durch sein Handeln bewirkt, dass Etwas geschieht, das nicht sein Handeln ist. — Wenn unter blasphemia, blasphemo und blasphemus S. 961. b. ganz richtig die griechische Form βλασφημία u. s. w. beigesetzt wird, so wie ebendas. bei blapsigonia βλαψιγονία steht; so war es, nach unserer Ansicht, doch nicht überflüssig, auf den, beiden Formen gemeinsamen, Ursprung von βλάπτειν hinzudeuten, was dem ein Handwörterbuch Benützenden nicht immer beim ersten Anblick klar ist, um so mehr, als man durch Passow's Ableitung des Wortes βλάςφημος von βλάξ, mit Verwerfung des von Schneider angenommenen βλάπτειν, und Pape's Schwanken zwischen diesem und jenem, auf eine falsche Spur geführt werden kann. Wenn die Abkunft des Wortes βλαψιγονία von βλάψις und γόνος (γόνιος) nicht zweifelhaft ist; wenn τερψιχόρη von τέρψις und χορός entsteht, und τειχεσιπλήτης, πηγεσίμαλλος an eine Form wie τερπεσιχόρη denken lässt; so wird man wohl auch bei βλαψιγονία an eine gedehnte Form βλαβεσιγονία, und bei βλασφημία an βλαψιφημία, βλαβεσιφημία, d. i. an gleiche Abstammung beider denken dürfen. — Der Schluss des Artikels blandus bringt die richtige Bemerkung, dass das Neutrum blandum als Objectsaccusativ bei Petron. Sat. 127: delectata

illa risit tam blandum adverbial stehe. Vielleicht war es aber nicht unpassend, darauf hinzudeuten, dass diese Erscheinung, offenbar ein dichterischer Gräcismus, nicht allein stehe und nicht etwa nur bei diesem Schriftsteller vorkomme oder überhaupt bei Spätern. Dazu genügte Hinweisung auf eine Grammatik, z. B. Zumpt §. 267; Feldbausch §. 471. Anm. 5. Denn daran zweifeln wir nicht, dass bei den in solcher Bedeutung vorkommenden Neutris dieser Gebrauch werde angegeben werden, z. B. das Horazische acutum cernere, dulce ridere, dulce loqui, ferner mite, crassum, perfidum ridere, indoctum canere, triste und torvum clamare: so haben wir denn unter dem Artikel aeternum das bekannte Virgilische (Aen. 6, 617 fg.) sedet aeternumque sedebit (wiewohl fataler Weise solet statt sedet gedruckt ist) nebst drei andern Dichterstellen wirklich gefunden, doch denselben Gebrauch aus dem oft genug poetisirenden und gräcisirenden Tacitus (Ann. 12, 28: cum queis aeternum discordant) nicht angegeben gefunden. Uebrigens dehnt sich ohnehin dieser Sprachgebrauch weiter aus, als man gewöhnlich annimmt, da genau genommen auch ceterum, plurimum, potissimum, sublime, recens, multum, nimium, ja auch parum, und, wenn man noch weiter gehen will, primum, iterum und ähnliche, endlich auch rursum, deorsum (revorsum, devorsum) hierher gehören. — S. 691. b. dürfte bei blatero an das deutsche plaudern erinnert seyn: wie denn der bekannte Abraham a S. Clara in seinem „Merks Wienn“ anstatt Plauderzunge, Bloderzung geschrieben hat. Vergleiche auch des grossen Sprachkenners der deutschen Sprache, J. L. Frisch, immer noch werthvolles deutschlateinisches Wörterbuch (Berlin, 1741. 4.) unter Plaudern. — Wenn der Verf. unter bonus aus Cicero ad Famm. 13, 16, 1: benevolentia hominum citirt, dürfte Mancher denken, dieses Beispiel gehöre nicht hierher: Doch da Hr. Klotz öfters das Wort, von dem es sich handelt, der Kürze wegen weglässt, überdiess aus Sall. Jug. 5, 5. amicitia bona voraus geht, so wird er, wiewohl nicht ohne Zweifel, an bona benevolentia denken, welches, da es wirklich an jener Stelle, vielleicht einzig an dieser Stelle, so verbunden, steht, hätte beigesetzt werden sollen, etwa mit der Erklärung vera, non ficta, oder, was Gesner zur Erklärung beifügte, seria. — S. 701. a. fällt uns auf, dass der Verf. die Schreibung Bosphorus (ferner Bosphoranus, Bosphoreus, Bosphoricus und Bosphorius) nicht blos voran- und die Form Bosp — eingeklammert beisetzt, als ob sie weniger gut und richtig wäre, sondern auch, was den Gebrauchenden besonders irre machen wird, das Griechische beisetzend, „Βόςφορος oder Βόςπορος“ schreibt, ja noch in einer Schlussanmerkung sagt: „die Schreibung Bos-

phorus stützt sich vielfach auf handschriftliche Autorität, und erscheint [er sagt nicht einmal scheint] durch die griechische Wechselform Βόσφορος gerechtfertigt": wir würden höchstens „entschuldigt" sagen. Mit solchen, wahrscheinlich nicht schlechtern, handschriftlichen Autoritäten kann man auch die Schreibung trophaeum (τρόπαιον), scaena (σκηνή), auch das in Handschriften und in den ersten Drucken so häufige diffinitio für definitio und vieles Aehnliche rechtfertigen. Schreiben doch auch die Neugriechen (s. das Wörterbuch von Anthimos Gazis, Venedig 1809. 3 Bde. in 4.) Βόσπορος, und die Russen nennen daher die Strasse von Jenikale Wosporskoi. Auch nahe am Ende des Artikels Bosphorus spricht der Verf. von dem Küstenstriche, der das Bosphoranische Reich bildete. Ueberall aber steht in den Ausgaben der Klassiker, aus welchen er Bosphoranus anführt, Bosporanus; vor Lambin freilich stand in der Rede de imp. Pomp. 4, 9: Bosphoranis. Uebrigens gibt er unter Byzantium wieder an, es sei eine Stadt am Bosporus. — Zu dem Ausdruck der Kirchenväter brabeum oder brabium, der auch nach dem Verf. das lateinisch geschriebene βραβεῖον (Kampfpreis) ist, bemerkt Ref., dass er in Leyden in einer Vorlesung Wyttenbachs diesen das lateinische Wort praemium damit vergleichen, und sogar als dasselbe Wort bezeichnen hörte: wobei er noch eine Nebenform bravium anführte. — Unter braca oder bracca (gewöhnlich plur. num.) findet Ref. einen Ausdruck, den er weder versteht, noch durch irgend eine Vermuthung klar machen kann. Es heisst da: „Beinkleider, die den grossen Theil des Leibes und „sodann, im einzelnen, bald engeren bald weiteren Dieten (etwa Düten?) „auslaufend, die Beine umschlossen." — Unter breviter S. 707. a. oben führt der Verf. einen Vers des P. Syrus an (334): Iratum breviter devites, inimicum diu. Dieses devites duldet der jambische Senar nicht: auch hat keine Ausgabe, die Ref. bei der Hand hat, diese Schreibung; die Ausg. von Havercamp (Lugd. Bat. 1708. 8.), von Lünemann, von Zell, die Zweibrücker Ausgabe (beim Phädrus) und das Corpus omnium vett. poett. latt. (Aurel. Allobr. 1640. 4.) p. 567. haben alle vites, und so muss es auch heissen. — S. 708. a. ist das Alexandrinische Bruchion oder Bruchium seltsam gemischt Bruchiom geschrieben. — Unter bruma vermissen wir die vom Verf. sonst so reichlich gesetzten Epitheta, z. B. das französische iners, das virgilische horrida, und nimbosa bei Statius. — Unter bucolicos S. 711. b. wird ein nicht aufzufindender Schriftsteller citirt, Capitol. Stat. philos. 21. Wahrscheinlich hatte der Verf. Ant. geschrieben und der Setzer Stat. gelesen, denn es ist der zu den Scriptt. Hist. Aug. gehörende Capitoli-

nus im Leben des Kaisers M. Aurelius Antoninus mit dem Beinamen Philosophus, gemeint. — Zu bustum S. 714. a. bemerken wir, dass, ob wir gleich mit Festus nicht übereinstimmen, welcher S. XXV. ed. Santandr. cum comm. Scalig. sagt, es sey s. v. a. bene ustum oder vielmehr quasi bene ustum, so hätten wir doch auf die Stelle verwiesen, weil das Wort dort auch von ustrina und sepulcrum unterschieden wird. —

Zum Schlusse bemerkt Ref. noch, dass er nicht recht begreift, warum der Verf. manche Wörter auch aus Glossarien aufnimmt, andere nicht, da doch die aufgenommenen eben so wenig in den noch vorhandenen Klassikern vorkommen. Wir finden hier z. B. aus einem Glossar Lat. Gr. das Wort Bifax, erklärt durch difax, διπρόσωπος: wahrscheinlich aus den von Henric. Steph. herausgegebenen Glossaria duo e situ vetustatis eruta: (f. m. excud. Henr. Stephanus. 1573.). Aus demselben Wörterverzeichnisse könnten aber auch mehrere gegeben werden, wie es scheint, z. B. barbulus, ein Fisch, φάγρος; belluilis, θηριώδης, bibonius, πολυπότης; bobare, βοᾶν, wofür man auch boare und bovare sagte, aus dem Buchstaben a ausumere f. absumere, wie aufero für abfero; austrans, νοτίζων, ὑγραίνων; aus c caballarius, κέλης ἱππεύς; calpitur oder besser calbitur (für calvitur), das in einem Fragment der Zwölf-Tafel-Gesetze steht), ἐξαπατᾷ.

Doch es ist Zeit einzulenken, und diese Belege unserer Durchsicht des vierten Heftes zu schliessen, bei denen wir keine andere Absicht, als die in unsern frühern Anzeigen, hatten und haben konnten. Eine besondere Bedeutung und Erheblichkeit schreiben wir den oben stehenden Bemerkungen nicht zu, so wie dem Ref. gar nicht einfällt, damit sagen zu wollen, hätte er das Buch zu schreiben gehabt, so würde er zu diesen und ähnlichen Ausstellungen nicht Veranlassung gegeben haben: auch verliert das Werk nichts in seinen Augen, und hoffentlich auch nicht in den Augen seiner Leser, wenn er hinzusetzt, dass er in dem nicht besprochenen Theile dieser Lieferung sich noch gar Manches angestrichen und bemerkt habe, was zu Aehnlichem Veranlassung gegeben hätte. Ein Wörterbuch, verfasse es Einer oder Mehrere, werde es durch vereinte Bemühung Gleichzeitiger oder allmählige Aufeinanderfolgender bearbeitet, kann sowohl seiner Ausdehnung wegen und der Zeit wegen, die es erfordert, als auch des Materials wegen, das gleichsam immer wieder, auch bei alten und sogenannten todten Sprachen, nachwächst, nie wie aus Einem Gusse, nie ganz vollendet dastehen. Dass aber dem Verf. Gesundheit und Kraft und erwünschte Mitwirkung seiner gewonnenen Mitarbeiter es möglich machen möge, das Werk in nicht allzuferner Zeit

zu beendigen; dass die furchtbare Zeit, die, unter der Vorspiegelung höherer Veredlung und Beglückung unserer Nation, ihr die edelsten Güter, auf die sie mit Recht stolz war, theils entrissen hat, theils noch zu entreissen droht, um ihr dafür Phantome und Seifenblasen zu bieten — dass diese Zeit unter der Maske, Wohlstand und Bildung für Alle erzwecken zu wollen, nicht Beides uns zu entwurzeln vermöge, damit Deutschland auf der errungenen Höhe der Wissenschaft wieder kräftig und harmonisch fortschreite, und nicht durch andere „Errungenschaften" einer Barbarei überliefert werde, aus der es sich emporgerungen und über die meisten Nationen der Erde emporgeschwungen hatte, — das ist der Wunsch, den wir am Schlusse dieser Anzeige noch auszusprechen uns gedrungen fühlen.

Ulm, August 1849. **G. H. Moser.**

Der Geist des Menschen in der Natur oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde von Dr. Joseph Ennemoser. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, 1849. gr. 8. VIII. S. u. 774 S. Zweiter Artikel.

Der Unterzeichnete hat in den Nummern 26 und 27 der Heidelberger Jahrbücher v. d. J. eine ausführliche Anzeige des obigen Werkes gegeben. Hr. Dr. Ennemoser schickte eine Erwiderung auf diese Recension an die Redaction dieser Blätter ein, welche von derselben dem Unterzeichneten zur Einsicht mitgetheilt wurde. Er lässt hier ohne Veränderung oder Zusatz die Ennemosersche Erklärung folgen, welche ihn bestimmt, dem Schlusse derselben einen zweiten Artikel über das Buch des Herrn Verfassers beizufügen, worin die in jener Erwiderung angeführten Ausstellungen beleuchtet werden sollen. Die Erwiderung des Herrn Dr. Ennemoser lautet wörtlich:

„Rücksprache auf eine Recension des Ennemoserschen Werkes: der Geist des Menschen in der Natur, in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur in No. 26 und 27. 1849.

„Wenn Jemand seine Gedanken ausspricht oder in einem Buche niederschreibt, so gibt er sie dem Urtheil der Welt preis und er muss sich gefallen lassen, wenn er gute oder schlechte, wahre oder falsche Urtheile über seine ausgesprochenen Ansichten vernimmt, ja er muss auf solche verschiedene Urtheile schon im Voraus gefasst sein, da er wissen

muss, dass verschiedene Köpfe verschiedene Sinne haben. Der Verfasser dieser Schrift hat diesen Gegenstand auch schon in seiner Vorrede vorgesehen, worin er ausdrücklich seine Ansichten Niemand aufdringen zu wollen erklärt, die er im Laufe seiner jahrelangen Studien gewonnen zu haben behauptet, und sich daher auch nicht wundert, wenn Andere anderer Meinung sind, zumal über Gegenstände, die zu einer völligen Gewissheit gar nicht gebracht werden können. Ein Recensent hat nun in diesen Blättern das genannte Werk auf eine Weise besprochen, und den Lesern derselben vorgeführt, dass man vielmehr die Ansichten des Recensenten, als jene des Verfassers kennen lernt, was doch sonst wohl umgekehrt der Fall sein sollte. Die Leser, welche etwa das Werk nicht selbst zur Hand nehmen, werden daher offenbar irre geleitet, und desshalb findet man Veranlassung, hier eine kurze Rücksprache auf jene Recension zu nehmen, da der Recensent nicht den wesentlichen Inhalt und den eigenthümlichen Gedankengang, sondern nur beliebig herausgenommene Sätze hin und wieder nach seiner eigenen Anschauung bespricht. Die Leser werden nemlich nicht unterrichtet, wie des Verfassers Ansicht von Gott von den bisherigen meist darüber gangbaren Lehren sich unterscheidet; er hebt den cosmologischen Entwickelungsgang nach der Theorie des Verfassers nicht hervor, wie er ebensowenig die ganz neue Begründung einer geotomischen Eintheilung der Erde und ihrer Klimate nicht einmal erwähnt; er sagt von der Pflanzenphysiologie nichts, und von der Eintheilung der Thiere nach einem ganz neuen psychologischen Princip ebensowenig, nur dass ihm dies und das nicht richtig zu sein scheint. Ferner hält es Rec. nicht der Mühe werth, des Verfassers neue Eintheilung der sogenannten Seelenvermögen auch nur namhaft zu machen und insbesondere den Gesichtspunkt zu bezeichnen, nach welchem derselbe diese Eintheilung der psychischen Kräfte mit steter Hinsicht auf die Wechselwirkung des Lebens begründet, wie dies noch nirgends geschehen ist. Dagegen hat es der Rec. nicht fehlen lassen, seine eigenen Ansichten über gewisse Objekte des Inhalts geltend zu machen, wenig bekümmert übrigens, ob er des Verfassers Lehre auch richtig aufgefasst, und sie also auch dem Leser als eine zu bekämpfende vorgeführt habe. Endlich scheint es dem Rec. bei dieser Gelegenheit wohl vorzüglich daran gelegen gewesen zu sein, des Verfassers Ansichten, die den seinigen widerstreiten, bemerklich zu machen, und seine gelehrten, mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft mehr übereinstimmenden Anschauungen geltend zu machen." —

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ennemoser: Der Geist des Menschen u. s. w.

(Schluss.)

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möge noch zur Bewahrheitung derselben auf die in der Recension gemachten Einsprachen insbesondere kurz Folgendes entgegnet werden. „Eine Untersuchung über den Geist des Menschen, sagt Rec., kann nur zu einem befriedigenden Resultate kommen, wenn sie eben da bleibt, wohin sie gehört, nämlich innerhalb der Schranken der Natur. Wer den Geist in der Natur darstellen will, und ausser oder über die Natur hinausspringt, und dann eine solche übernatürliche Betrachtung eine natürliche nennt, kommt eben dadurch in einen Widerspruch, den kein Scharfsinn auflösen kann.“ Was den ersten Satz betrifft, so stehen sich der Verfasser und der Recensent in ihren Principien völlig entgegen. Innerhalb der Schranken der Natur soll der Geist des Menschen zu fassen seyn? diese Behauptung des Rec. widerstreitet der Verf. und mit ihm gewiss der grösste Theil der Leser. Was den zweiten Satz betrifft, so hat der Verf. seine Behauptungen über den Geist nirgends als natürlich genannt, oder er will sie nicht mit den der Erscheinungen der physischen Kräfte für identisch gelten lassen; derselbe hat dafür weitläufig die Gründe, der Rec. gar keine Gegengründe angeführt. Wir behaupten im Gegentheil: Wer den Geist im Natürlichen suchen will, der findet ihn darin sicher nicht, und wer den Geist als eine reale Naturerscheinung betrachtet, der kommt eben dadurch in Widerspruch, weil der Geist keine Naturkraft, sondern eine wesentlich verschiedene in ihr wirkende Kraft ist. Der Verf. widerstreitet die Behauptung des Rec.: „dass der Mensch nicht von Gott, sondern ewig nur Natur und von Natur ist“, er widerstreitet den materialistischen Satz: „dass der Geist des Menschen die höchste Blüthe der Naturkraft ist.“ Die Immanenz Gottes ist allerdings in allen Dingen, und der Verfasser hat dieses vollständiger und genügender, als irgend Wer, dargethan; aber die Immanenz offenbart sich im Menschen anders, als ein göttlicher und nicht als natürlicher Funke. Dieser göttliche Funke des menschlichen Geistes, „findet sich nicht, wie Rec. will, in jedem einzelnen Dinge

vom Steine bis zum Sirius, oder in jedem einzelnen Atome der Naturdinge.“ Eine Mystik nennt Rec. Ennemoser's Betrachtungsweise. Nun dann sind freilich Alle Mystiker, die den Geist nicht Materie nennen, und die die materielle Natur nur als das Werkzeug des Geistes gelten lassen. Allerdings wirkt der Geist in der Natur, und wir kennen ihn, in der Natur lebend, nicht ausser ihr betrachten; aber desswegen wollen wir den Geist nicht mit der Natur verwechseln, in der er ursprünglich nicht von selbst entstanden, sondern nur von Gott in oder mit ihr erschaffen seyn kann. Wie der Verfasser „dieses Ursprünglich“ verstanden wissen will, hat Rec. zu melden unterlassen. Ja er hat geradezu des Verfassers Grundansicht von den Urkeimen mit dessen eigenen Worten als die seinige hingestellt. Rec. sagt weiter: „Das Uebersinnliche sey nicht Gegenstand der Naturwissenschaft, sondern des Glaubens.“ E. hat den Geist nicht als Gegenstand der Naturwissenschaft aufgestellt, obgleich Alles in der Natur und mittelst der Natur Wirksame vor das Forum des Naturforschers gehört, insoweit es an das Natürliche gebunden ist. Ein Gegenstand des Glaubens? Nun ist denn dem Rec. der Geist kein Gegenstand des Glaubens, wenn er ihn auch mit der Natur identificirt? Ist denn das Sehen und Hören kein Gegenstand des Glaubens, und die Liebe und die Falschheit? „Das Glauben führe zu phantastischen Verirrungen.“ O Sancta Simplicitas! O Plato, O Hegel! — ?.

Was der Verf. über Raum und Zeit und von dem Gestirneinflusse gesagt habe, „müsse — Rec. entschieden zurückweisen, weil die Entfernung gar zu gross sey“! „Dass der Verfasser überall zu sehr von der magnetischen Heilkraft eingenommen sey, und dass die Stellungen der Kranken nach der Erdachse bei Behandlung der Krankheiten von grossem Belange sey, wird kein empirischer Arzt oder Naturforscher unterschreiben?“ Wer dies nicht unterschreibt, ist sicher kein empirischer Arzt und kein Naturforscher, der darüber Versuche angestellt hat, der Verfasser ist keineswegs der Entdecker dieser naturgesetzlichen, unumstösslichen Wahrheit, zu der er auch die grosse Heilkraft des magnetischen Wassers zählt, welches dem gelehrten Kritiker ebensowenig einleuchtet. —

Rec. erklärt des Verf. Versuch einer naturwissenschaftlichen Zahlenlehre „für eine naturwissenschaftliche Phantasie“, und bedient sich des unrühmlichen Beweises durch Anführung einer Stelle in dessen Werke, die er offenbar verdreht hinstellt. Nicht desswegen lässt E. die 9Zahl eine Hauptzahl der Zeit und insbesondere des Menschen seyn, „weil der 9Monate alte Foetus ein neues Leben im Tageslichte antritt“, wie es Rec. fälschlich citirt, — denn so steht es nicht im Buche; sondern weil

unter Anderem die 9Zahl auch im Foetus, wie im ganzen Leben, eine Hauptrolle spielt.

Wenn übrigens Rec. die 5Zahl bei den Pflanzen und die 7 bei dem Weibe so lächerlich findet, so möchten wir ihm rathen, das Einmal Eins der Rechenkunst erst in Naturdingen, etwa bei Pythagoras oder Plato, zu lernen; es dürften ihm dann die Ziffern mit alten und neuen Rechenmeistern in der Naturkunde zu einem recht anmuthigen Phantasiren und zum Entziffern von mancherlei Räthseln dienen. — Die Zahlenlehre in der Naturkunde eine Spielerei?! Der Werth und die Bedeutung der Dinge wird nicht nur nach Quantität in der Grösse und Zeitfolge, wie in der Paternoster-Schnur, sondern nach der Qualität der wesentlichen Beschaffenheit geschätzt, und wer davon noch keinen Begriff hat, der ist noch nicht über das Fünfezählen hinaus. Eine der göttlichen Haupteigenschaften des Menschen ist das Zählen und Messen: — „pecora non numerant." — In der Naturwissenschaft scheint dem Rec. Alles schon so klar zu seyn, dass er die Phantasie ganz davon ausschliessen zu müssen vermeint, die Ennemoser in Anspruch nehmen zu dürfen ausdrücklich ersucht, als er insbesondere über das erste Entstehen des Menschen und der Dinge eine freilich bisher unerhörte Hypothese vorträgt, indem er den Urvater Adam nach Moses in der ungetheilten Gattungsform geschlechtslos aufgefasst wissen will. Das eigentliche Geschlecht erscheint erst in der Eva, und die wahre Orginalität im Geschlechtsleben besitzt in der That nur das Weib —, und wenn Rec. dieses so lächerlich findet, so ist er in dem Studium über das Geschlechtsleben gerade so weit, als wie in seiner Zahlenlehre. — Nähere Aufschlüsse hierüber findet er übrigens über diese beiden Gegenstände in Butte's Biotomie des Menschen.

Die Eintheilung der Thiere gefällt dem Rec. auch nicht, die vielen anderen Lesern ganz besonders wohlgefällt. — Der wohlmeinende Rec. entdeckt auch den schweren Verstoss: „dass nemlich nicht Kant, sondern Aristoteles den Menschen ein politisches Thier" genannt habe. Rec. scheint ein schlechter Deutscher zu seyn, da er Ennemosers Raçeneintheilung auch desswegen nicht tauglich findet, weil er Deutschland als den Centralpunkt und die Pflanzschule der Völkerbildung nennt, und sie über die Griechen stellt, welchen Rec. desswegen den Vorzug gibt: „weil denselben Gott in der Natur und mit der Natur Eins war." Dass E. auch die Bibel bei seinen Untersuchungen zur Hand nimmt, und sogar für die Lehre des Geistes eine Offenbarung zulässt, und sich auf das Christenthum stützt, ist dem Rec. eo ipso ein Hauptverstoss gegen alle Phi-

losophie, „da schon die Alten, was Wissenschaft und Kunst betrifft, erreichten, was schwerlich die Neueren erreichen können." Wenn die Neueren und die Neuen nichts Anderes erreichen, als was die Alten hatten, nun denn erreichen sie eben auch Nichts, sie haben aber mehr erreicht, und werden noch mehr erreichen. — Die Jahre langen Entbehrungen von Nahrungsmitteln bezweifelt Rec.; nun das mag er thun. Die vielen hiervon von jeher bekannt gewordenen Entbehrungen, von denen auch jetzt noch öfter, — unter andern eine in Holland zu sehen ist, sind ungewöhnlich, aber nicht widernatürlich. Als eine Unwahrheit muss es aber gerügt werden, wenn Rec. den Verfasser beschuldigt, dass er die Wunder in Schutz nimmt. Keiner hat so offen sich gegen die Wundersucht der Neuzeit ausgesprochen, wie Ennemoser, und alles scheinbare Wunder als einen natürlichen Hergang erklärt. Dass dem Rec. das vom Verfasser in diesem bezüglichen Werke übrigens nur kurz vom Schlafe, vom magnetischen Hellsehen etc. Vorgebrachte nicht klar genug ist, wird gern geglaubt, auch überhebt man sich einer weitern Einsprache gegen gewisse Ausstellungen, die in einzelnen Kapiteln hin und wieder gemacht werden. Nun wogegen liesse sich denn auch nicht etwas sagen? Wie z. B.: „Der Wille sey kein bewusstes Schaffen, (E.) sondern das, von dem das Schaffen ausgeht" (Rec.). Ferner: „Das Denken hat kein besonderes Organ im Gehirn", (E.) es ist erwiesen, „dass das Denken vom Gehirne abhängt" (Rec.). — Dem Verfasser ist es nicht um Rechthaberei zu thun, sondern um die Wahrheit, die er in diesem Werke über die wesentliche Beschaffenheit des Geistes und über seine Wirksamkeit in Uebereinstimmung mit den natürlichen Kräften des Leibes darzuthun sich bemüht hat." —

Bis hieher Herr Dr. Ennemoser. Ich war beim Durchlesen dieser Erwiderung nicht wenig überrascht, da ich bei aller Anerkennung der sonstigen Verdienste des Hrn. Verf. und mit möglichster Schonung meine wohl begründeten Ausstellungen über die grosse Anzahl der unhaltbaren philosophischen und naturwissenschaftlichen Hypothesen in seinem 774 Seiten starken Buche zur Sprache gebracht habe. Ich verweise auf die Nummern 26 und 27 des gegenwärtigen Jahrganges der Heidelberger Jahrbücher, in welchen ich diese Recension gab, und bitte, sie mit des Verfassers Buche sorgfältig und unparteiisch zu vergleichen.

Ich wollte in meiner Recension zuerst den Geist und die Tendenz des Buches im Allgemeinen schildern, wobei ich es gewiss nicht an Anerkennung der Verdienste des Verf. um die Wissenschaft fehlen liess

dann aber auch auf die einzelnen Mängel desselben mit möglicher Schonung um so mehr aufmerksam machen, als man in einigen Blättern nur die eine Seite des Werkes betrachtet hatte, ohne die andere zu beleuchten.

Der Herr Verfasser, der gegen das ihm in meiner Recension gespendete Lob nichts zu erinnern hat, beschwert sich nun über meinen Tadel. Wenn man, wie derselbe in obiger Erwiderung auf meine Recension sagt, „im Laufe jahrelanger Studien eigenthümliche Ansichten über Gegenstände, die zu einer völligen Gewissheit gar nicht gebracht werden können", gewonnen hat, so darf man sich nicht wundern, wenn auch entgegengesetzte Ansichten sich geltend machen, da man doch sicher in der Wissenschaft ein wohlbegründetes Recht hat, an demjenigen zu zweifeln, das nach dem eigenen Ausdrucke des Hrn. Verf. „zu einer völligen Gewissheit nicht gebracht werden kann." Das Recht zum Zweifeln an ungewissen Resultaten in den Forschungen der Wissenschaft wird aber noch weit weniger beanstandet werden können, wenn das Bedenken nicht vereinzelt dasteht, sondern mit dem „gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft" übereinstimmt. Der Hr. Verf. behauptet nämlich in der obigen Erwiderung selbst, dass es scheine, es sey dem Recensenten wohl vorzüglich daran gelegen gewesen, des Verfassers Ansichten, die mit den seinigen widerstreiten, bemerklich zu machen, und seine gelehrten, mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft mehr übereinstimmenden Anschauungen geltend zu machen. Kann man es im Ernste wirklich dem Recensenten zum Vorwurfe machen, wenn er seine abweichenden „Ansichten" und „Anschauungen" gegen Hypothesen „geltend macht", die nach dem eigenen Geständnisse ihres Urhebers nie „zur völligen Gewissheit gebracht werden können", zumal, wenn jene nach demselben Geständnisse, „mehr mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft übereinstimmen", als die des Herrn Dr. Ennemoser?

Gehen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen ins Einzelne ein!

Der Hr. Verf. wirft mir vor, dass ich den „wesentlichen Inhalt und den eigenthümlichen Gedankengang" seines Buches nicht gegeben habe. Und wodurch beweist er diesen Vorwurf? „Die Leser werden, sagt er, nicht unterrichtet, wie des Verfassers Ansicht von Gott von den bisherigen meist darüber gangbaren Lehren sich unterscheidet." Rec. hat S. 408 bis 410 seiner Anzeige des Verf. Ansichten von Gott, sehr oft mit

den eigenen Worten desselben dargestellt. „Aber, sagt Herr E., es sind beliebig herausgenommene Sätze, die der Rec. hin und wieder nach seiner eigenen Ansicht bespricht." Um des Herrn Dr. Ennemosers Ansichten zu geben, konnte man doch dem Verf. der ausführlichen Anzeige seines Buches nicht zumuthen, das ganze, 774 Seiten starke Buch mitzutheilen, oder wenigstens Alles, was von S. 1—19 des Buches über Gott gesagt wird, ganz abzuschreiben. Er musste, wenn er die eigenen Worte des Verf. brauchen wollte, Sätze herausnehmen, und, da er nicht mit allen übereinstimmt, sie „hin und wieder nach seiner eigenen Anschauung besprechen."

Zum Beweise, dass wir den „wesentlichen Inhalt und eigenthümlichen Gedankengang" des Ennemoser'schen Buches nicht besprochen haben, führt der Verf. ferner an, dass wir nicht von dem „kosmologischen Entwickelungsgange nach der Theorie des Verf.", nicht „von einer ganz neuen Begründung einer geotomischen Eintheilung der Erde und ihrer Klimate", nicht von der „Pflanzenphysiologie und von der Eintheilung der Thiere nach einem ganz neuen psychologischen Princip und von des Verf. „Eintheilung der sogenannten Seelenvermögen" gesprochen hätten, sondern nur davon, dass uns „dies und das nicht richtig zu seyn scheine." Rec. hat viele von den Gegenständen, über deren Nichterwähnung der Hr. Verf. sich beschwert, theils angedeutet, theils auch wirklich besprochen; doch so, dass er dabei, was ihm wohl nicht verargt werden kann, dies und das angeführt hat, was „ihm nicht richtig zu seyn schien." Man lese, was Rec. hierüber S. 407 u. 410—415 seiner Anzeige gesagt hat. Er glaubt nicht, dass ihm zum Vorwurfe gemacht werden kann, wenn er nicht Alles Einzelne ausführlich besprochen, oder nicht immer erwähnt hat, besonders dasjenige, worauf anderwärts längst aufmerksam gemacht wurde. Auch glaubt er nicht, es als einen Vorwurf gelten lassen zu können, dass er „seine eigenen Ansichten über gewisse Objecte des Inhalts geltend zu machen" suchte, da man unmöglich Abweichungen von Ansichten ohne die Anführung und Entwickelung der eigenen begründen kann.

Der Hr. Verf. beschwert sich in seiner Erwiderung ferner über folgenden Satz meiner Anzeige seines Buches, welcher S. 407 wörtlich also lautet: „Doch dürfen wir nicht verschweigen, dass nur dann eine Untersuchung über „den Geist des Menschen in der Natur" zu einem erklecklichen und nachhaltig befriedigenden Resultate kommen kann, wenn sie eben da bleibt, wohin sie gehört, nämlich innerhalb der Schranken der Natur. Wer „den Geist des Menschen in der Natur" darstellen will,

und ausser oder über die Natur hinaus springt, den Geist in transcendentaler oder übersinnlicher Weise betrachtet, und dann eine solche übernatürliche Betrachtung eine natürliche nennt, kommt eben dadurch in einen Widerspruch, den kein Scharfsinn auflösen kann, weil die natürliche Stellung des Geistes und damit auch die ganze Aufgabe der Wissenschaft gestört ist."

Hr. Dr. Ennemoser, der bei dieser Stelle in seiner Erwiderung am längsten verweilt, scheint die Wahrheit unserer Behauptung selbst zu fühlen, wenn er sich nämlich entschieden dagegen erklärt, als habe er den Geist innerhalb der Schranken der Natur darstellen wollen. Er gibt uns zu, dass, sobald ihm das Letztere bewiesen werden kann, der Widerspruch in seinem Buche vorhanden ist. Schon der Titel seines Buches „der Geist des Menschen in der Natur, oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde" zeigt deutlich, dass es sich in demselben um den Geist nicht ausser oder über der Natur, sondern „in der Natur", nicht um eine „übernatürliche", sondern um eine mit der Naturkunde übereinstimmende Psychologie handle. Dass aber der Verf. gerade auf diesen Titel Gewicht legt, geht aus S. 1 seines Buches hervor, wo er sagt: „Der Titel — des Menschen Geist in der Natur oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde — zeigt schon den Weg und die Hauptrichtungen, welche die Untersuchungen zur Beantwortung obiger Fragen (die S. 1 aufgestellt sind) einschlagen." Ja der Verf. sagt selbst in seiner Erwiderung auf unsere Recension: „Allerdings wirkt der Geist in der Natur, und wir können ihn, in der Natur lebend, nicht ausser ihr betrachten." Was ist dieses anders, als das, was wir als seine Behauptung aufstellten, dass er den Geist in der Natur darstellen wolle und doch den Salto mortale über die Natur hinaus mache, indem er ihn ausser der Natur oder jenseits der Natur betrachten wolle?

Wir deuten es dem Verf. keineswegs übel, wenn er für diese seine Lieblingsansicht sich auf den philosophischen Kampfplatz stellt. Wir wollten nicht diese, sondern die Consequenz bekämpfen, die zwischen derselben und den Principien stattfindet, von denen er scheinbar ausgeht. Hätte der Verf. seinem Buche den Titel gegeben — der Geist des Menschen in Gott, oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Offenbarung — so liesse sich gegen die Consequenz desselben nicht viel erinnern.

Entschieden aber müssen wir die Behauptungen in obiger Erwiederung des Dr. E. zurückweisen, mit welchen er bemüht ist, uns irre-

ligiöse und materialistische Grundsätze vorzuwerfen. Rec., den Hr. Ennemoser in seiner Erwiderung zum Materialisten und Hegelianer umstempeln will, kann sich ruhig solchen Verdächtigungen gegenüber auf das berufen, was er in seiner Psychologie über den Materialismus, über Gott und Unsterblichkeit (S. 17—22 und S. 170—209) gesagt hat, so wie auf seine neuere Schrift „Autolatrie", die ihm von der Junghegelschen Seite her selbst den Vorwurf des Obskurantismus zugezogen hat. Aber er kann nicht gleichgültig dabei bleiben, wenn man ihm in obiger Erwiderung durch aus dem Zusammenhange gerissene Sätze seiner Recension, ja selbst durch einen Satz, der in derselben nicht steht, und wörtlich als der seinige angeführt wird, solche Vorwürfe nachweisen will.

Der Hr. Verf. sagt in obiger Erwiderung, „der Verfasser und der Recensent stehen sich in ihren Principien völlig entgegen." Er sagt dieses unter Beziehung auf die Behauptung des Recens., dass man den Geist des Menschen in der Natur darstellen müsse, weil man ihn nicht ausser oder über der Natur darstellen könne, da er, wie eben Alles, zur Natur gehöre. Daran knüpft der Verf. Behauptungen, welche er als die des Rec. hinstellt, ohne dass derselbe jemals diese als die seinigen ausgesprochen hat.

Hr. Ennemoser sagt unmittelbar nachher, nachdem er von dem Gegensatze unserer Principien gesprochen hat, er wolle „seine Betrachtungen über den Geist nicht mit den (sic) der Erscheinungen der physischen Kräfte für identisch gelten lassen." Wenn diese Behauptung die meinige ist, in welcher Stelle meiner Recension habe ich sie ausgesprochen, und aus welcher kann man sie auch nur durch eine „logisch richtige" Folgerung gewinnen? Er wirft dem Rec. vor, dass er den Geist als eine „reale Naturerscheinung" betrachte. Nirgends in meiner Recension habe ich dieses gesagt. Wenn der Geist eine Entwickelung in oder aus der Natur ist, hat man damit die Gottesidee aufgegeben? Gibt es denn nur eine „reale", gibt es nicht auch eine ideale Natur?

Der Hr. Verf. trägt selbst kein Bedenken, in seiner obigen Erwiderung unter Anführungszeichen mir etwas als wörtliche Aeusserung aufzubürden, was nirgends in meiner Recension in dieser Fassung steht, welche er nur durch eine unlogische Folgerung gewonnen zu haben scheint. Er stellt es nämlich geradezu als meinen Satz hin, indem er wörtlich sagt: „Der Verfasser widerstreitet die (sic) Behauptung des Recens., dass der Mensch nicht von Gott, sondern ewig nur

Natur und von Natur sey." Umsonst habe ich mich bemüht, diese Stelle in meiner Rec. zu finden; denn ich wusste von vornherein, dass sie nicht in derselben stehen kann, da sie ganz und gar meiner eigenen Ansicht widerspricht. Ich habe eine zu grosse Achtung vor der Persönlichkeit des Hrn. Verf., als dass ich ihm eine mir absichtlich gemachte, unrichtige Aufbürdung falscher Ansichten auch nur einen Augenblick zugetraut hätte. Bald fand ich die Stelle in meiner Recension, die zu diesem Missverständnisse, das ich entschieden von mir weisen muss, die Veranlassung gegeben hat.

S. 408 meiner Recension steht nämlich folgende Stelle: „S. 1 (des Buches) wird die Frage aufgeworfen, wie der Mensch in die Natur hineinkomme? und die Antwort dahin gestellt, dass der Mensch von Gott (dem Uebernatürlichen) komme, und durch diesen in die Natur übergehe, so dass er sowohl durch den Geist an dem Uebernatürlichen (Gott), als durch den Leib an der Natur Theil nehme, und dass das Bindeglied beider die Seele sey. Wir halten die Vorstellung für einen gelehrten Naturforscher, der die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde darstellen will, nicht für eine richtige, wenn man sich vorstellt, als komme der Mensch so von Aussen her in die Natur hinein, während alles Andere in der Natur liegt. Der Mensch und zwar nicht nur sein Leib, sondern auch der Geist ist in der Natur, entwickelt sich aus der Natur in und mit dem Leibe, und kann also unmöglich von Aussen her als ein Anderes hinzukommen."

Aus dieser Stelle hat der Verf. offenbar den mir gemachten Vorwurf abgeleitet; aber was konnte ihn berechtigen, eine solche Folgerung mit Anführungszeichen, also als meine wörtliche Behauptung hinzustellen? Sage ich denn, indem ich behaupte, der Geist sey in der Natur, er entwickle sich in der Natur, und komme nicht von Aussen her in die Natur, das, was mir Herr E. vorwirft, dass der Geist des Menschen nicht von Gott komme? Herr Dr. Ennemoser behauptet, dass Alles in der Natur sich aus der Natur entwickle, nur der Geist des Menschen nicht, der von Gott in die Natur hineinkomme. Ich dagegen sage: Alles, also auch der Geist des Menschen, ist in der Natur, entwickelt sich aus der Natur, und kommt nicht von Aussen her in die Natur hinein. Habe ich damit behauptet, dass Nichts, wenigstens nicht des Menschen Geist von Gott komme, wie mir der Verf. zum Vorwurfe macht? „Aber man könnte es wenigstens folgern!" Es wäre vielleicht möglich, wenn keine andere Stelle, als eben diese, sich in meiner Recension fände. Ich spreche aber

unmittelbar darauf von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt und zum Menschen, indem ich auf den Unterschied der Transcendenz und Immanenz in Gott aufmerksam mache, und die Immanenz dahin feststelle, dass ich S. 409 wörtlich sage: „Die Immanenz des Göttlichen kann aber durchaus nicht nur im Menschen als Geist, sie muss in jedem Dinge, in dem organischen, wie dem unorganischen, in jedem Himmelskörper und seinen einzelnen integrirenden Theilen, also in den Körpern aller Sonnensysteme angenommen werden, weil die Kraft in jedem Einzelnen eben wieder der Geist ist, der sich im Menschen in der höchsten, uns unbekannten Immanenz offenbart. Wenn also der Verf. in dem Menschen einen Funken Gottes findet, so finden sich solche Funken des absoluten oder Weltgeistes nicht etwa nur in dem Menschen, wie allein und ausschliessend gepachtet, sondern in jedem einzelnen Dinge, vom Steine der Erde bis zum Sirius, in jedem Atome der Welt. Dies ist der wahre Begriff der ewigen Immanenz Gottes." Bis hieher die eigenen Worte meiner Recension. Sind diese nicht mit dem Satze gleichbedeutend: Die Natur oder das All, also sowohl die realen, als die idealen Erscheinungen desselben sind in, mit, und durch Gott Natur oder All; ja sie wären ohne Gott nicht, was sie sind, Natur oder All? Ist nach meiner eigenen Behauptung aber die Natur nur in, mit und durch Gott Natur, gehört der Gottesbegriff wesentlich zu ihr, wie kann man dann die Behauptung, dass der Geist des Menschen in der Natur sey, nicht von Aussen her in die Natur hineinkomme, zu einer wörtlichen, nirgends in meiner Recension stehenden Behauptung machen, dass der Geist des Menschen nach mir nicht von Gott komme, da ich ja nicht nur diesen, sondern Alles Existirende von Gott ableite? Hieraus erhellt auch die wahre Bedeutung des weitern, von Dr. Ennemoser als „materialistisch" bezeichneten Satzes meiner Recension, dass der Geist des Menschen die höchste Blüthe der Naturkraft sey. Selbst nicht einmal diese Stelle, ungeachtet sie durch das Vorausgehende erst richtig verstanden werden kann, findet sich so, wie sie von dem Verf. als wörtliche Behauptung angeführt wird, in meiner Anzeige seines Buches. Die Stelle, aus der dieses abgekürzte Citat entstanden ist, lautet wörtlich in meiner Recension: „Ist aber nicht auch der Menschen-Geist Kraft, ist, wenn man unter dem Geistigen das hinter der Erscheinung Liegende, die Kraft versteht, nicht Geist in jedem Dinge, nur in niederer oder höherer Potenzirung? Ist der Geist nicht die Blüthe, die Frucht, die höchste Entwicklung der in der Natur liegenden

Kraft?" Erst durch die ganze Stelle in Verbindung mit den oben mitgetheilten Sätzen über die Immanenz Gottes wird klar, wie wenig der Herr Verfasser berechtigt war, mir den Vorwurf des Materialismus zu machen, da hier ausdrücklich, wie auch in den früher mitgetheilten Stellen, die ideale und reale Seite in der Natur unterschieden wird. Ja der Rec. spricht sich selbst S. 421 seiner Anzeige des Ennemoser'schen Werkes gegen den Materialismus entschieden aus, nach welchem die Seele eben nichts Anderes, als Materie, seyn soll."

Ein anderer, dem Rec. gemachter Vorwurf bezieht sich auf eine Behauptung desselben „das Uebersinnliche sey nicht Gegenstand der Naturwissenschaft, sondern des Glaubens." „Ennemoser, so führt der Verf. weiter in seiner oben mitgetheilten Erwiderung auf meine Recension fort, hat den Geist nicht als Gegenstand der Naturwissenschaft aufgestellt, obgleich Alles in der Natur und mittelst der Natur Wirksame vor das Forum des Naturforschers gehört, insoweit es an das Natürliche gebunden ist. Ein Gegenstand des Glaubens? Nun, ist denn dem Rec. der Geist kein Gegenstand des Glaubens, wenn er ihn auch mit der Natur identificirt? Ist denn das Sehen und Hören kein Gegenstand des Glaubens, und die Liebe und die Falschheit! „Das Glauben führe zu phantastischen Verirrungen." O Sancta Simplicitas! O Plato! O Hegel!"

Auch hier hat der Herr Verf. die Worte des Rec. nicht gegeben, wie sie sind. So, wie sie in der Recension stehen, lauten sie: „Das Uebernatürliche in dem Sinne, in welchem es der Verf. nimmt, ist eben, weil es übernatürlich ist, kein Gegenstand der Naturwissenschaft; es ist Gegenstand des Glaubens, und führt, weil man hier nicht immer demonstriren kann, zu phantastischen Verirrungen." Sagt doch der Verf. ganz richtig S. 57 selbst über die Frage nach absolut übernatürlichen Wesen: „Hierüber bleibt der Phantasie zum Vermuthen, zum Dichten, zum Schwärmen das weite Feld überlassen; wir bleiben in unsern Untersuchungen bei dem Gegebenen."

Werden die Worte, wie sie hier stehen, nicht von jedem nüchternen und unbefangenen Naturforscher unterschrieben werden, und wie ganz anders stehen sie unter der verstümmelnden Scheere des Dr. Ennemoser da? Das Uebernatürliche ist über oder jenseits der Natur, es gehört nicht zur Natur, und kann also nie Gegenstand der Naturwissenschaft werden, weil sich diese nur mit der Natur befasst, da sie ja eben ein Wissen der Natur werden will. Was über aller Natur liegt, kann nicht bewiesen, sondern nur geglaubt werden. Wo aber nicht bewiesen werden kann, sind Verirrungen weit eher möglich,

Führt denn das, was nach dem eigenen Geständnisse des Verfassers „der Phantasie zum Vermuthen, Dichten, zum Schwärmen das weite Feld überlässt", nicht leicht, wie ich sage, zu „phantastischen Verirrungen?" Worin ist der unpassende Ausruf des Verfassers am Schlusse der angeführten Stelle begründet, ein Vorwurf, der von einem zum Feuertode verdammten, von der Kirche verketzerten Freiheitsfreunde gebraucht wurde, und sich weniger für denjenigen ziemt, der einem unparteiischen Beurtheiler ketzerische Lehren vorwirft? Der sich auf Hegel beziehende Ausruf hat vielleicht meine Apologie des scharfen Denkers, so wenig ich sonst in Allem mit seinem Systeme einverstanden bin, im Auge, in welcher ich mich gegen das ungerechte Urtheil des Dr. Ennemoser über denselben ausspreche, welches S. 438 des Ennemoser'schen Buches also lautet: „Eine solche die Makel und Gebrechen mit Floskeln (!) verhüllende Lehre (Hegels Philosophie) ist entweder eine Lüge (sic) oder, was verzeihlicher wäre, eine völlige Misskenntniss der menschlichen Natur!" Ist ferner „Sehen" und Hören, wie aus der obigen mit der meinigen zusammengehaltenen Stelle in der Erwiderung des Dr. Ennemoser erhellt, etwas Uebernatürliches? Passt also das angeführte Beispiel von „Glaube?" Wo habe ich den Geist mit der Natur identificirt? Ist die Behauptung, dass der Geist, wie alles Andere, von ihm und unter sich auch noch so Verschiedene zur Natur gehöre, eine Identificirung des Geistes mit der Natur?

Am meisten ereifert sich der Herr Verfasser darüber, dass seine Zahlenlehre von dem Recensenten „eine naturwissenschaftliche Phantasie" genannt wird. Er klagt über „offenbare Verdrehungen" und „unrühmliche Beweise" gegen die von ihm heilig gesprochenen Zahlen. Statt aller Vertheidigung lassen wir hier ohne jede Verdrehung und ohne allen weitern Zusatz die hieher gehörige Stelle aus dem Buche des Herrn Dr. Ennemoser folgen: „In der 9 ist 3, die Zeitwurzel, in der Anlage entwickelt, und, wo nicht vollendet, so ist 9 insbesondere bei dem höchsten Ausdruck und Inhaber der Zeit, beim Menschen, die Hieroglyphe des Gattungslebens zu höhern Lebensabschnitten. Denn mit 4 und 9 werden häufig die Thore erst geöffnet zu weitern Lebensentwicklungen. Der 9 Monate alte Fötus tritt in ein neues Leben im Tageslichte!" (sic). Ist hier nicht unter den Gründen für die hohe Bedeutung der 9Zahl wörtlich, wie in meiner Recension, angeführt, dass der 9 Monate alte Fötus in ein neues Leben im Tageslichte trete? Habe ich denn gesagt, das sey der

einzige Grund? Ich wollte nur einen von den Hauptgründen des Herrn Verfassers anführen. Wir wollen aber hier auf einige Gründe für die Zahlenbedeutung, wie sie Herr E. gibt, hinweisen. S. 103. Die Zahl 2 ist „das fleischgewordene Wort" (sic). „Aus 2 folgt nothwendig 3, der heilige Ternar des geistigen Wirkens in der Zeit" (sic); sie ist die Wurzel aller Entwicklung, das Principium alles Werdens in der Ausgestaltung." .... „Wie wir demnach die ungeraden Zahlen 1, 3 und 9 ihres functionellen Charakters wegen mit Recht zu den vollkommenen Zahlen rechnen dürfen, so sind 5 und 7 eben so bedeutungsvoll." .... „Denn das erste Aufschliessen des materiellen Raums zu dem organischen Reich geschieht durch das Pflanzenleben, und dieses wird durch fünf die erste ungerade, 1 nach 4, bezeichnet, wie denn auch das Pflanzenleben in der 5Zahl vorzüglich seine Gestaltungen auslegt, und die Pentandrien zu den vollkommensten Pflanzengeschlechtern gehören, die gleichsam in dem Blumenschmucke der 5Zahl ihre Hochzeit feiern." (!) „Die Vermählung des Raums mit der Zeit, der 4 mit 3, gibt 7, die 2te, aber höhere, ungerade Zahl, und die Bezeichnung des höhern organischen Thierlebens = 9 endlich ist die höchste, alle untern in sich schliessende Zahl, die Zahl des Menschen als Schlussstein der Erdwelt (!). Zwischen den höchsten und niedersten Lebensgränzen = 5. 9., zwischen Anfang und Ende ist 7 die Zahl des Geschlechtes (!), der Charakter des bildenden Uebergangs (sic); denn 7 ist die Hieroglyphe des weiblichen Geschlechtes (!!), welches in der That das Geschlecht par excellence (sic) repräsentirt, wie der Mann den Gattungscharakter der Menschheit in der 9Zahl (!!), wesshalb der Mann auch in der 9 als Hieroglyphe seines Geschlechtes (!) in der Entwicklung des Lebens eben so fest hält, als das Weib in 7 und übrigens auch nicht so bestimmt von dem eigentlichen Geschlechtscharakter in der Zeit bedingt wird, wie das Weib; denn dieses hält so fest an die 7Zahl, dass es mit 2 × 7 = 14 mannbar und bereits eben so entwickelt ist, wie das männliche Geschlecht, mit 2 × 9 = 18. Mit 3 × 7 ist das Weib erst vollkommen ausgebildet (heirathsfähig), der Mann mit 3 × 9 = 27, das erste Drittel der vollen Lebenszeit. Mit 7 × 7 stirbt das weibliche Geschlechtsleben auch im besten Falle ab, wie der Mann noch nicht einmal mit 7 × 9 = 63, und lebt dann nur mehr unter dem generischen Charakter als Mensch, welchen der Mann nie ablegt." Wir haben die Stelle ganz angeführt, um jedem weitern Vor-

würfe der Verdrehung auszuweichen, und überlassen gerne die „Entzifferung des Räthsels“ unsern Lesern. Nur glauben wir schwerlich, dass sich der Verfasser diese Stellen aus „Plato“, oder den „alten Pythagoräern“ geschöpft hat.

Herr Dr. Ennemoser nennt seine Theorie von dem Urvater Adam in seiner Entgegnung auf meine Recension selbst eine „bisher unerhörte Hypothese.“ Zum Schlusse können wir nicht umhin, da der Herr Verfasser in seiner Entgegnung es „als eine Unwahrheit“ rügt, wenn ihn der Verfasser (seiner Recension) beschuldiget, dass er die „Wunder in Schutz nehme“, und versichert, dass „keiner sich so offen gegen die Wundersucht der Neuzeit ausgesprochen habe, wie Ennemoser“, und dass er „alles scheinbare Wunder als einen natürlichen Hergang erkläre“, ein von dem Verfasser in seinem Buche angenommenes und unter dem Titel einer neuen, „bis jetzt noch unerhörten Hypothese“ vertheidigtes Wunder wörtlich anzuführen.

Derselbe sagt nämlich S. 238: „Adam hatte nach seinem Erscheinen auf der Welt, wie das Kind, seinen kosmisch-tellurischen Urzustand noch nicht abgelegt, er war noch unbehülflich und fiel ohne Gehülfin in den unbewussten Zustand des Schlafes zurück. In diesem Zustand, schwanger mit der Eva (!! sic), reifte der Mensch zum Geschlechtsleben heran (!!); es bildete sich in Adam das Ei der Eva selbst aus als die Blüthe des Urkeims (!!); denn auch der thierische Leib wächst pflanzenartig successive aus dem Keime, und das letzte ist der Saamen in den Geschlechtern. Eva war im Rumpfe Adams, wie das Pistill im Kelche (sic!!), so dass er nicht wusste, wie ihm geschah, als er einmal erwachte, und dieselbe vor sich sah, und als Fleisch von seinem Fleische erkannte“, und S. 240 weiter: „Wenn Adam aber nach unserer Ansicht selbst als Gattungskeim aus der Natur aufwuchs, so musste auch die Potenz des Geschlechtsverhältnisses in ihm selbst zur Reife kommen, und dieses entwickelte sich aus der in ihm enthaltenen Saamenessenz in der ihm ähnlichen Gestalt der Eva (!), die er, „wie die Mutter ihr Kind, in seinem Schoose trug (sic), und dann in einem Alter gebar, welches der Geschlechtsreife der Gattung entspricht“ (!!).

Herr Dr. Ennemoser will „keine Wunder“ glauben. Ist dieses Wunder nicht Wunder über alle Wunder, das er vergebens mit „Butte's Biotomie“ in Schutz nimmt, und selbst durch die Bibel

vertheidigen will, deren allegorischer Erzählung eine ganz andere, tiefe Idee zu Grunde liegt? Wir haben die Wundergeschichte absichtlich nicht blos im Auszuge gegeben, damit uns keine „Verdrehung" zum Vorwurfe gemacht werden kann, und überlassen es ihrem Urheber dieses „scheinbare Wunder" aus „Plato", „den Pythagoräern" und „Butte's Biotomie" als einen „natürlichen Hergang" nachzuweisen.

Ich stelle es dem Leser anheim, wer von uns beiden den Andern „richtig aufgefasst" hat, und versichere, dass es mir, wie dem Herrn Verfasser, den ich ebenfalls nicht persönlich kenne, „nicht um Rechthaberei, sondern um die Wahrheit zu thun" ist.

Heidelberg, am 19. Oktober 1849.

Dr. K. Alex. Frhr. v. Reichlin-Meldegg.

Luise, Königin von Preussen. Dem deutschen Volke gewidmet. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Berlin. Dümmler's Buchhandlung. 1849. 8. XX. Vorrede. S. 428.

Es war ein glücklicher Gedanke, den Lebensabriss der Königin, welchen ihre Freundin, die Kammerherrin von Berg im Jahre 1814 herausgab, nach erweitertem Plan von neuem zu veröffentlichen. Denn gerade bei den gegenwärtigen Wirren und Kämpfen für bald edle, bald gemeine Zwecke, deren grösstes Uebel in der Unbestimmtheit liegt, kann die durch thatkräftige Gesinnung, hellen Geist und anziehende Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Frau ein Beispiel der Lehre und des Nacheifers gewähren. Auch haben die Berichterstatter nicht verfehlt, viele, theilweise weniger bekannte Züge der Zeitgeschichte einzuflechten und dadurch auf ungezwungene Weise die bedeutsame Stellung zu bezeichnen, welche Geburt und Rang verliehen, Tugenden des Herzens und Geistes mitten unter den Glückswechseln behaupteten. Das Buch mag daher, weil das Persönliche und Allgemeine einander durchkreuzen und ergänzen, leicht einen grossen Leserkreis finden; es gehört in mancher Rücksicht dem Volke an, in welchem die Leiden und Freuden der edlen, patriotischen Frau wurzelten; sie war insofern, um einen neuern, oft gemissbrauchten Ausdruck anzuwenden, eine Demokratin des reinsten Gepräges, das heisst, sie liess, ohne Rücksicht auf Standesvorurtheile ihre Neigungen und Wünsche in der Wohlfahrt, Ehre und Macht des Volks nicht nur der Preussen, sondern auch der Teutschen überhaupt aufgehen. Tochter des biedern Herzogs Karl von Mecklenburg-Stre-

litz, dem sie am 10. März 1776 als sechstes Kind geboren wurde, empfing die spätere Königin Preussens, früh ihrer Mutter beraubt, eine zwar sorgfältige, aber doch mehr Französisch denn Teutsch geregelte Erziehung; sie erlernte unter der Leitung des Fräuleins Gelieux aus Neufchatel die fremde Mundart auf Kosten der heimischen und gebrauchte sie auch später gewöhnlich als schriftlichen Ausdruck ihrer Gedanken und Empfindungen. Wie sehr dabei trotz pädagogischen Wohlwollens herkömmliche Sitten und Grundsätze die jugendliche Frische der Kinder in den Schnürleib steifer Etikette einzwängten, erhellt am deutlichsten aus den Reiseabentheuern zu Frankfurt am Main. Hier verschafft, wie weitläufig berichtet wird (S. 22. sqq.), Göthes Mutter, „die Frau Rath", den Mecklenburgischen Prinzessinnen, welche der Kaiserkrönung Franz's II. beiwohnen, den Genuss, sich im Hof am Brunnen recht satt Wasser zu pumpen, hält die Hofmeisterin durch alle mögliche Argumente ab, die Pflegebefohlene abzurufen, und schliesst endlich die strenge Zuchtmeisterin im Zimmer ein. Dessgleichen trägt die Mutter Göthe's dafür Sorge, dass die künftige Königin sich bei ihr an Specksalat und Eierkuchen erlaben kann, harmlose Gefälligkeiten, welche in spätern Jahren durch goldenen Halsschmuck belohnt werden. Ernstere Folgen hat die gelegenheitliche Bekanntschaft der Prinzessin mit dem Preussischen Kronprinzen, welcher an der Belagerung der Feste Mainz Theil nimmt; ihm zu Darmstadt am 19. April 1793 verlobt, findet sie fortan den Weg ihrer bedeutsamen Lebensgeschicke. Manche anziehende Züge der damaligen Gemüthlichkeit und Gesellschaftsweise werden dabei von dem Verfasser eingeflochten. Dahin mag man auch das von ihm übergangene Frühstück rechnen, welches die Verlobten mit ihrem kleinen Gefolge zu Heidelberg am Wolfsbrunnen einnahmen. „Damals" meldet Kotzebue in seinen Erinnerungen aus Paris S. 18, „wölbten sich noch dreihundertjährige Linden zu einem Tempel über dem Brunnen zusammen, und ihre Zweige waren so dicht ineinander verwachsen, dass man sich ihrer wie des Fussbodens zum Gehn bedienen, dass man Tische und Stühle darauf setzen und in der grünen Dämmerung ein fröhliches Wesen treiben konnte. Die fremden Damen (so erzählen die Nachbarn) sassen oben in den Bäumen mit Büchern und Strickstrümpfen, oder liessen wohl gar ein Klavier darauf stellen, die Herren lauschten mit Flöten in den dichtbelaubten Aesten; unten in der kühlen Nacht wurde Kaffee und Thee gekocht; die Quelle murmelte heimlich und unsichtbar hinter der grünen duftenden Wand.

(Schluss folgt.)

Nr. 48. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Luise, Königin von Preussen.

(Schluss.)

„Nach alle dem dürfen Sie jetzt nicht mehr fragen; Sie finden nichts als ein viereckiges Bassin von Baumstrünken umgeben. Alle die prächtigen Linden sind vor wenigen Wochen (1804) abgehauen worden. Wer hat das befohlen? rief ich empört. Die kurfürstliche Hofkammer, war die Antwort. Die dicken Bäume geben schönes Holz und — die Forellen im Brunnen konnten den allzukühlen Schatten nicht vertragen.“ — Wendet man sich von diesen örtlichen, den Reisenden jedoch nicht gleichgültigen Kleinigkeiten nach Berlin, so wurde hier die Kronprinzessin mit ihrer Schwester Friederike, der Braut des Prinzen Ludwig, in einem wirklich freiwilligen Prunk- und Freudenzuge von der Bürgerschaft empfangen, bald darnach am 24. Dezember 1793 dem Preussischen Kronprinzen und künftigen Könige Friedrich Wilhelm III. vermählt. Als bei dem Anlass die dichten Volkshaufen im Schloss den Weg so zu sagen sperrten, rief der etwas wohlbeleibte Brautvater gemüthlich den Leuten zu: „Braucht euch nicht zu geniren, Kinder! Der Brautvater darf sich heut nicht breiter machen, als die Brautleute“ (S. 71). — Fortan gewährten die helle, lebensfrohe Gemüthsstimmung der Frau und der in sich gekehrte Ernst des von Natur milden Mannes Bedingungen und Mittel eines wahrhaft glücklichen Familienlebens, aus welchem viele, zum Theil weniger bekannte Züge von dem Verfasser hervorgehoben werden. Die Thronbesteigung (1797) änderte darin nichts. „Ich bin Königin, schrieb Luise ihrer Grossmutter, und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, dass ich nun meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen!“ (S. 87). — Diess geschah auch in der That; viele Bedrängte fanden Hülfe, viele gemeinschädliche Vorurtheile offene Rüge; das bescheidene Verdienst wurde ermuntert, die anmassliche Eitelkeit abgewiesen; der offene und liebenswürdige Tadel liess dabei keinen Stachel der Empfindlickeit und des Hasses zurück. So tanzte auf einem Balle der König mit einer Dame, welche die adeligen Herren wegen der bürgerlichen Geburt nicht zum Tanze aufgefordert hatten, so nahm sich die Königin bei einer grossen Cour in

Magdeburg einer jungen Offiziersfrau an, welche bei der Frage: „Was sind Sie für eine Geborne? in ihrer bürgerlichen Herzensverlegenheit geantwortet hatte: „Ach, Ihre Majestät! Ich bin gar keine — Geborne!" (S. 127). — Ebenso dachte und handelte der König; auf der Huldigungsreise nach Königsberg (1798) rief er einem Landmann, der ihm knieend eine Bittschrift überreichte, in edlem Unwillen zu: „Nur vor Gott knieen! Ein Mensch muss nicht vor einem andern Menschen knieen!" (S. 144). — Mit diesem Wendepunkt beginnt die biographische Arbeit der Frau von Berg; sie schildert zuerst in allgemeinen Zügen den Charakter und verfolgt dann die besondern Lebensgeschicke, wobei der Herausgeber wieder ergänzende Einzelheiten angereiht hat. „Ein richtiger, treffender Verstand, heisst es (S. 173), ein frühes, frommes und ernstes Streben nach Erkenntniss jedes Wahren, Guten und Schönen hatte die Königin von Kindheit an ausgezeichnet. Früh schon hatte sie nicht nach Schein, sondern nach Wahrheit getrachtet; darum war ihr auch früh Klarheit und Wahrheit geworden. — Wenig geblendet durch äussere Vorzüge, wurde sie auch nicht durch den äussern Glanz in ihrer stillen innern Welt gestört, und schon zu der Zeit begann in ihr eine aus dem höchsten religiösen Standpunkt gebildete Ansicht der Welt, welche wir später herrliche Früchte tragen sehen werden." — „Zu den Lieblingsschriftstellern, deren Bezeichnung jetzt folgt, gehörten Herder, Göthe, Schiller, die alten Tragiker und Shakespeare in Uebersetzungen; von den Historikern zogen besonders Gibbon, die von Schiller gesammelten Memoirenschreiber an; die alte Geschichte, später auch die Teutsche und die Geschichte Englands äusserten besondere Anziehungskraft. Daneben widmete die Königin auch manche Stunde dem Schreiben; es entstanden abgebrochene Tagebücher, mannichfaltige Aufsätze, besonders aber Briefe, welche mit grosser Leichtigkeit und Anmuth abgefasst waren. Die Musik trieb sie, wenn sonst nicht ernste Beschäftigungen oder ihre Pflichten, namentlich gegen die unter mütterlicher Aufsicht stehenden Kinder abhielten, mit wahrer Vorliebe; sie sang selbst und hatte eine seelenvolle Stimme, mit welcher sie besonders vaterländische Lieder rührend vortrug. — Inzwischen naheten Gefahren und Stürme, welche das stille, der Häuslichkeit, Freundschaft, Wissenschaft und Kunst gewidmete Leben mit dem Staat aus den Fugen reissen und in die Bahn tragischer Geschicke werfen sollten. Die Französische, an den Konsul und Kaiser Napoleon Bonaparte geknüpfte Macht bedrohete auch Preussen, welches, wie die Verfasserin nicht hinlänglich schildert, durch unzeitige

Friedensliebe, Absonderung und Pflege des herkömmlichen Schlendrians den Sturz im verhängnissvollen Jahre 1806 vielfach vorbereitet hatte. Die traurige Rolle, welche eine falsche Staatsklugheit in dem Feldzuge der verbündeten Russen und Oesterreicher (1805) spielte, empfing bald darauf ihren verdienten, Schuldige und Unschuldige strafenden Lohn. Die edle Königin, bisher ohne weitere Betheiligung an der Politik, fühlte tief den Hohn, welchen 1805 der Durchmarsch Bernadotte's durch Anspach aussprach; „seit diesem Zeitpunkt aber erfüllte, heisst es, die Zeit, so zu sagen, ihre ganze Seele, und es blieb ein tiefer Ernst in ihrem Gemüth zurück." (S. 191). „Sie mochte daher dem Abschluss des geheimen Vertrags zu Potsdam (3. Nov. 1805) zwischen Preussen und Russland nicht fremd bleiben, konnte aber eben so wenig die zaudernde Persönlichkeit des dem Kriege abgeneigten Gemahls umwandeln als den Gang der heillosen, von Haugwitz und Consorten für augenblicklichen Zeit- und Ländergewinn betriebenen Diplomatie unterbrechen oder lähmen. So wurde denn Preussen, im vorläufigen Besitz Hannovers, hier der Gegenstand des Englischen Hasses, dort das Werkzeug der Französischen Arrondirungspolitik, welche den günstigen Augenblick sogleich benutzte und in Südwestteutschland den Rheinbund stiftete. Dieses wichtige Ereigniss, welches etwa neun Millionen Teutscher einem fremden Protektor zuführte (12. Juli), und bald darnach den Reichsverband auflöste (6. August), enthielt den Hauptkeim des Kriegs mit Preussen. Es musste nämlich, wie man auch versuchte, die noch unabhängigen Staaten Nordteutschlands für Schutz und Trutz vereinigen und dem Rheinbunde entgegenstellen. Bei dem Ausscheiden Oesterreichs aus dem Reich und der immer stärkern Vereinzelung desselben blieb ein nordteutscher, unter die Oberleitung (Hegemonie) Preussens gestellter Bund der einzige Rettungsweg. Allein man musste ihn, zumal scheinbar Frankreich nichts dawider einwandte, rasch und fest betreten, allfällige Schwierigkeiten, wie sie etwa Hannovers prekäre Stellung darbot, um jeden Preis beseitigen und dem etwaigen, durch den Rheinbund fleissig genährten Souveränetätsgelüste die Wohlfahrt des Ganzen und zwängende Massregeln entgegensetzen. Das alles geschah aber nicht; man hatte in Berlin wohl die Theorie, nicht aber die Praxis des politischen Schaffens und tappte daher so lange im Helldunkel umher, bis Kaiser Napoleon, bekannt mit der Schwäche und Selbstsucht des Gegners, ein diktatorisches Halt gebot und die Entscheidung den Waffen übergab. Diess war die natürliche Folge des langen Zauderns und Herumzerrens;

denn was im Frühling geschehen konnte und sollte, wurde bis in den Herbst verschoben, als bereits der Krieg mit Frankreich kaum vermeidlich erschien. Der Austritt Hardenberg's und der Eintritt Haugwitzens, eines feinen, aber grundsatzlosen Diplomaten, hatte hauptsächlich in die innern und auswärtigen Angelegenheiten Schwanken und Unklarheit gebracht. Dennoch bleibt der Plan eines nordteutschen, an Preussen als Oberhaupt geknüpften Reichsbundes merkwürdig und lehrreich genug, um selbst jetzt bei vielfach veränderten und wiederum ähnlichen Umständen Aufmerksamkeit zu verdienen. Der am 21. August durch den Grafen Haugwitz an den Grafen von Görtz, Sachsens Bevollmächtigten, übersandte Constitutionsentwurf des nordischen Reichsbundes enthielt folgende Hauptartikel: 1) Zweck des Bundes: Sicherheit von aussen und im Innern. Die drei vorzüglichsten Glieder sind Preussen, Sachsen und Hessen (Churhessen). 2) Preussen nimmt die Würde eines Kaisers von Nordteutschland an, Sachsen und Hessen die Königswürde. 3) Die übrigen Mitglieder sind: a) Dänemark wegen Holstein; b) Schweden wegen Pommern; c) Sachsen-Weimar, Gotha, Meiningen, Coburg, Hildburghausen; d) Braunschweig; e) Mecklenburg-Schwerin und Strelitz; f) Oldenburg; g) der Fürst von Fulda; h) die Reichsstädte: Hamburg, Bremen, Lübeck. 4) Den Titel Grossherzog nehmen an: die herz.- sächsische Linie, der Herzog von Braunschweig, die älteste herzogl.- mecklenburgische Linie, der Herzog von Oldenburg; der Fürst von Oranien-Fulda wird Herzog. 5) Am 15. Oktober treten, vom Berliner Cabinet eingeladen, sämmtliche Stände in Dessau als Congress zusammen, um unter Preussens Vorsitz eine förmliche Verfassungsurkunde zu entwerfen. Vorläufige Hauptpunkte derselben sind: 6) Preussen, Sachsen und Hessen bilden das Bundesdirectorium; alle Anträge werden in das Directorium und von diesem zur Dictatur gebracht. Ueber die Stimmenzahl der drei paciscirenden Höfe wird man sich vergleichen. 7) Sämmtliche Bundesländer werden in drei Kreise getheilt: den brandenburgischen, sächsischen und hessischen. — Nun folgt die nähere Bestimmung. 8) Die Besitzungen der teutschen Ritterorden fallen den Landesherren zu, in deren Gebiet sie liegen. 9) Die Reichsstädte sind der höchsten Gerichtsbarkeit des Bundes und der oberherrlichen Aufsicht eben so unterworfen, als vorher der des Kaisers und Reichs. Sie sind allezeit neutral und conscriptionsfrei, bezahlen aber dafür Charitativ-Subsidien. 10) Dem Oberhaupte des Bundes stehen alle Vorrechte des teutschen Kaisers in den ständischen Ländern zu. — Im Falle der Minderjährigkeit

des Regenten üben Sachsen und Hessen abwechselnd die Rechte des Bundesoberhauptes aus. 11) Bei einem auswärtigen Angriffe sind sämmtliche Stände die ganze Masse ihrer Mittel dem Bunde schuldig; sie dürfen keine Verbindungen mit andern Staaten eingehen, welche dem Bunde gefährlich werden können. Die gewöhnliche Militärmacht des Bundes beträgt 240,000 Mann, von welchen Preussen mit Mecklenburg und Braunschweig 165,000 Mann stellt u. s. w. — 12) Die Militärmacht jedes Kreises stehet unter dem Commando des Standes, von welchem der Kreis seinen Namen führt. In Kriegszeiten stehet das ganze Bundesheer unter den Befehlen des Oberhauptes. Der Bundescongress wird die Militäreinrichtung durch die von Preussen, Sachsen und Hessen beauftragten Militärpersonen näher bestimmen. 13) Es soll ein nordisches höchstes Bundestribunal errichtet werden, mit dem Sitze in einer der drei Hansestädte. Klagen gegen die Regenten kommen an das Bundesgericht, von welchem der Recurs an den Congress gehet. Die Vollziehung der Urtheile, so wie die Regulirung des ständischen Schuldenwesens werden nach den Aufträgen des Bundesgerichts von den Kreisdirektoren geführt. 14) Streitigkeiten der Stände sollen durch Compromisssprüche entschieden werden. Dem Congresse wird die Sache vorgelegt; der Beklagte wählt zwei Gesandte als Compromissrichter; der Kläger fügt den Dritten hinzu. Diese drei entscheiden pro arbitrio boni viri, und, wenn sie sich nicht vereinigen können, durch einen vom Congresse gewählten Obmann. Die Ausfertigung des Spruches geschieht im Namen des Congresses; es findet keine Appellation statt. 15) Gleich nach Auswechselung der Ratifikationen, die noch vor dem letzten August statt finden soll, soll diese Vereinbarung (ein ominöses Wort) von den drei Höfen den Kaiserhöfen zu Wien, Paris und Petersburg bekannt gemacht, so wie den im dritten Artikel genannten Bundesständen, mit der im fünften Artikel festgesetzten Einladung zum Beitritt und zur Versammlung des Congresses schriftlich mitgetheilt werden. —"

Dieser Verfassungsentwurf, bisher allein von Pölitz in seiner Geschichte Friedrich August's theilweise zur Kenntniss des Publikums gebracht, ist in historischer wie staatsrechtlicher Beziehung gleich merkwürdig und lehrreich. Gegenüber der erstern Rücksicht enthält er nämlich den Hauptgrund des Krieges; Preussen musste ihn, weil das übermüthige, auf den Rheinbund gestützte und bei der einstweiligen Ausscheidung Oesterreichs im Südwesten Dictatormacht ausübende Frankreich den nordischen Bund untersagte, nicht nur für sich, sondern auch die Unabhängigkeit Teutschlands, zunächst des

nördlichen, aufnehmen. Dennoch war auch hier die Zersplitterung bereits so weit gediehen, dass der Rheinbundsprotektor sich dem Sächsischen Churfürsten als Befreier und Schirmer der Souveränetät in Aufrufen und Handlungen darstellen konnte. „Sachsen! hiess es unter anderm am 10. October, die Preussen haben euer Land überfallen; ich betrete dasselbe, euch zu befreien. — Ihr sollt euer Blut vergiessen, nicht nur für ein fremdes, sondern sogar für ein euch entgegengesetztes Interesse. — — Doch, was sage ich? Haben sie (die Preussen) nicht alles verlangt? nicht schon längst versucht, euern Beherrscher zur Anerkennung einer Oberherrschaft zu zwingen, die unmittelbar euch aufgelegt, euch aus der Kette der Nationen reissen würde?" u. s. w. Ferner ist geschichtlich klar, dass Preussen, abgesehen von den militärisch-politischen Gebrechen, hauptsächlich dessbalb den Sieg verlor und die schmählichste Niederlage erndtete, weil es den nordischen Bund zu spät und zu schlecht einrichtete. Statt schon im Frühling in leichter Voraussicht des Kommenden mit den Voranstalten fertig zu seyn, theilte es erst gegen Ende des Augustmonats den vorläufigen Plan mit und liess sich dabei trotz der bereits erhaltenen Einwilligung in neuen diplomatischen Briefwechsel mit Napoleon ein, dafür von diesem doppelt und dreifach betrogen. Es ist überhaupt ein halbes Wunder, dass ein Haugwitz und Lombard den wahrscheinlich von Hardenberg und Beyme, vielleicht auch Stein, entworfenen Plan des norddeutschen Bundesstaats auch nur formell berücksichtigen konnten. Bei grösserer Kraft und Umsicht war er allerdings ausführbar; wo Gründe nicht genügten, da mussten handgreifliche Kräfte nachhelfen, ein leidiges Mittel, dessen man bei dem guten Willen der meisten Theilnehmer wahrscheinlich nicht einmal bedurft hätte. Hannover bildete dabei richtig behandelt keine erhebliche Schwierigkeiten; denn Preussen verfügte ja provisorisch über dasselbe und konnte sich für den künftigen Bund leicht mit England ins Einvernehmen setzen. In staatlicher Beziehung enthält der Entwurf für unsere Gegenwart manchen beherzigungswerthen Wink; sie kann von ihm lernen, dass Einheit (Centralisation) und Staatenbund (Föderation) keinen unvereinbaren Gegensatz aufstellen, indem dort Kaiserthum, Direktorium und Congress (Reichstag), hier Stand (Staat) und Kreis den Faktor bilden. An ein Repräsentanten- oder Volkshaus dachte man aber nicht, weil damals für Teutschland ein politischer Begriff der Art fehlte, die Gegenwart aber ihn allerdings, wenn auch bisher fruchtlos, zu finden trachtet. Die Scheidung in Nord und Süd war damals durch den

Gang der Ereignisse vollendet; dort im Preussischen Nordbund, auf dem Papier, hier im Rheinbund der Wirklichkeit verkörpert, indess Oesterreich sich auf den eigenen Kreis zurückgezogen hatte. Will man diese leidigen Verhältnisse wiederherstellen, den Norden der Oberleitung Preussens überlassen, den Süden an Oesterreich knüpfen oder wohl gar in einer dritten, etwa auf Baiern gerichteten Bundespotenz ansprägen? Diese und ähnliche Fragen drängen sich hervor, ohne dass Antwort erfolgt, Beweis der Verlegenheit. Es gibt, scheint es, nur zwei Auswege, entweder Wiederherstellung der alten Bundesföderation nach einer verbesserten, mehr conzentrirten Auflage, oder Scheidung in die Hegemonie Preussens und Oesterreichs. Will jenes sein Dreikönigsbündniss, die erneuerte Form des Projekts vom Jahr 1806, nicht blos auf dem Papier, sondern auch in der Wirklichkeit bethätigen, so wird es wohl seiner militärisch-politischen Ausnahmsstellung in Baden*) ohne langes Bedenken entsagen, die Stand- und Kriegsgerichte aufheben, den geregelten Boden der Badischen Verfassung betreten, unverweilt für den Nordbund den lange angekündigten Reichstag einberufen und dadurch den Entwurf des Bundesstaates verwirklichen. Soll und will Oesterreich eine vereinbarte Hegemonie des Südens und Südwestens übernehmen, so bleibt ihm die schwierige Aufgabe vorbehalten, nach endlicher Tilgung der blutigen Ausnahmsgerichte theoretisch und praktisch einen Staatenbund von teutschen und nichtteutschen Völkern anzubahnen und durchzuführen. Wer jedoch die Zeichen der Zeit einigermassen zu deuten weiss, dem bleibt es wahrscheinlich, dass Preussen wie Oesterreich vor dem Gedanken eines über kurz oder lang feindseligen Dualismus erschrecken und eben desshalb zweckmässig in die Bahn der reformirten Bundesakte einlenken werden. Die Hauptschuld liegt dann bei den 600 Frankfurter Gesetzgebern, welche Gott der

*) Dieses hätte ja wohl an der ersten Reichsverfassung eine Lehre, welche vor einer zweiten, vielleicht auch wieder schiffbrüchigen, warnen sollte. Wenn übrigens in den letzten Tagen viele Teutsche Blätter z. B. die Teutsche und Kölner Vogelleimzeitungen, wider den Terrorismus der Oesterreicher eifern, die Badischen Verurtheilungen aber entweder ignoriren oder objektiv gleichgültig behandeln, so muss man fragen: „Fliesst in den Adern der Ungarn gegenüber der Teutschen Kritik ein edleres Blut als in denen der Teutschen? Stehet der reiche, begüterte Verwandte hinterlassende Graf Bathyani höher als der gleichfalls erschossene arme Schullehrer Höfer aus dem Odenwalde? O! ihr weltbürgerlichen Patrioten!

Herr im Jahre 1848 grüsste, ohne dass sie ihm dankten. — Aehnliches begegnete Preussen im Jahre 1806; es hatte den günstigen Augenblick des thatsächlichen Eingreifens (1805) verpasst, die Gelegenheit eines raschen Constituirungsaktes hinausgeschoben und den Krieg endlich ohne Bundesgenossen und innere Reformen als letzte Ehrenpflicht gewählt. Dass die Königin nicht gleichgültig blieb, dass sie eingedenk des vielfach erlittenen Hohns von Seiten der Fremden zur Entscheidung hindrängte, wer wollte das bestreiten? Preussen trat ja überdiess nicht nur für seine, sondern auch Teutschlands Unabhängigkeit unter die Waffen. Man kann desshalb getrost die Ziererei, mit welcher Frau von Berg der Königin Theilnahme an der Kriegspartei läugnen oder bemänteln will, als Weiberschwachheit zurückweisen; nur hütete sich natürlich die Königin vor dem scharfen und polternden Herausfordern, welches etwa einzelne Literatoren, Offiziere, die Prinzessin Luise, Fürstin von Radziwill, und die Prinzessin Wilhelmine von Preussen, eine geborne Hessenhomburgische Fürstin, auszeichnete. (S. 204) Wenn nun bei dem Ausbruch des verhängnissvollen Feldzuges die edle, patriotische Frau dem Hauptquartier folgt, die Beschwerden, Gefahren und Wechselfälle desselben theilt; so ist das vielleicht ein Fehler des Kopfes, aber eine Tugend des Herzens und der Gesinnung, welche man nicht bemäkeln sollte. Selbst Herr von Gentz, etliche Tage im Hauptquartier anwesend, billigte den oft getadelten Schritt. „Niemand, urtheilte er, (S. 227) vermochte dem Könige ihren Verlust zu ersetzen und da sie nicht öffentlich erschien, auch keine Ansprüche darauf machte, so überwogen die Vortheile ihrer Gegenwart alle Einwürfe." — Die nun folgenden Erzählungen von dem Tode des heldenmüthigen Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld (10. Octbr.), der Abreise vom Hauptquartier zu Weimar am grauenden Morgen der fernen Schlacht (14. Octbr.), der Flucht von Berlin über Kolberg nach Preussen, bieten einen wahrhaften Reichthum an rührenden und erhebenden Zügen. Die Königin ertrug das grässliche Unglück, welches binnen etlichen Wochen das stolze Gebäude mehrer Menschenalter zertrümmerte und eine fast unerhörte Reihe feiger und verrätherischer Handlungen entwickelte, mit männlicher Fassung; ihr Geist richtete sich auf, und während alles in der Nähe den Kopf zu verlieren schien und Ergebung auf Gnade und Ungnade anrieth, da war es das ursprünglich so weich geschaffene Gemüth, welches unerschütterlichen Widerstand offenbarte. (S. 265) Als Mutter ermahnte sie die ältesten Söhne zum Ernst und zur künftigen Thal, als Königin die Diener des Staats und des

zersprengten Heeres, wo sich nur Gelegenheit darbot, zum unverweilten, des alten Ruhmes würdigen Handeln. Nur die elenden Schmähungen, welche Napoleon in öffentlichen Blättern Teutschlands und Frankreichs ausstreuen liess, störten bisweilen die gleichmässige Haltung. „Nein, rief die gekränkte und verlästerte Frau häufig aus, ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten.“ (S. 268) — Die ausserordentlichsten Prüfungen kamen jedoch erst; mit der Schlacht bei Friedland (14. Juni 1807) verschwand fast alle Aussicht auf einen günstigen Glücksumschwung; die Franzosen besetzten Königsberg, ihr Kaiser mit dem Hauptquartier Tilsit; der Preussische Hof flüchtete in den äussersten Winkel gen Memel. Dennoch blieb der Königin Muth ungebeugt. „Glauben Sie ja nicht, schrieb sie etliche Tage später dem Vater, dass Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben; der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, dass er nicht Schande, sondern Ehre will. Preussen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. — Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Gränzen des Reichs muss. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. — Gott schenke jedem Guten den Frieden in seine Brust und er wird noch immer Ursach zur Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Trost, dass nie Etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und was mit dem Ganzen gehet.“ (S. 269) Und auf die Kunde des Waffenstillstandes: „Also Alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. — Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muss, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich seyn; nur hoffen kann ich nicht mehr. — Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es denkbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht

bin, denn wir stehen hoch. Es wird mir immer klarer, dass Alles so kommen musste, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Grossen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, desshalb überflügelt sie uns." (S. 298) In demselben Sinne schrieb die Königin einige Zeit später (1809) unter anderm der Frau von Krüdener. „Ihrem trefflichen Herzen bin ich ein Geständniss schuldig, welches Sie, dessen bin ich versichert, mit Freudenthränen vernehmen werden. Sie haben mich besser gemacht als ich war, Ihre Sprache der Wahrheit, die Unterhaltung über Religion und Christenthum haben den tiefsten Eindruck hinterlassen. Ich dachte ernsthafter den Dingen nach, deren Daseyn und Werth ich vorher mehr schwankend denn gewiss fühlte. Diese Betrachtungen brachten mir sehr tröstliche Endergebnisse. Ich rückte Gott näher, mein Glaube wurde stärker, und so bin ich mitten im Missgeschick unter zahllosen Kränkungen und Unbilden niemals ohne Trost geblieben, niemals ganz unglücklich gewesen. Rechnen Sie dazu die Güte des Gottes der Liebe, welcher niemals mein Herz verhärtete, es dem Wohlwollen und der Liebe zu meinen Mitmenschen stets öffnete; ihnen zu helfen und nützlich zu werden, empfand ich stets das Bedürfniss. Sie begreifen, wie ich da nie ganz unglücklich werden kann und immer die Quellen der reinsten Freuden besitze. Mit dem Scharfblick der Wahrheit habe ich die Eitelkeit der irdischen Grössen erkannt, und wie sie nichts sind, gegenüber den himmlischen Gütern. Kurz, ich bin zu einer Seelenruhe und zu einem innern Frieden gelangt, welche mich hoffen lassen, dass ich mit der Fassung und Demuth einer ächten Christin alle Fügungen Gottes und alle Leiden ertragen werde, welche mich läutern sollen; denn von diesem Standpunkte betrachte ich das Missgeschick hienieden." *)

Diesen Bekenntnissen einer schönen und edlen Seele entsprachen aber auch die Thaten; selbst Kaiser Napoleon musste auf der Tilsiter Zusammenkunft das sittlich strenge Uebergewicht der Königin fühlen und stillschweigend anerkennen. „Aber wie konnten Sie, lautete z. B. die plumpe und wegwerfende Frage, den Krieg mit mir anfangen?" — „Sire, war die Antwort, dem Ruhm Friedrichs war es erlaubt, uns

*) Vie de Madame de Krudener, par Eynard. I. 204.

über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben." — Das würdevolle Benehmen, welches auch der König gegen den übermüthigen Sieger beobachtete, wirkte jedoch nicht, wie Etliche gehofft hatten, mildernd auf die Friedensbedingungen zurück. Die Königin ertrug das Unvermeidliche und die schrecklichen Nachwehen desselben mit möglichster Geduld und Weisheit, benutzte aber gleichzeitig die Spannkraft ihres Geistes und Herzens, um dem einbrechenden Bösen nach Kräften zu wehren. Daher wurden, so weit sie es vermochte, die Wunden des Vaterlandes geheilt, die Lasten erleichtert, die erkannten Missbräuche beseitigt, vorwärts strebende Kräfte und Reformmänner, wie Stein, als Geistesverwandte mit Freuden begrüsst, wider Ränke und eingerosteten Schlendrian nach bestem Wissen und Willen geschirmt. Das alles geschah geräuschlos und ohne eitles Vor- und Zudrängen. Dabei widmete die edle Frau neben der Sorgfalt für das Haus und die Kinder manche Musestunde der eigenen Bildung, namentlich durch das in Königsberg unter Süverns Rathschlägen betriebene Studium der Geschichte, welche ihr Lehre und Trost gewährte. „Was sagen Sie, schrieb sie einmal 1808, zu den Nachrichten aus Spanien? Sind sie nicht ein neuer Fingerzeig der eisernen Hand, die schwer auf der gebeugten Stirn Europas ruht? Ein warnender Fingerzeig nicht auch für uns? — Ach, mein Gott, wann kommt die Zeit, und werd' ich sie erleben diese Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene, Mene, Tekel an diese Mauer schreibt? — Ich beklage mich dennoch nicht, dass meine Lebenstage in diese Unglücksepoche fielen. Vielleicht gab mein Daseyn Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden! Ich lese fleissig in der Geschichte und lebe in der Vergangenheit, weil die Zukunft nicht mehr für mich ist." — Diese durch eine veredelte Gegenwart würdig vorzubereiten im Glauben an das Bessere war bekanntlich auch die Triebfeder des Volkserziehers Pestalozzi: „Ich lese jetzt, schrieb in Bezug auf ihn die Königin, Lienhardt und Gertrud, ein Buch für's Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzt' ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen dank' ich ihm! — Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist. „Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind!" — (S. 345.) Den tiefsten Eindruck des Schmerzes machte der unglückliche Ausgang des für Teutschland von

Oesterreich heldenmüthig geführten Krieges des Jahres 1809. „Ach Gott, lautet eine Briefstelle, es ist viel über mich ergangen. Du hilfst allein — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiss, wo ich begraben werde, schwerlich auf preussischer Erde. Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann Ade: Germania!" — Es ist zu bedauern, dass die Verfasserin und die spätern Bearbeiter ihres Buchs hier nicht einen kurzen Abriss der norddeutschen Bewegungen, namentlich der tragischen Ausfahrt Schills einschalteten. Denn sicherlich verfolgte die Königin mit theilnehmendem Auge den Zikzak jenes bedeutenden Meteors von Berlin an bis zu den Fluthen der Ostsee, in welchen es unterging; gewiss empfand sie die Kugeln, unter welchen die bei Stralsund schwer verwundeten, dann wiederum geheilten und vom Kriegsgericht in Wesel zum Tod verurtheilten Offiziere ihre heldenmüthige Seele aushauchten. Ihr letzter Ruf war ja: „Es lebe Preussen! Es lebe Teutschland!" — Und aus dem Blut dieser Männer, dieser Rebellen, gingen Tausende von Rachegeistern hervor, welche im günstigen Augenblick Wiedervergeltung suchten und fanden. — Auch wäre es zweckmässig gewesen, die folgenreichen Reformen im Heer- und Staatswesen mindestens anzudeuten; denn sie stimmten ja überein mit den Wünschen und Ansichten der geprüften, vom Blick in eine bessere Zukunft gehobenen Frau. Derselben war es aber nicht beschieden, das Grünen und Gedeihen der frischen Aussaat zu erleben; sie starb am 19. Juli 1810 zu Hohenziritz, einem väterlichen Lustschloss, in der Jahre Blüthe an den Folgen eines hitzigen Fiebers, welches geistige und körperliche Leiden erzeugt und zur Reife gebracht hatten.

21. Octbr. **Kortüm.**

Geschichte der Neckarschule in Heidelberg von ihrem Ursprunge im 12. Jahrhundert bis zu ihrer Aufhebung im Anfange des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet nach handschriftlichen bis jetzt noch nicht gedruckten Quellen und nebst den wichtigsten Urkunden herausgegeben von Johann Friedrich Hautz, Professor und alternirendem Director des Grossherzoglichen Lyceums zu Heidelberg. Et pius est patriae scribere facta labor. Ovidius. Heidelberg 1849. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. XII und 200 S. in gr. 8.

Diese Schrift, ursprünglich bestimmt, zu einer wissenschaftlichen Beigabe des diessjährigen Programms des Lyceums zu Heidelberg zu dienen,

erscheint jetzt als ein grösseres, selbständiges Ganze, welches in dieser Weise einen für die Geschichte des gesammten deutschen Schulwesens belangreichen Beitrag liefert, und uns in der bis jetzt noch so wenig behandelten Cultur- und Literärgeschichte der alten Pfalz, insbesondere der Stadt Heidelberg, einen wesentlichen Schritt weiter fördert. Der Verfasser, durch mehrere gleich schätzbare Beiträge auf diesem Gebiete allen Freunden vaterländischer Forschung rühmlichst bekannt, übergibt uns hier gewissermassen eine Fortsetzung dieser Forschungen, die, wir wollen es wenigstens hoffen, sich dereinst noch zu einer grössern Arbeit, zu einem die gesammte Culturgeschichte Heidelbergs umfassenden Werke abschliessen werden; er übergibt uns damit zugleich ein Werk, das als das Resultat vieljähriger, äusserst mühevoller Studien schon um deswillen bezeichnet werden kann, als der Inhalt desselben, namentlich in den geschichtlichen Theilen, grossentheils auf lauter handschriftlichen, bisher unbenutzten Quellen beruht, die durch den Verfasser zuerst ans Tageslicht gezogen wurden; es bestehen aber diese Quellen in den noch grossentheils vorhandenen (schriftlichen) Verhandlungen der Universität Heidelberg, des akademischen Senats wie der einzelnen Facultäten, in den Protokollen und andern Akten des ehedem (pfälzischen) Kirchenraths, wie sie in der Registratur des (jetzigen) Evangel. Oberkirchenraths in Carlsruhe sich noch vorfinden, in verschiedenen andern Akten, welche bei dem evangel. Pfarramte zu Heidelberg sich befinden oder aus dem ehemaligen reformirten (mit dem jetzigen Lyceum verschmolzenen) Gymnasium stammen: und dazu kommt noch das, was in dem Generallandesarchive zu Carlsruhe enthalten ist. Dass neben diesem reichen Vorrath handschriftlicher Quellen und Urkunden auch Nichts von dem übersehen ward oder unbenutzt blieb, was aus gedruckten Schriften für die Behandlung des Gegenstandes zu entnehmen war, bedarf für diejenigen, welche die frühern Arbeiten des Verfassers kennen, kaum einer besondern Erwähnung.

Die Schule, deren Schicksale in dem Laufe von fast sieben Jahrhunderten uns hier berichtet werden, fällt in ihren ersten Anfängen zusammen mit den Anfängen der Stadt selbst; sie ist so alt, wie die Stadt selbst, und geht mit dieser bis in die andere Hälfte des zwölften Jahrhunderts zurück. Wie sie freilich damals beschaffen gewesen, wie ihre erste und somit ursprüngliche Einrichtung gewesen, lässt sich, da für jene Zeit die Quellen fehlen, nicht genau angeben; dass sie von der um diese Zeit an andern Orten in Deutschland bestehenden Schuleinrichtung nicht verschieden gewesen, wird sich mit allem Grunde annehmen lassen, und diese Rücksicht hat auch den Verfasser bestimmt, in dem ersten Abschnitt,

welcher von der Gründung der Anstalt an bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts — bis zur Vereinigung des Pädagogiums mit der Neckarschule im Jahr 1556 unter Otto Heinrich — die Geschichte der Schule verfolgt, durch eine Schilderung des deutschen Schulwesens überhaupt, wie es sich um diese Zeit unter uns gestaltet hatte, diesen Mangel der hiesigen Quellen zu ersetzen, wobei er ebensowohl die Lehrgegenstände und den Unterricht, die dabei befolgte Methode, als die Schulzucht, und was damit zusammenhängt, im Einzelnen bespricht und jede seiner Angaben durch die erforderlichen Belege unterstützt. Der Verfasser hat zugleich nachgewiesen, was wir nicht unbemerkt lassen wollen, wie Heidelberg die erste deutsche Stadt war, welche der in ihr bestehenden Schule, die wir nicht sowohl als eine Volksschule in dem Sinne des Worts, den man jetzt damit verbindet, sondern als eine zu den höhern wissenschaftlichen Studien vorbereitende, demnach als Mittelschule oder Gymnasium ansehen dürfen, bestimmte Einkünfte zuwies, die der Vorstand der Schule in Empfang nahm *). Ueber die Besoldungen der Lehrer in dieser ersten Zeit fehlen nähere Nachrichten, dass sie gering gewesen, lässt sich aus den allgemeinen Verhältnissen der Zeit abnehmen; eben so wenig lässt sich ermitteln, ob schon damals ein Schulgeld entrichtet worden; der Verfasser möchte diess annehmen, während Ref. darüber noch Zweifel hegt, zumal wenn er bedenkt, dass es damals in der Regel Geistliche waren, die den Unterricht ertheilten und in der Ertheilung dieses Unterrichts eine ihrer geistlichen Obliegenheiten erkannten, ohne dafür von den einzelnen Schülern besonders sich honoriren zu lassen. Jedenfalls scheint uns die Sache von der Art, dass sie noch weiterer Nachforschung bedarf, die uns vielleicht, es sei hier oder an andern Orten, zu bestimmten Daten führt, die dann massgebend für eine allgemeine Ansicht, wie es mit dem Schulgeld überhaupt gehalten, seyn würden. Was die Lehrer betrifft, so wurden diese von dem Vorstand der Schule, je nach dem Bedürfniss, sowie nach Verhältniss und Zahl der Schüler, bestellt; eine Einrichtung, die so allgemein sie auch früher war, doch jetzt, bei gänzlich veränderten Verhältnissen, nicht mehr in Anwendung gebracht wird. Nicht anders verhält es sich mit einer andern Ein-

*) Diesen Sinn und Geist der Altvordern hat die Stadt Heidelberg auch im neunzehnten Jahrhundert bewährt, indem sie der in ihren Räumlichkeiten beengten Lehranstalt, die jetzt gewissermassen die Stelle der alten Neckarschule ersetzen muss, ein neues, eben so geräumiges als zweckmässig eingerichtetes Gebäude aus ihren Mitteln freiwillig herstellen liess.

richtung, welche der Geist der neuern Zeit ebenfalls fast allerwärts, wo sie bestanden, zu beseitigen gesucht hat, während wir sie in der frühern Zeit fast mit allen Schulen, und daher auch mit der Neckarschule, in Verbindung gebracht sehen, wir meinen das Alumnat, durch welches talentvollen, aber bedürftigen Knaben die Mittel der Unterhaltung gegeben wurden, und zugleich durch das Zusammenwohnen derselben in Einem Hause für gehörige Aufsicht gesorgt war. Wie die Kosten dieses Alumnats bei der Neckarschule bestritten wurden, hat der Verfasser S. 24ff. im Einzelnen nachgewiesen; Stadt und Hof waren dabei betheiligt; milde Gaben, zu welchen bei besondern Gelegenheiten aufgefordert ward, deckten den Rest. Der Stadt, d. h. dem Bürgermeister und Stadtrath stand daher auch in dieser ersten, bis ins sechszehnte Jahrhundert reichenden Periode, die oberste Leitung und Aufsicht der Schule zu, die damals noch ausser aller Berührung mit der im vierzehnten Jahrhundert (1386) gegründeten Universität stand, wenn sie auch gleich manchen Vorsteher und Lehrer aus dem Gremium derselben erhielt, was zum Ansehen der Schule und zu der Blüthe, in der wir die Schule noch im fünfzehnten und in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts antreffen, gewiss nicht wenig beitrug. Die einzelnen Belege dazu sind mit grössester Sorgfalt aus den Akten und Urkunden gegeben; es wird uns dann auch gezeigt, wie mit dem Abgang des Rectors Benz von der Schule im Jahr 1540 oder 1541 ein Sinken eintrat, das wir auf gleiche Weise auch um dieselbe Zeit bei der Universität wahrnehmen; das Bemühen des Kurfürsten Friedrich's II. (1544—1556), dem Verfall des Studienwesens durch die Errichtung eines eigenen Pädagogium's zu steuern, blieb in so weit ohne Erfolg, als dieses, von der Universität ohnehin scheel angesehene Pädagogium zu keiner rechten Bedeutung gelangen konnte, während jedoch die Neckarschule sich wieder hob. Diess veranlasste den Nachfolger Friedrich's II., den Kurfürsten Otto Heinrich († 1559), das bereits gesunkene Pädagogium mit der Neckarschule zu vereinigen, wobei er die Einkünfte der Schule wesentlich vermehrte. Der zweite Abschnitt S. 33ff. bringt darüber die näheren Data, während der dritte (S. 36ff.) zeigt, wie unter Friedrich III. die Wiedererrichtung des Pädagogium's im Jahre 1560 und die Erweiterung desselben im Jahre 1565, wobei demselben zugleich die sämmtlichen Einkünfte des Chorherrnstifts zum h. Michael in Sinsheim zugewiesen wurden, die Aufhebung der Neckarschule als einer Unterrichtsanstalt, herbeiführte; die Alumnen erhielten ihren Unterricht in dem Pädagogium, aus dessen Lehrern die Aufseher der Neckarschule genommen wurden, die übrigens nicht ohne Ver-

mehrung ihrer Einkünfte blieb, so dass zwölf weitere Zöglinge in dieselbe aufgenommen werden konnten. Noch mehr that der Nachfolger Friedrich's III., Pfalzgraf Johann Casimir, für die Anstalt, deren Stiftungsbrief er erneuerte (1587) und deren ganze Einrichtung er für alle Zukunft zu sichern bemüht war. Die hier mitgetheilten urkundlichen Belege weisen diess im Einzelnen nach und geben uns, wie z. B. die Seite 55ff. abgedruckten Gesetze, ein getreues Bild dieser ganzen Anstalt, deren Zustand nun ein blühender und gesegneter ward, bis die Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges, die für Heidelberg mit der Eroberung der Stadt durch Tilly im September des Jahres 1622 begannen, auch hier zerstörend einwirkten; Lehrer und Schüler der Anstalt zerstreuten sich; erst zu Anfang des Jahres 1635 zeigt sich wieder die Neckarschule in einem schwachen Anfang mit zehn in dieselbe aufgenommenen Schülern und damit ein erster Versuch einer Wiederherstellung derselben, der jedoch für die nächste Zeit ohne Erfolg blieb: bis unter Karl Ludwig um das Jahr 1650 eine Wiederherstellung eintreten konnte, der dieser edle Fürst auch seine volle Aufmerksamkeit zuwendete; in dem vierten Abschnitte, welcher die Geschicke der Anstalt von der erwähnten neuen Einrichtung Johann Casimir's bis zu dem Brande und der Zerstörung Heidelbergs im Jahr 1693 darstellt, hat der Verfasser einen äusserst sorgfältigen und genauen Bericht unter Vorlage der betreffenden Aktenstücke darüber gegeben S. 22—84. Unter den Nachfolgern, den Kurfürsten Karl und Philipp Wilhelm, wie selbst noch unter dessen Sohne Johann Wilhelm, erhielt sich die Schule trotz den schon unter Philipp Wilhelm eintretenden ungünstigen Verhältnissen noch in ihrem Bestande fort, wenn auch, insbesondere nach der Zerstörung Heidelbergs und der Verheerung der gesammten Pfalz durch die mordbrennerischen Schaaren des „allerchristlichen“ Königs (im Jahre 1689), in dürftiger Weise, da die Beiträge, aus welchen die Anstalt unterhalten ward, in Folge der allgemeinen Noth und des grenzenlosen Elendes, ausblieben oder nicht mehr eingezogen werden konnten. Als aber die totale Zerstörung der Stadt Heidelberg im Jahre 1693 erfolgte, ward auch die Neckarschule mit in den allgemeinen Ruin gezogen. Das Gebäude war ein Raub der Flammen geworden, die Aufseher der Anstalt, wie die Alumnen zum Theil zerstreut, zum Theil selbst umgekommen; das Vermögen der Schule theils sehr gefährdet, theils ganz verloren!

(Schluss folgt.)

Hautz: Geschichte der Neckarschule in Heidelberg.

(Schluss.)

Nach wiederhergestelltem Frieden war man zwar von Seiten des Kirchenraths eifrigst bedacht, die Neckarschule wieder herzustellen; aber die allgemeine Noth, zu der noch die um diese Zeit wieder ausgebrochenen confessionellen Streitigkeiten hinzukamen, legte der Erneuerung mehrfach Hindernisse in den Weg, so dass erst im Mai 1709 auf das Pfingstfest, nachdem der Wiederaufbau des Neckarschulgebäudes vollendet war, die Wiedereröffnung der Schule erfolgen konnte. Unter manchem Wechsel, nicht selten unter gedrückten ökonomischen Verhältnissen, bisweilen auch bei nicht ganz geregelter Verwaltung, die ein mehrmaliges Einschreiten des Kirchenraths zur Folge hatte, fristete die Anstalt ihr Leben während des achtzehnten Jahrhunderts. — Der Verf. (S. 118—160) gibt uns aus den Akten das ganze oft recht interessante Detail dieser Verhältnisse; er theilt uns alle in dieser Zeit erlassenen Anordnungen, welche zumeist die äussern Verhältnisse der Anstalt betreffen, und uns ein Bild der gesammten Verwaltung derselben geben, in aller Vollständigkeit mit und führt uns damit bis zur letzten Periode, in welcher in Folge des sichtbaren Abnehmens der Anstalt ihre Vereinigung mit dem Sapienzcollegium unter Carl Theodor im Jahre 1773 erfolgte, und später, im Jahre 1805 unter Carl Friedrich, die völlige Aufhebung beider Anstalten, als Alumnate, indem von nun an die Fonds derselben zu Stipendien verwendet wurden. Diess bildet den Gegenstand des sechsten Abschnittes S. 161—172. Das Sapienzcollegium war eine von Friedrich II. im Jahre 1555 gegründete, mit der Universität eng verbundene Anstalt, in welcher eine Anzahl junger unbemittelter Leute ihren Unterhalt und ihre Pflege, sowie wissenschaftlichen Unterricht empfangen sollten; unter Friedrich III. ward dieselbe in eine Art von Predigerseminarium umgewandelt und der Oberaufsicht des Kirchenraths unterstellt; nur solche junge Leute, die dem geistlichen Stande sich widmen wollten, sollten darin aufgenommen und gebildet werden. In so fern war die

Sapienz von der Neckarschule verschieden, wenn auch gleich ihre Geschicke, wie diess auch die Darstellung des Verfassers zeigt, vielfach mit der Neckarschule zusammenlaufen, und namentlich in den bemerkten harten Kriegszeiten es dem Sapienzcollegium nicht besser ergangen war als der Neckarschule. Das Gebäude der Sapienz war ebenfalls im Brande von 1693 zu Grunde gegangen, die Anstalt selbst hatte ähnliche Verluste erlitten, und wenn sie auch gleich im Jahre 1707 von dem Kirchenrath wieder rehabilitirt worden, war sie doch in ihren Mitteln sehr herabgekommen. So war die Vereinigung beider Anstalten, der Sapienz und der Neckarschule, gewissermassen ein Werk äusserer Nothwendigkeit; und diese war es auch, welche die Umwandlung dieser Anstalten in einen Stipendienfond veranlasste, der seitdem schon manchem wackern Jüngling es möglich gemacht hat, der Wissenschaft sich zu widmen, und der Kirche wie dem Staate manche tüchtige Kräfte zugeführt hat. Der siebente und letzte Abschnitt S. 172ff. ist der Erörterung dieser neuen Einrichtung gewidmet, wir finden hier die genauen Angaben über den Vermögensstand beider Anstalten (jetzt vierzigtausend Gulden), über die Art und Weise der Verwendung, über die Bestimmungen der Zulässigkeit zu dem Genuss der Stipendien, und über die Vertheilung derselben; es sind die desfallsigen Verfügungen und Statuten hier wörtlich abgedruckt und dadurch Jedem zugänglich gemacht worden. Während das Neckarschulstipendium zunächst für Schüler des Heidelberger Gymnasiums (Lyceums) bestimmt ist, werden aus dem Sapienzfond Studirende auf der Universität Heidelberg unterstützt und hier wird auf Diejenigen, welche dem Studium der Theologie sich widmen, besondere Rücksicht genommen.

Diess sind die Gegenstände, die in dieser Schrift in erschöpfender Weise besprochen und verhandelt werden; wir haben nur die Hauptpunkte berührt oder vielmehr angedeutet, und damit auch manches Andere, was die politischen und insbesondere die kirchlichen Verhältnisse der alten Pfalz betrifft, und hier, in soweit die Zustände der Neckarschule damit verflochten waren, zur Sprache gebracht ist, übergangen; die Freunde der vaterländischen Geschichtsforschung werden überhaupt manche Aufklärung dunkler Verhältnisse und manche neue Aufschlüsse in dieser Schrift finden, und gewiss gern bei dem so reichlich ausgestatteten Bilde verweilen, das sich hier vor ihnen entfaltet und so manche charakteristische Züge im Einzelnen bietet. Diese betreffen nicht bloss das Schulwesen und die Schulordnungen verflossener Zeiten sammt den häuslichen Einrichtungen bis zu den Speisereglements und der Instruction für die Köchin, oder die Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben, die Besoldun-

gen der einzelnen Lehrer (S. z. B. pag. 13. 142.) oder das, was auf den Unterhalt jedes einzelnen Alumnen verwendet ward, sondern sie berühren auch andere Dinge, deren Besprechung durch bestimmte äussere Veranlassung gegeben war; wie z. B. die in der Note p. 69 mitgetheilten Nachrichten über den Staats- und Hofhaushalt des Kurfürsten Carl Ludwig im Jahre 1661. Die Summe der jährlichen Ausgabe des Kurfürsten „zu täglichem Kammer- und Manusgeld" belief sich hiernach auf 4415 Gulden, seiner Gemahlin zu 1900 fl., die Besoldung des Ezechiel Spanheim, der die Stelle eines Raths und Direktors bei dem Kurprinzen bekleidete, betrug 360 fl., die des Johann Freinsheim, Professors der Geschichte, 300 fl.! Während auf diese Weise der Gesammtbetrag der Staats- und Hof-Ausgaben des Jahres 1661 sich auf 314,742 fl. belief, betrugen die Kosten bloss für den Hofhalt des Kurfürsten Ernst August zu Hannover im Jahr 1696—1697, wie uns unlängst aus einer andern Quelle bekanntgeworden ist, 263,498 Thaler 33 Groschen!

Chr. Bähr.

Kurze Anzeigen.

Gangstudien, oder Beiträge zur Kenntniss der Erzgänge, herausgegeben von B. Cotta, Dr. ph. und Professor der Geognosie in Freiberg, Heft II. und III. Mit sechs lithographirten Tafeln. S. 328. — Freiberg. Verlag von J. G. Engelhardt. 1848 und 1849.

In dem vorigen Jahrgange dieser Blätter (S. 198 ff.) wurde bereits des ersten Heftes der „Gangstudien" gedacht, welches eine verdienstvolle Arbeit des zu frühe der Wissenschaft entrissenen Weissenbach über Gangformationen brachte. Die vorliegenden Hefte enthalten einige lehrreiche Aufsätze, nämlich: 1) B. Cotta, Bildung der Erzgänge; 2) H. Müller, Erzlagerstätten bei Freiberg; 3) Vogelgesang, Przibramer Erzniederlage.

B. Cotta versucht eine allgemeine geologische Deutung der Erzgänge; er macht auf den Fehler aufmerksam, den so manche — und keineswegs namenlose — Geologen begingen, indem sie die Bildung der Erzgänge als etwas Isolirtes betrachteten; sie stehen vielmehr in innigem Verbande mit der Bildung gewisser Gesteine.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass fast alle Erzgänge (einige Eisensteingänge ausgenommen) in älteren Felsarten auftreten, seien es krystallinische Schiefergebilde, wie Glimmerschiefer, Gneiss, odere ältere Eruptiv-Gesteine, wie Granit, Syenit, Porphyr, Diorit. In der Reihe der neptunischen Formationen finden wir Erzgänge von der Grauwackegruppe aufwärts bis zu jener des Zechsteines, hingegen nur an ein paar Orten in neueren Gebilden, wie z. B. bei Milhau

in Frankreich im Muschelkalk und Lias, in Chile und Algier in der Kreide, u. s. w. Ebenso haben neuere vulkanische Felsmassen, Phonolithe, Laven, Basalte selten Erzgänge aufzuweisen. — Cotta glaubt die sogenannten Massengesteine als die ursprünglichen Träger des Metallgehaltes der Erzgänge ansehen zu müssen; er führt Beispiele zu Gunsten seiner Hypothese an. Gar häufig enthalten nämlich ältere krystallinische Gesteine die Bestandtheile der Erzgänge als accessorische Beimengungen, oder in ihren wesentlichen Gemengtheilen chemisch gebunden. Als Beispiele können gelten die Zinnstockwerke von Altenberg, Geier, Zinnwald. Die Erze führenden Diorite von Schwarzenberg, viele Magneteisenstöcke und gewisse Erze führende Porphyr-Gänge. Für solche plutonische „Injectiv- und Secretions"-Gänge spricht der Umstand, dass sie als Gangarten Mineralien enthalten, wie Hornblende, Augit, Feldspath, Glimmer, Quarz, die zugleich als Gemengtheile von Felsarten eine Rolle spielen, anstatt der sonst auf Erzgängen so häufigen Substanzen, wie Kalk-, Fluss- und Barytspath.

Von hoher Wichtigkeit ist ferner die Thatsache, dass in den eruptiven Porphyr-Gebilden der Umgebungen von Freiberg die nämlichen Erze und nicht metallischen Mineralien vorkommen, welche in den Erzgängen jener Gegend vorherrschen. Dabei darf man die interessante Beobachtung H. Müller's nicht vergessen, dass die ältesten Freiberger Erzgänge (die der edlen Quarzformation) von gewissen Porphyren durchsetzt und verworfen werden. Die Porphyre müssen demnach als die Ursache der Freiberger Erzgänge angesehen werden. Die Eruptions-Erschütterungen — so bemerkt Cotta — rissen während einer langen Periode von Zeit zu Zeit Spalten auf, und das durch diese Spalten in die Tiefe eindringende Wasser, vielleicht Meereswasser, fand in den noch heissen Porphyr-Massen der Tiefe diejenigen unter hohem Druck, bei hoher Temperatur und unter Mitwirkung von Alkalien auflösbaren Erden und Metalle, welche es dann bei seiner Circulation in den oberen, kälteren Regionen der Spalten ablagerte. Unter den Erden krystallisirte die Kieselerde, wenn sie in grosser Menge gelösst, schon bei sehr hoher Temperatur wieder aus. Darum füllt sie vorzugsweise die ältesten Spalten oder bildet die ältesten Glieder in neueren, oder in denen, welche der Mitte des ganzen Gang-Gebietes angehörend, am längsten eine sehr hohe Temperatur bewahrten. Ihr folgten mehr oder weniger periodisch die anderen Mineralien, je nach ihrer Reductions- oder Erstarrungs-Fähigkeit. Die Ablagerungen in den Spalten erfolgten im Anfang sehr energisch und unter fortdauernden Erd-Erschütterungen, daher die Breccien-Bildung und das Massige der Ausfüllung, während später bei abnehmender Temperatur und Erschütterung, bei langsamerer Ablagerung sich immer mehr und mehr die Lagenform einstellte. Dampf- und Gasströmungen mögen später an die Stelle der lange dauernden Wassercirculation getreten sein, und in Drusenräumen oder späteren Zerklüftungen Sublimationen angehäuft oder Umwälzungen des Vorhandenen, Metamorphosen und Translokationen eingeleitet haben.

Von hoher Wichtigkeit und vielem Interesse, sowohl in geologischer als in bergmännischer Beziehung, ist der Aufsatz von H. Müller: Die Erzlagerstätten nördlich und nordwestlich von Freiberg (S. 101—304); ohne uns einer allzugrossen Weitläuftigkeit schuldig zu machen, können wir dem Gange dieser Mittheilungen nicht folgen: wir wollen nur die Hauptresultate und allgemeinen praktischen Folgerungen hervorheben.

Die Erzgänge des fraglichen Distriktes sind, je nach den Formationen, welchen sie angehören, in ihrem Auftreten mehr oder weniger beschränkt, d. h. an gewisse Regionen gebunden. Sie bilden, untereinander parallel, in ihrer Gesammtheit grosse Gruppen oder Gangzüge, die gleich den einzelnen Gängen einer bestimmten Hauptrichtung folgen. — Die Gänge der edlen Quarz- und der Antimonglanz-Formationen zeigen in ihrer Richtung und Verbreitung eine grosse Abhängigkeit von gewissen, der Porphyr-Epoche angehörigen eruptiven Gebilden, wie solches zumal in der Gegend von Oederan der Fall. Hieraus folgt auch die Abhängigkeit einer günstigen oder ungünstigen Gangentwickelung von der Beschaffenheit des Nebengesteins. Es zeigen sich nämlich Erzgänge in solchen Felsarten für den Bergmann besonders ergiebig, welche Feldspath, Quarz, Hornblende, Augit, oder auch kohlensauren Kalk zu Bestandtheilen haben; hingegen erscheinen die Erzgänge in den zähen oder sehr zerklüfteten, glimmerreichen oder talkartigen Gesteinen spärlich entwickelt. Aber selbst innerhalb der günstigen Gesteine findet man die Erzgänge nicht alle in gleichem Grade bauwürdig; es hängt der verschiedene Erzreichthum von der Grösse der absoluten Erzführung ab, d. h. von der Menge der in die Gangspalten eingeführten metallischen Stoffe. Ob sich bei den Erzgängen mit zunehmender Teufe eine Verschiedenheit in der Erzführung einstellt, wurde noch nicht nachgewiesen; viele und reiche Erze finden sich bei den einer Erzführung fähigen Gängen besonders da angehäuft, wo zwei oder mehrere Trümmer sich vereinigen. Ferner zeigen Gänge häufig da eine vorzügliche Veredlung und Anreicherung, wo sie sich mit anderen Gängen unter spitzen Winkeln kreutzen oder schleppen; je grösser die absolute Erzführung der sich kreutzenden Gänge, um so bedeutender ist in der Regel die Veredlung. Eine Verschlechterung früher ergiebiger Gänge kommt nicht oft, nur bei einigen Kreutzen erzführender Gänge mit tauben Gängen oder Klüften vor.

Vogelgesang — vortheilhaft bekannt durch seine gelungene Uebersetzung der Fournet'schen Schrift „die Metamorphose der Gesteine" — gibt in dem dritten Aufsatze eine gedrängte Schilderung der Erzniederlage von Przibram. Die kleine Bergstadt liegt im Berauner Kreise, vier Meilen südwestlich von Prag; unter den vielen Gruben des Böhmerlandes zeichnen sich jene von Przibram durch ihren Reichthum aus. Uebrigens wird der Bergbau daselbst erst seit Anfang des Jahrhunderts betrieben.

Der geognostische Charakter der Umgebungen von Przibram ist ein ziemlich einförmiger; Glieder der Grauwacke-Gruppe herrschen vor — zu demselben Gebirge gehörig, in welchem die Bleigänge von Mies, die Silber-, Kobalt- und Nickelgänge von Michaelsberg, und die ehedem so berühmten und ergiebigen Goldgänge von Eule auftreten. Grauwackeschiefer ist hauptsächlich verbreitet; er enthält bei Ginetz und Horsowitz viele und schöne Trilobiten, Orthoceratiten und Crinoideen, und dürfte demnach als gleichen Alters mit den silurischen Gebilden der englischen Grauwacke anzusehen sein. Von plutonischen Felsarten erscheinen Granit und Grünstein; der erstere setzt eine kleine Gebirgskette zusammen, der andere erscheint in gangförmigen Massen, als Begleiter der Erzgänge, von welchen er durchsetzt wird. Die Mächtigkeit der Erzgänge von Przibram beträgt im Durchschnitt drei bis vier Zoll, sie steigt bis zu zehn oder zwölf Zoll. Die häufigsten Gangarten sind Eisenspath, Kalkspath, in der Mitte

der Gänge gewöhnlich Drusen bildend, Braunspath, Quarz und seltener Barytspath; von Erzen kommen vor: Eisenkies, Blende, silberhaltiger Bleiglanz (acht bis vier und zwanzig Loth im Centner), Fahlerz, selten Weissgültigerz, Rothgültigerz, gediegenes Silber, Braun-Eisenstein, Antimonglanz, sehr selten Kupferkies und Sprödglaserz. In den oberen Teufen, und zwar bis zu fünfzig oder sechszig Lachter, führen alle Gänge einen „eisernen Hut"; sie bestehen aus aufgelöstem Nebengestein, Kalkspath und Quarz mit vielem Braun-Eisenstein, der schmale Trümchen von Bleiglanz umschliesst, welcher häufig in kohlensaures oder phosphorsaures Bleioxyd umgewandelt ist. Als ein überaus seltenes Vorkommen (vom Johanni Gange) muss ein Uranpecherz genannt werden, welches mit Vanadinspath, einem Vanadin haltigen neuen Mineral, gefunden wird. Besondere Beachtung verdient die grosse Ausdehnung, welche der „eiserne Hut" bei den Przibramer Gängen besitzt, eine Ausdehnung die sogar zum Eisenstein-Bergbau Veranlassung gegeben hat, indem das Ausgehende dieser Gänge an Privatpersonen bergrechtlich bis zu der Teufe verliehen wird, wo die edlen Metalle sich einstellen. — Der Bergbau auf den Gruben von Przibram gehört zu den einfachsten und ergiebigsten. Nur die Wassernöthigkeit der Gruben bietet Schwierigkeiten, denen aber zweckgemäss begegnet wird, namentlich durch Verlotten aller Sohlen. Die ausgebrachte Summe betrug im Jahre 1848 ungefähr 30,000 Mark.

Magazin für die Oryktographie von Sachsen. Ein Beitrag zur mineralogischen Kenntniss dieses Landes und zur Geschichte seiner Mineralien; von J. C. Freiesleben, k. sächs. Berghauptmann. Aus dessen Nachlass herausgegeben von Carl Hermann Müller. Fünfzehntes Heft: vom Vorkommen der Kupfererze in Sachsen. Freiberg, bei J. G. Engelhardt. 1848. S. 283.

Die Zahl der in vorliegendem Bande der „Oryktographie von Sachsen" abgehandelten metallischen Fossilien aus dem Kupfer-Geschlecht beträgt zwei und dreissig. Die Reihe derselben eröffnet das gediegene Kupfer, dessen Vorkommen jedoch nicht von Bedeutung ist. Bekanntlich wurde im Jahr 1843 im Steinkohlen-Gebirge von Zwickau gediegenes Kupfer nachgewiesen, so wie im Hoffnungs-Schachte bei Schedewitz, wo das Mineral sich in ziemlich grossen Blechen auf Klüften von rothem Thonporphyr findet. Auf den Erzgängen erscheint es nicht oft; weit eher trifft man es angeflogen im Nebengestein. Sowohl diese Thatsache, als der Umstand, dass es sich meistens in Klüften, in Ockern und selbst in sogenannten Brocken-Gesteinen stets in baumförmigen, dendritischen Gestalten zeigt, spricht für die Annahme, dass es überall eine neue, secundäre Bildung — ähnlich dem „Cäment-Kupfer" sei. Die bekannteste sächsische Cäment-Quelle liegt im Altenberger Stockwerke; man kennt sie seit dem Jahre 1719. Seit 1787 nahm sie so ab, dass sie in drei bis 4 Jahren höchstens für zehn Thaler Kupfer lieferte, und trocknete endlich 1792 gänzlich aus. Später wurde die Quelle in einer anderen Sohle neu gefasst, und rieselte — als sie Freiesleben im Jahre 1823 sah — fingerdick hervor. Damals erhielt man aus wöchentlich eingelegtem zehn Pfund altem ausgeglühtem Eisen

gegen zehn Pfund Schlich, der im Centner gegen siebenzig Pfund reines Kupfer gab.

Das Vorkommen des Kupferglanzes ist nicht von Belang; am ausgezeichnetesten stellt er sich auf den Lagern von Berggieshübel, besonders mit zunehmender Tiefe ein. Er wurde hier gewöhnlich von Bunt-Kupfererz begleitet. Der Kupferkies erscheint in beträchtlicher Menge auf den Gängen der Züger Formation, ein für den Schmelzprozess der Freiberger Hütten wichtiger Umstand, da man schon lange in ihm eines der besten Entsilberungs-Mittel erkannt hat. Er besitzt im Centner einen durchschnittlichen Silber-Gehalt von anderthalb bis dritthalb Loth. Gewöhnlich findet sich der Kupferkies auf den Züger-Gängen derb, eingesprengt, im Gemenge mit Bleiglanz, Blende und Eisenkies, oder in aufgestreuten Krystallen auf Drusen von Kalkspath, Eisen- und Braunspath in der Mitte der Gänge. Nicht minder interessant ist das Auftreten des Minerals auf den zur Halsbrücker Formation gehörigen Gängen. Hier bricht es in grossen, reinen, derben Massen, in schmalen Trümmern, in den schönsten baumförmigen Gestalten und in ausgezeichneten Krystallen. Seine gewöhnlichen Begleiter sind Fahlerz und Bleiglanz; es liegt meist in Hornstein oder in Barytspath eingewachsen, oder es bildet eine Einfassung grösserer Parthieen reinen Fahlerzes oder eine Einfassung von Gneissbrocken.

Das Fahlerz kommt namentlich auf den Gängen im Freiberger Reviere (Halsbrücker Formation) häufiger vor. Gewöhnlich ist es derb, in grösseren Parthieen bisweilen von Kupferkies eingefasst, auch erscheint es in dicken Platten, dendritisch und zerfressen, ferner in schönen Tetraedern bis zu $1/2$ Zoll Grösse, bisweilen mit einer stark glänzenden Haut von Kupferkies überzogen. Häufig umschliesst es Brocken von Gneiss, denen es entweder in grösseren, reineren Massen als Bindemittel dient, oder die es nur als schmale Einfassung umgibt. Der gewöhnliche Silbergehalt beträgt im Centner (wenn das Fahlerz rein ist) zwanzig bis dreissig Loth; er steigt indess manchmal bis zu hundert und sechzig Loth; der Kupfergehalt im Centner ist vier bis fünf Pfund. Man will die Erfahrung gemacht haben, dass mit zunehmender Teufe der Silbergehalt zu- und der Kupfergehalt abnimmt. — Auch die Gänge der Bränder Formation haben interessante Vorkommnisse von Fahlerz, besonders seltene Krystallformen aufzuweisen.

Das Schwarzgültigerz ist namentlich auf den Gängen der Bräunsdorfer Formation zu Hause, wo es in zierlichen Krystallen auf Eisenspath bricht und das sogenannte krystallisirte Weissgültigerz (Silberfahlerz) erschien (hauptsächlich seit 1827) auf einigen Gängen bei Habacht in, oft zollgrossen, Krystallen in Drusenräumen zwischen Quarz-Krystallen oder auf Bleiglanz, Braun- und Manganspath. Die Kupferschwärze kam ausgezeichnet auf den Gängen der Halsbrücker Formation vor; sie lag theils in grossen, reinen Parthieen nesterweise in Hornstein oder Fahlerz, und hielt im Centner ein Viertel Loth Silber und drei und dreissig Pfund Kupfer, oder sie bildete einen Ueberzug auf Fahlerz und Kupferkies. Das Auftreten des dichten Roth-Kupfererzes ist nicht von Bedeutung; manche Angaben über dasselbe in älteren Schriften dürften auf Verwechselungen des Minerals mit Rothgültigerz oder Zinnober beruhen; das haarförmige Roth-Kupfererz, schon seit Anfang des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Kupferblüthe in Sachsen

bekannt, fand sich auf manchen Gruben besonders schön, zumal auf jenen der Halsbrücker Formation in zarten, büschelförmigen Parthien, in bunt angelaufenen, dünnen Drusenhäutchen, als haarförmiger Ueberzug in kleinen Drusen, oder in äusserst zarten säulenförmigen Krystallen, die über einen Zoll Länge erreichten; auch lag es mit Silberschwärze und Kupferlasur in Hornstein oder Barytspath. Das Vorkommen des Ziegelerzes und Kupferpecherzes ist äusserst beschränkt; auch das der Kupferlasur kann nicht bedeutend genannt werden. Wir heben unter andern hier nur die kleinen, mit Kupferlasur überzogenen Gryphiten aus dem Zechstein von Mannichswalde hervor. Ebenso ist Malachit nicht häufig; auf den Erzlagern von Berggieshübel findet er sich faserig, dicht und nierenförmig in zerfressenem Quarze. Das Kupfergrün stellt sich namentlich auf dem Altenberger Stockwerke spangrün oder himmelblau, derb, als Ueberzug auf Quarz, und in mancherlei Gestalten als ein neueres Erzeugniss ein. Ausgezeichnet ist die, unter dem Namen des grünen Gewölbes bekannte kleine Weitung, aus deren Klüften die Guhren hervorkommen, die das Kupfergrün in dünnen Schalen und dicken Krusten, die hin und wieder Tropfstein-Form annehmen, abgesetzt haben.

Von den übrigen aufgeführten, dem Kupfer-Geschlecht angehörigen Mineralien: Kieselkupfer, Kupferschaum, Linsenerz, Olivenerz, Strahlerz, Würfelerz, Salz-Kupfererz, Phosphor-Kupfererz, Kupfer-Mangan wollen wir nur noch des Würfelerzes gedenken, das auf den Kieslagern am Graul ausgezeichnet vorkam. Es fand sich gras-, smaragd- und olivengrün, als krystallinischer Ueberzug auf tropfsteinartigem Braun-Eisenstein.

Mit dem nächsten Hefte, welches ein genaues Register für sämmtliche Bände der Oryktographie von Sachsen enthalten wird — schliesst das für jeden Mineralogen und Bergmann so wichtige Werk.

G. Leonhard.

---

1. *Dr. Rud. Stuerenburg: Corruptos aliquot Aeschyli, Ciceronis, Taciti locos emendare conatus est. (Oster-Programm von Hildburghausen, 1847. 14. S. in 4.)*
2. *Dr. Graser: Variarum Lectt. particula altera: aliquot Ciceronis loci e libris de Finibus B. et M. expediuntur. (Oster-Programm von Guben, 1847. 18. S. in 4.)*
3. *Dr. Fr. Schulze: Specimen variarum lectt. e codd. Lagomarsinianis librorum Ciceronis de Nat. Deorr. descriptarum. (Oster-Programm der Ritter-Akademie zu Liegnitz, 1847. 16. S. in 4.)*
4. *C. A. Cadenbach: De Cicerone oratore. (Herbst-Programm des Gymn. zu Essen, 18. S. in 4.*
5. *C. H. Blase: De Q. Tullii Ciceronis vita. (Herbst-Programm der Ritter-Akademie zu Bedburg, 1847. 25. S. in 4.)*

Ref. hat schon zu verschiedenen Malen Collectivanzeigen einer Anzahl kleiner, zur Ciceronischen Literatur gehörenden Schriften, in diesen Jahrbb. gegeben, welche Manchem erwünscht waren, weil man sonst von Vielen nicht einmal

die Existenz erfährt, oder, wenn man sie erfuhr, nicht weiss, was man darin zu erwarten hat. Er fährt nun fort, wieder einige aufzuführen, will jedoch, wie billig, nur wenig Raum dafür in Anspruch nehmen, und beginnt sogleich mit der Schrift des Herrn Dir. Stürenburg, dem wir schon zweierlei Ausgaben der Rede pro Archio poëta, die eine mit lateinischem, die andere mit deutschem Commentar, und zwei ganz verschiedene Ausgg. des Cic. de Officc. verdanken. Unserm Zwecke gemäss lassen wir hier die Bemerkungen über Aeschylus (8 Stellen des Prometheus) und Tacitus (5 Stellen aus den Annalen und 2. aus den Historien) bei Seite, und bemerken blos Etwas zu den aus Cicero behandelten Stellen, nemlich 7. aus den Tusculanen und 2. aus den Catilinarischen Reden. Tuscc. I, 10, 20: wo wir jetzt lesen: Plato triplicem finxit animum: — rationem in capite — posuit, duas partes parere voluit, iram et cupiditatem — . — in pectore — subter praecordia locavit, will er das separare voluit der bessern MSS. herstellen und noch aus eigener Conjectur se vorausstellen und hinzuthun, weil jene zwei Theile, si se separant a ratione, non eundem sibi locum atque rationi deberi, ipsae quodammodo sentire videantur. Ref. hat sich in seinem Exemplar dazu notirt: Non credo hoc voluisse Platonem. Tale quid non sentit ira, non sentit cupiditas. Locavit Plato ita, quia jam dudum homines rationem, iram, cupiditatem iisdem locis inter se distinctis, quasi ibi eas sentientes, collocaverant. Plato autem duas illas rationi parere debere non uno loco monuit. Vid. modo locos variorum scriptorum a Davisio laudatos. — Tuscc. I, 16, 37. in den vielbesprochenen katalektischen Tetrametern liest Hr. St. den zweiten so: Altae Acheruntis salso sanguine, imagines mortalium, wogegen die MSS. imagines mortuorum, welches man des Metrums wegen bisher umstellte. Dies heisse, sagt er, einen Fehler corrigiren und einen sehr grossen zweiten stehen lassen, da es doch auf keinen Fall mortuorum, sondern eher imagines viventium heissen müsste. Er habe desswegen das von J. Siebelis vorgeschlagene imagines mortalium vorgezogen, das dem Homerischen εἴδωλα βροτῶν entspreche. Ref. bemerkte sich hiezu: Non displicet. Sed mortuorum imagines non tam fastidiose, ut vitium maximum, erant rejiciendae. Sunt enim Iliad. ψ, 72. ψυχαὶ εἴδωλα καμόντων i. e. τῶν τεθνηκότων, ut est in Scholiis, i. e. mortuorum. Quum enim in Orco sunt homines, non ipsi (αὐτοί, Il. α, 5.) sed eorum ψυχαὶ sunt in domo Plutonis. Illae autem ψυχαί, quum sanguine eliciuntur in terrae superficiem, sunt εἴδωλα, imagines eorum, qui vixerunt, sed in terris vivere desierunt, ergo καμόντων, mortuorum. Neque aliud quidquam est eo loco, ex quo Siebelisius illa βροτῶν εἴδωλα, astutius quam verius, laudavit. Est enim ibi Odyss. Λ, 475: βροτῶν εἴδωλα καμόντων. — I, 16, 38: sedquod litteris extet, probe Pherecydes Syrius primus dixit animos esse hominum sempiternos. Die MSS. haben probo: sinnlos. Wolf (F. A.) empfahl, quod litteris extet proditum. Ref. wies nach, das proditum sei nicht nöthig, und warf probo, was auch Klotz that, weg. Der Verf. corrigirte probe — dixit, weil er sonst das Einschwärzen von probo nicht zu erklären wisse. Dazu führt er aus Cicero an curasti probe und probe judicas. Wir wollen ihm die noch passendere Parallele Brut. 41, 151: de Servio tu probe dicis angeben. Doch könnte das probo geradezu eine billigende Glosse eines Lesers seyn, dergleichen dem Ref. in Handschriften viele (wie auch misbilligende) vorgekommen sind, die sich vom Rande in den Text verirrte. — I, 20, 45. zieht der

Verf. die Worte: quo est nominata Argo, quia Argivi in ea in den Vers hinein: wobei es nur auffällt, dass nun auf den katalektischen Tetrameter ein jambischer Trimeter folgt. — I, 42, 101. steht gewöhnlich Quid: ille dux Leonidas dicit? wie freilich die ältern und bessern MSS. nicht haben, sondern semida, semidam, semidea, semidem. Aus diesen wählt nun der Verf. semidea und schreibt: Quid? ille dux semidea dicit; was heissen soll, wie Cicero sonst sagt: ille dux plane divina (oder prope divina) dicit. Das kann Cicero nimmermehr geschrieben haben. Lieber wollten wir die Wunde als solche bezeichnen und offen stehen lassen, als so corrigiren und für diese Seltsamkeit mit ihm den Ovid. in Ibin 80. und Stat. Theb. VI, 112 (nicht 187) die Pane, Satyrn und Faune, die dort semideum genus und pecus semideum heissen, als Beweis citiren. Fast eben so wenig möchten wir in die zwei tragischen Stellen I, 44, 105: Mater, te appello, quae — — und II, 16, 38: datam hostili manu, für tu quae an der ersten und für mandatam in der zweiten Stelle, die den Komikern eigene Interjection au quae und au datam aufzunehmen empfehlen. Bei den übrigen Stellen hat Ref. Nichts zu bemerken. Wir kommen zu

N. 2. über Cic. de Finibus. Der Verf., Hr. Dir. Dr. Graser, hatte die Ausgabe von Madvig vor sich, die dem Ref. nicht zu Gebote steht. Von S. 1 bis 8 sucht er mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit nachzuweisen, dass I, 7, 23. vor den Worten: Confirmat autem illud vel maxime keine Lücke sei, wie man gewöhnlich annehme: und dies ist ihm, glauben wir, gelungen. Eine Verbesserung Madvigs müssen wir hier erwähnen. Man las bisher: Confirmat autem illud vel maxime, quod ipsa natura, ut ait ille, asciscat et reprobet, id est, voluptatem et dolorem. So nach Bremi, Görenz, Orelli, Otto. Bei Madvig ist verbessert sciscat et probet; gewiss richtig nach den gegebenen Erläuterungen: wir würden indess re beibehalten, und re probet für reprobet schreiben, im Sinn von thatsächlich, wie es Cicero zuweilen den Worten gegenüber braucht. Wenn aber S. 8 steht, man habe corrigirt adsciscit ad reprobret, so hat offenbar der Setzer einen dreifachen Streich gespielt, ja im dritten Worte sogar ein neues Verbum gebildet, das unerhörte reprobrare. Am Schlusse gibt der Verf. eine Uebersetzung der ganzen Stelle, bei welcher uns nur Eins aufgefallen ist, nemlich dass er quod a Cyrenaicis melius liberiusque defenditur übersetzt: besser und ehrlicher. (Es ist nemlich von der Lust, als höchstem Gute, die Rede.) Tilling übersetzt freimüthiger; Eckermann würdiger; Kern zwangloser; der Letztere ohne Zweifel am Besten. Der Sinn ist weniger pedantisch. — Die zweite Stelle ist aus II, 23. [falsch, statt II, 24, 78.] S. 8—13: wo er sich besonders an den Worten esse enim, nisi eris, non potes stösst. Liest man die ganze Stelle, von Amicitiae vero locus bis sua sponte nascitur, durch (welches wir unsere Leser zu thun bitten), so muss man sich am obigen Satze stossen: und recht gut hat der Verf. nachgewiesen, dass die bisherigen Erklärungen nicht genügen, indem sie entweder einen in den Worten nicht liegenden Sinn unterschieben, oder einen gehaltlosen Gedanken aussprechen. Seine Verbesserung ist nun, im Zusammenhang, folgende. Et prodest, inquit (nemlich der Epikureer) mihi eo esse animo (nemlich uneigennützige Freundschaft zu üben:). Immo videri fortasse. Esse enim, nisi videris, non prodest. Qui autem esse poteris, nisi — te amor ipse ceperit. Die Entwicklung des dadurch hervorgehenden Sinnes empfiehlt die

Verbesserung sehr, und es fehlt ihr nichts, als die Nöthigung des Lesers zu dem Gedanken: so muss Cic. geschrieben haben. Er bringt es höchstens bis zur Wahrscheinlichkeit. Weniger, nicht mehr, Werth legt Ref. auf eine frühere Vermuthung, die er selbst hegte: esse autem, nisi id senseris, non potes. Qui enim cet. — Die dritte Stelle ist V, 27, 80: Dixerit — Epicurus, semper beatum esse sapientem: quod quidem solet ebullire nonnunquan: quem quidem, quum summis doloribus conficiatur, ait dicturum: Quam suave est! Quam nihil curo! Non pugnem cum homine, cur tantum habeat in natura boni: illud urgeam, non intelligere eum, quid sibi dicendum sit, quum dolorem summum malum esse dixerit. Der Verf. stösst sich an tantum habeat in natura boni, und mit Recht; denn so gestellt kann habeat nicht s. v. a. esse statuat seyn. Der Sinn fordere eher in cruciatu: nur begreife man nicht wohl, wie daraus natura werden konnte. Aus Tuscc. V, 26. II, 7. wo sapienti, etsi uratur, und si uratur steht, fährt er fort, dürfte sich, statt in natura wohl si uratur empfehlen: doch ist ihm der Satzbau dann nicht elegant genug. Endlich nimmt er aus Tuscc. II, 7: in Phalaridis tauro si erit, dicet: Quam suave est hoc! quam non curo! V, 26: beatam vitam in Phalaridis taurum descensuram; de Finn. V, 28: ut ea [virtute] praediti vel in Phalaridis tauro beati sint — hieraus, sagen wir, zieht er die ihm am meisten zusagende Conjectur: cur tantum habeat in tauro boni. Nicht übel: wenn nur der taurus ohne den Phalaris oder eine Hindeutung auf ihn seyn könnte! Im Ganzen macht übrigens dieses Programm seinem Verf. Ehre.

N. 3. Die Lagomarsinische Varianten-Sammlung über die 12 ersten Capitel der Bücher de Natura deorum, welcher der Text selbst beigegeben ist, ist an den hingeschiedenen hochverdienten Orelli gerichtet, und gleichsam eine Anfrage, ob ihm mit dem Ganzen gedient sey, in welchem auch die Bücher de Divinatione und de Fato inbegriffen seyen. Da oft auch der schlechteste Codex irgend ein nicht zu verachtendes Goldkörnchen liefert, so wird O. die ihm dargebotene Gabe gewiss nicht verschmäht haben. Ref. hat in den Hunderten von Varianten aus den vorliegenden zwölf Capiteln etwas Werthvolles nicht entdecken können.

N. 4. Hr. Oberlehrer Cadenbach hatte im zweiten Bande des Museums des Rheinisch-Westphälischen Schulmänner-Vereins die von Dr. F. Schultz herausgegebenen Reden des Cicero (Arnsberg, 1843.) zum Gebrauch für Schüler nachdrücklich empfohlen, aber dabei Prolegomena vermisst, deren Inhalt die studirende Jugend mit der Geschichte der römischen Beredtsamkeit von Cicero bekannt machte, dann Cicero's Bildungsgang selbst bespräche, und einen Ueberblick über seine Leistungen als Redner gäbe. Dies sucht er nun in drei Capiteln zu leisten: I. Eloquentia Romana qualis fuerit ante Ciceronem, demonstratur. II. De Cicerone, eloquentiae Romanae principe. III. De Ciceronis orationibus. In diesem letzten Capitel konnte wohl den vier letzten Seiten die Ueberschrift de judiciis gegeben werden, wiewohl der Verf. immer wieder auf den Cicero einlenkt. Im Ganzen finden wir Inhalt und Sprache empfehlenswerth. Der Styl nähert sich sehr der Latinität Wyttenbachs in der Bibliotheca Critica. Doch wenn man schon von Diesem gesagt hat, er lasse sich zuweilen gehen, so gilt dies fast noch mehr von Hrn. C. So finden sich z. B. Stellen, wie folgende S. 12: Ita factum est, ut permultas Cicero haberet orationes, quas nun-

quam scripsit, contraquam nonnullae etiam scriptae exstant, quas nunquam habitas esse scimus. Hier wird contraquam im Sinn von wogegen gebraucht, da es doch so viel als aliter ac (atque) ist, wie schon die von Hand im Tursellinus II. p. 119. fg. angeführten Beispiele schlagend beweisen. Uebrigens schlagen wir den Werth dieses Programms nicht gering an, und bei denen, welche es werden benutzen können, wird es seinen Zweck nicht verfehlen; die Historia eloquentiae Romanae von Ellendt, so wie Westermanns Geschichte der römischen Beredtsamkeit, sind auch nicht Jedem zugänglich.

N. 5. Die Schrift des Hrn. C. H. Blase über das Leben des Quintus Cicero, ist freilich weder im Styl, noch in der Anordnung und sonstigen Ausführung, ein biographisches Kunststück und Meisterwerk: aber eine fleissige Arbeit, die von sorgfältiger Sammlung des Materials zeugt. Aber der Styl ist schwerfällig und die einzelnen Ausdrücke sind aus sehr verschiedenen Zeitaltern und Schreibarten genommen: manchmal weiss man auch nicht, ob ein seltsamer Ausdruck auf Rechnung des Setzers oder einer undeutlichen Handschrift oder des Verfassers kommt. Seltsam ist auch die Art, die ciceronischen Briefsammlungen zu citiren: z. B. A. Att., A. Q. Fr., a. div. Endlich ist nicht abzusehen, warum der Verf. die beiden dem Quintus Cicero zugeschriebenen Gedichte nach der Ausgabe von C. G. Schwarz (Q. Ciceronis comment. de Petitione consulatus. Accedunt aliae Quincti scriptorum reliquiae cum Animadvv. C. G. Schwarzii — ed. B. F. Hummel. Norimb. 1791. 8.) abdrucken liess, der nicht wenige Fehler hat, während die Ausgabe der Werke Ciceros von Orelli Vol. IV. 2. p. 570. und noch mehr der Abdruck derselben in der Anthologia Lat. von H. Meyer (Lips. 1835. 8.) T. I. p. 16. viel besser ist. Ob der Verf. die Comm. de vita & scriptis Q. Tullii Ciceronis von W. Pütz in dem Programm von Düren 1833., das er in der ersten Anm. anführt, auch benützt habe, wissen wir nicht, da wir nur dessen Existenz kennen. Seit längerer Zeit beobachtet übrigens der Ref. die oft äusserst schätzbaren Bemühungen der Gelehrten über Stellen des Cicero, die sie in Schulprogrammen niederlegen, so weit sie ihm zu Gesichte kommen: wobei er denn freilich auch zuweilen auf die Seltsamkeit stösst, dass Mancher ohne sonderliche Belesenheit dem Cicero einen Sprachgebrauch zuschreibt, den Derselbe nie hatte, ja nicht haben konnte, oder mit gleichem Rechte einen Sprachgebrauch abspricht, blos weil ihm derselbe noch nicht vorgekommen war. So hat z. B. vor einigen Jahren in einem Programm Hr. Dr. Feldhügel zum Cic. de Legg. II, 6. 15: gegen Schütz und den Ref., welche die Conjectur mea quidem sententia melior multo, die ein Dritter vorgebracht hatte, nicht missbilligten, sondern aufnahmen, geradezu behauptet, multo könne nicht hinten stehen. Aber wo steht denn multo in folgender Stelle ad Att. VIII, 11. B. I: ea — cognovi commodiora esse multo —? Ein Anderer, der sich gleich auf der ersten Seite als Gegner des vorhin Genannten ausspricht, Hr. Dr. Krause verbreitet sich, gleichfalls in einem Programm, auch über die Bücher de Legibus, und findet es I, 19, 50. (wo freilich das sehr anstössige „qui nullum vitium vitare, nisi iudicio ipso notatum, putant" steht) zwar mit Recht „contra omnem morem Ciceronis": aber von seiner eigenen Conjectur, vor welcher Cicero erschrecken würde: qui nullum vitium vitiare — putant von dieser sagt er: „verissimam mihi invenisse videor emendationem. Sententia optima est: nullum vitium putant vitium

esse." Als ob man sagen könnte vitium vitiat für vitium vitium est! Es versteht sich übrigens, dass Ref. hiemit dem vitium vitare — putant nicht das Wort redet. Er führt nur historisch noch an, dass J. Bake einen ganz andern Text hat, und im Commentar noch eine ganz andere Emendation bietet. Im Text hat er: ac me istorum philosophorum pudet, qui ullum iudicium vitare nisi vitio ipso mutatum putant; im Commentar emendirt er: qui nullum flagitium in verbis, nisi vitium ipsum vitandum putant, mit der Andeutung: Sic adversatur Stoicorum et Cynicorum εὐθυῤῥημοσύνη. — Ein dritter Fehler ist eben so häufig, der sich in vielen solchen philologischen Gelegenheitsschriften findet, nemlich dass, wenn einmal mit Recht oder mit Unrecht eine Stelle angezweifelt worden ist, sich eher eine Reihe Verbesserer darnn macht, ehe Einer kommt, welcher erst nachsieht, ob denn wirklich eine Wunde vorhanden sey. So liegt vor uns ein Programm aus Hof im Voigtlande von 1844, von Prf. Gebhardt, welcher Bemerkungen über die Reden de Lege Agraria macht. Rullus hatte zum Zweck der Durchführung die Wahl von Decemvirn vorgeschlagen, die eine nur allzu ausgedehnte Vollmacht haben sollten. Da sagt denn Cicero II, 14, 35: Verbum mihi deest, Quirites, quum ego hanc potestatem regiam appello: sed profecto major est quaedam. Ernesti corrigirte ganz hübsch aber kühn: — quo ego hanc potestatem appellem; regiam appello: sed cet. Beck viel gelinder: verbum mihi gravius deest — Hr. G. meinte, dann müsste nam für sed stehen; und nun corrigirt er: verbum mihi non deest — und beweist noch zum Ueberfluss, dass zuweilen noch in den Ciceronischen Handschriften (warum nicht vielmehr überall?) aus Versehen die Negation weggefallen sey. Wie natürlich war es, zu untersuchen, ob denn überhaupt hier ein Fehler sey. Warum blickten denn die Verbesserer nicht rückwärts in das 13. Capitel? Da steht §. 32: Dat [Rullus] praeterea [Decemviris] potestatem, verbo praetoriam, re vera regiam; und §. 33: Perspicite, quanta [iis] potestas permittatur: — intolerantiam regiam esse dicetis. Was wird man nun natürlicher finden, als was sich Ref. zu den angeführten Verbesserungen bemerkt hat: Nihil opus additamento. Sententia est: Ego quum istam potestatem regiam appello, sentio mihi deesse verbum iustum, conveniens, proprium ac plane accommodatum: quod autem regiam dixi, illud volui, eam profecto justo esse majorem.

Nur erwünscht können uns dagegen Arbeiten seyn, wie die des Herrn Prorectors Kahnt in Zeitz, der schon im J. 1837 seine werthvollen Animadvv. critt. in Verrinas Ciceronis Orationes (4. 18. S.) als Oster-Programm erscheinen liess, und zuletzt noch (1844. 12. S. in 4.) Symbolas critt. in M. Tullii Ciceronis epistolas: über welche uns noch einige Zeilen beizufügen gestattet seyn möge.

Der Verf. behandelt 23 Stellen, meist aus den Briefen an den Atticus. Ref., der sich seit längerer Zeit viel mit diesen Briefsammlungen beschäftigt hat, findet sich durch die meisten Bemerkungen sehr angesprochen und zur Zustimmung bewogen, wenigstens kann und will er, auch wo er nicht beistimmen kann, keine unter die oben gerügten Rubriken bringen. Ad Att. II, 5, 2. Nach einer Reihe von politischen Fragen schliesst Cicero das Epiphonem an: Vide securitatem meam. So gibt Or. aut dem Cod. decurt. Bosii, andere haben videre vitam, videte civitatem, videre civitatem, die Meisten die Conjectur des

Goveanus und Muretus: vide levitatem meam. Hr. K. vermuthet vides curiositatem meam: eine Eigenschaft, die sich Cic. selbst öfters zuschreibt, wofür er drei Stellen anführt. Der Gedanke ist nicht übel: da indessen securitatem doch eine gute handschriftliche Gewähr hat, so würde Ref. doch vides securitatem meam vorziehen, in dem Sinne, den er in seiner Uebersetzung ausgedrückt hat: „Du siehst für wie wenig bedenklich ich meine Lage halte:" nemlich: Du siehst es aus diesen Fragen. Und wenn gleich darauf der Cod. Medic. bietet Sic, inquam, in animo; sic vellem, andere si vellem, und Hr. K. aus diesen Spuren lesen will: Sic, inquam, in animo (est); ac vellem ab initio! (Die beiden letzten Worte haben Alle); so würde Ref. doch als das Einfachere vorziehen: Sic, inquam, in animo 'st: vellem ab initio. — II, 15, 2: seu ruet [Clodius] seu eriget rem publicam, praeclarum spectaculum mihi propono, modo te consessore liceat spectare. Die Handschriften haben hier nichts Gesundes: was wir im Text haben, ist Verbesserung des Bosius. So schön und gut sie ist, so ist doch ein Zweifel, ob man nicht auch anders lesen könne, nicht unberechtigt und muthwillig. Hr. K. erkennt nun in ruet bei Cicero richtig ein Verbum intransitivum, das nur Dichter zuweilen transitiv gebrauchen. Wir behaupten auch, dass Reichard falsch übersetzt hat: „er mag nun die Republik völlig umstürzen, oder ihr wieder aufhelfen"; eben so Mongault: soit qu'il achève de perdre la république, ou qu'il la relève; und Wieland: „es sey nun, dass er die Republik vollends umzustürzen oder wieder aufzurichten gesonnen ist." Aber dass er desswegen eruet corrigirt, und eine von Cicero auch sonst beliebte Annomination (eruet — eriget) von ihm auch hier gebraucht glaubt, damit der Satz, was er für nöthig hält, zwei transitive Verba habe, darin scheint Hr. K. uns zu weit zu gehen. Denn erstlich kann eruere remp. eben so wenig bei Cicero in dem hier erforderlichen Sinne stehen, denn so sprechen blos Dichter und nach ihnen Tacitus. Zweitens braucht das erste Verbum schlechterdings nicht auch transitiv zu seyn, und Ref. darf wohl auf Zustimmung rechnen, wenn er seu ruet erklärt: mag er sich nun von seinem wilden Drange hinreissen lassen u. s. w. Wir schliessen mit einer Bemerkung zu ad Att. IV, 2, 3: Nuntiat [Clodius] inani populo pontifices secundum se decrevisse. Hr. K. vermuthet, da inani nicht recht gut passe, auch nur in einer Handschr. stehe, es wäre besser insanus zu schreiben, was uns wohl gefiele, wenn es nur hiesse homo insanus, doch könnte es zur Noth auch ohne homo angehen. Da aber Ref. in seinem Symbb. critt. ad Cic. V, 2. p. 2. vermuthet hat inani clamore, wogegen der Verf. einwendet: „clamor ad loci sententiam nihil facit: satis fuit dicere, ad impudentiam eius notandam, nuntiasse illum"; haben wir uns dazu bemerkt: „Equidem me his refelli vix crediderim, cum, siquis arroganter et impudenter aliquid eloquitur, saepe clamare et clamitare dicatur. Ceterum ego meae conjecturae non ita patrocinor, ut ei Kahntii emendationem posthabeam." Uebrigens wünschen wir, dem Verf. noch öfter auf diesem Felde zu begegnen.

Ulm.

G. H. Moser.

P. Virgili Maronis Carmina breviter enarravit Philippus Wagner. Editio altera, auctior et emendatior. Lipsiae, in libraria Hahniana. MDCCCXXXXVIIII. XXIV und 423 S. in gr. 8.

Von der ersten Ausgabe, welche im Jahr 1845 erschien, war bereits in diesen Blättern, Jahrgg. 1845 p. 793, die Rede; die zweite, die wir jetzt zur Anzeige bringen, kann auf gleiche Theilnahme rechnen, da sie in ihrer Anlage und Einrichtung von der ersten sich durchaus nicht entfernt, und diejenigen Aenderungen, welche die bessernde Hand des Herausgebers hier und dort getroffen hat, nicht in dem Grade hervortreten, dass sie die äussere Gestalt und den Umfang der neuen Ausgabe wesentlich verändert haben: was bei Ausgaben, welche eine Bestimmung haben, wie die vorliegende, nicht einmal für angemessen und erspriesslich zu halten wäre. Das Verhältniss der neuen Ausgabe zur ersten Ausgabe bezeichnet der Herausgeber selbst in dem kurzen Vorwort in folgender Weise: Dolebam quidem, prope nihil temporis mihi dari ad retractanda ea, quae in superiore scripseram; consolabar me tamen eo, quod memineram, tum me, cum illam adornabam, sedulo curasse, ut talis evaderet mea opera, qualem equidem optimam exhibere possem. Itaque pauca mutavi, correxi, addidi, quo factum est, ut fere singulae paginae hujus editionis singulis superioris respondeant. Als ganz neue Zugaben erscheinen die dem Text vorangestellte Abhandlung über Leben und Schriften Virgil's, sowie die den einzelnen Büchern der Aeneide vorgesetzten Summarien. Unter diesen Summarien sind jedoch keine ausführlichen Inhaltsangaben zu verstehen, welche die in jedem einzelnen Buche enthaltene Darstellung Schritt für Schritt und Vers um Vers verfolgen, sondern nur kurze, in wenigen Worten gefasste Aufschriften, welche den wesentlichen Gegenstand des Buchs anzeigen. Der vorgesetzte Aufsatz über Vigilius, sein Leben und seine Gedichte, bringt ohne gelehrten Apparat doch das Wesentlichste von dem bei, was der Schüler und überhaupt derjenige, der diese Ausgabe gebraucht, zu wissen nöthig hat; auch fehlt es nicht an einer ästhetischen Würdigung der einzelnen Gedichte des Virgilius und ihres poetischen Werthes: das Verhältniss, in dem sie zur Griechischen Poesie, und den Mustern, welche diese dem römischen Dichter bot, stehen, wird ebenfalls in Berücksichtigung gezogen: kurz, es ist kein wesentlicher Punkt übergangen, und bei der fliessenden Darstellung des Verfassers, bei seiner Gewandtheit im Lateinischen Ausdruck, bietet das Ganze eine für den Schüler nützliche Lectüre, die zu seiner Orientirung über die Person des Dichters und dessen Leistungen hinreicht. Was die unter dem Texte stehenden Anmerkungen und deren Charakter betrifft, so ist darüber schon in der früheren Anzeige das Nöthige bemerkt, es haben dieselben, einige Punkte von minderem Belang abgerechnet, keine wesentliche Aenderung erlitten, indem die erste Ausgabe auch darin ihre Brauchbarkeit bewährt hatte.

Neben dieser lateinischen, d. h. mit lateinischen Anmerkungen ausgestatteten Ausgabe ist jetzt auch eine deutsche erschienen, die in ihrer Anlage und Einrichtung sich den ähnlichen Ausgaben von Homer und Livius nähert, welche in derselben Verlagshandlung erschienen sind; es führt dieselbe folgenden Titel:

Die Gedichte des P. Virgilius Maro. Lateinischer Text mit deutschen Erläuterungen. Herausgegeben von Philipp Wagner. Erstes Heft: Vorbemerkung. Ueber Anlage und Zweck dieser Ausgabe. Ueber Virgil's Leben und Wirken. — Uebersicht der orthographischen Aenderungen im Texte. — Bedeutung der im Texte und in den Erläuterungen gebrauchten Zeichen. — Schriftstellerverzeichniss. — Bucolicon I. X. Leipzig. Hahn'sche Verlagsbuchhandlung 1849. XXIV. und 44 S. Zweites Heft: Georgicon. Lib. I—IV. 142 S. in gr. 8.

Diese heftweise erscheinende Ausgabe unterscheidet sich von ihrer eben angeführten Schwester nur dadurch, dass, was in dieser von des Herausgebers Hand, im Vorwort, in der Einleitung und den Anmerkungen in lateinischer Sprache behandelt worden ist, hier in deutscher Sprache übertragen sich findet. Der Herausgeber selbst, in seiner Zeit zu beschränkt, konnte dieses Geschäft nicht vornehmen: er überliess es daher seinem Freunde, dem Hrn. Prof. Koch in Leipzig, seine Erläuterungen in deutsches Gewand zu kleiden, wobei er ihm völlig freie Hand hinsichtlich der Form, so wie auch in andern Beziehungen liess, weil ich (sagt Derselbe) von seinem feinen Takte, seiner Einsicht und Gewandtheit die glücklichste Lösung dieser Ausgabe mir versprechen durfte. In Druck und Papier sind beide Ausgaben ziemlich gleichgehalten: beide empfehlen sich durch ein anständiges Aeussere und Correctheit des Druckes.

Dr. Hugo Purmann's Neue Beiträge zur Kritik des Lucretius. (Programm der k. Landesschule Pforta.) Naumburg, gedruckt bei Heinrich Sieling 1849. 48 S. in gr. 4to.

In erfreulicher Weise hat man in neuester Zeit hinwiederum dem so lange vergessenen und vernachlässigten Werke des Lucretius sich zugewendet: eine Reihe von einzelnen Abhandlungen und Versuchen, bedacht vor Allem den urkundlichen Text des merkwürdigen Gedichtes zu ermitteln und die grossen und vielfachen Schwierigkeiten zu lösen, welche die äussere Gestaltung desselben bietet, gibt davon Zeugniss: denn ist einmal diese Aufgabe gelöst, so ist damit auch eine sichere Grundlage der weitern Forschung gegeben, welche den ganzen Inhalt des Werkes, die Fassung und Darstellung desselben zu prüfen und zu würdigen hat. Der Verfasser dieser „Neuen Beiträge" hat schon in seinem Specimen Quaestionum Lucretianarum (Breslau 1848) Beweise seiner gründlichen Studien dieses Dichters gegeben, und die zu so manchen Bedenken Veranlassung gebende Form, in der das Gedicht jetzt uns vorliegt, auf einen wenigstens einfacheren und natürlichen Grund zurückzuführen gesucht, indem er die Tradition von einer Geistesverwirrung, die den Dichter in seiner letzten Lebenszeit befallen und dann auch sein baldiges Ende herbeigeführt, nicht für unbedingt verwerflich oder unglaublich hält; jedenfalls, meint er, sey das Werk, das unter des Lucretius Namen auf uns gekommen, nicht von dem Dichter als ein in allen seinen Theilen vollendetes hinterlassen worden, mithin auch für kein vollendetes Ganze anzusehen.

(Schluss folgt.)

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Geht man in diese Ansicht ein, so wird damit ein grosser Theil dessen, was zu der Annahme einer doppelten Recension oder namhafter Interpolationen von Seiten späterer Grammatiker dienen sollte, sich weit leichter beseitigen lassen, ohne ein besonderes Befremden zu erregen. Wenn in dieser Hinsicht insbesondere die öfters in dem Werke des Lucretius vorkommenden Wiederholungen nicht blos einzelner Verse oder Phrasen, sondern ganzer Sippschaften von Versen Schwierigkeiten und Bedenken erregen, indem diese Wiederholungen in einer Weise stattfinden, die zu auffallend ist, um als ein bloses Werk des Zufalls zu erscheinen, wie z. B. die fünf und zwanzig Verse Buch I, 925, seqq. die sich zu Anfang des vierten Buchs wiederholen, so zeigt der Verfasser, wie wenig damit geholfen, und wie wenig überhaupt die Schwierigkeit dadurch gelöst wird, dass man an der einen oder andern Stelle diese Verse auswirft, und damit meist nur den Zusammenhang stört, in dem diese Verse mit den übrigen Versen, sowohl denen, die vorangehen, als denen, welche nachfolgen, stehen. Was die eben genannten Verse des 1. und 4. Buchs betrifft, so war von dem Verf. schon früher gezeigt worden, wie sie im ersten Buche gar nicht entbehrt werden können, ohne Verletzung des Zusammenhangs und des ganzen Ideengangs, den der Dichter genommen hat, jetzt zeigt er aber auch in dieser Schrift, wie diese Verse eben so wenig im vierten Buch, wie unlängst ein anderer Gelehrter vorschlug, zu entbehren sind, und wie selbst äussere Zeugnisse — ein viermaliges Citat dieser Verse bei Nonius — für ihre Beibehaltung an dieser Stelle sprechen. Man wird daher auch nicht mit der Annahme sich helfen können, dass, da der Dichter selbst doch unmöglich in einer so grellen Weise sich wiederholt haben könne, ein Leser entsprechende Stellen des Buchs an verschiedenen Orten am Rande sich bemerkt habe, die dann ein ungeschickter Abschreiber in den Text mit aufgenommen! Dies wäre immerhin eine Interpolation, wenn auch keine absichtliche, sondern absichtslose, und diese Interpolation wäre am Anfang des vierten Buchs wahrhaftig eben so auffallend, wie in dem ersten Buch, da an beiden Orten diese Verse nicht zu entbehren sind. Und nicht anders steht es mit so manchen andern Wiederholungen. „Die einzelnen Verse, sagt der Verf. S. 8, welche an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Büchern oft drei bis viermal, entweder gar nicht oder wenig verändert, wiederkehren, sind bestimmt, mit wenigen, leicht erkennbaren Ausnahmen, an jeder Stelle ursprüngliche, integrirende Theile des Gedichts"; hiernach also sind diese Verse, die sich wiederholen, nicht durch Zufall, nicht durch Abschreiber oder Grammatiker mit oder ohne Absicht in den Text ge-

kommen, sondern vom Dichter selbst, und zwar mit vollem Bewusstseyn und mit voller Absicht, eingefügt worden; „sie bilden (S. 9) entweder dieselbe Bezeichnung derselben oft wiederkehrenden mehr oder minder komplicirten Begriffe, oder sie dienen eben vermöge ihres Gleichklangs als drastisch wirkende Schlussformeln, namentlich bei mehreren nach einander aufgeführten Beweisen für dieselbe Sache.“ Durch diese Auffassung des Verf. werden wir auf ein ganz anderes Feld geführt, und es wird sich nur darum handeln, nachzuweisen, dass alle solche Wiederholungen einzelner Verse, welche bei Lucretius vorkommen, auf diesen Grundsatz sich zurückführen lassen und daraus ihre einfache und natürliche Erklärung finden. Das hat nun der Verfasser an einer Reihe von solchen Doppelversen versucht, deren Nothwendigkeit und Ursprünglichkeit, wie er sich ausdrückt, zu Tage liegt, so dass ohne Störung des Zusammenhangs ein Herauswerfen derselben an dem einen Orte, so wenig wie am andern zulässig erscheint, vielmehr die Berechtigung dieser Verse, als nothwendige Glieder des Ganzen zu gelten, die ohne ein völliges Zerreissen des Zusammenhangs nicht entfernt werden können, unabweisbar ist. Absichtlich also hat Lucretius solche einzelne Verse wiederholt, war es auch nur, um augenblicklicher Verlegenheit abzuhelfen und was die grösseren Wiederholungen betrifft, so wird auch für diese kaum ein anderer Grund sich anführen lassen, eben weil ihr Wegfall an dem einen oder andern Orte den ganzen Zusammenhang stören würde: womit allerdings ihre Ursprünglichkeit im Texte erwiesen scheint. Die Annahme von so bedeutenden Interpolationen durch spätere Grammatiker, wie man sie auch hier hat geltend machen wollen, wird für das Zeitalter, in welches der Stammcodex der vorhandenen Codices (welche diese Wiederholungen sämmtlich enthalten) zu verlegen ist, nicht zulässig seyn; S. p. 17. Wenn also diese Wiederholungen als nothwendige Bestandtheile des Ganzen da erscheinen, wo wir sie antreffen, wenn sie aus der Stelle, in der sie sich finden, unbeschadet des nothwendigen Zusammenhangs, nicht ausgeworfen werden können, sondern als ursprünglich vom Dichter selbst eingefügt, mithin ächt erscheinen, so wird das Befremdliche und Auffallende der ganzen Erscheinung nur aus Mangel an Vollendung des ganzen Werkes, aus dem losen Bau des Ganzen und dem Mangel der letzten Ueberarbeitung und Feile, den auch andere Spuren in diesem Gedicht erkennen lassen, zu erklären seyn: dieser Mangel der letzten Vollendung zeigt sich unter Anderm, wie der Verf. S. 18—22 an einer andern Stelle nachweist, auch darin, dass Lucretius das, was er früher versprochen, nicht ausgeführt hat, so dass also auch von dieser Seite der fragmentarische, unvollendete Charakter des Ganzen, welches des gleichmässigen Ausbaues nach allen Seiten noch entbehrt, wahrscheinlich weil der Dichter von dieser Vollendung durch den Tod abgehalten ward, hervortritt. Andere Spuren, die zu einem gleichen Resultat führen, sind in der Darstellung, wie in dem Ausdruck im einzelnen bemerkbar.

Wir haben diesen Punkt, der von wesentlichem Einfluss auf die Kritik des Lucretius, wie auf die gerechte Würdigung und Beurtheilung desselben ist, hervorgehoben, ohne weiter in das Einzelne einzugehen, wozu hier kein Raum ist. Denn in der Durchführung jenes Satzes hat der Verf. eine Reihe von Stellen behandelt und hier die Beweise einer umsichtigen, allerdings mehr erhaltenden, als umstürzenden Kritik gegeben; er hat dann weiter von S. 23

an noch eine nahmhafte Anzahl von Stellen, zumal aus dem schwierigen vierten Buch (S. 37) behandelt, die ein künftiger Herausgeber dieses Gedichts nicht ausser Acht lassen darf; man sieht, wie vertraut der Verfasser sich mit dem Dichter gemacht hat, dessen hohe Vorzüge er mit uns Allen anerkennt, ohne jedoch auch die Schwächen und Mängel zu verkennen, die bei einem so körnigen, von ächtem Dichtergeist überall Zeugniss gebenden Werke, gewiss zu einem namhaften Theile auf den unvollendeten Ausbau des Ganzen, bei dem frühen Tode des Verfassers, zu beziehen sind.

F. Osanni Commentatio de Fl. Capro et Agroecio grammaticis. Gissae, typis G. D. Bruehlii MDCCCXLIX. 20 S. in 4to.

Der Verfasser hat in diesem Programm seine Untersuchungen über zwei bisher wenig beachtete Grammatiker Rom's ausgedehnt, und damit einen neuen, höchst dankenswerthen Beitrag zu einer Geschichte der Lateinischen Grammatik geliefert, die freilich auch dann erst möglich seyn wird, wenn wir noch eine Reihe solcher Monographien, über die einzelnen auf diesem Gebiet in Betracht kommenden Männer und ihre Leistungen erhalten haben. Unter den beiden Grammatikern, mit welchen der Verfasser sich beschäftigt, ist Agröcius — denn so schreibt der Verfasser, an die Abstammung von ἄγροικος sich haltend, statt des bisher gewöhnlichen Agrötius — der minder wichtige, der aber wegen seiner Beziehung zu Caper, in sofern er zu dessen (angeblicher) Schrift über die Orthographie Supplemente schrieb, die wir noch besitzen, zuerst besprochen werden musste. Wie früher Funke, so entscheidet sich auch unser Verfasser für das fünfte Jahrhundert, in welchem dieser Grammatiker, zumal wenn wir auf ihn die Stelle des Sidonius Apollinaris Epist. VII, 5 beziehen dürfen — nicht aber Ep. V, 10, wo ein anderer Agroecius gemeint ist — gelebt und geschrieben hat; s. p. 4—5. Man wird gegen diese Beweisführung nicht leicht einen Einwand erheben können. Etwas schwieriger und verwickelter wird schon die Untersuchung über Caper, weil wir hier mehr auf dem Wege der Induction, als auf bestimmte Zeugnisse gestützt, vorzuschreiten haben. Wenn in den Bruchstücken, die uns aus den Schriften dieses Caper von spätern Grammatikern mitgetheilt werden, Valerius Probus angeführt wird, so kann Caper in keinem Fall vor das Zeitalter desselben fallen; aber er kann auch nicht tiefer als ein Charisius und Hieronymus, ja als ein Terentianus Scaurus, der unter Hadrian lebte, angesetzt werden, da, wie andere Bruchstücke zeigen, diese den Caper oder vielmehr seine Schriften gekannt und benutzt haben; sonach wird Caper in das zweite oder dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung — zu einer speciellen Angabe fehlen die Beweise — füglich gesetzt werden können. Auch diese Beweisführung bewegt sich mit einer solchen Sicherheit, dass wir dagegen von keiner Seite Etwas einzuwenden wüssten, wohl aber nähere Bestätigung von anderer Seite her, etwa aus neu auftauchenden Quellen wünschen möchten.

An diese Erörterung über die genauere Bestimmung der Lebenszeit des Caper reiht sich, als der andere Theil dieser Untersuchung, die Zusammenstellung der von seinen Schriften erhaltenen Fragmente und damit die Bestimmung

der Schriften selbst, welche diesem gelehrten Grammatiker zuerkannt werden müssen. Dass er den Auslegern des Terentius und Plautus nicht in dem Sinne beigezählt werden kann, dass er eigene Commentare über diese Dichter abgefasst, ist auch des Verf. unbestreitbare Ansicht, indem da, wo Caper diese Dichter berücksichtigt, dies in seinen verschiedenen grammatischen Werken geschah. Unter diesen wird das Werk De Latinitate eine wesentliche Stelle einnehmen, ingleichen die libri dubii generis, an welche weiter die Libri enucleati sermonis sich anreihen; da sie alle auf grammatische Erörterungen sich beziehen, so lässt sich der allgemeine Name Artes, der in einem Citat bei Rufinus vorkommt, wohl darauf beziehen. Wenn der Verf. die nur in einem Citat aus des Pompejus Commentum in Donat. genannte Schrift De lingua Latina nicht als eine von dem Werke De Latinitate verschiedene anerkennen will, so wird man ihm auch darin nicht Unrecht geben; die, ebenfalls nur auf Eine Stelle des Agröcius gestützten Commentare über Cicero, werden eben so zweifelhaft, wie die über Terentius und Plautus (p. 15); ja selbst die unter Caper's Namen noch vorhandenen, in Putsche's Sammlung befindlichen Schriften werden, in sofern man in ihnen wirkliche und ächte Produkte der Thätigkeit dieses gelehrten Grammatikers anerkennen will, mehr als zweifelhaft: wie dies die von S. 18 an gegebene Erörterung des Verfassers näher ausführt: in diesen beiden kleinen Abhandlungen, welche die Aufschriften De orthographia und De verbis dubiis tragen, vermisst man die Fülle von Belegen, welche, wenigstens nach den Bruchstücken zu schliessen, in den ächten, aber verlorenen Werken des Caper sich allerwärts fanden: die sichtbare Dürftigkeit und selbst Armuth in allen solchen Beispielen sticht gar zu auffallend ab, eben so der Mangel an Anordnung und selbst in der Behandlung des Gegenstandes. Dazu kommt noch der Umstand, dass nirgends wo eine Erwähnung oder ein Citat der oben genannten Werke vorkommt; indessen will der Verfasser in Erwägung aller der hier in Betracht kommenden Punkte, doch nicht ein unbedingtes Verwerfungsurtheil aussprechen, sondern seine Ansicht lieber dahin modificiren, dass die noch vorhandenen Schriften des Caper allerdings in ihrer Grundlage auf den Schriften desselben beruhen, dass sie eine Anzahl von Excerpten, aus den verschiedenen ächten oder wirklichen Schriften veranstaltet, enthalten, zusammengetragen von Einem, oder, wozu manche Verschiedenheit in der Fassung beider Werke allerdings Veranlassung bietet, vielmehr von zwei Grammatikern einer schon spätern Zeit, da zumal in dem einen Werke (De dubiis verbis), so sehr auch der Titel an die erwähnte ächte Schrift des Caper De dubiis generibus erinnert, gar Manches den aus verschiedenen Werken des Caper zusammengetragenen Stücken beigemischt ist, was einer weit späteren Zeit angehört und als Zusatz des Compilators sich ankündigt. Was nun die Frage nach der Zeit betrifft, in welcher beide Compilationen entstanden sind, so wird diese, jedenfalls für das Büchlein De orthographia, vor die Zeit des Agröcius, der dazu ein Supplement gab, zu setzen seyn: dass dieser aber in jener Compilation die ächte Schrift eines jedenfalls in früherer Zeit so angesehenen Grammatikers, wie Caper, der noch bei Priscianus doctissimus antiquitatis perscrutator und inquisitor heisst, zu erkennen glaubte, kann für die Bildung dieses Grammatikers nicht sehr sprechen, und seine eigene Zugabe noch weniger in unsern Augen empfehlen. Näheres darüber, wie über die beiden angeblichen Schriften des Caper wird

die weitere Fortsetzung dieser Forschungen bringen, wenn anders der Verfasser es nicht vorzieht, den in einer Note am Eingang angedeuteten Plan zur Ausführung zu bringen, und alle die Schriften lateinischer Grammatiker, welche auf die Synonymik sich beziehen, in einem grösseren Werke zu vereinigen, zu welchem das, was diese Abhandlung über Caper und Agröcius bringt, als ein Vorläufer zu betrachten ist. Möchte, das wünschen wir sehnlichst, die Ungunst der Zeit einem solchen Unternehmen nicht im Wege stehen!

Das Zeitalter August's. Cosmus von Medicis. Zwei akademische Reden von Franz Dorotheus Gerlach. Basel. In Commission in Bahnmaier's Buchhandlung (C. Detloff) 1849. 82 S. in gr. 8.

Die Feier der fünf- und zwanzigjährigen Lehrthätigkeit mehrerer Collegen des Verfassers, bot diesem eine auch für uns erwünschte Veranlassung, diese beiden Reden dem Druck zu übergeben und diesen hochverdienten Lehrern der Universität Basel — L. Brömmel, K. F. Hagenbach, Joh. Jac. Stähelin — Männern, die auch ausser ihrer nächsten Wirksamkeit, allerwärts nur mit wahrer Hochachtung genannt werden, zuzueignen. Beide Reden eignen sich auch zu einer Bekanntmachung in weiteren Kreisen, indem mit dem Gewichtigen des Inhalts sich hier das Angenehme der Form auf eine Weise verbindet, die selbst dem grösseren Publikum gebildeter Leser, nicht blos dem Manne von Fach, das Ganze eben so anziehend als lehrreich macht; die erste Rede schildert uns das Zeitalter des Augustus: es zeichnet der Verf. die Richtung, in welche der Gang der Ereignisse die römische Welt damals geführt hatte; er verweilt dann insbesondere bei der Schilderung derjenigen Männer, welche diese Richtung grossartig erfasst, und dadurch hauptsächlich beigetragen haben, dieses Zeitalter, namentlich in geistiger Hinsicht, als eine Zeit der Blüthe, darzustellen. In bezeichnenden und ausdrucksvollen Zügen wird die Wirksamkeit dieser Männer, namentlich auch ihre geistige geschildert, und hier nichts übersehen, was zur Vollständigkeit des Bildes dienen kann, so gedrängt auch sonst die Darstellung ist. Zuerst wird uns Agrippa vorgeführt und insbesondere auch seine Stellung zu Augustus angedeutet, dann Maecenas, von dem uns ein im Ganzen vortheilhaftes und jedenfalls sehr ansprechendes Bild entworfen wird, in dem auch sein Verhältniss zu dem eben genannten Agrippa, wie namentlich zu Augustus volle Berücksichtigung gefunden hat. Als der dritte in dieser Charakteristik erscheint Valerius Messala Corvinus, als der vierte Asinius Pollio. Auch hier sind gleiche Rücksichten genommen: das Wesentlichste aus dem, was beide, namentlich der Letztere für die geistige Cultur Rom's geleistet, wird nach Gebühr hervorgehoben und, ungeachtet des reichen und umfassenden Stoffes, der hier sich aufdrängt, Nichts von dem, was eine Beachtung verdient hätte, übergangen. Für den Mann von Fach hat der Verfasser noch weiter dadurch gesorgt, dass in den von S. 49 an beigefügten Belegen und Erläuterungen die betreffenden Beweisstellen zu dem, was im Texte der Rede selbst bemerkt ist, gegeben sind und so die Prüfung jeder einzelnen Aeusserung, jedes einzelnen Urtheils möglich geworden ist. Denn der Verfasser gehört nun einmal nicht zu denen, die in historischen oder litterari-

schen Forschungen Alles aus sich herausconstruiren und den positiven Grund und Boden verschmähen, der dieser Forschung zu Grunde liegen soll. Er hat auch hier, wie in andern Schriften den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, der allein der Wissenschaft wahrhaft frommen kann. Mit nicht geringerer Befriedigung wird man die Schilderung Cosimo's dei Medici durchlesen, sowohl was die Persönlichkeit desselben betrifft, als auch die hier in schönen Zügen geschilderte Zeit, in welche das Leben und Wirken dieses Mannes fällt. Gerade in unserer, an hervorragenden Persönlichkeiten nicht reichen Zeit, mag es doppelten Genuss gewähren, den Blick hinzuwenden zu denjenigen Männern des Alterthums, wie des Mittelalters, die durch ihre Persönlichkeit einen entschiedenen Einfluss nicht blos auf die Geschicke ihrer Zeit, sondern auch der folgenden Jahrhunderte ausgeübt und diesen ihre bestimmte Bahn angewiesen haben. Wer dies mit uns fühlt, dem empfehlen wir diese gediegenen Schilderungen, von denen die eine, wegen der beigefügten Anmerkungen, noch die besondere Beachtung des philologischen Publikums verdienen dürfte; von dem Verfasser aber wünschen wir diese Schilderungen bald fortgesetzt zu sehen.

Leitfaden zur Geschichte der griechischen Literatur von E. Hornemann. Umarbeitung der ersten Abtheilung des ersten Bandes der Schaaff-schen Encyclopädie der classischen Alterthumskunde. Magdeburg 1849. Heinrichshofe'nsche Buchhandlung. XIII. 187 S. in gr. 8.

Dieser Leitfaden bringt einen gedrängten Abriss der gesammten Griechischen Literaturgeschichte, zunächst für die Zweck der Schule, sowie für die Privatstudien eingerichtet, und darum Schülern der obern Classen oder angehenden Philologen zu empfehlen, weil diese hier eine Uebersicht der gesammten griechischen Literatur erhalten, in welcher Nichts von einigem Belang übergangen, die Ergebnisse der Wissenschaft, auch der Forschuug neuester Zeit benutzt, und in einer klaren, im Ganzen wohlgeordneten Weise, unterstützt durch eine reiche, auch das Neueste befassende Literatur, vorgetragen werden. Bedenkt man die Schwierigkeit, die für den Verfasser einer solchen Arbeit, insbesondere in dem ihm angemessenen, beschränkten Raume liegt, welche jede weitere Ausführung unmöglich macht, während doch auf der andern Seite Nichts Wesentliches vermisst, und Vieles nur durch ein oder ein paar Worte angedeutet werden soll, so wird man dem, der einer solchen Arbeit eine für den Gebrauch zweckmässige und fehlerfreie Gestalt zu geben weiss, nur dankbar seyn können. Die Anordnung des Stoffs ist nach Perioden gegeben, innerhalb deren die einzelnen Erscheinungen materienweise, d. h. nach den einzelnen Fächern und Disciplinen zusammengestellt sind. Wir bestreiten auch im Allgemeinen diese Eintheilungsweise des gewaltigen, fünfzehn bis zwanzig Jahrhunderte fortlaufenden Stoffes bei der Griechischen Literaturgeschichte nicht, nur glauben wir, dass, zumal bei einem Leitfaden, der zugleich eine leichte Uebersicht des Ganzen verschaffen soll, die Eintheilung nach Perioden, wie denn auch weiter nach den einzelnen Fächern, innerhalb dieser Perioden, möglichst zu vereinfachen ist, um die Zersplitterung zu vermeiden, welche eine bequeme Uebersicht hemmt und nicht so leicht einen Totaleindruck, wie er doch

erzielt werden soll, gewinnen lässt. Ohnehin möchte bei einem Leitfaden, wie der vorliegende, eine Vervielfältigung dieser Unterabtheilungen weder räthlich noch überhaupt zulässig erscheinen, ohne dass damit der systematischen Anordnung, an der im Ganzen gewiss festzuhalten ist, Abbruch geschehen soll. Was nun zuvörderst die Periodeneintheilung betrifft, so weicht der Verf. nicht sehr von der bisher meist angenommenen ab, da er gleichfalls sechs Perioden, in zwei Abtheilungen getrennt, annimmt. Die drei ersten Perioden, also die erste Abtheilung geht bis auf Alexander den Grossen oder 336 a Chr. Die erste Periode befasst die Herrschaft der epischen Poesie bis zum achten Jahrhundert, die zweite geht von den Anfängen der elegischen Poesie um diese Zeit, bis zu den Anfängen der Prosa um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, die dritte von da bis zu dem bemerkten Zeitpunkt Alexanders des Grossen: hier mit Aristoteles erscheint dem Verfasser die Grenzscheide der alten und neuen Welt, und damit auch die Grenzscheide seiner geschichtlichen Darstellung: es beginnt die zweite Abtheilung, welche die vierte Periode oder die alexandrinisch-hellenische Zeit, die bis auf die gänzliche Unterwerfung Aegyptens und Verwandlung in eine römische Provinz (30 a Chr.) reicht, die fünfte Periode, welche als römisch-hellenische Zeit bis zur Verlegung des Reichssitzes nach Byzanz und der Annahme des Christenthums durch Constantin 330 p. Ch. reicht, und die sechste, die christlich-byzantinische Zeit, die bis auf die Eroberung von Constantinopel durch die Türken 1453 p. Ch. geht, befasst. Nach diesem Schema wird nun der Stoff im Einzelnen behandelt: die erste Periode zerfällt wieder in zwei Abtheilungen: A. die Anfänge der epischen Poesie; B. die Blüthe derselben; hier wird weiter unterschieden: I. Heldengesang. 1. Homer. 2. Homeriden. 3. Kykliker. II. religiös-didaktisches Epos. Hesiodus. In der zweiten Periode folgt nach einer Einleitung 1. Epos. 2. Uebergang vom Epos zur griechischen Poesie. a. Elegie; b. Jambographen. 3. Lyrische Poesie. a. Skolien; b. äolisch-melische Lyrik; c. dorisch-chorische Lyrik; d. Dithyrambik, nebst einem Schlussparagraphen; Vorbereitung zur Prosa. (Hätte hier nicht auch mit einem Worte der Inschriften gedacht, und zugleich die diesen Gegenstand betreffende Literatur, wenigstens nach ihren einschlägigen Hauptwerken angeführt werden sollen? Auch einige Literaturnotizen oder Nachweisungen über die Dialekte und deren Ausbildung würden nicht unerwünscht gewesen seyn.) In der dritten Periode finden wir nach einer Einleitung folgende Abtheilungen, in welche der Stoff zerlegt ist: I. Poetische Literatur. 1. Epos. a. Heldengedicht; b. philosophisch-didaktisches Epos. 2. Elegie; 3. Epigramm; 4. Aesopische Fabel (hier kommt auch Babrios, der neu aufgefundene vor, den wir erst in einer der spätern Perioden erwartet hatten); 5. Jamben, Parodieen, Sillen (diese mit Bezug auf Xenophanes); 6. Lyrische Poesie; a. melische Lyrik; b. chorische Lyrik; c. Dithyrambos. 7. Drama. a. Tragödie; b. Satyrdrama; c. Komödie (warum wird hier nicht, war einmal eine so scharfe Abtheilungsweise angenommen, zwischen dorisch-italischer oder siculischer und attischer unterschieden?). 8. Mimen. II. Prosaische Literatur. 1. Geschichtschreibung; 2. Länderkunde (würde sich wohl mit der unmittelbar vorausgehenden Abtheilung haben vereinigen lassen, zumal da die hier erwähnten Küstenbeschreibungen (Περίπλοι) doch einer späteren Zeit angehören); 3. Beredtsamkeit; 4. Briefe (könnte wohl der vorhergehenden Abtheilung noch zugewisen werden); 5. Philosophie; 6. Mathe-

matik; 7. Heilkunde. In ähnlicher Weise sind auch die Unterabtheilungen der drei folgenden Perioden eingerichtet; wir würden auch hier Einzelnes lieber zusammengedrängt und z. B. bei der poetischen Literatur der vierten Periode den eigenen Abschnitt: Carmina Figurata weggelassen haben; bei der Geschichtschreibung derselben Periode werden sogar vier Unterabtheilungen gemacht: a. Geschichte Alexander's; b. andere Specialgeschichten; c. allgemeine Geschichte (Polybius); d. Chronologie. Dagegen ist es vollkommen zu billigen, dass Beredtsamkeit und Rhetorik mit einander verbunden erscheint; wir würden darauf dann den Roman haben folgen lassen, der erst nach der gut behandelten Philosophie kommt, die, wie in den vorausgegangenen Perioden auf die Beredtsamkeit unmittelbar folgt. Wir wollen inzwischen auf diese Punkte kein weiteres Gewicht legen, und überhaupt durch diese ganze Darlegung der in diesem Leitfaden gewählten Anordnung nur zeigen, wie eine theilweise Zusammenziehung oder Vereinigung einzelner Unterabtheilungen, die wohl Manchem hier zu zahlreich erscheinen möchten, dem Ganzen schwerlich Nachtheil bringen wird. Blicken wir nun, von der Anordnung des Stoffs absehend, auf die Bearbeitung des Einzelnen, so wird man, zumal im Hinblick auf die oben erwähnte grosse Schwierigkeit, ein so ausgedehntes Feld, wie das der Griechischen Literatur, auf einem Raume von nicht einmal zweihundert Seiten, vollständig darzustellen, sich im Ganzen befriedigt finden, indem ein reiches und auch wohl gesichtetes Detail hier zusammengedrängt ist, welches demjenigen, der diesen Leitfaden oder Abriss benutzt, es schon möglich macht, sich über das ganze massenhafte Gebiet der Griechischen Literatur doch einigermassen zu orientiren, während er zugleich stets im Einzelnen diejenige Auskunft finden wird, welche er für seine Zwecke bedarf, und welche ihn, falls er weiter den Gegenstand verfolgen will, durch die beigefügte Literatur in den Stand setzt, dies mit Erfolg und in befriedigender Weise zu thun. Denn die betreffende Literatur, im Allgemeinen sowohl als im besondern, die einzelnen, von jedem Autor vorhandenen Ausgaben, d. h. die vorzüglicheren und bedeutenderen, sind durchweg mit Genauigkeit und auch (so weit dies hier möglich war) mit Vollständigkeit angegeben, wie man dies kaum bei andern Abrissen der Art finden wird: wobei die Einrichtung befolgt ist, dass diese Verzeichnisse der Ausgaben und sonstigen bemerkenswerthen Schriften mit kleinerem Druck dem, was über jeden Autor gesagt ist, nachfolgen. Dass bei den Ausgaben nur theilweise das Format angegeben ist, d. h. das Octavformat nirgends angegeben ist, und nur die übrigen Formate sich bemerkt finden, würde wohl durch eine kurze Erklärung in der Vorrede oder sonst zu erwähnen seyn. Wenn wir nun noch einige Einzelnheiten berühren, deren Berücksichtigung wir dem Verfasser bei einer neuen Auflage, die wohl nicht ausbleiben wird, empfehlen, so sollen diese als ein Beweis der Aufmerksamkeit gelten, mit der wir die Schrift im Einzelnen durchgangen haben. Wir beginnen mit dem, was der Verfasser §. 2. ganz passend über den Zweck der classischen Philologie oder Alterthumswissenschaft bemerkt, in so fern sie das Wesen der classischen Völker in seiner Eigenthümlichkeit als ein sich abgeschlossenes organisches Ganze zu ergreifen und darzustellen, dass sie ein möglichst treues Bild ihres Lebens in allen ihren Aeusserungen zu geben habe; denn man wird, zumal im Hinblick auf andere engherzige und beschränkte Auf-

fassungen, welche die Philologie in neuerer Zeit hat erfahren müssen, dieser Bestimmung ihres Zweckes seinen Beifall nicht versagen wollen: nur würde eine kurze Hinweisung auf das in dem Studium desselben liegende Bildungselement und die daraus für uns und jede wissenschaftliche Bildung überhaupt hervorgehende Nothwendigkeit ihrer Pflege gleichfalls erwünscht gewesen seyn. Wenn es in einer Note zu §. 3 heisst: „literatura Niederschreiben der Buchstaben, Schrift, höheres grammatisches Sprachstudium Cic. Part. orat. 7 extr., erst sec. 4. Gelehrsamkeit. Cic. philipp. 2, 45 unsichere Lesart," so glauben wir hinsichtlich der beiden Stellen Cicero's doch bemerken zu müssen, dass in der ersten literatura nichts weiter heisst, als Buchstabenschrift, in der andern aber es sich nicht um eine unsichere, sondern jetzt von allen neuern Herausgebern seit Ernesti (der auffallenderweise die falsche Lesart literatura beibehielt, die schon Muretus und Faernus aus der Vaticanischen Handschrift berichtigt hatten) verstossene Lesart handelt; wesshalb wir lieber auf Stellen, wie Senec. Epist. 88, Asper (bei Putsche Gramm. p. 1725), oder Quintilian 11, 1, 4. („gramatice, quam in Latinum transferentes literaturam vocaverunt") aufmerksam machen würden, in welchen der Ausdruck von dem ersten elementarischen Unterricht gebraucht wird. — Bei Homer freuen wir uns, die Einheit, die im Ganzen in der Ilias wie in der Odyssee herrscht, den das Ganze gleichmässig durchwehenden Dichtergeist und damit den weiteren Folgesatz, dass Ein grosser Dichter die beiden Werke entworfen und der Hauptsache nach, so ausgeführt hat, wie wir sie besitzen, anerkannt und ausgesprochen zu sehen: je mehr die befangene Skepsis mancher Philologen diese Thatsache unglaublich machen möchte, desto mehr billigen wir ihre so bestimmt, und ohne allen Rückhalt ausgesprochene Anerkennung in einem gerade für jüngere, jugendliche Gemüther, welche mit inniger Begeisterung Homer's Gedichte erfasst haben, bestimmten Buche. — Wenn es bei den unter Anacreon's Namen auf uns gekommenen Gedichten heisst, dass nur ein kleiner Theil derselben für ächt (d. h. von dem alten Sänger von Teos selbst verfasst) gelten könne, so wird Niemand, der die neuesten über diesen Gegenstand geführten Untersuchungen, namentlich Stark's auch in diesen Jahrbüchern besprochene (1848 p. 790 ff.) Schrift, die wir gern noch hier erwähnt gesehen hätten, (Quaestionum Anacreonticarum libri duo. Lipsiae 1846. 8) kennt, diesen Satz missbilligen: aber die weiterfolgende Aeusserung: „als ächt sind von den in der Anthologie enthaltenen Epigrammen (19) die meisten (15) anzusehen," wird eben nach diesen Untersuchungen zu beschränken seyn. — Bei Sophocles (§. 50) wird aus dem Vorhandenseyn von Satyrdramen geschlossen auf Tetralogien, jedoch hinzugefügt, dass in diesen Tetralogien kein enger, innerer Zusammenhang der einzelnen Stücke stattgefunden, sondern jedes für sich ein organisches Ganze gebildet zu haben scheine. Wir sind von der Richtigkeit dieses letztern Satzes überzeugt, und glauben eben desshalb die tetralogische Form für Sophocles gar nicht annehmen zu können. — Aus dem, was über Herodotus (§. 62) gesagt ist, leuchtet eine richtige und besonnene Würdigung des Geschichtschreiber's und seines Werkes im Ganzen hervor; bei der Literatur würde, da Struve's Programme über den Dialekt des Herodotus erwähnt worden, die weit umfangreichere, ja erschöpfend denselben Gegenstand behandelnde Schrift von Bredow wohl mindestens mit gleichem Rechte eine Erwähnung verdient

haben: Quaestiones criticae de dialecto Herodotea libri IV. Lips. 1846. Wie die Sprache und Darstellungsweise des Herodotus mehrfach in späterer Zeit nachgeahmt worden, am treuesten durch Pausanias, konnte wohl bei diesem letztern Schriftsteller §. 169 mit einem Worte erwähnt werden. Wenn bei Hyperides (§. 41) nicht der neueste Fund, wir meinen die zu London 1848 von Harris aus Papyrusrollen herausgegebenen und seitdem auch zweimal bereits in Deutschland (von Böckh und Sauppe) wiederholten Fragmente einer Rede wider Demosthenes erwähnt worden sind, so ist der Grund wohl in den Zeitverhältnissen zu suchen, wornach kaum der Verfasser von diesem Fund Notiz haben konnte, als er mit Abfassung seines Leitfadens beschäftigt war. §. 94 wird unter Dicäarch dessen Ἀναγραφὴ τῆς Ἑλλάδος, d. h. das in hundert fünfzig Versen noch erhaltene Bruchstück erwähnt, jedoch mit dem Zusatz, dass dessen Aechtheit bezweifelt werde. Auch hier glauben wir, dass die Aechtheit mehr als bezweifelt, oder vielmehr die Unächtheit so ziemlich erwiesen und anerkannt ist; eher könnte es noch zweifelhaft seyn, ob Dionysius, wie Lehrs annimmt, wirklich der Verfasser ist oder irgend ein anderer gelehrter Grammatiker und Verskünstler. Da Meineke in seiner, der Periegesis des Scymnus beigefügten Ausgabe dieses Gedichtes, dasselbe wirklich unter dem Namen des Dionysius herausgegeben hat, so ist der Verfasser dadurch in einen Irrthum gerathen, indem er statt hier diese Ausgabe zu nennen, vielmehr §. 130 unter Dionysius Periegetes sie anführte, wohin sie nicht gehört, da Meineke nicht des Letzteren Περιήγησις οἰκουμένης mit dem Scymnus herausgegeben hat, sondern diese Anagraphe, die früher dem Dicäarch irrthümlich beigelegt, von ihm aber mit Lehrs einem, freilich vom Dionysius Periegetes verschiedenen Dionysius (s. Rhein. Mus. für Philolog. II, 3. p. 340 S.) zugeschrieben wird, s. die Praefatio pag. VII. — Doch wir schliessen diese wenigen Bemerkungen, die nur dem Verfasser unsere Theilnahme an seiner Arbeit beweisen sollten, mit dem Wunsche, dass dieser Leitfaden der griechischen Literaturgeschichte die verdiente Aufnahme und Verbreitung finden möge. Die äussere Ausstattung ist recht befriedigend ausgefallen.

Ein Lied von Marcabrun, als Beitrag zur Göthelitteratur, am 28. August 1849. Herausgegeben von W. Holland und A. Keller. Tübingen, gedruckt bei Ludw. Friedr. Fues. 1849. in gr. 8.

Angemessen, als Beitrag zur Säcularfeier Göthe's, erscheint gewiss der vorliegende Abdruck eines Liedes, das einen der ältesten Troubadour's zu seinem Verfasser hat, und nach Inhalt und Anlage auffallende Aehnlichkeit mit Göthe's Ballade vom Edelknaben und der Müllerin zeigt. Göthe hat dieses anziehende Gedicht, das erst in neuerer Zeit uns bekannt geworden und daher auch in Mahn's Werken der Troubadours (I, 55) seine Aufnahme gefunden hat, nicht gekannt: war doch selbst der Dichter Marcabrun, den wir mit Dietz in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, und nicht später, mit gutem Recht setzen zu können glauben, weniger bekannt, als er es in jeder Beziehung verdient. Der vorliegende Abdruck, von den Herausgebern mit gewohnter Sorgfalt in ganz correcter Weise veranstaltet und mit einzelnen weitern Nach-

weisungen unter dem Text ausgestattet, mag darum dazu dienen, auch unter uns die Erinnerung an diesen Dichter und seine Zeit zu erneuern und dem Bemühen derjenigen Männer, welche mitten in einer so trüben und dürren, aller Poesie und aller poetischen Bestrebungen abgeneigten Zeit, nicht ermüden, uns zu den meist wenig noch bekannten Schätzen mittelalterlicher Poesie zurückzuführen, und keine Opfer scheuen, diejenige Anerkennung zu verschaffen, auf welche sie durch diese Vorlage sich neue Ansprüche erworben haben.

Worte zur Erinnerung an Friedrich Jacobs von Ph. G. Welcker. Gotha. Verlag der Hennings'schen Buchhandlung. 1849. 46 S. in 4to.

Wir haben seiner Zeit in diesen Blättern (Jahrgg. 1848 p. 955.) die herrliche Rede besprochen, welche in der Sprache des alten Rom's das Andenken an Friedrich Jacobs zu feiern bestimmt war: wir gedenken darum auch jetzt dieser Worte der Erinnerung, die in gebundener Rede und in der heimischen vaterländischen Sprache uns ein schönes Bild des Mannes vorführten, der als Gelehrter nicht minder gross, wie als Mensch war, und auch in dieser Beziehung ein ehrendes Andenken uns Allen, die wir in ihm nicht blos den ausgezeichneten Forscher des klassischen Alterthums und den gewandten Ausleger der Schriften desselben verehrten, hinterlassen hat. In beiden Beziehungen schildern diese Worte der Erinnerung den Hingeschiedenen auf eine eben so ansprechende als erhebende Weise, so dass wir die zahlreichen Freunde und Verehrer, die Jacobs unter uns zählt, wohl darauf aufmerksam machen dürfen. Auch ein lateinisches, früher vom Verfasser verfasstes Gedicht ist beigefügt.

Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Nach den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstproducte etc. versehen. Siebenter Band. Das Morgenland. Mit sechs Tafeln Abbildungen. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1849. VI. und 526 Seiten in gr. 8.

Der rasche Fortgang dieses umfassenden Werkes, dessen Plan und Anlage aus den Anzeigen der früheren Bände (s. Jahrg. 1848. p. 314 ff.) unsern Lesern bekannt ist, wird nur als ein erfreuliches Zeichen in einer Zeit gelten können, die allen grösseren Unternehmungen der Art so ungünstig ist. Dass der Verf. mit rastloser Thätigkeit bemüht ist, sein Werk nach dem zu Grunde gelegten Plane durchzuführen, kann auch dieser Band zeigen, der uns, nachdem Anahuak (Mexico), Aegypten und China in den zunächst vorhergehenden Bänden geschildert waren, dem eigentlichen Morgenlande zuführt, d. h. in culturgeschichtlicher Hinsicht, „so weit das Allaillah tönt, so weit die arabische Sprache und der Koran herrschen und wo man den Turban trägt" (S. 4). Die Völkerschaften, welche in diesen Kreis fallen, werden zuerst in ihrer körperlichen Beschaffenheit wie nach ihren geistigen Anlagen geschildert, dann ihr physisches Leben, ihre Erhaltungs- und Nahrungsmittel, mit Einschluss des Opiums

wie des Tabaks, angegeben; dann die Kleidung und alles Das, was auf das häusliche Leben und den häuslichen Verkehr Bezug hat; dann folgen ihre verschiedenen Beschäftigungsweisen (Jagd, Fischfang, Viehzucht, Ackerbau, Handwerke und Jndustrie), das Familienleben wie das gesellige Leben, der Eintritt in das Leben durch die Geburt wie der Austritt durch den Tod und die verschiedenen Arten der Bestattung; dann geht der Verf., wie dies auch in den früheren Bänden der Fall war, über zu der Schilderung des politischen Lebens, er gibt über Staatsverfassung und alle dahin gehörige Einrichtungen näheren Bericht und verbreitet sich zuletzt über Religion wie über Wissenschaft und Kunst. Welch ein reiches und wohlgeordnetes, den besten Quellen entnommenes Detail hier vorliegt, bedarf kaum nach dem, was früher darüber gesagt worden, noch einer Wiederholung.

Histoire de la Révolution de 1848 par A. de Lamartine. Paris. Perrotin. 2 Voll. 8.

Lamartine, der schwungvoll-gemüthliche Dichter, der glänzende Tourist, der idealistische Politiker und von aller Parteistellung vereinsamte Kammerredner, tritt plötzlich, vom Sturm der Zeit mehr getrieben als ihn lenkend, auf den Vorgrund des Welttheaters, trägt Frankreichs und Europas Schicksale in seinen — Worten, und verschwindet wieder eben so rasch vom Schauplatze, der Betrachtung und Erklärung des Geschehenen und der Rechtfertigung seines Antheils seine anachoretische Musse widmend, den weiteren Gang der Begebenheiten mit seinen frommen, leidenschaftlosen und uneigennützigen Wünschen begleitend. Zeuge ist dies merkwürdige, in Auffassung und Styl ganz eigenthümliche und durch den Inhalt wie Gehalt höchst lesenswerthe Buch. „Es ist ein Brief an die Nachwelt in zwei Bänden", äusserte er selbst, als man ihm die Vorzeitigkeit dieser Veröffentlichung vorstellte, „sie wird ihn entsiegeln und ihr Verhältniss zu dem Briefsteller danach finden" (Conseiller du peuple, VI. Hft. am Ende); ein Beweis, wie sehr er selbst das Gefühl, mit seiner Zeit zerfallen zu sein, in sich umträgt, ein Gefühl, das alle Versuche, mit ihr und dem Volke wieder in Beziehung zu treten, und selbst die scheinbaren glänzenden Erfolge, so weit sie sich in dem bedeutenden Absatze seiner jetzigen und früheren literarischen Arbeiten kundgeben, nicht aufheben, nicht bemeistern. Es sind Vermächtnisse für die Zukunft, in der sie bald als ehrwürdige Antiquität, das Testament eines edlen, aber nur Wünsche statt Thaten findenden, nur Ideen statt Massnahmen zeichnenden Menschenfreundes, eines lehrenden, warnenden, begütigenden, versöhnenden aber nicht schöpferischen Messias ihre Würdigung und ihren Aktenschrank erhalten werden. Dass ein solcher Mann auf Augenblicke an der Spitze der Weltbewegung stand, dass er der Arzt sein sollte dieses unter Schmerzen und Wehen sich neu gebären wollenden Staatswesens, der Lootse des auf ungewissen Fluthen treibenden Schiffes, war eine Ausnahmsstellung in dieser ganz aus Ausnahmen zusammengesetzten Zeit; sie auf die Dauer zu behaupten, war für den allem Parteidrange, allen menschlichen Verbindungen fremden und in seiner einsamen Höhe sich um sich selbst bewegenden Lyriker eine Unmöglichkeit. In dieser Betrachtung liegt auch der Umfang und das eigenthümliche Wesen dieser „Geschichte."

Die Geschichte der Februarrevolution, soweit sie ein Lamartine schreiben konnte, musste mit seiner Verlassung des Schauplatzes, mit dem Dekrete der Nationalversammlung, das an General Cavaignac die Exekutivgewalt übergab, endigen. Der individuelle persönliche Charakter ist ihr mit starken Zügen aufgedrückt. Nichts desto weniger ist es kein autobiographisches Memoire, kein apologetisches Koncept, es ist ein grosses, rhetorisch-dramatisches, in allen Farben der Romantik prangendes und bisweilen zum lyrischen Schwung der Hymne sich erhebendes Kunstwerk, in welchem Lamartine und Revolution in eine Idee verwebt sind, wo der Strom der Ereignisse und dem Helden zufliessender Manifestationen in diesem glänzenden Hohlspiegel schöner Menschlichkeit leuchtet und die Fülle von Nebenaktionen wie irre Halblichter um den Rand herumhüpft, ohne dass eine markige Kontur in das aussen liegende Dunkel einschneidet. Man wird desswegen eine pragmatische Behandlung, eine Enthüllung der geheimen Triebkräfte, der unter der Decke arbeitenden Räder der Bewegung, eine Entwicklung der Dinge bis zum völligen Ausbruch durchaus vermissen. Es sind die auf der Oberfläche schwimmenden Begebenheiten, soviel er selbst gesehen und gewirkt, in idealer Auffassung und mit dem blendenden Gewande einer Meistersprache geschmückt. Besonders fühlbar ist dieser Mangel in der Einleitung dieses Weltereignisses, an der ja bekanntlich Lamartine gar keinen oder höchst unwesentlichen und nur in zufälliger Verbindung stehenden Antheil hatte. Eine kurze Skizze der Person Louis Philipp's und seines Regierungssystems eröffnet das Ganze. Der Fortschritt der öffentlichen Meinung, ihre Bearbeitung durch die Presse erfahren einen schwungvoll gezeichneten Ueberblick. Die Reformbankette treten auf, aber fast nur als Folie für einige schöne, ins Unbestimmte verfliessende Worte, die er bei solchen Gelegenheiten gesprochen. Die Demonstration gegen das ministerielle Verbot des Pariser Bankets wird von ihm aufrecht erhalten. Der Aufstand, der Kampf, oder vielmehr Nichtkampf, schlägt nur wie verworrenes Getöse an sein Ohr und unsere Augen. Statt dessen scheint er durch Mittheilung einer sonst nicht bekannten Unterredung mit einigen Parteimännern der republikanischen Richtung in einem Seitenzimmer der Deputirtenkammer sich eine Einwirkung auf Entwicklung des Faktums vindiciren zu wollen, indem er, um sein Urtheil, ob der Uebergang zur Republik noch zu verschieben sei, gefragt, aus patriotisch-politischen Rücksichten sich zur Annahme einer Revolution, die er nicht hatte schaffen wollen, bereit erklärte, da der Fall einer Regentschaft nur Krämpfe und Todeszucken dem unglücklichen, in anarchischen Bewegungen sich hinwälzenden Lande darbiete, dagegen eine starke provisorische Regierung im Stande sei, den öffentlichen Zuständen Frankreichs die endgiltige, durch den Willen der Nation nach allgemeinem Stimmrecht zu ermittelnde Sanktion zu verschaffen. Die Umständlichkeit, mit der er diese Scene schildert, wobei auch nicht vergessen wird, was er für Bewegungen gemacht, wie er den Kopf in den Arm gestützt und dergleichen, kehrt in tausend ähnlichen Fällen wieder. Dieselbe Absicht, mit seiner Person hervorzutreten, zeigt sich noch viel auffallender in den folgenden Auftritten in der Deputirtenkammer. Ergreifend ist das Gemälde von dem Erscheinen der Herzogin von Orleans, von der Ueberfüllung der Kammer durch die Volksmassen, von den unter solchen Stürmen gehaltenen Besprechungen und durch Zusammenschrei erfolgten Beschlussfassun-

gen. Den Gang dieser unaufhaltsam sich drängenden und schneller als Gedanken abrollenden Ereignisse unterbricht der Erzähler, der hier im Mittelpunkte der Handlung, obwohl in ziemlich leidender Form, auf der Rednerbühne des Sitzungssaales steht, durch beständige Detailschilderungen, Reflexionen, dialektische Untersuchungen, Grübeleien, Phantasiegebilde und selbst ermüdende Wiederholungen. Es fehlt hier, wie so oft, an dem lapidarischen Style der Alten, die einmal, sei es doktrinell oder dialogisch, eine Lebensfrage erörterten, um nicht wieder darauf zurückzukommen. Das Auffallendste ist jene Stelle, wo er darstellt, wie es nur von ihm abgehangen, durch sein Votum, das er in eine fingirte Apostrophe einkleidet, die Herzogin von Orleans zur Uebernahme der Regentschaft einzuladen und damit den Geschicken Frankreichs eine andere Wendung zu geben, ähnlich wie er an einem anderen Orte die Beseitigung der Regentschaft nur dadurch bedingt meint, dass dem alten Marschall Gerard eine sie verheissende Proklamation von dem entschiedenen Republikaner Lagrange im Momente der Verkündigung weggenommen wurde. Wie stimmen diese Vermuthungen zu den nachfolgenden erschütternden Scenen am Hôtel de Ville, wo es ihm nur mit unsäglicher Mühe, in der tobendsten Verwirrung, unter den heftigsten Angriffen der durcheinander wogenden Volkshaufen gelingt, selbst nach Proklamirung der Republik, sich und seine mit so ungeheurem Applause in der Deputirtenkammer bestellte provisorische Regierung zu vertheidigen und zu erhalten. Und diese provisorische Regierung war schon mehr als der Mandatar der besiegten Kammer. Durch eine kühne und volksschmeichelnde Wendung der Rede hatte Lamartine den ganzen hereingestürzten Pöbel zu Deputirten oktroyirt. Es war dies der „kühne Griff" Lamartine's, dem die „rettende That" nachmals auch nicht fehlte. Das Erhabenste und Grossartigste, und zugleich Rührendste und Herzgewinnendste in dieser Geschichtserzählung sind unstreitig jene Schilderungen dessen, was in und vor dem Hôtel de Ville vorging: die Installirung der Regierungskommission, die beständige Umlagerung des Sitzungshauses, die ungestümen Forderungen des Proletariats, die drohenden Ausbrüche der durch ihre Tribunen erregten Menge, dies wilde Durcheinanderlärmen der stets aufs Neue misstrauisch gemachten und zur Perpetuirung der Revolution getriebenen Haufen, der Kampf zwischen der rothen und dreifarbigen Fahne, die mit Lebensgefahr unternommenen Haranguen der Regierungsglieder an das Volk. Einzelne Züge der Grossmuth, der Aufopferung, der edlen Menschlichkeit beleben das Gemälde mit ungemeiner Frische und Schönheit, und übertreffen das Herrlichste, was ein Dichter hätte erfinden können. So die prächtige Episode von dem zerlumpten Proletarier, der den von Kugeln bedrohten Redner umarmte und durch diese symbolische Handlung bezeugte, dass dessen Rede wirklich und wahrhaft der Sache des Volkes gelte. Einen fast dithyrambischen Flug nimmt die Erzählung, als das Dekret über Abschaffung der Todesstrafe berathen und angenommen ward, die Regierungsmitglieder im Wonnegefühl ihres Werkes sich um den Hals fielen und, enthusiastisch erregt selbst unter das Volk tretend den grossen Akt verkündigten. Lamartine hatte eingesehen, dass eine Revolution, sollte sie anders den Keim eines neuen Volkslebens tragen und nicht der Vorbote der Auflösung und Zerstörung eines Staatskörpers sein, grosse, fruchtbare Principien erfassen und durchführen müsse, und er hielt es für Pflicht der provisorischen Regierung, hiezu den Im-

puls zu geben und den Weg der künftigen Gesetzgebung vorzuzeichnen. Er mit der Majorität der Regierung ging hierin nicht so weit als die (socialistische) Minorität, indem er Nichts sehnlicher wünschte, als der baldigst zusammenzuberufenden Nationalversammlung seine ausserordentlich ergriffenen Vollmachten zurückzustellen, während die Minorität diese Massnahme hinausschieben und indessen die Agitation im Pariser Proletariat zu der Gründung ihrer über den jetzigen Stand der Civilisation weit hinaus gehenden Institutionen benutzen wollte. Dies der Punkt vieler Zerwürfnisse im Schoosse der provisorischen Regierung, sowie der Anstoss der wiederholten beunruhigenden Demonstrationen, bis zum völligen Ausbruche des Aufstandes. Lamartine, so fest er überall den ungemessenen Forderungen widerstanden zu haben behauptet, hat doch unterlassen anzumerken oder hervorzuheben, was die unparteiische Geschichtsforschung aus anderen Quellen nachtragen muss, dass der Sieg seiner gemässigten Ansicht nicht ohne grosse Opfer, nicht ohne herbe Zugeständnisse errungen worden ist. Die anfängliche Duplicität der Regierung findet sich hier nicht; Flocon, Albert, Louis Blanc finden sich hier nur zufällig zu der Gesellschaft Lamartine's ein und werden von diesem aus purer Grossmuth angenommen. Von den preisgegebenen Millionen der Civilliste trifft man keine Spur; die Arbeiterkommission im Luxembourg kommt nur beiläufig herein u. s. w.

Nachdem Lamartine das grosse demokratische Drama der ersten Tage am Hôtel de Ville aufgerollt, kommt er auf die einzelnen Zweige der Regierung mit dem zweiten Bande zu sprechen. Die Darstellung der Finanzlage und der Mittel ihrer Aufbesserung ist gründlich und umfassend. Die Nationalwerkstätten werden in ihrem wahren Lichte gewürdigt. Die Wirksamkeit des Ministers des Innern (Ledru Rollin) erleidet manche Anfechtung. Die Geschäfte im Kriegs- und Marineministerium, die Verbindung mit einer Kommission von Oberofficieren, die Mobilmachung der vier grossen Beobachtungskorps im Norden, am Rhein, an den Alpen und Pyrenäen, die Dinge in Afrika finden ausführliche Erwähnung, weniger die der anderen Ministerien, des Unterrichts, des Handels, der Justiz. Als Minister des Auswärtigen bemüht sich Lamartine mit besonderem Redeschwalle, die Grundzüge der neuen, aufrichtigen und brüderlichen, ebenso uneigennützigen als selbstbewussten Politik der Republik gegenüber der zweideutigen, zugleich ehrgeizigen und sich erniedrigenden dynastischen auseinander zu legen. Wir wollen übrigens die Schlagworte derselben ausschreiben und dem Leser selbst zur Beurtheilung überlassen. Es sind dies die vertraulichen Instructionen an die diplomatischen Agenten der Republik (II. p. 30): Attendre avec dignité l'Angleterre, rechercher la Prusse, observer la Russie, calmer la Pologne, caresser l'Allemagne, éviter l'Autriche, sourire à l'Italie sans l'exciter, rassurer la Turquie, abandonner l'Espagne à elle-même, ne tromper personne ni par de vaines craintes ni par de vaines espérances, ne pas lancer un mot qu'on eût à retirer un jour, faire de la probité républicaine l'âme d'une diplomatie sans ambition comme sans faiblesse. Grosse Wichtigkeit legt er auf die Sendung des Herrn Circourt nach Berlin, durch den er den König von Preussen in die Bahn der Reformen geleitet und zur nationalen Wiederherstellung Posens, als eines entfernten Versuches zu einem Anfange eines polnischen Reiches, vermocht habe. Jedoch ist er allen Volksbewegungen, die nach dem Beispiel des französischen sich selbst helfen wollten, durchgängig ab-

hold. An kleinen Niaiserien, wie z. B. einer Besichtigung des ganzen Guizot'schen Hausrathes und daran geknüpften Empfindungen bis zur Empfindsamkeit fehlt es auch hier nicht. Er findet ein Blatt, auf welchem Guizot notirt hatte: „Je mehr ich Lamartine höre, desto weniger kann ich mich mit ihm verstehen"; er schaudert zurück vor dem Gedanken, sich hier zu installiren, wo die Zeugen des jähen Falles so laut reden; er entzieht sich den Ovationen des Volks in einer Kutsche, die zwei Tage vorher Herrn Guizot zur Flucht gedient hatte. Ebenso umständlich und in völlig uninteressanter Breite sind die letzten Schicksale der königlichen Familie auf französischem Boden episodisch geschildert.

Was die innere Politik betrifft, so ist Lamartine fortwährend bemüht, durch friedliche Mittel, durch Agenten in den Klubbs, durch Aufmunterung zu Gründung konservativer Vereine, durch Unterhandlung mit den Parteihäuptern, durch Gewinnung journalistischer Kräfte die Revolution in ihre Dämme zu leiten, während er zugleich durch Reorganisation der Nationalgarde, Disciplinirung der sogenannten Garde mobile, Zusammenziehung von Linientruppen etwaigen gewaltsamen Ausbrüchen zu begegnen trachtete. Wir lesen hier die Charakterisirung der wichtigsten, bei der Revolution betheiligten Parteien, der gemässigten, alle Elemente der alten Opposition in sich aufnehmenden, der socialistischen, der eigentlich revolutionären oder jakobinischen, mit den Skizzen der interessantesten Persönlichkeiten. Es gelingt ihm, die Gefahren des 17. März zu umgehen; die Bewegung des 16. April wird erstickt, und plötzlich wird seine Sprache gegen Albert und Louis Blanc, die ihm bisher in seinen Beruhigungsmühen dienen mussten, eine ganz andere, vornehme und zurückweisende. Nicht ohne Selbstgefälligkeit erzählt er hier wie mehrmals, wie er dem Uebermasse seines Triumphes aus dem Wege gehen musste, und man ist versucht, an irgend eine homerische Gottheit zu denken, die erst in menschlicher Gestalt erschienen, dann unter dem Dankgebet der Sterblichen im Nebel verschwindet; der Olymp, auf den sie zurückkehrt, ist für Lamartine eine Kirche, in der er einen Hymnus auf die Rettung seines Volkes und seines Vaterlandes anhebt. Die religiöse Stimmung, die immer bei besondren Epochen hervorbricht, gibt diesem Werke eine eigenthümliche Weihe. Die weitere Erzählung der Eröffnung der Nationalversammlung, der ersten Arbeiten derselben, des Putsches vom 15. Mai, der Revue der Nationalgarden und des Heeres führt bis zur Pforte des Juniaufstandes. Höchst anziehend ist die Schilderung von Cavaignac's Mutter und ein Gespräch Lamartine's mit einem Theile der Insurgenten.

Es wird nothwendig sein, mit dieser Geschichte die denselben Gegenstand betreffenden Arbeiten Caussidière's, Dunoyer's, Capefigue's und ebenso die bald erscheinende von Cremieux zu vergleichen.

INTELLIGENZBLATT.

Nr. 3. *September* und *Oktober*. **1849.**

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

Zwei und vierzigster Jahrgang.

Zweite Hälfte.

Juli bis December.

Heidelberg.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1849.

Nr. 51. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar von Theodor Benfey. Leipzig, Brockhaus und Avenarius 1847.

2) Das Lautsystem des Altpersischen, von Dr. Julius Oppert. Berlin, Springer 1847.

3) Journal of the Royal Asiatic Society, Vol X. Part II et III. London 1847; enthaltend das 3. bis 5s Capitel von Rawlinson's Abhandlung über die persischen Keilinschriften.

Seit durch das Erscheinen der grossen Inschrift von Bagistan im Jahr 1846 das Studium der Keilschriften einen neuen Anstoss erhielt, ist doch die auf diesem Felde entwickelte Thätigkeit nicht in dem Maass gestiegen, als man erwarten konnte. Ausser der sehr langsam erfolgenden Fortsetzung von Rawlinson's Abhandlung haben wir nur zwei kleine Schriften anzuzeigen, die sich mit den Inschriften der ersten Art, den sogenannten altpersischen beschäftigen. Dazu kommt noch eine kurze, leider nur wenige Punkte berührende Abhandlung, welche der Gründer der Sprachvergleichung, Bopp, im März 1848 in der Berliner Akademie vortrug, über das altpersische Schrift- und Lautsystem, und welche in dem Monatsbericht der Akademie abgedruckt ist.

Der Verfasser der ersten anzuzeigenden Schrift hielt es nach der Vorrede für angemessen, die grosse Inschrift von Bagistan, gleich nach ihrem Erscheinen im Journal of the Royal Asiatic Society, durch einen besondern Abdruck in grössern Kreisen zu verbreiten; und es war natürlich, dass er der grössern die schon früher bekannten kleinern Inschriften beifügte, und sie alle mit neuen Uebersetzungen, Anmerkungen und einem vollständigen Glossar begleitete. Die Schrift beginnt mit der Versicherung, dass der Verfasser sich so sehr als irgend möglich beeilt habe. Davon wird sich der Leser vielleicht schneller überzeugen, als ihm lieb ist. Wenn z. B. in der Grabschrift des Darius N. R. die Lücke in Z. 20 noch ebenso wie bei Lassen zu athaginam ergänzt wird, so muss man vermuthen, dass Benfey vor übergrosser Eile weder die entsprechende medische Stelle ansah, noch auch nur bemerkte, dass schon Westergaard S. 426, und sogar Lassen S. 475 und im Druckfehlerverzeichniss die Ergänzung für unrichtig erklärte. Rawlinson liest die ganze Stelle S. 293 gewiss richtig: tjashâm hac'âma athahja awa akunava;

wenn er vor tjashâm noch ein ha setzt, so bemerkt er selbst, dass für Westergaard's <=<||| gewiss \=||| zu lesen, und also diess ha zu streichen sei; der Sinn ist: was ihnen von mir befohlen wurde, das thaten sie. Diess zu finden, war durchaus kein Verdienst; es nicht zu finden war nur möglich, wenn man, wie Benfey, keine Zeit hatte, die medische Uebersetzung eines Blickes zu würdigen.

Auf eine sehr auffallende Weise zeigt Benfey S. 53, dass er wirklich sich nicht die Zeit nehmen konnte, um die medischen Uebersetzungen auch nur oberflächlich kennen zu lernen. Dort sagt er nämlich, dass hinâ in Inschrift H Heer bedeute, werde durch die medische Uebersetzung bestätigt, welche für das Wort einen Ausdruck gebrauche, welcher sonst Menschen bedeute. Nun aber haben wir von Inschrift H keine medische Uebersetzung; Benfey meinte in der Eile, medisch H sei die Uebersetzung von persisch H, und da er bei einem flüchtigen Blick auf medisch H, oder vielmehr auf Westergaard's Uebersetzung davon den Ausdruck homines fand, so glaubte er, diess müsse das medische Wort für persisch hinâ sein. Medisch H. ist aber eine ganz andere Inschrift als persisch H, und selbst wenn diess unbegreiflicher Weise Herrn Benfey unbekannt war, so hätte ihn doch der Umstand, dass hina in persisch H in der Mitte der Inschrift, homines aber in der medischen erst ganz am Ende vorkommt, stutzig machen sollen. War es denn ganz unmöglich, das Büchlein einen Tag später erscheinen zu lassen, um die nothwendigste Zeit zu einem Blick auf die medischen Uebersetzungen zu gewinnen? Es ist wohl ebenfalls eine Folge der Eilfertigkeit Benfey's, wenn er die Inschrift P wiederum, wie Lassen zuerst gethan hatte, dem Artaxerxes Mnemon zuschreibt; er hatte nicht Zeit zu bemerken, dass Lassen in einer Note S. 486 seine frühere Ansicht berichtigt. Diess ist aber um so wunderlicher, da aus Benfey's eigener, richtiger Uebersetzung hervorgeht, dass nicht der zweite, sondern der dritte Artaxerxes die Inschrift setzte.

Wenn wir also die übergrosse Eile, womit Benfey zu Werke ging, bedauern müssen, so können wir auch seine grosse Friedfertigkeit nur bewundern. Er sagt nämlich in der Vorrede, dass er in der Erklärung fast aller wesentlichen Punkte von der Auffassung seiner Vorgänger abweiche; diese Abweichungen aber zu erörtern, verbiete ihm, ausser den Grenzen seiner Schrift, seine Abneigung gegen jede Polemik. Um jedoch dem Leser die Möglichkeit zu geben, seine Auffassung mit der einer der grössten Autoritäten zu vertauschen, habe er stets die Lassen'sche Uebersetzung der seinigen vorausgesandt. Damit scheint Herr Benfey

glauben machen zu wollen, Alles, was in seiner Uebersetzung besser sei als in der alten, sei es durch sein Verdienst. Diess ist aber durchaus nicht der Fall. Lassen hat übersetzt, lange ehe Rawlinson's Schrift erschienen war; Benfey hat nur, so gut es in grösster Eile ging, diejenigen Verbesserungen angegeben, die sich nach Rawlinson von selbst verstanden. Z. B. die Wörter hać'âma, ni, atarça, anijanâ u. s. w. wurden von allen frühern Erklärern unrichtig aufgefasst, und die Stellen, in welchen sie vorkommen, nicht verstanden; Herr Benfey fasst diese Wörter richtig auf und übersetzt daher viele Stellen richtig, die früher dunkel waren; aber Verdienst hat Herr Benfey dabei nicht das geringste; denn Rawlinson war es, der die Bedeutung dieser Wörter fand, und Herr Benfey war nur vermöge seiner Eilfertigkeit der Erste, der die nun von Niemand bestrittene und sich von selbst ergebende Uebersetzung mancher Stellen, die früher unverständlich waren, aussprach. Mit Ansichten, die sich auf Rawlinson gründen und die jetzt von Jedermann anerkannt sind, gegen Ansichten, die Niemand mehr hat, polemisch aufzutreten, das wäre doch mindestens lächerlich gewesen. Aber, meint Herr Benfey, wenn er z. B. bei der obenangeführten Stelle über das Wort hinâ statt „meine Erklärung" gesagt hätte „Hitzig's Erklärung", so hätte diess zu einer unangenehmen Polemik veranlasst? Nämlich jene sehr ansprechende Erklärung des Wortes hinâ rührt von Hitzig her, siehe Grabschrift S. 20. So hätte es auch der Unterzeichnete keineswegs als eine Feindseligkeit aufgefasst, wenn ihn Hr. Benfey in den zahlreichen Stellen, wo er seine Ansichten annimmt, zuweilen genannt hätte. Z. B. in der Inschrift J in dem Völkerverzeichniss Z 15 steht utâ dahjâwa tja paru — ja. In der Lücke hatte Lassen t ergänzt und übersetzt: tum regiones hae: Parutia. In meinen Beiträgen habe ich ausführlich gegen diese Ergänzung gesprochen und vorgeschlagen, paruwja zu lesen und zu übersetzen; „und die östlichen Länder." Herr Benfey nimmt meine Conjectur und meine Uebersetzung an, und macht sie stillschweigend zu der seinigen. Welche Abneigung vor aller Polemik! Die richtige Erklärung von g'ad'jâmij war nicht leicht zu finden zur Zeit als ich meine Beiträge schrieb; es mussten zwei Buchstaben neu bestimmt werden. Um so weniger hätte Benfey die richtige Erklärung des Wortes aufnehmen sollen, ohne den Urheber derselben zu nennen. Solche Beweise übertriebener Friedfertigkeit könnten wir noch manche liefern. Doch glauben wir gern, dass diesem tadelnswerthen Stillschweigen keine Absicht zu Grunde liegt, sondern dass es ebenfalls eine Folge der unruhigen Hast des Verfassers ist, von welcher wir uns schon hinreichend überzeugt haben.

Uebrigens ist es keineswegs unsre Meinung, dass Benfey's Schrift für den Forscher nichts Neues und Wichtiges enthalte. Benfey ist ein Mann von Scharfsinn, und seine Beschäftigung mit der Sprache der Weda bot ihm ungesucht manche Vergleichung dar, die man mit Nutzen beachten wird. Das beigegebene Glossar, in welchem manche Wörter ganz anders als in den Noten erklärt sind, wird als Index zur Erleichterung der Forschung dienen, und enthält in grosser Kürze eine Menge beachtenswerther Bemerkungen. Wenn wir weiter unten einige Stellen der Inschriften einer neuen Betrachtung unterwerfen, wird es uns nicht an Gelegenheit fehlen, manches Verdienstliche und manches glücklich Getroffene in der Arbeit Benfey's hervorzuheben.

Es ist noch zu erwähnen, dass in dieser Schrift eine neue Sigelinschrift mitgetheilt wird. Es ist diejenige, von welcher Grotefend im ersten Heft des 7. Bandes der Lassen'schen Zeitschrift S. 70 sagt, dass er sie mittheile, indem er ihre Deutung und Erklärung Herrn Lassen überlasse. Die dazu gehörige Steintafel und Lassen's Erklärung sind aber jetzt, nach 4 Jahren, immer noch nicht erschienen! Auch der Unterzeichnete ist durch Grotefend's Güte schon längere Zeit im Besitz dieser Sigelinschrift. Da jedoch Grotefend's eigenhändige Abschrift, die ich besitze, mit der von Benfey gegebenen Lesung nicht ganz übereinstimmt, so warte ich die Fortsetzung von Lassen's Zeitschrift ab, ehe ich meine Ansicht ausspreche, und bemerke nur, dass ich der Auffassung Benfey's, welcher übersetzt: „Arsakes mit Namen, Oberkammerherr des Königs" nicht beitreten kann.

Indem wir wünschen, dass Herr Benfey der Erklärung der Keilinschriften ferner seine Thätigkeit zuwende, da er die nöthigen Kenntnisse und Eigenschaften besitzt, um die schwierige Aufgabe der Lösung näher zu bringen, erlauben wir uns die Bitte, er möge sich künftig mehr Zeit gönnen zu einem Geschäfte, das ruhige Ueberlegung und sorgfältige Vorbereitung erfordert.

Wir gehen über zur zweiten der anzuzeigenden Schriften. In dem kleinen Schriftchen von Oppert wird hauptsächlich der Gedanke ausgeführt, dass die persische Keilschrift sich aus einer Sylbenschrift entwickelt habe und theilweis selbst noch den Charakter einer solchen an sich trage. Wenn z. B. drei Zeichen für m vorkommen, so rühre dies daher, dass es ursprünglich drei Zeichen für die drei Sylben ma, mi, mu gab; das Zeichen für ma behielt seine Geltung als Sylbe; bei den Zeichen für mi und mu wurde gewöhnlich der Vokal i oder u noch besonders beigesetzt, doch nicht immer; wir finden die Sylbe mi mit einem Zeichen

ausgedrückt in mithra. Ebenso finden sich vi in Vistaçpa, ku in Nabukudrac'ara syllabisch ausgedrückt. Wenn auf ein Sylbenzeichen, dem der Vokal a zugehört, ein anderer Vokal folgt, so dient dies zur Bezeichnung der Diphthonge ai und au. So erklärt sich z. B. sehr ansprechend der Wechsel der beiden Zeichen für r in dem Worte kurus. Im Nominativ steht —<< ru, im Genitiv aber ≡| ra; und es wird also Nominativ kurus von Genitiv kuraus unterschieden.

Dies ist der Grundgedanke des Oppert'schen Schriftchens, und gewiss ist dadurch die richtige Erkenntniss des persischen Schriftsystems wesentlich gefördert worden. Die nämliche Ansicht erlangte auch Rawlinson, der sie in einem Nachtrag zu seiner Betrachtung des Alphabets ausführlich entwickelt. Wenn man aber in der Umschreibung der Keilschrift mit lateinischen Buchstaben, wie diess von Oppert vorgeschlagen und im dritten Heft von Rawlinson durchzuführen versucht wird, jede Unterscheidung der vor a, i und u stehenden Consonanten aufheben will, und also für die dreierlei persischen d nur immer das Zeichen d, für die dreierlei m nur immer m anwendet, so geht man offenbar zu weit, und mit Recht dringt Bopp darauf, eine Unterscheidung beizubehalten, wofür er ganz passend vorschlägt, die vor i stehenden Consonanten mit dem Spiritus asper, die vor u stehenden mit dem lenis zu bezeichnen. Es ist eine solche Unterscheidung durchaus nothwendig, wenn wir im Stande sein sollen, in jedem Fall unsre lateinische Umschreibung wieder in Keilschrift umzusetzen, oder aus unsrer lateinischen Umschreibung unzweifelhaft zu erkennen, welche Zeichen in der Urschrift vorkommen.

Rawlinson's drittes Kapitel handelt sehr umständlich vom altpersischen Alphabet von S. 53—174; dabei wird auch auf andere vorderasiatische Alphabete Rücksicht genommen, und namentlich erhält man über die Entstehung des Zendalphabets wichtige Aufschlüsse. In einer nachträglichen Note von S. 175—185 wird die oben besprochene Ansicht von der syllabischen Natur der persischen Keilschrift, im Wesentlichen mit Oppert übereinstimmend, vorgetragen. Im vierten Kapitel von S. 187—268 wird noch einmal, zum drittenmal, der Text der grossen Inschrift gegeben, und eine Uebersetzung, ebenfalls die dritte, mit ausführlicher Rechtfertigung beigegeben. Wir können hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dass bei der Einrichtung, die Rawlinson seinem Buche gab, Wiederholungen und unnöthige Weitschweifigkeiten vorkommen. Zwei Uebersetzungen hätten ausgereicht, eine zwischen den Zeilen, und eine freiere; und Vieles, was im 3. und 4. Kapitel ausführlich behandelt ist, wird im Glossar, das nächstens erscheinen soll, noch einmal und noch umständ-

licher bewiesen werden müssen. Doch ist dies ein geringfügiger Uebelstand bei einem Werke, das des Neuen und Wichtigen so viel enthält, und es ist sogar bei einem Gegenstand, wo jeder Tag Berichtigungen bringen kann, nicht unerwünscht, dem scharfsinnigen Verfasser Gelegenheit zu Verbesserungen gegeben zu sehen. In der That ist diese dritte Uebersetzung nicht immer eine Wiederholung der frühern, sondern bringt nicht selten eine glücklichere, oder wenigstens neuere Auffassung.

Von nicht geringer Wichtigkeit ist uns das fünfte Kapitel, welches von S. 269—348 die schon früher bekannten kleinen Inschriften enthält. Neue Texte gibt Rawlinson nicht; doch ist in neuester Zeit das Gerücht verbreitet, dass Rawlinson im Besitz neuentdekter dreisprachiger Inschriften von Persepolis sei, und wir dürfen uns also der Hoffnung hingeben, in einem der folgenden Kapitel seines Werkes unsern Reichthum an Texten vermehrt zu sehen. Neue Abschriften der Texte besass Rawlinson ebenfalls nicht, ausser eine eigene von O, der Inschrift des Darius von Alwand, wo aber die Lesung nirgends zweifelhaft war, und eine von Eugen Boré von K, der Xerxesinschrift von Van, durch welche diese lückenhafte Inschrift wesentliche Verbesserungen und Ergänzungen erhält. Ausserdem benutzte Rawlinson für die Grabschrift eine, wie er sagt, von Westergaard unabhängige Abschrift von Dittel; allein dieser war der Begleiter Westergaard's, und wenn er auch in seiner Abschrift zuweilen etwas von Westergaard abweicht, so kann doch desswegen seine Abschrift schwerlich als eine selbständige betrachtet werden. Für die Erklärung und Uebersetzung der Inschriften hatte Rawlinson vor uns ein wichtiges Hülfsmittel voraus; ihm nämlich mussten die medischen Uebersetzungen, da er allein den medischen Text der grossen Inschrift besitzt, viel leichter als uns lesbar und verständlich sein, und auf die persischen Texte viel Licht verbreiten; dasselbe gilt von den babylonischen Uebersetzungen, von denen wir noch nicht einmal die Westergaard'schen Abschriften besitzen. Aber nicht ohne Erstaunen bemerken wir, dass gerade dieses Hülfsmittel von Rawlinson sehr selten angewandt wird, und fast nur in den Fällen, wo es weiterer Texte als der durch Westergaard veröffentlichten nicht bedürfte.

Wir wollen nun an einzelnen Fällen zeigen, was durch die neuern Schriften für das Verständniss der Inschriften gewonnen worden ist, und wollen desshalb einige der schwierigeren Stellen ausführlich betrachten.

Vielleicht die schwierigste aller Stellen der Keilschriften ist in der obern Grabschrift N. R., Zeile 30—47. Die frühern Uebersetzungen, welche vor Veröffentlichung der grossen Inschrift versucht wurden, konnten

kaum etwas Richtiges treffen. Wir vergleichen vorerst die Uebersetzungen Benfey's und Rawlinson's. Ersterer gibt folgendes: „Darius der König hat verkündigen lassen: Da Auramazda diese Erde vom Recht entfernt sah, machte er mich zum König; ich bin König durch die Gnade des Auramazda; ich habe sie wieder heilsam geordnet. Was ich ihnen sagte, das thaten, wie es mir angenehm war, wenn irgend ich dachte, dass ich es zu thun befahl, jene Völker, welche Darius der König beherrschte. Wenn du das Bild bewahrst, bringt es Heil; wo du es beschädigest, möge dir gleich Erblosigkeit sein, fern vom Perser ... vorübergegangen soll sogleich die Erblosigkeit sein; der Perser soll fern von ... (sein); Perser bekämpft die Sünde.“ Bei Rawlinson lautet die Stelle also: „Says Darius the king; Ormazd, as he saw (fit), bestowed this .... dependent world on me. He made me king (of its many nations). J am the king (of them). By the grace of Ormazd I have established them firmly. That which I have said to them, that they have done. If all parties shall respectively observe a line of conduct agreeably to my wishes, the stability which produces permanence shall be enjoyed by those countries which Darius the king has possessed. This shall be assured to thee, O ruler of the Persian people! supremacy over ... This shall be assured to thee, oh Persian people! thy ruler shall inherit prosperity from Persia.“

Wie verschieden sind diese Uebersetzungen von einander, so dass sie kaum zum gleichen Text zu gehören scheinen! und wie wenig befriedigend ist jede für sich! Dies gibt wenigstens Rawlinson von der seinigen selbst zu; er bemerkt selbst, dass er in die letzten Sätze derselben so wenig Vertrauen als möglich setze; die Schwierigkeiten des Paragraphen seien so gross, dass sie die sorgfältigste Untersuchung vergeblich machten; und nach einer sehr ausführlichen Begründung seiner Auffassung schliesst er mit dem Satze, dass er trotz der Ausdehnung, die er dieser Arbeit gegeben habe, doch zu keinem genügenden Resultat gelangt sei. Auch Benfey, der im Ganzen zuversichtlicher aufzutreten pflegt, gesteht wenigstens vom letzten Satze seiner Uebersetzung, dass er vielleicht nicht ganz richtig sei. Bei solchen Umständen wird ein neuer Versuch, die Stelle zu erklären, nicht überflüssig scheinen.

Die ersten Sätze sind im Allgemeinen leicht verständlich; erst Zeile 38 beginnt die Dunkelheit; doch ist auch für die ersten Zeilen einiges zu bemerken.

30. thâtij. d

31. ârajavus. khsâjathija. auramazdâ. jath

32. â. avaina. imâm. bumʿim. ju — — —

33. parâvaďim. manâ. frâbara.

jathâ in Z. 31 ist von Benfey und Rawlinson richtig ergänzt nach Anleitung der medischen Uebersetzung. Es folgt also auf die Worte: König Darius spricht, ein zusammengesetzter Satz; auramazdâ ist das Subjekt; avaina das Verbum des Vordersatzes, frâbara das des Nachsatzes. Nun entsteht aber die Schwierigkeit, dass für die beiden Verba nur ein Accusativ vorhanden ist, da doch jedes seinen eigenen verlangt. In dieser Noth helfen sich die beiden sinnreichen Erklärer jeder auf seine Weise. Rawlinson weist den Accusativ dem Verbum des Hauptsatzes zu, und gibt dem Verbum des Nebensatzes, avaina, eine neutrale Bedeutung, so dass es keinen Accusativ nöthig hat; er setzt also das Komma hinter avaina und übersetzt: Ormazd, als es ihm gefiel, (as he saw fit), übergab mir diese Erde. Allein avaina steht zweimal Bag. II, 76; 90 deutlich in der Bedeutung videbat mit dem Accusativ; auch in allen andern Formen ist das Verbum ein transitives, auch in der Stelle D, 16, welche ich weiter unten besprechen werde; und es kann daher kein Zweifel sein, dass avaina auch an unsrer Stelle videbat heissen und einen Accusativ regieren muss. Weisen wir aber den Accusativ bumim dem Vordersatz zu, und übersetzen: als Auramazda die Erde sah, so fehlt zu frâbara, er übergab, das nöthige Objekt. Zwar Benfey nimmt keinen Anstand, in seiner Uebersetzung die Worte manâ frâbara geradezu zu überspringen, und den Vordersatz „als Auramazda diese Erde vom Recht entfernt sah" mit dem nächsten Satz: mâm khsâjathijam akunaus zu verbinden: „so machte er mich zum König." Allein wir nehmen die Sache genauer. Benfey muss übersetzen: da Auramazda diese Erde vom Recht entfernt sah, übergab er mir: Nun ist der Satz offenbar nicht vollständig; es fehlt wenigstens ein Pronomen: übergab er sie mir. Es scheint mir aber, dass dieses durchaus nothwendige Pronomen im Text wirklich enthalten ist in der enklitischen Form ďim im Worte parâvaďim. Dieser enklitische Accusativ Sing. kommt zwar in unsern Inschriften nicht mehr vor, wohl aber der Accusativ Plural ďis, und die Form ďij, welche Benfey für einen Genitiv, Bopp wohl richtiger für den Accusativ dualis hält; der Accusativ dim findet sich nicht selten im Zend, siehe meine Beiträge S. 106 u. 107. Wenn wir auf diese Weise das Objekt für frâbara gefunden haben, so fragt sich nun, was parâva sein soll. Daraus möchte ich mit einer leichten Aenderung paçâva (tum) machen. Der Irrthum, in dieser Menge von Keilen einmal ≡| statt |≡ gelesen zu haben, ist gewiss kein unbegreiflicher und kein unverzeihlicher. Gerade wie hier

folgt paçâva auf jathâ in Bag. I, 33; 73. II, 32; 52. III, 4. Ich zweifle daher kaum an der Richtigkeit meiner Aenderung. Entscheidend wäre, wenn in der medischen Zeile N. R. 27 am Ende oder Anfang 28 das Wort zu finden wäre, welches gewöhnlich das persische paçâva wiedergibt; ob dies der Fall ist, könnte uns Rawlinson sagen; wir aber können aus k, 23, wovon wir nur eine schlechterhaltene oder schlechtabgeschriebene medische Uebersetzung haben, das medische Wort für paçâva nicht erkennen. Nachdem uns nun die Konstruktion des Satzes deutlich geworden ist, handelt es sich nur noch darum, welchen Sinn man dem verstümmelten Wort geben will, welches den Vordersatz schliesst. Hier muss man sich mit einer Vermuthung begnügen; denn weder haben wir eine Parallelstelle, noch findet sich sonst ein mit ju beginnendes passendes Wort. Das angemessenste scheint mir, dem Wort den Sinn: herrenlos, ohne rechtmässigen Herrscher, verwaist, oder nach indischer Auffassung verwittwet, zu geben. Danach wäre der Sinn des Satzes: Auramazda, als er diese Erde (herrenlos) sah, da gab er sie mir.

Die nächsten Zeilen bis 38 bieten keine grosse Schwierigkeit; sie lauten:

33. mâm. khsâ
34. jathijam, a'kunaus. | adam. khsâjathija
35. . am'ij. vasnâ. auramazdâhâ. | â
36. damsim. gâthavâ. nijasâdajam. | tjasâ
37. m. adam. athaham. ava. a'kunavatâ. jathâ. mâm.
38. kâma. aha. |

d. h. mich machte er zum König; ich bin König durch die Gnade des Auramazda; ich beherrschte sie glücklich; was ich ihnen sagte, das thaten sie, wie es mir lieb war.

Die Ergänzungen des Textes sind sicher, und schon von Benfey und Rawlinson gegeben. Die Interpunktion gebe ich durch einen Strich, wie sie mir nothwendig scheint.

Rawlinson zieht in 35 die beiden Wörter vasnâ auramazdâhâ zum folgenden Satz; mit Unrecht; denn der Satz: ich bin König, enhält den rechten Nachdruck erst durch diesen Zusatz; man vergleiche H, 4 und Bag. I, 26; dagegen hat der folgende Satz diesen Zusatz nicht nöthig und entbehrt ihn auch in Bag. I, 62. Schwierig ist die Bedeutung des Wortes nijasâdajam mit Sicherheit anzugeben, und zwar diesmal nicht aus Mangel, sondern aus Ueberfluss an möglichen Ableitungen; es könnte die Causalform von sad (sedere), sâdh (perficere), sidh (succedere) und sah (sustinere) sein. nisidh heisst coercere; und sah mit ni, das bei Panini, aber ohne Angabe der Bedeutung vorkommt, hatte

wahrscheinlich einen Sinn wie refraenare, coercere, dominari. Hier kann nur der Gebrauch des Wortes über seine Bedeutung entscheiden; leider findet es sich aber in unsern Keilschriften nicht wieder, und im Zend in den bis jetzt bekannten Stücken nur einmal, und zwar an einer Stelle, welche noch sehr der Aufklärung bedarf, obgleich sie von Burnouf Journ. asiat. 1846 I, 36 ausführlich behandelt worden ist.

Auch das Wort gâthavâ oder gâthvâ ist nicht ohne Schwierigkeit. Es findet sich dreimal in einer Stelle Bag. I, 61—71, welche im Ganzen den Sinn hat, dass Darius sich rühmt, das Reich, dessen sich Smerdis bemächtigt hatte, wieder für sein Geschlecht gewonnen, die Neuerungen des Smerdis wieder abgeschafft, Alles auf den alten Stand gebracht, und insbesondere sein Geschlecht wieder sicher in die Herrschaft eingesetzt zu haben. Wenn es in diesem Zusammenhang heisst S. 62 und 66: ich habe das Reich (das Land) gâthavâ hergestellt wie Alles vorher war; und Z. 68: ich habe mich bemüht, bis ich unser Geschlecht gâthavâ herstellte, wie Alles vorher war, so kann hier gâthavâ kaum einen andern Sinn haben, als entweder: sicher, fest, auf die Dauer, oder: glücklich, vollkommen. Für beide Bedeutungen lässt sich auch eine Etymologie anführen; für die erste von gâdh, bestehen, dauern, und dies ist die Auffassung Rawlinson's; für die zweite von gâtu, das in den Weden: Heil, Glück, Vollkommenheit bedeutet, und dies ist die Auffassung Benfey's.

Bis hieher waren die Schwierigkeiten nicht gross; jetzt aber wird der Text immer dunkler. Ich betrachte zuerst die beiden folgenden Worte: jadʿijpadʿij manijâhj. Zuerst ist es deutlich, dass mit jadij, wenn, ein neuer Satz beginnt. Die wunderlich verwickelten Constructionen, welche hier B. u. R. annehmen müssen, machen schon an sich sehr wahrscheinlich, dass ihre Auffassung unrichtig sei. Ich muss aber, um nicht allzuweitschweifig zu werden, darauf verzichten, die früheren Uebersetzungen einer umständlichen Kritik zu unterwerfen, und begnüge mich, meine neue zu begründen. padʿij, ist nicht vollständig erhalten; die medische Uebersetzung gibt in Z. 31, in Zeichen 4 u. 3 von hinten, ˈˌˈ. |⁼–-|. unser Wort wieder; so wenigstens glaube ich die Wörter abtheilen zu müssen. Das nämliche medische Wort findet sich in D, 14, wo es dem persischen patij entspricht in tjapatij. Von hier aus sind zwei Fälle möglich. Entweder ist auch an unsrer Stelle nicht padʿij zu lesen, sondern patij; und dann hat Westergaard nur einen Querkeil zu viel angegeben; oder dʿ und t wechseln in diesem Wort, wie in paraidʿij und paraitij. Jedenfalls gewinnen wir hiedurch für die Stelle D, 15 eine natürlichere Uebersetzung; denn wenn padʿij in unserm jadʿipadʿij offenbar

nicht die Präposition prati sein kann, so darf nun auch patij in tjapatij nicht als Präposition gefasst werden; das Wort ist wohl am nächsten dem griechischen ποτέ zu vergleichen; und tjapatij kartam vainatij nibam in D. 15 heisst: welches schöne Werk man irgend sieht. So heisst also auch unser jadipadij oder jadipatij, wenn etwa.

Das nächste Wort ist mani .... Hierin erkennt man sogleich das Verbum man, welches im Zend denken und sprechen bedeutet, und sich auch öfters in unsern Inschriften findet. Die Frage ist nur, wie es zu ergänzen sei. Ich lese manijâhj, wie in I, 20 und Bag. IV, 39; also in der zweiten Person des Conjunctivs; wenn du etwa denkst oder sprichst. Da die zweite Person in den folgenden Sätzen im Pronomen taij (tibi) vorkommt, so ist offenbar hier der passendste Ort, sie einzuführen. Vor allen Dingen fragt es sich nun, wer der Angeredete sei. Darüber kann nach vielen Stellen in den Inschriften von Bagistan kein Zweifel obwalten; es ist jeder Nachfolger auf dem persischen Thron; man sehe nur Bag. IV, 37. Auch in Pers. I, 19 ist unter der zweiten Person ohne nähere Bezeichnung ein Nachfolger zu verstehen. Wir haben also auch an unsrer Stelle eine Anrede des Darius an seine Nachkommen, und wir dürfen wohl begierig sein zu erfahren, was er ihnen noch aus dem Grabe heraus zu sagen habe.

Wenn unsre Ergänzung von manijâhj richtig ist, so muss nun zunächst ein Gedanke des Angeredeten folgen, und dieser könnte in direkter oder indirekter Rede ausgedrückt sein. Wir müssen hier vor Allem untersuchen, ob in diesen Inschriften für Gedanken und Worte eines Andern die direkte oder indirekte Rede gebräuchlich sei, und hiezu müssen wir uns eine Abschweifung erlauben.

Zunächst finden wir eine beträchtliche Anzahl von Stellen, in welchen deutlich die direkte Rede angewandt wird. Man sehe Bag. I, 38; 75; 78; II, 10; 15; 80; III, 25; 79; IV, 8; 11; 14; 16; 19; 21; 24; 27; 29. In allen diesen Stellen bezieht sich avathâ, so, nicht auf etwas Vorhergehendes, sondern auf die folgenden direkt angeführten Worte. Daher wird auch die Stelle IV, 39 anders zu fassen sein, als bisher geschehen ist. Es wird darin der Nachfolger zur Strenge ermahnt; strafe den Frevler, jad'ij avathâ manijâhj dahjâusmaij durauçâ ahatij. Hier machen B. u. R. vor jadi ein Punkt, und übersetzen: wenn du so denkst, wird mein Land unbesiegbar sein. Hier würde sich also avathâ auf das vorhergehende beziehen, und die erste Person wäre wieder Darius. Nach Analogie aller übrigen Stellen müssen die Worte dahjausmaij — ahatij der durch avathâ eingeführte Gedanke des Nach-

folgers sein; es ist daher vor jadij nur ein Komma zu setzen: strafe den Frevler, wenn du so denkst „mein Land möge unbesiegt sein", d. h. wenn dir das Wohl des Landes am Herzen liegt, so strafe den Frevler. Nun wird auch die wichtige Stelle Pers. I, 19—21, welche bis jetzt noch nicht befriedigend erklärt ist, vollkommen deutlich. Sie lautet: jad'ij avathâ manijâhj hac'â anijanâ mâ tarçam imam kâram pâd'ij. Ich will hier nicht ausführen, in welche unnatürliche Auffassungen und Constructionen sich B. u. R. dadurch verwickeln, dass sie die erste Person in tarçam auf den Darius beziehen; Alles ist einfach und natürlich, wenn, wie in allen andern Stellen, avathâ den folgenden Gedanken einleitet, und wenn dann mā tarçam der direkt angeführte Gedanke des Nachfolgers ist; es heisst: wenn du so (wie folgt) denkst: „vor keinem Feinde möchte ich zittern", so pflege das persische Heer. Daran schliesst sich dann ganz natürlich der Schluss der Inschrift, den wir hier, da er wichtig ist, vollends übersetzen wollen.

22. jad'ij. kâra. pâraça. pâta. ahatij. hjâ.
23. 'duvais — — sijâtis. akhsatâ. hauvc'i
24. j. aurâ. niraçâtij. abij. imâm. v'itham.

zwischen pâta ahatij ist der Worttrenner verwischt; gewiss aber ist so, und nicht pâtâhatij mit B. u. R. zu lesen. Der Vordersatz geht bis ahatij; alles Andere bildet den Nachsatz, da nur noch ein Verbum vorkommt niraçâtij, die dritte Sing. Conj. Präs. von raç, das sich noch öfter in den Inschriften mit der Bedeutung gehen, kommen, findet; also niracâtij; es komme herab. Das Subjekt dazu ist sijâtis, Glück, Wohlfahrt. akhsatâ erklärt B. richtig: ungebrochen; hjâ wird aufgenommen von hauvéij; ebenso folgt hauv auf das Feminin. hjâ in N. R. 57. aurâ kann weder ein Vokativ sein, wie B. will, noch ein Subst. im Nomin. wie R. meint, sondern es kann nur ein Adjektiv sein, das zu sijâtis gehört; und auffallend ist nur, dass wir dieses Adjektiv, das in aurahja mazdâha ebenfalls deutlich adjektivisch gebraucht wird, und das im Zend und Sanskrit ahura und asura sich deutlich als ursprüngliches Adjektivum erweist, hier nicht auf einen Gott bezogen finden. Es bedeutet: unvergänglich, ewig, und ich würde es am liebsten zur Wurzel sr stellen, welche gehen, fliessen bedeutet, und besonders das beständige Gehen und Kommen der irdischen Dinge, den immerwährenden Wechsel von Werden und Vergehen, von Geburt und Tod, bezeichnet; samsâra heisst daher die Welt, als Inbegriff alles Vergänglichen; asara wäre Alles, was der Vergänglichkeit nicht angehört; und daraus wäre durch den bekannten Einfluss des Accents asura geworden. Es bleibt noch das Wort

duvais — zu erklären übrig; die Ergänzung duvaistam ist nicht sicher, obgleich B. u. R. sie ohne Bedenken und ohne Bemerkung annehmen; dies soll sanskr. davishtam sein; in weitester Entfernung. Es musste dann wenigstens 'du'vistam stehen mit 'v salt va. 'duvais führt viel natürlicher auf sanskr. dvesha, Feindschaft, dvish hassen. Die Wurzel begegnet im Zend öfters: didvaésha R. C. 576. tbaésho, tbaéshèbis, tbaéshavatâm; atbishto; Y. C. 409, 518. I. as. 1845, 1,419; 2,153; 155. 1846, 1,244; 1840, 1,240. Danach ergänze ich 'duvaisâm, gleich scr. dvishâm, hostium, mit Guna. So wird nun der Sinn viel passender; denn auf die Frage des Nachfolgers: was soll ich thun, um vor keinem Feind zu zittern, ist die Antwort des Darius: „thue das, dann wird kein Feind dein Glück stören", viel passender, als wenn es hiesse: „thue das, dann bleibt dein Glück in weitester Ferne ungestört." Der ganze Satz heisst nun wörtlich: wenn das persische Heer gepflegt ist, welches Glück von Feinden ungestört ist, das Alles wird ewig über dieses Haus kommen. Dieses Haus ist das Haus, das Geschlecht des Darius, die Dynastie der Achämeniden.

Wir haben gesehen, dass die Gedanken und Worte Anderer in direkter Rede angeführt werden; bis jetzt haben wir nur solche Stellen betrachtet, wo die Rede des Andern durch ein avathâ (ita), oder athaha (dixit) oder etwas ähnliches eingeleitet wird. Es findet sich aber noch eine werkwürdige Stelle, wo dies nicht der Fall ist; Bag. I, 52; und da wir doch noch auf diese Stelle zurückkommen müssen, will ich sie hier gleich vollständig behandeln: Bag. I, 50—53. kârasim. hac'â. darsam. atarça. | kâram. vaçij. avâg'anijâ. hja. paranam. bard'ijam. adânâ. | avahjarâd'ij kâram avâg'anijâ. | mâtjamâm. khsanâçatig tja. adam. nij. bard'ija. hja kuraus. putra.

Benfey übersetzt: das Reich fürchtete ihn sehr: er möchte das Reich vernichten; weil es früher Bardija kannte, darum möchte er das Reich vernichten; „damit es mir nicht schade, dass ich nicht Bardija, der Sohn des Kurus."

Rawlinson übersetzt: the state feared to resist him. He would frequently address the state, which knew the old Bardius, for that reason he would address the state, (saying:) (Beware) lest it regard me, as if I were not Bardius, the son of Cyrus.

Ohne diese Uebersetzungen einer Kritik zu unterwerfen, setze ich die meinige daneben: Das Volk fürchtete ihn wegen seiner Strenge. Das Volk liess er in Menge hinrichten, welches den ächten Bardija gekannt hatte; desswegen liess er es hinrichten: „damit es mich nicht erkenne, dass ich nicht Bardija bin, der Sohn des Kurus."

Einige Worte zur Rechtfertigung dieser Uebersetzung. hac'â darsam ist bis jetzt der einzige Fall in den Inschriften von hac'â mit dem Accusativ; diese Construction habe ich für das Zend nachgewiesen, Beiträge S. 48 und 49; in diesem Fall hat hac'â nicht die gewöhnliche Bedeutung ab, ex, sondern pro, propter, hier also propter crudelitatem. Benfey überspringt hac'â, weil er es nicht brauchen kann. avâg'anijâ ist eine schwierige Form; ich muss aber bemerken, dass nicht avag'anijâ mit kurzem a steht, wie Benfey unbedenklich in den Anmerkungen und im Glossar schreibt, damit es besser zu seiner Erklärung passt. Da die Form ein Augment hat, muss sie dem Indicativ angehören; ich nehme es als eine Causalform, wobei freilich das lange a am Ende als unorganische Verlängerung betrachtet werden muss, etwa wie in mazdâhâ. paranam ist zend pe͑re͑na, sanskrit pûrna (plenus); der volle Smerdis ist der ächte. khsanâç kann keine andere Bedeutung haben, als erkennen; persisch shinâs, inf shinâkhten (scire, cognoscere), shinàsi (notitia, scientia.) Wir haben hier ein sehr auffallendes Beispiel vom Gebrauch der directen Rede.

Kehren wir nun zu unsrer Inschrift zurück. Nach allem so eben Auseinandergesetzten, müssen wir an der Stelle, von welcher wir ausgegangen sind, erwarten, dass ein in direkter Rede angeführter Gedanke eines Nachfolgers des Darius folge. Nun finden wir im nächsten Satz die Worte: tjâ dârajavus adâraja, quas Darius tenuit; worin also von Darius in der dritten Person gesprochen wird. Dies können offenbar nicht Worte des Darius sein; denn dieser hätte gesagt: quas ego tenui; es können dies wirklich nur angeführte Worte eines Andern sein. Wir überzeugen uns also vorläufig, dass wirklich der nächste Satz einen Gedanken enthält, der von Darius einem andern in den Mund gelegt wird; und daraus geht dann wieder hervor, dass wir richtig die zweite Person manijâhj ergänzt haben. Es heisst also:

38. jadi͑pad͑ij. manijâhj. | t
39. ja. c'ijkaram. avâ. dahjâva.
40. tjâ. dâraja̓vus. khsâjathija.
41. adâraja.

c'ijkaram ist wohl richtig von Benfey als Conjunctiv des Aorists von der Causalform von kr (ac'ikaram) erklärt; es hiesse demnach facere jubeam; oder da der Uebergang von der Bedeutung „thun machen" in die „beherrschen" wohl nicht zu schwierig ist, imperio regam. tja, wovon das t fehlt, das aber nach dem medischen ═ ═ |.| ═ in Z. 32 ziemlich sicher zu ergänzen ist, muss hier die Conjunction dass sein, wie

öfter. Der Gedanke ist ein wünschender, gerade wie in Pers. J. 21; es übersetzt sich nun ohne Schwierigkeit: utinam meo imperio regam illas provincias, quas Darius rex tenuit. Nachdem Darius alle Länder, über welche er herrschte, aufgezählt und versichert hat, dass sie alle ihm unbedingten Gehorsam leisteten, vermuthet er, dass bei dieser Nachricht in seinem Nachfolger der Gedanke aufsteigen werde: ich möchte wohl auch über alle diese Länder, die mein Vorfahre Darius besass, ebenso unumschränkt herrschen. Wie fang ich's an, dass so viele Völker mir gehorchen, und dass das ererbte Reich keine Verkleinerung erleide?

Auf diese Frage folgt nun die Antwort des Darius. Unglücklicher Weise sind gerade die nächsten Wörter von patikaram in 41 bis Ende 42 theils sehr verletzt, theils von unsicherer Bedeutung. Hier wird es kaum möglich sein, ohne einige gewagte Vermuthungen durchzukommen. Die zwei nächsten Wörter in Zeile 41 sind patikaram d^{c}id^{c}ij. Das erste ist aus der grossen Inschrift bekannt, wo patikarâ im Plur. die bei der Inschrift befindlichen Sculpturen bezeichnet. Schon Hitzig S. 73 hatte diese Bedeutung richtig erkannt und auf neupers. paikar, armen. patker verwiesen; patkar findet sich auch auf den Inschriften der Sassaniden als Uebersetzung von Προςωπον, siehe Silv. de Sacy mémoires S. 106. Da nun auch an dem Grabe des Darius viele Sculpturen angebracht sind, so können wir nicht anders als diese unter dem Wort patikaram verstehen, wie auch Benfey thut. Sonderbar ist es allerdings, dass Rawlinson patikarma liest und dabei nicht an die patikarâ der grossen Inschrift denkt. Sollte die medische Uebersetzung hier nicht dasselbe Wort anwenden wie dort?

Vom nächsten Wort gibt Westergaard nur den Schluss d^{c}ij; und drei wagrechte Keile vom ersten Buchstaben, wonach dieser kaum etwas anders als ≡|| d^{c} sein konnte. Dittels Abschrift gibt nach R wirklich d^{c}. darauf kann nur i folgen, so bekommen wir d^{c}id^{c}ij. Die Endung ist die des Imperativs; auch in Pers. J. 21 ist die Antwort auf die Frage des Nachfolgers ein Imperativ. Bei der Wurzel di denkt man zunächst an persisch diden, videre. Im Zend habe ich zwar dieses Verbum nicht gefunden, aber doch ein davon abgeleitetes doithra (oculus) Y. C. 348. Im Sanskrit finden sich dîdhî lucere, und dhjâi, meditari. Nach allem diesem dürfen wir wohl ein altpersisches didij, vide, gelten lassen. Die Antwort des Darius ist also: „betrachte das Bild." Wenn der Nachfolger wissen will, wie er es machen soll, um ebenso mächtig zu herrschen, wie Darius, so soll er nur die bei dem Grabe be-

findlichen Sculpturen betrachten. Dadurch werden auch wir aufgefordert, diese Kunstwerke genauer anzusehen, und zu überlegen, ob aus ihnen die Nachfolger des grossen Perserkönigs die gewünschte Belehrung schöpfen konnten. Es kann aber natürlich hier nicht unsere Sache sein, die Bedeutung jeder symbolischen Figur, die sich an dem Grabmal findet, zu erörtern, und in eine Erklärung sämmtlicher achämenidischen Kunstwerke einzugehen; wir begnügen uns zwei in die Augen springende Punkte hervorzuheben Der Nachfolger, der diese Sculpturen betrachtete, sah erstens den Darius vor dem Altar stehen, Hand und Gesicht zu dem über ihm schwebenden Auramazda erhoben; er lernte daraus, dass Verehrung des Auramazda und strenge Befolgung der Vorschriften der Religion das erste sei, was seiner Regierung Kraft und Gedeihen verleihen werde. Er sah ferner, dass der Thron des Darius von Persern getragen wurde, und lernte daraus, dass er vor allem seine Macht auf die Treue und Tapferkeit der Perser gründen müsse. Die rechts und links von Darius angebrachten Personen scheinen auf der einen Seite Belohnungen, auf der andern Bestrafungen erhalten zu haben; bei ihrem Anblick lernte der Nachfolger, dass er die treuen Freunde belohnen, die Uebelthäter bestrafen solle. Gerade diese drei Punkte, Verehrung des Auramazda, Pflege der persischen Kriegsmacht, strenge Uebung der Gerechtigkeit sind es auch, welche in dem Text der Inschriften an mehreren Stellen als die Grundlagen der Macht der Perserkönige den Nachfolgern des Darius besonders empfohlen werden.

Die nächsten Wörter unserer Inschrift sind so schwierig, dass Rawlinson, die Geduld verlierend, ausruft, die Stelle verdiene gar nicht, dass man seine Zeit mit ihr verliere. Wir wollen doch versuchen, ob wir ihr nichts abringen können.

41 — — i — — g

42 âthum. baratij. — â. khsanâç — —

An der Stelle des ersten Worts, von dem nur i erhalten ist, hat die medische Uebersetzung das Pronomen relativum oder interrogativum. Ich ergänze daher c'ij (quid), oder nach Bag 1, 53 c'isc'ij (quidquid). gâthum kennen wir; es ist der Accusativ des oben behandelten gâthavâ, und bedeutet entweder Dauer, Festigkeit, oder Glück, Gedeihen. baratij (fert) ist bekannt, khsanâç kennen wir aus der obenbehandelten Stelle Bag. I, 50—53; es heisst erkennen. Nach Rawlinson hat das entsprechende medische Wort die Endung der zweiten Person: wir werden daher richtig ergänzen khsanâçâhj, du mögest oder wirst erkennen.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ueber die Keilschriften von Benfey, Oppert u. Rawlinson.

(Schluss.)

Die Lücke vor diesem Wort, wo nur ein â erhalten ist, könnte ein Wort wie idâ oder avadâ, hier, enthalten haben. So erhalten wir folgenden Satz: c'isc'ij gâthum baratij (idâ) khsanâçâhj, welcher bedeutet: alles was Glück (oder sichern Besitz) verleiht, wirst du hier (aus diesen Bildwerken) erkennen. Ist dies nicht ein Sinn, der sich ohne allen Zwang ergibt, und der vortrefflich in den Zusammenhang passt? Nur ein Umstand macht einiges Bedenken. Das Pronomen nämlich, womit im Medischen der Satz beginnt, scheint ein Masculinum zu sein. Dann müsste es heissen: Wer Glück verleiht, und auch dies wäre passend.

Ich nehme den Rest des Textes zusammen und gebe ihm gleich diejenige Interpunction, die mir allein möglich zu sein scheint:

43. adataij. azdâ. bavâtij. pâraçahjâ.
44. martijahjâ. 'duraj. | ara — — s. pa
45. râgamatâ. adataij. azdâ. bavâti
46. j. | pâraca. martija. 'duraj. hac'â. pâ
47. raçâ. — — — ram. patijg'atâ.

Die sichern Ergänzungen habe ich aufgenommen; hac'â in 46 ergibt sich unwidersprechlich aus dem Medischen, ist aber erst von Rawlinson erkannt worden. bavâtij ist von B. und R. richtig als Conjunctiv von bhû (esse) erklärt, sit. adataij hat Benfey richtig erkannt als zusammengesetzt, aus ada, Zend adha (siehe Farg 1, 16; 17, 18; 62; 63. III, 125. Y. C. 494) und taij, dem enklitischen Genitiv des Pronomens der zweiten Person. Schwieriger ist azdâ oder azadâ. Es begegnet uns glücklicher Weise noch einmal, und zwar an einer Stelle, die zur Feststellung der Bedeutung sehr tauglich ist; in Bag 1, 32: jathâ kabug'ija bard'ijam avâg'a kârahjâ azdâ abava tja bard'ija avag'ata. Benfey übersetzt: Als Kambyses den Smerdis tödtete, war Erblosigkeit des Reichs, weil Smerdis getödtet war. Also azadâ wäre Erblosigkeit. Aber so lange Kambyses lebte, war ja gewiss noch keine Erblosigkeit des Reichs; und wie

hätte Darius so etwas sagen können, da er ja sich selbst immer so nachdrücklich als den rechtmässigen Erben darstellt. Auch kann azdâ der Form nach unmöglich Erblosigkeit heissen, denn sanskrit ag'atâ, dem es gleich sein soll, könnte höchstens „die ungeborene“ heissen, aber gewiss nie „Erblosigkeit.“ Aber auch Rawlinson's Uebersetzung ist wenig ansprechend, und von ihm selbst als sehr zweifelhaft bezeichnet; er versucht selbst S. 305 eine andere, die aber ebensowenig genügt. Er meint, azdâ könne wohl „Gewissheit“ heissen. Ohne in eine überflüssige Kritik dieser Uebersetzungen einzugehen, schlage ich folgende vor: „Als Kambyses den Smerdis tödtete, war Unzufriedenheit im Volk, weil Smerdis getödtet war.“ Betrachtet man den Text ohne vorgefasste Meinung, so wird man hier für azdâ gewiss keine andere Bedeutung erwarten, als die angegebene: Unzufriedenheit, Hass. Der weitere Verlauf des Textes erhebt diese Bedeutung fast zur Gewissheit; denn es wird nun weiter erzählt; dass ein Aufstand ausgebrochen sei, sobald Kambyses sich entfernt habe. Der Grund dieses Aufstandes war eben die Unzufriedenheit, der Hass, den Kambyses durch die Ermordung des Smerdis auf sich geladen hatte. Auch etymologisch ist die Bedeutung Unzufriedenheit, Hass für azdâ zu rechtfertigen; denn d, sanskr. dh ist griechisch ϑ, und z, sanskrit h, griechisch χ; so kommen wir auf ἀχϑ, ἐχϑ, ὀχϑ, Wurzeln, die unter einander verwandt sind, und gerade die gesuchte Bedeutung haben. Für den ersten Satz bleibt nur noch das Wort 'duraj zu betrachten übrig. Dass es dasselbe ist, wie 'duraij in der Eingangsformel vieler Inschriften, beweist der medische Text, der es überall mit dem gleichen Wort wiedergibt. Rawlinson will darin sanskr. dhurja (Lastthier) erkennen, und gibt ihm die Bedeutung supporter, ruler. Allein der Uebergang der Bedeutung von Lastthier zu Herr und Erhalter der Erde scheint doch etwas gewagt. Diese Auffassung wird auch durch folgenden Umstand verurtheilt. In denjenigen Eingangsformeln, in welchen 'duraij nicht vorkommt, interpungirt Rawl. wie folgt: khsâjathija vazarka, khsâjathija khsâjathijânâm, khsâjathija dahjunâm, khsâjathija ahjâjâ bumijâ, 'vistâçpahja putra etc.; so bald aber am Ende 'duraij erscheint, werden von Anfang alle Comma versetzt: khsâjathija, vazarka khsâjathija, khsâjathijânâm khsâjathija, dahjunâm khsâjathija, ahjâjâ bumijâ 'duraij; sonst hätte der letzte Nominativ keinen Objectsgenitiv; dieser Umstand genügt, das Unrichtige der Auffassung darzuthun. Benfey erkennt richtig in 'duraij das sanskritische 'dûre (fern, in der Ferne). Das häufig auf 'duraij folgende apij heisst aber nicht, wie Benfey meint, „in der Nähe“, sondern ist api, auch, wie ich es schon in

meinen Beiträgen erklärte; denn es könnte sonst nicht in der medischen Uebersetzung gewöhnlich übergangen werden, was dagegen sehr erklärlich ist, wenn 'duraijapij heisst: ferner auch. Mit dieser Bedeutung „in der Ferne" müssen wir nun auch an unserer Stelle durchzukommen suchen.

Wir haben nun alle Wörter des ersten Satzes erklärt. Es ergibt sich nun ganz ungezwungen folgende Uebersetzung: dann wird die Unzufriedenheit des persischen Volkes ferne sein. Können wir nicht mit dieser Uebersetzung vollkommen zufrieden sein?

Der nächste Satz enthält ein neues Wort parâgamatâ; es ist zusammengesetzt aus parâ und gamatâ; das letzte ist das Particip der Causalform von gam, gleich sanskrit gamita; diese Erklärung ist vollkommen gesichert durch das öfters vorkommende ha-gamata zusammengehen gemacht, versammelt. parâ hat im Sanskrit in Compositionen den Sinn unsers deutschen weg, davon, fort; die nämliche Bedeutung zeigt es in den Inschriften in parâbar, wegtragen, parâras, weggehen. Ich übersetze also parâgamata, weggehen gemacht, dann entfernt, vertrieben, vernichtet. Es steht hier im Nominativ des Feminins, bezieht sich also auf azdâ. Die vier erhaltenen Worte des Satzes müssen also übersetzt werden: dann wird dir die Unzufriedenheit vertrieben sein. Das erste Wort, von dem nur Anfang und Ende erhalten sind, wird wohl angegeben haben, wodurch die Unzufriedenheit vertrieben werden solle. In der That passt die Endung s zu einem Instrumental im Plural auf ibis. Man könnte etwa an ein dem sanskrit artha entsprechendes Wort denken, das sich auch im Zend Yaçna S. 469 findet, oder an arsa, das im Wort arsdâta Journ. as. 1845, 1, 409 erscheint. Doch wäre es zu gewagt, ohne deutlichere Spuren das Wort zu ergänzen.

Das Wort patijg'atâ am Schluss unsers Abschnittes gehört ohne Zweifel zu Wurzel han mit prati; pratihan heisst im Sanskrit arcere, repellere. Das nämliche Wort findet sich auch im Zend in J. As. 1840, 2, 240, wo paitizanât, wie mir scheint, die nämliche Bedeutung hat, wie auch Neriosenghs Uebersetzung pratikurjât (resistat, repellat) beweist. Da in unserm Satz das Subject martija im Singular steht, so wird patijg'atâ das Futurum sein gleich sanskrit pratihantâ, arcebit. Das Object dazu ist das verstümmelte Wort, von dem nur der Schluss zu lesen ist. Da keine der möglichen Arten, die Lücke auszufüllen (bamaram, bataram, ramaram, rataram), auf ein bekanntes Wort führte, so begnügen wir uns im Allgemeinen die Bedeutungen anzugeben, die nach dem Zusammenhang möglich erscheinen. Der Satz heisst: das persische Volk wird weit von Persien (den Feind, den Aufruhr, Niederlage, Schande) abwenden.

Die gewonnene Uebersetzung des ganzen behandelten Abschnitts ist demnach folgende: König Darius spricht: Auramazda, als er diese Erde (herrenlos) sah, da gab er sie mir. Er machte mich zum König. Ich bin König durch die Gnade des Auramazda. Ich beherrschte sie glücklich (oder sicher). Was ich ihnen befahl, das thaten sie, wie es mir lieb war. Wenn etwa du (mein Sprössling und Nachfolger) denkst: „möchte ich doch die Länder beherrschen, welche König Darius besass"; so betrachte das Bild (an meinem Grabmal). Was nur (oder wer) Glück (oder sichern Besitz) verleiht, wirst du da erkennen. Dann wird dir Unzufriedenheit des persischen Volkes ferne sein; (durch Tugenden) vernichtet wird dir dann die Unzufriedenheit sein; das Perservolk wird (den Feind) von Persien ferne halten.

Nach dieser umständlichen Erörterung der schwierigsten aller Stellen, sei es mir noch gestattet, wenigstens über die übrigen nicht ganz deutlichen Stellen der Grabschrift einige kurze Bemerkungen beizufügen. Man wird für den ganzen übrigen Text die richtige Uebersetzung gewinnen, wenn man von beiden Uebersetzern das Glücklich getroffene zusammennimmt. Die Ergänzung Rawlinson's in Z. 13 pâraça. (p)âraçahja. puthra ist die natürlichste; aber die medische Uebersetzung, wie sie bei Westergaard vorliegt, scheint pâraça. âraçahja. puthra zu verlangen. Allein Rawl. bemerkt, die Ergänzung des p. in pâraçahja sei ganz sicher, denn die medische Uebersetzung gebe deutlich: ein Perser, eines Persers Sohn. Da diese Versicherung mit so vieler Bestimmtheit gegeben ist, so scheint es fast, dass in Westergaards Abdruck des medischen Textes das Zeichen —| ausgefallen ist. Auch Zeile 14 arijac'ithra, und 18: adamsâm patijakshaija sind durch Rawl. richtig gelesen und erklärt. Auf die Erklärung der Ländernamen, Z. 22—30 wollen wir erst eingehen, wenn die medischen und babylonischen Uebersetzungen vorliegen. Bei dâtam in Z. 21 hat ohne Zweifel Benfey das Wahre gefunden, indem er das Wort nicht als Particip, sondern als Substantiv, lex, hebr. דָּת erklärt. Ueber ein zendisches Substantiv dâta, welches kein anderes ist, als unser altpersisches, habe ich Beiträge S. 76 gesprochen. Eine Parallelstelle ist Bag. 1, 23: tjanâ manâ dâtâ aparijâja; sie wandelten nach meinem Gesetz. In der richtigen Erklärung des Wortes v'içam treffen Benfey und Rawlinson zusammen; aber erwiesen wurde die wahre Bedeutung (omne, totum) erst durch Rawlinson's Bemerkung, dass die medischen Inschriften für v'içam den nämlichen Ausdruck gebrauchen, wie für ha'ruva. Der Schluss der Inschrift 47—55 hat durch Rawlinson einige wesentliche Verbesserungen erhalten. aita in 48 statt aim hatte schon Ben-

fey gegeben; ebenso auramazdâmaij. Eine wichtige Verbesserung ist in Zeile 52 hac'â statt hadâ; Rawlinson gibt sie mit Sicherheit nach dem medischen. Endlich hat R. das sonderbare Wort adatadija in Z. 54 und ebenso in H. 22 gewiss richtig in aitamaij verwandelt.

Die kleine Inschrift, welche unmittelbar auf die grosse in Nakschi Rustam folgt, ist noch keineswegs aufgehellt. Einiges, was die medische Uebersetzung zur Aufklärung an die Hand gibt, ist auch von R. übersehen worden. Ich lese den Text mit folgender Interpunction: martijâ, hjâ auramazdâhâ framânâ hauvtaij: gaçtâ mâ thadaja, pathim tjâm raçtâm mâ avarada, ma çat-va. Martijâ muss der Vocativ des Singulars sein, das beweist der Singular taij (tibi). hjâ kann unmöglich, wie Benfey will, ein Verbum sein, sondern ist, wie der medische Text unwidersprechlich beweist, der Artikel oder das Relativum; framânâ ist der Nominativ; und es darf also in der zweiten zerstörten Inschrift von Nakschi Rustam nicht mit Lassen und Benfey ein Neutrum framânam ergänzt werden. hauvtaij ist das Demonstrativum hauv und das Pronomen taij (tibi); das letzte ist im Medischen nicht ausgedrückt. Dass hauv für das Femininum steht, beweist nicht nur die obenbehandelte Stelle I, 22 und 23, sondern auch III, 11 und V 14. die bisher erklärten Wörter geben also folgende Uebersetzung: Homo, quae Auramazdae lex haec tibi. Man erwartet nun ein Verbum, das in gaçtâ enthalten sein müsse; allein im Medischen folgt nun sogleich das Wort für mâ(ne); es muss daher gaçtâ schon in das folgende Verbot gehören; auch hat es gar nicht die Gestalt einer dritten Person. Wir müssen also hinter hauvtaij interpungiren und übersetzen: O Mensch, dieses (ist) dir das Gebot des Auramazda. Es folgen nun deutlich drei Verbote. Das erste ist gaçtâ mâ thadaja. Zur Uebersetzung dieser Worte, welche sehr verschiedene Erklärungsversuche erfahren haben, lässt uns der medische Text einen festen Boden gewinnen. Dieser überträgt nämlich thadaja mit demselben Wort, das in Zeile 31 und 32 dem persischen manijâhj in Zeile 38 entspricht, und mit anderer Endung noch einmal begegnet als letztes Wort von Inschrift H. Das Wort muss also „denken, meinen, sprechen" bedeuten. Dadurch kommen wir auf die Vermuthung, dass thadaj nichts sei als eine neue Form des schon bekannten unregelmässigen Verbums, von welchem wir thâtij (dicit), athahja (dicebatur) haben. Hier erwartet man den Imperativ, dessen gewöhnliche Endung d'ij ist; steht thadaj statt thad'ij, so wäre dies gleich sanskrit çâdhi, nur mit Verkürzung des a. Es erklären sich überhaupt die verschiedenen Formen des Verbum thâtij am besten aus der Wurzel çâs (jubere, docere). Zu

diesem Imperativ muss nun gaçtâ das Object sein; das Wort ist also ein Substantiv; wirklich hat es die Endung eines Acusativs im Plural. Das medische Wort das hier hinter der Negation steht, findet sich noch einmal in Zeile 42 an der Stelle des in Zeile 52 ausgefallenen persischen Wortes, welches zwar schwerlich gaçtâ gewesen ist, aber doch ein gleichbedeutendes. Durch Vergleichung dieser beiden Stellen ist es nun möglich, die Bedeutung des Wortes zu ermitteln. Dort ist es etwas, wovor Auramazda den Darius, dessen Haus und das persische Land bewahren soll; hier ist es etwas, was zu reden oder zu denken den Menschen verboten ist. Es passt hier kein anderer Begriff als Lüge oder noch allgemeiner Sünde. Wenn ich nun in der verwandten Sprache für diese Bedeutung Bestätigung suche, so finde ich neupersich zischt (turpis) und dies könnte wohl unser Wort sein. Das erste Verbot lautet demnach: Lügen nicht rede. Die zwei anderen Verbote sind noch nicht mit hinreichender Sicherheit übersetzt.

Am Schlusse dieser Anzeige erfahren wir, dass Rawlinson in London erwartet werde. Wir sind der freudigen Zuversicht, dass die Anwesenheit dieses glücklichen und in jeder Beziehung ausgezeichneten Forschers eine Epoche in der Geschichte der Keilschriftenerklärung bezeichnen werde; wir hoffen insbesondere, wir wünschen und bitten, dass er uns und allen Mitforschern seine zahlreichen medischen und babylonischen Texte nicht länger vorenthalten möge. Es ist freilich natürlich, dass derjenige, welcher den Stoff zuerst mühsam sammelte, wenn er wie Rawlinson das Talent dazu in sich fühlt, die Benützung desselben nicht andern überlassen will; aber wen mehr warme und aufrichtige Liebe der Wissenschaft als Berechnung persönlichen Ruhms leitet, der wird nicht zaudern, Schätze, die ihren Werth erst durch vielseitige Bearbeitung erlangen können, zum Gemeingut zu machen. Der Ruhm wird dann nur um so grösser sein, wenn derjenige, welcher allen den Stoff gegeben hat, auch am meisten zu seiner fruchtbaren Benützung beiträgt. Die Entzifferung und Erklärung der medischen und babylonischen, und damit auch der assyrischen und armenischen Inschriften wird ohne Zweifel möglich, sobald die medischen und babylonischen Uebersetzungen der grossen Inschrift von Bagistan bekannt sind. Möge Rawlinson mit Veröffentlichung derselben nicht länger zögern, wenn er vielleicht auch noch nicht ganz mit der Entzifferung zu Stande gekommen ist; gönne er uns Andern auch noch eine kleine Freude und vielleicht ein kleines Verdienst.

Karlsruhe im October 1849. **A. Holtzmann.**

Die Paragenesis der Mineralien.* — *Mineralogisch, geognostisch und chemisch beleuchtet, mit besonderer Rücksicht auf Bergbau. Von August Breithaupt. Mit einer Holzschnitt-Tafel. Freiberg, Verlag von J. G. Engelhardt. 1849. S. 276. —

Unter der Paragenesis der Mineralien ist die mehr oder weniger ausgesprochene Weise des Zusammenvorkommens, die Association derselben zu verstehen, und es tritt dabei — wo es erkennbar — das relative Alter der Substanzen in Betracht. Der Verfasser der „Kieshistorie“ — Henckel — gibt schon Andeutungen über das Zusammenvorkommen gewisser Substanzen und nach allen Erfahrungen, die man bisher im Gebiete der Mineralogie gemacht, und zwar in den entlegensten Regionen der Welt, darf kein Zweifel mehr darüber herrschen, dass die Vergesellschaftungen der Mineralien ihre bestimmten Regeln und Gesetze haben. Es ist kein Spiel des Zufalls, wenn wir z. B. bei den Drusen in dem Gneise von Zinnwald den Scheelspath weit häufiger auf dem Rauchquarz, als auf dem Glimmer, treffen, warum auf den Flächen, welche Eisenkies und Barytspath auf den Gangdrusen der Grube Curprinz Friedrich August bei Freiberg darbieten der später gebildete Kalkspath lieber diesen als jenen zur Unterlage wählte. Noch eine auffällige Erscheinung ist es auch — so bemerkt Herr Breithaupt — dass die in einer Gegend und in einer Formation zusammenvorkommenden Mineralien eine gewisse Physiognomie haben, deren Total-Eindruck sich bald einprägt, und an den man sich leicht gewöhnt, um einzelne Handstücke nach ihrem Geburtsort sogleich wieder zu erkennen. Jene zahlreiche Mineraliengesellschaft von Arendal in Norwegen an Amphibolen, Pyroxenen, Epidoten u. s. w. hat ein düsteres, melancholisches Ansehen. Dieselben Mineralien-Gruppen aus den Staaten New York und New Jersey erscheinen dagegen viel freundlicher. Die alte Bleiglanz- und Zinkblende-Formation von Freiberg liefert meist nur Drusen düsteren Ansehens, während dieselben Mineralien aus Derbyshire und Cumberland von lichterem und gefälligerem Ansehen sind. Wie ausgezeichnet ist auch die Mineraliengesellschaft der Gänge von Andreasberg am Harze!

Mögen diese Andeutungen genügen, um zu zeigen, welches Interesse die Paragenesis der Mineralien für das Studium der Mineralogie, Geologie und Chemie gewährt, und wie der Bergmann durch sie dem ihm so wichtigen Ziele näher gerückt wird: zur Kenntniss unter welchen Verhältnissen, d. h. wo und wenn sich auf den besonderen Lagerstätten die nutzbare Metalle enthaltenden Mineralien vorzugsweise finden. Wir

brauchen dem Leser wohl nicht zu sagen, dass Herr **Breithaupt** durch seine langjährigen Erfahrungen im Allgemeinen, so wie durch seine vielen Beobachtungen, die er seit dreissig Jahren in diesem Zweig der Wissenschaft gesammelt, ganz besonders geeignet ist, einen solchen Gegenstand näher zu entwickeln, und selbst ein flüchtiger Blick in seine so höchst lehrreiche Schrift wird zeigen, wie viele tausende von Beobachtungen dabei zu Grunde gelegt und verarbeitet worden sind. Wir wollen versuchen, aus einigen der wichtigsten Abschnitte das Wichtigste hervorzuheben.

Die porphyrartige Bildung und die ihr ähnlichen Erscheinungen der Conglomerat- und Knollen-Bildung. Unter porphyrartiger Structur der Gebirgsarten versteht man bekanntlich Diejenige, wo bei Mineralgemengen ein Mineral die Hauptmasse ausmacht, ein anderes aber oder mehrere in Krystallen darin liegen, gleichsam darin schwimmen. Selbst aus verschiedenen Mineralien gleichförmig gemengte Gebirgsarten nennt man in dem Fall auch porphyrartige, wenn sie noch einzelne grössere Krystalle einer Substanz enthalten, welche sogar identisch oder doch von demselben mineralogischen Genus mit einem Gemengtheil sein kann. Auch auf Gängen können Porphyrstructuren vorkommen. — Der Schöpfer einer auf wissenschaftlicher Basis gegründeten Mineralogie, Werner, hatte angenommen, dass bei Porphyrgesteinen die in Krystallen und krystallinischen Körnern in einer Hauptmasse sitzenden Mineralien früher gebildet gewesen sein möchten, als die Hauptmasse. Der Verfasser ist anderer Ansicht; „dagegen führe ich" — so sagte er — „Argumente auf, welche beweisen, dass die porphyrartig eingestreut vorkommenden Mineralien, mit geringer Ausnahme, neuerer Entstehung sein müssen, als die Hauptmasse in der sie schwimmen. Dass es, jedoch nur in einzelnen, seltenen Fällen anders gekommen sein könne, dafür lassen sich folgende Beobachtungen anführen: Darwin sah in dem Granit der kanarischen Inseln, Nöggerath im Trachyt zerbrochene Krystalle, auch von Credner sind dergleichen im Granit beobachtet worden. Es ist allerdings das Zerbrochensein ein Umstand, welcher dafür zu sprechen scheint, dass Felsit in diesen Fällen früher gebildet und erstarrt gewesen sei, als die ihn umgebende Masse. Uebrigens dürfte die Zeitdifferenz, in welcher die eine Matrix und die anderen Körper einiger Porphyre fest geworden, zuweilen eine sehr kleine gewesen sein." (Wir erlauben uns nur aus unserer heimathlichen Gegend dem Verfasser noch einige Beispiele von zerbrochenen Krystallen anzuführen, welche wir zu beobachten Gelegenheit hatten: Augit im Dolerit des

Kaiserstuhls, glasiger Feldspath im Phonolith des Hegaus, Broncit im Serpentin von Todtmoos, Glimmer-Tafeln im Granit von Heidelberg.)

Als ersten Beweis für seine Behauptung stellt Herr Breithaupt die Thatsache auf, dass es Krystalle gibt, welche Kerne derjenigen Massen einschliessen, in welcher sie schwimmen. Der Kern eines Krystalls muss früher vorhanden gewesen sein, als sein letzter Umriss, es lässt sich die Richtigkeit dieses Grundes daher nicht bestreiten. Unter den sehr interessanten Beispielen, welche aufgezählt werden, sind: Bitterspath-Rhomboeder im Tyroler Talkschiefer, welche Talk-Blätter einschliessen; Leucit-Krystalle in der alten Lava des Vesuv, die Lava-Brocken umhüllen; die bekannten Feldspath-Zwillinge von Elbogen in Böhmen enthalten Granit-Kerne, die zierlichen Eisenkies-Dodekneder von Osterrode am Harz umgeben Kerne desselben Gypses, worin sie liegen. — Manche Pseudomorphosen müssen hier ausgenommen werden, so jene vom Rothenberge bei Schwarzenberg in Sachsen; hier war zuerst Flussspath vorhanden, von dem auch jetzt keine Spur mehr zu finden ist; darüber bildete sich Roth-Eisenerz, der Flussspath verschwand ganz, der Quarz legte sich in dessen Räume, und das jüngste Gebilde erscheint nun als Kern, das ältere als Hülle.

Zweiter Beweis: man findet in Alluvionen, so wie in tertiären und Flötzgebirgen Krystalle, welche wegen ihrer Scharfkantigkeit nicht als Gerölle an ihre Fundorte gekommen sein können, sondern sich daselbst erzeugt haben müssen. Im Thon von Löthhain bei Meissen kamen früher scharf auskrystallisirte, wohlerhaltene Eisenkies-Krystalle zugleich mit abgerundeten Quarz-Geröllen vor. Die Eisenkies-Krystalle — so schliesst der Verf. mit Recht — mussten, wenn sie an die Stellen ihrer Fundstätten, wie der Quarz, hingeschwemmt worden wären, noch weit mehr abgerundet sein, als der viel härtere Quarz. Uebrigens bietet auch der Eisenkies selbst den Beweis für seine Entstehung an Ort und Stelle. Er enthält nämlich häufig einen Kern von Kohle: diese hat reducirend gewirkt, und schwefelsaures Eisenoxyd und Eisenoxydul dürften in dem Thon vorhanden gewesen sein. Es steht diese Eisenkies-Bildung mit Kernen von Kohle nicht isolirt da, man hat sie vielfach in Alluvial-Thonen beobachtet, so bei Grossalmerode in Kurhessen, bei Skoplau unfern Kolditz in Sachsen, im Staate Alabama in Nord-Amerika, u. s. w. — Die porphyrisirende Bildung des Eisenkieses geht — wie nachgewiesen wird — fast ohne Unterbrechung bis in die ältesten Gebirgsglieder; wir treffen das Mineral im Liasmergel von Krauthausen bei Eisenach, zu Boll in Würtemberg, im Keuper von Vlotho und Minden, im Plänerkalk von

Teplitz, im Kohlenschiefer von Potschappel und Koschitz bei Dresden, im Thonschiefer zu Schwarza in Thüringen und an vielen anderen Orten, ferner im Chloritschiefer von Hartmannsdorf bei Hof in Baiern, von Falun in Schweden, im Talkschiefer vom St. Gotthardt, u. s. w. Selbst in körnigen, eruptiven Gebirgsarten fehlen die nämlichen Erscheinungen nicht; Beispiele bieten der Granit von Kirchberg und Saubersdorf im Vogtlande, der Syenit von Zschitschewig unfern Meissen, der Porphyr von Freiberg und so manche Diorite. Aber andererseits ist die sogenannte porphyrisirende Bildung nicht auf den Eisenkies allein beschränkt; Gyps kommt in äusserst wohlgebildeten Krystallen an mehreren Orten in Alluvial-Thonen vor, so z. B. zu Klein-Fahner im Gothaischen, zu Tschermig bei Saatz und bei Kolosoruk in Böhmen, im Kimmeridger Thon bei Cambridge in England, zu Roccoaro in Oberitalien, am Monte Castellini in Toscana, u. s. w. [Besonders schön findet sich das Mineral in einem Thon-Gebilde bei Parsborough in Nova Scotia.] Auch Quarz wird auf solche Weise getroffen; der Mergel von Pösneck in Thüringen umschliesst zahlreiche Quarz-Krystalle; bekannt sind die Rauchquarze von Oeschelbronn bei Pforzheim, die in einem Mergel des Muschelkalkes liegen. Im Gyps von Gräfentonna in Thüringen und von St. Jago di Competalla in Spanien tritt gleichfalls Quarz in Krystallen auf.

Als dritten Beweis für seine Ansicht führt der Verfasser an, dass oft ein Mineral, welches porphyrartig in einem andern (als Hauptmasse dienenden) Minerale liegt, in Drusen auf demselben aufsitzend vorkommt. Eine Reihe von Beispielen wird aufgezählt. Im Chloritschiefer im Zillerthal liegt Talk in dünnen Tafeln, füllt ausserdem auch Gangklüfte aus; im Porphyr von Scharfenstein bei Zschopau in Sachsen liegt Epidot porphyrartig inne, durchzieht aber auch in Gängen denselben Porphyr. Zinnerz, Beryll, Columbit liegen im Granit oder Greisen porphyrartig inne, sitzen indess in Drusen und Gängen dieser Gebirgsarten wieder auf den Gemengtheilen derselben auf.

Vierter Beweis: einige Mineralien, die porphyrartig vorkommen sind unzweifelhaft Producte der chemischen Zersetzung derjenigen Masse, in der sie sich finden und folglich jünger als diese. In der Braunkohle von Artern in Thüringen wird Honigstein und Schwefel in einzelnen Krystallen getroffen, ersterer auf gleiche Weise bei Luschitz unfern Bilin in Böhmen; u. s. w.

Fünfter Beweis: Es treten in einer älteren Gebirgsart nur da gewisse Mineralien als porphyrartige Einmengungen auf, wo man einen Contact-Rayon mit einer jüngeren Gebirgsart nachweisen kann. Der Ver-

fasser berührt hier nur kurz die sogenannten Contact-Producte, welche unstreitig eine grössere Beachtung verdienen, als man solchen bisher gewidmet hat. So wurde mit vieler Sicherheit nachgewiesen, dass Disthen und Staurolith im älteren Schiefergebirge sich hauptsächlich da zeigen, wo letzteres mit einer neueren eruptiven Felsart (Granit) in Berührung tritt; der bekannte Chiastolith von Gefrees in Baiern findet sich im Thonschiefer dicht an der Granit-Grenze, Andalusit im Glimmerschiefer unter gleichen Umständen. [Wir können nicht umhin, hier des interessanten Vorkommens von Augit-Krystallen in Thonschiefer in Schlesien, der von Augit-Porphyr durchbrochen wurde, zu gedenken.]

In dem sechsten Beweise bezieht sich der Verfasser auf die schon oben von ihm gemachte Bemerkung, dass bei ein und derselben Mineral-Species die unkrystallinische Varietät zuerst, die mitvorkommende krystallinische Varietät zuletzt gebildet worden. Viele Porphyre sind z. B. ein Gemenge von dichtem Felsit, Feldstein, als Hauptmasse, mit Krystallen des spaltbaren Felsit; bei manchen porphyrartigen Graniten dürfte in der Grundmasse Albit vorhanden sein, die ausgesonderten Krystalle aber aus gemeinem Feldspath bestehen. Der Verfasser sieht auch hier keinen Grund, bestreiten zu wollen, dass letzteres Mineral das jüngste Glied sei.

Die Concretions- und Knollen-Bildung wird gleichfalls einer kurzen Betrachtung unterworfen. Ohne Zweifel ist die Entstehung von Kugeln oder Knollen in Mineralien, oder in gemengten Gebirgsarten der Bildung von Krystallen in Porphyren gleich. Ein denkwürdiges Beispiel bietet die Kugel-Bildung der Kupferlasur von Miedrzana Gora in Polen; eingewachsen in Mergel und Sandstein sind die rundlichen Massen äusserlich rauh, innen aber häufig hohl und mit Krystallen besetzt. Auch die kugeligen Zusammenhäufungen der Kupferlasur im Mergel von Chessy bei Lyon zeigen ähnliche Verhältnisse. Die wohlbekannten Oolith- oder Rogenstein-Bildungen dürften gleichfalls hierher gehören. — Der Olivin ist weit öfter in Knollen- und Kugel-Formen, als porphyrartig in isolirten Krystallen in Basalten enthalten; wir treffen jene auch im Basalt-Tuff wieder an, und da sie ihrer lockeren körnigen Zusammensetzung wegen leicht zertrümmert werden können, so müssen wir sie um so eher für neugebildet im Basalt und im Tuff ansehen, zumal da neben den grossen Kugeln gewöhnlich keine Körner oder eckige Bruchstücke zu finden sind. — Indessen gibt es auch Knollen und kugelförmige Einschlüsse (zum Theil krystallinisch), welche älter sind als ihre Hülle. Hierher gehört, nach des Verfassers Ansicht, ein Theil der Achat-Kugeln. Es ist hier nicht von jenen die Rede, wo die Ausfüllung in schon vor-

handen gewesene, durch Gas-Entwickelung entstandene Blasenräume vermittelst ruhiger Infiltration kieseliger Flüssigkeit entstanden, sondern von den so characteristischen Porphyr-Kugeln mit rauher, höckeriger Oberfläche, welche die mannigfaltigsten Kieselfossilien umschliessen. „Bei der ersten Art waren die Blasenräume anfangs schon geboten. Bei der zweiten finden sich zwar auch mitunter Drusenräume im Innern vor, diese sind aber wohl erst durch Zusammenziehung opalartiger Substanz, ähnlich wie bei den Septarien, entstanden und an ihnen zeigt sich nicht selten äusserlich noch ein Ring; bei ihnen ist mithin, wenn ein Luftraum darin vorkommt, dieser zuletzt entstanden. Die erstere Art möge mit dem Namen Blasenraum-Achatkugeln näher bezeichnet werden und ihre Betrachtung folgt weiter unten; dagegen wollen wir die zweite Art Porphyr-Achatkugeln nennen.“ Die bekannten Kugeln im Porphyr des Thüringer Waldes, die gleichfalls eine warzige Oberfläche haben, sieht Credner als eine besondere Structur des Porphyrs an. Zusammenziehung und Rundung der kieseligen Substanz ist jedoch hier auch erfolgt, und als letzte Gebilde erscheinen Amethyst, Eisenglanz, manchmal Barytspath. — Zuletzt ist von Einflüssen die Rede, welche älter sind als ihre Hülle, in porphyrähnlichen Gemengen. Jedem Mineralogen sind wohl die zerbrochenen und durch Quarz-Masse wieder verkitteten Krystalle von Turmalin, Epidot und Beryll nicht fremd, die an verschiedenen Orten beobachtet wurden. Endlich gibt der Verfasser noch eine recht lehrreiche Uebersicht der porphyrartigen Gebilde in tabellarischer Form.

Der uns zugemessene Raum gestattet nicht, bei allen einzelnen Abschnitten zu verweilen; wir gehen dessbalb sogleich zu dem vierten über, in welchem die Kalkstöcke abgehandelt werden. Unstreitig ist es eine merkwürdige Erscheinung, dass man in gewissen Kalk-Gebilden, deren eruptive, gangartige Natur ausser allem Zweifel liegt, eine Anzahl von Mineralien, meist aus Silikaten und Aluminaten bestehend, in den verschiedensten Gegenden trifft, während sonst diese Substanzen den anderen, so weit verbreiteten Kalksteinen sedimentärer Bildung gänzlich fremd sind. Unter den besonders wichtigen Localitäten nennen wir Wünschendorf, Lengefeld, Boden bei Marienfeld im Erzgebirge, Miltiz bei Meissen, Tharand; Wunsiedel; die Gegend von Auerbach an der Bergstrasse, dann von fernländischen Gegenden die berühmten Kalkstein-Brüche von Pargas in Finland, von New-Jersey und New-York. Herr Breithaupt glaubt an eine ziemlich gleichzeitige Entstehung der Mineralkörper; der ganze Raum eines solchen Kalkstockes war mit einem Male erfüllt, und

die ausfüllende Masse ein Chaos, aus welchem die Substanzen nach und nach sich ausschieden. Zu den, in solchen Kalksteinen besonders häufigen, und fast allenthalben nachgewiesenen Mineralien gehören namentlich Granat, Idokras, Wernerit, Wollastonit, Apatit, Flussspath, Hornblende, Titanit, Magnetkies, Graphit u. s. w. Die verhältnissmässige Seltenheit des Quarzes dürfte aus dem Vorwalten der Kalkerde und Magnesia in den Massen erklärt werden, denn die Kieselsäure fand hier in diesen Erden solche Basen vor, an die sie sich gern bindet und schied sich desshalb weniger als Quarz aus.

Im fünften Abschnitt ist die Rede von der Ausfüllung in Blasenräumen. Entwickelungen von Gasen gelten bekanntlich als Hauptursache des Entstehens von Blasen; indess scheint es, dass viele Blasenräume nicht bei der ersten Entstehung der Gebirgsarten hervorgingen, so z. B. durch Auswitterung eingeschlossen gewesener rundlicher Körper. Während bei den Achat-Kugeln die Infiltrations-Stellen nie fehlen, manchmal sogar mehrere nachweisbar sind, hat der Verfasser solche an Blasenräumen, die mit Zeolithen, Barytspath, Kalkspath, Prehnit oder mit gediegenem Kupfer ausgefüllt sind, niemals wahrgenommen, was demnach auf eine andere Art der Ausfüllung hindeutet; die Stoffe zu den Mineralien liefen nicht in die Blasen, sondern sie schwitzten gleichsam bei der Auslaugung des Gesteins in dieselben hinein. Es werden hier auf zahlreiche Beispiele des Zusammenvorkommens und der Reihenfolge von Mineralien in Blasenräumen angeführt.

Der letzte Abschnitt behandelt mit besonderer Liebe die wichtigsten Gegenstände in vorliegender Schrift: die Paragenesis der Mineralien auf Gängen. Wir wollen hier nicht bei der in so vielen Lehrbüchern der Geognosie berührten Form und Entstehung der Gangräume verweilen; über die Ursachen der Gangausfüllung sind wir, namentlich durch Freiberger Geologen (v. Herder, v. Beust und Weissenbach) unterrichtet worden, dass vier verschiedene Arten aller Wahrscheinlichkeit nach stattgefunden haben. Von geringer Bedeutung ist die Kongenerations-Theorie, nach welcher die Gänge gleichzeitig, oder fast gleichzeitig mit der Gebirgsart, in welcher sie aufsetzen, entstanden sind, wichtiger hingegen die Lateral-Secretions-Theorie, welche annimmt, dass Stoffe zu Mineralien aus dem Nebengestein in die Gänge eingewandert sind. Bekanntlich verhalten sich Gänge, welche verschiedene Gebirgsarten durchschneiden, auch in diesen Nebengesteinen verschieden. Wir werden hiedurch auf die sogenannte Veredlungsursache der Gänge geführt; so zeigen sich — um hier nur einiger Beispiele zu

gedenken — auf der Grube „neue Hoffnung Gottes" zu Bärnsdorf bei Freiberg die Gänge am erzführendsten in dem „schwarzen Gebirge" — einem quarzreichen Thonschiefer, während sie in dem Glimmerschiefer arm bleiben. Die berühmten Gänge von Kongsberg besitzen zumal da einen ausserordentlichen Reichthum an Silber, wo sie die sogenannten Fallbänder durchschneiden, d. h. von silberartigen Kiesen durchdrungene Schichten. Dicht an den Gängen noch im Nebengestein, hat man das gediegene Silber sogar in porphyrartig eingewachsenen Rauten-Dodekaedern gefunden, welches wahrscheinlich desshalb diese Form angenommen hat, dass es sich in die durch Zerstörung von Granat-Krystallen entstandenen Räume ablagerte, während ihm auf den Gängen niemals die genannte Form zukommt. Auf ähnliche Weise dürften auch die schönen Pseudomorphosen von Zinnerz aus Cornwall sich gebildet haben, die im Nebengestein der Zinnerz-Gänge getroffen werden. Der Feldspath wurde zu einer Art Thon zerstört, dieser fast ganz ausgewaschen und in die leeren Räume lagerte sich das Zinnerz ab. — Für die Lateral-Secretions-Theorie spricht auch noch der Umstand, dass dieselben Mineralien oft zugleich porphyrartig eingestreut und auf Gängen in Gebirgsarten vorkommen.

Bei der Ascensions-Theorie — zufolge welcher die Gänge durch von unten aufgestiegene Massen erfüllt worden — ist zu unterscheiden: 1) die Ausfüllung auf trockenem Wege, wenn z. B. eine schmelzende oder nur breiartige flüssige Masse aus dem Innern auf einem Gang emporgestiegen, 2) von dem nassen Wege, welcher Quellen-Producte lieferte und von dem 3) Wege der Sublimation. Die Gründe, welche nach des Verfassers Ansicht hauptsächlich für die Ascensions-Theorie sprechen sind folgende: Die Mineralien der Gänge sind meist solche, die — vom chemischen Standpunkte aus betrachtet — nur auf nassem Wege entstanden, dabei aber weder Producte von den Gewässern der Oberfläche sein, noch von den Auslaugungen des Nebengesteins abstammen können. Ferner findet man in den Drusen der Gänge nicht selten gewisse Substanzen nur auf den nach unten gekehrten Krystall-Flächen aufsitzend. (So sitzt z. B. das gediegene Arsenik zu Nagyag in Siebenbürgen nur auf den nach unten gekehrten Flächen des sogenannten Rosenspathes.) Auch werden die Gänge zum grösseren Theil in den Teufen mächtiger und erzführender; von den Saalbändern abgerissene Gesteins-Bruchstücke finden sich höher oben, als die Stellen wo sie losgerissen worden; aus den Gängen sind selbst Körper in das Nebengestein, und oft in beträchtlichen Massen hinausgewan-

dert, welche jenem ganz fremd erscheinen und endlich spricht die so häufige an die Saalbänder lagenweise erfolgte Präcipitation der Gangarten — wodurch das entstanden, was man Gangstructur nennt — für die Abkunft aus der Teufe. — Der Descensions-Theorie — nach welcher die Substanzen von oben eingeführt worden — räumt man heutiges Tages bei weitem nicht mehr den hohen Werth ein, wie ehedem; indess dürfte dieselbe am meisten noch auf gewisse, Phosphorsäure haltige Mineralien angewendet werden, es ist aber dann auch nur die Säure, welche von oben gekommen ist. Wie bekannt findet sich das Grünbleierz (wie so viele andere Phosphate) fast nur in den oberen Teufen der Bleiglanz führenden Gänge. Der Verfasser erzählt, dass dies Mineral im Jahre 1813 auf der Grube „Beihülfe" zu Halsbrück bei Freiberg bis unmittelbar unter dem Rasen in Massen, die mehrere hundert Centner betrugen, vorkam; auf den Gängen von Zschopau lag es ebenfalls auch unter Tage. [Die einst so berühmten Gruben von Badenweiler und Hofsgrund in Baden boten recht treffende Beispiele, wie das Grün-Bleierz aus der Zerstörung des Bleiglanzes hervorgegangen; dieser fand sich nur in den unteren Teufen der Gänge, während jenes in den herrlichsten Krystallen in den oberen Teufen brach. Das kohlensaure Blei von Miess und Przibram in Böhmen, das phosphorsaure auf den Bleiglanz-Gängen zu Holzappel und Daisbach in Nassau, selbst das chromsaure Blei von Beresowsk sind wohl auf ähnliche Weise entstanden. Ebenso dürften manche Kupfererze sich gebildet haben, wie gleichfalls der badische Schwarzwald noch ein treffendes Beispiel gewährt; auf dem durch seine schönen Kupferkies-Krystalle bekannten Kupfererzgang der Grube Herrensegen im Schapbacher Thal setzte Kupferkies das Tiefste des Ganges zusammen, während Kupferlasur und Malachit sich in den oberen Teufen einfanden.]

Wir wollen uns endlich dem zuwenden, was der Verfasser über das Auftreten von Gang-Formationen sagt. Unter Gang-Formationen ist eine kleine Gruppe von in Gängen gewöhnlich zusammenvorkommenden Mineralien zu verstehen, welche in der Art ihrer Vergesellschaftung einen auszeichnenden Character annimmt. „Wem könnte es entgehen — so bemerkt Herr Breithaupt — wie die Miner, welche Kobalt, Nickel, Wismuth und Arsen, oder die welche Blei und Zink, oder die welche Zinn und Scheel enthalten, oder wie Flussspath und Barytspath an so vielen Orten unter gleichen Umständen auftreten." Es folgt nun eine Aufzählung der verschiedenen Gang-Formationen, und zwar nicht allein

der bergmännisch wichtigen, sondern auch solcher, die wissenschaftliches Interesse bieten.

Die Pyroxen-Granat-Pyrit-Blende-Formation gehört zu den ältesten aller Erzgänge, erinnert in vieler Beziehung an die oben berührten Kalkstöcke und trägt deutlich den Character einer eruptiven Gebirgsmasse. Sie ist namentlich in Sachsen sehr verbreitet, zu Breitenbrunn, Johann Georgenstadt, Ehrenfriedersdorf; ferner bei Kupferberg in Böhmen, zu Dognaczka im Banat, zu Pitkaranda am Ladoga-See und in Scandinavien. Die vorherrschenden Mineralien sind: Granat, Augit, Hornblende, Wollastonit, Idokras, Axinit, von Metallen finden sich Eisenkies, Magnetkies, Kupfer- und Arsenikkies, Bleiglanz, Blende u. s. w. Gar häufig waltet bald das eine, bald das andere Mineral sehr vor, wie z. B. zu Breitenbrunn Eisenkies, Arsenikkies und Kupferkies.

Die Titan-Formation kommt in den ältesten Gebirgsarten vor, und ihre wichtigsten Mineralien kehren, mit wenigen Ausnahmen, in allen anderen Formationen nicht wieder — sie dürfte daher auch zu den ältesten gezählt werden. Wir treffen hier Titanit, Rutil, Anatas, Periklin, Adular, Quarz u. a. (Schweiz, Dauphinee, Tyrol.) Im Allgemeinen erscheinen die feldspathigen Substanzen als die ältesten der Formation, Quarz als das jüngste.

Eine der ausgedehntesten Formationen ist die der Zinn- und Scheelerze, sie tritt fast nur im Granit (Greisen), im Gneiss, Glimmerschiefer und Porphyr auf. Auch dieser Formation dürfte demnach ein ziemlich hohes Alter zukommen, und zwar sind die Gänge im Greisen und Porphyr durch Lateral-Secretion, die andern durch Ascension entstanden. Die Haupt-Repräsentanten derselben sind Zinnerz, Wolfram, Scheelit, Molybdänglanz; Quarz pflegt fast nie zu fehlen, Kalkspath stellt sich nur selten ein. Zu den bedeutendsten Fundorten gehören: Ehrenfriedersdorf, Altenberg, Marienberg und Freiberg in Sachsen; Schlackenwald, Graupen; Zinnwald in Böhmen, Cornwall in England, Onon in Sibirien.

Die „edle Quarz-Formatin“ setzt in Sachsen vorzüglich im Glimmerschiefer und im Gneiss auf; sie ist älter als die Porphyr-Gänge, welche — wie durch Hrn. Müller nachgewiesen worden — nicht ohne günstigen Einfluss auf dieselbe waren. Quarz bildet die Hauptgangart, gewöhnlich fest mit dem Nebengestein verwachsen; grosse Erzmassen sind auf den Gängen nie vorgekommen und es wird der Bergbau nur durch die edle Natur, durch den Silber- und Goldgehalt der einbrechenden Erze lohnend. *(Schluss folgt.)*

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Breithaupt, Paragenesis der Mineralien.

(Schluss.)

Antimon-Tellur- und Arsenik-Miner stellen sich häufig ein; das gediegene Gold ist meist neuer Bildung; der Verfasser beobachtete es auf Antimonglanz, Schrifterz, Eisenkies, Braun-Eisenstein, Kalkspath, selbst auf Gyps sitzend; das gediegene Silber erscheint gleichfalls als sehr neu. Es dürfte demnach kaum zu bezweifeln sein, dass die edlen Metalle auf dem Wege der Extraction aus den andern Minern entstanden seien. — Die bedeutendste der Gruben in Sachsen ist die „neue Hoffnung Gottes“ zu Bräunsdorf bei Freiberg, welche sich zugleich durch grosse Mannigfaltigkeit der Mineralien auszeichnet; ferner tritt die Formation zu Niclasberg bei Teplitz auf, wo man schöne Sphärengesteine bildende Bruchstücke des Nebengesteins, silberhaltigen Misspickel, gediegenes Arsenik, Antimonsilberblende, Arseniksilberblende, gediegenes Silber kennt. Endlich dürften noch hierher gehören Eule bei Prag und die Gänge Siebenbürgens, welche Quarz mit Gold- und Silberhaltigen Tellur-Minern und selbst mitunter gediegenes Gold führen.

In naher Beziehung mit der vorigen steht die pyritische Blei- und Zink-Formation, auch die der kiesigen groben Geschicke genannt, unterscheidet sich jedoch durch die beträchtlichen Massen von Bleiglanz, Eisen- und Arsenikkies, Blende, Kupfer- und Magnetkies, durchsetzt überdies die Porphyre. Sie ist unstreitig für den Freiberger Bergbau die wichtigste, denn das Silber wird meistens aus dem Bleiglanz gewonnen. Wir stossen hier auf die seltsame Erscheinung, welche der Bergmann mit dem Namen „eiserner Hut“ bezeichnet hat. Man machte nämlich die Erfahrung, dass sich die Eisenerze auf Gängen oft nur in oberen Teufen und im Ausgehenden am Tage finden; werden aber diese Gänge in grösserer Teufe aufgeschlossen, so traf man auch Miner von Metallen, die werthvoller als das Eisen sind. Es ist sogar historisch erwiesen, dass Eisenstein-Bergbau auf Bergbau von Silber, Blei, Kobalt, Kupfer u. s. w. geführt hat, und noch gilt in gewissen Gegenden Deutschlands der alte Spruch:

„Der Gang hat einen eisernen Hut,
Und thut drum in der Teufe gut.“

Auch gibt es noch Braun-Eisenerze, die sich durch einen nutzbaren Silber-Gehalt bemerklich gemacht haben; sie heissen in Deutschland edle Bräunen oder Gilben, in Mexico Pacos. — Die Formation ist in Sachsen zumal im Freiberger Revier verbreitet, bei Clausthal am Harz, in Ungarn und Siebenbürgen; ferner in Irland (Waterford) Türkei (Maden bei Salonichi) Griechenland (Laurion in Morea) und Marmato in Columbien.

Klinoëdritische Blei- und Zink-Formation. Unter Klinoëdrit versteht der Verf. ein mineralogisches Genus in der Ordnung der Glanze, welche das krystallisirte Weissgültigerz, das Schwarzgültigerz, das Schwarzerz, die mannigfachen Fahlerze, den Tenantit, die Kupferblende, den Zinnkupferglanz und Zinnkies in sich begreift. Die Formation war früher in Freiberg auch unter dem Namen edle Braunspath-Formation bekannt; sie erscheint besonders ausgezeichnet auf den Gruben von Freiberg, zu Clausthal im Harz, zu Przibram in Böhmen und im Reussischen Vogtlande.

Die Eisenspath-Formation ist eine ziemlich verbreitete, ein grosser Theil anderer Eisenerz-Gänge ist einzig aus Zersetzung des kohlensauren Eisens hervorgegangen. So finden sich, ausser dem gewöhnlichen Braun-Eisenstein noch Nadeleisenerz, Lepidokrokit, Roth-Eisenstein, Eisenglanz, Wad, Psilomelan, Pyrolusit, u. s. w.; als häufiger, nicht metallischer Begleiter muss namentlich Barytspath erwähnt werden. Das sächsische und reussische Vogtland, Böhmen, Ungarn haben hauptsächlich solche Gänge aufzuweisen.

Treten die gemeineren, geschwefelten Kupferminer, ohne Bleiglanz und Blende, gewöhnlich aber mit Eisenkies auf, so haben wir die Kupfer-Formation. Vorzugsweise Kupferkies, Bunt-Kupfererz und Kupferglanz sind die Hauptrepräsentanten; gediegenes Kupfer ist dagegen eine Seltenheit. Die Gänge dieser Formation bilden nur selten Drusen, auch bieten die bekannten Reihenfolgen ihrer Mineralien (in Sachsen, Ungarn, Cornwall etc.) wenig Mannigfaltigkeit.

Der einzige Vertreter der Antimon-Formation ist Antimonglanz, sein fast nie fehlender Begleiter Quarz, hie und da stellen sich Antimonblende, Zundererz, Berthierit, Zinkenit und andere seltene Substanzen ein. Der Harz (Pfaffenberg), Ungarn, Siebenbürgen, Frankreich u. s. w. haben schöne Antimonglanz-Gänge aufzuweisen.

Mangan- und Eisen-Formation. Roth- und Braun-Eisenstein pflegen oft mit Manganerzen — Psilomelan, Manganit und Pyrolusit vorzukommen, bei welcher Gelegenheit letztere manchmal in ausgezeichneten Pseudomorphosen erscheinen (wie namentlich in Thüringen). Auch hier spielt Barytspath als Gangart eine Haupt-Rolle.

An wissenschaftlichem Interesse, an technischer Wichtigkeit überbietet die Fluor-Baryt-Formation fast alle anderen. Die ausserordentliche Verbreitung derselben ist wohl bekannt; ein Beispiel bietet das sächsische Erzgebirge, wo — nach den Untersuchungen von H. Müller — 1052 Barytspath-Gänge nachgewiesen wurden. Bald erscheinen beide Mineralien vereinzelt Gänge bildend (namentlich der Barytspath) bald zusammen, was um so auffallender, da sie in ihrer chemischen Beschaffenheit auch nicht die geringste Aehnlichkeit haben. Kalkspath stellt sich, nebst Braunspath, häufig als Begleiter ein. Eine bestimmte Altersfolge zwischen Fluss- und Barytspath dürfte wohl kaum zu ermitteln sein; ersterer muss wohl meistens für das ältere Glied gehalten werden. — Wohl darf man die Frage hier aufwerfen — bemerkt der Verfasser — in welchem Zustande der Schwerspath in die Gänge gekommen sein möge? Berücksichtigen wir, dass derselbe stets von Schwefelmetallen, auch von Arsenmetallen begleitet wird, die nirgends anders als aus der Tiefe eingedrungen sein können, so müssen wir wohl auch annehmen, dass er den gleichen Weg kam; allein gewiss nicht als solcher feuerig flüssig, und die Wasser können ihn bei seiner Schwerlöslichkeit auch nicht emporgetragen haben. Besteht nun höchst wahrscheinlich das Innere der Erde weniger aus einem chaotischen Metallgemische, als vielmehr aus einem Gemenge von vorwaltenden Schwefelmetallen mit etwas Arsenmetallen, so ist es auch höchst wahrscheinlich, dass der Schwerspath als Schwefelbaryum in die Gänge gekommen, dieses hier gleich oxydirt und zu Schwerspath gebildet worden sei.

Die Miner des Kobalts und Nickels finden sich gewöhnlich zusammen — sie bilden die Kobalt- und Nickel-Formationen; Vertreter des ersteren sind gewöhnlich Speisskobalt, Glanzkobalt, des zweiten Kupfernickel, Nickelglanz, begleitet von vielfachen Zersetzungs-Producten, Nickelgrün, Kobaltbeschlag, Kobaltblüthe, und von zahlreichen Gangarten, Barytspath, Fluss- und Braunspath, Kalkspath und Quarz. Der Verfasser unterscheidet dem Alter nach zwei Kobalt-Formationen; die ältere tritt in Chile auf, die zweite zerfällt nochmals in fünf Gruppen, welche wir hier jedoch, ohne den uns vergönnten Raum zu überschreiten, nicht aufzählen können.

Die barytische Blei- und Zinkformation besteht vorzugsweise aus Bleiglanz (mit kohlensaurem und phosphorsaurem Bleierz) und aus Blende, gewöhnlich von Barytspath und Flussspath begleitet. Zu den besonders interessanten Zersetzungs-Producten des Bleiglanzes gehören hier die molybdänsauren Bleierze. Sachsen, Baden, Derbyshire bieten treffende Beispiele.

Bisweilen findet sich Buntkupfererz mit Kupferkies und auch mit Kupferglanz in beträchtlichen Massen auf Barytspath-Gängen ein — es bildet sich demnach eine barytische Kupfer-Formation. (Lauterberg am Harz.)

Formation der edlen Geschicke oder Silber-Formation. Noch häufiger und characteristischer treten hier Silbererze zusammen auf, als in der edlen Quarz-Formation. Die gewöhnlichen Silbererze sind: Silber, Silberglanz, Sprödglaserz, Rothgültigerz; seltener sind Silberkupferglanz, Schilfglaserz, Sternbergit u. s. w. Häufiger zeigt sich als Begleiter gediegenes Arsenik und Leberkies; die Formation ist ziemlich verbreitet, zu den besonders wichtigen Orten gehören: Freiberg, Joachimsthal in Böhmen, Clausthal am Harz, Wittichen in Baden, Schemnitz in Ungarn, Copiapo in Chile, Potosi in Peru.

In gleichem Verhältnisse, wie Kobalt und Nickel zum Barytspath steht auch Zinnober. Die barytische Merkur-Formation kommt höchst ausgezeichnet im rheinischen Kohlensandstein-Gebirge vor — Quecksilber-Hornerz, gediegenes Quecksilber, Zinnober, Eisenspath, Braun- und Roth-Eisenstein, Barytspath, Kalkspath verdienen besonders genannt zu werden. Zu Almaden in Spanien soll der Barytspath gleichfalls als Begleiter des Zinnobers nicht fehlen.

Es ist eine bekannte und merkwürdige Thatsache, dass sich mehrere Zeolithe auf Erzgängen finden, dort gleichsam eine eigene Periode ausmachen, indem sie jünger als die übrigen Gangarten eingetreten sind; der Verfasser glaubte sich desshalb zur Annahme einer Zeolith-Formation berechtigt. — Beispiele bieten: Andreasberg am Harz, Kongsberg in Norwegen, Gustavsberg in Schweden, Poullaouen in der Bretagne, Dumbarton in Schottland.

Ein Theil der Phosphate (Apatit und noch manche andere ausgenommen), wie namentlich die Uranite, und die phosphorsauren Kupferoxydhydrate gehören zu den jüngsten Gang-Gebilden, die nie in grossen Teufen getroffen werden; sie bilden die Phosphat-Formation. Mehrere, z. B. Vivianit, dürften sich noch jezt erzeugen.

Mit einigen allgemeinen Betrachtungen schliesst Herr Breithaupt

sein lehrreiches Werk, das gewiss von jedem Mineralogen, Chemiker und Bergmann mit ungetheilter Aufmerksamkeit gelesen werden wird, und wir können mit Bestimmtheit versichern, dass die Absicht, welche der würdige Verfasser in seinem kurzen Vorworte ausspricht, ihren Zweck erreicht. „Durch dies Werk soll nicht allein das Interesse mehrerer unter sich verwandter Doctrinen gefördert werden, es wird auch wohl dadurch die schwierige Aufgabe des Naturforschers mit gelösst werden, seine Wissenschaft populär zu machen. — Dem Geognosten wird die Mineralien-Welt zwar nur im Kleinen, aber doch in mehrfacher Verbindung mit dem grossen Ganzen seines Gebietes von einer Seite her aufgeschlossen, die bis jetzt wohl zu wenig Beleuchtung erfuhr."

G. Leonhard.

Die deutschen Volksbücher von Johann Faust, dem Schwarzkünstler und Christoph Wagner, dem Famulus, nach Ursprung, Verbreitung, Inhalt, Bedeutung und Bearbeitung, von Karl Alex. Freiherr von Reichlin-Meldegg, ordentlichem, öffentlichem Professor der Philosophie an der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg. Erstes Bändchen XIX S. und 196 S. Zweites Bändchen, 308 S. Drittes Bändchen, 306 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Der Schatzgräber in den literarischen Seltenheiten des Mittelalters, herausgegeben von J. Scheible, Band 6 bis 8. Stuttgart, Scheible'sche Verlagshandlung, 1848. Ladenpreis 2 fl. 24 kr.

Zweiter Artikel.

Der Unterzeichnete hat in einer Anzeige der Literatur zur Faust- und Wagnersage in Nr. 44 der Heidelberger Jahrbücher vom vorigen Jahre, S. 702—708, auf diese seine deutschen Volksbücher aufmerksam gemacht. Er würde schwerlich noch einmal denselben Gegenstand zur Sprache bringen, wenn ihn hiezu nicht eine anonyme Recension derselben in Dr. Gersdorf's Repertorium Bd. III, Heft 5 dieses Jahres, S. 278—281 nöthigte, dasjenige hier ausführlicher anzudeuten, was in seinem Buche, einem Werke jahrelanger Quellenforschung, zu finden ist.

Der ungenannte Verfasser dieser Recension sucht sich den Schein der Unparteilichkeit dadurch zu geben, dass er Einzelnes an dem Werke lobt. Er nennt die von mir mitgetheilten „Drucke der Volksbücher von Faust und Wagner, aus den Jahren 1588 und 1593,

allerdings interessant" (S. 279). Er versichert, dass das „erste Bändchen meines Werkes in seinem ersten Abschnitte eine ganz gute Uebersicht über den Glauben an Teufel und Zauber bis in die Zeit der Reformation enthalte" (ebend.), und dass auch „meine Bemerkungen über die antipapistische Tendenz der Faustsage gut" seien (ebend.).

Nichts desto weniger geht der Recens. offenbar darauf aus, nicht etwa nur einzelne Ausstellungen an dem Werke des Unterzeichneten zu machen, welche dieser, wenn begründet, gerne dankbar annehmen würde, sondern über ein unter langer, mühsamer Quellenforschung entstandenes Werk in allgemeinen Sätzen ohne jede nähere Begründung abzuurtheilen, so dass, wenn man nicht einige Citate aus meinen Volksbüchern in jener Anzeige fände, unwillkürlich die Meinung entstehen könnte, die Recension sei in der jetzt bei Manchen beliebten Art entstanden, Bücher, die man nicht gelesen hat, nach Umständen und Laune günstig oder ungünstig anzuzeigen, indem man oft, ohne sich mit dem Inhalte völlig vertraut zu machen, aus der Vorrede und dem Inhaltsregister eine Recension zusammenstoppelt.

Wäre die Anzahl der gründlichen Kenner der Quellen der Faust- und Wagnersage nicht des speciellen Stoffes wegen so beschränkt, wären die Zeitumstände der Verbreitung eines sich mit solchem detaillirten Stoffe beschäftigenden Buches nicht höchst ungünstig, und wäre endlich die anonyme Recension nicht in einem so geschätzten Literaturblatte erschienen, sie wäre unbeachtet und unbeantwortet an mir vorübergegangen.

Der Rec. versichert zuerst im Allgemeinen ohne jede nähere Begründung, dass die Arbeiten von Sommer, Düntzer, Zacher und Fr. Notter, welche sich sämmtlich nur auf einige Bogen Andeutungen beschränken und allerdings viel Verdienstliches zur Aufhellung der Faustsage beigetragen haben, „schon ungefähr alle die Resultate enthalten, die aus den bis jetzt bekannten Quellen zu gewinnen waren." — „Durch eine genauere Unterscheidung, führt der Rec. fort, der verschiedenen Elemente und Tendenzen der in dem Volksbuche vorliegenden Sage würde aber immerhin in Verbindung mit den den ältern Faust betreffenden Zeugnissen ihre Geschichte sich noch klarer und bestimmter entwickeln lassen, als es bisher geschehen; denn keineswegs sind die Untersuchungen, die von Sommer allein ausgenommen, von dem Standpunkte der Sagenkritik und Sagenkunde ausgeführt, der innerhalb der deutschen, oder, wenn man will, der altdeutschen Philologie gefordert wird. Allein materiell wird nach einer so fleissigen, umsichtigen und gelehrten Arbeit, wie die Dr. Düntzer's,

immer nicht viel Neues zu Tage gefördert werden können. Die Hoffnung auf die Auffindung neuer Quellen und Zeugnisse darf man indess noch nicht aufgeben und darum auch nicht die weitere Nachforschung unterlassen. Zacher machte auf den Bruder Rausch aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufmerksam. Düntzer bemühte sich bis jetzt vergebens um die 1492 gedruckte Geschichte „von Lucifer's und seiner Gesellschaft Fall" u. s. w. „Neue wichtige Quellen standen aber dem Herrn von Reichlin-Meldegg nicht zu Gebote."

Wir wollen hier nicht weiter den Widerspruch herausheben, in den der Verfasser der Recension durch die hier angeführten, allgemeinen Bemerkungen mit sich selbst geräth, wenn die bisherigen Arbeiten über Faust „schon ungefähr alle Resultate enthalten sollen, die aus den bis jetzt bekannten Quellen zu gewinnen waren" und in denselben dennoch „die verschiedenen Elemente und Tendenzen der im Volksbuche vorliegenden Sage genauer unterschieden", „klarer und bestimmter entwickelt" werden sollten, und eine „einzige ausgenommen" nicht von dem innerhalb der altdeutschen Philologie geforderten Standpunkte der Sagenkritik und Sagenkunde angestellt worden sind." Sollten sich durch ein Buch, das alle die an den bisherigen Arbeiten über Faust von dem Rec. gerügten Mängel nicht hätte, keine neuen Resultate über Faust und seine Sage gewinnen lassen? Lässt sich mit einer solchen Ausstellung von Mängeln die Behauptung des Rec. vereinigen, dass „ungefähr (?) alle Resultate gewonnen sind, die zu gewinnen waren?"

Unter dem „Materiell Neuen", was nach Dr. Düntzer's Arbeit nicht mehr zu gewinnen ist, versteht aber der Rec. nach dem Zusammenhange neu entdeckte Quellen und neue historische Zeugnisse für Faust und die Faustsage. Er scheint also durch diese Behauptung anzudeuten, als habe Dr. Düntzer neue Quellen und neue historische Zeugnisse über diesen Gegenstand entdeckt. Die allerdings neue und für die Faustsage wichtige Quelle desselben, die auch von dem Unterzeichneten sorgfältig benützt wurde, ist nicht von Dr. Düntzer, sondern von J. Scheible aus Stuttgart entdeckt, und im zweiten Bande seines Klosters (1846) ganz durch den Druck mitgetheilt worden. Herr Dr. Düntzer ist ein zu genauer Kenner der Faustliteratur, als dass er nicht wissen sollte, dass beinahe alle seine historischen Zeugnisse zerstreut in den ältern Arbeiten von Neumann (disquisitio de Fausto), in „Heu-

mann's „gründlicher Nachricht von Dr. Fausten", der gegen den Altdorfer Professor Dürrius (bei Schelhorn amoenit. lit. tom. V. p. 50ff.), welcher die Faustgeschichte als eine Fabel ansah, die historischen Zeugnisse für Faust sammelte, die Ansicht aussprach, dass Faust eine historische Person des 16. Jahrhunderts gewesen sei, und die historischen Zeugnisse des Johannes Wierus, Manlius, Conradus Mucianus Rufus und Trithemius gibt, in Bierling's commentatio de Pyrrhonismo historico, cap. 3, in Philipp Camerarius, operae horarum subcisivarum sive meditationes historicae auctiores, centuria prima, Francof. a. M. typis Egenolphi Emmelii, 1615, S. 313, der selbst die Parallele mit dem böhmischen Zauberer Zyto braucht, in Conr. Sam. Schurzfleischii epistol, select. Wittenb., 1712, S. 424, in Tentzel's „curieuser Bibliothek", des dritten Repositorii erstes Fach, 1706, Frankf. und Leipz. 8, S. 195, am allermeisten aber in der verdienstlichen, neuern Arbeit über Faust, von Stiegliz, dem Aeltern, in Raumer's historischem Taschenbuche (Jahrg. 1834), über welche Dr. Düntzer auf ungerechte Art wegwerfend urtheilt, und die Rec. nicht einmal, so wenig, als die verdienstvolle Untersuchung v. d. Hagen's, erwähnt, sich vorfinden.

Hiermit soll dem gelehrten Herrn Dr. Düntzer kein Vorwurf gemacht werden, noch viel weniger dem tüchtigen Forscher Sommer. Der erstere charakterisirt selbst diese von uns hier angedeuteten Hilfsmittel. Nur muss man nicht ungeschickt, wie unser Rec. thut, den Werth der Düntzer'schen Arbeit in die neu entdeckten Quellen und in die neuen historischen Zeugnisse setzen. Rec. lobt an Herrn Zacher, an dem noch ganz Anderes und Bedeutenderes anzuerkennen ist, dass er auf den Bruder Rausch aufmerksam gemacht habe, auf dessen Zusammenhang mit Faust auch ich in der Vorrede zu meinem Buche hinwies, an Herrn Dr. Düntzer, dass er sich „vergebens bemüht habe", die um 1492 gedruckte „Geschichte von Lucifers und seiner Gesellschaft Fall" aufzufinden. Wenn ein seltenes Buch, das man sich „vergebens" aufzutreiben bemüht, als eine neue Quelle gelten könnte, so könnte auch der Unterzeichnete zu den von ihm gebrauchten, wirklich neuen Quellen, auf die er weiter unten hinweisen wird, noch eine neue hinzufügen, da auch er nach dem Orginaltitel dieses Buch in seinen deutschen Volksbüchern (Bdch. I, S. 122) anführt, und es, wie Dr. Düntzer, an verschiedenen Orten aufzutreiben, leider „vergebens bemüht" war. Doch wozu alle diese allgemeinen Bemerkungen unseres anonymen Recensenten? Sie sollen alle nur auf den Satz hinleiten (S. 279): „Neue wichtige Quellen standen aber

dem Herrn von Reichlin-Meldegg nicht zu Gebot; denn die allerdings interessanten Drucke der Volksbücher von Faust und Wagner, resp. aus den Jahren 1588 und 1593, wird man nicht dazu rechnen.“

Rec. nennt diese Drucke „allerdings interessant“; hat aber beizusetzen vergessen, dass diese Drucke in meinen deutschen Volksbüchern zum erstenmale mitgetheilt worden sind. Er hat beizusetzen vergessen, dass beinahe kein einziger Forscher über die Faustsage die von mir gegebene Ausgabe des Faustbuches vom Jahre 1588, die ein Jahr nach der ältesten bei J. Scheible stehenden erschien, und dennoch bedeutende, erst durch mich bekannt gewordene Abweichungen enthält, auch nur zu Gesichte bekam, und dass ihr vollständiger Inhalt von keinem einzigen Forscher oder Bearbeiter dieses Gegenstandes bis jetzt bekannt gemacht worden ist. Er hat beizusetzen vergessen, dass der von mir mitgetheilte Text der Wagnersage der älteste, erst durch mich bekannt gewordene ist, dass man allgemein die Ausgabe derselben von 1594 bis jetzt für die älteste hielt, und dass selbst J. Scheible nur einen spätern Berlinerabdruck von 1714 gibt, welchem die von ihm ausdrücklich die älteste genannte Ausgabe von 1594 zu Grunde liegt, dass kein Forscher eine ältere Ausgabe kannte, und dass das älteste Wagnerbuch von 1593 von mir zuerst aufgefunden und ganz gegeben worden ist. Er hat zu erwähnen vergessen, dass auch die von uns mitgetheilte, äussert seltene Schrift, Johann Faust's Gaukeltasche, von keinem Andern, auch nur mit Namen, genannt worden ist, und nicht einmal in der doch so ausführlichen J. Scheible'shen Quellensammlung gefunden wird. Er hat endlich zu erwähnen vergessen, dass die von ihm selbst „allerdings interessant“ genannten Drucke von mir kritisch untersucht, mit allen andern Bearbeitungen sorgfältig verglichen und mit einem ununterbrochen fortlaufenden, zum Verständnisse nöthigen Commentare versehen worden sind, woraus sich für jeden Unbefangenen selbst die Wichtigkeit unserer Quellen, deren Neuheit unbestritten ist, ergeben wird.

Schon diese sehr seltenen, für die Faust- und Wagnersage wichtigen Texte mit für das Verständniss nothwendigen Anmerkungen sind also von der Art, dass, abgesehen von allem Andern, was sich in unserm Buche befindet, das Urtheil des Recens. als ein unbegründetes dasteht, nach welchem unsere Arbeit „eine durchaus entbehrliche, den

Leistungen Anderer in mehr, als einer Hinsicht, nachstehende Arbeit ist" (S. 280). Wer solche, nach des Rec. Ausdruck „allerdings interessante" Quellen bietet, welche sich in keinem andern Buche, weder in der J. Scheible'schen Quellensammlung, noch bei irgend einem andern Forscher über die Faustsage finden, gibt dem Publikum gewiss kein „entbehrliches" Buch.

Allein, wenn wir die Ausstellungen des Herrn Rec. weiter beleuchten, so wird sich bald zeigen, dass diese sich in Beziehung nicht nur auf die von mir benutzten Quellen, sondern auch auf die durch meine Forschung gewonnenen Resultate als haltlos herausstellen.

Zuerst enthält nach des Rec. Urtheil das erste Bändchen meiner deutschen Volksbücher „in seinem ersten Abschnitte eine ganz gute Uebersicht über den Glauben an Teufel und Zauber bis in die Zeit der Reformation." Diese Bemerkung wird wohl nicht für die „Entbehrlichkeit" meines Buches sprechen, da sich eine solche bei keiner Untersuchung über die Faustsage findet und gerade von einer solchen Uebersicht zum richtigen Verständnisse der Sage, besonders, wo es sich um die Ansichten der Reformatoren handelt, ausgegangen werden muss. Refer. hat beizusetzen vergessen, dass diese unsere Arbeit aus den Quellen ist, für die Stellung des Protestantismus zur Sage ganz neue Gesichtspunkte bietet, und den nothwendigen Schlüssel zum Verständnisse des antipapistischen Charakters der Faustsage gibt.

„Gut, ungeachtet zu weit gehend, sagt der Recens. von meinem Buche, sind dann die Bemerkungen über die antipapistische Tendenz der Faustsage." Auch der Umstand, dass die Bemerkungen „gut" sind, wird nicht für die „Entbehrlichkeit" des Buches geltend gemacht werden können. Aber vielleicht der, dass sie „zu weit gehen"? Wir möchten vorerst den Rec. fragen, da er nicht eine leise Andeutung hierüber gibt, „wie weit" denn diese Bemerkungen gehen dürfen, um ihm ganz zu gefallen? Vielleicht soll der Beleg dazu in dem Satze liegen, dass „etwas wesentlich Neues oder Tieferes, wodurch die Geschichte und Auffassung der Sage in ein helleres Licht gerückt würde, sich in der ganzen, weitschweifigen, oft sich wiederholenden Abhandlung nicht finde"? Da unsere neue Behauptung über die Art und Weise der Entstehung der Faustsage bewiesen werden musste, war es nöthig, alle in den ältesten Quellen selbst enthaltenen Zeugnisse für die antipapistische Tendenz der Sage

zu sammeln und zu ordnen; denn eben durch diese kommt die Sage wirklich in ein „neues, helleres Licht." Lächerlich ist es aber, wenn Rec. unmittelbar nach Erwähnung meiner Bemerkungen über den Antiromanismus des Faustbuches von einer Abhandlung spricht, an der er „wesentlich Neues oder Tieferes" vermisst, während er zum Belege dieser unerwiesenen Behauptung die Notiz aus unserm Buche, Bdch. I, S. 112 anführt, dass wir uns auf ein neues historisches Zeugniss für Johann Faust's Aufenthalt in Heidelberg berufen. Dieses Zeugniss kommt in der von dem Rec. zur Sprache gebrachten Abhandlung gar nicht vor, sondern steht drei Paragraphen weiter entfernt (Bdch. I §. 7), in der Abhandlung „über Johann Faust, den Schwarzkünstler." Nirgends aber habe ich dieser allerdings bis jetzt unbekannten Notiz als eines förmlichen historischen Zeugnisses für Faust erwähnt, wenn ich Bdch. I, S. 112 in einer „Note" blos gelegentlich sage, dass nach den ungedrukten actis philosoph. Heidelberg. tom. III, fol. 36, a. ein Johannes Faustus ex Simern am 15. Januar 1509 unter den Baccalaureatis, unter dem Dekanate des Mag. Laurentius Wolff, angeführt werde. Und warum sollte man auf einen solchen, immerhin erwähnenswerthen Umstand, der ganz neu ist, nicht hindeuten dürfen? Der blosse Beisatz „ex Simern" würde nichts dagegen entscheiden. Dieses ist nicht nothwendig der Geburtsort. Faust führt in andern historischen Zeugnissen andere Ortsbeinamen; so z. B. selbst das Prädikat Heidelbergensis, das gerade durch seinen Aufenthalt in Heidelberg einen Sinn erhält. Dass er sich ex Simern schrieb, würde nicht dagegen gewesen seyn, da der sogenannte Faustus junior, dessen Identität mit Johann Faust Rec. mit mir annimmt, sein Unwesen in dieser Gegend, nach unverdächtigen geschichtlichen Zeugnissen in Kreuznach trieb.

Meine neue, von keinem andern Forscher vorgenommene Untersuchung über die Wagnersage und das Wagnerbuch konnte Rec. unmöglich ganz unerwähnt lassen. Er fertigte sie mit der allgemeinen, unerwiesenen Bemerkung ab (S. 279 und 280): „Die Fortbildung, oder vielmehr weitere Nachbildung der Faustsage im Wagnerbuche verdiente eine so ausführliche Behandlung nicht, wie ihr im zweiten Bande zu Theil wird." Warum nicht? Den Grund hat Rec. anzuführen unterlassen. Offenbar sollte man nach dem Zusammenhange der Recension glauben, das ganze zweite Bändchen, das Rec. nur hier zu „einem Bande" macht, beschäftige sich mit Nichts, als der Wagnersage. Dies ist aber unrichtig, da S. 5—92 die spätern Darstellungen der Faustsage in

Deutschland, S. 92—135 die Verbreitung derselben ausserhalb Deutschlands und S. 135—163 die angeblichen Schriften des Schwarzkünstlers Faust behandelt sind, also mehr, als die Hälfte des Bandes, sich mit ganz andern Untersuchungen beschäftigt. Wir wollen hier nur darauf aufmerksam machen, dass von keinem Forscher über die Faustsage selbst nur eine oberflächliche Untersuchung über die sogenannten Faustschriften bis jetzt angestellt wurde, und dass also auch in diesem Bande Neues über Faust gefunden wird. So hat der Unterzeichnete, namentlich was den französischen Faust betrifft, die Ansicht Sommer's widerlegt, dass jener aus der Ausgabe von 1588 entstanden sei, und eigene, etwa originelle französische Zusätze enthalte, und ich darf hier die Worte meiner Vorrede zum ersten Bande S. XIII wiederholen: „Ich habe gezeigt, dass alle Geschichten, welche sich in dem Faustbuche von 1588 nicht finden, dagegen in der französischen Faustgeschichte des Victor Palma Cayet (1598) vorkommen, in dem ältesten Faustbuche von 1587 sind, so dass der Ordnung der Aufschriften und dem wörtlichen Inhalte nach zwischen der ältesten Ausgabe des Faustbuches und der ältesten französischen Geschichte von Faust sich eine durchaus stetige Uebereinstimmung zeigt. Cayets Faust ist eine schlechte, aber wörtliche Uebersetzung des ältesten Faustbuches, wie ich durch die genaueste Vergleichung beider Bücher nachgewiesen habe." Auch auf die polnische Twardowskisage darf ich hinweisen, die von keinem Bearbeiter untersucht worden ist, und viel Interessantes bietet. In der Untersuchung über diese wird man in meinen Volksbüchern Quellen und Ansichten angeführt finden, die von Andern nicht berührt worden sind.

Ebenso ist auch nachgewiesen, dass nach Sommer's fälschlicher Behauptung die Nachricht von Faust's Studium in Krakau nicht ein Zusatz Cayet's aus Wierus sei, sondern, dass sich diese in dem ältesten Faustbuche von 1587 (J. Scheible, Kloster, Bd. II, S. 492) finde. Man vergleiche unsere Untersuchung über den französischen Faust S. 97—107 des zweiten Bändchens, und den zweiten kritischen Anhang zum dritten Bändchen, S. 295—304. Nicht im ganzen zweiten Bande, wie Rec. andeuten will, findet sich also die Abhandlung von Wagner; sondern sie beginnt erst v. S. 163 an. Gerade aber auf diese Untersuchung und das in ihr neu Geleistete hinzuweisen, ist der Unterzeichnete durch die unbegründeten Angriffe des Rec. genöthigt. Kein Forscher über Faust hat sich bisher auch nur

die Mühe genommen, in ihrer an sich schon wichtigen Bedeutung, noch mehr aber in ihrem Zusammenhange mit dem ihr unmittelbar vorausgehenden Faustbuche die Sage von Faust's Famulus, Christoph Wagner, zu untersuchen. J. Scheible war der erste, der einen incorrecten Berliner Abdruck von 1714 im dritten Bande seines Klosters gab, und, wie alle andern bisherigen Forscher, keine ältere Ausgabe des Wagnerbuches kennt, als die vom Jahre 1594. Es gelang mir, die älteste, bisher völlig unbekannte Ausgabe von 1593 aufzufinden (Bndch. II, S. 181). Ich theile nicht nur diese, die Rec. (279) selbst einen „allerdings interessanten Druck" nennt, im zweiten Bändchen mit (181—271), sondern ich versehe sie, da dieses zum Verständnisse durchaus nöthig ist, mit einem Commentare (ebend.). Ich behandle ganz besonders den Christoph Wagner (S. 163—169), untersuche zum erstenmale Ursprung, Charakter und Zeit der sich auf ihn beziehenden Sage (S. 169—181), und behandle noch ausserdem in demselben Bändchen die Verbreitung der Wagnersage und die spätere Nachahmung der Faust- und Wagnergeschichte. Sollen diese ganz neuen Untersuchungen, über die Rec. obenhin geht, etwa auch beweisen, dass diese Sage keine so ausführliche Behandlung verdiente? Die Wagnersage ist an und für sich wichtig, da sie, was sich nirgends in den Faustbüchern findet, das ganze System der damaligen Magie ausführlich behandelt, den Schauplatz der Thaten Wagner's auf das in der Faustgeschichte nirgends auch nur erwähnte Amerika mit eigener Schilderung dortiger Sitten und Gebräuche führt, viele ganz neue und originelle Abenteuer Wagner's enthält, und zum erstenmale den Bloksberg als Zauberschauplatz dieser Sagen anführt. Sie ist aber uns vorzüglich desshalb so bedeutend, weil man in allen ihren Theilen die Nachbildung der Faustlegende auf eine so evidente und belehrende Weise darthun kann, und weil sie so die Brücke zwischen der Faustsage und den spätern ähnlichen Zaubergeschichten bildet.

Für die „Entbehrlichkeit" unseres Buches soll doch nicht die weitere Bemerkung des Rec. sprechen, dass „der Marschall von Luxemburg nur entfernt hieher gehöre?" Er gehört also doch „hieher", und wir glauben nachgewiesen zu haben (Bdch. II, S. 303 bis 308), in welchem Zusammenhange diese Sage mit dem Faustbuche steht.

Noch viel weniger wird man für das Entbehrliche meiner Arbeit die Stelle anführen können (S. 280): „Rec. ist ferner mit Herrn v. Reichlin-Meldegg im Gegensatze zu Düntzer über die

Einheit der Person des Georg Sabellicus, Georg Faust und Johann Faust durchaus einverstanden"; aber auch dieser Bemerkung, die uns gegenüber Dr. Düntzer, den Rec. sehr belobt, wenigstens in den Augen des letztern nicht zum Tadel gereichen kann, muss in der Recension beigefügt werden: „Aber der Buchdrucker Johann Fust hätte nach Düntzer's Bemerkungen S. 2 von Herrn v. Reichlin Meldegg, Bdchn. I, 108, nicht wieder in's Spiel gebracht werden sollen." Und warum nicht? Die Zeugnisse bei Düntzer sind rein negativ. Düntzer behauptet, dass man kein gleichzeitiges Zeugniss dafür geltend machen könne, dass man den Buchdrucker Faust für einen Schwarzkünstler gehalten habe. Daraus folgt aber nicht, dass nicht Zeugnisse aufgebracht werden können, dass man später diese Ansicht verbreitete, und zwar noch, ehe der jüngere Faust in Deutschland auftrat. Wir haben Bdch. I, 108 im Gegentheile gezeigt, dass diese Ansicht von dem Buchdrucker Faust als Schwarzkünstler in England die älteste und vorherrschend war. Desshalb hat man ja sogar später den jüngern Faust und den Buchdrucker als Schwarzkünstler in der Sage verwechselt. Dass Johann Faust, der auch nach des Rec. Ansicht, wie nach der meinigen, mit dem sogenannten Georg Faust oder Sabellikus eine und dieselbe Person ist, sich unter vielen andern Charlatansprädikaten auch den Beinamen Faustus junior gab, gewinnt nur durch die Annahme eines ältern Zauberers, Johann Faust, einen rechten Sinn, weil gerade dieser als der ältere Schwarzkünstler in dem Munde des deutschen Volkes lebte. Dieser ist aber kein anderer, als eben der Buchdrucker, der sogar denselben Vornamen führte, von dem man sich also nur durch das junior unterscheiden konnte. Der von Düntzer angeführte Grund, dass der Buchdrucker „Fust" und nicht „Faust" geheissen habe, beweist gar Nichts, da diese altdeutschen Geschlechtsnamen identisch gebraucht wurden, und ein von mir beschriebenes, besonderes Familienwappen führten (Bdchn. I, 99).

Rec. gibt vor allen Arbeiten über Faust der Düntzer'schen den Vorzug, da „materiell nach einer so fleissigen, umsichtigen und gelehrten Arbeit immer nicht viel Neues zu Tage gefördert werden kann."

Rec. hat nirgends in seiner Anzeige unserer Volksbücher auch nur mit einem Worte dieses dem Herrn Dr. Düntzer gespendete Lob begründet, so gerne wir sonst den Fleiss und die Sachkenntniss dieses Gelehrten anerkennen. Aber sonderbar ist eine solche Behauptung, wenn man in derselben Rec. liest, dass der Verf. derselben das angeblich von

Dr. Düntzer gewonnene historische Hauptresultat, dass Georgius Sebellikus, Georg Faust und Johann Faust verschiedene historische Personen gewesen seyen, entschieden verwirft, und mit meiner Ansicht von der Identität dieser drei Personen „durchaus einverstanden ist“ (S. 280). An Gelehrsamkeit und Fleiss kann auch bei solcher Hauptabweichung nicht gezweifelt werden. Aber wo blieb die Umsicht? Von der letztern wollen wir hier nur einige Proben beifügen, wozu wir bei aller Anerkennung der Verdienste des Verf. durch die sich selbst widersprechende Behauptung des Rec. veranlasst wurden. Faust's Aufenthalt in Krakau fertigt Herr Dr. Düntzer mit der kurzen Bemerkung ab: „Indessen kann das ganze Vorgeben des Faust, dass er in Krakau studirt habe, leere Erdichtung gewesen seyn“ (Düntzer, S. 57). Nicht ein Wort wird hier über die Twardowskisage verloren, durch welche erst dieser Aufenthalt sein wahres Licht erhält, wie wir in unsern Volksbüchern nachgewiesen haben. Durch das älteste Volksbuch von Faust das Sommer nicht kannte, widerlegt sich auch des letztern Behauptung als unrichtig, dass „Cayet aus Wier eigenmächtig in dem französischen Faust hinzugesetzt habe, und dass in keinem Volksbuche stehe, Faust habe in Krakau die Magie studirt“ (Vorrede meiner deutschen Volksb. Bdch. I, S. XII). Auch bei der Behandlung des historischen Zeugnisses von Manlius hat mit Recht der historische Kritiker zu erinnern, wie Dr. Düntzer in den Fehler einiger Andern vor ihm verfällt, und geradezu das Zeugniss des Manlius zu einem Zeugnisse Melanchthon's macht. So ist dieses Zeugniss zuerst unter dem Namen des Manlius (Düntzer, S. 46), dann Melanchthon's bei Manlius (47) und endlich Melanchthon's ohne weitere Benennung des Manlius (S. 55) angeführt. Die Gründe dafür, dass die Aeusserung bei Manlius ein wörtliches historisches Zeugniss Melanchthon's sei, sind gewiss nicht stichhaltig, so sehr unser Rec. die „Umsicht“ des Herrn Dr. Düntzer lobt, über welchen Gegenstand er in seiner durchaus nur allgemeinen, ohne Begründung tadelnden und lobenden Anzeige natürlich Nichts erwähnt. Johann Mennel oder Manlius aus Ansbach schrieb die 1562 fertige Schrift: Locorum communium collectanea a Johanne Manlio per multos annos pleraque tum ex lectionibus D. Philippi Melanchthonis, tum ex aliorum doctissimorum virorum relationibus excerpta et nuper in ordinem ab eodem redacta. Schon der Titel des Buches zeigt, dass nicht Alles, was das Buch enthält, von Melanchthon ist, dass Vieles von Andern, ja vielleicht selbst

Manches auch von Manlius stammen kann. Zudem hat Caspar Peucer, Melanchthon's Schwiegersohn, das Buch als ein ungeschickt zusammengestoppeltes, verstümmeltes, von Fehlern und Missverständnissen wimmelndes erklärt. Auch Philipp Camerarius, der die Sache genau wissen konnte, klagt darüber, dass Manlius in seinem Buche ohne jede Begründung Melanchthon zuschreibe, was er vom Hörensagen Anderer habe. Düntzer selbst macht auf diese gewiss wichtigen Gegengründe S. 47 aufmerksam, kann sie aber sicher ebendaselbst damit nicht widerlegen, dass diese beiden gegen Manlius sprechenden, gewichtigen Autoritäten dem Manlius gezürnt hätten, weil er „der Würde Melanchthon's" schadete. Ihre Zeugnisse sind unverdächtig, und neuere tüchtige Forscher haben die Arbeit des Manlius für ungenau und unzuverlässig erklärt. Weil Manlius sagt: „Ego cognovi hominem, Johannem Faustum", ohne unmittelbar vorher Melanchthon's zu erwähnen, in einem aus den verschiedensten Ingredienzien zusammengelesenen Collectaneenbuche, so soll sich dieses „ego" auf Melanchthon beziehen, da er ja aus Melanchthon und Andern Collectaneen zusammentrug. Ich sehe dieses durchaus nicht ein. Hätte Manlius auf ein wichtiges Zeugniss Melanchthon's aufmerksam machen wollen, das sonst gar nirgends vorkommt, wäre für die Erwähnung des Namens Melanchthon nicht die des „ego" passend gewesen, welche letztere sich auch und zwar sehr wahrscheinlich auf den Collectaneenmacher selbst, den Manlius, bezieht, der in einer Zeit lebte, in der er den Faust, der kurz vor 1540 starb, noch persönlich kennen lernen konnte, um mit Gewissheit das „ego cognovi hominem" etc. auszusprechen. Man muss es aber um so mehr auf einen Andern, als Melanchthon, beziehen, als die Sage, Melanchthon habe in seinen Briefen von Faust gesprochen, von allen, die von dieser Sage sprechen, und sie selbst, wie eine Gewissheit anführen, nie mit einem Citate belegt worden ist, eine Manier in der Geschichte, die heut zu Tage immer häufiger wird. Keine einzige Stelle in den jetzt Jedem zur Einsicht offen stehenden Briefen Melanchthon's kann aufgetrieben werden, in der er auch nur leise auf Johann Faust hindeutet. Man wollte, da die Faustsage in feindlicher Tendenz gegen den römischen Katholicismus auftritt, wie ich ausführlich aus den Quellen in meinen deutschen Volksbüchern bewiesen habe, die ersten Reformatoren als Gewährsmänner für die Existenz Faust's anführen.

(Schluss folgt.)

v. Reichlin-Meldegg: Die deutschen Volksbücher.

(Schluss.)

Daher entstand die Nachricht, Melanchthon habe in den Briefen, Luther in den Tischreden, Faust's erwähnt, ungeachtet man das erste nur aus Manlius, das letzte nur aus Widmann beweisen konnte.

Wir treten dem Rec. gewiss nicht zu nahe, wenn wir behaupten, dass er unsere Aufgabe nicht richtig erfasst habe, alle Seiten der Faust- und Wagnersage in einem das Ganze umfassenden Werke zu geben, indem wir nicht nur ältere, unbekannte Texte, den einen, von uns selbst ganz neu aufgefunden, gaben, vollständig erklärten, und kritisch untersuchten, sondern den Ursprung, Inhalt, die Verbreitung der Faustsage in allen Ländern Europas, die ganze Reihe aller ihrer Bearbeitungen und vorzüglich ihre immerwährende Beziehung zu Göthe's Faust in's gehörige Licht setzen wollten. Gerade die genaue Einsicht der übrigen, wenn gleich verdienstlichen Bearbeitungen, die sich auf Andeutungen in einigen Bogen beschränken, hat mich überzeugt, dass erst durch mein Werk eine solche Aufgabe unternommen wurde. Dass ich mich bei den im Vergleiche zu Göthe's Faust keineswegs bedeutenden Faustgedichten Lessing's, Maler Müllers, Klingers u. s. w. nur auf die ästhetische und sachliche Entwicklung des Inhaltes einliess, und allein bei Göthe den Zusammenhang des ganzen Sagenkreises mit seinem Faust nicht nur andeutete, sondern möglichst genau behandelte, weil bis jetzt noch kein Forscher den vollständigen Inhalt beider Sagen auf Göthe's Faust bezogen hat, werden Sachverständige billigen. Doch konnte der Unterzeichnete das Lächeln nicht unterdrücken, als er eine grosse, von dem Rec. aus den Volksbüchern des Unterzeichneten abgeschriebene Stelle über Göthe's Faust als „Probe" lesen musste, „wie Herr v. Reichlin-Meldegg Dichterwerke auffasst" (S. 280). Sie ist für diejenigen berechnet, welche, wie manche Neuere, an Göthemanie leiden, und in dieser den zweiten Theil des Faust über den ersten stellen, und die nur die Recension, nicht aber mein Buch lesen. Ich habe ausführlich im Ganzen und in

den einzelnen Theilen auch dasjenige anerkannt, was im zweiten Theile der Göthe'schen Faustdichtung als gut bezeichnet werden muss; aber auch offen die Fehler dieses Theiles zur Sprache gebracht, für die nur diejenigen unzugänglich sind, die an Göthe Alles gross finden. Wer die ästhetische und sachliche Entwicklung einer Dichtung, wie ich sie in meinen Volksbüchern gegeben habe, beurtheilen will, darf dieses nicht nach einer einzigen, aus dem Zusammenhange gerissenen Stelle thun. Die Stelle des Rec. wird bei denjenigen, welche mein Buch und nicht nur die Recension lesen, ihre Wirkung gänzlich verfehlen. S. 85 des dritten Bändchens sage ich: „Keine der dichterischen Bearbeitungen der Faustsage aber von allen Völkern und Zeiten lässt sich auch nur von Ferne mit dem aus der deutschen Sage von Johann Faust hervorgegangenen Meisterwerke, Göthe's Faust, vergleichen. Göthe schildert uns in seinem Faust sein eigenes Streben, Kämpfen und Irren, das Streben, Kämpfen und Irren der menschlichen Natur. Einzelne Lebensbilder bilden für sich ein Ganzes, und sind zuletzt zu einem grossen Mosaikgemälde verbunden, das uns einen Spiegel des menschlichen Lebens darstellt. Aber noch von einer andern Seite veranlasst die von dem Rec. als „Probe“ angeführte, einzige Stelle gerechten Tadel. Diese ist nämlich nur in einer Note Bdch. I, S. 193, gelegentlich als Anmerkung unter dem Texte gegeben, in welchem Faust's Tod nach der Sage erzählt wird, und durchaus nicht in unserer ästhetischen Entwicklung von Göthe's Faust enthalten. Sie kann, als gelegentliche Notiz in dem Commentare zum Volksbuche gegeben, erst dann recht verstanden werden, wenn man damit das vergleicht, was das III. Bändchen von S. 168 an über Göthe's Faust enthält.

Rec. tadelt ferner S. 280, dass nach meiner Ansicht das „Volkslied von Faust aus der gereimten Bearbeitung des Volksbuches entstanden sei.“ Ich habe den ganzen Faust in Reimen erst durch den zweckmässigen und verdienstlichen Abdruck in J. Scheible's Kloster, Bd. XI (1849) kennen gelernt, was mir nicht zum Vorwurfe gemacht werden kann, da mein Werk früher erschien, und der ganze gereimte Faust vollständig noch nicht bekannt war. Uebrigens ist immer noch die Frage, ob der Faust in Reimen nach dem Titelblatte von 1587, dessen Druck 1588 vollendet wurde, und die reimweise Bearbeitung Faust's von 1588, auf die ich mich beziehe, nicht zwei verschiedene Ausgaben sind. Jedenfalls ist es gewiss, dass gereimte Volksgeschichten, wie eine solche beinahe gleichzeitig mit dem ältesten Volksbuche vorlag, zu spätern Volksliedern

Veranlassung geben, ohne dass desshalb die Lieder nicht ganz andere Zuthaten enthalten können, wenn sie auch der Idee nach aus einem grössern Buche hervorgehen. Ich kann mich irren, und ich werde meine Ansichten über den erst jetzt ganz bekannt gewordenen Faust in Reimen in diesen Blättern vielleicht später mittheilen.

Nur eines muss ich hier beisetzen, das Rec. verschwiegen hat, wie ich ausdrücklich auf die „Abweichungen" des Liedes von der ältesten Volkssage, die mit dem gereimten Faust harmonirt, hingewiesen habe. Auch hat Rec. verschwiegen, dass ich, was er in andern Bearbeitungen nicht finden wird, zuerst auf die Anklänge dieses Liedes an die polnische Sage von Twardowski aufmerksam machte. Dass ich das Volkslied kenne, zeigen meine wörtlichen Mittheilungen aus demselben, Bdch. II, S. 12, ff.

Was endlich den Tadel des Rec. betrifft, dass ich die Arbeiten der neuern Forscher über die Faustsage erst nach Vollendung meiner Arbeit gelesen habe; so habe ich, dieses zu bereuen, keine Ursache gehabt, da die mir im Anfange gestellte Aufgabe keine andere war, als, nach Auffindung der alten Drucke über diesen Gegenstand, allein aus den Quellen zu arbeiten, und aus diesen die Sagen darzustellen. Lange, ehe J. Seible das älteste Volksbuch herausgab, und schon andere Forscher mit ihren Arbeiten herausgetreten waren, war bereits ein grosser Theil meines Werkes angelegt, dessen Vollendung durch anderweitige, gehäufte Beschäftigungen verzögert wurde. Ich wollte auf dem von mir betretenen Wege ein Werk, an dem ich viele Jahre unverdrossen arbeitete, zum Abschlusse bringen, und dann erst die neueren Arbeiten über denselben Gegenstand lesen, die zudem nach dem kleinen Umfange, den sie hatten, nur Andeutungen enthalten konnten, und hiernach die Aufgabe von einem ganz andern Standpunkte, als dem meinigen, erfassen mussten. Nur so konnte ich sagen: Auch dasjenige, in dem ich mit den andern Forschern übereinstimme, habe ich aus den Quellen und nicht aus Hülfsbüchern geschöpft, wie leider! die letzte Unsitte, aus neueren Hilfsmitteln, ohne Angabe derselben, geschichtliche Werke zusammenzuschweissen, manchmal jetzt unter sogenannten Historikern die man noch dafür rühmt, nur zu häufig einreisst. Was meine Arbeit aus den Quellen vor dem Durchlesen der neuern, kurzen Bearbeitungen anbelangt, braucht Rec. nicht auf meine „Versicherung" hinzuweisen, sondern die Excerpte stehen ihm zu Gebote. Auch darf sich der Unterzeichnete wohl, unbegründeten Beschuldigungen eines Anonymus gegenüber, auf das Urtheil des berühmten Kenners der Reformation und der in diese

Zeit fallenden Literatur, H. E. G. Paulus, berufen, das in meiner Vorrede zu den deutschen Volksbüchern S. XVII bis XIX abgedruckt ist.

Wer Behauptungen aufstellt, muss für dieselben mit seinem Namen einstehen können. Wir erwarten dieses von dem anonymen Rec. um so mehr, als wir das Unbegründete derselben in gegenwärtiger Auseinandersetzung hinlänglich nachgewiesen haben, und stellen zum Schlusse an das Publikum keine andere Bitte, als unser Buch zu lesen, und es mit dieser Anzeige unseres Herrn Recensenten zu vergleichen. Wir sehen dann ruhig der Entscheidung entgegen, was hier „entbehrlich" ist, unser Buch, oder die in unserer Erklärung besprochene Recension.

Heidelberg, im November 1849.

Dr. K. A. Frhr. v. Reichlin-Meldegg.

Die Gräber bei Hallstadt im össterreichischen Satzkammergute. Von Joseph Gaisberger, regulirtem Chorherrn von St. Florian und k. k. Professor der Geschichte und Philologie. Mit 9 lithographirten Tafeln. Linz, 1848. Gedruckt bei Joseph Wimmer, auf Kosten des Franzisco-Karolinums. — VIII und 56 Seiten in 8.

Diese höchst merkwürdigen Gräber gehören zu den eigenthümlichsten der Vorzeit. Gleiche Todtenstätten haben bis jetzt keine Ausgrabungen uns dargeboten; die Deutsche Alterthumskunde tritt in denselben in einer ganz neuen Weise ihrer Todtenbestattung vor uns. Und wir geben: 1. die Beschreibung dieser Gräber, 2. die Vermuthung des Herrn Gaisberger über die Bewohner derselben, und 3) unsere eigene Ansicht.

Der Platz, welchen die Gräber bei Hallstadt einnehmen, ist ganz wie ein heutiger sehr alter Christlicher Kirchhof, auf dem alle Erdaufwürfe durch die Zeit geebnet sind und den nun Gras bedeckt, dass er einer Wiese gleichsieht. Man schaut keine Spur eines Hügels, eines Steinbaues oder Steinkranzes. Die letzten Ueberreste ganzer auf demselben bestatteten Familien: von Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen und Kindern, befinden sich in regelmässigen Reihen ziemlich enge neben einander. Die bis zu 6 Schuh und 3 Zoll grossen Begrabenen sind, nach ächt christlicher Weise, von Westen nach Osten, also mit dem Angesichte nach Sonnenaufgang, gerichtet, und blos eine dünne Erddecke liegt über den Leichen, welche nur 10″, 1′, 1½′, 2′, 2½′, bis höchstens 3′ tief unter der Dammerde auf dem Schotter ruhen. Sie wären einst gesunde Menschen und haben noch glänzend weisse Zähne.

Die Todten aber sind theils vollkommen erhaltene Skelette ohne Lade, Todtenbaum u. d. gl., welche in ausgestreckter Lage die Arme und Hände an ihre beiden Seiten anschliessend, auf den Rücken in der blosen Erde sich ausbreiten, theils eben solche vollkommne Skelette, die in langen ovalen thönernen Behältern oder Laden eingeschlossen sind, theils blose von einander getrennte Gebeine, welche man entweder mit Kohlen und Asche bedeckt, also eingeäschert, und in eigene kürzere irdene Behälter von $2^1/_2{}'$ bis $3^1/_2{}'$ Länge und 2′ Breite aufbewahrt, oder auch selbst zu den Skeletten in die Laden gelegt hat, so dass also solch eine Lade die letzten Reste zweier Menschen enthält. Die eine jener ovalen irdenen Laden war namentlich 6 Schuh lang und 5 Schuh breit und hatte in ihrer Mitte ein Skelett, dem die Kopfknochen und Vorderhände fehlten, bei dem aber eine Menge Menschenbeine lagen. Die grössten Stücke waren nur $1^1/_2$ Zoll lang, und ein Stück eines Unterkiefers nnd 8 Zähne liessen sich noch deutlich erkennen. Ein anderes Skelett in eben solch einer Lade war an der Bauchgegend mit Menschenbeinen und Kohlen ganz überdeckt. Bisweilen auch fand man solche Knochenreste mit Kohlen und Asche vereint, aber ohne alle Spur von Trümmern eines Behälters, in dem sie gewesen wären.

Gleichwie aber nicht nur die Heiden, sondern auch noch lange fort die ersten Christen ihren Todten alles, was denselben in dem Leben nothwendig, nützlich und ehrenvoll war, mit in das Grab gaben; so hatten nicht blos die Hallstadter ganzen Skelette solche Mitgaben an und bei sich, sondern lagen auch solche Mitgaben auf den einzelnen Gebeinen und der sie umgebenden Kohlen und Asche in den langen Laden und kürzern Behältern. Ja bei den letztern fanden sich oft zahlreichere und kostbarere Mitgaben, als bei den blos in die Erde begrabenen Skeletten; und man scheint die Vornehmern und Reichern in solchen Laden und Behältern bestattet, die Aermern aber in die blose Erde gelegt zu haben.

Die den Menschen eigenthümlichsten Gegenstände nun, welche sie sämmtlich, der Höchste wie der Niederste, haben müssen und welche sie wenigstens nicht alle aus dem Auslande beziehen können, sind irdne Gefäse, namentlich Kochgeschirre. Solche hatten auch die Hallstadter Todten bei sich: fast in jedem Grabe traf man, meistens an der linken Seite des Bestatteten, Stücke von nur schwach gebrannten und darum zerweichten irdnen Geschirren, die meistens zwischen Hell- und Dunkelbraun wechseln und entweder ganz glatt sind oder bisweilen eine ganz unbedeutende Verzierung durch einen glatten Rundstab, kleine Kreise, gewundene Drahte etc. haben. Von eben solcher unvollkommenen Thon-

arbeit waren auch die irdenen Laden und Behälter mit den Skeletten und Gebeinen. Alle diese Thonarbeiten aber weisen auf ein Volk hin, welches erst die ersten rohesten Anfänge in der Töpferkunst gemacht hatte und nicht einmal mit der nothwendigen Reinigung, Schlemmung und Behandlung des Thones bekannt war. Ausnahmen machen nur ein grosses fester gebranntes, aussen hellrothes und inwendig schwarzes Gefäs und eine ausgezeichnete steinhart gebrannte Koralle mit gelben Kreisen auf dunkelm Grunde, welche beide offenbar aus der Fremde zu diesen Menschen gekommen sind.

Die übrigen Mitgaben sind aus Stein (nur 3 Stücke), Bernstein, Bronze, Eisen und einem dem Platina ähnlich sehenden Weissmetalle, aus welchem letztern jedoch nur 2 Korallen und die Köpfe von 10 Nadeln bestehen. Von Glas kam nur ein einziges Stück als Körper gleichsam einer ganz besondern Fibula vor. Eben so beschränkt sich alles Gold auf einen längern Spiraldraht, der ohne Zweifel als Haarschmuck gedient hat. Von Silber erschien unbedingt gar nichts. Sehr zu bedauern ist es, dass man weder das Weissmetall, noch die Bronze chemisch untersucht hat, um zu erforschen, ob bei der letztern neben dem Kupfer das Zinn oder das Zink der Hauptbestandtheil ist; und um daraus historische Schlüsse ziehen zu können.

Die überwiegenden Stoffe der Beigaben sind die Bronze und der Bernstein und das Eisen schon neben diesen. Aus jenen beiden bestehen besonders der überaus reiche Schmuck und das Arbeitszeug der Frauen, aus dem Eisen aber die spärlichen Waffen und Geräthe der Männer. Der Schmuck und das Arbeitszeug der Frauen aber sind vorzüglich: 1) Nadeln vielfacher Art, theils kürzere, nur bis 3½ Zoll lange, mit einem auch erzenen oder mit einem weissmetallenen Kopfe oder mit einem Oehr, theils bis 8 Zoll lange Haarnadeln, welche, mit mehreren Knöpfen verziert, das Hinterhaupt schmückten, — 2) Spirale auch zur Verzierung des Haares, 3) drei höchst seltene 3″ breite und 9″ lange ringförmig gebogene und schön modellirte Halsbänder, — 4) ganze Halsschnüre aus den, an Grösse und Form verschiedensten, schönsten Bernsteinkorallen, — 5) Ringe der verschiedensten Art, ganz einfache und kunstvolle, wie sie der Mensch sich anlegt, der seinen Körper noch sehr nackend trägt und möglichst jedes Glied schmücken möchte: Ringchen zum Haarschmucke, Ohrringe, meistens je zwei zugleich, Armringe an dem Vorderarme, offene oder getrennte, auch meistens je zwei zugleich, und unter diesen auch ein ganz kleiner Armring von dem Aermchen eines Kindes (Tab. V, 9); und ein ungetrennter Beinring; — 6) breite, je-

nen Halsbändern ganz ähnliche, schön figurirte Gürtel von Blech um die Mitte des Leibes, 7) Knöpfe und 8) besonders auch Haftnadeln oder fibulae verschiedner Art, hauptsächlich theils lange ganz niedre, theils brillenförmige aus zweien Spiralen und der Nadel bestehende. Die letztern zeigten sich zumal häufig und waren von dreierlei Grösse: grosse, mittlere und kleinere; und sie lagen, gewöhnlich eine grössere und eine kleinere beisammen, vorn auf der Brust dem Halse zu, so dass sie auf ein doppeltes Gewand, auf ein Ober- und ein Unterkleid hinzeigen.

Die Waffen und Geräthe der Männer sind: 1) Lanzenspitzen, blattförmige mit einem Grate in der Mitte, und zwar hatten drei Skelette jedes zwei Lanzen: eine kürzere und eine einen Schuh lange, und hatte Ein Skelett nur Eine Lanze, — 2) ein einziger ganz kleiner Pfeil, allein aus Bronze, wohl von einem Kinde, — 3) zwei Messerchen und zwei grosse Messer, von welchen das eine einen bronzenen Griff hat, — 4) ein Stemmeisen mit rundem Griffe, — 5) vier Gegenstände von Eisen wie die Haken, welche die Arbeiter an ihren Schürzen haben, und die wohl in Ringe eingehängt wurden.

Dazu fand man noch schöne bronzene Gefäse: zwei Töpfe (Kessel) und eine flache Schale aus getriebener Arbeit, von 1 Schuh Durchmesser, und ein Gefäshenkel mit 3 daran befindlichen beweglichen Ringlein; — so wie die nachgenannten eigenthümlichen bronzenen Gegenstände: nämlich 1) ein feilartiges mit Spitze und schraubenartigem Ende versehenes Werkzeug bei einem Weibe, 2) eine hohle Kugel mit zweien Oeffnungen, vielleicht ein Wirtel, 3) ein Gehänge wie eine Wage, mit zwei glockenförmigen Senkeln, die durch Kettchen an dem Wagebalken befestigt sind, 4) einen grössern dicken Ring, welcher oben, nachdem er sich geschlossen, in zwei Häkchen wie Hörner ausläuft und in dem vier kleinere dünne Ringe hängen, 5) ein Gehänge von dreieckiger Form, wie ein Triangel, mit einem Häkchen, und 6) drei Bruchstücke mit Kettchen und Gehängen und ein viertes mit Nieten und Buckeln, das vielleicht auf Leder befestigt war und einem Gürtel angehörte, an welchem auch die drei andern Bruchstücke hingen und bei jedem Schritte ein Tönen und Klingeln verursachten.

II. Das sind die Gräber von Hallstadt in dem oberösterreichischen Salzkammergute, in dem Lande ob der Enns, einst einem Theile Noricums und zwar des Noricum ripense. Einsam und von der Welt abgeschlossen lagen sie an der Westseite jenes Marktes, etwa 180 Klafter über dem Spiegel des Hallstadter Sees, nahe dem unerschöpflichen Salzberge, in einer von dem Hochgebirge umschlossenen Thalschlucht, an die sich wei-

terhin die Siegwaldung anschliesst. Auf ihrer nordöstlichen Seite steht die Amtswohnung des Bergmeisters, der Rudolphs-Thurm. Bereits schon vor zwanzig Jahren hatte man in jener Bergschlucht Gegenstände gefunden, welche einer langen Vergangenheit anzugehören schienen. In dem November 1846 eröffnete man eben daselbst eine Schottergrube, und stiess man dabei auf vollständig erhaltene menschliche Gerippe. Durch diese veranlasst, wurden in dem Frühjahre und Sommer 1847 sorgsame Ausgrabungen angestellt, und zwar durch Herrn Bergmeister Ramsauer und den ständischen Registranten Herrn Weishäuptl; und bis Ende Oktobers war vielleicht die Hälfte des Leichenackers, ein Flächenraum von 50 Quadratklaftern, aufgedeckt und eine Ausbeute von beiläufig 56 Skeletten gewonnen. Aber noch fehlte es an einem wissenschaftlichen Beschreiber und Interpreten der so interessanten Erscheinungen. Zu einem solchen liess sich Herr Gaisberger gewinnen, und er hat uns in seinem wohlgeschriebenen Werkchen nicht nur die Beschreibung dieser Gräber gegeben, sondern spricht sich auch über die ganze Geschichte des Landes ob der Enns aus und stellt seine Vermuthung über die nationale Bestimmung der Hallstadter Gräber auf. Denn nur für einen Versuch, für eine Muthmassung erklärt er selbst seine Auslegung. Diese aber geht dahin: „Die Hallstadter Todten sind nicht Römer, nicht Germanen, sondern Kelten.“

Dass sie keine Römer sind, darüber wird ein Jeder gern mit Herrn Gaisberger übereinstimmen, welcher je römische Trümmerstätten gesehen und untersucht hat. Gegen das Germanenthum der Hallstadter Gräber wendet Herr Gaisberger hauptsächlich ein: die ungemeine Seltenheit der Waffen, das überwiegende Vorwalten des Erzes in allen Grabesbeigaben, und den Abgang einer jeden Spur von christlicher Anschauungs- und Vorstellungsweise; und für das Keltenthum der Hallstadter Todten sich zu erklären, bestimmen ihn die nachfolgenden Gründe. Er sagt: ihre Merkmale stehen in keinem Widerspruche mit der Schilderung der keltischen Nationalität; die Hallstadter-Fundstücke stimmen mit anerkannt keltischen und in Keltenländern erhobenen in Stoff nicht nur, sondern auch in Form überein; und manche dieser Fundstücke tragen eine Ornamentik an der Stirn, die anerkannt ächt keltisch ist. — Allein wie Vieles lässt sich gegen dieses Alles einwenden! 1) Ist nicht beachtet, dass die alten Deutschen wirklich sehr arm an Eisenwaffen, zumal an Schwertern, waren, und dass selbst noch Karl der Grosse bei dem gemeinen Heerbanne von dem Heermanne nur leichte Bewaffnung, d. i. nur Schild, Lanze und Bogen (nebst Pfeilen) forderte. 2) Ist gerade die

Hauptsache, dass die so einfache doppelte Bestattungsweise der Hallstadter Todten die der Kelten war, nicht nachgewiesen. Wie hatten diese in dem Gegentheile vollständige Grab-Monumente! 3) Waren die Kelten gar kein so armes, gerade in der Töpferkunst in Sonderheit so unerfahrenes Volk, und hatten die Kelten, ganz wie sie uns Herr Gaisberger so gar selbst schildert, ganz andere irdne Gefässe, ganz andere Reichthümer, zumal ihre norischen Schwerter von Stahl, ihre goldnen Helme und Panzer, ihre schweren goldnen Ringe und Ketten, ihre goldnen Hals- und Armbänder etc. 4) Ist die angeblich nur keltische Ornamentik, wie sie auf den Hallstadter Fundstücken vorkommt, und wie sie überhaupt in den einfachsten Strichen, Punkten und Kreisen, ja in den schönsten Wellen-, Ring-, Spiral- und Doppeltspiralzirathen, in Pflanzen-, Thier- und Menschengestalten, zumal auch in Schlangen- und Drachenzierathen besteht, eine allgemeine menschliche, d. h. eine solche, welche wir, wie in jeder Zeit, so über den ganzen Erdboden bei Gebildeten, bei Nomaden und sogar bei Wilden schon schauen. Und 5) sind die metallenen Gegenstände der Hallstadter Gräber, so vieles Eigenthümliche sie zum Theil haben, doch in dem Allgemeinen von solcher Art, wie man sie nicht bloss in Helvetien, sondern durch ganz Deutschland in deutschen Todtenhügeln, ja auch weit noch über die Grenzen unseres deutschen Vaterlandes hinaus findet. Diese hart gebrannte Koralle mit ihrer Ringverzierung und diese Armringchen der Kinder, wie hat man sie nicht ebenso in Baden getroffen; diese Ringe, überhaupt diese Fibeln, Nadeln, Spirale, Lanzen mit dem Grate, selbst noch von Erz, wie haben sich diese nicht so zahlreich selbst in Oberfranken, Hannover und Mecklenburg dargeboten; und diese klingenden Gehänge, wie sind sie nicht erschienen selbst in den alten Gräbern der Waräger in Liv-, Esth- und Kurland, und wie hielten diese Waräger selbst auf das Sprichwort: „Klingeln und Klappern gehört zum Handwerk."

III. Und wir kommen so zu unserer Ansicht über die Hallstadter Gräber. In denselben ruhten nämlich Genossen eines einfachen harmlosen, in den Künsten der Kelten und Römer unbewanderten Volkes, das noch so geringe Gefässe bereitete, das aber den Schmuck liebte und ihn sehr gern an seinem nackten, nur wenig bekleideten Leibe trug; das sich auch diesen Schmuck leicht verschaffen konnte, als, unweit der reichen Jovavis (Salzburg), in einem Durchgangslande wohnend, aus dem nach allen Richtungen Strassen zogen, auf denen ihm die Handelsleute herbei brachten, was es immer nur liebte und suchte. Und dieses Volk, das seine Todten, ganz nach christlicher Weise, auf einen Leichenacker bestattete, ist

offenbar ein christliches schon gewesen, wenn wir auch, eben wegen seiner Einfachheit, in seinen Gräbern noch keine christlichen Symbole erblicken, die überhaupt nur selten vorkommen. Wie frühe hatte nicht auch in Norikum das Christenthum schon unter Kaiser Konstantin dem Grossen festen Fuss gefasst! Und wenn allerdings darauf, nach der Mitte des fünften Jahrhunderts, durch die Einwanderungen der deutschen Völker die süsse Ruhe gestört wurde, wenn arge Wirren entstanden und vieles Christliche zunächst wieder unterging, so erscheint doch auch, wie ein Johannes gleichsam in der Wüste, ein Severinus der Heilige († 482), durch den, wie Herr Gaisberger uns selbst berichtet (S. 27 und 28), das noch wohl bestehende Christenthum mit seinen Gemeinden, Kirchen, Priestern und mit einem Bischofe selbst, festgehalten wird, durch den es viele neue Bekenner gewinnt, und auch unter Odoacer's Schaaren, unter den Rugiern, Herulern und Sciren Eingang findet. Ebenso waren Theodorich der Grosse, der Ueberwinder des Odoacer, und seine Ostgothen, und waren die Ueberwinder der Gothenherrschaft in Noricum, die Franken, Christen. Und irgend einem dieser christlichen deutschen Völker, welche auch ihre Körper noch so wenig bekleidet trugen, gehörte der Hallstadter Friedhof an. Die nicht einmal nur tief in die Erde begraben gewesenen Hallstadter Skelette sind auch noch viel zu gut erhalten gewesen, als dass sie hätten den ältesten Bewohnern dieses Landes, den Kelten, angehört haben können, und nicht vielmehr den jüngsten Bewohnern des Landes, den Germanen, angehören müssten.

Nun erklärt sich uns auch die doppelte Hallstadter Bestattungsweise. Bis in das Mittelalter, bis in das dreizehnte Iahrhundert, bestand, besonders gerade in Oesterreich — siehe Marquard Hergott Monumenta Domus Austriacae in der praefatio — der sonderbare Gebrauch, dass man die Leichnahme vor dem Begraben absott: man schnitt sie auf und sott das Fleisch mit Wein und Wasser ab und begrub solches mit den gesammelten Knochen. — Zu gleicher Zeit fand das Einäschern, incineratio, Statt: man nahm die Eingeweide aus dem Körper, legte ihn in die Erde und umschüttete ihn mit Asche. Eine Bestattungsweise solcher Art scheint man bei den Reichen und Vornehmen der Hallstadter Todten geübt zu haben. Die Aermern begrub man ohne Sarg in die blosse Erde (gleichwie man auch bis in das vierzehnte und fünfzehnte, ja bis in das sechszehnte Jahrhundert die Leichen häufig ohne Sarg in die Erde legte). Jene Reichen und Vornehmen aber setzte man entweder in langen thönernen Laden unzertheilt bei, oder man zerlegte den Körper in seine

einzelnen Gebeine, that diese nebst Asche und Kohle in kürzere irdne Behälter und begrub sie in diesen in die Erde. — Das ist für das Erste unsre Vermuthung, und wir sprechen es auch nur als solche aus. Wir wünschen aber sehr, dass noch weitere Ausgrabungen mit jeder Kunst, Vorsicht und Beobachtung auf dem Hallstadter Todtenacker vorgenommen werden möchten, und dass man, wenn wieder thönerne Behälter mit Gebeinen erscheinen, die letztern genau untersuche, welche Grösse und Beschaffenheit sie haben, ob zumal an denselben nur Spuren der Verwesung oder untrügliche Zeichen der Verbrennung — eines wirklich Statt gehabten Leichenbrandes — in Wahrheit sich zeigen.

Es steht übrigens die Erscheinung thönerner Särge nicht ganz so isolirt bei Hallstadt da. Auch auf dem grossen, davon nicht so sehr entfernten Fridolfinger Leichenfelde stiess man auf einen solchen thönernen Sarg mit einem ovalgewölbten Deckel. Jener war jedoch, als bereits bis zu der Hälfte ungefähr bei dem Kiesgraben weggehauen, nur noch stark $2^1/_2$ Schuh lang, $1^1/_2$ Schuh hoch und etwa 2 Schuh breit und beinahe einen Zoll dick. Er stand noch in der Dammerde, nur $1^1/_2$ Schuh tief, und enthielt den Oberkörper eines kleinen menschlichen Gerippes von 9 bis 12 Jahren. Dasselbe hatte jedoch durchaus keine Mitgabe bei sich; und der Sarg, auch aus einer ganz groben, mit vielen Steinchen und Quarzkörnern vermengten Masse, war wie jene bessern Hallstadter thönernen Gefässe, aussen mit einem ziegelrothen Anstriche versehen,

K. Wilhelmi.

Ueber die Zeit der Verfertigung der Laokoongruppe. Von Ludolf Stephani. Aus dem Bulletin de la Classe historico-philologique de l'Académie Imperiale des sciences. T. IV. NNro. 1. 2. 3. St. Petersburg 1848.

Eine neue Schrift über die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe kann jetzt sicher auf die regste Theilnahme rechnen. Lachmann's neue Erklärung der bekannten Stelle des Plinius und K. Fr. Herrmann's Vortrag in der Philologenversammlung zu Darmstadt haben die „Laokoonsfrage" mit erneutem Interesse in die archäologische Tagesdebatte hineingestellt.

Wie leider die Dinge jetzt stehen, ist sobald noch kein definitiver Abschluss zu erwarten. Auch die vorliegende Schrift, die entschieden für den römischen Ursprung der Gruppe Partei ergreift, führt hie und

da neue Erwägungen und Thatsachen ins Treffen. Aber eine zwingende Lösung der Frage bringt auch sie nicht.

Stephani kennt, wie es bei der Entlegenheit Dorpat's sehr erklärlich ist, die Darmstädter Verhandlungen nicht. Er richtet sich unmittelbar gegen Th. Bergk's Abhandlung im Marburger Index lectionum für Sommer 1846, in der dieser auf Grund zweier auf Capri und Rhodus gefundenen Inschriften den Laokoon unbedingt der rhodischen Kunstschule zuschreibt. Er entkräftet mit Recht das Gewicht dieser Beweisstücke. Denn was zuerst jene Inschrift aus Capri (Bullett. dell' Init. 1832 p. 155) anbetrifft, so ist in der That gar nicht abzusehen, warum diese nicht auch in die Zeiten nach Tiberius fallen könne. Und jene rhodische Inschrift, die zuerst Ross im Rheinischen Museum (Neue Folge IV, S. 190) mittheilte, vermag, wenn sie auch sicher aus der macedonischen Periode stammt, doch keinenfalls darzuthun, dass der von ihr erwähnte Athanodoros mit jenem Plinianischen Namensbruder ein und dieselbe Person sei. Auch Welcker erklärt sich (Alte Denkmäler Th. 1. S. 350) entschieden gegen diese Annahme und gesteht bei dieser Gelegenheit ausdrücklich, dass für den Beweis, der Laokoon sei früher als im ersten Jahrhundert nach Ch. entstanden, aus den bekannten Inschriften Wenig oder Nichts zu schöpfen sei. Dieses Geständniss ist um so bedeutsamer, je zäher gerade Welcker an der rhodischen Entstehung des Laokoon festhält.

Zunächst sind wir also wieder einzig und allein auf die vielbesprochene Stelle des Plinius angewiesen. Natürlich auch Stephani's Beweisführung nimmt von dieser ihren Ausgangspunkt. Er knüpft ohne Weiteres an Lachmann's Interpretation von „de consilii sententia“ an. Denn, sagt er, dass jene frühere Auffassung, als wäre hier von einer Berathung der drei Künstler untereinander die Rede, zurückzuweisen sei, darüber könne bei etwas reiferer Ueberlegung kaum ein Zweifel übrig bleiben. Selbst wenn die Grammatik diese Auffassung von consilii sententia zulasse — was, wie ich glaube, der Verfasser mit Unrecht bezweifelt —, so sei jene Künstlerberathung hier dennoch ein Unding. Plinius, meint der Verf., hätte dies dann gar nicht hervorzuheben brauchen, denn der entgegengesetzte Fall, dass drei Künstler bei der Verfertigung eines Kunstwerks, ohne sich noch irgendwie über die auszuführende Komposition besprochen und geeinigt zu haben, doch schon an die Ausführung gehen, sei gar nicht denkbar. Auch finde sich in ähnlichen Stellen, wo Plinius die gemeinsame Schöpfung mehrerer Künstler berühre, nirgends wieder ein derartiger Zusatz. Auf die Anfertigung eines

Modells könnten sich jene Worte ebensowenig beziehen, denn dass ein Werk wie der Laokoon nicht von drei Künstlern gemeinsam ohne massgebendes Modell gearbeitet sein könne, verstehe sich eben so sehr von selbst; auch würde dann Plinius in seiner Weise die gräcisirenden technischen Ausdrücke gewählt haben. Und wolle man endlich jenen ausdrücklichen Zusatz de consilii sententia darauf deuten, dass sich die drei Künstler des Laokoon nicht nur an der Ausführung, sondern an der Erfindung, Anordnung und Komposition gleichmässig betheiligt hätten, so sei dies eben wieder unzulässig, weil Plinius schon vorher mit den Worten: „quoniam nec unus occupat gloriam nec plures pariter nuncupari possunt" ausdrücklich und deutlich genug gesagt habe, dass er nur von Künstlern spreche, von denen mehrere ganz gleichen Antheil an der Herstellung eines Werkes, also doch auch an dessen Komposition, hätten.

Kurz, der Verfasser will auf keine Weise die allgemein übliche Erklärung jenes de consilii sententia gestatten. Aber auch Lachmann's Uebersetzung „auf Entscheidung des geheimen Raths" genügt ihm nicht. Erstens nicht aus Gründen des Sprachgebrauchs (Corn. Nepos Phocion 3), zweitens nicht, weil nicht die Privatangelegenheiten des Kaisers Sache des geheimen Rathes waren, sondern nur die öffentlichen.

Wie erklärt demnach Stephani jene Worte? Ein wenig allzu scharfsinnig und unlateinisch! Consilium ist ihm die Unterredung des Bestellers, des Auftraggebers, mit dem Künstler. Derjenige Künstler, sagt er, wird sein Wort de consilii sententia verfertigen, welcher die Wünsche des Bestellers berücksichtigt. Und zwar sind dann nach der Ansicht Stephani's die Worte de consilii sententia unmittelbar mit „ex uno lapide" zu verbinden. Der Besteller hatte gewünscht, dass das Werk aus Einem Block gearbeitet werde.

Der Verf. sagt sehr richtig, eine solche Bestellung liege ganz im Wesen der römischen Zeit. Dass die Künstler in der That den Auftraggeber hintergangen haben, könne hiebei natürlich nicht in Betracht kommen. Plinius habe sich ganz nach Art der Dilettanten grade an die technische Schwierigkeit gehalten. Eine Gruppe mit so vielen frei stehenden Theilen aus Einem Blocke zu arbeiten, das habe vorzugsweise hier wie anderwärts ihm Bewunderung und Erstaunen abgenöthigt. Aus der Erwägung dieser grossen Schwierigkeit sei denn auch dieser Zusatz, es sei auf Wunsch des Bestellers geschehen, offenbar hervorgegangen.

Recht schön! sogar recht verlockend! Wie ist es aber, erlaubt der Sprachgebrauch diese Erklärung? Ich bin durchaus davon durchdrungen, dass eine genaue Feststellung des Plinianischen Sprachgebrauchs

zu den dringendsten archäologischen Bedürfnissen gehört. Es ist gewiss, Plinius hat seine ganz besonderen, von der allgemeinen Redeweise abweichenden Ausdrücke und Wendungen. Aber unlateinisch ist er nie. Warum hat denn Stephani, der es doch sonst nicht an lexikalischen Erörterungen fehlen lässt, hier so gar keine Parallelstelle beigebracht, in denen consilium im Sinne einer künstlerischen Bestellung gebraucht ist? Aber selbst, wenn er es könnte, was ich vorläufig noch gar nicht glaube, wäre hier diese Wendung dennoch befremdend. Jene Erklärung, die Künstler hätten auf ausdrücklichen Wunsch des Bestellers die Gruppe aus Einem Block gearbeitet, hat nur Sinn, wenn wir diese Künstler zu Zeitgenossen des Plinius machen; denn nur dann konnte Plinius um jene ausdrückliche Bedingung wissen. Kannte er aber diese, so kannte er auch den Besteller. Sollte also Plinius nach römischer Denkweise nicht vielmehr den concreten Namen des Bestellers jenem blassen, abstrakten consilium vorgezogen haben? Nur wenn man, wie Lachmann, consilium als eine moralische Person fasst, als eine auftraggebende Kommission, ist dieses Wort in dieser Wendung erträglich und dem Sprachgebrauch angemessen.

Sei dem wie ihm wolle. Jedenfalls ist diese Erklärung, wenn sie zum Beweis für den römischen Ursprung des Laokoon dienen soll, Nichts als ein trügerischer Zirkelschluss. Sie hat nichts Zwingendes, sie ist eine Erklärung neben anderen Erklärungen; sie ist, wie sie jetzt vorliegt, nur denkbar unter der Annahme, dass Plinius Besteller und Künstler gekannt habe. Sie setzt also voraus, was sie beweisen soll.

Mit Recht sucht daher der Verf. nach weiteren Beweismitteln. Er findet ein solches zunächst in dem paläographischen Charakter der bekannten, schon von Winckelmann erwähnten Inschrift aus Porto d'Anzo, die sich jetzt in einem schwer zugänglichen Untergeschoss der Villa Albani befindet. Nach den epigraphischen Beobachtungen des Verf. fallen nicht früher als in das zweite Viertheil des ersten christl. Jahrhunderts die Spuren des hier angewendeten Alphabets, das nicht nur, wo zwei Elementarlinien der Buchstaben einander kreuzen, diese in zwei einander entgegengesetzte Häkchen auslaufen lässt, sondern diese Häkchen auch an jedem Ende jeder einzelnen Elementarlinie anbringt. Sodann führt der Verf. als ferneren Beweis an, dass von allen bekannten Nachbildungen keine einzige vor die Zeit des Titus zu stellen, und dass der Charakter der Gruppe ein durchweg reflektirter sei. Der Zeitpunkt aber, in welchem die alte Kunst aus der Naivetät in den Standpunkt der Reflexion übergegangen sei, sei in Folge leicht aufzufindender Ursachen just der Beginn der römischen Periode.

So weit Stephani. Man sieht, seine Hypothesen und Kombinationen sind nur mit grosser Vorsicht zu brauchen. Wer wird ihm glauben wollen, dass erst mit der Römerzeit in der alten Kunstgeschichte die Zeit der Reflexion beginne? Was ist dann von jenen Kunstwerken zu sagen, die sicher in die spätere macedonische Zeit fallen? Was z. B. vom Farnesischen Stier, dem ja Stephani selbst — und zwar mit Recht — mehrfach das Gepräge antiker Kunsteinfalt abgesprochen hat?

Stephani gleicht einem Advokaten, der eine an sich gute Sache vertheidigt, durch unglückliche Beweisführung aber dem Klienten mehr Schaden als Nutzen bringt. Glücklicher Weise haben andere Instanzen dafür gesorgt, dass darüber die gute Sache nicht verloren gehe.

Denn darin, glaube ich, hat der Verf. allerdings Recht, dass er entschieden für den römischen Ursprung der vatikanischen Gruppe auftritt. Ich habe dies schon mit Bestimmtheit in meiner „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten Bd. 1 S. 276 ff.“ ausgesprochen und mich dabei hauptsächlich auf die Erörterungen K. F. Hermann's und A. Feuerbach's gestützt. Ich halte nach wie vor an dieser Ansicht fest und glaube, dass auch die bezügliche Stelle des Plinius schlechterdings gar keine andere Deutung zulässt.

Wollten wir uns an Lachmanns Erklärung halten, so wäre freilich die Sache ein für allemal abgemacht. Haben jene drei Künstler im Auftrage und „auf Entscheidung des geheimen Raths“ des Kaiser Titus gearbeitet, natürlich, da ist die genaueste Zeitbestimmung dieser Künstler ganz von selbst gegeben. Aber warum findet sich denn da nirgends anders jenes consilii sententia? Es ist doch nicht anzunehmen, dass nur hier, allein bei dieser Gruppe, eine solche Commission die Kunstbestellung leitete. Der geheime Rath wird dann wohl überall die künstlerischen Unternehmungen der Kaiser beaufsichtigt haben.

Warum sollen wir nicht bei jener althergebrachten Uebersetzung „auf Entscheid der Ueberlegung“ oder besser der gemeinsamen Berathung stehen bleiben? Lachmann nennt diese Uebersetzung seinerseits „einen wunderlichen Einfall“ und will offenbar damit die Unmöglichkeit andeuten, dass das eigentlich Künstlerische, Erfindung und Komposition, das gemeinsame Werk Mehrerer sein könne. Finden sich aber nicht in der alten Künstlergeschichte sehr häufig Beispiele solcher Gemeinschaftlichkeit? Vergl. Létronne in Mém. de l'Acad. des inscr. 1845. T. XV. P. 2 p. 141 und Raoul-Rochette quéstions p. 53 ff. In der Plastik, wo sogar schon der erste Wurf der Erfindung tief in die technischen Bedingnisse hineingeht, ist ein solches Zusammenarbeiten weit denkbarer

und in Folge dessen in der Praxis auch wirklich weit häufiger als in irgend einer anderen Kunst. Ein Künstler legt seinen Freunden eine Skizze zur Berathung und Begutachtung vor, der eine ändert dies, der andere jenes, inzwischen ist unversehens aus jenem vorläufigen ersten Entwurfe ein ganz anderes Werk geworden. Wie es jezt dasteht, gebührt nicht blos dem Erfinder jener Skizze, sondern ihnen Allen gemeinsam der Ruhm der Erfindung. Wie vollends in der alten Plastik? In dieser beschränkte sich unendlich oft Komposition und Erfindung, nur an einen von älteren Meistern überkommenen Typus gradwegs anzuknüpfen und die in diesem schlummernden Ideen und Motive sprechender und zwingender herauszugestalten. Wie musste da gerade das gemeinsame Beschauen jenes älteren Ideals die Phantasie zünden, wie ganz von selbst zu gemeinsamem Erfinden umschlagen! Wir müssen nur immer bedenken, dass die alte Kunstsprache durch typischen Stil gebunden war und der zufälligen Eigenheit und Laune der subjektiven Künstlerphantasie wenig oder gar keinen Raum liess.

Wir bleiben dabei, nach altüblicher Weise jenes „consilii sententia“ als gemeinsame Berathung zu fassen. Und wenn, wie wir oben sahen, Stephani zur Widerlegung dieser Auffassung hervorhebt, es finde sich in ähnlichen Stellen, die von gemeinsamer Schöpfung mehrerer Künstler sprechen, bei Plinius nie wieder dieser oder ein ähnlicher Zusatz, so möchte ich dies keineswegs als eine vollgiltige Widerlegung gelten lassen. Im Gegentheil. Dass Plinius hier einen solchen Zusatz einschiebt, dies spricht nur dafür, den Laokoon unmittelbar unter Plinius' Augen entstanden zu denken. In der römischen Zeit, da die stetig fortschreitende Typik der alten Plastik und die instinktive Gemeinsamkeit ihres Stiles schon zum grossen Theil entschwunden und einem mehr willkürlichen, zufälligen, subjektiven Schaffen gewichen war, da mochte allerdings ein solch gemeinsames Erfinden und Schaffen Vielen gar wunderbar und unbegreiflich dünken. Nun hatte Plinius bereits von mehreren Werken dieser Art gesprochen. Hier also, dachte er, ist der Ort, meinen Lesern das scheinbar Unbegreifliche begreiflich zu machen. Ich brauche ihnen ja nur das Verfahren zu schildern, wie ich es selbst bei der Entstehung der Laokoonsgruppe gesehen und kennen gelernt habe. Daher hier jene ausdrückliche Bemerkung: de consilii sententia. Es war dies ein technischer Fingerzeig für den römischen Leser.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Stephani: Ueber die Laokoongruppe.

(Schluss.)

Von diesem Gesichtspunkte aus, glaube ich, ergibt sich ganz von selbst das Verständniss und die kunstgeschichtliche Bedeutung dieser vielbesprochenen Stelle.

Es scheint mir unleugbar, der Hauptaccent liegt auf der nachdrücklichen Hervorhebung jener für den ersten Anblick seltsamen Erscheinung, dass auch mehrere Künstler zugleich die gemeinsamen Urheber grosser Werke sein können. Von der Hervorhebung dieser Erscheinung geht der Satz aus, er bestätigt das nur im Allgemeinen Ausgesprochene sogleich durch ein ganz concretes Beispiel, nämlich eben durch den Laokoon. Wenn daher Plinius dann ohne Weiteres fortfährt: Similiter Palatinas domos Caesarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone et singularis Aphrodisius Trallianus, so glaube ich allerdings dieses vieldeutige Similiter lediglich auf eben diese Gemeinsamkeit der Arbeit beziehen zu müssen. Sollte denn wirklich, wie K. F. Hermann (Gesammelte Abhandlungen S. 333) meint, jener fatale singularis Aphrodisius Trallianus dagegen ein so erheblicher Stein des Anstosses sein? Schwerlich. Offenbar durchkreuzen sich, wie das bei Plinius' nachlässiger Schreibart oft vorkommt, hier zwei Ideengänge. Einmal und zwar wie ich glaube hauptsächlich hat er das gemeinsame Arbeiten der Künstler im Auge. Dann aber kommt ihm, da er eben vor Erwähnung dieses Umstandes im Aufzählen jener Kunstwerke, die jetzt die berühmtesten Zierden Roms sind, begriffen war, plötzlich wieder bei Erwähnung der Kaiserpaläste jene frühere Gedankenreihe in den Sinn. Es fällt ihm ein, dass Palatinas domos Caesarum replevere probatissimis signis nicht bloss jene schon genannten Künstlerpaare, sondern auch Aphrodisius aus Tralles. Er setzt diesen daher schnell hinzu, wie er denn in der That im folgenden Satze sogleich wieder zur früheren Gedankenreihe, zur Aufzählung der in Rom befindlichen Kunstwerke, übergeht. Es finden sich bei Plinius genug solche verworrene Zusammenstellungen, die sich ohne die mindeste Rücksicht des Zusammenhangs auf allerlei Beiläufigkeiten

einlassen. Welcker verweist (Alte Denkmäler S. 339) in dieser Beziehung mit Recht auf 34, 19, 26: Nunc percensebo eos, qui ejusdem generis opera fecerunt, ut Apollodorus, Androbulus, Asclepiadorus, Alevas philosophos, — Antimachus, Athenodorus feminas nobiles, Aristodemus et luctatores bigasque cum auriga, philosophos, anus, Seleucum regem; habet gratiam suam hujus quoque Doryphorus.

Liegt aber der Vergleichungspunkt jenes Similitis darin, dass die genannten Künstler eben so wie die Künstler des Laokoon de consilii sententia, d. h. also, nach Entscheid gemeinsamer Berathung an einem und demselben Kunstwerk zusammenarbeiteten, so sind damit auch diese Künstler ganz von selbst als unmittelbare Zeitgenossen des Berichterstatters bezeichnet. Plinius führt fort, jenen allgemeinen Satz, für den er bereits das berühmteste Beispiel des Laokoon beigebracht hat, noch durch mehrere, Allen vor Augen liegende Beispiele zu bestätigen. Also auch von diesen Beispielen weiss er, dass nicht blos je Einer der eigentliche Erfinder und Komponist des Kunstwerks sei und der Andere blos ein mehr untergeordneter technischer Gehilfe. Nein! auch auf diese passt jenes non unus occupat gloriam, jenes consilii sententia. Ich frage noch einmal, wie konnte Plinius das Alles wissen, wenn er nicht mit diesen Künstlern lebte? Sie nicht kannte? Wie hätte er sonst namentlich diese genauen Mittheilungen mit der naiven Klage einleiten dürfen, dass dieses gemeinsame Arbeiten dem Berühmtwerden einzelner Künstler Eintrag thue?

Aber ich will selbst einmal zugeben, es sei keine innere zwingende Nothwendigkeit vorhanden, das Similiter und de consilii sententia so eng an einander zu rücken. Sehen wir doch sogar so bedeutende Männer wie Welcker wiederholt darauf dringen, Palatinas domos Caesarum replevere mit qui eos in Titi imperatoris domo zu verbinden. Bei dieser Erklärung bleibt es freilich wunderbar, dass grade hier so viele gemeinschaftlich arbeitende Künstlerpaare genannt werden, dafür fügt sich aber desto leichter jener Singularis Aphrodisius Trallianus.

Und was ist damit gegen den römischen Ursprung unserer Gruppe bewiesen? Welcker hat Unrecht daran zu zweifeln, ob denn nun auch wirklich diese drei Künstlerpaare, die die Kaiserpaläste schmückten, in die Kaiserzeit selbst zu setzen seien, wie dies O. Müller Archäol. §. 197 und Sillig gethan haben. Plinius hat vor Erwähnung des Laokoon fortwährend Künstler genannt, deren Werke von Griechenland nach Rom gekommen waren. Nach dem Laokoon und nach jenen Künstlern, die die Kaiserpaläste schmückten, nennt er dagegen nur solche Künstler, die in Italien selbst lebten, den Diogenes, der die Bildwerke des Pantheons gear-

beitet hatte, den Pasiteles, den Arkesilaus, den Sauros und Batrachus. Diese letztgenannten Künstler lebten aber (vergl. K. F. Hermann Ges. Abhandl. S. 331 Anm. 7) um die Mitte des zweiten Jahrh. v. Ch. Es ist also klar, dass, wie Hermann ebendaselbst bemerkt, Plinius in der Aufzählung dieser Künstlernamen von seiner Zeit stufenmässig zu älteren Künstlern hinaufsteigt. Sind diese drei Künstlerpaare, Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, Zeitgenossen des Plinius, nun! dann sind es, wenn wir die scharfsinnigen Erwägungen A. Feuerbachs im Kunstblatt 1846 Nro. 57, die überall eine enge persönliche Verbindung des Plinius mit den Künstlern des Laokoon hindurchblicken lassen, dabei ins Gewicht legen, die Rhodier, Gesander, Polydor und Athenodor ebenfalls. Wenn keine Zeitbestimmung in der Art und Weise liegen soll, wie Plinius diese Künstler einführte, wie in aller Welt käme er dazu, sie gerade hier zu nennen? Hier, wo er den Uebergang macht von den Werken Griechenlands zu den in Rom selbst entstandenen? Hatte er nicht schon früher Gelegenheit seine allgemeine Bemerkung über das gemeinsame Arbeiten mehrerer Künstler einzuschieben? Konnte er es nicht z. B. schon bei dem kurz vorher erwähnten Farnesischen Stier, der auch das gemeinsame Werk des Appollonius und Tauriskus ist? Oder warum reisst er dann gerade den Laokon aus allem chronologischen Zusammenhange? Und wenn er sich diese allgemeine Betrachtung für das Ende der griechischen Künstlergeschichte gleichsam als deren Schlusspointe aufheben wollte, warum wählt er dann gerade mit Vernachlässigung aller Chronologie den Laokoon als Beleg dafür? Warum knüpft er nicht vielmehr diese Betrachtung unmittelbar an jene signa probatissima in den Kaiserpalästen, zu denen er sofort übergeht und die sich daher ganz von selbst als geeigneten Anknüpfungspunkt boten?

Ich weiss wohl, wie viel Zweifel und Bedenken und Zwischenfragen bei all diesen Erwägungen noch immer übrig bleiben. So lange sich nicht neue urkundliche Beweismittel auffinden, bleibt eben die „Laokoonsfrage“ nach wie vor der Spielball subjektiver Einfälle und Meinungen. Oder, was eben so schlimm ist, sie gilt wenigstens dafür. Denn das ist der Fluch solch vielbesprochener Controversen, tausend Rücksichten rauben die Unbefangenheit, man sieht in ihnen zumeist den Wald vor lauter Bäumen nicht.

A. Feuerbach erzählte mir vor Kurzem, dass er vermuthe, es liege der römischen Erfindung der vatikanischen Gruppe, von welcher Plinius berichtet, ein älteres rhodisches Kolossalwerk zu Grunde. Ein Zufall un-

terbrach dieses Gespräch. Die bald darauf erfolgende Trennung liess uns nicht wieder auf das Thema zurückkommen. Möge recht bald Hygieia dem genialen Kunstkenner eine günstige Stunde gestatten, in seiner feinen kunstsinnigen Weise diese Ansicht auch der Oeffentlichkeit darzulegen und — soweit dabei Gewissheit möglich ist — sie zur Gewissheit zu erheben.

Es ist mit diesen Dingen wie mit dem Ei des Columbus. Mir wenigstens löst diese Ansicht viele Räthsel. Sie erklärt nicht nur die pathetische Auffassung so wie Manches in der Darstellung der vatik. Gruppe, was als Reminiscenz aus dem älteren Vorbilde herübergenommen, jetzt in den kleineren Dimensionen an's Outrirte streift, sondern sie gibt sogar erst jener Erzählung von der gemeinsamen Erfindung dreier Künstler die rechte Unterlage. Denn allerdings wird eine solche Gemeinsamkeit der Erfindung da am leichtesten Platz greifen, wo sie von der gemeinsamen kunstsinnigen Kritik eines überlieferten älteren Ideals ausgeht und an diesem ihren natürlichen Anhalt findet. Oft ist dann ein solches Erfinden nur ein Fortbilden und freies Umarbeiten. In diesem Sinne scheint es durchaus bedeutsam, dass Plinius jene Bildwerke, mit denen die oft genannten Künstlerpaare die Kaiserpaläste schmückten, als signa probatissima bezeichnet. Ein p r o b a t u m signum ist bei Plinius durchaus ein allgemein anerkanntes, „erprobtes" Kunstwerk, ein Werk, das bereits die Feuerprobe der öffentlichen Meinung bestanden hat; wie denn in unserer Stelle selbst sogleich der folgende Satz: „Agrippae Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis, et Caryatides in columnis templi ejus p r o b a n t u r inter pauca opera, sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata" diesen engeren Sinn des probari augenscheinlich darthut. Bedenken wir nun, wie gerade aus diesen Zeiten fast alle jene Nachbildungen griechischer Werke stammen, die heutzutage in unseren Museen stehen, wie können wir da über den Sinn dieser signa probatissima noch irgend in Zweifel sein? Der Selbstständigkeit freier Erfindung geschieht damit kein Eintrag. Der vatikanische Laokoon wird dadurch eben so wenig zu einer blossen Copie erniedrigt, wie Phidias und Polyklet Copisten sind, wenn sie in ihren Zeus- und Hereidealen sich an die bereits vorhandenen älteren Typen derselben anschliessen.

Dass sich dann aber so gar keine andere Laokoonsbildungen nachweisen lassen? Keine Reste und Nachklänge der abweichenden älteren rhodischen Erfindung?

Mir scheint, nun gewinnt das bekannte Farnesische Kolossalfragment, jetzt in einem der Höfe des Museo Borbonico, auf einmal eine

unerwartete Bedeutung. Die nach links geneigte Wendung des Kopfes, und ihr kolossaler Massstab lässt dieselbe nicht füglich als eine Copie der vatikanischen Gruppe erscheinen, sondern weist entschieden auf eine andere Grundlage. Welcker hat dieses Fragment in der dritten Ausgabe von O. Müller's Archäologie Seite 160 auf Kapaneus gedeutet. Dem würde durchaus widersprechen, dass Pirro Ligorio (vergl. Winckelmann VI, I, 106) und Flaminio Vacca (vergl. Welcker, Bonner Kunstmuseum 2te Ausg. S. 14. Note) von dazu gehörigen Schlangen berichten. Der Tod des Kapaneus ist zwar auf Gemmen und Reliefs darstellbar, nicht aber füglich als Statue. Wer weiss, wie jenes argivische Weihgeschenk zu Delphi, das den Kapaneus darstellte (Pausanias X, 10, 2), mag ausgesehen haben? Jedenfalls widerstrebt es dem fest auf sich beruhenden, gediegen in sich abgeschlossenen Wesen der freien statuarischen Bildung, über sich selbst hinauszuweisen und ihr Grundmotiv lediglich der ergänzenden Phantasie des Beschauers zu überlassen. Und das hätte doch hier eben so wie in dem bekannten Albanischen Relief in Bezug auf den tödtenden Blitzstrahl geschehen müssen.

Hermann Hettner.

Essai sur l'histoire des Arabes avant l'Islamisme, pendant l'époque de Mahomet, et jusqu'à la réduction de toutes les tribus sous la loi musulmane par A. P. Caussin de Perceval, professeur d'arabe au collège royal de France et à l'école spéciale des langues orientales vivantes. Tome I—III. Paris. Firmin Didot. 1847 und 1848 in 8.

Dieses Werk ist die Frucht vieljähriger Studien eines ausgezeichneten Orientalisten, welcher erst in diesen Tagen zum Mitgliede der französischen Akademie der Inschriften gewählt wurde. Es umfasst nicht nur, wie der Titel anzeigt, die Geschichte der Araber bis zu ihrer gänzlichen Bekehrung zum Islam unter Omar, sondern auch die meisten Legenden und Sagen, welche mit derselben verflochten sind, oder welche sie so häufig ersetzen müssen. Die Aufgabe des Herrn Verf. war demnach eine sehr schwierige, denn waren ihm auch Pococke, Sale, Schultens, Eichhorn, Rasmussen, Reiske, de Sacy, Fresnel und Andere, in der Behandlung einzelner Perioden oder Theile der vorislamitischen Geschichte der Araber vorausgegangen, so hatte doch kein Orientalist die Urgeschichte sämmtlicher Stämme von ihrem ersten

Auftauchen auf dem historischen oder mythischen Boden, bis zu ihrer Verschmolzung in das grosse mohammedanische Reich verfolgt und, so weit die Quellen reichen, zu einem organischen Ganzen geordnet. Leichter war dem Verf. der Theil dieses Werks, welcher das Leben Mohammed's und die darauf folgende Periode umfasst, nicht bloss wegen der zahlreichen Vorarbeiten, von denen ihm überigens, wie er in der Vorrede erklärt, die in deutscher Sprache verfassten unzugänglich waren, sondern auch weil hier die Quellen so reichlich fliessen, dass der Historiker eben so grossen Ueberfluss an Material vorfindet, als er in Betreff der heidnischen Araber daran Mangel leidet. Indessen stösst der Bearbeiter der ersten Geschichte des Islams trotz der Fülle des Stoffes und überreichen Quellen auf Schwierigkeiten anderer Natur, deren Beseitigung, wie Ref. scheint, und wie er in der Folge durch mehrere Beispiele darthun wird, dem gelehrten Verf. nicht vollständig gelungen ist. Diese Schwierigkeiten bestehen einerseits in einer passenden Auswahl unter der Masse des Materials, und andrerseits in kritischer Sichtung desselben und einer genauen Scheidung der geschichtlichen Thatsachen von den später oder gleichzeitig erdichteten Sagen, Legenden und sogar Lügen. Wie unzuverlässig die arabischen Autoren in dieser Beziehung sind, sogar in den Partien, wo gar keine Collision zwischen Glauben und Kritik stattfindet, ist bekannt. Selbst Ibn Chaldun, dem der Verf. mit besonderer Vorliebe folgt, ist trotz den gesunden, in seinen Prolegomenen entwickelten Theorien, doch in der Praxis ganz unkritisch, hie und da ein gewandter Compilator, grösstentheils nur ein ganz gewöhnlicher Plagiator. In dem zweiten Bande der Chalifengeschichte des Ref. sind mehrere Belege zu diesem allerdings harten Urtheile geliefert worden. Hier nur noch ein Beispiel von dessen Ungenauigkeit, aus dem zur Genüge hervorgehen wird, wie wenig auch auf genealogische Angaben dieses Autors zu bauen ist: Im vierten Bande seiner Geschichte (f. 156 r. der Leidener Handschrift) wird Boghrachan Harun, der erste türkische Chakan, welcher den Samaniden die Provinz Buchara entriss, ein Sohn des Farchan Ali Ibn Musa Ibn Abd Alkarim Sabak genannt. Als dessen Nachfolger nennt er seinen Bruder Jlek Chan Suleiman, der nach Ibn Athir Abu Nassr Ahmed Ibn Ali hiess. Derselbe Autor schreibt dann in der Geschichte der Samaniden: (f. 134 r.) „Der Chakan der Türken im Lande Kaschgar und Saghun, bis an die Grenze von China, war Harun, mit dem Beinamen Boghrachan Ibn Suleiman Jlek Chan" u. s. w. Dieser Stelle zufolge wäre also Boghrachan ein Sohn des Jlek Chan. Dann liest man wieder in dessen Geschichte der Gaznawiden (f. 139 r.)

„Ilekchan herrschte nach Boghrachan über Kaschgar, Staghun und die türkischen Völkerschaften und er gelüstete nach den Ländern des Emir Nuh (des Samaniden) wie sein Vater (Boghrachan) gelüstet hatte", wornach also Jlekchan ein Sohn des Boghrachan wäre *). Wenn ein Autor sich solcher Widersprüche bei historischen Personen des vierten Jahrhunderts der Hidjrah schuldig macht, welches Vertrauen verdienen seine Angaben über die Abstammung biblischer Personen oder älterer untergegangener Stämme? Doch nun zur Sache. Der erste Band dieses Werkes, mit dem wir uns hier allein beschäftigen wollen, indem wir jedem der folgenden einen besondern Aufsatz zu widmen gedenken, enthält 424 Seiten und ist in drei Bücher eingetheilt. Das erste Buch behandelt, nach einem kurzen Ueberblicke über die geographische Eintheilung Arabiens, diejenigen arabischen Stämme, welche nach den Berichten mohammedanischer Autoren entweder ganz untergegangen sind oder wenigstens aufgehört haben, als selbstständige Völkerschaften eine Rolle zu spielen. Die wichtigsten darunter sind die Aditen, Thamuditen, Amalekiten, so wie die Stämme Tasm und Djadis. Die Grundgeschichte dieser Völkerschaften, oder besser die Mythen, welche von denselben erzählt werden, sind längst auch in Europa bekannt. Auf diese Sagen irgend historische Folgerungen bauen zu wollen, ist mehr als Kühnheit. Dies sieht wohl der Verf. selbst ein, der jedoch der Versuchung nicht widerstehen konnte, sie wenigstens daran zu knüpfen. So sollen zum Beispiel die Aditen (S. 12), mehr als 2000 Jahre vor Christi Geburt, einen Einfall in das babylonische Reich gemacht haben, weil Ibn Chaldum berichtet, Schadad, der Sohn Ads, habe Jrak unterworfen und sei als Sieger bis nach Indien vorgedrungen. Dieselben sollen auch mit den Hycsos identisch sein, welche ungefähr um dieselbe Zeit Egypten eroberten. Weil in dieser Sage die ersten Aditen im Thale von Mekka den Himmel um Regen anflehen und daselbst Amalekiten antreffen, nach arabischen Berichten aber dieses Thal erst nach dem Tode Ismael's bewohnt ward, so müssen die Aditen nothwendigerweise zur Zeit Ismail's noch nicht ausgerottet gewesen sein. Weil ferner Lokman und seine Nachkommen 1000 Jahre über die zweiten Aditen geherrscht und diese von Jarob Ibn Kahtan unterjocht wurden, so musste dieser ungefähr im 8. Jahr-

*) Das Richtige ist, wie Ref. im dritten Bande seiner Chalifengeschichte darthun wird, dass Jlekchan ein Bruder des Boghrachan war, nicht dessen Sohn wie ihn H. v. Hammer in seinem Gemäldesaal (IV. 111) nennt. Auch war Boghrachan ein Enkel und nicht „ein Neffe und Nachfolger Musas", wie ihn derselbe Autor in seiner Geschichte der Osmanen (Bd. I. S. 7) bezeichnet.

hunderte der Hidjrah gelebt haben. Ist aber der ganze Besuch von Mekka, um an dieser heiligen Stätte zu beten, mehr als eine Fiction und die tausendjährige Regierung der Nachkommen Lokman's, oder nach einigen gar Lokman's allein, eine nur irgendwie auf chronologischer Basis beruhende Angabe? Nicht minder fabelhaft sind die Berichte der Araber über die Amalekiten, welche Egypten erobert und noch zu Josefs Zeit dieses Land beherrscht haben sollen. Der Legende von den Thamuditen glaubt der Verf. einen biblischen Ursprung anweisen zu können. Sie sollen mit den Horitern indentisch sein, welche auf dem Gebirge Seir wohnten, weil auch von ihnen erzählt wird, dass sie ihre Wohnungen in den Felsen der Gebirge von Hidjr gehauen, auch soll der biblische Kedor Leomer, welcher die Horiter schlug (Genesis XIV. 6), mit dem arabischen Codar al-ahmar (Kodar der Rothe) zusammenhängen, welcher das von dem Propheten Salih hervorgerufene Kameel lähmte und wegen dieses Verbrechens den Untergang der Thamuditen herbeiführte. Aber abgesehen von der auch dem Verf. nicht entgangenen Verschiedenheit der Zeit, welche für diesen Vorfall in der Bibel und in den arabischen Quellen angegeben wird, zerstört auch die Bibel selbst diese Hypothese, da nach Deutronomium II. 12. die Horiter von den Söhnen Esaus vertrieben wurden, während die Thamuditen durch ein Erdbeben umgekommen sein sollen. Uebrigens kann, wie de P. richtig bemerkt, von einem gänzlichen Untergange dieser Völkerschaft nicht die Rede sein, da sie nicht nur von Diodorus und Ptolomäus als noch existirend genannt wird, sondern auch in der im fünften Jahrhunderte n. Chr. verfassten „notitia dignitatum utriusque imperii", noch „equites Saraceni Thamudeni" als Hilfstruppen der egyptischen Gouverneure vorkommen. Gleiche Bewandtniss mag es mit dem Stamme Djadis haben, so dass wenn auch die Vermuthung Fresnel's (journ. asiat. 1840. II. 193), dass dieser Stamm unter den Ιολισῖται (oder wahrscheinlich Ιοδισῖται) des Ptolomäus zu verstehen sei, gegründet ist, man doch nicht mit Bestimmtheit daraus schliessen kann, dass Hasan Ibn Tobba nicht vor 125 n. Chr. regiert haben kann, denn wenn auch gesagt wird, dass dieser Fürst von Jemen sie vertilgte, so kann dies auch nur bedeuten, dass er sie unterjochte und einen Theil derselben erschlug.

Das zweite Buch (S. 39—160) umfasst die Geschichte der Kahtaniden oder der im südlichen Arabien ansässigen Völkerschaften bis zur Unterjochung von Jemen durch die Perser. Dass Jarob nicht ein wirklicher Sohn des Kahtan oder des biblischen Joktan war, versteht sich von selbst, ob ihn aber die Araber nicht wirklich als solchen bezeichnen, ist

eine andere Frage, die man in Erwägung ihrer sonstigen unkritischen und mährchenhaften Behauptungen eher bejahen als verneinen möchte. Den Namen Sabäer, welchen die Araber den Nachkommen des Abdschems beilegen, weil dieser den Beinamen Saba führte, will H. C. de P. auch auf die seiner Väter Jachdjob und Jarob ausdehnen, weil in der Bibel Saba als ein Sohn Joktans genannt wird. Er glaubt daher auch Abdschems sei nur die Personification der Abkömmlinge von Saba. Bei Gelegenheit der Sabäer bemerkt der Verf., dass die Araber unter diesem Namen wahrscheinlich auch eine andere von Ham und Kusch abstammende Völkerschaft verstehen, welche die Bibel סבא nennt, während die Sabäer, welche Nachkommen des Sem und Joktan sind, שבא (Schewa) heissen. Erstere werden sowohl in den Psalmen (LXXII. 9. 10) als bei Jesaias (XLIII. 3. u. XLV. 14) neben den Aethiopiern genannt; der Verf. schliesst daraus (mit Recht), dass sie einen andern Wohnsitz als die gleichfalls von Kusch abstammenden Aethiopier hatten, und zwar, dies ist jedoch nur Vermuthung, dass sie auch wie die Scheba im glücklichen Arabien wohnten. In der einen Stelle des Propheten werden die Seba als Männer von hohem Wuchse bezeichnet, dann ist von denselben keine Rede mehr. Nimmt man noch hinzu, fährt der Verf. in seinen Deductionen fort, dass nach Ludolf's ziemlich begründeter Ansicht das Königreich Abyssinien von einer arabischen Kolonie gegründet worden, so gelangt man zum Schlusse, dass die Aditen, welche auch von riesenhaftem Wuchse und nach einigen Autoren Söhne des Ham und Kusch waren und plötzlich aus Arabien verschwanden, nichts Anderes als die Seba sind, und dass also die Abyssinier aus einer Mischung von arabisch kuschitischem und afrikanisch kuschitischem Geschlechte sind. Da endlich die Auswanderung der Aditen oder Seba, in Folge eines Sieges des Kahtaniden Jarob, erst nach Jesaias statt gefunden hatte, welcher in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts vor Chr. weissagte, so passt dies ganz gut zur frühern Behauptung, dass die Aditen gegen die Mitte des 8. Jahrh. vor Chr. aus Arabien verschwanden, und dass Jarob's Regierung ohngefähr in der Mitte des 8. Jahrh. vor Chr. begann. Wir bedauern, dass dieser ganze Aufwand von Geist und Scharfsinn, welcher auch der ganzen spätern Chronologie der Könige von Jemen zur Grundlage dient, entweder ganz zwecklos ist, oder zu einem ganz andern Resultate führt, wenn man, was unter den meisten protestantischen Bibelforschern Deutschlands längst ausgemacht ist, weiss, dass die genannten Stellen des Jesaia sich in Kapiteln befinden, die nur seinen Namen führen, in der That aber erst gegen das Ende des Exils, ungefähr um die Hälfte

des 6. Jahrh. vor Chr. von einem andern Propheten geschrieben wurden. Für uns unterliegt es daher keinem Zweifel, dass entweder die Seba mit den Aditen Nichts gemein hatten, oder dass sie nicht vor der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. Arabien verliessen und folglich Jaroh, ihr Besieger, und mit ihm die ganze Reihe seiner Nachfolger mehr als ein Jahrhundert später regierten als der Verf. annimmt. Damit verliert auch eine andere, nicht minder gewagte Vermuthung des Verf., wonach der Tobba Afrikus, der nach arabischen Berichten die Provinz Afrikija eroberte, kein anderer als der Sittius wäre, welcher im Jahre 46 v. Chr., während des Krieges zwischen Cäsar und Juba, in das Gebiet des letztern einfiel, ihre beste Stütze; denn nur nach obiger Berechnung fällt die Regierungszeit des Afrikus in die erste Hälfte des letzten Jahrh. v. Chr. Doch wir wollen lieber die Identität der Seba und Aditen aufgeben und mit Josephus sowohl, als mit den neuern Bibelforschern Meroe, als den Sitz der Seba annehmen, dann können wir die von dem Hrn. Verf. aufgestellte Tabelle adoptiren, welche gleich bei der folgenden Regierung durch einen griechischen Autor einige Bestätigung erhält. Auf Afrikus folgte nämlich sein Bruder Dsu-l-Adsar (im Genitiv Dsi-l-Azar), dessen Regierung nach dieser Tabelle sich bis über das J. 23 v. Chr. erstreckt haben mochte, und auch Strabo nennt den Fürsten von Jemen zur Zeit der Expedition des Aelius Gallus (im Jahre 24 v. Chr.) Ilasar. Mit voller Gewissheit lässt sich übrigens nicht nachweisen, dass Dsu-l-Adsar darunter gemeint ist, es könnte auch eine Corruption von Lischra oder Elischra sein, welcher der Nachfolger des Dsu-l-Adsar war, oder noch eher des Jasir oder El-jasir, Enkel des Dsu-l-Adsar. Der Verf. verfolgt dann die Geschichte, oder besser die verschiedenen Sagen, welche über die Könige von Jemen unter den Arabern kursiren und die grösstentheils schon von de Sacy im 50. Band der Mem. de l'acad. mitgetheilt worden, bis zur Eroberung dieses Landes durch die Abyssinier, welche er in das Jahr 525 n. Chr. setzt. Hierauf folgt (S. 135) zum erstenmale, nach Ibn Chaldun, ein Verzeichniss der Fürsten von Hadhramaut, das aber wenig mehr als Namen bietet und das der Verf. selbst unsicher und unvollständig nennt.

S. 138 wird dann die Geschichte von Jemen bis auf Badsan, dem letzten persischen Statthalter dieser Provinz, der sich zum Islam bekehrte, fortgesetzt. Diese Epoche ist längst bekannt und gleichfalls von de Sacy näher beleuchtet worden, doch weicht der Verf. in chronologischer Beziehung von Letzterm ab. Dem Hamza Issfahanij folgend, setzt de Sacy den Sturz der Abyssinier vom Throne Jemens in das 30. Lebensjahr Mohammed's, also ohngefähr in das Jahr 601, während H. C. de P. diese

Begebenheit in das Jahr 575 setzt, gestützt auf das Zeugniss der Araber, dass sie sich noch unter Kosru Anuschoiwan zutrug, und dass Mohammed's Grossvater, welcher dem Jemeniden Dsu Jezen zur Besiegung der Abyssinier Glück wünschte, in demselben Jahre wie Nuschirwan starb. Wir werden auf diese Frage später bei der Besprechung des zweiten Bandes dieses Werkes zurückkommen und wollen hier nur noch bemerken, dass der Verf. auch in Betreff der Dauer der Regierung Ariat's und seiner beiden Nachfolger von den Ansichten de Sacy's abweicht. Ariat soll nämlich von 525—537, Abraha von 537—570, Jaksum von 570 bis 572 und Masruk von 572—575 regiert haben; da indessen die Herrschaft der Abyssinier in Jemen 72 Jahre gedauert haben soll, so nimmt er an, dass dieses Ende nicht von dem Tode des Masruk und dem Siege des Seif Dsi Jesen gerechnet wird, sondern von dem zweiten Einfalle des Persers Wahraz in Jemen, welcher die Abyssinier, die sich wieder gegen die Himiariten empört hatten, gänzlich ausrottete. Diese zweite Expedition soll, damit die 72 Jahre herauskommen, im Jahre 597, also 22 Jahre nach der ersten, und zwar unter Führung desselben Wahraz, stattgefunden haben. (??)

Das dritte Buch, welches die Geschichte der Stadt Mekka und der Araber aus dem Geschlechte Adnan enthält, beginnt (S. 160) mit Ismail und erstreckt sich bis zur Auswanderung des Propheten nach Medina. Nach muselmännischer Tradition war das Thal von Mekka die Wiege des arabisch-ismaelitischen Geschlechts, was aber der Verf. nur von den Nachkommen Adnans, den er mit Recht als einen spätern Sprössling Ismael's betrachtet, gelten lässt, da ja nach der heiligen Schrift die ältern ismaelitischen Geschlechter sich in den nördlichen Theilen der arabischen Wüste niederliessen. Von den unter den Arabern kursirenden Sagen über Ismael und Abraham, welche grösstentheils aus der Bibel entnommen sind, will der Verf. nur die anführen, welche den Charakter wirklicher arabischer Legenden haben; indessen findet sich in seiner Darstellung Manches, das, wenn auch nicht der Bibel, doch der jüdischen Tradition angehört und, wie Ref. in seinen „muselmännischen Legenden" dargethan, ohne Zweifel den Arabern von den zum Islam übergegangenen gelehrten Juden mitgetheilt wurde. So (S. 162) die Sage über Abraham's allmählige Erkenntniss des wahren Gottes, der zweimalige Besuch (S. 167), den Abraham seinem Sohne abstattet, und dergleichen mehr. Nach der Geschichte Ismael's folgt die seines Sohnes Nabit und der Streitigkeiten zwischen den Ismaeliten und den Djorhomiten und Amalekiten, worüber schon Fresnel Ausführliches mitgetheilt hat. Von den weitern Nachkommen Ismael's über

Nabit und Keidar hinaus schweigt selbst die Sage, wahrscheinlich weil auch diese Namen ihnen nur durch die Bibel bekannt waren, welche auch nichts Weiteres enthält.

Die Genealogen machen dann einen Sprung bis auf Adnan, dessen Geburt wahrscheinlich in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. fällt, den aber die Sage zu einem Zeitgenossen des Nebukadnessar macht, der ihn besiegt. Doch entreissen die Propheten Jeremias und Barahjah dessen Sohn Maad der Wuth des Siegers, er kommt wieder nach Mekka und verschwägert sich auch, wie einst Ismael, mit den Djorhomiden. Betrachtet man diese Sage mit nüchternen Augen, so scheint sie erdichtet, um die Ahnen Mohammed's zu verherrlichen und das Schlimme das die Weissagungen der Propheten Jesaias und Jeremias gegen die Ismaeliten im Allgemeinen enthalten, von dem Geschlechte Mohammed's abzulenken, das ja von letzterm Propheten selbst gerettet ward. Der Verf. will aber doch einen historischen Grund darin finden: Die Nachkommen Ismaels sollen wirklich, wie Jeremias geweissagt, von Nebukadnessar nicht nur geschlagen, sondern fast gänzlich ausgerottet worden seyn, und erst nach Jahrhunderten sollen die Sprösslinge irgend eines verschont gebliebenen schwachen Zweigs aus diesem Geschlechte wieder als Stamm hervorgetreten seyn, so dass Adnan und Maad als Personifikation der übrig gebliebenen Ismaeliten anzusehen wäre. Mit Adnan beginnt eigentlich erst die Geschichte und sichere Genealogie der Ahnen Mohammed's, obgleich auch hier noch manche Sage mit eingeflochten wird und nicht zu verkennen ist, dass vieles erdichtet wurde, um Mohammed's Stammväter zu erheben und ihnen ein Recht auf die Herrschaft über Mekka zu vindiciren. Wie Ismael, obgleich ein Fremdling in Arabien, doch durch die für ihn sprudelnde Quelle Semsem und durch seine Heirath mit den Djorhomiden seinen Nachkommen ein Recht auf den Besitz von Mekka verleiht, so wiederholt sich diese Vermählung nicht nur bei Maad, dem Sohne Adnans, ebenfalls mit den zu seiner Zeit noch herrschenden Djorhomiden, sondern auch wieder bei Kussei, welcher eine Tochter Huleil's, des letzten Fürsten aus dem Geschlechte der Chuzaiten heirathet. Um jedoch gar keine Spur von einer Usurpation an Kussei haften zu lassen, erdichten die Einen, dass Huleil vor seinem Tode seinen Schwiegersohn förmlich zu seinem Nachfolger eingesetzt habe, während Andere den Abu Ghubschan, Sohn und legitimen Nachfolger Huleil's, als einen Schlemmer darstellen, der seine Rechte für Wein an Kussei verkauft habe. Eine andere Tendenz bei dieser Geschichte der Nachkommen Adnan's, auf welche der Verf. eben so wenig als auf die eben

angegebene aufmerksam macht, ist die, alle Seitenzweige auf irgend eine Weise ihrer Rechte an die Herrschaft oder die Verwaltung des Tempels, zu berauben. Die Söhne Akk's, eines zweiten Sohnes des Adnan, sollen sich ganz mit den Jemeniden verschmolzen haben. Die Nachkommen des Konos, Bruder des Nizar, liessen sich im westlichen Irak nieder, wo sie bald aufhörten einen eigenen Stamm zu bilden. Auch die Söhne Nizars, mit Ausnahme des Mudhar, von dem Mohammed abstammt, wandern aus, dessgleichen die Söhne Aylan's, Bruder des Elias und die Asad's, Bruder des Kinana.

Erst bei den Nachkommen des Kussei wird endlich zugegeben, da diess der Zeit des Islams zu nahe lag, um geleugnet werden zu können, — dass eigentlich die Söhne des Abd Aldar die rechtmässigen Nachfolger der Prärogative des Kussei waren, doch war das Ansehen der Söhne des Abd Monaf (Stammvater Mohammed's) so gross, dass die Kureischiten sie ihnen verliehen, und als desshalb zwischen den beiden Geschlechtern ein Krieg auszubrechen drohte, wurden die verschiedenen Prärogative getheilt. Auf dieses Geständniss folgen jedoch wieder in der Geschichte des Abd Almuttalib manche Entstellungen, und als Grossvater Mohammed's hat die Sage auch **ihn** schon mit manchen Wunderthaten ausgestattet. Eine Stimme vom Himmel entdeckt ihm den verschütteten Semsembrunnen und die von dem letzten Djorhomidenfürsten begrabenen Kostbarkeiten und als ihm diese Quelle streitig gemacht wurde, und er mit seinen Gegnern durch die Wüste reiste, um eine **Cahina** als Schiedsrichterin zu vernehmen, entdeckte er eine neue Quelle in der Wüste, wodurch seine Gegner überzeugt wurden, dass Gott **ihm** die Zemzemquelle geschenkt. Alle diese, schon von **Gagnier** und andern wiederholten Sagen, bis zur Geburt Mohammed's, wiederholt der Verf. ohne die geringste kritische Bemerkung, eben so darauf die in dasselbe Jahr fallende missglückte Expedition des Abraha. Auch das Leben Mohammed's, so weit es in diesem Bande geführt wird, hat der Verf. ganz nach arabischer Weise, in bunter Mischung von geschichtlichen Thatsachen und erdichteten Sagen, dargestellt, nur bei einzelnen, zu weit ausgeführten Legenden, wie die nächtliche Reise Mohammed's, auf **Gagnier** verwiesen, hingegen, trotz der reichen Quellen die ihm zu Gebote standen, doch manche nicht unwesentliche Einzelnheiten unberührt gelassen. So z. B., dass Mohammed längere Zeit ein Hirtenleben führte, dann, noch ehe er in den Dienst Hadidja's trat, in Gemeinschaft mit **Saib** Handel trieb und die Messe von Hajascha besuchte. Hier ward er mit einem Neffen Hadidja's bekannt, der ihn seiner Tante empfahl. So wird auch

(S. 402) ganz einafck erzählt, wie ein Theil der nach Abyssinien geflüchteten Mohammedaner in ihr Vaterland zurückkehrten, weil sich das Gerücht verbreitete, die Mekkaner haben sich zum Islam bekehrt, ohne dass die historisch-wichtige Veranlassung zu diesem Gerüchte (vergl. des Ref. Mohammed S. 57) angegeben wird. Wir glauben daher, dass der Verf. diesen Theil seines Werkes, der auch den Franzosen durch Gagnier und Noel des Verger's Leben Mohammed's zur Genüge bekannt ist, da er denselben weder durch neue bedeutende Thatsachen bereichert, noch durch kritische Bemerkungen aufgeklärt hat, etwas kürzer hätte zusammenfassen sollen. Indessen weicht er in chronologischer Beziehung von allen seinen Vorgängern ab, indem er der Ansicht ist, die Araber haben bis zur letzten Pilgerfahrt Mohammed's kein reines Mondjahr gehabt, während alle andern Orientalisten der entgegengesetzten Ansicht sind, welche namentlich de Sacy im 48. Bande der Mem. de l'Acad. gerechtfertigt hat. Der Verf. hat bekanntlich schon im Journ. Asiat. (Avril 1843) einen grössern Aufsatz erscheinen lassen, in welchem er darzuthun sucht, dass die Araber bis zum zehnten Jahre der Hidjrah jedes dritte Mondjahr zu einem Schaltjahre machten, das heisst es aus dreizehn Monaten bestehen liessen. Dieses Schaltjahr hatten die Araber von den Juden abgesehen und es nach Mohammed Djarkasi ursprünglich darum angenommen, weil sie gerne den Monat der Pilgerfahrt auf die Zeit festsetzten, wo die Feldfrüchte eingesammelt und die Reisevorräthe leicht zu erhalten sind. Das Bestehen eines solchen Schaltjahrs im südlichen Arabien und Medina kann und will auch de Sacy nicht läugnen, da es ausser dem genannten Autor auch von Masudi, Makrizi, Abulfeda und andern Spätern zu bestimmt versichert wird und nicht anzunehmen ist, dass sie etwas Aehnliches rein erfunden haben sollten. de Sacy bekämpft hauptsächlich nur die Ansicht derjenigen, welche behaupten dieser Gebrauch habe auch bei den Arabern vom Hedjas und zwar bis zum zehnten Jahre d. H. bestanden, und sei erst von Mohammed (Koran IX. 37 u. 38) abgeschafft worden. In dieser Behauptung stützt sich de Sacy mit vollem Rechte auf das Zeugniss der besten Lexicographen, Firuzabadi und Djauhari, auf die berühmtesten Koranausleger: Beidhaw und Djelal Eddin, so wie auf die ältesten Chronikschreiber Ibn Ishak, welche, bei Erwähnung der angeführten Koransverse und der darauf bezüglichen Rede Mohammed's immer nur von dem Verbote die Heiligkeit des Moharrem auf Safar zu verschieben reden, von einem Schaltjahre aber keine Erwähnung thun. Gegen den Unterschied welchen de Sacy, um Masudi und die ihm

folgenden Autoren zu erklären, zwischen den Arabern von Hedjas und den übrigen Bewohnern der Halbinsel macht, zu widerlegen, wendet der Verf. ein, dass dann das Fest der Pilgerfahrt hätte zu verschiedenen Zeiten gefeiert werden müssen, was doch unwahrscheinlich und was durch die Erscheinung von Pilgern aus Medina zur Zeit Mohammed's widerlegt wird, eben so scheint die Messe von Okkaz von allen Arabern im Monate Dsu-l-Kaadah besucht worden zu seyn, übrigens beruht auch der Beweis den de Sacy hiefür aus Makrizi aufführt, auf einem Schreibfehler, da bei Albiruni, aus welchem diese Stelle des Makrizi entlehnt ist, von den Indiern und nicht von den Medinensern die Rede ist. Wenn wir aber auch hierin H. de P. beistimmen, so können wir doch nicht annehmen, dass die Araber bis auf Mohammed ein Schaltjahr hatten, sondern glauben, dass, da ursprünglich dieser Gebrauch nur darum eiegeführt ward, damit das Pilgerfest in den Herbst falle, er auch wieder abgeschafft wurde sobald diess nicht mehr der Fall war. Wenn also, wie der Verf. annimmt, die Araber etwa 220 Jahre vor Mohammed anfingen, jedem dritten Jahre einen Monat einzuschalten, so war doch das Pilgerfest 100 Jahre vor der Hidjrah schon wieder im Juni, weil drei Sonnenjahre drei Tage und einige Stunden mehr ergeben als drei Mondjahre von 37 Monaten. Es lässt sich freilich nicht nachweisen, wann diese Schaltjahre aufgehört haben, andererseits hat aber auch de Sacy schon bemerkt, dass wenn sie wirklich bis zum 10. Jahre fortgedauert hätten, Mohammed sowohl im Koran als in seiner von Ibn Ishak angeführten Rede sich ganz anders und viel deutlicher hätte ausdrücken müssen, um wieder ein reines Mondjahr einzuführen. Wir glauben aber noch folgende Punkte gegen die Meinung unsers Verf. geltend machen zu können:

1) In sämmtlichen Biographien Mohammed's, wo alle seine Worte und Thaten grösstentheils mit Angabe der Jahre und Monate, häufig sogar der Tage, bezeichnet sind, findet sich nicht ein einziges mal eine Erwähnung von einem Schaltmonate, welcher Nasi geheissen haben soll. Soll es reiner Zufall seyn, dass sich während der ganzen Lebenszeit Mohammed's, das heisst in 20 Schaltmonaten die in seinem Leben vorkamen, gar nichts ereignet habe das verdient hätte, der Nachwelt aufbewahrt zu werden?

2) Wären, wenn wirklich die Schaltjahre bis zum 10. Jahre fortgedauert hätten, nicht zuverlässige Traditionen vorhanden über die Art wie die Araber die Mond- und Sonnenjahre in Einklang zu bringen suchten? und fände in Betreff des Einschaltens eine solche Verschiedenheit

der Ansichten statt, dass die Einen behaupten sie haben jedem dritten Jahre einen Monat hinzugesetzt, die Andern, neun Monate in einem Cyclus von 24 Jahren, wieder Andere, sieben Monate in 19 Jahren?

3) Mohammed war nach sämmtlichen Quellen, so sehr sie auch über sein Alter und über den Tag im Monate differiren, an einem Montage geboren, dies war nach de Sacy's Berechnung am 20. April 571. Nach des Verf. System war Mohammed den 29. August 570 geboren, welcher ein Donnerstag war.

4) Nach einer alten Tradition fasteten die Juden ihren Jom Kipur als Mohammed nach Medina kam. Nimmt man an, dass die Araber damals reine Mondjahre hatten, so fällt Mohammed's Ankunft, nach der Tradition, welche den 8. Rabia-l-Awwal angibt, auf den 20. September, an welchem in der That die Juden damals ihren Jom Kipur feierten. Nach C. de P. System hingegen fällt Mohammed's Ankunft nach Medina in den Monat Juli. Diesen Einwurf hat Ref. schon in seiner Vorrede zum Mohammed angeführt. Er ist auch dem Hrn. Verf. zu Ohren gekommen, vermochte ihn aber nicht von seiner Meinung abzubringen. Er erwiedert darauf, dass Erstens die meisten Autoren nicht den 8., sondern den 12. Rabia-l-Awwal als den Tag von Mohammed's Ankunft in Medina angeben, und Zweitens, dass in der angeführten Tradition nicht gesagt ist, dass die Juden gerade am Tage der Ankunft Mohammed's nach Medina ihren Fasttag feierten. Der Text lautet: „ruvia anna rasula-l-lahi lamma kaddama-l-Madinata wadjada Jahudaha jassumuna aaschuran.“ Hr. C. de P. übersetzt diese Stelle: „Lorsque le prophète fut venu à Medine, il trouva que les juifs de cette ville (ou de son territoire) faisaient (avaient coutume de faire) le jeune d'achoura.“ Man sieht wie der Verf. sich abmüht, um einen Sinn herauszubringen der sein chronologisches System nicht umstösst; diess mag ihm bei französischen Lesern gelingen, doch ist auch zu seiner Uebersetzung zu bemerken, dass „kaddama“ eher „vint“ oder „arriva“ als „fut arrivé“ bedeutet. Jeder unbefangene Leser dieser Stelle wird sie folgenderweise übersetzen: Es wird berichtet: als der Gesandte Gottes nach Medina kam, traf er die Juden der Stadt den Aschur fastend. Das Wort „wadjada“ finden, treffen, bezeichnet die gegenwärtige Handlung, so wie „kaddama“ die Zeit der Ankunft. Hr. C. de P. setzt erläuternd hinzu: Le sens des expressions du texte est que ce fut dans les commencements de son séjour à Medine que Mahomet vit pour la première fois les juifs observer le jeune d'Achoura et connut l'existence de cet usage pieux.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

C. de Perceval histoire des Arabes.

(Schluss.)

Wäre diess aber der Sinn dieser Stelle, so würde es heissen: Als der Prophet in Medina war, hörte er etc. Ist aber einmal zugegeben, dass Mohammed am Fasttage nach Medina gekommen und finden wir auch nur einen Autor der ein Datum angibt, welches damit übereinstimmt, so müssen wir es für das Richtige halten und die Angaben anderer Araber ohne Weiteres verwerfen. Uebrigens verdient auch, abgesehen von dieser Frage, der 8. Rabia-l-Awwal vor dem 12. den Vorzug, oder eigentlich, wie Ref. im „Mohammed" (S. 76, 81 und 412) dargethan, ist höchst wahrscheinlich Mohammed am 8. in Kuba angelangt, das auch, weil zu Medina gehörig, schon Medina genannt werden mochte, wie diess auch bei Abulf. (S. 44 der Ausg. v. N. des Vergers) vorkömmt, und am 12. betrat er die Stadt selbst. Ersteres Datum war richtig ein Montag, wie es von den Arabern bezeichnet wird.

5) Der Schlachttag von Ohod war nach allen Berichten ein Samstag, über den Tag des Monats weichen aber die Angaben von einander ab. Doch nennen alle Quellen, welche dem Ref. zu Gebote standen, entweder den 7. oder den 15. Schawwal. Ersterer entspricht dem 23. März, der wirklich ein Samstag war, Letzterer dem 31., der ein Sonntag war, also nur eine Differenz von einem Tage, die oft vorkömmt und sich leicht erklären lässt, wie diess auch Hr. v. P. selbst beim Todestage Mohammed's thut, den er wie Ref., weil ein Montag angegeben wird, auf den 13., statt auf den 12. setzt, indem er bemerkt: les arabes qui reglaient leurs mois sur l'apparition de la lune, pouvaient facilement etre en retard d'un jour dans la supputation du quantiéme. In dem Jahre der Schlacht von Ohod war nach des Verf. Zeitrechnung der 7. Schawwal ein Dienstag und der 15. ein Mittwoch. Was thut der Verf. nun, um auch diesen schon in der Vorrede gegen sein System geltend gemachten Einwurf, der ihm wahrscheinlich auch mitgetheilt worden, zu entkräften? er setzt die Schlacht von Ohod auf den 11. Schawwal, der nach seinem Systeme ein Samstag war, weil diess nach dem Chamis die Ansicht des Ibn Ishak seyn soll, obgleich er selbst so gut wie Ref.

im Sira Arrasul, wo doch Ibn Ishak's Ansicht besser zu finden ist, als in einer spätern Geschichte, gelesen hat, dass dieser den 15. angibt. Eben so muss er, um den ersten in der Vorrede gemachten Einwurf zu beseitigen, gegen die Ansicht der meisten Autoren annehmen, dass Mohammed bei dem Tode seines Grossvaters schon 9 Jahre alt war.

Neue Beweise für sein System hat der Verf. in diesem Buche nicht angeführt, die im Jour. Asiat. aufgestellten, sind schon in der Vorrede zum Mohammed widerlegt worden. Dass Mohammed bei der letzten Pilgerfahrt 63 Kameele geschlachtet haben soll, beweisst nicht, dass er schon 63 Jahre zurückgelegt hatte, überhaupt scheint das Ganze unverbürgt zu seyn, wie könnten sonst andere Araber ihm ein Alter von 61 oder 65 Jahren beilegen? Wir verlassen daher diesen Gegenstand, da uns ohnebin der Raum zum Schlusse drängt, und bemerken nur, dass Ewald in seiner Anzeige des „Mohammed" sich auch zu Gunsten des de Sacy'schen Systems ausgesprochen und wünschen, dass noch andere Orientalisten dieser Frage ihre Aufmerksamkeit schenken und ihre Ansicht darüber kundgeben möchten. Die Bemühungen des Verf. verdienen immerhin mit Dank anerkannt zu werden, wenn wir auch mit dem Erfolge nicht übereinstimmen können. Ueberhaupt wird dieses Werk einen ehrenvollen Platz unter den Arbeiten europäischer Orientalisten einnehmen, wenn auch vieles darin Enthaltene nicht neu und manches Neue vor einer nüchternen Kritik nicht stichhaltig ist. Besonderes Lob verdient der Verf. durch seine treue Uebersetzung der von ihm benutzten Texte, so wie durch die richtige Schreibart der Eigennamen. Das bedeutendste Versehen in letzterer Beziehung findet sich S. 202, wo es heisst: „Wadia der Sohn Amrs . . . liess sich im Lande Hamadan nieder" dazu in einer Note: „il s'agit sans doute ici du canton de Jaman habité par les Benou-Hamadan, tribu issue de Cahlan; mais la conformité du nom de cette tribu avec celui de Hamadan, ville de la contrée appelée aujourd'hui Curdistan a fait croirè à quelques ecrivains orientaux que la fraction des azdites, dont il est question, avait passé dans le Curdistan etc." Im Kamus findet man aber, dass der Stamm von dem hier die Rede ist, nicht Hamadan sondern Hamdan (wie Salman) hiess.

Grossen Nutzen und viele Bequemlichkeit gewähren dem Leser die genealogischen Tafeln, welche dem ersten Bande dieses Werks beigefügt sind. Die Erste betrifft die Fürsten von Jemen, die Zweite die Nachkommen des Kahlan, die Dritte die Himjars, die Vierte die Fürsten von Hira, die Fünfte die Ghassaniden, die Sechste die Benu Kinda, die Sie-

benle die Sprösslinge des Amr Muzeikija, die Achte das Geschlecht Adnans, die Neunte die Benu Waïl, die Zehnte die Benu Keis und die Elfte die Benu Temim.

Weil.

Dante Allighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. 3 Theile. Zweite vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, 1849.

Wir begrüssen mit Freude diese neue Auflage, weil sie uns beweist, dass das Studium des Dante sich immer mehr in Deutschland ausbreitet und gediegene Arbeiten über die göttliche Komödie immer mehr Bedürfniss werden. Es ist überflüssig, über den Werth der Uebersetzung, der schon allgemein anerkannt ist und auch durch die Nothwendigkeit dieser zweiten Auflage bewiesen wird, noch etwas zu sagen. Der hohe Verf. war, wie er in der Vorrede bemerkt, nicht gewillt einen vollständigen Commentar zu der Göttlichen Komödie zu liefern, sondern hat sich nur auf die Noten beschränkt, ohne welche das schwer zu verstehende Gedicht ungeniessbar seyn würde. Es zeigt sich aber darin ein solcher Schatz von Kenntnissen der damaligen Zeit, Sitten, Wissenschaften, des Glaubens, und besonders die historischen Anmerkungen sind so genau und erschöpfend, dass das Werk für jedes tiefere Studium des Dante unentbehrlich ist.

Ich erlaube mir, die Gelegenheit dieser Anzeige zu ergreifen, um meine bis jetzt gewonnene Ansicht über einen der vielen noch nicht recht aufgeklärten Punkte in der Div. Commedia mitzutheilen, nämlich über die Bedeutung des Virgil. Meistens wird der symbolischen Figur des Virgil ein Sinn untergelegt, der wohl zu einer ganz allgemeinen Erklärung der Göttlichen Komödie passen kann, aber doch vielen einzelnen Stellen derselben, der Art seines Benehmens, der Leitung seines Schülers, seinen Unterredungen, Hoffnungen, seinem Umgang mit den Seelen und den Höllengeistern oft widerspricht. Dadurch hat sich eine peinliche Unklarheit über das ganze Gedicht verbreitet, indem man darin oft etwas ganz Anderes liest, als sich nach den vorgefassten Ideen durch die Commentare und Erklärungsschriften erwarten liess, und dadurch wird natürlich das Interesse an dem Gedicht geschwächt. Ich bin weit entfernt, meine Ansicht und Erklärung für die richtige und für erschöpfend zu erklären. Sie ist das Resultat langer Studien über Dante, und hat

ihren Zweck erreicht, wenn sie neben vielen andern einen Beitrag zum Verständniss der Allegorien gibt.

Virgil's Bedeutung als lateinischer Dichter ging in den ersten christlichen Jahrhunderten unter, als die Geistlichkeit ihren zerstörenden Kampf gegen alle Denkmäler des Alterthums führte. In dem Maass aber als er als Dichter vergessen wurde, entwickelte und befestigte sich eine andere Ansicht von ihm, die aus der römischen Heidenzeit stammte, der Glaube an seine Zauberkraft und übermenschliche Weisheit. Dieser entstand aus der Gewohnheit, in zweifelhaften Fällen seine Gedichte nach Zufall aufzuschlagen, und aus dem Vers, der zuerst in die Augen fiel, eine Art prophetischer Entscheidung über das vorzunehmende Geschäft zu entnehmen (Sortes virgilianae). Je mehr das klassische Latein und alle Dichter aus der goldenen Zeit des Augustus vergessen wurden, je schwieriger das Verständniss des Virgil als reellen Dichters wurde, desto mehr wurde er bei dem zunehmenden Aberglauben, der Unwissenheit und der Neigung zum Wunderbaren in die nebelhafte Region der Zauberer entrückt, wo er durch seine Kunstfertigkeit und seine Herrschaft über die Geister eine grosse Rolle spielte. Wie stark dieser Glaube an die virgilische Schwarzkünstelei nach und nach wurde und welche Richtung er in der hierarchischen Zeit nahm, geht daraus hervor, dass noch im 14. Jahrhundert die Neider des Petrarca diesen wegen seiner Vorliebe für Virgil bei Innocenz VI. verketzerten (Val. Schmidt, Commentar zur Disciplina clericalis). Der alte Dichter ward nun als Zauberer der Held einer Menge von Sagen, wie Herakles im alten Griechenland, und die ungemein vielen Sagen, die in Italien, England, Frankreich und Deutschland über ihn im Gang waren, beweisen, dass er einer der populärsten Namen im Mittelalter war.

Diese Sagen und Märchen gingen lange im Munde des Volks um, bis sie von Geistlichen und Dichtern auf verschiedene Weise benutzt und verarbeitet wurden, und man zuletzt auf den Gedanken kam, sie zu einem vollständigen Roman zu verknüpfen. Die alten Sagen sind ächt national italienisch; ihr Schauplatz ist immer Rom und Neapel. Aber wenn sie auch zu andern Völkern auswanderten, wurden der Schauplatz und die Hauptpersonen nicht verändert. Das allgemeine und grosse Interesse an diesen Sagen sehen wir aber daraus, dass selbst orientalische Sagen- und Märchensammlungen mit einer oder der andern virgilischen Sage bezeichnet wurden, sobald sie anfingen im Abendland bearbeitet zu werden. Sie finden sich in den verschiedenartigsten Werken zerstreut und verdienten wohl einmal die gründliche Bearbeitung und systematische Zu-

sammenstellung, zu der uns Herr Bibliothekar Keller in Tübingen Hoffnung gemacht hat. Die Hauptschwierigkeit wird dabei wohl seyn, die ursprünglichen Volkssagen von den spätern Bearbeitungen und Zusätzen zu scheiden. Ich möchte hier drei verschiedene Kategorien aufstellen, unter welchen mir hier für meinen Zweck nur die dritte wichtig ist. Zuerst die ursprünglichen Quellensagen über Virgil, ganz einfach dem Volk von Neapel und Rom nacherzählt, und unter diesen möchten vielleicht die neapolitanischen Sagen vor den römischen den Vorzug des Alters verdienen. Dahin gehören die Erzählungen in des Pseudo-Villani Stadtchronik von Neapel, dann die Sagen, welche Gervasius v. Tilbury in Neapel gesammelt und in seinem Werk Otia imperialia nacherzählt hat, auch mehrere des Helinandus in dem Speculum histor. des Vincentius Bellovacensis, und noch einige des Benediktiners Alexander Neckam in seinem Werk De naturis rerum.

In die zweite Kategorie würden dann die Virgilssagen in ihrem zweiten Stadium, dem der künstlerischen Behandlung, gehören, theils selbstständige Gedichte, theils in fremdartige Sammlungen als Theile aufgenommen. Ihrer finden sich ungemein viele aus der Zeit zwischen dem elften und dreizehnten Jahrhundert in den Gedichten der Provenzalen, der nordfranzösischen Trouvères, und sie fehlen in fast keiner Märchensammlung von didaktischer Tendenz, wie in der Disciplina clericalis, in den verschiedenen Redaktionen des Romans von den sieben weissen Meistern, in dem Roman Clamades des Trouvère Adenez und Andern. Viele derselben haben zu sehr die Färbung des ausgelassenen Schwanks, der Weiberlist und Betrügerei, wie sie das Element der Fabliaux, der Cento novelle antiche und andere Produkte des 13. Jahrhunderts waren, als dass wir sie noch zu den ursprünglichen Sagen rechnen möchten.

In die dritte Kategorie würden endlich die Sagen gehören, welche den Uebergang zu der höhern philosophischen und mystischen Ansicht bilden, nach welcher auch Dante seinen Virgil genommen hat. Dazu gehört zum Beispiel die Sage in den Gestis Romanorum cap. 57. Hier bemerkt man schon stark die Entfernung von der einfachen Volkssage, die willkührliche Behandlung, kirchlichen Anstrich und kirchliche Zwecke.

Der Kaiser Titus machte das Gesetz, dass der Geburtstag seines Erstgebornen von allen Römern geheiligt werden sollte, und wer diesen Tag durch knechtische Arbeit befleckte, sollte sterben. Da aber Manche insgeheim dieses Verbot übertreten konnten, so bat er den Meister Virgil, ihm ein Mittel zu erfinden, wodurch er alle solche geheime Sünden entdecken könnte. Virgil machte also dem Kaiser eine Bildsäule,

welche ihm alle in der Stadt an jenem Tag begangenen Uebertretungen seines Gesetzes verrieth, und auf die Anklage dieser Bildsäule wurden unendlich viele Menschen verurtheilt. Virgil kommt dann in dem Roman weiter nicht vor, aber sehr wichtig ist für uns die Nutzanwendung dieser Geschichte. Unter Titus wird Gott verstanden, unter dem Geburtstag des Sohnes der Sonntag, und unter Virgil, welcher die Bildsäule gemacht hatte, der heilige Geist, welcher die Predigt angeordnet hatte zur Erkenntniss der Tugenden und Laster, der Strafen und der Herrlichkeit. — Die Gesta Romanorum sind, wie viele andere Sammlungen jener Zeit, Parabeln zur Erbauung und Stärkung in den kirchlichen Werken und Tugenden erfunden. Wir sehen aber schon hier, wie ganz in das Volk verwachsen die Geschichte von Virgil war und wie er, ohne dass seine Eigenschaften als Zauberer verändert werden durften, schon zum christlich-kirchlichen Symbol erhoben wurde. — Noch weiter ging das altlateinische dramatische Mysterium von St. Martial v. Limoges, das unter Heinrich I. von Frankreich in der Mitte des 11. Jahrhunderts aufgeführt wurde. Dort erscheint am Ende des Stücks, Virgil in Gesellschaft der Propheten, die zur Anbetung des Christuskindes kommen, er singt mit ihnen ein langes gereimtes Benedicamus und gibt Zeugniss von allen Weissagungen, welche die Ankunft des Erlösers verkünden. Das Stück findet sich im zweiten Band der Sammlung von Raynouard.

Diese Zusammenstellung Virgil's mit den alten Propheten hängt mit der damals auch feststehenden Ansicht zusammen, dass Virgil die christliche Zeit verkündet habe. Diese Ansicht hatte ihren Grund in dem Anfang der 4. Ekloge:

> Schon ist das äusserste Alter genaht des kumäischen Liedes;
> Wiederum erneut sich die grosse Folge der Säkuln.
> Schon auch kehrt Asträa, es kehrt die saturnische Herrschaft;
> Schon ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel.

d. h. „Das grosse Weltjahr, wovon die Sibyllinischen Bücher weissagen, läuft jetzt mit dem eisernen Zeitalter zu Ende, und ein neues beginnt den Umlauf mit seiner goldnen Zeit, zu welcher Asträa und Saturnus zurückkehren." — Der Glaube an die Sibyllinischen Bücher war so stark, dass Augustus und Tiberius selbst dadurch, dass sie mehrere Tausende solcher neugeschmiedeten Verse verbrennen liessen, ihn nicht unterdrücken konnten. So kam der Glaube mit gar vielem andern Heidnischen zu dem Christenthum herüber und erhielt natürlich auch bald eine christliche Bedeutung. Man bezog die Weissagungen der Sibylle auf den

Messias und fing die neue Zeitrechnung von der Erlösung an. Dieses Zeugnisses Virgil's für den Messias gedenkt zuerst der Kaiser Constantin bei Eusebius und nach ihm die Kirchenväter Lactantius und Augustinus. Nach diesen Sibyllinischen Büchern nahm man also den Virgil für den Verkünder des Messias und des Christenthums. Er stieg als solcher so hoch in der allgemeinen Meinung, dass man kaum noch sein Heidenthum anschlug oder es wenigstens sehr bedauerte, ihm bloss wegen des Mangels der Taufe die Verehrung eines Heiligen nicht zollen zu können. Diess beweist ein Gebrauch, der sich beständig in Mantua erhalten hat; wir sehen aus ihm zugleich, wie wichtig diese Stadt dem Dante seyn musste und warum er ihrer mit einer sonst schwer erklärlichen Umständlichkeit erwähnt (Inferno, XX.). In Mantua ward und wird noch bis auf den heutigen Tag jedes Jahr in der St. Pauls-Messe in dem Hymnus eine Strophe zu Ehren Virgil's abgesungen. Der Heidenapostel Paulus wird bei seiner Durchreise durch Neapel zu Virgil's Grab am Posilippo geführt und vergiesst dort Thränen, dass er ihn nicht habe bekehren können:

Ad Maronis Mausoleum
Ductus fudit super eum
Pie rorem lacrymae.
Quem te, inquit, reddidissem,
Si te vivum invenissem,
Poëtarum maxime!

Man sieht also, wie Virgil eine der Hauptfiguren in der populären Mystik des Mittelalters war, wie er dem christlichen Volk im ältern Italien als Prophet des Christenthums fast näher stand als die jüdischen Propheten, und wie sein Name in einer Mannichfaltigkeit von reizenden Beziehungen in das Volk verwuchs und dort eine eigene Herrschaft ausübte, durch die Menge von Sagen und Liedern, die dann entweder in ihrer einfachen Gestalt oder in dichterischer Bearbeitung sich in alle abendländische Völker verbreiteten und z. B. in Deutschland erst durch die Faustsagen verdrängt wurden. Je nach dem Stand des Dichters spielten diese Sagen mehr in die höhere Mystik oder in die galante Sphäre, zwei Richtungen, die im 12. und 13. Jahrhundert unter den Schriftstellern besonders vorherrschten. Dante brauchte also gar nicht so weit zu greifen, um für seine mystische Reise einen eben so mystischen Führer zu finden, und die Wichtigkeit des Virgil im Mittelalter würde allein schon die Wahl Dante's erklären. Er konnte gar keine andere Person dazu wählen, die so gut wie Virgil in dem Volksglau-

ben das Irdische und Himmlische, Heidenthum und Christenthum, Staat und Kirche, die alte und die neue Zeit vermittelte. Allein mit dem Aufschwung der Wissenschaften, mit dem erneuten Studium der alten Klassiker verband sich mit diesem Volksglauben auch noch eine höhere Ansicht von Virgil bei den Gelehrten, und besonders bei Dante.

Es würde hier viel zu weit führen und gar Nichts nützen, wenn wir die Meinungen der Commentatoren über die Bedeutung Virgil's und ihre oft sehr künstlichen Unterstützungsgründe angeben wollten. Die meisten Meinungen beruhen auf sehr oberflächlicher Ansicht der Div. Commedia, auf mangelhaften Forschungen, auf Beurtheilung des Ganzen nach vorgefassten Lieblingsideen und Richtungen, die man dem Sinn des Gedichts untergelegt hat. Sehen wir lieber gleich nach, wie Dante selbst den Virgil aufgefasst hat. Die Antwort hierauf steht deutlich genug in den Dante'schen Schriften, und es hätte viele Erklärer nur etwas pietistische und neuromantische Trägheit weniger und einiges Studium mehr gekostet, um sie ganz klar zu sehen. Als was kommt also Virgil in den Dante'schen Schriften vor?

Virgil kommt natürlich in den Briefen nicht vor, wo es sich um Vertheidigung der Grundsätze an schnell vorübergehenden Ereignissen handelte, wo also das rein praktische Bedürfniss nur ein scharfes Eingehen in die Sache selbst zuliess. Ausgenommen ist der einzige Brief, an Heinrich VII., und wie Virgil da benutzt wird, werden wir gleich sehen. Aber in Dante's philosophischen Schriften, die er neben der Dichtung der Div. Comm. fortwährend schrieb, wobei also beide ihn auf gleiche Weise beschäftigten, kommt Virgil sehr oft vor, und gerade diese Werke, Convito und Monarchia, welche mit der Div. Comm. parallel gingen, welche sehr oft die nämlichen Gedanken und Bilder wie die Div. Comm. zugleich mit der Erklärung enthalten, sind die wichtigsten zur Erkenntniss der Meinung Dante's, aber auch die, welche am wenigsten für diese Erkenntniss berücksichtigt werden. Ich bin genöthigt, in der Begründung meiner Ansicht etwas weitläuftig zu sein, weil sie den bisher herrschenden meist entgegensteht und es sich also um klare Beweise handelt.

Wenn wir diese beiden Werke genau durchforschen, so finden wir Folgendes über Virgil: Er ist der Hauptzeuge für die Grösse der Römer und das ihnen mit Recht übergebene Amt der Weltmonarchie über die drei Welttheile; denn er bezeugt die Hoheit des Aeneas und die Rechtmässigkeit seiner Erbschaft der drei Welttheile durch seine Vorfahren und durch seine drei Weiber aus Europa, Asien und Afrika. Monarch. II., 3.

Virgil gibt neben Lukan und Livius Zeugniss von den Wundern, welche Gott bei der Gründung des römischen Reichs zugelassen hat, was ein Beweis ist, dass Gott das römische Volk zum Amt der Monarchie auserlesen hat. Monarchia II., 4.

Virgil bezeugt, dass nach der natürlichen Ordnung der Dinge selbst ein Volk und ein Ort angewiesen wurde, um allgemein zu herrschen, und dass dies Rom sei. Mon. II., 7.

Er bezeugt, dass die Römer den Weltkampf glücklich und siegreich durchgeführt, also mit dem Willen Gottes die Herrschaft über die Erde erlangt haben. Mon. II., 10. 11.

Virgil bezeugt, dass Gott den Römern keine Grenze weder im Raum noch in der Zeit gesetzt habe, sondern dass er ihnen ein Reich ohne Ende gegeben habe. Convito IV., 4.

Virgil's Zeugniss von der Grösse Roms und dem den Römern übergebenen Amt der Weltmacht der Kaiser kommt auch in dem Brief an den Kaiser Heinrich VII. vor.

Virgil bezeugt, dass die Römer den Zweck der menschlichen Gesellschaft oder das höchste Gut, die vollkommene Entwickelung der Völker unter Frieden und Gerechtigkeit, immer beabsichtigten. Mon. II., 15.

Virgil bezeugt, dass das weltliche Reich unter dem ersten römischen Kaiser vollendet, der Friede über die Erde ausgebreitet war, dass also die Gerechtigkeit zurückkehre und das Christenthum kommen werde. Mon. I., 12. 18.

Endlich hat Virgil, was hier Nebensache ist, in der Geschichte des Aeneas das Muster eines vollkommenen Mannes dargestellt und an ihm die fünf Tugenden erläutert, die dem Mannesalter zukommen: Mässigkeit (temperanza), Stärke oder Grossherzigkeit, die den Trieb zum Guten ansporut, Liebe, Edelmuth (cortesia) und Gesetzlichkeit (lealtà). Convit. IV., 26.

In anderer Beziehung kommt Virgil nicht vor. Neben dieser so deutlich ausgesprochenen Beziehung auch keine Spur davon, dass er noch etwas Anderes vorstellen könne, weder die Vernunft, noch die menschliche Einsicht, noch die sündige Philosophie. Dieselbe Idee aber von der doppelten Weltleitung, der weltlichen und kirchlichen, zum Heil der Menschheit, die Idee, dass das geordnete weltliche Reich die nothwendige Grundlage für das geistige und religiöse Leben, für die Seligkeit der Menschen sei, tönt bei Dante überall wieder; wir begegnen ihr in allen Schriften, bald in der Form eines Vernunftbeweises, bald als ausdrücklich ausgesprochene Offenbarung des göttlichen Willens. Es wird in der Div. Comm.

auch fortwährend darauf hingedeutet in Symbolen, Allegorien, Visionen, Träumen, Unterredungen.

Sie muss also doch wohl die Hauptidee gewesen sein, welche den Dante fortwährend durchdrungen hat. Die, welche ihm eine andere Idee nach ihrem Sinne unterlegen, haben bis jetzt immer unterlassen, diese nach den Ereignissen, Symbolen und Unterredungen in der Div. Comm. zu prüfen.

Nach der Grundidee der doppelten Führung der Welt hat Dante auch eine doppelte Führung auf seiner Reise genommen; für die weltliche oder aktive Sphäre den Virgil, für die geistige oder kontemplative Sphäre die Beatrice.

Wir haben also gesehen, wozu Dante den Virgil gebraucht in prosaischer Sprache, in trockener philosophischer Untersuchung: 1) als Zeugen für die Grösse Roms, das von Gott auserwählt sei, ein Weltreich zu gründen als Grundlage für das Himmelreich; 2) als Sänger des Kaiserreichs, unter dessen Frieden und Gerechtigkeit die Menschheit sich vollkommen entwickeln und für das selige Leben würdig machen könne; 3) als Vorahner und Verkünder der (ihm noch unbekannten) Gnadenmittel, welche Gott in diesem Zustand des allgemeinen Friedens der Welt durch den Erlöser gegeben hat.

Im Inferno und Purgat. wird nun gleichfalls auf einen rechten Kaiser und einen rechten Papst, als die zwei nothwendigen Leiter der Menschheit zur irdischen und himmlischen Glückseligkeit hingewiesen. Es wird auf die traurigen Zustände hingewiesen, in welche die Menschheit geräth, wenn die Leiter unter sich nicht im rechten Verhältniss stehen, und wenn die Völker oder einzelnen Menschen sich ihnen oder ihren Einrichtungen zu einem geordneten Leben nicht fügen wollen. Als das Schrecklichste steht daher überall Empörung gegen geistliche wie weltliche Macht. Sie ist es, welche die Ordnung zerstört, Recht und Gesetz auf die Seite wirft und so die Absichten Gottes vereitelt.

Die Empörung kann ausgehen von der weltlichen Macht gegen die Kirche, von der Kirche gegen den Kaiser und vom Volke gegen Beide.

In der Hölle sind nun die Strafen für die, welche auf Erden durch kein Gnaden- und Besserungsmittel auf den rechten Weg zu bringen waren, Contemplative wie Aktive, Geistliche wie Weltliche. Hier waltet also allein die Gerechtigkeit, die Haupttugend des weltlichen Herrschers; hier ist also das Gebiet, wo Virgil Bescheid weiss.

Im Purgatorio waltet die Gnade und Milde, die Tugend der Kirche vor. Hier sind die geistlichen Besserungs- und Sühnungsmittel für die in gewissem Grad Abtrünnigen, die sich noch von der Kirche haben zurück-

führen lassen. Dies liegt ausserhalb der Sendung, Bestimmung und Bedeutung des Virgil, und wir werden daher sehen, dass er sich hier nicht zurecht zu finden weiss.

Er ist in Hinsicht auf den Weg im Purgatorio eben so fremd wie die neu angekommenen Seelen. Er kennt zwar im Allgemeinen die Einrichtung des Purgatorio, er weiss theoretisch die Sünden, die hier abgebüsst werden, zu klassifiziren. Purgat. XVII., 91—139. XVIII. Er kennt den Zweck und die Wirkung der Gnadenmittel, er kennt die Lage des Fegfeuerberges und seine Beschaffenheit, er weiss, dass dieser Berg anfangs sehr schwer und bei zunehmender Höhe immer leichter zu ersteigen ist, Purg. IV., 61—84. 88—96.; er weiss, dass das Aufsteigen um so leichter wird, je mehr P auf Dante's Stirn erlöschen, Purg. XII., 121. Aber er findet sich im Praktischen nirgends zurecht und weiss niemals den einzuschlagenden Weg, er kennt auch die büssenden Seelen nicht, und wird ihnen meistens nicht genannt. Purg. X., 100. 112. IV., 37. So kann er im Anfang den unter Leitung eines Engels eben angekommenen Seelen den Weg nicht zeigen, sondern sagt ihnen, er sei eben so fremd wie sie und auch erst angekommen. Purg. II., 61. Auch nachdem er von Casella weggegangen, weiss er keinen Weg, obgleich vorher gesagt ist, dass die Vernunft auf den Fegfeuerberg treibt. Dante, welcher selbst sagt, dass er ohne Virgil nicht aufsteigen könne, muss ihn doch darauf aufmerksam machen, dass Seelen in die Nähe kämen, welche er um den Weg fragen könne. Purg. III., 52. 61. Später dient eine Zeit lang Sordello als Führer und Erklärer. Purg. VII., 40. 61. VIII., 37. Noch später Statius.

Ebenso erhebt sich Virgil im Purgat. durchaus nicht über sein ganzes Gebiet, sondern bleibt der, welchem das weltliche, aktive Gebiet zukommt. Wenn er den Dante in der Hölle über dessen Verweilen oft getadelt hat, so vergisst er selbst hier bei Casella's irdischem Gesang seine Mission und muss von Cato erinnert werden. Purg. II., 115. So wird auch später beim Erkennen des Sordello die Erinnerung an das irdische Leben rege, und die Vaterlandsliebe treibt ihn, den Landsmann Sordello zu umarmen. Purg. VI., 70.

Dagegen ist Virgil in der Hölle, in dem Reich der Gerechtigkeit, ganz zu Hause, kennt alle Wege, weiss über alle Symbole und Ereignisse Auskunft zu geben, ausgenommen über zwei Dinge, die sich auf die christliche Geschichte beziehen, über den Einsturz der zwei Felsen in den Kreisen der Gewaltthätigen und Verräther bei Christi Tod, und über das Verbrechen und die Strafe des Kaiphas. So kennt er auch die Sünden

der Päpste gegen die weltliche Leitung sehr gut, weiss aber Nichts über die ketzerischen Lehren des Papstes Anastasius Inf. XI., 8—12 zu sagen. Dagegen tadelt er heftig ihre Habsucht, die sie zur Empörung gegen das Weltliche treibt. Inf. VII., 41—59. Er macht überhaupt den Dante immer auf Akte der Gerechtigkeit aufmerksam, auf die Neutralen, welche die Gnade und Gerechtigkeit verstossen hat, Inf. III., 34—51; auf die Seelen, welche die Gerechtigkeit am Acheron spornt. Inf. III., 122. Im Purg. spricht er nicht mehr von Gerechtigkeit, sondern vom Frieden. Purg. III., 37.

Wie benimmt sich nun Virgil bei seiner Führung?

A. Als Zeuge für den Beruf des römischen Reichs.

Virgil gibt gleich im Anfang dem Dante die Hauptbezeichnung an, in welcher er ihm in seiner Bedrängniss als Helfer erscheint, nämlich als Zeuge für die Grösse des römischen Reichs. Er sagt ihm daher vor Allem, dass er unter Julius Cäsar geboren sei und unter Augustus gelebt und gewirkt habe, also gerade zu der Zeit, in welcher das römische Reich seine Aufgabe erfüllt, die weltliche Leitung der Völker übernommen, über die Erde den Frieden ausgebreitet und sie so für die Ankunft des Erlösers und die Segnungen des Christenthums empfänglich gemacht habe. Inf. I., 70. Dies sagt er auch dem Sordello. Dieser Segnungen selbst war er aber noch nicht theilhaftig, er hat nur aus dem Stand und der Entwicklung der weltlichen Verhältnisse die Zeit ihrer baldigen Ankunft geahnet, und gesehen, dass alle weltlichen Einrichtungen einem höhern Zweck untergeordnet waren. Daher sagt er, er habe noch zur Zeit der falschen Götter gelebt. Inf. I., 72. Desswegen war er der rechte Führer Dante's durch das ganze Gebiet der weltlichen Ordnung und Leitung als Vorbereitung für die höhere geistige.

Virgil hebt ferner hervor, dass er Dichter war, und zwar von Dante's Standpunkt aus ist er nur insofern als Dichter merkwürdig, als er das römische Weltkaiserthum besungen hat. Er sagt dem Dante, er sei Dichter gewesen und habe des Aeneas Ankunft in Italien besungen. Inf. I., 73. Gerade in diesem Stoff, in dem Weltkaiserthum, ist er dem Dante der Quell des vollen Redestroms, Inf. I., 79., ist er der andern Dichter Ruhm und Licht, I., 82., und Dante's Meister und Autorität, I., 85. Das autorità ist im Convito VI., 6. erklärt: atto degno di fede e d'obbedienzia. Dass es aber Dante's Meinung ganz ausdrücklich ist, den Virgil nur als Zeugen des römischen Kaiserthums unter allen Dichtern zu ehren, sehen wir unter Anderm besonders daraus, dass

er auf den glühenden Sand der Sodomiden dem Welfen Brunetto Latini nicht genannt und von diesem gar nicht erkannt wird, während gerade Brunetto der Lehrer Dante's war, der ihn zuerst zum Studium des Virgil geleitet und ihm eine so grosse Vorliebe für diesen Dichter beigebracht hatte. Inf. XV. Auch dem Cavalcanti wird er nicht genannt, und diesem ausdrücklich gesagt, sein Sohn Guido habe den Virgil verachtet, Inf. X., 61., während Guido Cavalcanti als sehr gelehrter Dichter bekannt war.

Virgil ist Zeuge von der Sendung des Aeneas in die Unterwelt, um das römische Reich zu gründen, und er wird, als Dante von dem Wagniss dieser Reise für ihn selbst redet, gerade in dieser Eigenschaft neben den Apostel Paulus gestellt, der auch in Hölle und Himmel gesandt worden war, um das himmlische Reich zu gründen. Und es wird dem Virgil noch besonders bei seinem Zeugniss der Gedanke untergelegt, dass er die Gründung des römischen Weltreichs als Grundlage und Vorbereitung für das himmlische Reich bezeugt habe. Inf. II., 13—30.

Später wird diese Bedeutung des Virgil noch einmal mit besonderer Absicht herbeigezogen, indem Virgil dem Dante erzählt, er sei von der Erichtho in den untersten Ort der Hölle gesandt worden, um einen Soldaten des Pompejus zum Zeugniss heraufzuholen. In dem untersten Ort staken die Verräther gegen die Gründer des weltlichen und himmlischen Reichs, gegen Cäsar und Christum. Pompejus war der letzte Gegner Cäsar's, und Virgil musste einen Soldaten desselben heraufholen, der dann den Untergang des Pompejus und die Gründung des römischen Kaiserthums bezeugte. Inf. IX., 22—29.

Unter den Seelen im Limbus, die sich im aktiven Leben ausgezeichnet haben, zeigt Virgil dem Dante fast ausschliesslich diejenigen, welche auf die erste Gründung des römischen Reichs oder auf die Gründung des Kaiserthums Bezug haben. Inf. IV., 118—126. Auch im 1. Gesang deutet Virgil auf einen Retter, der die Kraft und Ordnung des römischen Reichs wieder herstellen soll, oder, wie es dort heisst, der das Italien retten soll, für welches Turnus, Nisus u. A. fielen. Inf. I.. 106.

B. Als Zeuge für das Amt und die Macht des Kaisers.

Virgil sträubt sich gegen alles Wissen im kirchlichen Gebiet. Die Höllenfahrt Christi, die Strafe des Kaiphas, die Schlange im Purgatorium sind ihm wunderbare Dinge, denen er aber nicht einmal nachfrägt. Sein Interesse, sein Eifer wird nur bei den Sünden und Lastern geweckt, welche die weltliche Leitung und Ordnung, das Ansehen des Kaisers stö-

ren; die andern führt er nur des Systems wegen an. So kümmern ihn die Ketzereien gegen die Lehren der Kirche sehr wenig, er führt seinen Schüler nur zu den Epikuräern und treibt ihn dort zur Verehrung eines Staatsmanns, Inf. X., des Farinata, der überhaupt in diesem Gesang vortrefflich hervorgehoben ist. Von dem ketzerischen Papst Anastasius weiss er gar Nichts, während er gegen Bonifaz VIII., Nikolaus und alle Feinde des Kaiserthums einen besondern Eifer an den Tag legt. Daher grollt er besonders gegen die Sünden der Kirchenfürsten, durch welche sie zur Empörung gegen die kaiserliche Macht aufgestachelt wurden, gegen den Hochmuth und die Habgier. So wie der Hochmuth des Lucifer die erste Sünde in der Welt war, wodurch er zur Empörung gegen Gott verleitet wurde, und wodurch die Hölle entstand, so ist auch durch die ganze Hölle Nichts, was seinen Groll und seine Leidenschaft erregt, als die Sünden des Hochmuths und der Habgier, die zur Empörung reizen, und auch nur, insofern sie das thun. Wenn er bei den symbolischen Thieren, die den verschiedenen Kreisen vorstehen, meistens mit der ruhigen Erklärung durchgeht, dass seine Wanderung im Himmel beschlossen sei und also nicht aufgehalten werden könne, so setzt ihn der Anblick des Plutus in dem Kreis der Geizigen in höchsten Zorn. Er nennt diesen „verfluchten Wolf", und erinnert ihn an den Sturz Lucifer's durch Michael, also an die Strafe der Empörung. Inf. VII., 8. Dieser Zorn, mit dem er gerade den Plutus, den Wolf (der Kirche) anredet, ist sehr bedeutend; besonders, da gleich darauf die Gerechtigkeit, die Haupttugend des Kaisers, angerufen wird. Dann zeigt er mit Verachtung die Geizigen, deutet auf viele Päpste und Kardinäle, „in welchen Geiz in Ueberfluss herrscht." Inf. VII., 41—59.

Noch stärker tritt Virgil's Eifer bei den Simonisten hervor, wo er zu den Hauptgegnern des Kaisers kommt. Er lässt seinen Schüler nicht einmal den Boden betreten, der zu diesen führt, sondern trägt ihn bis zu dem Papst Nicolaus III., und hört dann sehr beifällig der derben Strafrede Dante's über die Simonisten zu. Inf. XIX., 34. 43. 121.

Eben so gross ist Virgil's Eifer gegen die Unordnung im weltlichen Regierungsamt und gegen die Empörung der kleinern Fürsten, Städte und Unterthanen gegen den Kaiser. Er macht dabei einen unverkennbaren Unterschied zwischen den Welfen aus der guten alten Zeit und den weissen Welfen und zwischen den schwarzen, die ihm die eigentlich hassens- und strafwürdigen Empörer sind. So stösst er, als er eben die Geizigen, die Feinde des Kaisers, in voller Verachtung verlassen hat, auf den Strom, der zu dem Kreis der Empörer führt, auf den schwarzen Ar-

genti, und macht gegen diesen seinem Groll über die Empörer Luft und umarmt den Dante wegen seiner harten und zornigen Anrede, womit er den Argenti zur Wuth gebracht hat. Inf. VIII., 31—64.

Den Minotaurus, das Symbol der empörerischen Gewalt, der dem ganzen Kreis der Gewaltthätigen vorsteht, bringt er, statt ihn einfach durch die Erklärung des höheren Willens zu beruhigen, durch Anspielung auf gerechte Strafe bis zur ohnmächtigen Wuth, Inf. XII., 16., während er gleich darauf mit dem Centauren Chiron auf eine auffallend sanfte Weise spricht. Den Grund des letztern werden wir sogleich sehen.

Der höchste Groll zeigt sich in Virgil, als er den Empörer Capaneus sieht, dessen Uebermuth so weit ging, dass er den Zeus, den höchsten Regierer der Welt, lästerte. Inf. XIV., 61. Was Virgil hier als gerechte Strafe des Capaneus anführt, erinnert an eine Stelle des Briefes, welchen Dante an die Florentiner 1311 schrieb, und worin er ihnen Vorwürfe wegen ihrer Empörung gegen den Kaiser macht: „Kein Zustand des Verbrechers ist furchtbarer, als wenn er schamlos und ohne Furcht vor Gott ganz nach Willkür handelt.“ Dass Zeus in dem Gedicht meistens das Symbol des Kaisers ist, und dass die Geschichte von Theben sehr oft zur allegorischen Andeutung der Zustände in Florenz benutzt wird, wird auf andere Weise noch klar werden.

Bei den bestechlichen Amtleuten kommt er zu den gefährlichsten Dienern der Regierung; sie sind die Verräther, die alles Ansehen blossstellen und alle Kraft vernichten. Mit ihnen sind zu ihrer Strafe die empörerischen Dämonen, und dort herrscht Gemeinheit, Lüge und Betrug. Dort ist also Virgil besonders aufmerksam auf seinen Schüler und schützt ihn durch Warnung, Verbergen und Halten, und rettet ihn, indem er ihn trägt. Er wird aber selbst von ihnen belogen. Dies kann er nur als Symbol der kaiserlichen Macht werden, nicht als Vernunft oder Einsicht. Inf. XXI. XXII. XXIII.

Virgil ist aber ebenso ein Feind des Missbrauchs der fürstlichen Gewalt und der Tyrannei. Wenn er daher im Allgemeinen das Amt und die Würde der Herrscher dadurch ehrt, dass er mit den Centauren, die dem Kreis der Tyrannen vorstehen, sehr gelind spricht, dem Chiron sogar auseinandersetzt, dass er auf höhern Befehl gehe und von der Beatrice gesandt sei, Inf. XII., 88., und ihn bei der göttlichen Kraft beschwört, ihm einen Führer mitzugeben, so beobachtet er in diesem und den zwei folgenden Kreisen eine gewisse verschämte Zurückhaltung. Er gibt über die Tyrannen und ihre Strafe keine Auskunft, sondern verweist seinen Schüler auf die Erklärung des Nessus. Inf. XII., 113. Auch über

das Opfer eines tyrannischen Akts, den Pier delle Vigne, spricht sich Virgil nicht viel aus, treibt diesen selbst aber an, sich zu erklären, worauf Pier sich so glänzend rechtfertigt und dadurch die gegen ihn verübte Tyrannei noch mehr hervorhebt. Inf. XIII., 52—78.

Hierher gehört dann noch ganz besonders die Allegorie von dem Bach mit den versteinerten Rändern, worauf Virgil im folgenden Gesang als auf eine besondere Merkwürdigkeit aufmerksam macht. Inf. XIV., 76. bis 91. Nachdem Virgil unter den Empörern nur den Capaneus, den Empörer gegen Zeus (die Monarchie), gezeigt und ihn so hart wie keinen Andern in der Hölle angeredet hat, warnt er den Dante vor dem Sand, dem Boden der Empörer, und führt ihn an einen Bach, dessen Ränder der einzige Weg über den Sand der Empörer sind. Der Bach floss von dem Blutstrom ab, worin die Tyrannen gestraft werden, daher Dante über die Röthe noch schaudert. V., 78. Seine Ränder waren versteinert, und er löschte über sich alle herabfallenden Feuerflocken aus. Auf ihnen allein konnte Dante hingehen, ohne von der Strafe der Empörer, dem heissen Sande, verletzt zu werden. Hier wurde also durch das heisse Blut, das die Tyrannen vergossen, der von ihm berührte Sand der Empörer versteinert, V. 82., d. h. die schändlichen Grausamkeiten und Unterdrückungen der Tyrannen verringern die Sünde der Empörung, und Beides hebt sich gleichsam gegen einander auf. Und auf diese in der Erscheinung enthaltene Lehre macht Virgil ganz besonders aufmerksam.

Gleich darauf erklärt er die Entstehung der Höllenflüsse aus dem Alten vom Berge Ida. Es kann doch unmöglich ohne Bedeutung sein, dass er den Alten auf die Insel Kreta versetzt, während er das ganze Bild aus der Bibel genommen hat, dass er dabei an Jupiter's Wiege erinnert, der vor der grausamen Tyrannei des Saturn versteckt wird, und der nachher in gerechter Empörung Saturn's Thron eingenommen hat und seitdem die untere Welt beherrscht. Inf. XIV., 94—120.

Dieselbe Bedeutung mag es auch haben, dass Virgil nicht überhaupt gegen die Welfen eingenommen ist, sondern dass Dante ihn einen grossen Unterschied zwischen den Welfen der guten alten Zeit oder den Weissen, und zwischen den Schwarzen machen lässt. Er wird von den eigentlichen Gegnern des Kaisers, von den Schwarzen, nicht gekannt und kennt sie meistens auch nicht, wird ihnen auch nicht genannt, z. B. den Ciacco hat er nicht gekannt, er macht bei ihm bloss eine allgemeine Bemerkung über seinen Zustand bis zum jüngsten Gericht.

(Schluss folgt.)

Nr. 57. HEIDELBERGER 1849.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Dante von Philalethes.

(Schluss.)

Von den Geizigen hat er Niemand gekannt, und auch Dante nicht genauer nachsehen lassen. Dagegen treibt er den Dante zur besondern Verehrung der Welfen Teghiaio, Rusticucci und Guidoguerra, XVI., 13—18. Auch den Vanni Fucci kennt er nicht, sondern muss ihn um seinen Namen fragen. XXIV., 121.

Nehmen wir überhaupt sein ganzes Benehmen gegen seinen Schüler bei den verschiedenen Arten von Sündern, so zeigt sich, dass er ihn durchaus nicht in ethischer Hinsicht, sondern rein in politischer beschützt und warnt. Auf die Sünden kam es nicht an. Wären die Sünden in ethischer Hinsicht hier vorgeführt worden, so durfte die Verehrung der Sodomiten und Ketzer bei der Verachtung der nicht schlimmern Wucherer nicht stattfinden. Dante durfte unbeschadet durch den Sturm der Sinnlichen, auf dem Schlamm der Gefrässigen, auf dem Boden der Geizigen, zu den Gräbern der Ketzer, zu den Dornen der Selbstmörder, über das Eis der Freundes- und Vaterlandsverräther gehen; diese haben mit dem Kaiserthum Nichts zu thun. Aber Virgil beschützt ihn vor dem wilden Empörer Argenti, vor der Medusa und den andern empörerischen Dämonen; er lässt ihn über den Blutstrom der Tyrannen durch den Centauren Nessus tragen, er warnt ihn vor dem glühenden Sand der Empörer, während er ihn doch zu dem eben so glühenden Sand der Wucherer ohne Warnung und selbst ohne Begleitung gehen lässt. So fasst er den Dante in dem Grabe der Simonisten fest in seine Arme, und vor den empörerischen Dämonen, bei den Bestechlichen lässt er ihn sich verstecken, während er bei den Kupplern, Schmeichlern, Wahrsagern Sektirern nicht die geringste Besorgniss zeigt.

Wir müssen noch Einiges anführen, was die Beziehung Virgil's zum Kaiserthum beweist. Virgil kommt überall in der Hölle ungehindert durch, wo er sein Machtwort von einem höhern Befeht anbringt und auf einen Mächtigen hinweist, unter dessen Schutz er geht. So bei Charon, Minos, Phlegias u. A. Den Minotaurus schreckt er sogar durch Drohungen von Strafen. Er spricht aber dabei den Namen dessen

nicht aus, unter dessen Schutz er geht. Viele legen dies so aus, dass er den Namen Gottes in der Hölle nicht gebrauchen wollte. Es scheint mir aber falsch. Denn mit Chiron, der den Kreis und die Strafe der Tyrannen beaufsichtigt, spricht er ganz anders; und wenn er dort den Namen Gottes nicht nennt, so gibt er ihm Andeutungen und nennt ihm Namen, welche dessen Ideengang nothwendig dahin führen müssen. Virgil scheint vielmehr den göttlichen Befehl und die göttliche Macht bei seiner Sendung nicht zu erwähnen, grade um eine Zweideutigkeit in der Auslegung zuzulassen, und die höhere Macht, auf die er sich bezieht, einem Kaiser zuschreiben zu können. Wenn sich sein Zauberspruch immer nur auf Gott bezöge, so hätte er ihn überall auf gleiche Art, auch im Purgatorium, anbringen können, ohne sonst viel Worte zu machen. Es scheint also offenbar damit die Nebenbedeutung besonders hervorgehoben werden zu sollen, dass Virgil als Repräsentant des Kaiserthums, als Symbol der weltlichen Ordnung auftritt.

An zwei Orten findet er nun mit diesen Passworten Anstoss: ein völliges Auflehnen gegen den höheren Befehl am Thor der Disstadt und ein betrügerisches Irreleiten von den Dämonen bei den bestechlichen Amtleuten. Da die Ankunft der Dichter an der Disstadt und das Benehmen der Dämonen gewöhnlich ganz anders ausgelegt wird, so müssen wir etwas näher eingehen.

Am Eingang in die eigentliche Hölle, als Wache für die Gewaltthätigen, Boshaften und Verräther, findet Dante die Schaaren der gefallenen Engel, die sich mit Lucifer gegen den Regierer der Welt empört hatten. Sehr sinnreich sind sie mit ihrer Widersetzlichkeit und Empörung hierher versetzt. Sie wollen dem Weltregierer entgegen ihr eigenes Reich und ihre eigenen Gesetze behaupten, und berufen sich auf diese. Daher ihr Zuruf: Wer geht hier ohne Tod in das todte Reich? So hat auch im 7. Gesang im Kreis der Habgierigen, unter denen fast lauter Diener und Fürsten der Kirche genannt sind, die keine unabhängige weltliche Regierung anerkennen wollen, Plutus den Fürsten der Unterwelt, Lucifer, beschworen, sein Reich und seine Gesetze gegen die Wanderung der Dichter geltend zu machen. Daher ihr Trotz, mit dem sie den Dante zurückschicken, der es wagte, ihr Reich zu betreten, obgleich er einem ganz andern Reich angehörte und einen andern Regierer anerkannte. Auf diesen wird er auch von seinem Lehrer verwiesen. Den Virgil aber wollen die Empörer bei sich behalten, nicht als Repräsentanten der menschlichen Einsicht, denn diese haben sie schon, der Verstand ist meistens mit der Bosheit und Verrätherei nur zu sehr ver-

bunden, sondern als Repräsentanten der politischen Philosophie, der Weisheit, welche die Staaten ordnen lehrt und alle in einem unabhängigen Kaiserreich vereinigt. Denn daran musste den Empörern, die übrigens Dante mit den schwarzen Welfen als den Feinden des Kaisers und der Dante'schen politischen Philosophie zusammenthut, am meisten gelegen seyn, die Staaten ordnende Weisheit von der Erde verschwinden zu lassen und zur Vergrösserung ihres eignen Reichs an sich zu fesseln. Daher wollen sie den ersten Schüler in dieser Weisheit gleich von seinem Lehrer Virgil trennen. Kaum haben sie aber gehört, dass Virgil in dem angeführten Beruf nur unter Gottes oberster Leitung thätig seyn wolle, als sie ihm sogleich ihr Thor verschliessen.

Der andere Ort ist bei den bestechlichen Amtleuten. Virgil bringt sein Machtwort an, und auf dieses sind alle Arme der Dämonen gelähmt, die mit ihren Marterwerkzeugen schon gegen ihn erhoben waren. Er ist aber bei den bestechlichen Amtleuten, die auch den Kaiser betrügen und verrathen, daher wird er auch von den Dämonen betrogen, indem sie ihm einen falschen Weg angeben. Inf. XXIII., 34. Als eigentlicher Diener Gottes oder als Symbol der Einsicht, der Vernunft, der abirrenden Philosophie, wäre es sonderbar, wenn er gerade nur hier und sonst nirgends um den Weg betrogen würde; noch sonderbarer, dass er von bestechlichen Amtleuten irregeführt und von den Heuchlern wieder zurechtgewiesen würde. Ganz anders wird aber die Erklärung, wenn Virgil Repräsentant des geordneten Kaiserthums ist. Es ist dann ganz natürlich, dass er bei den bestechlichen Amtleuten von den empörerischen Dämonen betrogen und von den Heuchlern, die an sich mit der politischen Ordnung nichts zu thun haben, also keine Gegner derselben sind, wieder zurechtgewiesen wird.

Aus demselben Grund, weil Virgil ein Symbol der politischen Ordnung ist, kümmert er sich wenig um die Sünden, die mit der Politik nicht zusammen hängen. Er kümmert sich nicht um die Ketzereien, die Wucherer, Schmeichler, Kuppler und Verführer, nichts um die Freundes- und Vaterlandsverräther. Um die Wahrsager würde er sich auch nicht kümmern, wenn er nicht seinem Schüler dort meistens solche zeigen könnte, welche Bezug auf das römische Reich oder auf das Kaiserthum und die politische Ordnung haben. Inf. XX. Er zeigt ihm den Eurypylus, der die Abfahrt der griechischen Flotte nach Troja bestimmte, den Aruns, der die Grösse des römischen Reichs vorhersagte; er rühmt den Michael Scotus, der die Grösse und Macht des kaiserl. Vicars Can Grande von Verona weissagte. Dann nennt er den Amphiaraus und

Tiresias, welche die Gräuel in Theben bezeugten, was sich auf Florenz bezieht. Von Tiresias kommt er durch eine absichtliche Verwechslung auf die Manto, welche die Stadt Mantua gründete. Die lange Beschreibung dieser Gründung und die Erwähnung des einzigen Ereignisses, welches die Stadt gut gibellinisch machte, kann nur eine politische Beziehung haben.

Die Lombardei war ganz angefüllt mit Gibellinen, Verona war der Hauptsitz der kaiserlichen Partei, Mantua, das kürzlich gibellinisch geworden war, war dem Dante in vielfacher Rücksicht merkwürdig, besonders aber als Geburtsort des Virgil. Dieser sagt selbst, er sey Mantuaner und Lombarde gewesen, Inf. I., 68. er deutet also mit allem Fleiss auf die Zeit unter dem römischen Kaiser Augustus und auf den Hauptsitz der Gibellinen hin, indem er dem Dante ausdrücklich sagt, er habe die Ankunft des Aeneas in Italien besungen. Dann wird er auch von der Beatrice „gefällige Mantuanerseele" genannt, Inf. II., 58. Er redet Lombardisch mit den zwei Griechen im Kreis der schlimmen Rathgeber, mit welchen er dem Dante nicht zu reden erlaubt? Inf. XXVII., 19. Er umarmt auf dem Fuss des Fegfeuerbergs den Sordello, als er erfährt, dass dieser ein Mantuaner ist, und wird von ihm Ruhm der Lateiner und Mantuaner genannt. Purgat. VI., 70. VII., 16. Diess Alles muss doch nothwendig eine bestimme Bedeutung haben. Ebenso auch der Umstand, dass er immer nach einem Lateiner frägt, und seinen Schüler nur mit Lateinern reden lässt, z. B. in dem Kreis der Bestechlichen, Inf. XXII., 65., bei den bösen Rathgebern, Inf. XXVII., bei den Fälschern, Inf. XXIX. In einem Gedicht, wo Alles so genau berechnet ist, können alle diese Beziehungen auf Mantua und Latium nicht als zufällig angenommen werden. Ebensowenig kann ein vernünftiger Bezug herausgefunden werden, wenn wir Virgil als Symbol der menschlichen Vernunft oder Einsicht, oder der abirrenden Philosophie annehmen. Die Behaupter dieser letzteren Ansicht haben auch niemals die geringste Erklärung über alle diese Beziehungen gegeben; sondern sie ignorirt.

C. Als Vorahner und Verkünder der (ihm noch unbekannten) Gnadenmittel, welche Gott in dem Zustande des allgemeinen Weltfriedens durch den Erlöser der Welt gegeben hat.

1) Sein Verhältniss zur Beatrice.

Virgil führt den Dante als Gesandter der Beatrice, den sie in eigner Person erwählt, Inf. II., 57. und will ihn durch Hölle und

Fegfeuer zur Beatrice führen. Inf. I., 112. Er erkennt die höhere Stellung der Beatrice an, Inf. II., 76., und hat für seinen willfährigen Gehorsam gegen ihre Wünsche von ihr die Verheissung, dass er bei Gott gerühmt werden solle. Inf. II., 73. Er verweist bei jeder Gelegenheit höherer Fragen und Untersuchungen auf die Lehre, die Dante einst von der Beatrice erhalten solle, wie der Vorläufer Johannes auf Christum verwiesen hat, z. B. bei der Erklärung über die Macht des Gebets, Purg. VI., 26., über den Unterschied der irdischen und himmlischen Güter Purg. XV., 46. Bei der Belehrung über das Wesen der Liebe, über die Vernunft als Hüterin und über Freiheit der Wahl. Purg. XVIII., 73. Auch in Hinsicht auf den künftigen Lebenspfad, auf die Schicksalswechsel und die Quelle des Muthes und Trostes dabei verweist er auf Beatrice. Inf. X., 127. Als zuletzt Dante sich furchtsam weigert, durch das läuternde Feuer der sinnlichen Lust zu gehen, bringt er ihn zu dem Entschluss durch Hinweisung auf die Seligkeit, die Dante beim Anblick der Beatrice haben werde. Purg. XXVII., 16. 52.

2) Seine Anerkennung einer höhern Spähre.

Virgil erkennt überall an und erklärt, dass sein Gebiet, das der weltlichen Ordnung, nicht ein in sich abgeschlossenes, nicht sich selbst Zweck ist, sondern dass es ein höheres Gebiet gebe, welchem das seinige nur als sichere Grundlage dienen soll; dass die vollkommenste Ordnung des weltlichen Reichs von Gott nur dazu angeordnet sey, um darauf das christliche, das himmlische Reich zu gründen. Darum spricht er von einem höhern Kaiser, der im Himmel thront, und von der Sehnsucht derer, die ihn nicht gekannt und desswegen vom Paradies ausgeschlossen sind. Inf. I., 124. IV., 34. So sagt er auch zu Sordello mit Bedauern, er sey des Himmels nur desswegen nicht theilhaftig, weil ihm der Glaube fehlte. Er habe durch Nichtthun das Schauen der hohen Sonne verloren, welche er zu spät erkannt habe. Purg. VII., 4—28. Virgil geht auch in höhere Untersuchungen ein als blos über das weltliche Regiment, aber nur nicht in kirchliche. Er betrachtet die Weltordnung auch als Philosoph. So erklärt er dem Dante das Amt der Fortuna. Inf. VII., 61. und den Traum von der weltlichen Lust. Purg. XIX. Darum ordnet er gern das weltliche Gebiet dem himmlischen unter. Inf. II., 79. Darum treibt er den Dante zur Verehrung der Engel als der Boten Gottes, z. B. am Thor der Disstadt Inf. IX., 86. dann Purg. II., 25. Auch zieht er seinen Schüler selbst auf die 3 Stufen vor der Reinigungspforte, und lässt ihn demüthig um Oeffnung bitten. Purgat. IX., 106.

3) Endlich wird er aber noch ganz ausdrücklich als Vorläufer und Verkünder des Christenthums unter den Heiden dargestellt, und wir sehen diess nicht nur an seinen Aussprüchen, wie an seiner Schilderung von Christi Höllenfahrt Inf. IV., 52. an der Hinweisung auf das jüngste Gericht bei Ciracco, Inf. VI., 94. oder in der merkwürdigen Stelle, wo er erklärt, dass die irdische Vernunft nicht Alles erforschen könne, sondern dass die höchsten Geheimnisse erst durch das Christenthum offenbar würden. Purg. III., 22—45., sondern wir sehen es auch an mehreren Stellen des Gedichts, wo seine Sendung recht ausdrücklich ausgesprochen ist, und in welchen wir auch eine Verherrlichung Virgil's erblicken möchten, sowie diess später im Paradies mit der Beatrice der Fall ist.

Hierher gehört nun zuerst seine Beziehung zur Lucia. Diese wird von fast allen Commentatoren von den ältesten Zeiten an, als das Symbol der erleuchtenden Gnade, gratia illuminans, aufgefasst. Abekan erklärt sie als Bild der Wahrheit, zu welcher die unterdrückte Vernunft flüchtet, zu welcher zu gelangen man der göttlichen Philosophie oder Theologie (Beatrice) und der irdischen Philosophie (Virgil's) bedarf.

Diese Ansichten passen weder zur Anordnung des Gedichts im Allgemeinen, noch zu den einzelnen Attributen, die der Lucia beigegeben werden. Die Hauptstelle hierfür ist der Traum, den Dante erzählt im Purg. IX., 1—63. Dante träumt um die Zeit, „wo unsere Träume beinahe göttlich sind", Zeus Adler (der kaiserliche Vogel) habe ihn emporgetragen bis zum Feuerhimmel (v. 30.) (oder zum Feuer im obersten Kreis des Purgatoriums) wo beide er und der Adler, von innerer Gluth entbrennt seyen. Als er erschüttert aufwachte, erzählte ihm Virgil, die heil. Lucia habe ihn zu der Pforte des Purgatoriums emporgetragen. Deutlicher kann man die Beziehung zwischen dem kaiserlichen Symbol und der heil. Lucia nicht angeben. Als Ort der Handlung in dem Traum wird noch dazu ausdrücklich das Gebiet von Troja, das Stammland des Weltkaiserthums, angegeben. Bezeichnend ist noch besonsonders die Stelle v. 25: „ich dachte bei mir: dieser Adler packt vielleicht aus Gebrauch nur hier, und verschmäht es, von andern Orten emporzutragen", wodurch noch jeder Zweifel über den Adler des Kaiserreichs gehoben wird. Und in einem Gleichniss wird darauf hingewiesen, dass die grosse Vorsicht, womit der Hauptfeind der Trojaner, Achilles, unter Mädchen versteckt worden war, nichts gegen den Schluss des Schicksals geholfen habe, wonach Troja zerstört werden musste, um das

Reich zu gründen. Wenn aber Lucia, wie es hier so deutlich ausgesprochen ist, Beziehung zum Kaiserthum hat, so kann sie nur ein Symbol der höchsten Tugend, die den Kaiser allein zu dem von Gott beabsichtigten Amt würdig macht, der Tugend wodurch allein die Ordnung und der Friede über das weltliche Leben der Menschen verbreitet wird, die im weltlichen Leben eben so herrscht, wie die Gnade in dem himmlischen, das Symbol der Gerechtigkeit seyn. Darum heisst die Lucia die Feindin jedes Grausamen Inf. II., 100, sie kann diess nur seyn, insofern sie die Gerechtigkeit, nicht die Erleuchtung vorstellt; wir können diess an vielen Stellen des Inf. sehen, wo von Grausamen, Tyrannen, Empörern die Rede ist. Darum sagt auch in demselben Gesang des Inferno Maria zu ihr: Deiner bedarf jetzt dein Getreuer (Dante), und ich empfehle dir ihn: Dante konnte doch unmöglich der Getreue des Symbols der Erleuchtung seyn, sehr gut aber der Getreue des höchsten Symbols im weltlichen Leben, da er bis zu dem Moment, wo die Lucia an seiner Rettung mitwirken sollte, ganz für das weltliche Leben und dessen Ordnung begeistert war.

Auf diese Art passt die Lucia in die ganze Bedeutung des Gedichts, wonach der geordnete weltliche Zustand die Menschheit in das himmlische Reich führen soll; — sie trägt den Dante an die Pforte des Purgatoriums, und auf ihren Namen und ihre Empfehlung öffnet der Engel die Pforte. So passt sie auch allein im 2. Ges. des Inferno unter das Kleeblatt der Weiber, die sich um Dante's Rettung und Erhebung bekümmern. Dante wird von Virgil aufgefordert, durch Hölle, Fegfeuer und Paradies zu gehen, die weltliche und geistige Ordnung der Welt unter den 2 Führern, Kaiser und Papst, zum Nutzen der Menschen zu beschreiben. Er hält sich nicht für würdig, diess doppelte Unternehmen zu beginnen, zu welchem früher 2 Personen, Aeneas und Paulus, von Gott ausersehen waren. Virgil ermuthigt ihn dadurch, dass er ihm versichert, wie die 2 höchsten Vorsteherinnen beider, der geistlichen und weltlichen Sphäre, sich vereinigt hätten, um ihn in seinem Werk zu unterstützen. Diess war Maria die Mutter Gottes, als höchstes Symbol in dem geistigen Gebiet oder contemplativen Leben, und Lucia, das höchste Symbol in dem weltlichen oder aktiven Leben. Nur so konnte Dante auch die rechte Zuversicht erhalten, dass sein doppeltes Unternehmen vollständig gelingen werde. Der Sinn jener Stelle in Inferno II. ist also der: Dante's grosses Werk, zur Lehre, Besserung und Beglückung der Menschheit ist im Himmel beschlossen, gewährt und befördert. Die himmlische Liebe und Gnade, Maria, er-

barmt sich der Menschheit und sieht, dass sie eines Reformators bedürfe. Aber nicht allein das geistige Leben soll in eine bessere Richtung gebracht werden, sondern vor diesem und als nothwendige Grundlage muss der gesellschaftliche Zustand der Völker geordnet, der Kaiser von der Kirche getrennt, mit unbeschränkter Macht bekleidet werden, damit in dem allgemeinen Frieden und vollkommenen Rechtszustand die Menschen sich zur geistigen Vollkommenheit heranbilden können. Maria verbindet sich also mit der himmlischen Gerechtigkeit, Lucia, und begeistert sie mit ihrer Liebe, dass sie ihrem Werke beistehe. Beide haben den Dante, dessen Geist die hohe Idee schon länger gefasst hat, zu ihrem Verkünder ausersehen. Es fehlt ihm nur noch die nähere Belehrung und Führung. Diese soll dem Dante nach ihrem Beschluss zu Theil werden durch die Symbole der Lehre im geistigen Gebiet (die göttliche Lehre, Beatrice) und im weltlichen Gebiet im staatlichen Leben (die Politik, Virgil). Lucia geht zu Beatrice, um sie in dieses Amt einzusetzen, allein Beatricens Werk kann nicht der Anfang der ganzen Lehre seyn, daher geht diese, um ihr Wirken erst vorbereiten zu lassen, zu dem Sänger und Propheten des Kaiserreichs, des geordneten politischen Zustandes, damit die Menschheit unter dessen Leitung durch Dante erst über diese wesentliche Grundlage des vollkommenen Lebens belehrt werde. Beatrice steht also in derselben Beziehung zu Maria, wie Virgil zu Lucia.

Auf diese Bedeutung des Virgil kann es daher allein passen, wenn die Beatrice ihm aufgibt mit seiner geschmückten Rede dem Dante zu helfen, wenn Dante den Virgil der andern Dichter Ruhm und Licht nennt; ihm sagt, von ihm allein habe er den schönen Styl genommen, der ihm Ehre brachte, und ihn bittet den langen Eifer und die grosse Liebe zu vergelten, womit Dante sein Werk suchte. Inf. I. u. II. Hier wird Virgil immer als Sänger des Kaiserthums, als Hauptzeuge der Gründung des römischen Reichs und der politischen Weltordnung hervorgehoben.

Die zweite Verherrlichung des Virgil scheint mir im Limbus beabsichtigt zu seyn. Dort, sagt er dem Dante, sind die Seelen von Menschen, welche wohl viel Verdienst hatten, denen es aber nicht in den Himmel hilft, weil sie die Taufe, die Pforte des christlichen Glaubens nicht hatten, weil sie vor dem Christenthum waren und Gott nicht verehrten, wie es Pflicht ist; und er sey einer derselben. Inf. IV., 34 bis 39. Unter der grossen Menge sey aber eine gewisse Klasse abgesondert, lebe für sich und sey besonders geehrt; das sind die ruhmvol-

len Seelen des Alterthums, 72—78. Dann kommt sie zu den 4 Dichtern, die den Virgil besonders ehren, und zwar wie es augenscheinlich ist, als Sänger des Kaiserreichs und der weltlichen Ordnung, wie das Rossini sehr scharfsinnig dargestellt hat.

Wenn Virgil schon in den beiden Stellen des Inferno in seiner doppelten Bedeutung als Sänger der weltlichen Ordnung und als Leiter unter dieser Ordnung zu den Segnungen des Christenthums hervorgehoben wird, so wiederholt sich diess im Purg., wie z. B. Dante den Seelen sagt, er müsse unter Virgil's Leitung von Welt zu Welt den Frieden (als Frucht der Gerechtigkeit und des Glaubens) aufsuchen, Purg. V., 61.); oder auch das Gespräch Virgil's mit Sordello, wo er diesem sagt, er habe das menschliche Leben in seiner Entwicklung bis zur Schwelle des Christenthums erfasst, das Letztere aber zu spät erkannt. (Purg. VII., 4—28.) Diess steigert sich bis zu der eigentlichen Verherrlichung Virgil's durch Statius. Purg. XXI., 7.

Statius kommt unbemerkt zu den zwei Dichtern, wie Christus den 2 Aposteln erschien. Virgil wünscht ihm baldige Ankunft am Ort der Seligen, von dem er verbannt sey. Er sagt ihm, Dante habe als Lebender nicht allein diese Orte besuchen können, „weil er nicht nach unserer Weise schaut", v. 30.; daher sey er, Virgil, aus der Hölle geholt worden, um sie ihm zu zeigen, und er werde ihm noch weiter zeigen, soweit seine Schule den Dante führen könne. v. 33. Statius erzählt ihm später v. 82., er habe unter Titus gelebt, und sey als Dichter durch seine Thebais berühmt gewesen. Der Samen seines Eifers waren die Funken, die ihn mit göttlichen Flammen ernährten, wovon noch Tausende entzündet worden, nämlich die Aeneis, welche ihm Mutter und Amme im Dichten war. Wenn man weiss, welche Bedeutung das Epos von der Gründung des römischen Reichs für Dante hatte, wie Virgil immer als Hauptzeuge der göttlichen Absichten bei der Gründung dieses Reichs hervorgehoben wird, so ist klar, warum er hier auch dem Statius, dem Sänger dieser Aeneide eine solche Verehrung zollen lässt. Auch Statius' Thebais hat im Inf. eine grosse Wichtigkeit, sie zeigt das abschreckende Beispiel eines durch Bürgerkrieg und Empörung entzweiten Staates, und führt dadurch zu der Idee eines unter einem Kaiser geordneten Weltreichs. Zuletzt sagt Statius noch: Wenn ich das Glück gehabt hätte, mit dem Sänger der Aeneis gelebt zu haben, so wollt ich ein Jahr später aus diesem Bann erlöst seyn; und als ihm der Schatten als der wirkliche Virgil vorgestellt wird, will er ihm aus Liebe und Ehrfurcht zu Füssen fallen. Mehr konnte Dante in

einem orthodoxen Zeitalter, wo man so viel auf das Purgatorium hielt, einen orthodoxen Christen nicht thun und sagen lassen.

Nachher erzählt Statius, er habe hier so lange gebüsst, weil er auf Erden ein Verschwender gewesen. Ein Vers der Aeneide III., 56. „wozu verleitest du unheiliger Hunger nach eitelm Gold die Begierde der Sterblichen!" habe ihn gebessert.

Bis dahin wird Virgil immer als Sänger der Aenide gefeiert. Jetzt tritt aber seine andere Seite, als Vorahner und Verkünder des Christenthums hervor. Jetzt wird er daher der Sänger der bukolischen Gedichte genannt. Er frägt den Statius, wer ihn zum Christenthum geführt habe, und dieser antwortet: Du hast mich zuerst zum Parnass geführt, und du hast nächst Gott mich zuerst erleuchtet. Du thatest wie Einer bei Nacht das Licht hinter sich trägt, und sich nichts nützt, aber die Leute hinter sich weise macht, als du den (schon erwähnten) Anfang der vierten Ekloge sangst. Durch dich ward ich Dichter, durch dich ward ich Christ.

Nach dieser letzten Verherrlichung ist Virgil nicht mehr viel thätig. Er lässt den Statius im 25. Gesang noch eine philosophische Erläuterung geben, und bei der Flamme der Wollüstigen, vor welcher Dante sich scheut, macht er ihm nicht durch vernünftiges Zureden in seiner Weise Muth, sondern bringt ihn durch die Flamme durch beständiges Erinnern an die Beatrice, deren Kraft ihm also hier zu Hülfe kommen muss.

Auf dem Gipfel des Fegfeuerberges, nachdem Virgil seinen Schüler zum Eingang ins irdische Paradies und zu den Symbolen des werkthätigen Lebens und der beseligenden Gottesbetrachtung geführt hat, ist seine Mission vollendet. Er sollte den Dichter, der früher schon auf dem rechten Weg der Contemplation, der höhern philosophischen Weltbetrachtung gewesen und daher zum Lehrer und Reformator seines Volks auserwählt war, sich aber in die materiellen Sorgen, in die weltlichen, politischen Vorgänge zu sehr vertieft hatte, wieder auf den höhern Standpunkt zurückführen, wo er seine geläuterten Ideen von Weltordnung und Weltregierung, von dem Zweck und Ziel der Menschheit lehren könne. Dante hat nach Beatricens Tod sich der Philosophie ergeben, in ihr das höchste Gut, die höchste Glückseligkeit, Freiheit und Frieden gefunden. Ehe er aber den rechten Standpunkt im contemplativen Leben erfasst hatte, wo er die Weltereignisse in ihrem Zusammenhang und ihrer Beziehung zu einer höhern Sphäre schauen konnte, ward er in das aktive politische Treiben verwickelt, die irdischen Sorgen und

Leidenschaften verdüsterten und umstrickten ihn so sehr, dass er die ruhige und freie philosophisc heBetrachtung verlor (Vorwürfe Beatriccas im Purg. XXXI.), immer enger von einzelnen ihn erschreckenden Ereignissen gefesselt wurde. Er drohte darin verloren zu gehen oder wie Virgil sagt, er war der letzten Stunde nahe (Purg. I., 52.), er wusste keinen Ausweg mehr aus dem ganz materiellen Wirrsal zu dem besonnten Berg der freien philosophischen Betrachtung und Erkenntniss (Inf. I., 76.). So steht er geängstigt und trostlos bei der Schau der politischen Verwirrung durch die schwarze Partei, Frankreich und besonders die Kirche (die drei Thiere im ersten Gesang), und Beatrice fürchtet schon, dass sie mit ihrer Hülfe zu spät komme (Inf. II., 64.). Da erscheint ihm Virgil in der nun schon bekannten Bedeutung und auf Dante's ängstliches Bitten, ihn von den drei Thieren zu befreien, verweist er ihn auf den sonnigen Berg, den Sitz der Freiheit und des Friedens durch Betrachtung und Erkenntniss. Er räth ihm sich von den Thieren ganz abzuwenden, sie der irdischen Strafe, dem irdischen Rächer (dem Windhund) zu überlassen, sich selbst aber mit den gewonnenen Erfahrungen zu der philosophischen Ansicht der Weltordnung unter seiner Leitung durch Hölle und Purgatorium zu erheben, wo auch Aeneas und Paulus ihre Lehren und Zeugnisse zur Gründung des irdischen und himmlischen Reichs geholt hätten.

Wie Virgil seinen Beruf erfüllt hat und welcher Art dieser war, sehen wir zuletzt noch aus seinen schönen Abschiedsworten: „Du hast, o Sohn, das zeitliche und ewige Feuer gesehen, und bist bis dahin gekommen, wo ich durch mich selbst nichts mehr unterscheide (wo die Lehre von der irdischen Weltordnung aufhört). Durch Weisheit und Kunst (durch Lehre in der spekulativen und praktischen Sphäre) zog ich dich bis hierher. Dein eignes Gefallen nimm jetzt zum Führer; denn du bist von allen steilen und engen Pfaden befreit, die Sonne leuchtet dir hell auf die Stirn und die Blumen (die guten Werke) umgeben dich. Du kannst unter ihnen sitzen oder wandeln (contemplative oder praktische Thätigkeit), bis Beatrice mit ihren schönen Augen zu dir kommt (die schönen Augen sind im Convito III., 15. als die Beweisführungen der höhern Philosophie erklärt). Erwarte nicht mehr meine Rede noch meinen Wink, denn dein Willensurtheil (arbitrio, De Monarchia I., 14.) ist frei, recht und gesund, und unrecht wär's nicht nach seinem Sinn zu thun. Und so verleihe ich dir Krone und Mitra über dich selbst (die Symbole der weltlichen und geistlichen Führung die du von Andern nicht mehr bedarfst)."

E. Ruth.

M. Tulli Ciceronis oratio de imperio Gnei Pompei. Commentario critico instruxit et adnotationibus superiorum interpretum suisque explanavit Carolus Halm. Lipsiae, MDCCCXLVIII. prostat in libraria C. F. Köhleri (Ad. Winter). Auch mit dem weiteren Titel: M. Tulli Ciceronis Orationes. Cum commentariis editae consilio atque studio Caroli Halm. Vol. II. Pars II. — 224 S. in gr. 8.

Von dem Unternehmen des Herrn Prof. Halm ist schon früher in diesen Blättern die Rede gewesen (1845. p. 852. 865. ff. 1846. p. 628.); den ununterbrochenen Fortgang desselben wird Jeder, der die ungünstigen Verhältnisse der Zeit bedenkt, nur mit doppelter Freude begrüssen können. Auf die früher erschienenen Reden pro Sulla, pro Sestio, in Vatinium und pro Caecina (diese von Herrn Jordan besorgt) folgt jetzt die Rede für Pompejus, ausgewählt, wie die Vorrede bemerkt, mit aus dem Grund, weil dieselbe zu den auch auf Schulen noch immer (und mit allem Rechte jetzt so gut, wie in den Schulen der altrömischen Zeit) vielgelesenen Reden gehört, hier also auf eine grössere Theilnahme von Aussen zu rechnen war, während eben dieser Umstand die Anforderung an eine in kritischer wie in exegetischer Hinsicht durchaus befriedigende Bearbeitung nur steigern konnte, zumal da diese Rede, eben weil sie zu den vielgelesenen gehört, schon mehrfach von Andern bearbeitet oder in höherem Grade berücksichtigt worden war. Uebrigens sollte auch bei dieser Rede der dem ganzen Unternehmen zu Grunde liegende Plan nicht verlassen werden; es sollte auch hier das Wesentlichste der Erklärung aus den bisherigen Commentaren zusammengestellt, ergänzt, und in wohlgeordneter Sichtung dem Leser geboten werden, der auf diese Weise sich bequem zurecht finden kann, ohne durch eine Masse aufgehäuften Stoffs erdrückt zu werden. Aber es sollte dabei auch das kritische Element, ohne welches die Erklärung der sichern Grundlage entbehrt, berücksichtigt werden, und dieses ist nun in der vorliegenden Ausgabe fast in höherm Grade geschehen, als bei den früher erschienenen Reden, ohne dass man desshalb dem Herausgeber einen Vorwurf wird machen können; im Gegentheil es steht zu hoffen, dass das Gleiche auch bei den weiter erscheinenden Reden geschehen werde. Denn weit mehr als man gewöhnlich glaubt und denkt, fehlt es bei den einzelnen Reden des Cicero noch an der sicheren, diplomatisch-urkundlichen Grundlage, welche einen auf die ältesten der vorhandenen Quellen zurückgeführten Text liefert, der von den zahlreichen Interpolationen gelehrter

und ungelehrter Abschreiber, zumal des XIV. und XV. Jahrhunderts befreit ist; es wird also bei jeder einzelnen Rede des Cicero zuvörderst sorgfältig zu erforschen seyn, welche der vorhandenen Manuscripte eben in diese spätere Periode und damit meist in die Classe der sogenannten italischen Familie fallen, somit in der Regel von geringerem Werth und Belang sind, und welche vor diese Zeit gehören, also der sogenannten germanischen Classe zufallen. Diesen Gegenstand hat aber der Herausgeber nicht blos bei dieser Rede, sondern, wie wir aus mehreren Aufsätzen desselben in neuester Zeit ersehen haben (s. Münchner Gel. Anz. 1848 p. 720 ff., Klotz u. Dietzsch Jahrbb. d. Philol. LI. p. 35 ff. Suppl. Bd. XV. p. 165 ff.) auch hinsichtlich der andern Reden des Cicero eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und es scheint ihm allerdings gelungen zu seyn, diese älteren Quellen des Textes so ziemlich ermittelt zu haben. Wir dürfen daher von der, wie wir hören, durch Prof. Halm in Vereinigung mit Prof. Baiter übernommenen Fortsetzung der (zweiten) Orelli'schen Ausgabe des Cicero keine geringen Erwartungen für den (noch fehlenden) Text der Reden uns machen, sondern vielmehr uns der sichern Hoffnung hingeben, darin nun endlich einen Text der Reden des Cicero zu erhalten, der allerwärts auf die erweisslich ältesten und verlässigsten Quellen zurückgeführt, der Urschrift selbst jedenfalls am nächsten kommen dürfte.

Kehren wir zu der vorliegenden Bearbeitung der Pompejanischen Rede (so heisst sie ja einigemal in den alten Scholien und bei Servius) zurück, so liegt hier für die Textgestaltung ein nahmhafter Apparat von noch guten Quellen vor, so dass die späteren italischen Handschriften, denen sich auch noch einige andere gleichen Zeitalters an andern Orten anreihen, hier kaum von besonderem Gewicht und Einfluss seyn können. Der Herausg. hat im vierten Abschnitt seiner Prolegomena eine Zusammenstellung und eine Würdigung der verschiedenen bis jetzt bekannt gewordenen handschriftlichen Hülfsmittel gegeben (die einzelnen gedruckten Ausgaben und Erläuterungsschriften sind S. 83 und 84 vor Anhang des auf den Text folgenden Commentars zusammengestellt; wir würden dieses Verzeichniss lieber den Prolegomenen des Ganzen angereiht haben, und als Anhang zu Cap. IV. De codicibus orationis, oder als dessen nothwendige Folge.). Aus diesem Verzeichniss ersieht man, wie der bisherige kritische Apparat jetzt wesentlich durch neue, wohl zu beachtende Hülfsmittel vermehrt worden ist. Unter diese gehört besonders die Collation einer — jetzt verlorenen — Handschrift von Tegernsee, übersendet im Jahre 1789 durch Harless an Garatoni und in dessen Nachlass

zu Ravenna befindlich, wo Th. Mommsen eine Abschrift nahm, die er dem Herausg. überliess. Jedenfalls ist diese Handschrift, welche leider die Rede nicht vollständig enthielt, eine der vorzüglicheren aus der germanischen Classe, welche vorzugsweise durch die bekannte Erfurter (jetzt Berliner) Handschrift, in Verbindung mit dem Turiner Palimpsest und einigen andern Handschriften gebildet ist. Von einer andern derselben Classe zugehörigen Handschrift zu Rom (Palatinus IX. bei Gruter) erhielt der Verf. die Collation zu spät, um noch davon durchweg Gebrauch zu machen; es schliesst sich übrigens dieser Codex ganz an die Erfurter Handschrift an. Der durch C. T. Zumpt für den Herausgeber zu Berlin verglichene Codex gehört zwar der italischen Familie an, ist aber doch einer der bessern aus dieser allerdings untergeordneten Classe, eben so der von Th. Mommsen zu Perugia für den Herausg. verglichene Codex. Von diesen Handschriften wurden die abweichenden Lesarten in Verbindung mit den Lesarten der übrigen Handschriften der besseren Classe, so wie den Abweichungen von sechs älteren Ausgaben (diese jedoch so, „ut ex labore taedii pleno apparatus critici moles ne in nimium excresceret“ p. 33) von dem Herausg. mitgetheilt, welcher selbst sorgfältig dieselben verglichen hatte; es sind die Veneta von 1472, die Ascensiana von 1511, die Cratandriana von 1528, die Hervagiana von 1534, die des Carl Stephanus von 1555 und die Lambiniana von 1566. Auf diese Weise ist der kritische Apparat, welcher unter dem Texte der Rede selbst seine Stellung erhalten hat, bedeutender als bei den früheren Ausgaben, aber eben dadurch der Werth des Ganzen in der That erhöht worden, indem der Text, der auf diese Grundlagen gebaut ist, als eine durchweg neue Revision, wenn man nicht sagen will Recension, sich darstellt, die, weil sie auf die anerkannt ältesten und besten Urkunden zurückgeht, als das Gesammtergebniss der Kritik hier betrachtet werden kann. Denn wenn es auch etwa durch einzelne Entdeckungen von Palimpsesten gelingen sollte, einzelne der verdorbenen Stellen, an denen es auch so noch nicht in dieser Rede fehlt, zu berichtigen, so wird doch im Ganzen das hier gewonnene Ergebniss als befriedigend, und darum auch nicht leicht umstossbar angesehen werden können.

Für die Erklärung hat der Herausg. gesorgt erstens durch umfassende Prolegomenen und zweitens durch den auf den Text von S. 81 ff. an folgenden Commentar. Jene befassen in drei Abschnitten Alles, was zur historischen, wie rhetorisch-ästhetischen Auffassung und Würdigung der Rede gehört. Cap. I. handelt De rebus a Cn. Pompeio gestis ante-

quam bello Mithridatico praeficeretur. Cap. II. De bellis Mithridaticis; Cap. III. De lege Manilia et oratione a M. Tullio Cicerone pro ea habita. Hier ist es nun, wo der Verf. in Fassung und Inhalt der Rede, in die damit verknüpften Zwecke und Absichten des Redners, so wie in die ganze Art und Weise der Durchführung derselben, näher eingeht; er zeigt, wie Cicero es kaum bei dieser Rede blos auf eine Empfehlung der Manilischen Bill, für die das Volk ohnehin schon gestimmt war, abgesehen haben konnte, wie vielmehr die Schilderung des Pompejus und seiner Thaten, in einer Weise, die kaum frei von einiger Schmeichelei seyn mag, den Hauptinhalt der Rede ausmacht und wie das Bestreben des Redners, durch eine solche Darstellung die Gunst des Volkes zu gewinnen, überall hervortritt, indem diesen Zwecken Alles untergeordnet wird. Es mag diess uns die grossen, unläugbaren, im Alterthum wie in der neueren Zeit anerkannten Vorzüge dieser Rede in rhetorischer Hinsicht erklären, da, lässt man jene panegyrischen Zwecke im allgemeinen gelten, Plan, Anlage und Ausführung gleich vorzüglich genannt werden muss. So gelangt der Verf. zu einem Ergebniss, das in sich wohl begründet, zugleich verschiedene hier und dort laut gewordene, mehr oder minder Tadel über diese Rede verbreitende Ansichten widerlegt, und hierin sich an die Erörterungen anreiht, welche Haun in seinem Versuch einer Würdigung der Rede u. s. w. (Programm zu Merseburg 1827. 4.) zu geben versucht hatte.

Dass der Herausgeber die bisher gewöhnliche, den Alten selbst, wie es scheint, unbekannte Aufschrift (Pro lege Manilia) verlassen hat, war zu erwarten; findet sich dieselbe doch in keiner der Handschriften der bessern Familie, wenn sie auch gleich in den Ausgaben seit der Ascensiana von 1511 vorkommt; die Veneta von 1472 hat noch: Pro Magno Pompejo ad Quirites. Was der Verf. gibt: De Imperio Cnei Pompei ad Quirites ist, was wenigstens die vier ersten Worte betrifft, eben so beglaubigt durch die Citate des Gellius und Priscian, wie durch die Erfurter und zwei andere Handschriften der bessern Classe, und durch den Palatinus IX. Der Abdruck des Textes mit der darunter gesetzten Varietas lectionis reicht bis S. 80; dann folgt der Commentar: dass die Varietas lectionis nicht vollständig gegeben, d. h. nicht alle die Abweichungen der Handschriften der schlechteren Classe und der älteren, meist doch nur nach solchen Handschriften veranstalteten Ausgaben aufgeführt sind, sondern nur die älteren Textesquellen diejenige Berücksichtigung erhalten haben, die uns in den Stand setzt, die eigentliche Grundlage des Textes zu überschauen, ward schon bemerkt. Dieselbe weise

Beobachtung des Maasses tritt auch in dem Commentar hervor, der, nach dem ursprünglich bestimmten Plane des ganzen Unternehmens eine von dem Herausgeber da, wo es nöthig schien, ergänzte und vervollständigte Uebersicht des exegetischen Apparats bieten sollte; dieser aber lag, wenn man die verschiedenen Bearbeitungen dieser Rede mit Einschluss der letzteren grösseren Separatausgabe von Benecke bedenkt, in einer Ausdehnung vor, die keinen unveränderten Abdruck Desselben verstatten konnte, wenn auch gleich das Wesentlichste daraus, nicht ohne namhafte eigene Zusätze in diesen Commentar überging. Der Verf. spricht sich selbst darüber im Vorwort also aus: „Ita enim Beneckei cura usus sum, ut quae ille a prioribus sumpsit, ea fontibus ipsis denuo aditis aequo jure in meum usum converterem sed longas disputationes, quibus hodie facile carere possis, resecarem: quae autem ipse nova adjecit, ita adhiberem, ut editioni suum pretium relinqueretur. In meo autem commentario nova quaedam mihi afferre licuit ex schedis Garatonianis u. s. w." So ist nun der ganze Commentar, oder vielmehr der exegetische Apparat, wie ihn der Herausg. hier vorlegt, auf etwas mehr als hundert Seiten beschränkt (S. 85—220), wobei die sprachliche Erörterung von der kritischen nicht getrennt ist und das reale Element so gut wie das grammatische seine Beachtung gefunden hat. Bei dem, was aus früheren Erklärern entnommen ist, findet sich stets der Name dessen, der es gegeben, beigedruckt; daran reihen sich die Bemerkungen des Herausg., die insbesondere über einzelne, schwierige oder bestrittene und angefochtene Stellen sich verbreiten und deren Verständniss festzustellen suchen. Dass hier nichts übersehen ist von dem, was Andere theils in einzelnen Ausgaben, theils zerstreut und gelegentlich über einzelne Stellen der Rede bemerkt haben, bedarf kaum einer besondern Erwähnung. Es ist übrigens aus den früheren Bänden die Behandlungsweise des Verf. und sein Verfahren hinreichend bekannt, so dass es einer weitern Ausführung darüber nicht mehr bedarf. Es kann daher hier, wo es um eine blosse Anzeige der Fortsetzung eines so tüchtig ausgeführten und verdienstlichen Unternehmens sich handelt, ein näheres und specielleres Eingehen in diesen Commentar füglich unterlassen bleiben; nur einige Stellen mögen hier kurz besprochen werden, um dem Herausgeber wenigstens ein Zeichen unserer Aufmerksamkeit zu geben.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Cicer. Oratt. ed. Halm.

(Schluss.)

In der Stelle II., 4 (bellum grave — a duobus potentissimis regibus infertur, Mithridate et Tigrane, quorum alter relictus, alter lacessitus, occasionem sibi ad occupandam Asiam oblatam esse arbitrantur.) halten wir die Vertheidigung des Plurals arbitrantur vollkommen durch die Stelle des Tacitus Ann. III., 62 in der Weise gerechtfertigt, dass wir eher am Singular Anstoss nehmen würden, der uns minder ausdrucksvoll erscheint als der Plural, welcher selbst durch den Gegensatz, in dem die beiden vorhergenannten (Mithridate et Tigrane) durch das nachfolgende alter relictus, alter lacessitus gebracht sind, als nothwendig erscheinen dürfte, wesshalb wir von jeder Art von Attraction hier absehen möchten. Ueber den Namen Mithridates (Mithradates) ist bei dieser Gelegenheit einiges bemerkt: Ref. bezieht sich auf seine Bemerkungen zu Ctesias Perss. 55, womit er noch Ellendt zu Arrian p. 65 und Zeuss: die Deutschen und ihre Nachbarstaaten p. 288 ff. verbindet. Ihm erscheint, schon um der Analogie willen, Mithradates richtiger als Mithridates.

Ganz stimmen wir dem Herausgeber bei Cap. III., wenn er in tota Asia (statt t. A. ohne in), schon wegen des folgenden tot in civitatibus vorzieht, und eben daselbst nach der Erfurter Handschrift Ponti mit Klotz schreibt (ut se non Ponti [statt Ponto] neque Cappadociae latebris occultare velit Mithridates), auch diess überzeugend, wie wir glauben, gegen die dawider von Süpfle erhobenen Bedenken gerechtfertigt. (Ref. verweist noch auf Cap. VIII. §. 21 urbes Ponti et Cappadociae, wo dieselbe Verbindung angetroffen wird.) Dasselbe gilt von der Auffassung des in Asiae luce versari in den gleich darauf folgenden Worten, wie von den am Anfang des Cap. IV. befindlichen Worten: „ad oblivionem veteris belli" (d. i. um den alten Krieg in Vergessenheit zu bringen).

Zu Cap. IX. §. 23 wird zu den Worten: „Ita nationes multae atque magnae novo quodam terrore ac metu concitabantur", aus Benecke's Note die Stelle des Servius (zu Aen. XI., 357) angeführt

über den Unterschied zwischen terror und metus, welche beide Wörter hier in einer allerdings auffallenden Weise mit einander in Verbindung gebracht stehen. Bei Servius heisst es: „terror est proprie qui aliis infertur“ und dann weiter „metus autem est quem habent timentes.“ Damit aber wird die auffallende Nebeneinanderstellung der beiden Worte nicht erklärt oder gerechtfertigt, zumal wenn wir Stellen herzunehmen, wie Cicero Tusc. IV., 8: „terrorem (definiunt) metum concucientem.“ Wie kann mit dem stärkern, schon den Begriff von metus in sich schliessenden terror, eben dieses metus wieder verbunden, und ihm gar nachgesetzt werden? da doch bei solchen Verbindungen das Schwächere vorangehen und das Stärkere nachfolgen muss, was hier umgekehrt ist. Desswegen scheint uns metu hier verdächtig und magno, was nur in einer Handschrift und zwar der schlechteren Classe, in der Berliner, sich findet, wo überdem am Rande von einer andern Hand metu geschrieben steht, das richtige zu seyn. Es mag diess als ein Beweis dienen, wie selbst in dem Falle, wo ältere gute Quellen des Textes vorliegen, die jüngern Handschriften, wenn auch von einer untergeordneten Classe, doch keineswegs von dem Kritiker übersehen werden dürfen, da immerhin einzelne Stellen vorkommen, wo sie das allein richtige enthalten. Ein ähnlicher Fall scheint uns Cap. XVIII. §. 54 obzuwalten: — ille populus Romanus, cujus usque ad nostram memoriam nomen invictum in navalibus pugnis permanserit, magna ac multo maxima parte non modo utilitatis, sed dignitatis atque imperi caruit.“ So schreibt der Herausg. nach der Erfurter, Tegernseer und Pfälzer Handschrift, welche allein perman serit haben, verlassend die Vulgate permanserat, wofür die Veneta und Ascensiana nebst einer Oxforder und Perusiner Handschrift perman sit bringen. Und dieses letztere halten wir für das allein richtige und ziehen es dem Plusquamperfect (permanserat) vor, schon wegen des Perfects caruit. Den Conjunctiv perman serit wüssten wir in der That in dieser Stelle, die nach ihrem ganzen Sinn und Zusammenhang nur den Indicativ zulassen kann, nicht zu erklären. Nach dem Verf. läge hier in dem Conjunctiv eine grössere Kraft, in sofern der Gegenstand dadurch der Betrachtung der Zuhörer näher gerückt werde, als wenn es heissen sollte: „cujus nomen scitis invictum permansisse.“ Wir können im Conjunctiv nur eine Schwächung des hier gerade mit aller Bestimmtheit und Sicherheit ausgesprochenen Gedankens finden. In demselben Cap. am Schluss wird nach einer (Cöllner) Handschrift jetzt gegeben: „non pudebat magistratus populi Romani in hunc ipsum locum escendere“, wo sonst ascen-

dere stand; und diess gibt die Veranlassung zu einer längeren Erörterung im Commentar S. 190 ff. über den von Manchen nicht richtig bestimmten Unterschied in der Bedeutung beider Wörter. Hiernach erscheint die von ihm vorgezogene Lesart (escendere) gerechtfertigt und steht ihr auch der Sprachgebrauch zur Seite, wie die angeführten Stellen des Livius, Cicero u. A. zeigen. Auch wir glauben, dass bei escendere stets einfach der Begriff: Aufwärts, in die Höhe steigen, festzuhalten ist, und zwar ohne alle weiteren Nebenbeziehungen, also auch mit Ausschluss Alles bloss in bildlichem Sinne gemeinten Hinaufsteigens; daher auch stets die Verbindung mit in und folgendem Accusativ als Ausdruck der lokalen Richtung, mit welcher das e oder ex, als Andeutung des Ausgangspunktes und damit zur Verstärkung des Begriffs (wie bei eniti und ähnlichen) dienend, correspondirt; bei adscendere scheint der Begriff weit allgemeiner und zunächst bloss auf ein Heransteigen, zumal mit bestimmten Zwecken und Absichten verbunden, bezüglich: woraus auch die öftere Anwendung des Worts in bildlichem Sinne, die wir bei escendere ausschliessen, hervorgeht. So wenigstens möchten wir den Unterschied, und, wie uns dünkt, nicht im Widerspruch mit dem Verf., auffassen; den in Ramshorn's Synonymik nr. 763. Bd. II. p. 113 gemachten Unterschied, wornach „escendere hinauf, aufwärts steigen, eine Höhe ersteigen, verschieden von adscendere, hinaufsteigen bis zu einer Höhe, cf. Oudend. ad Suet. Caes. 61“ halten wir aber nicht für richtig. — Gegen die von Naugerius ausgegangene Verdächtigung eines grossen Theils der Capp. XXII. (§. 64 von den Worten: „Atque in hoc bello Asiatico“ an) und XXIII. (bis zu den Worten §. 68 Quodsi auctoritatibus hanc causam u. s. w.), welche in einer allerdings auffallenden Weise auch bei neuern Gelehrten, wie Bloch und Madvig Anklang gefunden, hat der Verf. mit genauer Widerlegung der einzelnen von Bloch angeführten Gründe sich näher im Commentar S. 207 ff. ausgesprochen, und zweifeln wir nicht, dass jeder, der näher die Sache prüft, auch zu dem Urtheil gelangen wird, womit der Verf. seine Ausführung beschliesst: „ob has causas equidem ita sentio, hanc orationis partem, quam alii ineptam et ingenio Tulliano prorsus indignam judicarunt, eximio quodam artificio ab oratore compositam videri.“ Die §. 65 nach der Tegernseer und einigen andern Codd. gemachte Aenderung: „urbes jam locupletes et copiosae“ für ac halten wir durchaus für gerechtfertigt, weil Cicero die Stellung des ac vor Wörtern, die mit c beginnen, vermeidet. Daher auch §. 42 ac mit Recht abgewiesen ward in der Verbindung „gravitate et copia.“

Neben manchen sprachlichen Erörterungen fehlt es im Commentar auch nicht an einzelnen guten grammatischen Erörterungen, wie sie auch schon in den frühern Bänden enthalten waren, unter stets sorgfältiger Beachtung des ciceronianischen Sprachgebrauchs, wie z. B. zu IV. §. 9. die Erörterung über postea quam mit dem Conjunctiv des Plusquamperfects, der schon durch die Analogie und durch die Gleichheit der Bedeutung in der Anwendung von cum sich rechtfertigt; wesshalb die hier vorgeschlagenen Aenderungen des Textes mit allem Recht von dem Verf. bekämpft und abgewiesen werden; s. S. 99 ff. Eine gute Erörterung über ut non dicam und ne dicam wird zu Cap. XV. §. 44 p. 176 f. gegeben und so wird man noch manche ähnliche Erörterung antreffen. Was die Orthographie betrifft, die, und mit Recht, jetzt immer mehr Berücksichtigung findet, so hat sich der Herausg. hier so ziemlich an die herkömmliche Weise gehalten, von der nur wenige Abweichungen vorkommen. Dahin gehört z. B. die Genitivform imperi (für imperii), die übrigens auch durch das Turiner Palimpsest (zu XIV. §. 41) bestätigt wird. Dagegen ist adferre, wie im Palimpsest gleichfalls steht, nicht aufgenommen, und hier wie an andern Stellen die andere Form (afferre) beibehalten; eben so wenig §. 42 aus demselben Palimpsest: et quis unquam dubitavit statt der Vulgate „Et quisquam dubitabit", in der wir uns nicht ganz zurechtfinden können, da die Lesart des Palimpsest nicht bloss einfacher, sondern sogar stärker und ausdrucksvoller erscheint. Ueber andere Punkte der Orthographie des Palimpsestes hat uns Peyron keine Mittheilung gemacht; man kann daher auch nicht vom Herausg. verlangen, dass er davon hier eine Anwendung gemacht, oder weitere Folgerungen daraus gezogen hätte. Auffallend bei der im Uebrigen ziemlich gleichförmig durchgeführten Beibehaltung der gewöhnlichen Schreibweise bleibt die Cap. XVIII. §. 55 gegen die Handschriften hergestellte Form Karthaginienses (statt Carth); wiewohl auch wir (nach Osann zu Cicero De repub. p. 430 ff.) diese Form für die richtigere ansehen; noch auffallender aber und selbst bedenklich erscheint Cap. XI. §. 30 die Aufnahme der Schreibweise internicio für internecio. Denn wir halten überhaupt die Formen mit $\overline{e}$ für älter als die mit $\overline{i}$, das in der spätern Vulgarsprache vielfach an die Stelle des $\overline{e}$ trat, und daher auch in den Handschriften seinen Platz fand. Auch quattuor steht X. §. 28: eine Variante ist nicht angegeben; ebenso XVIII. §. 55 portubus für portibus. Nicht gleichförmig aber wird es erscheinen, wenn in der Aufschrift steht Gnei Pompei, und im Columnentitel Cn. Pompei, eben so, wenn Cap. I. §. 3 Gnei

Pompei geschrieben steht, dagegen in der Folge, wo derselbe Name oftmals vorkommt Cn Pompei, während an einigen dieser Stellen einzelne Handschriften Gnei haben vgl. z. B. IV. §. 10, XVI. §. 48, XVII. §. 50. An den meisten Stellen wird indess keine Variante angeführt und Cn durchweg im Texte gegeben. — Mit diesen Bemerkungen schliessen wir diesen Bericht mit dem Wunsche, recht bald wieder von einer weitern Folge dieser Reden berichten zu können.

Chr. Bähr.

M. Tullii Ciceronis Epistolae selectae. Für den Schulgebrauch bearbeitet, mit historischen Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Karl Friedr. Süpfle, Grossh. Bad. Hofrath und Professor am Lyceum zu Karlsruhe. Dritte sehr verbesserte Auflage. Karlsruhe. Druck und Verlag von Christian Theodor Groos. 1849. XVI. und 436 S. in gr. 8.

Die beiden frühern Ausgaben wurden seiner Zeit in diesen Jahrbüchern (1836 p. 1209 ff. 1845 p. 877 ff.) besprochen; es wird daher bei dem Erscheinen der dritten Ausgabe eines bereits so bewährten, in so vielen Anstalten eingeführten Schulbuchs nur von dem die Rede seyn können, was diese dritte Ausgabe vor ihren beiden Vorgängern auszeichnet, und wodurch sie überhaupt von diesen sich unterscheidet. Denn dass im Allgemeinen dieselbe von der frühern Anlage sich nicht entfernen, dass die ganze Einrichtung, wie sie sich in den zwei Ausgaben als erspriesslich und nützlich bewährt hat, beibehalten werde, war wohl zu erwarten bei einem für den Gebrauch der Schule zunächst berechneten Unternehmen. Hier also wird man keine wesentliche Aenderung wahrnehmen, wohl aber im Einzelnen gar Manches entdecken, was von dem unablässigen Streben des Herausg. zeugt, sein Werk den Zwecken, die durch dasselbe gefördert werden sollen, immer entsprechender zu machen. Diess ist nun schon in der allgemeinen Einleitung (über Cicero's Leben und seine Zeit), welche der Briefsammlung vorausgeht, geschehen, insofern dieselbe mit den Briefen selbst in eine nähere und innigere Uebereinstimmung gebracht ist, und in den besondern Einleitungen zu den einzelnen Briefen auf diese mit Angabe der betreffenden Seitenzahlen verwiesen wird; so dass der Schüler sogleich sich zurechtzufinden weiss. In dem Bestande der Sammlung selbst, d. h. in der Wahl der Briefe sind keine wesentlichen Aenderungen eingetreten: zwei Briefe wurden vertauscht, indem unter Nro. XVIII. und

LVIII. (früher LVII.) die Briefe ad Famm. XIV., 2 und II., 15 eingetreten, und nur drei neue hinzugekommen sind: ad Famm. V., 8. VIII., 16. XIII., 15; welche als Ep. XXVII., LXXI. und CXIII. eingereiht sind.

Mehr Aenderungen finden sich im Einzelnen zunächst in den Anmerkungen, die von der Sorgfalt und Aufmerksamkeit des Verf., jeden einzelnen Punkt und jede einzelne Erörterung einer genauen Revision zu unterziehen, ein rühmliches Zeugniss ablegen. Das sachliche Moment ragt hier über das sprachlich-grammatische, welches letztere wesentlich beschränkt ist, was wir gleichfalls nur billigen können, da diess doch im Ganzen der Schule und der mündlichen Erklärung wird vorbehalten bleiben. Im übrigen ist der Charakter der Anmerkungen völlig gleich dem der frühern Ausgaben gehalten; und könnten wir hier mit unserm Bericht über die neue Ausgabe, die sich auch in der äussern Form an die früheren anschliesst, ebenfalls schliessen, wenn wir nicht in der Besprechung einiger Stellen dem Verf. die Theilnahme beweisen zu müssen glaubten, zu der uns das Schlusswort der Vorrede selbst auffordert. In Nr. XVIII., oder ad Attic. III., 19 schreibt der Herausg.: „me tuae literae nunquam in tantam spem adduxerunt, [in] quantam aliorum" und bemerkt dazu: „in fehlt in den besten Handschriften; die Ausgaben von Ernesti, Schulz und Orelli haben es aufgenommen", worauf gezeigt wird, dass in diesen wie in ähnlichen Fällen es keiner Wiederholung der Präposition, sondern nur einer natürlichen Ergänzung bedarf; wir geben dem Verf. darin ganz Recht und würden darum lieber die Präposition in ganz aus dem Text ausgelassen haben; aber der Ausdruck: „in den besten Handschriften" bedarf einer Berichtigung, da bekanntlich nur von Einer Handschrift, der mediceischen, hier die Rede seyn kann; in dieser fehlt in, eben so in der Editio princeps Romana (von 1470) und der Jensoniana von demselben Jahr; so dass es uns in der That auffallend ist, wie Orelli in der neuen Ausgabe in aufnehmen oder vielmehr beibehalten konnte. Ein ähnliches Versehen wird auch Ep. XXIII. (ad Att. IV., 2) am Schluss zu berichtigen seyn, wo bei den Worten „Suburbano non facile careo" unter Anderm bemerkt wird, non fehle „in einigen Codd. wirklich." Es fehlt aber nur in der Edit. Romana und ursprünglich auch in dem medic. Apographum. Eben so in der Note zu Ep. XXXII. (ad Q. Fr. II. 15), wo es zu Blandenone heisst: „diess oder Blandenonae ist die Lesart der Handschriften." Es steht aber nur in der Einen medic. Handschrift Blandenone, was auch die Ed. Romana hat, nur mit verdoppeltem n, Laude Nonis ist aber nicht sowohl „eine andere Lesart" als eine Conjectur des Sigonius, welche man auf-

nahm, weil der Ort Blandeno sonst nirgends in den uns zugänglichen Quellen des Alterthums vorkommt: was übrigens für uns noch kein genügender Grund erscheint, hier zu ändern. Eben so ist in der Note zu Ep. CXXII. (ad Famm. IV., 12) S. 318 die Bemerkung: „in den besten Handschriften fehlt cogerem“, zu berichtigen, denn es kann ja auch hier nur von der Einen mediceischen die Rede seyn. Orelli hat in der neuen Ausgabe das Wort, das hier noch mit eckigen Klammern versehen im Texte erscheint, ganz weggelassen; wir glauben mit allem Recht. Ep. LI. oder ad Famm. XV., 4. §. 16 wird mit Orelli a deis (nec hominum generi majus a deis munus ullum est datum) gegeben und in der Anmerkung bemerkt: „So liest Orelli anstatt diis ohne Angabe einer Variante.“ Aber bei Orelli (in der zweiten Ausgabe) ist ausdrücklich deis als Lesart der mediceischen Handschrift, und diis als Lesart von Ernesti angegeben. Hier, wie auch an andern Stellen finden wir die zweite Ausgabe Orelli's, die doch wegen der genauen Collation der mediceischen Handschrift jetzt maassgebend seyn muss, nicht benutzt, sondern die Angaben aus der ältern beibehalten.

In dem Briefe Nr. XXIII. oder ad Att. IV., 2 §. 3 ist beibehalten: „Nuntiat inani populo“; in der Anmerkung wird der Verbesserungsvorschlag eines Gelehrten bemerkt, welcher statt inani vorschlug, inani clamore populo (was uns noch weniger zulässig erscheint) und am Schlusse beigefügt: „Eine andere Lesart ist jam.“ Wir halten diese für die allein richtigere, zumal sie die Autorität der mediceischen Handschrift, des Cod. Tornaesianus und der beiden vorhin erwähnten Edd. principes für sich hat. Nur in dem sogenannten Decurtatus Bosii, der allerdings Beachtung verdient, steht inani: wovon aber Ref. keine einigermaassen erträgliche Erklärung zu geben weiss. — In Ep. XXIV. oder ad Famm. V., 12. wird man Manches geändert, oder vielmehr verbessert finden. Wir rechnen dahin die Aufnahme der Lesart: „Callisthenes Phocicum bellum“, was der Verf. eben sowohl in den Anmerkungen wie in der Vorrede p. VIII. seq. auf eine so überzeugende Weise gerechtfertigt hat, dass von der Aenderung Crisaicum, wie Orelli vorschlug, eben so wenig wie von der Vulgate Troicum fürderhin noch wird die Rede seyn können. Eben so wird es nur zu billigen seyn, dass in demselben Brief die Lesart beibehalten wird: „Sed tamen qui semel verecundiae fines transierit, cum bene et naviter oportet esse impudentem“; wo Orelli den Wegfall der Partikel et vorschlug, so dass bene naviter (wie bene mane und ähnliche Verbin-

dungen) zusammengehöre; denn wir glauben, dass gerade hier in bene ein bestimmter und voller Begriff liegt, der durch die Verbindung mit gnaviter verflüchtigt würde. Weiter unten gibt der Verf. „auctoritas clarissimi et spectatissimi viri et in republica maximis gravissimisque causis cogniti atque in primis probati“ mit der Bemerkung: „Andere lesen in rei publicae maximis — causis.“ Diess ist die Lesart der mediceischen Handschrift, wie wir aus dem Stillschweigen Orelli's, der diese Lesart im Texte gibt, wohl mit Sicherheit entnehmen können, und dürfte daher dieselbe unbedenklich aufzunehmen seyn, da sie auch einen bessern und ausdrucksvolleren Sinn gibt, wie in re publica. — In der schwierigen Stelle Ep. XXVII. oder ad Famm. V., 8 gegen Schluss bleibt der Verf. bei der von Ernesti gegebenen Lesart, die er auch gut zu erklären weiss: „— quos quidem ego ambo unice diligo: sed in Marco benevolentia impari: hoc magis sum Publio deditus u. s. w. d. i. aber bei Marcus (thue ich es, geschieht es) mit einem ungleichen Wohlwollen, d. i. mit einem andern, verschiedenen Gefühl der Liebe, als bei Publius u. s. w.“ So kommt ein befriedigender, in den Zusammenhang passender Sinn in die Stelle; wenn nun der Verf. in der Note hinzusetzt: „Eine andere Lesart ist: in Marco benevolentia impar. Orelli vermuthet: sed in Marcum benevolentia pari“ so wird diess in so weit zu ändern seyn, als Orelli nicht bloss so vermuthet, sondern auch diese Lesart in den Text (der zweiten Ausg.) aufgenommen hat, wahrscheinlich weil ihm die Lesart der Handschrift: in Marco benevolentiam pari unhaltbar erschien, was sie auch ist. Aber dann verdiente Ernesti's Aenderung, welcher unser Herausg. folgt, jedenfalls den Vorzug. — Am Schlusse der Ep. CXXVIII. (ad Famm. V., 16) können wir die Worte: „Sin minus forte valuissent, officio tamen esse functurum benevolentissimi atque amicissimi“ nicht richtig finden; der Verf. scheint ähnlicher Ansicht, da er in der Note bemerkt: „eine andere beachtenswerthe Lesart ist esse functum. Vielleicht ist zu lesen: esse functum viri b. atque am. [Orelli].“ Wir halten diesen Vorschlag für das einzig Richtige; nur ist esse functum keine „beachtenswerthe Lesart“, sondern eine Aenderung Ernesti's; denn in der Handschrift steht functurum. — Wenn Ep. CL. (ad Famm. XI., 16) zu den Worten: „quod ante id tempus civi Romano Romae contigit nemini“ bemerkt wird, Orelli habe das von Vielen ausgelassene Wort Romae wieder aufgenommen, so war wohl beizufügen, dass es auf Grund der urkundlichen Ueberlieferung geschehen ist, wie sie uns allein noch für diesen Brief in der mediceischen Handschrift vorliegt. Eine ähn-

liche Aenderung wird in der Bemerkung zu der Stelle der Ep. CLXVIII. (ad Famm. X., 8.): „ex quo intelligi potest curam reipublicae summae defendundae jam pridem apud nos excubare“ zu machen seyn, wo es heisst: „eine andere Lesart ist summe def.“ u. s. w. Es ist aber summe die einzige handschriftliche Ueberlieferung, die jedoch, da $\bar{e}$ in den Handschriften so oft zur Bezeichnung von $\overline{ae}$ gesetzt wird, keine weiteren Schwierigkeiten machen kann; wesshalb wir summae, auch im Hinblick auf die Rechtfertigung in der Note des Herausg., für das Richtige halten. Gräter's Uebersetzung des excubare durch: „dass die Sorge — auf die Wache gezogen ist“ findet der Verf. gut; uns klingt sie etwas seltsam; warum nicht einfacher: auf der Wache steht. In der Stelle Ep. CLXXXI. (ad Famm. X., 24) ist aufgenommen: „non proinde habere turpe mihi videtur“ mit der Bemerkung, so lese Orelli statt perinde; dieses hat Ernesti; die handschriftliche Ueberlieferung gibt proinde, was daher Orelli allerdings auch geben musste. — An dem Anfang der Ep. CXXXV. (ad Famm. XII., 1) billigen wir die Beibehaltung von finem nullam und die Beziehung auf X., 32, wo eben so finem ullam (hier wie dort in der mediceischen Handschrift) vorkommt, und von Corte durch weitere Nachweisungen gedeckt ist, glauben aber, dass eine kurze Warnung der Anwendung von finis als Fömininum für die Schüler nicht unzweckmässig beigefügt werden könnte. Wir brechen hier ab in der Ueberzeugung, es werde das, was wir bemerkt, genügen, um dem Verf. unsere Theilnahme an dem verdienstlichen Werke auch durch die That zu beweisen; einer weitern Anerkennung wird es bei einem Werke, das sich bereits in zwei Auflagen bewährt hat, wahrhaftig nicht bedürfen, es wäre denn um dem verdienten Herausgeber den Dank zu wiederholen, den er durch diese neue Ausgabe sich in den Augen aller derer erworben hat, die in der sorgfältigen Pflege der classischen Studien des Alterthums den einzigen und wahren Grund aller wissenschaftlichen Bildung erkennen und daran, aller Stürme der Zeit ungeachtet, festzuhalten beflissen sind. Die wenigen, unbedeutenden Druckfehler, die am Schlusse besonders bemerkt sind, und durch Tusulano für Tusculano S. 60, so wie durch die Verwechslung der Zahl 5 mit 3 in den Noten S. 385 noch vermehrt werden können, sind wahrhaftig nicht von der Art, um unser Urtheil über den correcten Druch des Ganzen zu widerlegen. Nur die Abbreviaturen Trebaz, Terenz u. dgl. würden wir vermieden haben.

Chr. Bähr.

Philostratorum et Callistrati opera recognovit A n t o n i u s W e s t e r m a n n. *Eunapii Vitae Sophistarum iterum edidit Jo. Fr.* B o i s s o n a d e. *Himerii sophistae Declamationes accurate excusso codice optimo et unico XXII Declamationum emendavit Fr.* D ü b n e r. *Parisiis, editore Ambrosio Firmin Didot, instituti Franciae typographo. MDCCCXLIX fol. min. VIII, 448—507 — XXVII, 115.*

Die Erscheinung einer neuen Ausgabe des Philostratus kann für Rec. nur vom grössten Interesse seyn, und er bemerkt mit Vergnügen, dass sein Freund Prof. W e s t e r m a n n durch eine beträchtliche Anzahl schöner Verbesserungen sich um diesen Schriftsteller sehr verdient gemacht hat. Den Besitzern des Züricher Philostratus glaubt er daher einen genauen Bericht über die Ausbeute des jüngst erschienenen ablegen zu müssen, um so nachträglich einzubringen, was ihm entgangen ist; dann aber will er seine Ansicht auch da freimüthig aussprechen, wo er mit dem Hrn. Herausgeber nicht übereinstimmen kann.

Zu den sichern Correcturen zählt Ref. V. A. II., 14 οὔθ' ἡ φύσις für οὐδὲ ἡ φ. II., 22 μήτε ὀργ. für μηδὲ ὀργ. V. 43 Διοσκορίδην für Διοσκουρίδην, VI, 3 ἀλλὰ πῶς, wo vorher ἀλλ' ὅπως beibehalten worden war, was zur Annahme einer sehr harten Ellipse nöthigte — VII, 11 ὑποψαλλούσης αὐτοὺς statt ὑ. αὐτοῖς, 27. γλώττης δὲ für γλώττης τε VIII, 31 ἣ für ἡ. V. S. I. 14 Καλχηδόνιον, wogegen Καρχηδόνιον allerdings nicht aufkommen durfte, 25 ἐπὶ θαλάττῃ, statt dessen ἐν θαλάττῃ aus der Separat-Edition der V. S. herübergekommen ist; dort beruhte es aber auf falschen Lesarten in der V. A. ferner Heroic. VI, 3 Εὐνέῳ für Εὐνόῳ wozu zwei, wenn auch gute Handschriften und Anthol. Pal. I, 3, n. 10 nicht genug berechtigten, XI, 4 αὗται, XIX, τε μόγις, XX 15 τὰς μὲν — τὴν δὲ, Epp. XXXVI, 1 φοβεῖς für φόβος, LIII ἐμφαίνει ἐκ τῆς, wie schon Olearius wollte, statt ἐ. τὰ τῆς, LV τὸ πυρρὸν für τὸ πῦρ und οὔτε ῥόδα für οὐδὲ ῥ. Imag. I, 8 musste γράψει für γράφει und τῷ ἀνέμῳ für τοῦ ἄνω unbedenklich aufgenommen werden, und I, 13 ist τι nach ἄντρον nur zufällig ausgelassen. Dasselbe gilt von II, 7 καὶ τὸ αἷμα δὲ statt καὶ τὸ αἷμα. In II, 11 mussten wir so gut αὗται corrigiren wie II, 34, wo αὗται wenigstens in der Varietas lectionis verworfen ist. Bei dem jüngern Philostratus hat Westermann wohl daran gethan die Correktur von Jacobs im Prooemium εἰ καὶ κομιδῇ für ἢ κ. aufzunehmen, und bei Kallistratus XIV, 1 θυμοφθόροις statt δημοφθόροις, und ὑπήκουε in II, 3 für ὑπήκουσε.

Von grösserer kritischer Bedeutung sind Emendationen wie V. A.

I, 20 „ἀπόγραψαι οὖν" ἔφη, indem der Zöllner von Apollonius verlangt, er solle seine Sclavinnen angeben; auf diese Weise wird der Dialog nicht unterbrochen, wie vordem geschah, so lange der falsche Accent ἀπογράψαι blieb. Ein Beleg, wie leicht man sich gewöhnen kann, über offenbare Unmöglichkeiten ohne Anstoss hinweg zu lesen, bietet V. A. III, 20, wo καθιερεύσαμεν besagen müsste, Ganges habe seine eigenen Mörder hingerichtet (vergl. III, 21); die richtige Person dafür gibt jetzt καθιερεύσαιεν, nur war der einfache Indicativ herzustellen. Ferner leuchtet ein, dass ib. III, 26 im Gespräch der Indischen Weisen mit Apollonius, wo nach und vor von jenen der Plural ἔφασαν gebraucht ist, nicht plötzlich der Singular eintreten kann, dass also εἶπον keinem Zweifel unterliegt. Aufmerksamkeit auf den Philostratischen Sprachgebrauch zeigt die Verbesserung IV, 32 οὕτω τι ἐχειρώσατο, während uns die beständig wiederkehrende Formel οὕτω τι in dem sonst nicht vorkommenden ὁ. διεχειρώσατο entgangen war. In VI, 5 waren wir in der Vorstellung befangen, der wegen Blutschuld Verfolgte sey noch Jüngling. Doch ist μειράκιον gewiss Anrede an den Timasion; daher man wohl am besten beide Vorschläge Westermann's zusammenfasst und schreibt: ὥς γε, εἶπεν, ὦ μειράκιον, καὶ πέπρακται. VI, 18 hat W. das richtige προσειπόντες οὖν aus der ganz beziehungslosen Vulgata προσεῖπόν τε γοῦν herausgelesen. Die Krone seiner Verbesserungen finden wir aber in VII 31 ἐν τοῖς ἑαυτοῦ ἄθλοις für ἐ. τ. ἑ. λόγοις. Bentley's ἐπαίνοις und unser ἀξιολόγοις trifft wohl den Sinn des Satzes, verfehlt aber den beabsichtigten Ausdruck und zerstört die Beziehung auf das Folgende, wo sich Apollonius in gewissem Betracht mit Demosthenes vergleicht. Im Heroic. III, 13 ist λέγεις offenbar genauer gesprochen, als λέξεις, doch könnte in der Anwendung des Futurums die Absicht liegen, welche Rec. zu Ph. Gymn. 8, 22 andeutete: der Phönicier drückt anfangs die Erwartung aus, von seinem Landsmann Helix etwas aus dem Mund des Winzers zu vernehmen, greift aber dann in patriotischem Eifer vor und erzählt die Sache selbst. In der Epist. LVII liegt εἶτα allerdings näher als καὶ und verdient darum den Vorzug, desgleichen ἐπεὶ νικᾷς in LXII. Boissonade wollte καὶ νίκα, aber die Imperative müssten sich im Tempus entsprechen. Im. I, 19 ist jetzt mit Recht die Correktur von Salmasius und Gruter ἐπιτρυπῶνται aufgenommen, und I, 26 πύλαι geschrieben mit Beziehung auf Hom. Od. τ, 562. In den Bildern des jüngern Philostrat verdient besonders III. ἐς ἑαυτὴν für ἐς αὐγὴν Beifall; auch die in der Praefatio vorgeschlagene Lesart προτείνων τε τὴν (XV). Bei Kallistratus V extr. ist ἔχοι durch den Zusammenhang geboten.

An andern Stellen tragen wir noch Bedenken, den getroffenen Aenderungen beizupflichten, da sie mehr die allgemeine Sprachweise als die singuläre des Schriftstellers wiedergeben. So liest z. B. Westermann V. A. I, 22 τὸ τικτόμενον πρὸς τὸ τίκτον ἐπιτήδεια εἶναι ἀλλήλοις. Dass indessen ἀλλήλοις sich nicht mit πρὸς τ. τ. vertrage, erkannte schon der Interpolator der zweiten Familie, der καὶ τὸ τίκτον setzte, er zerstörte aber so die Construktion, welche unten IV, 16 sich wiederholt und in dem Herodoteischen (III 49), τοῖς Κορινθίοισι φίλα ἦν πρὸς Κερκυραίους eine ganz übereinstimmende Analogie hat. II 13 ist κούφους leichtsinnig und unbedacht, also ein gutes Pendant zu ἀνοήτους, und nicht, wie Jacobs vorschlug, durch κώφους zu ersetzen. III, 34 haben die Handschriften καί ὅθεν, woraus Olearius καὶ ἔνδοθεν, Rec. καὶ ὁ ἐν machte. Auf jene Seite neigt sich W. welcher übersah, dass πεποίηται medial ist und nicht passiv; vergl. V. A. I, 32, VII, 14, 8 (137, 3. ed. Turic.) V. S. I, 22, 4 (224, 3. ed. Turic.); der Indische Philosoph meint, die Bewegung des Thiers und die Seele in ihm, wodurch es sich regt, habe die Thätigkeit der Hände und Füsse hervorgebracht; so gehe von der Weltseele ebenfalls die Thätigkeit aller Glieder der Welt aus; umgekehrt lässt die neue lat. Uebersetzung erst durch Hände und Füsse jene Bewegung hervorbringen: „sicut manuum et pedum opera ut moveatur animal efficitur." IV, 40, 3 (83, 4 ed. T.) scheint auf den ersten Blick das ἔφη nach ἐμὴ γὰρ mit Recht getilgt zu seyn; doch sprechen für Beibehaltung dieser Eigenthümlichkeit Stellen wie V. S. II, 5, 2 (247, 12 ed. T.) und ibid. 7 (248, 21. ed. T.) — V, 5. Da an einem steinernen Altar die Basreliefs auch von Stein seyn werden, muss der Zusatz καὶ ταῦτα λίθου ὄντα auffallen. In der Appendix vermutheten wir κἀνταῦθα: auch hier, im entlegenen Cadix, sind die Kämpfe des Thebanischen Herkules abgebildet. Vorher reiht W. noch, wie Jacobs wollte, λίθου nach Θηβαίου ein, und bemerkt in der Praefatio „λίθου uncis non erat includendum." Das ist auch nicht geschehen. Sollte die Negation vielleicht wegbleiben? denn das Wort ist nicht nur einzuklammern, sondern ganz zu streichen, da das folgende λίθου ὄντα nur auf den Altar bezogen werden kann; wir hätten aber nichts dagegen, wenn diese Bestimmung hier wegfiele, und vor τὰς δ' ὕδρας ihre Stelle fände. V, 7 sagt Apollonius, Nero werde in den Augen der Eleer zwar ἐν Ὀλυμπίᾳ, doch nicht Ὀλύμπια gewinnen, denn diese seyen noch nicht an der Reihe. Man darf mithin den Dativus ethicus mit ἅτε stehen lassen. VI, 10 extr. war das Bedenken an der Aufnahme von ἀτιμάζων ἀλήθειαν „quum non statis liqueat, hoc an proxime sequens εὐτέλειαν corruptum

sit, unnöthig, da es zwar eine εὐτέλεια κατὰ φύσιν, aber keine ἀλήθεια κ. φ. gibt, ausserdem ist in den Anmerkungen schon Heroic. 667 ed. Ol. verglichen worden. VII, 14, 9 (137, 9, ed. T.) darf νόσον nicht wegfallen, da sonst τὴν ἀπολλῦσαν widersinnig auf ξύνεσιν bezogen wird; in demselben Capitel ist τῷ φόβῳ nicht mit τοῦ φόβου zu vertauschen, weil Apollonius den Gedanken ausführt, dass die Angst des Sünders Traumgestalten für wirkliche Erscheinungen nehme. VIII, 7, 10 (155, 8 ed. Tur.). Dass die γόητες eine Art Künstler seyen, ist schon in den Worten τὸ γὰρ σοφὸν τῆς τέχνης κτὲ enthalten, wozu soll das in der von Jacobs angegebenen Aenderung ἔστι δὲ τέχνη nochmals eingeschärft werden? Der Beweis für diese Qualität aus der Habsucht φιλοχρήματοι γὰρ πάντες ist in sofern verfehlt, als Geldgier noch nicht erlaubt auf den Künstler zu schliessen, sondern nur umgekehrt angenommen werden darf, dass alle Kunst nach Brod geht. Das γὰρ schob ein, wer die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers in der Verbindung des abstrakten Singular mit dem concreten Plural nicht kannte, vergl. die Behandlung derselben zu Phil. Gymn. 12, 15.

Auch in den V. Soph. ist mitunter der specielle Sprachgebrauch des Philostrat nicht gehörig berücksichtigt worden, z. B. der in I, 2, 2; I, 8, 6 (vergl. I, 18, 6.); I, 11, 2; I, 12; I, 21, 12; I, 25, 15; II, 1, 10; II, 5, 5; II, 7 (zweimal), wofür die Belege meistentheils in unserer Ausgabe dieses Buchs schon beigebracht sind. Eben da ist bereits I, 25, 8 ἠστείζετο δὲ τάδε corrigirt, wovon Rec. in der zweiten Bearbeitung nicht abgehen durfte, und καθίσταιντο II, 10, 5 geben die Notae criticae, p. 42. Aus Besorgniss, einer Eigenheit des Autors zu nahe zu treten, liessen wir I, 25, 1. Ἀδριανῶν stehen, wo allerdings der Styl der Inschriften Ἀδριανείων verlangte, und tilgten nur nach der sec. manus in Par. 1696 Ἀντώνιος vor Πολέμων, denn dieser Brief ist in vorliegender Form gewiss nicht ächt, so wenig als der des Nerva in I, 19, 3. Die sec. m. in p.*) bietet aber so viele gute Lesarten sonst allein dar, dass man ihr hier wie fast durchgängig folgen darf. So gut z. B. νομομαχῶν I, 23, 2 Aufnahme fand, konnte auch ἐπέρχεται I, 22, 2 und οὗτος ὁ Νικήτης sie finden, vergl. für letzteres Prooem. 6 und I, 2, 2. In ähnlicher Weise muss, wer auf die Autorität der Vatic. epitome in II, 7. Ἀντιόχος δὲ nicht gelten lassen will, auch V. A. II,

*) Ein Verkennen des wahren Verhältnisses der pr. m. zur sec. zeigen die Worte „οὗτος γὰρ ὁ N. ex solo Par. 1696. eodemque correcto demum vulg."

4 das δὲ nach πενταπήχεις streichen, was bloss auf Photius beruht. Unsere Norm war aber, nie zu fragen, ob eine Lesart nur von einem cod. oder von mehreren geboten werde, wenn sie das eigenthümliche Gepräge Philostratischen Styls an sich trug. In dem Fall verliessen wir die erste Familie, um zur zweiten, ja dritten herunterzusteigen. Das hätte auch II, 1, 6 (236, 12. ed. T.) geschehen sollen, wo W. mit Recht ὡς καὶ ἀποδώσοντες hergestellt hat, und muss noch geschehen in I, 8, 6, wo an den Platz von ἐπὶ τῷ λήρῳ oder ἐπὶ τῶν λήρων, wie die Handschriften der ersten Familie haben, die alte Vulgate ἐπὶ τῷ ἀώρῳ zu setzen schon die Präposition gebietet, welche auf jene Weise nirgends sonst bei Philostrat gebraucht ist. Ob I, 6, 1 der Schriftsteller der Sache nach richtig Ῥοδανῷ geschrieben, oder mit einer gewissen Affectation Ἠριδανῷ, darüber liesse sich wohl noch streiten, kaum aber über die Berechtigung zu der Fassung des Eingangs τοὺς φιλοσοφήσαντας ἐν δόξῃ τοῦ σοφιστεῦσαι, worauf die ausdrückliche Hinweisung am Schluss von I, 8 geht. In II, 1, 13 (238, 5, ed. T.) hat Rec. sich von Ross „die Demen von Attika" p. 65 belehren lassen und ist in der Append. p. 80 zu Βοιωτίῳ δήμῳ zurückgekehrt, W. behält noch Β. Δηλίῳ bei. Dann müsste dieser Herkules beständig zwischen Delion und Marathon unterwegs seyn, da er weiterhin erzählt, wie ihm γεωργοὶ Μαραθώνιοί τε καὶ Βοιώτιοι den Unterhalt gewähren, abgesehen davon, dass die Böotier im Allgemeinen mit dem einzelnen Demos der Marathonier etwas unlogisch verbunden werden. Der Verwerfung von αὐτῶν nach χεῖρες in II, 1, 17 (539, 12 ed. T.) pflichten wir gern bei, da die παρανομία jedenfalls nur auf Seiten des Herodes gedacht werden konnte.

Die Emendationen des Rec. haben hier Billigung gefunden, mit Ausnahme von I, 10, 1. καὶ Δημοκρίτου μὲν und I, 25, 15. ἀποτορνεύοι. Doch gehört in jener Stelle ὁ Ἀβδηρίτης σοφιστὴς so gut zusammen wie II, 11, 1 τὸν Βυζάντιον σοφιστὴν Χρήστον, für das Aktivum aber statt des Mediums spricht hinreichend die erste Διάλεξις (hier p. 337).

Im Heroic. III, 10 will Westermann ἐς ὃν τείνει lesen, wie auch Rec. ehemals, vergl. ad Vit. Soph. p. 391. Doch passt τείνει nur für die Richtung einer Thätigkeit, oder für absichtliche Bezugnahme; dagegen halte man das von uns vorgeschlagene ἐς ὃν ἐστι (für ἐς ὃν τι) mit V. A. II, 36 ἀλλοσέ ποι μᾶλλόν εἰσι zusammen. Die ἀσπὶς bezog sich nicht auf den λόγος Μύσιος, sondern kam darin selbst vor. Anderst ist τείνω in V. A. I, 23; Imag. I, 4; Phil. Jun. Prooem. S. 2 ge-

braucht. Die Conjektur in III 18, ὁρῶνται ὦ Φοῖνιξ für ὁρῶνται, ἔφην (oder ἔφη) erfreut sich des Beifalls von W. der es in den Text aufgenommen hat; dasselbe ἔφη kömmt aber auch I, 3 im besten cod. vor, wo wir ebenfalls ὦ Φοῖνιξ vorschlugen, was zwar Scheibe (Z. f. A. 1848, 924) für unnöthig hält; indess berechtigt die Corruptel in der spätern Stelle auch zu der gleichen Emendation in dieser; der einzige Unterschied besteht darin, dass hier bloss eine Handschrift das ἔφη erhalten hat, dort aber alle es haben. Kurz vorher III, 17 empfiehlt sich auf den ersten Blick wohl die Lesart des Baroccianus εἶναί τι, aber die ganze Unterhaltung betrifft doch die Frage, ob die Heroen noch fortleben oder nicht; glaubten das von Rhesus die Anwohner der Rhodope, so dürfen die Griechen nicht an der dämonischen Gegenwart des Diomedes und Ajax zweifeln. III, 41 ist weder die von W. wieder hergestellte vulgata ἐξηρήσθω δὲ καὶ ὁ ἀγών, noch, was wir vorzogen, ἐ. δὲ ὁ ἀγὼν das Richtige, sondern, wie die 2. Familie hat, ἐ. δὴ ὁ ἀ. vergl. V. S. I, 18, 6. In XI, 15 ist ταῦτα nicht wegzulassen, weil es in Laur. LVIII, 32 fehlt, denn die schwache Seite dieser Handschrift besteht in vielen Auslassungen, vergl. Prooem. zu Heroic. V. Das οἶμαι in XX, 32 hat zwar nur die zweite Familie, aber soll diese bei der Kritik gar nicht berücksichtigt werden, dann dürften wir auch III, 10, III 28, IX, 2, XI, 3 und sonst keinen Vortheil von ihr ziehen, was doch geschehen ist. Das οἶμαι ist überdiess hier, wo eine von der gangbaren Sage abweichende Erzählung eingeleitet wird, ganz an seinem Platz.

In den Briefen ist X 6 ἔμπορός τις schwerlich verdorben aus ἐπ' ὄρος τι, da es bedeuten kann: wenn ich von einer Seereise zurückkehre; wohl aber wird das nun folgende ποιμαίνειν μοι δοκεῖς entstanden seyn aus dem einfachen παρεῖναί μ. δ. XIII 6 scheint εἰκάσαι richtiger als Morells Conjektur εἶξαι: der Geliebte hätte die Neigung des Liebhabers errathen sollen, wie aus dem folgenden ὀκνήσας δεηθῆναι hervorgeht. In XVI verlangt die Concinnität auch zu ἵππος einen besondern Comparativ, daher das Lückezeichen nicht fehlen darf. XXVII können wir ὀλιγωρίας nicht aufgeben: die Blumen, welche trotz der Nachlässigkeit des Gärtners schön blühen, bekümmern sich darum wenig, dass er sie vernachlässigt, denn sie bedürfen auch der geringen Sorgfalt nicht, die er ihnen noch zuwendet. LIII. Gegen Hermanus εἴ μοι — δμήτειραν ist schon in den Addenda, p. 80 das Nöthige gesagt worden. Wollte aber W. εἴ μοι aufnehmen, so durfte er βλεπόμενον, was freilich alle Handschriften des Ph. haben, nicht stehen lassen, sondern musste, wie Hermann gethan hat, aus Dionysius κλεπτόμενον schreiben. Der Gedanke,

dass die Augen der Geliebten für den Liebenden das einzige Licht sind, trifft übrigens mit dem in X zusammen, wo der geliebte Knabe die Stelle der Sonne einnimmt. LXIV wird τέθνηκας bleiben dürfen, indem wir für gestern keine Existenz mehr haben. Wenn W. bemerkt „τέθνηκας ex solo Pal. 155 vulg." so übersieht er, dass für diesen Brief ausser Pal. 155 und den mit ihm ganz stimmenden Coislin. 321, 352 keine guten Handschriften erhalten sind.

Dem fünften der Bilder ist wieder die alte Aufschrift Νεῖλος gegeben, aber die Πήχεις sind doch hier wesentlichere Objekte, und wenn W. bemerkt: „Πήχεις ex libris aliquot non optimis vulg." so gilt das wenigstens nicht von dem ältesten Paris. 1696; zugleich muss man wissen, dass die tituli nicht aus allen Handschriften notirt worden sind. In demselben Stück können wir uns weder zu Heynes διεροί (vergl. I, 26, 3 = 402, 9, sg. ed. T.) noch zu der Abänderung der Interpunktion verstehen, dass am Schluss προσνεύων von οἷον abgerissen und mit ἐς τοῦτον verbunden wird, da letzteres nur mit βλέπει zusammenhängt. In I, 7 erklärt sich das ποῦ δὴ καὶ κατὰ τί immer noch am besten durch eine Wiederholung aus dem vorigen Bild; waren die Worte einmal herübergerathen, so vermisste man natürlich den Genitiv und setzte τῆς γῆς hinzu. Aus einer fast gleichen Entfernung sind in I, 12 die ersten Worte τὰ —' γύναια repetirt, sie stehen nämlich nur I, 11, 2 (389, 5 ed. T.) am rechten Platz, wie, nachdem Rec. in der Note darauf aufmerksam gemacht hatte, auch W. Praef. p. VII erinnert. Der Schreiber des Urcodex beging diesen Fehler noch I, 10, 3 (388, 5 ed. T.); II, 20, 3 (425, 14) und wohl auch III, 23, 1 (427, 19.). Aus Aristaenet ist in I, 10, 4 ἐφ ἑνὸς μένει aufgenommen, aber dabei nicht berücksichtigt, wie das ἀφ ἑνὸς φέρει auf das vorhergehende φορεῖ sich zurückbezieht. Das ὥρα in I, 11, 2 ist allerdings nicht zu halten, aber auch der Imperativ nach ὥστε ist auffallend. Wahrscheinlich schrieb Philostr.: ὅς γε, ὡς ὁρᾷς, καὶ ψάλλει κτέ. Ueber τὸ γὰρ σχῆμα verweisen wir auf unsere Anmerkungen ad Marc. Eugenic. p. 145. Wie man daran zweifeln mag, dass I, 14, 2 die Worte περὶ τῶν ἀκράτως ἐρώντων eine pure Glosse enthalten, nimmt den Rec. wirklich Wunder; die allbekannte Stelle des Anakreon bedurfte gewiss keiner Interpretation, und die Form des Satzes ist die ganz ordinäre solcher Marginalien, vergl. II. 23, 2, wo W. mit περὶ τοῦ δακρῦσαι weniger Umstände machte.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Philostratorum Opp. rec. A. Westermann.

(Schluss.)

I, 15 3 ist διῆκται eben darum der Lesart in den bessern codd. διήκει vorzuziehen, weil διάγουσι folgt, was W. bestimmte, διῆκται zu verwerfen; auch passt das andere Verbum nicht auf die Säge. I, 16, 3 scheint doch νενίκηται das Richtigere zu seyn: Hippodamia siegt nicht selbst, sondern wird endlich als Siegespreis gewonnen. Das νικῶσιν vorher von ihr und Pelops gebraucht, ist nur gesetzt, um den interessanten Gegensatz mit ἡττῆσθον hervorzubringen. I, 22, 1 müsste mit καὶ auch νάρθηκος aufgenommen seyn, übrigens liegt das Charakteristische des Thyrsus in der reizenden Verhüllung der Spitze, wesshalb besser nichts hinzugefügt wird. Der Schriftsteller liebt diese aenigmatische Kürze. II, 22, 3 glaubten wir ὑπέχον auf τὼ πόδε beziehen zu müssen, und begreifen nicht, wie man sagen darf: manum fixa ad sinistram hasta sustinens, wo jene nicht die Rechte ist. Zu I 24, 2 liest man die Bemerkung: „post Πακτωλὸς δ' non repugnarem, si quis diceret nonnulla excidisse: nam in Pactoli floribus cum Hamakero ego quoque offendo." Aber Hamaker's Vorschlag ἄνθη λίθων zu schreiben, widersprach bereits G. J. Bekker in seinem Specimen variarum lectionum et observationum in Philostrati Vitae Apollonii librum primum (Heidelb. 1818). p. 49, und zwar mit vollem Recht, indem er den bei Philostrat häufig wiederkehrenden Gebrauch von λοιπὸν mit vielen Beispielen belegte: λοιπὸν heisst hier nicht denique, sondern in posterum. Früher führte der Paktoles Goldsand mit sich; jetzt nicht mehr, vgl. Vit. Ap. VI, 37; ihm bleibt fürder nur der reiche Blumenflor an seinem Ufer, von dem Himerius Or. III, 6 spricht. I, 29, 1 musste ἐρῶντας, als aus Pindar wiederholt, dem μνηστῆρας der bessern Handschriften vorgezogen werden. Ebenda, 3 ist ἡ ἐσθὴς gewiss mehr im Sinn der Schilderung als das allgemeine ἡ γραφὴ, auch bedeckt nicht das Bild die Reize des jugendlichen Körpers, sondern das Gewand.

II, 1, 2 wird durch Tilgung von καὶ vor ὡς ἄλλο eine mehrmals berührte Eigenthümlichkeit verwischt. II, 3, 1 könnte ἑνωθέντες nur die Vereinigung der Centauren nach vorhergegangenem Zwiespalt

ausdrücken; ursprünglich scheint, worauf das ἠγνωθέντες des Laudianus leitet, ἠγνώθησαν als Erklärung zu ἦλθον ἐς κρᾶσιν beigeschrieben gewesen zu seyn. II, 5, 3 folgt W. der Correktur von Olearius ὡς νῦν ᾕρηκεν, weil es auf den modus capiendi ankomme. Der Gedanke ist der sophistischen Weise, die gern mit Doppelsinnigkeit der Worte spielt, wohl angemessen; indess wird auch das überlieferte οὓς ν. ᾕ. sich halten lassen: sie wünscht die Männer zu überwinden, die sie jetzt überwunden hat und die auf dem Schlachtfeld hingestreckt sind. Das εὔχεται schliesst eine andere Beziehung des αἱρεῖν eigentlich aus und nur mit Zwang wird man sie mit der ursprünglichen verknüpfen können. II, 9, 3 hat οὕτω τι δὴ im Laud. eine bessere Autorität, als selbst f und p gewähren, ib. 4 ist οὔπω μέλαιναν, wenn auch bloss in Par. 3019 erhalten, gewiss kein Schreibfehler, wie ib. 5. ἐκπεφύκασιν keine Glosse; obgleich es nur in den Excerpten von Pal. 129 sich findet, kann die Construktion kaum ohne diess Verbum bestehen. Dieselben Excerpten stimmen II, 21, 3 bloss mit Par. 3019 und 2015 in dem richtigen ὁ Ἀνταῖος zusammen. II, 23, 2 ist αὐτῇ nicht schlechterdings nothwendig: die Kinder können ja an den Altar und die daran liegende Löwenhaut geschleudert seyn. II, 33, 2 ist es möglich, dass ἐς aus αὖ entstand, aber auch, dass es aus einem blossen Missverständniss hervorging.

Zu sehr wenigen Bemerkungen geben die Bilder des jüngern Philostratus Anlass. Westermann hat die meisten Correkturen der ed. Tur. aufgenommen, die ärgsten Schäden wie XI, 17 und XV, 3 aber stehen lassen, ohne ein Zeichen der Corruptel beizufügen. In XI, 8 wird ὡς ἂν μὴ πρὸς δῶρά τις τὴν εὐθεῖαν φέροι übersetzt: ne forte ad munera id quod rectum est, declinet quisquam. Dass φέρειν in diesem Sinn gefasst werden könne, ist nicht glaublich, die Ergänzung aber von ψῆφον ganz gewöhnlich, daher παρὰ vor τὴν εὐθεῖαν wohl seine Stelle finden dürfte.

Im Callistratus endlich sind auch nicht viele Aenderungen getroffen. In XIII, 1 ist ψόγον freilich auffallend, aber der abgeschmackt gekünstelte Styl vertrug wohl diese Litotes, und das φόνον des Olearius liegt zu nahe, als dass man damit die ursprüngliche Lesart hergestellt zu haben sicher wäre. Darum wird V, 1 auch ἀστραπῆς — ἀπολάμπων κάλλος stehen bleiben können; λευκότητος aber war V, 2 keineswegs mit dem von Jacobs vorgeschlagenen λεπτότητος zu vertauschen, da Callistratus dort in seiner Weise nur wiederholt, was einfacher Philostratus in Im. II, 8, 3 (413, 26 ed. T.) gesagt hatte: ὁρᾷς δὲ καὶ τὴν ὠλένην, ὡς διὰ λευκῆς τῆς ἐσθῆτος ὑποφαίνεται. Auch gegen ἐπανθῶν

in VI, 1 für ἐπανορθῶν was die besten Handschriften haben, müssen wir Einspruch thun, da jenes ἐπανθῶν — ἄνθος gar zu ärmlich ausgedrückt wäre. XIV, 1 wird Heyne's κατ' ἀγωνίαν überflüssig, wenn man annimmt, dass nach ἐπίδειξιν ein μόνον ausfiel; die Ausstellung (ἐπίδειξις) will der Verf. nicht ausschliessen.

Die Briefe des Apollonius und des Eusebius Schrift gegen Hierokles, der gegen die Christen geschrieben und den heidnischen Propheten ins günstigste Licht gestellt hatte, waren bisher den Ausgaben des Philostrat als Beilage zur V. A. angehängt, hier sind sie weggeblieben, desgleichen der von Rec. dem Philostrat vindicirte Nero; letzterer ohne Zweifel darum, weil er schon in Dindorfs Ausgabe des Lucian unter den diesem untergeschobenen Stücken erscheint.

Die Corrigenda et Addenda der Zürcher Ausgabe sind meistens berücksichtigt worden, einigemale aber auch übergangen, wo Ref. es nicht erwartet hätte, wie V. A. I, 2, 2 ὅεν, da der Optativ nicht stehen kann, gleich darauf ist I, 2, 3 mit Bentley's παρ' οὓς nichts gewonnen und ἄν offenbarer Soloecismus; wenn nicht ὅτι καὶ, musste ὅ τι ἀνοήτως oder etwas Aehnliches geschrieben, παρ' οἷς aber beibehalten werden. In einer nicht eigentlich kritischen Edition sind allerdings solche Aenderungen misslicher, indess kann man den wahrscheinlichen Text corrupter Stellen wenigstens in der Uebersetzung andeuten, wie z. B. III, 24, 3, wo das einfache ὑπούργησα durch probato itaque incepto wiedergegeben ist; für jenes erwartete man ὑπουργήσειν ὑπεσχόμην. In V, 36, 12 war ὑποθενδὴ die richtigere Schreibweise, wie das IV, 39 zwar aufgenommene, aber in der Vorrede nicht angeführte ὑποθενδῦν. VI, 31, 1 musste der Begriff des guten Herrschers in der Version ausgedrückt werden (da Titus nur darüber von Apollonius belehrt seyn will), wenn der Herausg. ἄρχοντα nicht in den Text setzen mochte. VII, 37, 2 verlangt die Rücksicht auf die citirte Stelle des Demosthenes, wie auch die Vergleichung mit V. S. prooem. 4. die Einschaltung von πολὺς vor ῥέων. Um Anderes, was längerer Auseinandersetzung bedürfte, zu übergehen, war V. S. II, 1, 25 τυραννευομένων anzunehmen, da der Schriftsteller nur diese Form kennt, und Her. VI, 3 στέλλειν für ἔστελλον, womit der folgende Accusativ τοὺς Ἑ. sich nicht verträgt, ferner XX, 20 μέγα nach τορόν τε auszustossen, und ib. 45 ἱππαγωγῶν zu schreiben.

Die Recensionen von Preller*) und Scheibe**) konnte Wester-

*) Jenaer Literaturzeitung 1846, p. 461 sqq.

**) Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1847, 421 sqq.

mann, wie das Datum der Vorrede zeigt, nicht mehr benutzen. Preller hat für die Stelle Her. XX, 34 (327; 16 ed. T.) welche in den beiden letzten Ausgaben als lückenhaft bezeichnet ist, dargethan, dass nichts fehlt, wenn man, wie früher geschah, nach Ἐχινάδων ein τε einschiebt, und die Interpunktion nach διαίτης streicht, und ib. III, 42 unsere Emendation ἐν τῇ Ἰθάκῃ für αὐτῇ Ἰ. berichtigt, da offenbar αὐτῇ auch nicht fehlen darf. Sehr treffend hat er aus dem Titel der Imagines, der Böttigern und Andern zu originellen Erklärungen Anlass gab: προοίμιον Ἑλλάδια, herausgelesen προοίμιον ἢ λαλιά. Scheiben verdankt V. S. I, 12, den Zusatz εἰπεῖν nach ἱκανώτατος, das so absolut nicht stehen kann, vgl. I, 15, 1.

Um die lateinische Uebersetzung des Olearius hat sich W. grosse Verdienste erworben, diese entsprach an unzähligen Stellen dem Original in keiner Weise, und verstiess überall gegen den Genius der Sprache. Jetzt erst ist denen, die den Schriftsteller kennen lernen wollen, ohne genügende Kenntniss des Griechischen zu besitzen, ein eben so zuverlässiges, als bequemes Hülfsmittel in der Versio Latina dargeboten.

Ein Index verborum fehlt, dafür ist der index rerum desto ausführlicher (425—448) und durchaus selbständig gearbeitet.

Dem Philostratus schliesst sich zunächst Eunapius an, der ebenfalls Βίοι φιλοσόφων καὶ σοφιστῶν verfasst hat, seinen Vorgänger genau kannte und häufig benutzte. Jener ist ihm an Geist, Anmuth und sprachlicher Gewandtheit weit überlegen, doch gewähren auch diese Vitae Interesse durch Schilderung der merkwürdigen Zeit, in welcher das Heidenthum die letzten verzweifelten Anstrengungen machte, um gegen die Christusreligion sich aufrecht zu erhalten. Auch über die Methode des damaligen Unterrichts in der Philosophie, Arzneikunde und Rhetorik gibt das Buch manche Aufschlüsse.

Den theilweise recht übel zugerichteten Text lasen wir schon seit 1822 in der vorzüglichen Ausgabe von Boissonade, welcher im zweiten Band die wichtigen Anmerkungen Wyttenbachs hinzufügte, ohne diese zur Emendation des Textes selbst anwenden zu können. Diess ist jetzt geschehen, freilich mit etwas zu grosser Vorsicht, indem nur die handgreiflich richtigen Verbesserungen von Wyttenbach einen Platz in dieser neuen Recension gefunden haben. Ferner ist die lat. Uebersetzung des Junius stark berichtigt worden, was auch sehr nöthig war, denn er verstand gar oft nicht, was der Schriftsteller in seinem absichtlich räthselhaften und gespreizten Styl sagen wolle. Selbst die so belesenen und umsichtigen neuesten Bearbeiter desselben sind einigemale in den Fall ge-

kommen, ihn misszuverstehen, weil sie nicht bemerkten, worauf er anspielt. Sogleich im Prooemium, wo er den Gedanken äussert, er könne, falls seine Quellen irrten, auf diese die Schuld schieben, sage er aber die Wahrheit, so werde auch auf seine Führer ein gutes Licht fallen, und er selbst wegen der Wahl derselben Lob verdienen — muss nothwendig dem διαμαρτάνων τῆς ἀληθείας gegenüber stehen κατηγορῶν ἀλήθειαν statt des corrupten κατηγοριῶν ἀλήθειαν, was mit ut reprehensiones vere faciat übersetzt ist. Aber dadurch ist der Zusammenhang aufgehoben. Eunapius hatte den seltenen Gebrauch das κατηγορεῖν = indicare im Sinn, wie es bei Philostrat V. S. I, 1, 17 vorkömmt. Ferner lesen wir in dem ersten Abschnitt des Werkes, wo der Verfasser für gut findet, von den frühern Darstellern der φιλόσοφος ἱστορία zu sprechen, folgendes Urtheil über Apollonius von Tyana: τὴν Πυθαγόρειον φιλοσοφίαν ζηλώσας πολὺ τὸ θειότερον καὶ ἐνεργὸν κατ᾽ αὐτὴν ἐπεδείξατο mit offenbarer Hinweisung auf V. A. I, 2, wo eben behauptet wird, Apollonius habe der Philosophie θειότερον als selbst Pythagoras sich hingegeben. Also kann die Uebersetzung „qui Pythagoreae disciplinae sectator illius divinitatis famam dignitatemque adauxit“ die Ansicht des Eunapius nicht ausdrücken, der übrigens geschrieben zu haben scheint: πολὺ τ. θ. ἐνεργῶν. Eine sehr ähnliche Phrase siehe V. S. I, 25, 15 (230, 25 ed. T.). Sehr sonderbar wird in der Biographie des Proaeresius (91 = 492) von dem pomphaften Schluss einer Rede desselben der Ausdruck gebraucht τοῖς λεγομένοις ἐπεχόρευεν und dann noch auffallender καὶ ὁ τῶν λόγων ἔλεγχος ἦν αὐτῷ φιλοτιμία. Wyttenbach fand darin die Bestätigung eines bereits zugesagten Geschenks, worin ihm Boissonade gefolgt ist. Doch spielt E. vielmehr auf Philostr. V. S. I, 8, 7 (208, 12 ed. T.) an, wo dem Favorinus vorgeworfen wird, er habe seine Vorträge mit einer cantilena, einem sangartigen Epilogus beschlossen, was von eitler Gefallsucht (φιλοτιμία) zeige, ἐπειδὴ τοῖς ἀποδεδειγμένοις ἐφυμνεῖται. Diess ἐφυμνεῖν kömmt mit ἐπιχορεύειν überein; der pathetische, wie eine Monodie vorgetragene Schluss sollte auch hier den Inhalt der vorausgehenden Rede bekräftigen.

Für die Behandlung der Rhetorik ist eben diese vita Proaeresii die lehrreichste, weil er vorzugsweise Sophist war, während die andern von Eunapius gepriesenen Männer wie Jamblichus, Maximus, Chrysanthius in abenteuerlicher Theurgie ihr Glück versuchten. Wir wollen daher noch einige Stellen, deren Sinn noch nicht gehörig aufgehellt ist aus jener vita behandeln. Darunter gehört 84 = 489 εἰς τὴν ἐναντίαν ὑπόθεσιν ἐπαφῆκε τὸν λόγον, was nicht sehr deutlich übersetzt ist mit orationem immisit in contrarium ar-

gumentum. Der Redner bearbeitete nach der Feststellung des ihm aufgegebenen Satzes gewiss nicht die Antithese desselben, wie Wyttenbach gemeint haben muss, wenn er erklärte: contrariam causam agendam suscepit, sondern er bekämpfte sie, auf die constitutio folgte gewohntermassen die refutatio. Weiterhin (89 = 491) wird berichtet, der Musiker Milesius ein Witzbold und vertrauter Freund des Eparchen Anatolius habe den Epiphanius wegen seiner spitzfindigen Eintheilung verspottet und dessen ζητήματα als διαιρέσεις bezeichnet. Ist darin aber eine Spur von Spott oder Witz zu erkennen? Sopater betitelte ja sein rhetorisches Handbuch gerade als διαιρέσεις τῶν ζητημάτων. Milesius wird diese düfteligen Untersuchungen eher διέσεις genannt haben, d. h. Viertelstöne, welche, soviel auch die alten Theoretiker sich damit plagten, in der praktischen Musik doch zu keiner Anwendung gelangen. Bei einer andern Gelegenheit verlachte derselbe die athenischen Docenten; diese konnten über die στάσις eines von Anatolius ihnen aufgegebenen Themas nicht einig werden, jeder fiel auf eine andere: seine Worte sind εἰ πλείους — τῶν δεκατριῶν ἐτύγχανον οἱ σοφιστεύοντες, τάχ᾽ ἂν ἑτέρας προσεξεῦρον στάσεις, sie würden, wenn ihre Zahl die der 13 status überstiege, gewiss noch neue dazu erfinden, damit jeder das Problem auf eigenthümliche Weise auffassen könnte. Selbst Wyttenbach ist sehr im Zweifel über die Beziehung von δεκατριῶν, und trägt mit einer gewissen Unsicherheit als Vermuthung vor: „videtur illa aetate in scholis rhetorum istiusmodi distributio τῶν στ. recepta fuisse, ut tredecim haberentur“ — was er ohne weiteres aus Hermogenes περὶ στ. und dessen zahlreichen Commentatoren belegen konnte. Auch die Uebersetzung macht die Allusion nicht deutlich. Proäresius war übrigens so schlau gewesen durch die Vertrauten des Anatolius auszukundschaften, welche Ansicht dieser über den status seines Problems hatte, daher er schon durch die Wahl desselben in den Augen dieses Mannes einen Vorzug erhalten musste, obgleich jene Ansicht nichts taugte, und Anatolius damit keine Ueberlegenheit in rhetorischer Intelligenz bewies. Diess ist gemeint mit den Worten οὐδὲ Ἀνατόλιον ἔδει ταῦτα νικᾶν (88 = 491); einen andern Sinn schiebt die lat. Version „neque certaminis istius victoria Anatolium decebat“ unter, noch weiter entfernt sich Wyttenbach vom Gedanken des Schriftstellers, wenn er den Eunapius sagen lässt: non in fatis erat, ut Anatolius hac in re sicut caeteros sophistas, ita etiam Proaeresium vinceret. Wohl aber durfte Wyttenbachs Verbesserung λόγων ὕψος ἐχόντων καὶ βάθος statt βάρος im Text (85 = 490) Aufnahme finden, da der Schriftsteller gern mit solchen Gegensätzen spielt und die Ver-

wechslung beider Wörter sehr häufig ist. Ueberflüssig scheint 87=491 die Erklärung τὰ μειράκια zu τοὺς κροτοῦντας: das Publikum des Autors verstand die Sache aus eigener Ansicht und die Antithesen καὶ τοὺς κροτοῦντας ἐγέλα — καὶ τοὺς πατέρες ἠλέει heben sich, wenn jener Zusatz beseitigt ist, viel besser heraus. Es fehlt nämlich selbst bei dem späten Eunapius nicht an Glossemen, das offenbarste, aber von Wyttenbach nur zur Hälfte erkannte, von Boissonade gar nicht angezweifelte finden wir in der Einleitung, wo Eunapius den auf Neros Nachfolger bezüglichen Worten: τοὺς γὰρ ἀθλίους καὶ ἐνιαυσίους οὐ χρὴ γράφειν unmöglich die Notiz beifügen konnte: οὗτοι δ' ἦσαν οἱ περὶ Γάλβαν — ἦρξαν.

Zum Schluss erlauben wir uns noch wenige Bemerkungen beizufügen. In der vita Aedesii 21=462 wird der lange Satz ὥσπερ οὖν ἐπὶ τοῦ παλαιοῦ καὶ μεγάλου Σωκράτους — οὕτω καὶ τότε συνορᾶν ἐξῆν τὸ κατὰ Σώπατρον (Σωπάτρου?) ἐπιβούλευμα durch mehrere volle Interpunktionen zerrissen, und der Zusammenhang so verdunkelt. Gleich darauf ist 22=462 κατ' ἐπαγωγὴν φόρου wohl nur Druchfehler, denn in der ältern Ausgabe steht schon ἀπαγωγὴν. In 80=488 hat man bisher nicht wahrgenommen, dass die Vergleichung des zweimaligen Exils von Proäresius mit dem des Pisistratus noch in dem Satz ἄλλοι μὲν διὰ πλοῦτον fortgesetzt wird: d. h. hier zu lesen ist ἀλλ' ὁ μὲν δ. π. siehe Herodot. I, 61. Zu stark ist die viermalige Repetition von πρὸς in 88=491 und nicht einmal dem Eunapius zuzutrauen, man schreibe ἐς τοσόνδε, wie 88=488 ἐς τοσόνδε ἴσχυσεν. Im Leben des Epiphanius 93=493 soll ausgedrückt werden, dass dieser mehr scharfsinnige als beredte Mann doch nicht ohne Glück mit Proäresius rivalisirte; diess sagt aber der vorliegende Text nicht mit ὅμως τε σοφιστεύσας, es muss wohl heissen ὅμως ἀντισοφιστεύσας. Auch den Diophantus stellte der Neid demselben Proäresius gegenüber, aber dieser belächelte die kleinlichen Leute: τοὺς ἀνθρώπους ὅ τι εἰσὶν ἐν διατριβῆς εἶχε μέρει. Wir ergänzen εἰδὼς nach εἰσίν (94=494). Zu Anfang des vita Libanii kann unter τῶν διδασκάλων nur der unmittelbar vorher genannte verstanden seyn, also ist τοῦ διδασκάλου zu schreiben. In der vita Zenonis 102=497 vermuthen wir ἀπελείφθησαν für κατελείφθησαν: Die Schüler blieben hinter ihm zurück; nur so kann ἐκράτουν δὲ ὅμως folgen. Am Schluss des Abschnitts über Magnus muss θαυμάσοντες gesetzt werden für θαυμάσαντες; 104=498 περιγραφομένοις statt γραφομένοις, endlich 111=501 wohl συνεώθουν, und vorher οὔτε ὥσπερ.

Ueber die sorgfältige auf einen vortrefflichen Pariser codex gegründete Bearbeitung des Himerius von Dübner gedenken wir später eine besondere Anzeige zu liefern.

Kurze Anzeigen.

Handbuch der besondern und allgemeinen Arithmetik für Praktiker, zunächst für das Selbststudium gemeinverständlich abgefasst von Dr. L. E. Schulz v. Strassnitzki, öffentl. ordentl. Professor der Mathematik am k. k. polytechnischen Institute zu Wien. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Wien. Karl Gerold. 1848. (XVI und 584 S., nebst 43 S. Tafeln.)

Beweist schon die zweite Auflage eines Werkes im Allgemeinen für seine Brauchbarkeit, so ist dies in einem Werke über Arithmetik noch mehr der Fall, da eine Menge Lehrbücher über diesen Theil der Mathematik geschrieben worden sind. Das vorliegende Werk zeichnet sich aber auch durch eine Klarheit und Verständlichkeit aus, die es Jedem empfehlen, der sich über diesen Theil der Wissenschaft unterrichten will. Die auf dem Titel gebrauchten Worte: „gemeinverständlich abgefasst" sind daher nicht etwa, wie das so oft zu geschehen pflegt, am unrechten Orte, sondern der ganze Inhalt rechtfertigt dieselben im vollsten Maase. Der Zweck bei Abfassung des vorliegenden Werkes, sagt der Hr. Verfasser, war ein mehrfacher. Zunächst wollte er seinen Zuhörern, die sowohl durch Alter als durch Vorbildung sehr verschieden seien, ein ausführlich geschriebenes Buch in die Hand geben, das diese Verschiedenheit auszugleichen im Stande sei. Sodann sollte dasselbe den künftigen Schülern des polytechnischen Instituts in Wien zur Vorbereitung dienen, und drittens wollte der Verfasser den Praktikern, für die eine Kenntniss der Elemente der Mathematik bei dem jetzigen Zustande der Industrie Bedürfniss ist, ein Hilfsmittel in die Hände geben, wodurch sie eine stufenweise fortschreitende gründliche Belehrung über die von ihnen zu lösenden Aufgaben erhalten.

Das ganze Werk zerfällt in elf Abschnitte, auf deren Inhalt wir nur näher eingehen wollen, um den Leser in den Stand zu setzen, sich ein Urtheil über die Reichhaltigkeit desselben zu bilden.

Der erste Abschnit behandelt die Dezimalrechnung. Dass das Zehnersystem nach der Einrichtung unserer Hände gebildet wurde, liegt am Tage, so dass die ersten Ruhepunkte des Zählens 5 und 10 waren. So ist ja auch das römische Zahlzeichen V nichts anderes als die ausgespannte Hand, wo die Finger an einander geschlossen sind; X ist die Verdoppelung von V d. h. V über Λ; L ist die Hand in einer andern Lage. Auch die Rechenbrette der Römer und Griechen waren nach dem Zehnersystem eingerichtet. Nach und nach bildete sich die Anschreibweise der Zahlen, wie sie jetzt bei uns gebräuchlich ist. So möchte man z. B. 1844 nach und nach in folgenden Weisen geschrieben haben:

M CCCCCCCC XXXX IIII,

später etwa, indem man die Anzahl der einzelnen Ziffern anzeigte:

I IIIIIIII IIII IIII
M C X I,

oder durch arabische Ziffern:

1 8 4 4
M C X I,

bis man endlich blos 1844 schreiben mochte. Ganz nach derselben Weise bildete man dann die Dezimalbrüche.

Nach dieser historischen Einleitung wendet sich der Verfasser zu den eigentlichen Rechengeschäften. Die Addition und Subtraktion wird erläutert, was begreiflich keiner grossen Ausführlichkeit bedarf. Ausführlicherer Erörterung bedarf die Multiplikation. Zunächst wird die bekannte Regel für die Multiplikation der Dezimalbrüche nachgewiesen, sodann gezeigt, wie man verfährt, wenn man von der Linken zur Rechten multiplizirt, statt wie diess gewöhnlich umgekehrt geschieht, und endlich die abgekürzte Multiplikation erörtert. Alle Ableitungen und Erläuterungen sind vortrefflich und äusserst klar. Die Division, als das Umgekehrte der Multiplikation, ist sodann eben so deutlich abgehandelt. Die abgekürzte Division entspricht der abgekürzten Multiplikation, und ist also hier ebenfalls erläutert. Ein wirkliches Verdienst hat sich das Buch aber hier durch die vortreffliche Darstellung der Fourier'schen Divisionsmethode erworben. Diese so wichtige Methode ist mit der ihr gebührenden Ausführlichkeit behandelt und es ist der betreffende Abschnitt des Buches in jeder Beziehung sehr lesenswerth. Die Verwandlung der gemeinen Brüche in Dezimalbrüche und umgekehrt, schloss sich natürlich hier an. Anwendungen der Dezimalbrüche, nebst fünf kleinen Tafeln, um Kreuzer und Pfennige in Gulden-Dezimalbrüchen, Tage in Dezimaltheilen des Jahres, Monate (und Zolle) in Dezimaltheilen des Jahres (Schuhes), Zolle in Dezimaltheilen der Klafter, Loth und Quintel in Dezimaltheilen des Pfundes auszudrücken, beschliessen diesen Abschnitt.

Das zweite Kapitel behandelt die vier Hauptrechnungsarten in angezeigten Operationen, insoferne es also nicht auf das Resultat an sich, vielmehr auf die Bildung desselben aus den einzelnen Bestandtheilen ankommt. Zunächst immer in Zahlen (nicht Buchstaben) durchgeführt, wird die Bedeutung der arithmetischen Zeichen für Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division erläutert, sodann die Theorie der entgegengesetzten (positiven und negativen) Zahlen, die zuerst bei der Addition und Subtraktion in bloss angezeigten Operationen auftreten, gegeben. Die Multiplikation und Division mit entgegengesetzten Zahlen, so wie in angezeigten Operationen schliesst sich an die Addition und Subtraktion an. Dabei ist immer auf die praktische Ausrechnungsweise bei bloss angezeigtem Rechengeschäfte hingewiesen. Die Veränderungen, welche der Quotient erleidet, wenn Dividend und Divisor multiplizirt werden, bilden den Gegenstand der nächsten Untersuchung. Besonders macht Ref. bei diesem Abschnitte auf die klare und fassliche Darstellung der Lehre von den positiven und negativen Zahlen aufmerksam. Die Kennzeichen der Theilbarkeit ganzer Zahlen durch 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 11, die Zerfällung solcher Zahlen in ihre einfachsten Faktoren, die Aufsuchung des grössten ge-

meinschaftlichen Theilers zweier oder mehrerer Zahlen, so wie ihres kleinsten gemeinschaftlichen Vielfachen schliessenden Abschnitt.

Das dritte Kapitel behandelt die Theorie der Brüche. Die Brüche sind nichts anders als angezeigte Quotienten, ihre Theorie leitet sich demnach aus dem Vorangegangenen unmittelbar ab. Das vorliegende Buch gibt diese Theorie denn auch in völlig erschöpfender und elementarer Weise. Beispiele, in denen die Brüche in zusammengesetzten Ausdrücken auf verschiedene Art vorkommen, sind mehrfach gelöst, so dass zumal der Anfänger reichlich Gelegenheit hat, sich darin zu üben. An die Theorie der gewöhnlichen Brüche schliesst sich die der Kettenbrüche an. Die Verwandlung gewöhnlicher Brüche in Kettenbrüche, die Auffindung der Näherungswerthe der letztern und das Gesetz der Bildung derselben, so wie die Bestimmung des Grades der Näherung und endlich der Satz, dass zwischen zwei auf einander folgende Näherungswerthe kein Bruch mit kleinerem Nenner als die Nenner der beiden Brüche eingeschaltet werden kann, bilden diese Theorie. Zu S. 139 muss jedoch hier bemerkt werden, dass dort der Nachweis fehlt, warum man zwischen zwei der dort vorhandenen Brüche keinen einschalten kann, dessen Nenner kleiner sey Anwendungen der Kettenbrüche, um in ganzen Zahlen das Verhältniss verschiedener Maasse annähernd zu finden, sind der vorstehenden Theorie beigegeben.

Das vierte Kapitel behandelt die Rechnung mit allgemeinen unbestimmten Zahlzeichen, d. h. mit Buchstaben. Die hieher gehörigen Betrachtungen sind nun, nachdem im zweiten Kapitel fast dieselben Betrachtungen, nur auf bestimmte Zahlen angewandt, vorgekommen sind, dem Lernenden geläufig und sie bedürfen darum auch keiner grossen Auseinandersetzung, um begreiflich zu werden. Die wichtigste Arbeit für den Praktiker bei Buchstabenausdrücken ist aber, spezielle Zahlenwerthe statt der Buchstaben in allgemeine Ausdrücke zu setzen, d. h. die Substitution. Eine Reihe ziemlich zusammengesetzter, der angewandten Mathematik entlehnter Formeln, in denen solche Substitutionen vorgenommen werden, gibt Gelegenheit genug zur Uebung.

Das fünfte Kapitel handelt von den Potenzen und Wurzelgrössen. Die Potenzirung wird zunächst bloss als wiederholte Multiplikation aufgefasst. Da jedoch dieser Begriff bloss zu Potenzen mit ganzen positiven Exponenten führt, so muss ein allgemeinerer eingeführt werden. Als solchen führt unser Buch ein: „Die Zahl a zur m^{ten} Potenz erheben, heisst aus a durch die nächst höhere Operation (d. h. also Multiplikation oder Division) ein Resulhat gerade so bilden, wie m aus der Einheit entstanden ist.“ Diese Definition umfasst nun alle Fälle. So heisst z. B. $82^{-\frac{3}{4}}$, aus 82 auf dieselbe Weise ein Resultat durch die nächst höhere Operation bilden, wie $-\frac{3}{4}$ aus der Einheit entstanden ist. $-\frac{3}{4}$ entsteht aber aus der Einheit, indem man die Einheit in vier gleiche Addenden zerlegt, und einen dreimal als Subtrahend, oder einmal als Addend und viermal als Subtrahend setzt. Man muss daher 82 in vier gleiche Faktoren zerlegen, wovon jeder $=\sqrt[4]{82}$, und einen derselben einmal als Faktor und viermal als Divisor setzen, so dass:

$$82^{-\frac{3}{4}} = \frac{\sqrt[4]{82}}{\sqrt[4]{82}.\sqrt[4]{82}.\sqrt[4]{82}.\sqrt[4]{82}} = \frac{1}{(\sqrt[4]{82})^3} = \frac{1}{\sqrt[4]{82^3}}$$

Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division der Potenzialgrössen, so wie weitere Potenzirung von Potenzen werden nun, nachdem einmal der Begriff der Potenz festgestellt ist, leicht vollzogen werden können, was zunächst jedoch bloss für ganze Exponenten geschicht. Die Quadrirung und Kubirung einer zwei- oder mehrtheiligen Grösse ist für die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel nöthig. Das Buch betrachtet diess sowohl in allgemeinen als namentlich auch in bestimmten Zahlen sehr ausführlich, so dass die Bildungsweise des Quadrats und des Kubus deutlich vor Augen tritt. Darauf gründet sich dann das Ausziehen der Quadrat- und Kubikwurzel. Es muss hiebei besonders auf die abgekürzte Wurzelausziehung, so wie auf die Anwendung der Fourier'schen Divisionsmethode auch in dieser Beziehung aufmerksam gemacht werden, so wie auch die Ausziehung der Quadratwurzel durch Kettenbrüche gelehrt wird. Bei der darauf folgenden Lehre von den Wurzelgrössen vermisst Ref. die Nachweisung, dass die bekannten Lehrsätze für Multiplikation, Division und Potenzirung von Potenzen auch gelten, wenn der Exponent eine gebrochene Zahl ist. Es ist diess um so nothwendiger, als sonst in der Lehre von den Logarithmen manche Sätze nicht bewiesen sind, wie z. B. die in S. 257 aufgeführten.

Das sechste Kapitel behandelt die Logarithmen, deren Berechnung und Anwendung in sehr ausführlicher Weise. Alle diejenigen Sätze, die zur richtigen Anwendung der Logarithmen nöthig sind, finden sich hier klar und deutlich dargestellt. Nur wird eben hier die gerade vorhin angeführte Auslassung vermisst.

Die Proportionen und ihr Gebrauch bei Aufgaben aus dem praktischen Leben; bei Zinsesrechnungen, sowohl bei einfachem Zinse, als bei Zins aus Zins; bei Mischungsrechnungen; Theilungsrechnungen u. s. f. bilden den Gegenstand des siebenten Kapitels. Die in S. 310 ff. gelöste Aufgabe über Kostenberechnung der Erdarbeiten, könnte vielleicht deutlicher durch die Gleichungen gelöst werden. Auch erhält man, wenn man Nichts vernachlässigt:

$$\frac{(9\,E + 500)\,K}{6000}\ \text{Tage, und}\ \frac{(9\,E + 500)\,K\,T}{6000}\ \text{Kreuzer.}$$

Den Gegenstand des achten Kapitels bilden die Gleichungen, sowohl des ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten, als die des zweiten Grades. Ausser der allgemeinen Auflösung der letztern wird gelehrt, wie man durch Substitution der Wurzel sich nähern kann. Auch die Fourier'sche Divisionsmethode lehrt in gewissen Fällen eine der Wurzeln finden, so wie diess zuweilen durch Kettenbrüche bequem geschehen kann. Unser Buch erläutert sodann die früher angewandte Methode des falschen Satzes, sowohl für Gleichungen des ersten als des zweiten Grades und betrachtet noch einige wenige Fälle von Gleichungen des zweiten Grades mit mehrern Unbekannten. Eine Reihe lehrreicher Aufgaben, die grossentheils dem Leben entnommen sind, bilden den Stoff zur Uebung. Viele dieser Beispiele sind auf mehrere Arten aufgelöst. Die unbestimmten Gleichungen des ersten Grades mit zwei und mehrern Unbekannten, nebst Uebungsbeispielen dazu, schliessen sich dem frühern an.

Die arithmetischen und geometrischen Reihen des ersten Grades mit ihren Anwendungen, zumal der letztern auf Zinseszins-, Renten- und

ähnliche Rechnungen füllen das neunte Kapitel. Es ist bei diesen Reihen, als aus dem Gesetz des allgemeinen Gliedes schliessend, die Einschaltung neuer Glieder gelehrt, so wie bei den geometrischen Reihen auch die ins Unendliche fortgehenden (konvergirenden) Reihen betrachtet werden. Die Anwendung dieser letztern auf periodische Dezimalbrüche ist dann einfach. Das in S. 490 ff. Gesagte über die arithmetischen Reihen höherer Ordnung ist nicht klar, da es jedes Nachweises ermangelt.

Das zehnte Kapitel umfasst die Kombinationslehre, nämlich das Permuliren und Kombiniren, so wie die Anwendung desselben auf den binomischen Lehrsatz. Dieser letztere lehrt eine einfache annähernde Berechnung der Grössen

$$\left(1+\frac{p}{100}\right)^n, \quad \left(1-\frac{p}{100+p}\right)^n,$$

welche in der Lehre von der Rentenberechnung sehr häufig vorkommen, und die hier sehr praktisch erläutert wird.

Endlich gibt das elfte Kapitel die Grundzüge der Wahrscheinlichkeitsrechnung, indem es nämlich von der absoluten, der relativen und der zusammengesetzten Wahrscheinlichkeit, so wie von der Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens mehrerer Ereignisse und der Wahrscheinlichkeit für wechselseitige Ereignisse handelt. Anwendungen auf die Lotterie und die Lebensdauer bilden die Uebungsbeispiele.

Den Schluss des Werkes bilden acht Tafeln, welche zu folgenden Zwecken angehängt sind.

Die erste dient zur Verwandlung von Wiener, Pariser, Englischen, Preussischen Fuss und Französischen mètres in einander, dessgleichen von dem nämlichen Quadrat und Kubikmaass, sodann von Wiener Metzen, Preussischen Scheffel und Französischen Hektoliter, und endlich von Wiener, Pariser, Sächsischen Zoll- Pfund und Kilogramm in einander. Die zweite Tafel enthält die Quadratzahlen aller Zahlen von 1—100; die dritte die Kubikzahlen derselben Zahlen; die vierte die Quadrat- und Kubikwurzeln der Zahlen von 1 — 100; die fünfte ist eine Tafel der (sechsstelligen) Logarithmen der Zahlen von 1—10000; die sechste ist eine Tafel der Werthe von $\left(1+\frac{p}{100}\right)^n$ für $n=1$ bis $n=50$, und für $p=1^3/_4$, 2, $2^1/_2$, $3^1/_2$, 4, 5, und dann der Werthe von $\frac{1}{\left(1+\frac{p}{100}\right)^n}$ für die nämlichen Werthe von n und p; (beide Grössen kommen bekanntlich bei der Rentenberechnung vor), die siebente Tafel enthält die Verwandlungslogarithmen für mehrere Geldsorten, Maasse und Gewichte und die letzte endlich ist eine Tafel für verschiedene Maasse und Gewichte.

Wie man aus dieser Uebersicht ersicht, enthält das vorliegende Werk einen ziemlich vollständigen Kursus der Arithmetik und Algebra. Höchstens dürfte die Theorie der arithmetischen Reihen höherer Grade als des ersten vermisst werden, da die Auflösung der Gleichungen des dritten und vierten Grades füglich entbehrt werden und zur Theorie der höhern Gleichungen gezogen werden kann. Die Behandlungsweise ist durchgängig musterhaft, vom Ein-

fachen immer aufsteigend zum Zusammengesetzten und die allgemeinen Regeln entwickelnd an einfachen Beispielen, wie diess namentlich hinsichtlich der Rechnung mit Buchstaben der Fall ist, die bekanntlich in der Regel dem Anfänger viele Schwierigkeiten macht. Es wird darum dieses Buch einem Jeden, der sich mit den darin behandelten Zweigen der Mathematik vertraut machen will, nur mit dem grössten Vortheil in die Hand gegeben werden können, so wie es dem Lehrer beim Unterricht als Handbuch wesentliche Dienste leisten wird.

Beiträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften. In zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. J. A. Grumert, ord. Prof. der Mathematik in Greifswald. Erster Theil. Drittes Heft. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig 1849. Verlag von E. B. Schwekert.

In dem sechsten Doppelhefte 1848 dieser Blätter wurden die beiden ersten Hefte der vorliegenden Zeitschrift angezeigt. Jetzt liegt das dritte vor, das die Theorie der Luftspiegelung, von dem Herausg., enthält. Da, wie schon früher bemerkt, jede dieser Abhandlungen als für sich bestehend, betrachtet werden soll, so sind zunächst einige allgemeine Sätze in Bezug auf Lichtbrechung vorausgeschickt, welche genau dieselben sind, wie der Abhandlung über die Dämmerung im zweiten Hefte vorangestellten, über welche Ref. also auch wieder dasselbe zu sagen hätte, was er dort gesagt. Der Hr. Herausg. bemerkt am Ende des vorliegenden Heftes, dass er die ältere Theorie des Lichtes zu Grunde gelegt, woraus freilich sich die vorausgestellten Sätze erklären; es mag aber hier nicht abermals darauf zurückgekommen werden, dass die neuere Theorie wohl mehr Anspruch auf Annahme machen kann, als jene.

Zunächst nun wird der Weg eines Lichtstrahls, der beständig in einer Ebene bleiben wird, durch eine unendliche Menge unendlich dünner Lichtstrahlen betrachtet, deren Dichte beständig wechselt. Man findet, wenn i der spitze Winkel ist, den die Berührende dieses Weges im Ausgangspunkte mit dem Horizonte macht (i positiv, wenn der Strahl von unten nach oben, negativ, wenn er von oben nach unten geht), wenn $K = 0{,}0005888$, Δ die Dichtigkeit der Luft im Ausgangspunkte, $a = \sqrt{\frac{K}{1 + K\Delta}}$, D_y die Dichte der Luft in der Schichte, der die Ordinate y entspricht, als Gleichung des Weges

$$dx = \frac{\cot.\, i \; dy}{\sqrt{1 + a^2 \operatorname{cosec}^2 i \,(D_y - \Delta)}}.$$

Ist D_y bekannt als Funktion von y, so gibt eine einfache Integration die Gleichung der Trajektoria (des Weges des Lichtstrahls). Natürlich könnten Fälle eintreten, in denen die Grösse unter dem Quadratwurzelzeichen negativ wäre; alsdann geht der Lichtstrahl gar nicht in die Luft ein, d. h. es findet eine Zurückwerfung schon an der Ausgangsstelle selbst statt.

Die Grösse $D_y - \Delta$ kann aber, als Funktion von y, auch so beschaffen seyn, dass eine Trajektoria das Ergebniss ist, die in irgend einem Punkte eine Tangente hat, die parallel mit dem Horizonte ist. Der Herr Verf. sagt ganz richtig, dass diess anzeigt, dass der Strahl hier reflektirt wird; die Annahme

aber einer „unendlich kleinen Neigung gegen den Horizont", so dass ein Zurückwerfen statt haben würde, ist keineswegs nothwendig. Für den Fall, um den es sich hier handelt, tritt das Phänomen der sogenannten vollständigen Zurückwerfung des Lichtes ein, das immer statt hat, wenn Licht von einem Mittel in ein anderes übergeht, in dem es sich schneller bewegt, als im erstern, und wenn der Einfallswinkel eine gewisse Grösse erreicht hat. Alsdann sollte der gebrochene Strahl senkrecht auf dem Einfallsloth stehen, d. h. wie hier angenommen, die Tangnete der Trajektoria parallel seyn zum Horizonte. Gerade aber in dieser vollständigen Zurückwerfung des Lichtes beruht das Phänomen der Luftspiegelung, und es wird diese also dann eintreten, wenn die Trajektoria so beschaffen ist, dass sie in irgend einem ihrer Punkte eine Berührende zulässt, die parallel mit dem Horizonte ist. In diesem Punkte biegt sich also die Trajektoria um, und es entsteht ein zweiter Zweig derselben, der reflektirte, der mit dem erstern, in Bezug auf eine vertikale, durch den Biegungspunkt gehende Axe, symmetrisch ist.

Es ist nun nicht schwer, die Gleichungen beider Zweige zu bilden, so wie auch, wenn die Gleichung der Trajektoria gegeben wäre, die Grösse D_y als Funktion von y bestimmt werden könnte. Nimmt man z. B. die Trajektoria als eine gerade Linie an, so ergäbe sich D_y konstant; wäre sie eine Parabel, so wäre die Dichtigkeit der Luft proportional zunehmend dem Zuwachse der Ordinaten.

Kennt man den Ort des Auges, so wird natürlich das Auge den Lichtstrahl erhalten, wenn die Trajektoria durch dasselbe geht, d. h. wenn die Koordinaten des Auges der Gleichung der Trajektoria genügen. Dies führt zu einer Bedingung, die erfüllt sein muss, wenn das Auge sehen soll. Liegt das Auge im direkten Zweig, so findet keine Luftspiegelung statt; es ist dies erst dann der Fall, wenn das Auge im reflektirten Zweig der Trajektoria liegt.

Die nächste Aufgabe musste nun natürlich die sein, die Koordinaten des Bildes zu finden, wenn eine Luftspiegelung wirklich besteht. Zu diesem Zwecke wird die Gleichung der orthogonalen Trajektoria an alle die Wege von Lichtstrahle gesucht, die man durch Aenderung der Grösse i erhält; das Auge wird dann als Theil einer solchen orthogonalen Trajektoria betrachtet, in zwei unendlich nahe liegenden Punkten dieser letztern Normalen an dieselbe (d. h. also Tangenten an die Lichtwege) gezogen und der Durchschnitt dieser Normalen gesucht. Dieser ist der Ort des Bildes. Offenbar hätte man aber auch bloss, durch Veränderlichmachung von i zwei Lichtwege gebraucht, die beide in ihren reflektirten Zweigen die Fläche des Auges getroffen hätten, sodann an diese im Auge Tangenten ziehen dürfen, deren Durchschnitt eben der Ort des Bildes gewesen wäre. Doch kommt beides auf dasselbe heraus.

Nachdem so die allgemeine Aufgabe gelöst ist, wird ein spezielles Beispiel ausführlich behandelt, in welchem nämlich

$$Dy = \Delta + c\,(y - \beta),$$

worin β die Ordinate des Ausgangspunktes, c eine konstante Grösse ist. Man findet, wenn α die Abscisse des Ausgangspunktes, als Gleichung des direkten Zweiges:

$$x = \alpha \mp \frac{2 \cos i}{c a^2} \left\{ \sqrt{\sin^2 i + c a^2 (y - \beta)} - \sqrt{\sin^2 i} \right\},$$

und des reflektirten:

$$x = \alpha \pm \frac{2 \cos i}{c a^2} \left\{ \sqrt{\sin^2 i + c a^2 (y - \beta)} + \sqrt{\sin^2 i} \right\},$$

worin die obern Zeichen gelten, wenn der Strahl von oben nach unten, die untern, wenn er von unten nach oben geht. Diese Kurve ist eine Parabel.

Verlegt man den Anfangspunkt der Koordinaten in den Ausgangspunkt des Lichtstrahls, oder setzt man $\alpha = \beta = o$, und untersucht nun die Bedingungen, von denen oben gesprochen wurde, so findet man, dass wenn man eine Parabel zeichnet, deren Gleichung

$$u^2 = \frac{4}{c a^2} \left(v + \frac{1}{c a^2} \right)$$

ist, und welche die Grenzparabel heissen mag, und das Auge innerhalb dieser ist, es im Allgemeinen von zwei von dem Anfangspunkte der Koordinate ausgehenden Strahlen getroffen wird; ist es aber in der Grenzparabel nur von einem, und ist es endlich ausserhalb derselben, von keinem jener Strahlen getroffen wird.

Liegt nun das Auge innerhalb der Grenzparabel und sind α, β die Koordinaten des Auges, so findet eine Luftspiegelung in folgenden Fällen statt:

1) wenn $c\,\alpha$ positiv; $\frac{\beta}{\alpha}$ positiv, oder wenn es negativ und

$$-2 \frac{\beta}{\alpha} < \frac{2 - \sqrt{4 - c a^2 (c a^2 \alpha^2 - 4 \beta)},}{c \alpha a^2}$$

wo sodann die Strahlen von oben nach unten gehen;

2) $c\,\alpha$ positiv; $\frac{\beta}{\alpha}$ positiv, oder wenn es negativ und

$$-2 \frac{\beta}{\alpha} < \frac{2 + \sqrt{4 - c a^2 (c a^2 \alpha^2 - 4 \beta)},}{c a^2 \alpha}$$

wo wieder die Strahlen von oben nach unten gehen;

3) $c\,\alpha$ negativ; $\frac{\beta}{\alpha}$ negativ, oder wenn es positiv und

$$2 \frac{\beta}{\alpha} < -\frac{2 + \sqrt{4 - c a^2 (c a^2 \alpha^2 - 4 \beta)},}{c a^2 \alpha}$$

wo die Strahlen von unten nach oben gehen;

4) $c\,\alpha$ negativ; $\frac{\beta}{\alpha}$ negativ, oder wenn es positiv, und

$$2 \frac{\beta}{\alpha} < -\frac{2 - \sqrt{4 - c a^2 (c a^2 \alpha 2 - 4 \beta)},}{c a^2 \alpha}$$

wo die Strahlen ebenfalls von unten nach oben gehen. Zugleich muss in allen diesen vier Fällen das Auge ausserhalb einer zweiten Grenzparabel liegen, deren Gleichung

$$x^2 = \frac{4}{c\,a^2}\,y \quad \text{ist.}$$

5) $c\,\alpha$ positiv; $\frac{\beta}{\alpha}$ positiv oder, wenn negativ und

$$-2\,\frac{\beta}{\alpha} < \frac{-2+\sqrt{4-ca^2(ca^2\alpha^2-4\beta)}}{ca^2\alpha},$$

wo die Strahlen von unten nach oben gehen;

6) $c\,\alpha$ positiv; $\frac{\beta}{\alpha}$ positiv oder, wenn negativ und

$$-2\,\frac{\beta}{\alpha} < \frac{2+\sqrt{4-ca^2(ca^2\alpha-4\beta)}}{ca^2\alpha},$$

wo die Strahlen von oben nach unten gehen;

7) $c\,\alpha$ negativ; $\frac{\beta}{\alpha}$ positiv, oder, wenn negativ und

$$-2\,\frac{\beta}{\alpha} < \frac{2-\sqrt{4-ca^2(ca^2\alpha^2-4\beta)}}{ca^2\alpha},$$

wo die Strahlen von oben nach unten gehen.

8) $c\,\alpha$ negativ; $\frac{\beta}{\alpha}$ negativ oder wenn positiv und

$$2\,\frac{\beta}{\alpha} < -\frac{2-\sqrt{4-ca^2(ca^2\alpha-4\beta)}}{ca^2\alpha},$$

wo die Strahlen von unten nach oben gehen.

In den letzten vier Fällen liegt das Auge innerhalb der zweiten Grenzparabel.

9) $c\,\alpha$ positiv, das Auge in der zweiten Grenzparabel, und der Strahl geht von oben nach unten;

10) $c\,\alpha$ negativ, das Auge in der zweiten Grenzparabel, und der Strahl geht von unten nach oben.

Liegt das Auge in der ersten Grenzparabel, so findet Luftspiegelung statt:

11) $c\,\alpha$ positiv und der Strahl geht von oben nach unten;

12) $c\,\alpha$ negativ und der Strahl geht von unten nach oben.

Die Koordinaten des Bildes in diesem Falle können eben so leicht bestimmt werden. Zum Schluss ist der Fall noch kurz angedeutet, bei dem

$$D_y = \Delta + A\,(1 - e^{ay}).$$

Eine weitere Ausführung dieses Gegenstandes, namentlich auch von seiner physikalischen Seite aus, wird einer weiteren Abhandlung vorbehalten.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Die vollständige Lösung der numerischen Gleichungen, bei welcher durch ein und dasselbe Verfahren sowohl die imaginären, als auch die reellen Wurzeln leicht bestimmt werden. Von Dr. William Rutherford. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. August Wiegand. Halle. Druck und Verlag von H. W. Schmidt. 1849. (30 S. in 4.)

Vorliegende Schrift ist keineswegs, wie man etwa durch ihren Titel zu glauben veranlasst seyn könnte, eine Abhandlung über die Auflösung der numerischen Gleichungen; sie hat vielmehr bloss zum Zwecke die imaginären Wurzeln einer derartigen Gleichung zu finden, vorausgesetzt, dass man im Stande sey, die reellen Wurzeln von solchen Gleichungen zu bestimmen. Der Gedanke, welcher dieser Methode zu Grunde liegt, ist folgender:

Sei

$$x^m + a x^{m-1} + b x^{m-2} + \ldots\ldots + p x + q = o \quad (1)$$

die gegebene Gleichung. Man setze in ihr $x + \alpha$ an dieselbe von x, so erhält man eine Gleichung, deren Wurzeln sämmtlich um α kleiner sind, als die Wurzeln der Gleichung (1). Diese Gleichung sey

$$x^m + A x^{m-1} + B x^{m-2} + \ldots\ldots + P x + Q = o, \quad (2)$$

so ist

$$\left.\begin{aligned} A &= m\alpha + a \\ B &= \frac{m(m-1)}{1.\ 2}\alpha^2 + (m-1)a\alpha + b \\ &\vdots \\ P &= m\alpha^{m-1} + (m-1)a\alpha^{m-2} + (m-2)b\alpha^{m-3} + \ldots + 2p\alpha + q \\ Q &= \alpha^m + a\alpha^{m-1} + b\,a^{m-2} + \ldots\ldots + p\alpha + q \end{aligned}\right\} (3)$$

Sind nun $\alpha + \sqrt{-\beta}$, $\alpha - \sqrt{-\beta}$, r_1, r_2, . . Die Wurzel der Gleichung (1), wo $\alpha \pm \sqrt{-\beta}$ imaginäre Wurzeln sind, wenn β positiv, reelle, wenn β negativ ist; so entsprechen diesen Wurzeln die Wurzelfaktoren

$$x - \alpha - \sqrt{-\beta}, x - \alpha + \sqrt{-\beta}, x - r_1, x - r_2, \ldots$$

Das Produkt der ersten zwei ist $x^2 - 2\alpha x + \alpha^2 + \beta$, der letztern aber ein Ausdruck der Form

$$x^{m-2} + a' x^{m-3} + b' x^{m-4} + \ldots\ldots$$

Multiplizirt man mit diesem Ausdruck den Faktor $x^2 - 2\alpha x + \alpha^2 + \beta$, so muss man einen Ausdruck erhalten, welcher dem (1) identisch ist. Man darf also die Koeffizienten gleich hoher Potenzen in diesem Produkte und in (1) einander gleichsetzen. Daraus folgt:

$$\left.\begin{aligned} a &= a' - 2\alpha \\ b &= b' - 2a'\alpha + \alpha^2 + \beta \\ &\vdots \end{aligned}\right\} (4)$$

was man leicht fortsetzen kann. Setzt man nun in (3) diese Werthe, so bekommt man zwischen den Koeffizienten A, B, ... der Gleichung, deren Wurzeln um α kleiner sind, als die der Gleichung (1), folgende Beziehungen:

$$\left.\begin{aligned} A &= F_1(\alpha) \\ B &= F_2(\alpha) + \beta \\ C &= F_3(\alpha) + A\beta \\ D &= F_4(\alpha) + B\beta - \beta^2 \\ E &= F_5(\alpha) + C\beta - A\beta^2 \end{aligned}\right\} (5)$$

wo

$$F_1(\alpha) = (m-2)\alpha + a'$$

$$F_2(\alpha) = \frac{(m-2)(m-3)}{1.2}\alpha^2 + (m-3)a'\alpha + b'$$

$$F_3(\alpha) = \frac{(m-2)(m-3)(m-4)}{1.2.3}\alpha^3 + \frac{(m-3)(m-4)}{1.2}a'\alpha^2 + (m-4)b'a + c'$$

$$\vdots$$

Die Anwendung dieser Formeln zur Auflösung der Gleichungen wird hier am besten an einem besondern Falle, bei der Auflösung der Gleichungen des fünften Grades, gezeigt werden können. Sey also, nach etwaiger Wegschaffung des zweiten Gliedes,

$$x^5 + b a^3 + c x^2 + d x + e = o$$

die gegebene Gleichung, von der zwei Wurzeln $\alpha \pm \sqrt{-\beta}$ seyen. Setzt man oben m=5, und bemerkt, dass nothwendig a', e', ... Null sind, so ist $F_4(\alpha) = o$, $F_5(\alpha) = o$ und aus (5) folgt also

$$\left.\begin{aligned} \beta^2 - B\beta + D &= o \\ A\beta^2 - C\beta + E &= o \end{aligned}\right\} (6)$$

Man eliminirt nun β zwischen diesen zwei Gleichungen, so erhält man

$$(AB-C)(CD-BE) = (AD-E)^2.$$

In diese Gleichung setzt man die Werthe von A, B, C, D, E, wie sie aus (3) für m=5 folgen und man erhält eine Gleichung in α vom 10. Grade, die nothwendig reelle Wurzeln haben wird. Bestimmt man nun einen reellen Werth von α, so geben die Gleichungen (6) den zugehörigen Werth von β; jedoch darf man nur solche Werthe von β nehmen, die beiden Gleichungen (6), d. h. ihren gemeinschaftlichen Faktor, der gleich Null gesetzt wird, genügen. Dividirt man die Gleichungen (6), so bleibt als Rest $(AB-C)\beta - (AD-E)$, der gleich Null gesetzt, β gibt.

Die ganze Operation kommt am Ende darauf hinaus, in (1) für x zu setzen $\alpha \pm \sqrt{-\beta}$, sodann diejenigen Glieder, die reell sind, zusammen gleich Null zu setzen, und eben so die, welche mit $\sqrt{-\beta}$ behaftet sind und endlich β zwischen den erhaltenen Gleichungen zu eliminiren. Nur ist der Vortheil des obigen Verfahrens der, dass β auch negativ seyn darf, dass man also euch rein reelle Wurzeln erhält. Das ist aber eigentlich nichts besonderes „Neues", wie der Verf. das auch in S. 4 selbst zugibt.

Die allgemeinen Formeln sind dann auf die Gleichungen des 3, 4, 5 Grades angewandt und eine Reihe spezieller Beispiele berechnet. Auch die allgemeinen Formeln für die Gleichungen des 6. Grades sind gegeben. Es ist dabei vorausgesetzt, dass man die reellen Wurzeln von Gleichungen des 3., 10. und 15. Grades bestimmen kann. Diese Bestimmung ist nach der Methode von Horner vorgenommen, die der engl. Verf. seinen Lesern als bekannt voraussetzt, übrigens verweist auf: Theory and Solutions of Equations of the higher ordres von Professor Young in Belfast. Es dürfte aber vom Uebersetzer doch wohl diese Methode nicht allen deutschen Lesern als bekennt angenommen werden, und es wäre daher sehr zu wünschen gewesen, wenn derselbe eine kurze Erläuterung darüber gegeben, oder auf ein deutsches Werk verwiesen hätte, aus dem sie zu entnehmen wäre. Da diess keineswegs geschehen, so wird die Schrift in dieser Beziehung für manche deutsche Leser unbrauchbar. Die Kenntniss jener Annäherungsmethode vorausgesetzt, ist die vorliegende Schrift darum für viele Leser interessant, weil sie eine Reihe numerischer Gleichungen vollständig aufgelöst hat. Diese sind die Gleichungen: $x^3 - 6x - 6 = 0$, $x^3 - 17x^2 + 54x - 350 = 0$, $x^3 - 7x + 7 = 0$, $x\,11\,x - 102x + 181 = 0$, $x^4 + x^3 + 4x^2 + 1 = 0$, $x^4 - 80x^3 + 1998x^2 - 14937x + 5000 = 0$, $x^4 + 312x^3 + 23337x^2 - 14874x + 2366 = 0$; $x^5 + x^4 + {}^3 - 2x^2 + 2x - 1 = 0$, $x^5 - 32x^3 + 72x^2 - 185x + 360 = 0$.

In zwei angehängten Noten werden Methoden zur Bestimmung der drei Wurzeln einer kubischen Gleichung gegeben, so wie in einer dritten Note die Bedingung angegeben ist, dass eine Gleichung des siebenten Grades zwei Wurzeln der Form $\pm \sqrt{-\beta}$ seyen.

Wie schon oben bemerkt, wüsste Ref. nicht, wie sich der prangende Titel: „Vollständige Lösung der numerischen Gleichungen" aus dem Inhalte rechtfertigen liesse, wenn gleich, wie ebenfalls angegeben, Manches daraus zu entnehmen ist. Es wäre wohl besser gewesen, der Uebersetzer hätte einen minder viel versprechenden Titel gewählt; man hätte dann auch nicht eine vollständige Lösung der numerischen Gleichungen darin gesucht.

Dr. J. Dienger.

Germania. Archiv zur Kenntniss des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Im Vereine mit mehreren Herausgebern von Dr. Wilhelm Stricker. Dritter Band. Erstes, zweites, drittes und viertes Heft. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von H. L. Brönner. 1849. 512 S. gr. 8.

Eine Reihe von interessanten und werthvollen Aufsätzen, welche über die äussern Verhältnisse Deutschlands wie über seine innern, d. h. über Litera-

tur, Wissenschaft, Poesie und Kunst sich verbreiten, wird auch diesem dritten Bande die Theilnahme sichern, die ihm die frühern Bände zugewendet haben. Wir begnügen uns daher, einige dieser Aufsätze hier nahmhaft zu machen und damit die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums, dessen Theilnahme für deutsche Brüder im Auslande hoffentlich nicht erloschen ist, auf dieses ganze Unternehmen zu leiten. Und da werden auch wir wohl beginnen dürfen mit dem Aufsatz, der zu Anfang dieses Bandes abgedruckt ist und unter der Aufschrift: „Nachträge und Berichtigungen zu G. Höfken's Flämisch Belgien" von Dr. J. W. Wolf über das Verhältniss der flämischen Literatur zur deutschen, über die Stellung der flämischen Gelehrten und des flämischen Volksstammes zu Deutschland und deutscher Literatur uns wohl zu beachtende Aufklärungen bringt, die dieses ganze Verhältniss in seinem wahren Lichte darzustellen suchen, um damit zu einer richtigen Würdigung der flämischen Literatur selbst zu führen. Wie dieser Aufsatz uns in die Gegenwart eines mit Deutschland einst innig verbundenen Landes führt, so führt uns ein anderer in die Vergangenheit eines noch immer deutschen, wenn gleich seit mehr als einem Jahrhundert von Deutschland getrennten oder vielmehr losgerissenen Landes ein und gibt uns von der Hand des gründlichsten Kenners dieser Verhältnisse eine gedrängte, fassliche Uebersicht dessen, was dieses Land — der Elsass — auf dem Gebiete der Kunst, Poësie und Wissenschaft von den Jahren 1648 bis 1789 geleistet hat, von Professor A. W. Strobel (S. 49 f.). Reste deutscher Bevölkerung in einem andern Theile Europas — im veronesischen Gebiete und an dem südlichen Abhange der tiroler Alpen, werden uns aus den Schilderungen Joseph Bergmann's, deren früher schon in diesen Blättern (Jahrgg. 1848. p. 604 ff.) ausführlicher gedacht worden ist, vorgeführt (S. 79 ff.). Ein anderer Aufsatz bringt ein Verzeichniss der deutschen Colonien in Südrussland S. 137. wo wir unter anderm im Kreis Orechow auf dem rechten Ufer der Molotschna ein „Heidelberg, Walldorf, Friedrichsfeld, Karlsruhe, Durlach" u. s. w. antreffen; andere Mittheilungen ähnlicher Art erhalten wir über dentsche Auswanderer in Bulgarien, wie in Texas, Brasilien und Demerara, eben so finden sich Nachrichten über Deutsche in Paris und Havre, wie in Jerusalem, im Banat wie in Armenien: auch die Verhältnisse des deutschen und slavischen (polnischen) Elements in Schlesien bilden den Gegenstand einiger Artikel; die Rechtsverhältnisse der Deutschen in der Türkei bespricht ein Aufsatz von Neigebaur S. 28 ff.; das Kaufhaus der Hanse in London ein Aufsatz von Sartorius von Waltershausen S. 35 ff. In derjenigen Abtheilung, welche den Schilderungen solcher Deutschen gewidmet ist, welche in irgend einer Weise für fremde Länder wichtig geworden sind, erscheinen diesmal drei Männer, die in der Geschichte des russischen Reichs eine so hervorragende Rolle gespielt haben: Biron, Ostermann und Münnich. In dem Abschnitt: Literatur werden über dreissig auf Deutschland und deutsche Verhältnisse, namentlich auch auf die Auswanderungsfrage bezügliche Schriften und Brochüren angezeigt und ihr Hauptinhalt oder ihre Tendenz angegeben; daran reihen sich noch andere Notizen ähnlicher Art, wie z. B. über die zu London ins Englische übersetzten Werke deutscher Literatur, über die Deutschen in Griechenland u. s. w.

Wir hatten schon diese Anzeige niedergeschrieben, als uns das dritte und vierte Heft zukam, das überdem mit einer wohl ausgeführten Karte der

deutschen Ansiedelungen in Südrussland ausgestattet ist. Unter den grösseren Aufsätzen dürfen wir wohl nennen den Aufsatz von K. J. Clemens (nebst einem Nachwort von L. Diefenbach) über die Silvier am Monterosa: eine an Schott's bekanntes Werk sich anschliessende Erörterung S. 276 ff.; die Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Transkaukasien S. 367 ff.; verschiedene Nachrichten über verschiedene deutsche Niederlassungen an verschiedenen Orten Amerika's u. s. w.; recht interessant sind einige Mittheilungen aus der Kriegsgeschichte der Deutschen, wie z. B. S. 408 ff. Die Nassauischen Truppen in Spanien 1808—1814; die Einnahme einer dänischen Festung durch eine hannöver'sche Husarenschwadron S. 426 ff. Die Anhaltiner (als Gefangene) auf dem öden Felseilande Cabrera S. 434 ff. Die Deutschen in der Schlacht bei Patras am 14. Juli 1687, S. 429 ff. In der Gallerie deutscher Männer, welche für fremde Länder in irgend einer Weise wichtig geworden sind, erscheinen diessmal Ludwig Leichardt, Christoph Philipp Oberkampf und Friedrich Baron von Eben (S. 464—488). Den Schluss bildet auch hier Literatur, (d. h. die Angabe einer Anzahl für Deutschland wichtiger Werke) und Notizen verschiedener Art. — Am Schlusse des Ganzen fehlt das Register nicht.

Lehrbuch der Religion für die obern Klassen protestantischer hohen Schulen von Ludwig Adolf Petri, Doctor der Theologie und Pastor in Hannover. Dritte verbesserte und mit den drei ökumenischen und dem Augsburgschen Bekenntnisse vermehrte Auflage. Hannover. Hahnsche Hofbuchhandlung. 1850. XII. und 257 S. in gr. 8.

Es kann nur erfreulich, ja selbst tröstlich in einer fast trostlosen Zeit seyn, wenn ein Schulbuch, wie das vorliegende, eine immer grössere Verbreitung finden und so in immer weitern Kreisen dazu beitragen kann, in unsere Jugend wieder diejenige feste religiöse Grundlage zu bringen, welche ein schlechter, zum Theil selbst von den Lehrern derselben ausgegangener Geist ihr in den letzten Jahren zu entreissen drohte. Die traurigen und schrecklichen Folgen liegen unverkennbar zu Tage: die Abhülfe können auch Kammern und Landstände und was dergleichen Quacksalbereien unserer Zeit sind, nicht bringen; sie kann nur von dem Boden der Religion aus kommen und muss hier auf einer festen positiven Basis ruhen. Auf einer solchen aber ruht dieses Lehrbuch: sie ist auch in der dritten Auflage ihm unverändert und ungetrübt geblieben; denn mehr wie je gilt es jetzt, festzuhalten an dem von der Kirche gegebenen Grunde, dem einzigen Haltpunkt einer in sich zerrissenen Zeit. Die Ereignisse der Zeit, schreibt der Verf. im Vorwort, haben ohnehin über unsere Bildung, deren Grund doch die Schulen legen, gerichtet; sie haben die Besorgnisse derer, welche von dieser Bildung Schlimmes prophezeihten, mehr als gerechtfertigt; denn sie haben gezeigt, dass diese gepriesene Bildung eine glänzende Larve, weil eine furchtbare Verwahrlosung des Geistes ist. Gott gebe, dass unsere Schulen Pädagogien, unsere Lehrer — Erzieher werden, und allesammt von dem alten ewigen Grundsatze ausgehen: die Furcht des Herrn ist

der Weisheit Anfang, denn die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens. Diese Worte des ehrwürdigen Verf. machen wir auch gern zu den unsrigen: wir empfehlen sein Lehrbuch allerwärts, wo noch in der evangelischen Welt Deutschlands sich ein fester kirchlicher Glaube erhalten hat, der in den Verflüchtigungs- und Verwässerungsprocess der neuern Zeit noch nicht hereingezogen ist, sondern sich davon möglichst zu bewahren sucht. Der Standpunkt des Verf. ist der streng kirchliche, wie er einem Lehrbuch ziemt; das für die Schule bestimmt ist, und welches nicht Zweifel an den höchsten Religionswahrheiten erwecken, sondern darin befestigen soll, das nicht zur religiösen Lauheit und sittlichen Verkommenheit die Jugend führen, sondern in das jugendliche Herz einen Grund legen soll, der bei allen Stürmen dieses irdischen Lebens fest und unwandelbar bleibt. Wenn also der Standpunkt des Verf. im Allgemeinen der streng kirchliche, und im Besondern der lutherisch-kirchliche ist, so wird darum doch Niemand eine „starre oder gar todte Orthodoxie" in einem Buche finden wollen, das ein durchweg frischer und lebendiger Geist durchweht. Einrichtung und Anordnung sind sich so ziemlich gleich geblieben: auf die Vorkenntnisse, als dem ersten Theile, in welchem von der Religion, von der heiligen Schrift und von der Kirche (hier ein zweckmässiger Abschnitt der Kirchengeschichte) gehandelt wird, folgt der zweite, welcher die Lehre befasst, und zwar in drei Artikeln: 1. Von der Schöpfung (von Gott und von der Welt). 2. Von der Erlösung (von der Sünde und ihren Folgen; von dem Erlöser und seinen Werken). 3. Von der Heiligung in den Abschnitten 1. Von der Aufnahme in die Gemeinschaft mit Gott 2. Von der Darstellung der Gemeinschaft mit Gott im Leben. 3. Von der endlichen Vollendung der Gemeinschaft mit Gott. Diess ist das einfache Schema des Ganzen, in welchem die einzelnen Punkte in einzelnen Paragraphen abgehandelt werden, denen weitere, mit kleinerer Schrift gedruckte Erörterungen sich anreihen. Neu hinzugekommen in diese dritte Auflage ist der Anhang S. 215 ff.: Das Bekenntniss der Kirche in den drei Hauptsymbolen und der Augsburgischen Confession. Je weniger unsere Jugend mit diesen Bekenntnissschriften jetzt bekannt gemacht zu werden pflegt, um so zweckmässiger wird dieser Abdruck erscheinen. Einige nothwendige historische Erklärungen sind in Noten unter dem Text beigefügt.

Schulreden über Fragen der Zeit. Von Dr. A. F. C. Vilmar, Director des Kurfürstl. Gymnasiums zu Marburg. Marburg, Elwert'sche Universitätsbuchhandlung. 189 S. in gr. 8.

Der Verf. hat hier eine Reihe von einzelnen Vorträgen zusammengestellt, die er als Director des Marburger Gymnasiums bei der feierlichen Entlassung von Jünglingen dieser Anstalt auf die Universität, an diese Zöglinge seit dem Jahre 1837 gerichtet hat. Aber man würde sich irren, wenn man in Folge dieser äussern Veranlassung auch eine strenge Beziehung des Inhalts dieser Vorträge darauf, also eine mehr lokale Färbung, an die auch zunächst nur ein lokales Interesse sich knüpfen kann, vermuthen und demnach diese Reden als zunächst für einen engern Kreis berechnet ansehen würde. Das

ist durchaus nicht der Fall: im Gegentheil dieselben drehen sich ihrem Inhalte nach um Gegenstände, die für uns Alle, denen die Bildung der deutschen Jugend am Herzen liegt, ein gleiches Interesse haben, sie berühren Fragen und Verirrungen der Zeit, denen wir Alle mehr oder minder unterlegen sind, deren nachtheilige Folgen wir Alle empfinden, ohne die Kraft oder den Muth zu besitzen, ernstlich zu deren Abhülfe hervorzutreten. Alle diese Punkte sind freilich hier in einer näheren Beziehung zur Schule und zur höheren Jugendbildung gebracht; denn die Jugend muss vor Allem vor den Abwegen gewarnt werden, die ins Verderben führen; sie muss vor Allem zur Festigkeit des Charakters, dem Grund aller guten Entschliessungen und Handlungen gebracht werden; und dazu wird sie nur gelangen durch Befestigung der religiösen Grundlagen, wie sie die christliche Offenbarung allein bieten kann. Darauf aber hinzuwirken, ist des Verf. Ziel und Streben; in allen Vorträgen ist diess der Grundton, der lebendige Faden, an den sich Alles Einzelne anreiht, auf den Alles zurückführt, durch den Alles mit einander verknüpft ist. Hier ist in einer in jeder Hinsicht so zerrissenen Zeit der einzige Haltpunkt, der diejenige Festigkeit des Charakters, die auf innere Ueberzeugung gestützt, uns allein durch die Wirren und Irrsäle der Zeit würdig hindurchzuführen vermag, verleihen kann. Und darauf, wie auf den damit so innig verknüpften Sinn und die Liebe für wahre Wissenschaft, legen wir mehr Werth, als auf alle die Masse der Kenntnisse, es sey in den Studien des classischen Alterthums oder in den sogenannten Realien, in Naturwissenschaften und dergl., worauf, wenigstens noch in der letztverflossenen Zeit, das ganze Streben unserer Erziehungskünstler gerichtet war. Wir freuen uns, ja es hat uns wohlgethan, in diesen Vorträgen eine Stimme zu vernehmen, die voll Kraft und Würde, durchdrungen von einer lebendigen Ueberzeugung, wie sie nur auf ächt christlichem Grund und Boden wurzeln kann, an die Jugend und mit ihr zugleich an die Edleren und Besserdenkenden unserer Nation überhaupt sich wendet, ihnen die schrecklichen Verirrungen der Zeit in meisterhafter Schilderung vorführt, aber dann auch zeigt, wohin allein der Blick gerichtet seyn muss, von woher allein Besserung zu erwarten, und welche Wege einzuschlagen sind, um unsere Jugend vor dem verderblichen Einflusse zu bewahren, und für etwas Höheres und Besseres zu kräftigen und zu stählen. Möchte diese Stimme nicht verhallen!

Unter den sechzehn Reden, welche hier abgedruckt sind, möchte es in der That schwer seyn, eine Auswahl zu treffen und diejenigen hervorzuheben, die besonderer Aufmerksamkeit oder Beachtung würdig erscheinen: denn sie haben alle in der That eine gleiche anzusprechen; wenn auch bei einzelnen der Gegenstand selbst uns näher zu liegen scheint und dadurch der Inhalt in nähere Beziehung und Berührung mit uns tritt. Der erste Vortrag bespricht das — in neuester Zeit namentlich im Norden Deutschlands, zumal in Preussen ebenfalls viel besprochene — Verhältniss der Gymnasialstudien, und zwar der altclassischen, wie der sogenannt realen zum christlichen Glauben und zur christlichen Kirche, und weist hier jedem dieser Unterrichtszweige seine Stelle an und damit auch die Beziehung desselben zum positiv-christlichen Glauben. In wenigen aber kräftigen, und dadurch desto mehr ansprechenden Zügen ist hier das ganze Verhältniss, auch im Hinblick auf die ganze frühere Bildungsgeschichte unseres Volkes, auf eine so überzeugende Weise entwickelt, dass wohl

nur diejenigen davon sich abwenden, die überhaupt das specifisch und positiv-christliche Element aus unseren Bildungsanstalten verdrängen und sie zu Trägerinnen eines allgemeinen, und eben darum innerlich todten Humanismus machen wollen, der aller inneren Kraft und Haltung ledig und baar, in seiner Verflächtigung nicht einmal das zu leisten vermag, was das antike Heidenthum mit seiner aufopfernden Hingebung und selbst Begeisterung hervorgebracht hat. Der zweite Theil verbreitet sich über den Irrthum einer allgemeinen geistigen Gleichheit der Menschen; der dritte handelt von dem Weltmenschen und von dem Hausmenschen; der vierte vom Amt der Schüler; der fünfte von dem in neuerer Zeit mehrfach den Gymnasien gemachten Vorwurf, dass sie den Geist der Auflehnung nähren; der sechste bespricht die Frage, warum so viel Gutes, das in den Schulen gelernt worden, so bald wieder verloren gehe. Dann folgt ein dem oben genannten ersten Vortrage sich im Inhalt anschliessender Vortrag über die Pflege des kirchlichen Bewusstseyns in den Gelehrtenschulen, und ein anderer über die geschichtliche Erziehung, womit sich noch der Vortrag verbinden lässt, der über die Erziehung, welche die Aufgabe der Gymnasien ist, sich verbreitet. Eine meisterhafte Schilderung des modernen Weltverkehrs und der Gewerbecultur der Neuzeit mit all ihren Folgen und Wirkungen bietet der Vortrag S. 89 ff.: „Von einigen Zeichen der modernen Barbarei." Dasselbe gilt von dem Aufsatz: Von der falschen Prophetie unserer Tage S. 119 ff. er hat uns sehr angesprochen. Ein gleiches Interesse bieten auch die fünf übrigen Reden: Ueber den falschen Communismus; über die Thatenlosigkeit unserer Zeit; über das Verhältniss der Pädagogik zur Theologie; über den Satz: Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. In der letzten Rede: Von einigen vermeintlichen Vorzügen und wirklichen Mängeln unserer Zeit, wird besonders die Unwissenheit und Beschränktheit, die sich bei der jetzigen Generation in allen Sachen des Glaubens und der Kirche kundgibt, und der gänzliche Mangel an allem Rechtsbewusstseyn, der alle Kreise des Lebens verpestet, hervorgehoben und in treffender, wahrhaft zeitgemässer Weise geschildert. Wir bedauern, bei dem beschränkten Raume dieser Blätter keine näheren Belege unseres Urtheils, durch Ausheben einzelner längerer Abschnitte geben zu können, wiewohl in der That die Wahl schwer fallen würde; aber wir zweifeln nicht, dass Alle, die es gut mit unserer Jugendbildung und mit der Zeit überhaupt meinen, diese Reden nicht ohne die vollste Befriedigung aus der Hand legen, dass sie vielmehr sich in jeder Hinsicht geistig gestärkt und gekräftigt fühlen in einer Zeit der Halbheit und Schlaffheit, ja der Charakterlosigkeit, die in dem Abfall vom positiven Glauben ihren letzten Grund hat. Die kräftige, lebensfrische Sprache, die feste und innige Ueberzeugung, die sich hier überall unumwunden ausspricht und den Zeitgeist in seinem wahren Lichte, all seines äussern Schimmers ledig und baar, darstellt, lässt nur wünschen, dass diese Reden überall gelesen und auch beherzigt werden.

Der Gymnasiallehrer in seinem edlen Berufe und als Mensch. Blätter der Erinnerung an Carl Gottfried Siebelis, für seine zahlreichen Schüler und jeden Schulfreund zusammengereiht von Dr. Carl Friedrich Ameis, Prorector am Gymnasium zu Mühlhausen. Gotha. Henning'sche Buchdruckerei. XVIII. und 84 S. in gr. 8.

Wir holen die früher versäumte Anzeige dieser Schrift nach, weil wir glauben, dass dieselbe auch jetzt noch eben so beachtenswerth ist, wie früher, und an ihren Inhalt kein bloss ephemeres Interesse sich knüpft; denn die Schrift, welche zunächst das Gedächtniss an einen der verdientesten Schulmänner Sachsens zu bewahren bestimmt ist, enthält in dem schönen Bilde, das sie uns von der Wirksamkeit desselben vorführt, so viel für jeden Lehrer Beachtenswerthes, in Absicht auf Methode und Behandlung des Unterrichts, vornemlich in den classischen Sprachen des Alterthums, dass wir nur lebhaft wünschen können, es möchten diese Blätter in die Hände recht vieler Lehrer kommen, die, ohne von dem verderblichen Neuerungsgeist der Zeit angesteckt zu seyn, in einer gründlichen Pflege der beiden classischen Sprachen des Alterthums und ihrer Literatur die einzige und wahre Bürgschaft gegen die von allen Seiten her eindringende Barbarei, so wie das einzige sichere Mittel, die Jugend vor Verflachung und Gemeinheit zu bewahren, und damit das einzige wahre Rettungsmittel einer gesunkenen Zeit erkennen. Solchen mögen diese Blätter in der That bestens empfohlen seyn.

Der Unterricht in der deutschen Sprache in niederen und mittleren Bürgerschulen. Für Lehrer bearbeitet von Karl Gruber. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Karlsruhe, Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. 1850. XVI und 265 S. 8.

Als der Herr Verf. im Jahre 1835 den Unterricht in der Mathematik an dem katholischen Schullehrer-Seminar in Ettlingen übernahm, zog, wie wir aus dem Vorworte sehen, der deutsche Sprachunterricht des damaligen Seminardirectors Nabholz gleich anfangs ihn sehr an, weil er hier zum ersten Male dieselben Grundsätze beim Sprachunterrichte befolgt sah, welche ihn beim mathematischen Unterrichte leiteten. Es gewann auch dieser Unterricht, welchem er fortgesetzte Aufmerksamkeit widmete, seine Theilnahme in dem Grade, dass, nachdem im Jahre 1839 Nabholz die Direction des neuerrichteten katholischen Schullehrer-Seminars in Meersburg übernommen, der Herr Verf. sich freiwillig zur Ertheilung eines Theils des Sprachunterrichts verpflichtete. Den vielfältig und dringend an ihn gestellten Forderungen (Vorwort S. I), den von ihm beim Sprachunterricht eingehaltenen Gang zu veröffentlichen, glaubte er nicht entsprechen zu dürfen, weil sich sein Verfahren auf die Nabholz'schen Ansichten stützte und die baldige Herausgabe des Nabholz'schen Sprachunterrichts seit 1839 wiederholt war angekündigt worden. Selbst dann, als in unserm Grossherzogthum die weitere Befolgung des früher von vielen Lehrern eingehaltenen Sprachganges von der Oberschulbehörde verboten und den Seminarien die Weisung ertheilt worden war, dafür Sorge zu tragen, „dass in der Volksschule der

Gebrauch der practischen Sprachlehre von Wurst beseitigt und dafür ein mehr practischer Lehrgang eingehalten werde", zögerte er noch und entschloss sich endlich nur zur Veröffentlichung eines Sprachlehr-Entwurfes und des Lehrverfahrens bei Behandlung des einfachen Satzes. Nachdem nun aber die auf diese Weise entstandenen und unter dem angenommenen Namen „Germanus" erschienenen Hefte (Karlsruhe 1847) in vielen Schulen unseres Landes Eingang gefunden hatten und immer noch keine vollständige Sprachlehre nach der Auffassung des Seminardirectors Nabholz erschienen, hielt er es für seine Pflicht, den Lehrern, welche die früher erschienenen Hefte bei ihrem Unterrichte benutzten, nun auch hiezu den zusammengezogenen Satz zu bieten. Es erschien nun im Jahre 1847 die erste Auflage dieses Unterrichtsbuches. Wäre nun dasselbe ohne die Bekanntschaft mit der Nabholz'schen Sprachauffassung vermuthlich nicht geschrieben worden, so glaubte der Hr. Verf. doch überall der eigenen Auffassung folgen zu müssen und hat zugleich auf jeder Stufe auch andere Sprachwerke, namentlich Becker und Herling, sorgfältig verglichen.

Die Schrift, deren Hauptaufgabe war, auf einfache Weise zu dem Verständnisse des einfachen und zusammengesetzten Satzes zu führen und dadurch zu einem fruchtbringenden Unterrichte zu befähigen, fand bei dem pädagogischen Publikum freundliche Aufnahme. Vielen Lehrern, welche früher keinen ihnen genügenden Lehrgang bei dem deutschen Sprachunterrichte kannten, war das Buch eine willkommene Erscheinung und freudig wurde es von ihnen begrüsst. So war in kurzer Zeit die erste, starke Auflage desselben vergriffen.

Nunmehr erscheint das Werk in der vor uns liegenden zweiten Auflage. Diese heisst mit Recht eine „bedeutend vermehrte." Sie unterscheidet sich von der ersten durch grössere Ausführlichkeit und durch den neu hinzugekommenen zweiten und dritten Theil nebst dem Anhange.

Was nun zunächst den Inhalt des Buches angeht, so besteht es aus drei Theilen und einem Anhange.

Der erste Theil umfasst die Satzlehre, Syntax, (S. 1 bis 145) und behandelt im ersten Abschnitte den einfachen Satz und im zweiten den zusammengesetzten Satz. (Beiordnung der Satztheile — der zusammengezogene Satz —. Beiordnung der Sätze. Die Unterordnung.) Der zweite Theil handelt von der Wortlehre, Etymologie, (S. 146 bis 212) und zwar im ersten Abschnitte von der Wortbildungslehre und im zweiten von der Wortformenlehre. (Das Hauptwort. Das Zeitwort. Das Beiwort — Adjectiv —. Das Fürwort. Das Zahlwort. Das Umstandswort. Das Vorwort.) Der dritte Theil (S. 213 bis 230) gibt die Lehre von den Satzzeichen und der Rechtschreibung in zwei Abschnitten, von welchen der erste von den Satzzeichen und der zweite von der Rechtschreibung handelt. Der Anhang (S. 231 bis 265) theilt die verschiedenen Formen der Sprachdarstellung (deutscher Stil) in ebenfalls zwei Abschnitten (Arten des Stils und die Verslehre).

Nachdem wir nun den reichen und zweckmässig geordneten Inhalt des Buches im Allgemeinen angegeben haben, sey es uns gestattet, näher auf denselben, so wie auf die Methode einzugehen, welche der Verf. bei dem Unterrichte selbst befolgt wissen will.

Wenn von dem Unterrichte in der deutschen Sprache in den niederen und mittleren Schulen die Rede ist, so begegnet man in unserer Zeit gewöhn-

lich drei verschiedenen Ansichten: die Einen halten sich fest an die Becker'sche Methode, und es erscheint Manchem von ihnen die Wurst'sche Abschwächung derselben als ein noch ganz brauchbares Buch; die Andern wollen alle sprachlichen Belehrungen an den Leseunterricht angeknüpft, die Uebrigen, wenigstens in den Volksschulen und den unteren Klassen der höheren Bürgerschulen, von jedem geordneten Sprachgange Umgang genommen haben. Der Herr Verf. sucht die Unrichtigkeit dieser verschiedenen Wege in dem, auch in der 2. Auflage abgedruckten, Vorworte zur 1. Auflage S. IV u. V nachzuweisen, und gibt in der vorliegenden Sprachlehre einen neuen Weg an, der eben so weit von dem rein wissenschaftlichen Studium, als von der Vernachlässigung alles geordneten Sprachunterrichtes liegt, einen Weg, auf dem nicht Theorien entwickelt und Gesetze gegeben werden vor aller Erfahrung, sondern auf dem das Kind vor Allem angeleitet wird, Stoff zu sammeln und an diesem seine Kraft erstarken zu lassen.

Die Darstellungsweise des Herrn Verf. ist kurz und gedrängt, das Buch selbst aber, wie wir schon oben gezeigt, an Inhalt so reich, dass der Lehrer an Volks- und höheren Bürgerschulen nicht leicht in einem Punkte, der in das Gebiet einer Sprachlehre gehört, ohne genügende Auskunft bleiben wird. Aufgefallen ist uns übrigens, dass der Herr Verf. das Buch, dem Titel nach, für „mittlere Bürgerschulen" bestimmte, da doch die hier mitgetheilte Sprachlehre das Bedürfniss der höheren Bürgerschulen vollkommen befriedigt, insofern nicht in derselben ein vergleichender Sprachunterricht verlangt wird; ohne Zweifel wollte er durch diese Bezeichnung andeuten, dass von einem vergleichenden Sprachunterrichte abgesehen worden sei.

Was die wissenschaftliche Seite des Buches betrifft, so findet sich hier, namentlich im ersten Theile, manches Neue. Neu ist z. B. die Eintheilung der Sätze. Der Herr Verf. heisst das Verbum das Verhalten des Gegenstandes, und nennt Sätze, in denen ein Gegenstand durch sein Verhalten auf einen andern Gegenstand wirkt, der ausser ihm ist, äussere Satzverhältnisse oder kurzweg äussere Verhältnisse, z. B. „der Schnee schützt die Saaten"; Sätze, in denen ein Gegenstand durch sein Verhalten auf sich selbst wirkt, z. B. „der Knabe besinnt sich", heissen Selbstverhältnisse, und Sätze, in denen das Verhalten keine Thätigkeit ausdrückt und in denen dasselbe mit dem Gegenstande, von dem es angegeben, auf das Innigste verbunden ist, z. B. „der Schwefelkies ist ein Eisenerz", innere Satzverhältnisse. Eine übersichtliche Zusammenstellung der Arten der Satzverhältnisse findet man in der zu §. 26 gehörigen Tabelle. Auch die schwierigeren Partieen des einfachen Satzes (vergl. z. B. §. 21 und §. 24) sind mit Sorgfalt behandelt, und bei allen Theilen des Buches wird man den einmal eingeschlagenen Gang consequent verfolgt (siehe z. B. die §§. 27. 31. 32. 33), nirgends eine Zusammenstoppelung aus vorhandenen Sprachlehren ohne Durchdringung des mitgetheilten Gegenstandes finden. In dieser Hinsicht ist namentlich auch der zusammengezogene Satz hervorzuheben.

Der Herr Verf. hat aber auch beabsichtigt, eine Anweisung zur Ertheilung eines erziehenden Unterrichtes in der deutschen Sprache zu geben, und, um besser verstanden zu werden, fast einem jeden Paragraphen des ganzen ersten Theiles ein „Lehrverfahren" in kleinem Drucke beigefügt, welches nach

den bei dem Unterrichte ins Auge zu fassenden drei geistigen Verrichtungen: der Erzeugung, Erkenntniss und Nach- oder Selbstbildung abgetheilt ist. In sehr belehrender Weise spricht sich hierüber der Herr Verf. in der Einleitung S. 2 und 3 aus.

Aus dem, was wir bereits angeführt haben, geht hervor, dass man hier keine abstract-rationale Grammatik finden wird, welche schon den Elementarschüler durch Beobachtung des eigenen Geistes und seiner Denkgesetze sprechen lehren will, wohl aber eine deutliche und klare Anweisung, den Schüler der Elementarklassen schon zur Gewandtheit im mündlichen Ausdrucke der im Gesichtskreise des Schülers liegenden oder zu bringenden Anschauungen zu verhelfen. Auf eine einfache Weise wird der Schüler zum Examiniren der Sätze angeleitet, und dieses Durchfragen selbst ist wieder so naturgemäss, dass derselbe dadurch sehr leicht die Bedeutung der einzelnen Satztheile auffindet (vergl. §. 13 S. 30 bis 33). Es sind — nach dem Herrn Verf. — dem Schüler die gebräuchlichsten Sprachformen in möglichster Vollständigkeit zur Anschauung zu bringen; aber für den Anfang und für schwache Schüler genüge es, wenn diese Formen dem Gefühle des Kindes so nahe gelegt werden, dass das Kind mit seinem Sprachgefühle dieselben aufzufassen vermöge und dadurch befähigt werde, den ihm in solchen Formen gebotenen Inhalt zu verstehen. Damit aber kein Lehrer der niederen Schulen bei Absteckung des Lehrgebietes die nothwendig zu setzenden Grenzen überschreite, ist am Schlusse der Satzlehre, der Wortbildungslehre und der Lehre vom Stile jedes Mal angegeben, was daraus in den Unterrichtsplan aufgenommen werden soll. So heisst es z. B. am Schlusse des ersten Theiles S. 145: „In den gewöhnlichen Volksschulen genügt es, wenn der Schüler aus dem Unterrichte in der Satzlehre den Gewinn gezogen hat, dass er die einfachen Sätze von den zusammengesetzten zu unterscheiden, in jedem Satze die Bedeutung der Theile desselben anzugeben, bei einem zusammengesetzten Satze die Art und Bedeutung der Zusammensetzung zu bestimmen weiss, und die Regeln über die Betonung und den Gebrauch der Satzzeichen kennt.“

Dem Vorschlage des Herrn Verf., dass auch in der Volksschule auf den Unterschied zwischen gebundener und ungebundener Rede und auf die Hauptarten des prosaischen und poetischen Stiles aufmerksam gemacht werde, können wir nur insofern beitreten, als dieses in der von demselben angegebenen Weise geschehe, dass sich nämlich diese Belehrungen stets auf die nähere Betrachtung eines Lesestückes oder die Vergleichung mehrerer vorliegenden Lesestücke gründen. In dieser Beziehung heisst es in dem Vorworte S. VII u. VIII: „Die eigentliche Menschwerdung fängt erst an, wenn der Mensch geistiger Vorstellungen fähig, wenn der Sinn für Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit in ihm lebendig wird. Will man daher den Menschen schützen vor dem Versinken in Gemeinheit und Rohheit, so suche man ihm ein Interessen für das Ideale einzuflössen. Wenn dieses auf die rechte Weise geschieht, so wird der Mensch nicht mit seiner künftigen, vielleicht niederen, Lebensweise unzufrieden werden, sondern gerade dadurch das Mittel erlangen, in derselben die nöthige Befriedigung zu finden. Hat z. B. die Schule den Sinn für Pünktlichkeit und Genauigkeit beim Arbeiten zu bilden und anzuüben verstanden, hat sie den Schüler befähigt zur Freude an jeder tüchtigen und regelrechten Ausführung, so hat sie damit einer unerlässlichen Forderung des bürgerlichen Lebens an die Schule

Genüge gethan und einen nicht unbedeutenden Faden in das geistige Band gewoben, welches die Individuen aller Volksklassen mit einander verbinden soll."

Einen wesentlichen Vorzug, welchen diese Sprachlehre vor den uns bekannten hat, sehen wir darin, dass in den fünf ersten Schuljahren der Unterricht in den sogenannten Realien mit dem Sprachunterrichte in Verbindung gebracht, und auf diese Weise nicht nur die Sprachformen, sondern auch der Inhalt zum Gegenstande des Sprachunterrichtes gemacht wird. Der Herr Verf. verlangt ausdrücklich (S. IV u. S. 8), dass die Sprachlehre sich nicht auf einen Unterricht in den Sprachformen beschränke, sondern überall den Sprachinhalt gebührend berücksichtige, und dass die Sprache des Schülers in der That der Ausdruck des Angeschauten, Vorgestellten und Gedachten sei. Wenn die Sprachlehre auch consequent ihren Weg zu verfolgen habe, so soll sie doch eine Menge Anschauungen in ihren Kreis hereinziehen, die dem spätern, naturgeschichtlichen, geographischen und geschichtlichen, Unterrichte zu Gute kommen. So sollen die Kinder schon im ersten Schuljahre Pflanzen, Thiere und Steine, sowie die Thätigkeiten und Beschaffenheiten mancher Gegenstände kennen lernen, auf Spaziergängen eine Anschauung von Feld, Acker, Wiese, Flur, Ebene, Hügel u. s. w. bekommen, und der auf diese Weise gewonnene Stoff soll dann auch zu sprachlichen Zergliederungen benützt werden. Welcher Stoff aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Erdbeschreibung und Geschichte benützt werden könne, ist auf jeder Stufe ausdrücklich angegeben. Man sehe darüber nach auf den Seiten 9. 14. 21. 22. 23. 31. 34. 41. 44. 51. 91 und 113.

Ueber den Unterricht in der Geschichte in den fünf ersten Schuljahren bemerkt der Herr Verf. insbesondere (Vorrede S. IX), dass nur der zum Verständnisse der Geschichte eines Volkes befähigt erscheine, welcher im Stande ist, die Dinge in seiner nächsten Umgebung mit klarem Blicke zu betrachten und zu beurtheilen, dass daher der Mensch sich klar werden müsse über sein Verhältniss zur Familie, zur Schule, zur Gemeinde, um einer richtigen Ansicht über sein Verhältniss zum Staate und über das Staatsleben selbst fähig zu sein. Wie Ersteres zu bewirken sei, ist S. 9 bis 13 angegeben. Aus der Betrachtung des Verhältnisses der Kinder zur Familie, zur Schule, zur Gemeinde, zur Kirche, zum Staate und zum Vaterlande sollen Regeln für das sittliche Leben abgezogen und dem Kopfe und Herzen der Jugend eingeprägt werden. Dabei wird aber verlangt, dass nicht nur von diesen Dingen in der Schule gesprochen werde, sondern dass es unablässige Sorge des Lehrers sei, dass die Kinder auch darnach handeln, und dass sie die geistige Richtung gewinnen, auch darnach handeln zu wollen.

Indem wir die Anzeige dieser Schrift schliessen, können wir uns nicht bergen, ausführlicher gewesen zu sein, als es vielleicht in diesen Blättern hätte geschehen sollen, hoffen aber darin eine Entschuldigung zu finden, dass dieses Lehrbuch zu den wichtigeren Erscheinungen auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur gehört. Es gibt eine bis jetzt weniger bekannte Methode bei dem so wichtigen Unterrichte in der deutschen Sprache, und — was die Hauptsache ist — diese Methode hat sich bereits nicht allein bei dem Unterrichte des Herrn Verfassers, welcher schon seit einer Reihe von Jahren als tüchtiger Lehrer an dem mehrerwähnten Seminarium wirkt, bewährt, sondern auch bei vielen andern Lehrern, welche sie befolgt haben. Und so glauben wir denn auch, dass

diese Schrift in einem weiteren Kreise bekannt zu werden verdient, zumal da sie sich auch durch ihre äussere Ausstattung, durch schönen und correcten Druck und gutes Papier, empfiehlt.

Homer's Frosch- und Mäusekrieg (Batrachomyomachie). Freie Uebertragung in Jamben. Von Johannes Kern. Mit Holzschnitten aus dem Atelier von Braun und Schneider in München. Breslau, 1848. Verlag von Johann Urban Kern. Druck von Gross, Barth und Comp. 47. S. in gr. 8.

Statt des Hexameters, an den die früheren deutschen Bearbeiter dieses Gedichts sich gehalten, hat der Verf. den deutschen Jambus gewählt, um so in einer etwas freieren Uebertragung diese alte Parodie einem grösseren Publikum zugänglicher zu machen und auf diese Weise zur weiteren Verbreitung beizutragen. „Wir leben", schreibt derselbe am Schlusse seines Vorworts, das uns die früheren Ausgaben und die verschiedenen deutschen Bearbeitungen dieses Gedichtes in ziemlicher Vollständigknit verzeichnet und über den Verfasser des Gedichts und dessen Zeitalter die Hauptpunkte mittheilt, „in einer Zeit, wo der Humor nur selten und spärlich auftaucht. Möge es daher erlaubt seyn, einen zwei bis drei tausend Jahre alten poetischen Scherz aufs Neue wieder vorzuführen." Dem Uebersetzer ist sein Streben gelungen: die Uebertragung in fliessenden Jamben liest sich gut und mag darum für ein grösseres Publikum geeignet seyn, welches mit dem Original selbst sich nicht bekannt machen kann.

Die äussere Ausstattung mit den netten, eingedruckten Holzschnitten ist vorzüglich zu nennen.

Μνημόσυνον. *Neugriechische Volkslieder, in den Originalen und mit deutschen Uebersetzungen. Herausgegeben von Justizrath Dr. Theodor Kind. Leipzig, bei Hermann Fritzsche. 1849. VIII. und 29 S. in gr.* 8.

Die achtzehn Neu-Griechischen Volkslieder, welche hier, theils aus einer zu Petersburg 1843 erschienenen Sammlung, theils aus einer zu Athen seit 1848 erscheinenden Zeitschrift, mitgetheilt sind, und zwar nach dem Originaltext mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung, sind unter uns noch gar nicht bekannt, und verdienen nach Form und Inhalt dem, was aus diesem Kreise uns bisher bekannt geworden ist, wohl an die Seite gestellt zu werden. Es sind einfache, gemüthliche, bald mehr heitere, bald mehr ernstere Lieder, die als der treue, ungeschminkte Ausdruck eines noch frischen, unbefangenen Volks- und Naturlebens alle Beachtung verdienen. Selbst die sprachliche Seite wird dabei zu berücksichtigen seyn; manches Neue wird auch hier sich bieten, das zeigen schon die S. 28 und 29 beigefügten, über die drei letzten Lieder aus Trapezunt sich erstreckenden Anmerkungen, welche eine Reihe von minder bekannten oder ungewöhnlichen Formen wie Wörtern besprechen. Dem Herausgeber aber wird man für diese neue Gabe nur neuen Dank schulden.

Die geschichtlichen deutschen Sagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Von Karl Simrock. Frankfurt am Main. Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner 1850. XII. und 531 S. in 8.

Der Herausg. hat diese Sammlung zunächst für die Jugend bestimmt, weil geschichtliche, in das Gewand der Poesie eingekleidete Sagen insbesondere auf jugendliche Gemüther einen Zauber ausüben, der nicht leicht erlöscht, und weil sie so am ersten geeignet sind, den Saamen einer wahren und aufopfernden Vaterlandsliebe schon frühe in solche Herzen zu legen. Leider ist bei dem Jugendunterricht in den letzten Zeiten das reale Element über Gebühr begünstigt und bevorzugt worden; nur auf die Masse der Kenntnisse und den daraus zu ziehenden Gewinn war es abgesehen: Alles Andere ward als nutzlos zurückgestellt. Die Früchte dieses Strebens liegen in einer Reihe so trauriger Erscheinungen vor uns, dass es allerdings noth thut, in der Jugend wieder mehr das ideelle Element zu wecken und zu heben.

Und dass diess mit durch solche poetische Mittheilungen geschehen kann, wird Niemand in Abrede stellen wollen. Wir empfehlen daher diese Sammlung, welche in ihrer ersten und grösseren Abtheilung (S. 3—450) eine passend und zweckmässig veranstaltete Auswahl von hundertsechzig historischen Sagen und Legenden bietet, wie sie von unsern namhaftesten Dichtern poetisch behandelt worden sind. Es sind die Namen von Göthe, Platen, Uhland, Görres, Schlegel, Streckfuss, Kopisch, Chamisso, Rückert, Grüneisen, Wackernagel, Schwab u. A. die uns hier überall neben dem, was von dem Herausg. selbst behandelt worden ist, entgegentreten. Ueber die historischen Quellen dieser hier dichterisch behandelten Sagen hat Herr A. Kaufmann in einem Anhang am Schluss des Ganzen, S. 519—531 die nöthigen Nachweisungen gegeben, wofür man nur dankbar seyn kann. Die zweite Abtheilung (S. 453—518) gibt einige der wichtigsten und bedeutendsten Stücke aus der deutschen Heldensage, meist nach der Bearbeitung des Herausg. wie z. B. der Schwanenritter, die Sagen von Siegfried, der Niebelungenhort u. s. w.

Neutestamentliche Zeitgedichte eines Hoffenden. Frankfurt am Main. Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner 1849. 82 S. in klein 8.

Sechs und zwanzig Gedichte, in den letzten Jahren entstanden und mehr oder minder durch äussere Veranlassungen hervorgerufen, sind hier in eine kleine Sammlung vereinigt, die man nicht ohne mannichfache Befriedigung aus der Hand legen wird. Denn es sind meist die Verirrungen der Zeit, wider die der Dichter (Professor Lange in Zürich) sich erhebt, und diess in einer durchaus ernsten und würdigen, die Gefahren der Zeit und des verderblichen Zeitgeistes wohl bemessenden und davor warnenden Sprache. Dahin gehören besonders die Gedichte: „Die neuen Propheten", „Die Schule der Spiritualisten", „Die Klage der Göttin Freiheit über ihre Pfaffen" u. s. w. Insbesondere hat uns auch der schöne, den traurigen Beziehungen auf Zeitverhältnisse ferne liegende „Lobgesang der Maria", welcher die Sammlung eröffnet, angesprochen. Das Gedicht: „Der neue Julian" schliesst mit den passenden Worten: Mild mög' ihn, der nicht weiss, was er gethan, „Der Genius der Zukunft" richten.

---

1. *Naturbilder von Adolph Bube. Gotha. Druck und Verlag der Stollberg'schen Buchdruckerei 1848. 48 S. in gr. 8.*
2. *Balladen und Romanzen von Adolph Bube. Ebendaselbst 1850. 66 S. in 8.*

So wenig wir sonst in diesen Blättern, bei dem beschränkten Raume derselben, auf die Erscheinungen der schönen Literatur Rücksicht nehmen können, so mag es doch vergönnt seyn, mit Anzeige dieser Naturbilder und Balladen eine Ausnahme zu machen, indem dieselben, bei der Dürre unserer aller Poesie abgeneigten Zeit einen wahrhaft wohlthuenden Genuss bieten und durch ächten poetischen Gehalt sich auszeichnen. Besonders anziehend erschien uns unter diesen Naturschilderungen das Gedicht: „Auf einer Wanderung im Norden", eben so: „Das Nordlicht"; „Die Poesie des Eises"; „Fernes Gebirge" u. A., worauf wir Freunde der Poesie insbesondere aufmerksam machen möchten. Eine schöne Diction, eine durchaus rein gehaltene Versification tritt in diesen Gedichten, wie auch insbesondere in den Balladen und Romanzen, die Mehreres ganz Vorzügliches enthalten, hervor: untern diesen letztern eine Auswahl zu treffen, würde in der That schwer seyn; wir zweifeln nicht, dass sie alle dem Freunde der wahren Poesie eine recht erwünschte Gabe seyn werden.

Friedrich Adolph Krummacher und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten, mitgetheilt von A. W. Möller. Erster Band, mit den Bildnissen Krummacher's und seiner Gemahlin. XII. und 274 S. Zweiter Band. Mit einem Facsimile der Handschrift Krummacher's. VI. und 172 S. in gr. 8. Bremen. Johann Georg Heyse.

Nicht bloss den zahlreichen Verwandten, Freunden und Bekannten Krummacher's werden diese Mittheilungen erwünscht seyn: auch grösseren Kreisen mögen dieselben empfohlen seyn, da uns hier das Bild eines der edelsten und würdigsten Gottesgelehrten entgegentritt, der gleich ausgezeichnet an Herz, Gemüth und Geist, gründliches Wissen damit verband und mehr als ein halbes Jahrhundert segensreich an verschiedenen Orten des nördlichen Deutschlands, zuletzt in Bremen gewirkt, überall aber, im Norden wie im Süden Deutschlands verehrt und geliebt war. Es gewinnt aber dieses Bild der reinsten und edelsten Persönlichkeit noch mehr durch die vielfachen Berührungen mit andern ausgezeichneten und hervorragenden Männern der Zeit, in welche die Wirksamkeit des Mannes fällt, durch die anziehenden häuslichen und verwandtschaftlichen Kreise, in welchen Krummacher sich bewegte, aber auch durch die verschiedenen Schickungen einer Zeit, die schwer auf uns lastete, und die volle Kraft eines gläubigen und gottvertrauenden Gemüthes verlangte, wovon unsere jüngere freche Generation freilich keinen Begriff hat. Den Hauptbestandtheil bilden Krummacher's Briefe; aus ihnen mag der Leser sich ein Bild des Mannes entwerfen, der uns hier, ohne Kunst und Schminke in seiner einfachen Lebensweise, in dem natürlichen Ausdruck seiner Gefühle und Ueberzeugungen geschildert wird. Zur Vervollständigung des Einzelnen hat der Herausg. das Nöthige hinzugefügt und auch im ersten Bande einen Ueberblick, sowohl was das Leben von Krummacher, als das seines, mit ihm so innig verbundenen Freundes und Schwagers, des nur Ein Jahr nach ihm in die Ewigkeit gegangenen Consistorialrath's A. W. P. Mölller, betrifft, gegeben. Manche bisher unbekannt gebliebene Gedichte Krummacher's werden uns bei dieser Gelegenheit mitgetheilt: am Schlusse des Ganzen auch eine Lebenstafel und ein Verzeichniss der Schriften Krummacher's.

Inhalt

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Zweiundvierzigster Jahrgang, 1849.